DIE GRUNDLAGEN DES XIX. JAHRHUNDERTS

VON HOUSTON STEWART CHAMBERLAIN



Unglaublichkeiten

präsentiert

„Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts“

Hinweise zur Formatierung:

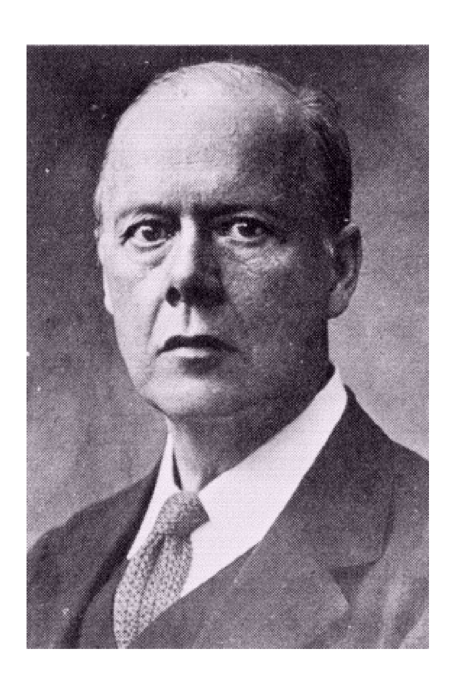
- Quelle des Buches: http://www.hschamberlain.net
- Alle Seitenumbrüche und Seitenzahlen wurden von dieser html-Vorlage übernommen (ab ca. Seite 800 sind einige Seitenzahlen doppelt, dies entspricht jedoch der Vorlage).
- Es handelt sich hier um die „Volksausgabe“. Diese besaß ursprünglich zusätzliche Seitenzahlen am Seitenrand, welche von der inhaltlich identischen „Hauptausgabe“ stammen und auf die sich alle internen Verweise beziehen. Diese Seitenzahlen wurden hier jedoch nicht übernommen.
- Zeilenumbrüche wurden angepasst auf Schriftart „Bookman Old Style“ und Seitengröße A4.

England, im Januar 2004

Houston Stewart Chamberlain

Anglo-German publicist, playwright, cultural critic and race theorist

Sept. 9th, 1855 — Jan. 9th, 1927



Ich bin kein "Schriftsteller". Ich bin ein Mensch, der durch seine Lebensschicksale dahin geführt worden ist, nur mit der Feder wirken zu können, — und der nun die Feder gebraucht, so gut und so schlecht er kann, um bei bestimmten Menschen bestimmte Wirkungen hervorzubringen.

DIE GRUNDLAGEN

DES XIX. JAHRHUNDERTS

VON HOUSTON STEWART CHAMBERLAIN

DIE GRUNDLAGEN
DES
NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERTS

I. HÄLFTE

Im gleichen Verlage ist erschienen:

Kritische Urteile über Chamberlain's Grundlagen des XIX. Jahrhunderts und Immanuel Kant von Dr. R. Batka, Dr. O. Bulle, Prof. Dr. A. Ehrhard, Prof. Dr. W. Golther, Prof. Dr. B. Hatschek, Prof. Dr. H. Hueppe, Prof. Dr. K. Joël, Dr. Hermann Graf Keyserling, Prof. Dr. M. Koch, Prof. Dr. G. Krüger, Dr. Ferd. J. Schmidt, Gust Schönaich, Dr. Karl H. Strobl, Ernst Freiherr von Wolzogen u. A. Mit einer biographischen Notiz über Houston Stewart Chamberlain. Dritte Auflage. 8°. 160 Seiten. Preis 50 Pf.

DRUCK VON C. G. RÖDER G. M. B. H., LEIPZIG

HOUSTON STEWART CHAMBERLAIN

DIE GRUNDLAGEN
DES
NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERTS

I. HÄLFTE

Wir bekennen uns zu dem Geschlecht,
das aus dem Dunkeln ins Helle strebt.
GOETHE

(X. AUFLAGE)
VOLKSAUSGABE

MÜNCHEN 1912

VERLAGSANSTALT F. BRUCKMANN A.-G.

D e m   P h y s i o l o g e n
Hofrat Professor Doktor
JULIUS WIESNER
derzeit Rektor der Universität zu Wien
in Verehrung und Dankbarkeit
zugleich als Bekenntnis bestimmter wissenschaftlicher
und philosophischer Überzeugungen
zugeeignet

VORWORT ZUR ERSTEN AUFLAGE

Der Weisheitsliebende steht mitten
inne zwischen dem Gelehrten und dem Ignoranten.
Plato

Den Charakter dieses Buches bedingt der Umstand, dass sein Verfasser ein ungelehrter Mann ist. Gerade in seiner Ungelehrtheit schöpfte er den Mut zu einem Unternehmen, vor welchem mancher bessere Mann erschrocken hätte zurückweichen müssen. Nur musste natürlich der Verfasser selber hierüber Klarheit besitzen: sein Wollen musste er nach seinem Können richten. Das tat er, ein gedenk des Goethe'schen Wortes: „der geringste Mensch kann komplett sein, wenn er sich innerhalb der Grenzen seiner Fähigkeiten und Fertigkeiten bewegt.“ Nicht einen Augenblick bildete er sich ein, seinem Buche komme wissenschaftlicher Wert zu. Hat er z. B. ziemlich viele Citate und Litteraturnachweise gegeben, so ist das teils zur Ergänzung allzu kurzer Ausführungen, teils als Anregung für ebenso ungelehrte Leser geschehen, manchmal auch als Stütze für Meinungen, die nicht Mode sind; noch eine Erwägung kam hinzu: ein Gelehrter, der über sein Specialfach schreibt — ein Treitschke, ein F. A. Lange, ein Huxley — kann auch ohne sich zu rechtfertigen Behauptungen aufstellen; hier durfte das nicht geschehen; erhält also an einigen Stellen das Buch durch die vielen Anmerkungen ein gelehrtes Aussehen, so wolle man darin nicht Anmassung, sondern ihr Gegenteil erblicken. Ein Prunken mit Wissen und Belesenheit würde lächerlich

bei einem Manne gewesen sein, dessen Wissen nicht auf die Quellen zurückgeht und dem stets als Ideal vorschwebte, nicht möglichst viel zu lesen, sondern so wenig wie nur irgend thunlich und bloss das Allerbeste.

Wer weiss, ob dem heute so verrufenen Dilettantismus nicht eine wichtige Aufgabe bevorsteht? Die Specialisation macht täglich Fortschritte; das muss auch so sein. Wer diplomatische Geschichte schreibt, darf über wirtschaftliche Geschichte nicht mitreden, wer byzantinische Litteratur studiert, hat sich eine so anspruchsvolle Lebensaufgabe erwählt, dass er Schnitzer macht und von den betreffenden Fachmännern zurechtgewiesen wird, sobald er auf frühere oder spätere Zeiten überzugreifen wagt, der Histolog ist heute nur in einem beschränkten, mehr oder weniger dilettantenhaften Sinne des Wortes Zoolog (und umgekehrt), der Systematiker vermag es nicht, wie früher, in der Physiologie etwas von Bedeutung zu leisten: mit einem Wort, die strengste Beschränkung ist jetzt das eiserne Gesetz aller exakten Wissenschaft. Wer sieht aber nicht ein, dass Wissen immer erst an den Grenzscheiden lebendiges Interesse gewinnt? Jedes Fachwissen ist an und für sich vollkommen gleichgültig; erst durch die Beziehung auf Anderes erhält es Bedeutung. Was sollten uns die zehntausend Thatsachen der Histologie, wenn sie nicht zu einer gedankenvollern Auffassung der Anatomie und der Physiologie, zu einer sicheren Erkenntnis mancher Krankheitserscheinungen, zu psychologischen Beobachtungen und, im letzten Grunde, zu einer philosophischen Betrachtung allgemeiner Naturphänomene führten? Das trifft überall zu. Nie z. B. erwächst die Philologie zu hoher Bedeutung für unser ganzes Denken und Thun, als wenn sie auf Probleme der Anthropologie und Ethno-

graphie Anwendung findet und in unmittelbare Beziehung zur Prähistorie des Menschengeschlechts, zur Rassenfrage, zur Psychologie der Sprache u. s. w. tritt; nirgends kann reine Naturwissenschaft gestaltend in das Leben der Gesellschaft eingreifen, ausser wo sie zu philosophischer Würde heranwächst, und da muss doch offenbar entweder der Philosoph nebenbei ein Naturforscher sein oder der Naturforscher philosophieren. Und so sehen wir denn die Fachmänner, obwohl sie es nach ihrer eigenen Lehre nicht dürften, obwohl sie nicht müde werden, das, was sie Dilettantismus heissen, mit dem höchsten Bann zu belegen, wir sehen sie überall ihre Grenzen überschreiten; wer recht aufmerksam nach allen Seiten hin beobachtet, wird die Überzeugung gewinnen, dass die gefährlichsten Dilettanten die Gelehrten selber sind. Zwar an eine mikrokosmische Zusammenfassung wagt sich heute Keiner von ihnen, auch die ihnen zunächst liegenden Fächer vermeiden sie ängstlich, in entfernte springen sie dagegen beherzt hinüber: Juristen sehen wir in der Philologie sich herumtummelen, Metaphysiker den Indologen Sanskrit lehren, Philologen über Botanik und Zoologie mit beneidenswerter Nonchalance reden, Ärzte, deren Ordinationsstunden in urwäldlicher Ungestörtheit verlaufen, sich die Metaphysik zur Leichenschau vornehmen, Theologen über das Alter von Handschriften urteilen, wo man glauben sollte, nur ein historische geübter Grapholog im Bunde mit einem Mikrochemiker besässe hierzu die Kompetenz, Psychologen, die in ihrem Leben keinen Seciersaal betraten, an die genaue Lokalisation der Gehirnfunktionen die interessantesten Hypothesen knüpfen..... Ja, was sehen wir bei den Berühmtesten unserer Zeit? Ein Darwin musste *nolens volens* Philosoph werden, sogar ein wenig

Theolog, ein Schopenhauer hielt seine „Vergleichende Anatomie“ für seine beste Schrift, Hegel schrieb eine Weltgeschichte, Grimm widmete seine besten Jahre juristischen Aufgaben, Jhering, der grosse Rechtslehrer, fühlte sich nirgends so wohl wie beim Aufbau etymologischer und archäologischer Luftschlösser! Kurz, die Reaktion gegen die enge Knechtschaft der Wissenschaft bricht sich gerade bei den Gelehrten Bahn; nur die Mittelmässigen unter ihnen halten es dauernd in der Kerkerluft aus; die Begabten sehnen sich nach dem Leben und fühlen, dass jegliches Wissen nur durch die Berührung mit einem anderen Wissen Gestalt und Sinn gewinnt.

Sollte nun ein aufrichtiger, offen eingestandener Dilettantismus nicht gewisse Vorzüge vor dem versteckten haben? Wird nicht die Lage eine deutlichere sein, wenn der Verfasser gleich erklärt: ich bin auf keinem Felde ein Fachgelehrter? Ist es nicht möglich, dass eine umfassende Ungelehrtheit einem grossen Komplex von Erscheinungen eher gerecht werden, dass sie bei der künstlerischen Gestaltung sich freier bewegen wird als eine Gelehrsamkeit, welche durch intensiv und lebenslänglich betriebenes Fachstudium dem Denken bestimmte Furchen eingegraben hat? Wenn nur nicht alle methodischen Grundlagen fehlen, wenn die Absicht eine edle, nützliche ist, das Ziel ein klares, die Hand am Steuerruder eine feste, welche das Schiff zwischen der steilen Scylla der reinen Wissenschaft (einzig den ihr Geweihten erreichbar) und der Charybdis der Verflachung sicher hindurchzusteuern vermag, wenn aufopferungsvoller Fleiss dem Ganzen den Stempel ehrlicher Arbeit aufdrückt, dann darf der ungelehrte Mann ohne Scheu eingestehen, was ihn beschränkt, und dennoch auf Anerkennung hoffen.

Ganz ohne wissenschaftliche Schulung ist der Verfasser dieses Buches nicht, und, hat ihn auch eine Fügung des Schicksals aus der erwählten Laufbahn entfernt, so hat er sich doch, neben dem unvergänglichen Eindruck der Methodik und der unbedingten Achtung vor den Thatsachen, welche die Naturforschung ihren Jüngern einprägt, für alle Wissenschaft Verehrung und leidenschaftliche Liebe bewahrt. Jedoch er durfte und er musste sich sagen, dass es etwas giebt, höher und heiliger als alles Wissen: das ist das Leben selbst. Was hier geschrieben steht, ist e r l e b t. Manche thatsächliche Angabe mag ein überkommener Irrtum, manches Urteil ein Vorurteil, manche Schlussfolgerung ein Denkfehler sein, ganz unwahr ist nichts; denn die verwaiste Vernunft lügt häufig, das volle Leben nie: ein bloss Gedachtes kann ein luftiges Nichts, die Irrfahrt eines losgerissenen Individuums sein, dagegen wurzelt ein tief Gefühltes in Ausser- und Überpersönlichem, und mag auch Vorurteil und Ignoranz die Deutung manchmal fehlgestalten, ein Kern lebendiger Wahrheit m u s s darin liegen.

Als Wappeninschrift hat der Verfasser den Spruch geerbt:

Spes et Fides.

Er deutet ihn auf das Menschengeschlecht. So lange es noch echte Germanen auf der Welt giebt, so lange können und wollen wir hoffen und glauben.[1]) Dies die Grundüberzeugung, aus der das vorliegende Werk hervorgegangen ist.

---

[1]) Über die genaue Bedeutung, welche in diesem Buche dem Worte „Germane“ beigelegt wird, siehe das sechste Kapitel.

Was hier vorliegt, ist als erster Teil eines umfassender gedachten Werkes entstanden, wie das die allgemeine Einleitung meldet. Dieser Teil bildet aber ein durchaus selbständiges Ganzes, welches die „Grundlagen“ der Strömungen, Ideen, Gestaltungen unseres Jahrhunderts behandelt. Der zweite Teil wird erst dann erscheinen, wenn die vielen fachmännischen Sammelwerke über das neunzehnte Jahrhundert vollendet vorliegen, so dass ein zusammenfassender Überblick möglich wird, ohne die Gefahr, Wesentliches übersehen zu haben. Inzwischen bildet dieser Teil eine Ergänzung zu jenen Specialerörterungen, sowie zu jedem Überblick über die Geschichte des Jahrhunderts, eine Ergänzung, welche hoffentlich Manchem ebenso sehr Bedürfnis sein wird, wie es dem Verfasser Bedürfnis war, sich gerade über diese Grundlagen Klarheit zu verschaffen.

Es erübrigt noch festzustellen, dass dieses Buch sein Entstehen der Initiative des Verlegers, Herrn Hugo Bruckmann, verdankt. Kann er insofern von einer gewissen Verantwortlichkeit nicht freigesprochen werden — denn er hat dem Verfasser ein Ziel gesteckt, an das er sonst kaum zu denken gewagt hätte — so ist es Diesem zugleich ein Bedürfnis, seinem Freunde Bruckmann öffentlich für das Interesse und die Unterstützung zu danken, die er dem Werke in allen Stadien seiner Entstehung gewidmet hat. Warmen Dank schuldet der Verfasser ebenfalls seinem innig verehrten Freunde, Herrn Gymnasialoberleher, Professor Otto Kuntze in Stettin, für die gewissenhafte Durchsicht des ganzen Manuskriptes, sowie für manchen wertvollen Wink.

W i e n, im Herbst 1898.

Houston Stewart Chamberlain

VORWORT ZUR VOLKSAUSGABE

Möchten sie Vergangenes mehr beherz'gen,
Gegenwärt'ges, formend, mehr sich eignen,
Wär' es gut für alle; solches wünscht' ich.
Goethe

Im Jahre 1899 erschien das vorliegende Werk in erster Auflage; seitdem hat es ein so andauerndes und lebhaftes Interesse erweckt, dass Verleger und Verfasser sich ermutigt finden, es durch Veranstaltung einer billigeren Ausgabe weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Diese Volksausgabe ist ein ungekürzter Abdruck der grossen Originalausgabe, und zwar ein sorgfältig durchgesehener und vielfach ergänzter Abdruck. Die „Nachträge“ der dritten und folgenden Auflagen sind in den Text aufgenommen worden; zahlreiche neue Litteraturangaben sollen dem Leser bei weiteren Studien behilflich sein. Gestrichen sind lediglich die Vorworte zu allen Auflagen ausser der ersten; diejegenen zu der zweiten und fünften sind ohne Bedeutung, die ziemlich umfangreichen zu der dritten und vierten Auflage sind auch einzeln im Buchhandel zu haben; wer sich für Polemik interessiert, kann sie also leicht beschaffen, wogegen das Buch nur gewinnen kann, wenn es in seiner ursprünglichen Gestalt dasteht, gereinigt von diesen von aussen aufgedrungenen Zuthaten.

Einige stilistische Änderungen — hier und da auch tiefer eingreifende — dienen hoffentlich dem Buche als wirkliche „Verbesserungen“. Im Übrigen aber hat sich

der Verfasser nach reiflichster Überlegung nicht entschliessen können, Umgestaltungen vorzunehmen, auch dort nicht, wo er selber an der Darstellung manches auszusetzen weiss oder wo seine Überzeugungen seither bestimmtere Gestalt gewonnen haben. In dem Vorwort zu der ersten Auflage hatte er gesagt: was hier geschrieben steht, ist erlebt; in dieser Thatsache wurzelt die Wirkung des Buches; an dem lebendig Erzeugten kann man aber nicht nachträglich, wie an einem künstlichen Gedankengespinst, nach Belieben herumbessern; als ein Individuum steht es da und muss es weiter bestehen, mit allen Unzulänglichkeiten behaftet, die ihm von Anfang an eignen, zugleich aber mit unzerstörbaren Kräften begabt, wie solche nur aus wahrem Leben entspriessen.

Im Interesse des Lesers sind die Seitenzahlen der Hauptausgabe (bei allen Auflagen übereinstimmend) am Rande angegeben und beziehen sich die Angaben der Inhaltsübersicht und des Registers sowie die Verweisungen im Text des Buches auf diese.

Die Korrektur dieser Volksausgabe hat des Verfassers verehrter, lieber Freund und treuer Ratgeber, Professor Otto Kuntze in Stralsund, an seine Stelle übernommen, für welche Mühewaltung er ihm hiermit den gebührenden Dank öffentlich ausspricht.

W i e n, im Jahre 1906

Houston Stewart Chamberlain

INHALTSÜBERSICHT.[1])

---

[1]) Alle Ziffern, auch bei den Verweisungen im Text des Buches, beziehen sich auf die Seitenzahlen der Hauptausgabe, die hier in dieser Volksausgabe als Marginalien wiederholt sind.

ALLGEMEINE EINLEITUNG

Alles beruht auf Inhalt, Gehalt und Tüchtigkeit eines zuerst aufgestellten Grundsatzes und auf der Reinheit des Vorsatzes.
Goethe

Plan des Werkes

Da das Werk, dessen erstes Buch hier vorliegt, nicht aus aneinandergereihten Bruchstücken bestehen soll, sondern gleich anfangs als eine organische Einheit concipiert und in allen seinen Teilen ausführlich entworfen wurde, muss es die vorzüglichste Aufgabe dieser allgemeinen Einleitung sein, Aufschluss über den Plan des vollständigen Werkes zu geben. Zwar bildet dieses erste Buch ein abgeschlossenes Ganzes, doch wäre dieses Ganze nicht das, was es ist, wenn es nicht als Teil eines besonderen grösseren Gedankens entstanden wäre. Dieser Gedanke muss also „dem Teil, der anfangs alles ist“, vorausgeschickt werden.

Welche Beschränkungen dem Einzelnen auferlegt werden, wenn er einer unübersehbaren Welt von Thatsachen allein entgegentritt, das bedarf nicht erst ausführlicher Erörterung. Wissenschaftlich lässt sich die Bewältigung einer derartigen Aufgabe gar nicht versuchen; einzig künstlerische Gestaltung vermag hier (im glücklichen Falle), getragen von jenen geheimen Parallelismen zwischen dem Geschauten und dem Gedachten, von jenem Gewebe, welches — äthergleich — die Welt nach jeder Richtung allverbindend durchzieht, ein Ganzes hervorzubringen, und zwar, trotzdem nur einiges Wenige, nur Bruchstücke verwendet werden. Gelingt dies dem Künstler, so war sein Werk nicht überflüssig; denn ein Unübersehbares ist nunmehr übersichtlich geworden, ein Ungestaltetes hat Gestalt gewonnen. Für diesen Zweck ist nun der Vereinzelte gegenüber einer Vereinigung selbsttüchtiger Männer insofern im Vorteil, als nur der Einzelne einheitlich formen kann. Diesen seinen einzigen Vorteil muss er

zu benutzen wissen. — Kunst k a n n nur als Ganzes, Abgeschlossenes in die Erscheinung treten; Wissenschaft dagegen ist notwendigerweise Bruchstück. Kunst vereint, Wissenschaft trennt. Kunst gestaltet, Wissenschaft zergliedert Gestalten. Der Mann der Wissenschaft steht gewissermassen auf einem archimedischen Punkte ausserhalb der Welt: das ist seine Grösse, seine sogenannte „Objektivität"; das bildet aber auch seine offenbare Schwäche; denn sobald er das Gebiet des thatsächlich Beobachteten verlässt, um die Mannigfaltigkeit der Erfahrung zur Einheit der Vorstellung und des Begriffes zu reduzieren, hängt er in Wahrheit an Fäden der Abstraktion im leeren Raume. Dagegen steht der Künstler im Mittelpunkt der Welt (das heisst also seiner Welt), und so weit seine Sinne reichen, so weit reicht auch seine Gestaltungskraft; denn diese ist ja die Bethätigung seines individuellen Daseins in lebendiger Wechselwirkung mit der Umgebung. Deswegen darf man ihm aber auch aus seiner „Subjektivität" keinen Vorwurf machen, denn sie ist die Grundbedingung seines Schaffens. — Nun handelt es sich aber im vorliegenden Falle um einen historisch genau umschriebenen und ewig festgebannten Gegenstand. Unwahrheit wäre lächerlich, Willkür unerträglich; der Verfasser darf also nicht mit Michelangelo sprechen: in dieses Blatt, in diesen Stein kommt kein Inhalt, den i c h nicht hineinlege:

> *in petra od in candido foglio*
> *Che nulla ha dentro, et evvi ci ch'io voglio!*

Im Gegenteil, unbedingte Achtung vor den Thatsachen muss sein Leitstern sein. Er darf nicht Künstler im Sinne des freischöpferischen Genies sein, sondern nur in dem beschränkten Verstande eines an die Methoden der Kunst sich Anlehnenden. Gestalten soll er, doch nur das, was da ist, nicht das, was seine Phantasie ihm etwa vorspiegelt. Geschichtsphilosophie ist eine Wüste, Geschichtsphantasie ein Narrenhaus. Darum müssen wir von jenem künstlerischen Gestalter eine durchaus positive Geistesrichtung und ein streng wissenschaftliches Gewissen fordern. Ehe er meint, muss er wissen; ehe er gestaltet, muss er prüfen.

Er darf sich nicht Herr wähnen, er ist Diener: Diener der Wahrheit.

Obige Bemerkungen reichen wohl hin, um über die allgemeinen Grundsätze zu orientieren, welche bei dem Entwurf des vorliegenden Werkes massgebend waren. Jetzt wollen wir aus den luftigen Höhen der philosophischen Betrachtungen zur Erde niedersteigen. Ist die Gestaltung des vorhandenen Materials in allen derartigen Fällen die einzige Aufgabe, die der Einzelne sich zutrauen darf, wie hat er hier, in diesem besonderen Falle, die Gestaltung zu versuchen?

Das neunzehnte Jahrhundert! Das Thema dünkt unerschöpflich; ist es auch. Nur dadurch konnte es „gebändigt“ werden, dass es weiter gefasst wurde. Das scheint paradox, ist aber wahr. Sobald der Blick lange und liebend auf der Vergangenheit geruht hat, aus der unter so vielen Schmerzen die Gegenwart hervorgegangen ist, sobald das lebhafte Empfinden der grossen geschichtlichen Grundthatsachen heftig widerstreitende Gefühle im Herzen in Bezug auf den heutigen Tag erregt hat: Furcht und Hoffnung, Empörung und Begeisterung, alle in eine Zukunft hinausweisend, deren Gestaltung unser Werk sein muss und der wir nunmehr mit sehnsuchtsvoller Ungeduld entgegensehen, entgegenarbeiten — da schrumpft das grosse unübersehbare neunzehnte Jahrhundert auf ein verhältnismässig Geringes zusammen; wir haben gar nicht mehr die Zeit, uns bei Einzelheiten aufzuhalten, nur die grossen Züge wollen wir fest und klar vor Augen haben, damit wir wissen, wer wir sind und wohin unser Weg geht. Nunmehr ist die Perspektive für das gesteckte Ziel günstig; nunmehr kann der Einzelne sich heranwagen. Der Grundriss seines Werkes ist ihm so deutlich vorgezeichnet, dass er ihn nur getreulich nachzuzeichnen braucht.

Der Grundriss meines Werkes ist nun folgender. In dem hier vorliegenden Buch behandle ich die vorangegangenen achtzehn Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, wobei mancher Blick auch auf ferner zurückliegende Zeiten fällt; doch handelt es sich hierbei keineswegs um eine Geschichte der Vergangenheit, sondern einfach um jene Vergangenheit, welche heute noch lebendig

ist; und zwar ist das so viel und die genaue, kritische Kenntnis davon ist für jedes Urteil über die Gegenwart so unentbehrlich, dass ich das Studium dieser „Grundlagen“ des 11. Säculums fast für das wichtigste Geschäft des ganzen Unternehmens halten möchte. Ein zweites Buch wäre diesem Jahrhundert selbst gewidmet; natürlich könnte es sich in einem derartigen Werk nur um die grossen leitenden Ideen handeln, und zwar wäre diese Aufgabe durch das vorangegangene erste Buch, in welchem das Auge immer wieder auf das 19. Jahrhundert gerichtet worden war, unendlich vereinfacht und erleichtert. Ein Anhang würde dem Versuch gelten, die Bedeutung des Jahrhunderts annähernd zu bestimmen; dies kann nur durch den Vergleich geschehen, wozu wieder das erste Buch den Boden bereitet hätte; hierdurch entsteht aber ausserdem eine Art Ahnung der Zukunft, kein willkürliches Phantasiebild, sondern gleichsam ein Schatten, den die Gegenwart im Lichte der Vergangenheit wirft. Jetzt erst stünde das Jahrhundert ganz plastisch vor unseren Augen — nicht in Gestalt einer Chronik oder eines Lexikons, sondern als ein lebendiges „körperhaftes“ Gebilde.

Soviel über den allgemeinen Grundriss. Damit er aber selber nicht so schattenhaft bleibe wie die Zukunft, muss ich jetzt einiges Nähere über die Ausführung mitteilen. Was allerdings die besonderen Ergebnisse meiner Methode anbelangt, so glaube ich sie nicht schon hier vorweg nehmen zu sollen, da sie nur im Zusammenhang der ungekürzten Darlegung überzeugend wirken können.

Die Grundlagen

In diesem ersten Buch musste ich also die Grundlagen aufzufinden suchen, auf welchen das 19. Jahrhundert ruht; dies dünkte mich, wie gesagt, die schwerste und wichtigste Pflicht des ganzen Vorhabens; darum widmete ich diesem Teil einen Doppelband. Denn in der Geschichte heisst Verstehen: die Gegenwart aus der Vergangenheit sich entwickeln sehen; selbst wo wir vor einem weiter nicht zu Erklärenden stehen, was bei jeder hervorragenden Persönlichkeit, bei jeder neu eintretenden Volksindividualität der Fall ist, sehen wir diese an Vorangegangenes an-

knüpfen und finden dann selber auch nur dort den unentbehrlichen Anknüpfungspunkt für unser Urteil. Ziehen wir eine imaginäre Grenze zwischen dem 19. Jahrhundert und den vorangegangenen, so schwindet mit einem Schlage jede Möglichkeit eines kritischen Verständnisses. Das neunzehnte Jahrhundert ist nämlich nicht das Kind der früheren — denn ein Kind fängt das Leben von Neuem an — vielmehr ist es ihr unmittelbares Erzeugnis: mathematisch betrachtet eine Summe, physiologisch eine Alterstufe. Wir erbten eine Summe von Kenntnissen, Fertigkeiten, Gedanken u. s. w., wir erbten eine bestimmte Verteilung der wirtschaftlichen Kräfte, wir erbten Irrtümmer und Wahrheiten, Vorstellungen, Ideale, Aberglauben: manches so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, dass wir wähnen, es könne nicht anders sein, manches verkümmert, was früher viel verhiess, manches so urplötzlich in die Höhe geschossen, dass es den Zusammenhang mit dem Gesamtleben fast eingebüsst hat, und, während die Wurzeln dieser neuen Blumen in vergessene Jahrhunderte hinunterreichen, die phantastischen Blütenrispen für unerhört Neues gehalten werden. Vor Allem erbten wir das Blut und den Leib, durch die und in denen wir leben. Wer die Mahnung „E r k e n n e d i c h s e l b s t“ ernst nimmt, wird bald zur Erkenntnis gelangen, dass sein Sein mindestens zu neun Zehnteln ihm nicht selber angehört. Und das gilt ebenso von dem Geist eines ganzen Jahrhunderts. Ja, der hervorragende Einzelne, der vermag es, indem er über seine physische Stellung in der Menschheit sich klar wird und sein geistiges Erbe analytisch zergliedert, zu einer relativen Freiheit durchzudringen; so wird er sich seiner Bedingtheit wenigstens bewusst, und, kann er sich auch selber nicht umwandeln, er kann wenigstens auf die Richtung der Weiterentwickelung Einfluss gewinnen; ein ganzes Jahrhundert dagegen eilt unbewusst wie es das Schicksal treibt: sein Menschenmaterial ist die Frucht dahingeschwundener Generationen, sein geistiger Schatz — Korn und Spreu, Gold, Silber, Erz und Thon — ist ein ererbter, seine Richtungen und Schwankungen ergeben sich mit mathematischer Notwendigkeit aus den vorhergegangenen Bewegungen. Nicht allein also der Vergleich, nicht allein die Feststellung der

charakteristischen Merkmale, der besonderen Eigenschaften und Leistungen unseres Jahrhunderts ist ohne Kenntnis der vorangegangenen unmöglich, sondern wir vermögen es auch nicht, irgend etwas über dieses Jahrhundert an und für sich auszusagen, wenn wir nicht zunächst Klarheit erlangt haben über das M a t e r i a l, aus welchem wir leiblich und geistig aufgebaut sind. Dies ist, ich wiederhole es, das allerwichtigste Geschäft.

Der Angelpunkt

Da ich nun in diesem Buche an die Vergangenheit anknüpfe, war ich gezwungen, ein historisches Zeitschema zu entwerfen. Doch, insofern meine Geschichte einem unmessbaren Augenblick — der Gegenwart — gilt, der keinen bestimmten zeitlichen Abschluss gestattet, bedarf sie ebensowenig eines zeitlich bestimmten Anfangs. Das 19. Jahrhundert weist hinaus in die Zukunft, es weist auch zurück in die Vergangenheit: in beiden Fällen ist eine Begrenzung nur der Bequemlichkeit halber zulässig, doch nicht in den Thatsachen gegeben. Im Allgemeinen habe ich das Jahr 1 der christlichen Zeitrechnung als den Anfang unserer Geschichte betrachtet und habe diese Auffassung in den einleitenden Worten zum ersten Abschnitt näher begründet; doch wird man sehen, dass ich mich nicht sklavisch an dieses Schema gehalten habe. Sollten wir jemals wirkliche Christen werden, dann allerdings wäre dasjenige, was hier nur angedeutet, nicht ausgeführt werden konnte, eine historische Wirklichkeit, denn das würde die Geburt eines neuen Geslechtes bedeuten: vielleicht wird das vierundzwanzigste Jahrhundert, bis zu welchem etwa die Schatten des neunzehnten in schmalen Streifen sich erstrecken, klarere Umrisse zeichnen können? Musste ich nun Anfang und Ende in eine unbegrenzte *penombra* sich verlaufen lassen, umso unumgänglicher bedurfte ich eines scharfgezogenen Mittelstriches, und zwar konnte ein beliebiges Datum hier nicht genügen, sondern es kam darauf an, den Angelpunkt der Geschichte Europas zu bestimmen. Das Erwachen der Germanen zu ihrer welthistorischen Bestimmung als Begründer einer durchaus neuen Civilisation und einer durchaus neuen Kultur bildet diesen Angelpunkt; das Jahr 1200 kann als der mittlere Augenblick dieses Erwachens bezeichnet werden.

Dass die nördlichen Europäer die Träger der Weltgeschichte geworden sind, wird wohl kaum jemand zu leugnen sich vermessen. Zwar standen sie zu keiner Zeit allein, weder früher noch heute; im Gegenteil, von Anfang an entwickelte sich ihre Eigenart im Kampfe gegen fremde Art, zunächst gegen das Völkerchaos des verfallenen römischen Imperiums, nach und nach gegen alle Rassen der Welt; es haben also auch Andere Einfluss — sogar grossen Einfluss — auf die Geschicke der Menschheit gewonnen, doch dann immer nur als Widersacher der Männer aus dem Norden. Was mit dem Schwert in der Hand ausgefochten wurde, war das Wenigste; der wahre Kampf war der K a m p f u m d i e I d e e n, wie ich das in den Kapiteln 7 und 8 dieses Werkes zu zeigen versucht habe; dieser Kampf dauert noch heute fort. Waren aber die Germanen bei der Gestaltung der Geschichte nicht die Einzigen, so waren sie doch die Unvergleichlichen: alle Männer, die vom 6. Jahrhundert ab als wahre G e s t a l t e r der Geschicke der Menschheit auftreten, sei es als Staatenbildner, sei es als Erfinder neuer Gedanken und origineller Kunst, gehören ihnen an. Was die Araber gründen, ist von kurzer Dauer; die Mongolen zerstören, aber schaffen nichts; die grossen Italiener des *rinascimento* stammen alle aus dem mit lombardischem, gotischem und fränkischem Blute durchsetzten Norden oder aus dem germano-hellenischen äussersten Süden; in Spanien bilden die Westgoten das Lebenselement; die Juden erleben ihre heutige „Wiedergeburt“, indem sie sich auf jedem Gebiete möglichst genau an germanische Muster anschmiegen. Von dem Augenblick ab, wo der Germane erwacht, ist also eine neue Welt im Entstehen, eine Welt, die allerdings nicht rein germanisch wird genannt werden können, eine Welt, in welcher gerade im 19. Jahrhundert neue Elemente aufgetreten sind, oder wenigstens Elemente, die früher bei dem Entwickelungsprozess weniger beteiligt waren, so z. B. die früher reingermanischen, nunmehr durch Blutmischungen fast durchwegs „entgermanisierten“ Slaven und die Juden, eine Welt, die vielleicht noch grosse Rassenkomplexe sich assimilieren und mithin entsprechende, abweichende Einflüsse in sich aufnehmen

wird, jedenfalls aber eine n e u e Welt und eine n e u e Civilisation, grundverschieden von der helleno-römischen, der turanischen, der ägyptischen, der chinesischen und allen anderen früheren oder zeitgenössischen. — Als den Anfang dieser neuen Civilisation, d. h. als den Augenblick, wo sie begann, der Welt ihren besonderen Stempel aufzudrücken, können wir, glaube ich, das 13. Jahrhundert bestimmen. Zwar hatten Einzelne schon weit früher germanische Eigenart in kultureller Thätigkeit bewährt — wie König Alfred, Karl der Grosse, Scotus Erigena u. s. w. — doch nicht Einzelne, sondern Gesamtheiten machen Geschichte; diese Einzelnen waren nur Vorbereiter gewesen; um eine civilisatorische Gewalt zu werden, musste der Germane in breiten Schichten zur Bethätigung seines Eigenwillens im Gegensatz zu dem ihm aufgedrungenen fremden Willen erwachen und erstarken. Das geschah nicht auf einmal, es geschah auch nicht auf allen Lebensgebieten zugleich; insofern ist die Wahl des Jahres 1200 als Grenze eine willkürliche, doch glaube ich sie in folgendem rechtfertigen zu können und habe alles gewonnen, wenn es mir hierdurch gelingt, jene beiden Undinge — die Begriffe eines M i t t e l a l t e r s und einer R e n a i s s a n c e — zu beseitigen, durch welche mehr als durch irgend etwas anderes das Verständnis unserer Gegenwart nicht allein verdunkelt, sondern geradezu unmöglich gemacht wird. An die Stelle dieser Schemen, welche Irrtümer ohne Ende erzeugen, wird dann die einfache und klare Erkenntnis treten, dass unsere gesamte heutige Civilisation und Kultur das Werk einer bestimmten Menschenart ist: des G e r m a n e n.[1]) Es ist unwahr, dass der germanische Barbar die sogenannte „Nacht des Mittelalters“ heraufbeschwor; vielmehr folgte diese Nacht auf den intellektuellen und moralischen Bankrott des durch das untergehende römische Imperium grossgezogenen rassenlosen Menschenchaos; ohne den Germanen

---

[1]) Unter diesem Namen fasse ich die verschiedenen Glieder der einen grossen nordeuropäischen Rasse zusammen, gleichviel ob Germanen im engeren, taciteischen Sinne des Wortes oder Kelten oder echte Slaven — worüber alles Nähere im sechsten Kapitel nachzusehen ist.

hätte sich ewige Nacht über die Welt gesenkt; ohne den unaufhörlichen Widerstand der Nichtgermanen, ohne den unablässigen Krieg, der heute noch aus dem Herzen des nie ausgetilgten Völkerchaos gegen alles Germanische geführt wird, hätten wir eine ganz andere Kulturstufe erreicht, als diejenige, deren Zeuge das 19. Jahrhundert war. Ebenso unwahr ist es, dass unsere Kultur eine Wiedergeburt der hellenischen und der römischen ist: erst durch die Geburt der Germanen wurde die Wiedergeburt vergangener Grossthaten möglich, nicht umgekehrt; und dieser *rinascimento*, dem wir ohne Frage für die Bereicherung unseres Lebens ewigen Dank schuldig sind, wirkte dennoch mindestens ebenso hemmend wie fördernd und warf uns auf lange Zeit aus unserer gesunden Bahn heraus. Die mächtigsten Schöpfer jener Epoche — ein Shakespeare, ein Michelangelo — können kein Wort griechisch oder lateinisch. Die wirtschaftliche Entwickelung — die Grundlage unserer Civilisation — findet im Gegensatz zu klassischen Traditionen und im blutigen Kampfe gegen imperiale Irrlehren statt. Der grösste aller Irrtümer ist aber die Annahme, dass unsere Civilisation und Kultur der Ausdruck eines allgemeinen F o r t s c h r i t t e s d e r M e n s c h h e i t s e i ; es zeugt keine einzige Thatsache der Geschichte für diese so beliebte Deutung (wie ich das im neunten Kapitel dieses Buches unwiderleglich dargethan zu haben glaube); inzwischen schlägt uns diese hohle Phrase mit Blindheit und wir sehen nicht ein — was doch klar vor Aller Augen liegt — dass unsere Civilisation und Kultur, wie jede frühere und jede andere zeitgenössische, das Werk einer bestimmten, individuellen Menschenart ist, einer Menschenart, die hohe Gaben, doch auch enge, unübersteigbare Schranken, wie alles Individuelle, besitzt. Und so schwärmen unsere Gedanken in einem Grenzenlosen, in einer hypothetischen „Menschheit“ herum, achten aber dabei des konkret Gegebenen und des in der Geschichte einzig Wirksamen, nämlich des bestimmten Individuums, gar nicht. Daher die Unklarheit unserer geschichtlichen Gliederungen. Denn, zieht man einen Strich durch das Jahr 500, einen zweiten durch das Jahr 1500, und nennt diese tausend Jahre das Mittelalter, so hat man den organischen Körper der Ge-

schichte nicht zerlegt wie ein kundiger Anatom, sondern zerhackt wie ein Fleischer. Die Einnahme Roms durch Odoaker und durch Dietrich von Bern sind nur Episoden in jenem Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte, der ein Jahrtausend gewährt hat; das Entscheidende, nämlich die Idee des unnationalen Weltimperiums, hörte hiermit so wenig auf zu sein, dass sie im Gegenteil aus der Dazwischenkunft der Germanen auf lange hinaus neues Leben schöpfte. Während also das Jahr 1, als (ungefähres) Geburtsjahr Christi, ein für die Geschichte des Menschengeschlechts und auch für die blosse Historie ewig denkwürdiges Datum festhält, besagt das Jahr 500 gar nichts. Noch schlimmer steht es um das Jahr 1500; denn ziehen wir hier einen Strich, so ziehen wir ihn mitten durch alle bewussten und unbewussten Bestrebungen und Entwickelungen — wirtschaftliche, politische, künstlerische, wissenschaftliche — die auch heute unser Leben ausfüllen und einem noch fernen Ziele zueilen. Will man durchaus den Begriff „Mittelalter“ festhalten, so lässt sich leicht Rat schaffen: dazu genügt die Einsicht, dass wir Germanen selber, mitsamt unserem stolzen 19. Jahrhundert, in einer „mittleren Zeit“ (wie die alten Historiker zu schreiben pflegten), ja, in einem echten Mittelalter mittendrin stecken. Denn das Vorwalten des Provisorischen, des Übergangsstadiums, der fast gänzliche Mangel an Definitivem, Vollendetem, Ausgeglichenem ist ein Kennzeichen unserer Zeit; wir sind in der „Mitte“ einer Entwickelung, fern schon vom Anfangspunkte, vermutlich noch fern vom Endpunkte.

Einstweilen möge das Gesagt zur Abweisung anderer Einteilungen, genügen; die Überzeugung, dass hier nicht willkürliches Gutdünken, sondern die Anerkennung der einen, grossen, grundlegenden Thatsache aller neueren Geschichte vorliegt, wird sich aus dem Studium des ganzen Werkes ergeben. Doch kann ich nicht umhin, meine Wahl des Jahres 1200 als eines mittleren bequemen Datums noch kurz zu motivieren.

Das Jahr 1200

Fragen wir uns nämlich, wo die ersten sicheren Anzeichen sich merkbar machen, dass etwas Neues im Entstehen begriffen ist, eine neue Gestalt der Welt an Stelle der alten, zer-

trümmerten und an Stelle des herrschenden Chaos, so werden wir sagen müssen, diese charakteristischen Anzeichen sind schon vielerorten im 12. Jahrhundert (in Norditalien bereits im 11.) anzutreffen, sie mehren sich schnell im 13. — dem „glorreichen Jahrhundert", wie es Fiske nennt — erreichen im 14. und 15. eine herrliche Frühblüte auf dem sozialen und industriellen Gebiete, in der Kunst im 15. und 16., in der Wissenschaft im 16. und 17., in der Philosophie im 17. und 18. Jahrhundert. Diese Bewegung geht nicht gradlinig; in Staat und Kirche bekämpfen sich die grundlegenden Prinzipien, und auf den anderen Gebieten des Lebens herrscht viel zu viel Unbewusstsein, als dass nicht die Menschen oft in die Irre laufen sollten; doch der grundsätzliche Unterschied besteht darin, ob nur Interessen aufeinander stossen, oder ob ideale, durch bestimmte Eigenart eingegebene Ziele der Menschheit vorschweben: diese Ziele besitzen wir nun seit dem 13. Jahrhundert (etwa); wir haben sie aber immer noch nicht erreicht, sie schweben in weiter Ferne vor uns, und darauf beruht die Empfindung, dass wir des moralischen Gleichgewichts und der ästhetischen Harmonie der Alten noch so sehr ermangeln, zugleich aber auch die Hoffnung auf Besseres. Der Blick zurück berechtigt in der That zu grossen Hoffnungen. Und, ich wiederhole es, forscht dieser Blick, wo der erste Schimmer jener Hoffnungsstrahlen deutlich bemerkbar wird, so findet er die Zeit um das Jahr 1200 herum. In Italien hatte schon im 11. Jahrhundert die städtische Bewegung begonnen, jene Bewegung, welche zugleich die Hebung von Handel und Industrie und die Gewährung weitgehender Freiheitsrechte an ganze Klassen der Bevölkerung, die bisher unter der zwiefachen Knechtschaft von Kirche und Staat geschmachtet hatten, erstrebte; im 12. Jahrhundert war dieses Erstarken des Kernes der europäischen Bevölkerung an Ausdehnung und Kraft dermassen gewachsen, dass zu Beginn des 13. die mächtige Hansa und der rheinische Städtebund gegründet werden konnten. Über diese Bewegung schreibt Ranke (*Weltgeschichte* IV, 238): „Es ist eine prächtige, lebensvolle Entwickelung, die sich damit anbahnt — — — — die Städte konstituieren eine Weltmacht, an welche die bürgerliche Freiheit

und die grossen Staatsbildungen anknüpfen.“ Noch vor der endgültigen Gründung der Hansa war aber in England, im Jahre 1215, die M a g n a C h a r t a erlassen worden, eine feierliche Verkündigung der Unantastbarkeit des grossen Grundsatzes der persönlichen Freiheit und der persönlichen Sicherheit. „Keiner darf verurteilt werden anders als den Gesetzen des Landes gemäss. Recht und Gerechtigkeit dürfen nicht verkauft und nicht verweigert werden.“ In einigen Ländern Europas ist diese erste Bürgschaft für die Würde des Menschen noch heute nicht Gesetz; seit jenem 15. Juni 1215 ist aber nach und nach daraus ein allgemeines Gewissensgesetz geworden, und wer dagegen verstösst, ist ein Verbrecher, trüge er auch eine Krone. Und noch ein Wichtiges, wodurch die germanische Civilisation sich als von allen anderen dem Wesen nach verschieden erwies: im Verlauf des 13. Jahrhunderts schwand die S k l a v e r e i und der Sklavenhandel aus Europa (mit Ausnahme von Spanien). Im 13. Jahrhundert beginnt der Übergang von der Naturalienwirtschaft zur Geldwirtschaft; fast genau im Jahre 1200 beginnt in Europa die Fabrikation des Papiers — ohne Frage die folgenschwerste Errungenschaft der Industrie bis zur Erfindung der Lokomotive. Man würde aber weit fehl gehen, wollte man allein in dem Aufschwung des Handels und in der Regung freiheitlicher Triebe die Dämmerung eines neuen Tages erblicken.

Vielleicht ist die grosse Bewegung des religiösen Gemütes, welche in F r a n z v o n A s s i s i (geb. 1181) ihren mächtigsten Ausdruck gewinnt, ein Faktor von noch tiefer eingreifender Wirksamkeit; hierin tritt eine unverfälscht demokratische Regung zu Tage; der Glaube und das Leben solcher Menschen verleugnen sowohl die Despotie der Kirche wie die Despotie des Staates, und sie vernichten die Despotie des Geldes. „Diese Bewegung“, schreibt einer der genauesten Kenner des Franz von Assisi,[1]) „schenkt der Menschheit die erste Vorahnung allgemeiner Denkfreiheit.“ Im selben Augenblick erwuchs zum erstenmal im westlichen Europa eine ausgesprochen antirömische Bewegung, die der Albigenser,

---

[1]) Thode: *Franz von Assisi,* S. 4.

zu drohender Bedeutung. Auch wurden zu gleicher Zeit auf einem anderen Gebiete des religiösen Lebens einige ebenso folgenschwere Schritte gethan: nachdem P e t e r A b ä l a r d († 1142), namentlich durch seine Betonung der B i l d l i c h k e i t aller religiösen Vorstellungen, die indoeuropäische Auffassung der Religion gegen die semitische unbewusst verfochten hatte, machten im 13. Jahrhundert zwei orthodoxe Scholastiker, T h o m a s v o n A q u i n und D u n s S c o t u s ein für das Kirchendogma ebenso gefährliches Geständnis, indem sie, sonst Gegner, beide übereinstimmend einer von der Theologie unterschiedenen P h i l o s o p h i e das Recht des Daseins einräumten. Und während hier das theoretische Denken sich zu regen begann, legten andere Gelehrte, unter denen vor allem A l b e r t u s M a g n u s (geb. 1193) und R o g e r B a c o n (geb. 1214) hervorragen, die Fundamente der modernen Naturwissenschaft, indem sie die Aufmerksamkeit der Menschen von den Vernunftstreitigkeiten hinweg auf Mathematik, Physik, Astronomie und Chemie lenkten. Cantor (*Vorlesungen über Geschichte der Mathematik*, 2. Aufl., II, 3) sagt, im 13. Jahrhundert habe „ein neuer Zeitabschnitt in der Geschichte der mathematischen Wissenschaft“ begonnen; dies war namentlich das Werk des Leonardo von Pisa, der als Erster die indischen (fälschlich arabisch genannten) Zahlenzeichen bei uns einführte, und des Jordanus Saxo, aus dem Geschlecht der Grafen von Eberstein, der uns mit der (ebenfalls ursprünglich von den Indern erfundenen) Buchstabenrechnung bekannt machte. Die erste Sezierung einer menschlichen Leiche — und damit zugleich der erste Schritt zu einer wissenschaftlichen Medizin — fand gegen Schluss des 13. Jahrhunderts statt, nach einer Unterbrechung von eintausendsechshundert Jahren, und zwar wurde sie von dem Norditaliener Mondino de' Luzzi ausgeführt. Auch D a n t e, ebenfalls ein Kind des 13. Jahrhunderts, ist hier zu nennen, und zwar in hervorragender Weise. „*Nel mezzo del cammin di nostra vita*“, heisst der erste Vers seiner grossen Dichtung, und er selber, das erste künstlerische Weltgenie der neuen, germanischen Kulturepoche, ist die typische Gestalt für diesen Wendepunkt

der Geschichte, für den Punkt, wo sie „die Hälfte ihres Weges“ zurückgelegt und nunmehr, nachdem sie jahrhundertelang in rasender Eile bergab geführt hatte, sich anschickte, den steilen schwierigen Weg auf der gegenüberliegenden Bergwand zu betreten. Manche Anschauungen Dante's in seiner *Divina Commedia* und in seinem *Tractatus de monarchia* muten uns an wie der sehnsuchtsvolle Blick eines vielerfahrenen Mannes aus dem gesellschaftlichen und politischen Chaos, das ihn umgab, hinaus in eine harmonische gestaltete Welt; dass dieser Blick gethan werden konnte, ist ein deutliches Zeichen der schon begonnenen Bewegung; das Auge des Genies leuchtet den Anderen voran.[1]) Doch, lange vor Dante — das übersehe man nicht — hatte im Herzen des echtesten Germanentums, im Norden, eine poetische Schöpferkraft sich kundgethan, welche allein schon beweist, wie wenig wir einer klassischen Renaissance bedurften, um künstlerisch Unvergleichliches zu leisten: in dem Jahre 1200 dichteten Chrestien de Troyes, Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweide, Gottfried von Strassburg! und ich nenne nur einige der bekanntesten Namen, denn, wie Gottfried sagt: „der Nachtigallen sind noch viel“. Und noch hatte die bedenkliche Scheidung zwischen Dichtkunst und Tonkunst (hervorgegangen aus dem Kultus der toten Buchstaben) nicht stattgefunden: der Dichter war zugleich Sänger; erfand er das „Wort“, so erfand er dazu den eigenen „Ton“ und die eigene

[1]) Ich habe hier nicht das Einzelne seiner scholastisch gefärbten Beweisführungen im Sinne, sondern solche Dinge wie seine Betrachtungen über das Verhältnis der Menschen zueinander (*Monarchia*, Buch I, Kap. 3 u. 4) oder über die Föderation der Staaten, von denen ein jeder seine eigene Individualität, seine eigene Gesetzgebung beibehalten, der Kaiser aber als „Friedensstifter“ und als Richter über das „allen Gemeinsame, allen Gebührende“ das einigende Band herstellen soll (Buch I, Kap. 14). Im Übrigen ist gerade Dante, als echte „Mittelgestallt“, sehr befangen in den Vorstellungen seiner Zeit und in dichterischen Utopien, worüber im siebenten und namentlich in der Einleitung zum achten Kapitel dieses Buches manches Nähere zu finden ist.

„Weise“. Und so sehen wir denn auch die M u s i k, die ureigenste Kunst der neuen Kultur, zugleich mit den ersten Anzeichen des besonderen Wesens dieser Kultur in durchaus neuer Gestalt, als vielstimmige, harmonische Kunst entstehen. Der erste Meister von Bedeutung in der Behandlung des Kontrapunktes ist der Dichter und Dramatiker A d a m d e l a H a l l e, geboren 1240. Mit ihm — also mit einem echt germanischen Wort- und Tondichter — beginnt die Entwickelung der eigentlichen Tonkunst, so dass der Musikgelehrte G e v a e r t schreiben kann: *„Désormais l'on peut considérer ce XIIIe siècle, si décrié jadis, comme le siècle initiateur de tout l'art moderne“.* Ebenfalls im dreizehnten Jahrhundert entfalteten jene begnadeten Künstler — N i c c o l o P i s a n o, C i m a b u e, G i o t t o — ihre Talente, denen wir in erster Reihe nicht allein die „Wiedergeburt“ der bildenden Künste, sondern vor allem die Geburt einer durchaus neuen Kunst, der modernen Malerei, verdanken. Gerade im 13. Jahrhundert kam auch die gotische Architektur auf (der „germanische Stil“, wie ihn Rumohr mit Recht benennen wollte): fast alle Meisterwerke der Kirchenbaukunst, deren unvergleichliche Schönheit wir heute nur anstaunen, nicht nachahmen können, stammen aus jenem einem Säculum. Inzwischen war (kurz vor dem Jahre 1200) in Bologna die erste rein weltliche Universität entstanden, an der nur Jurisprudenz, Philosophie und Medizin gelehrt wurden.[1]) — — — — Man sieht, in wie mannigfaltiger Weise sich ein neues Leben um das Jahr 1200 herum kundzuthun begann. Ein paar Namen würden nichts beweisen; dass aber eine Bewegung alle Länder und alle Kreise erfasst, dass die widersprechendsten Erscheinungen alle auf eine ähnliche Ursache zurück-, und auf ein gemeinsames Ziel hinweisen, das gerade zeigt, dass es sich hier nicht um Zufälliges und Individuelles, sondern um einen grossen, allgemeinen, mit unbewusster Notwendigkeit sich vollziehenden Vorgang im innersten Herzen der Gesellschaft handelt. Auch jener eigentümliche „Verfall des historischen

---

[1]) Die theologische Fakultät wurde erst gegen Ende des 14. Jahrhunderts errichtet (S a v i g n y).

Sinnes und geschichtlichen Verständnisses um die Mitte des 13. Jahrhunderts“, auf den verschiedene Gelehrte mit Verwunderung aufmerksam machen,[1]) scheint mir hierher zu gehören: die Menschheit hat eben unter Führung der Germanen ein neues Leben begonnen, sie ist gewissermassen auf ihrem Wege um eine Ecke gebogen und verliert plötzlich selbst die letzte Vergangenheit aus den Augen; nunmehr gehört sie der Zukunft an.

Höchst überraschend ist es festzustellen, dass gerade in diesem Augenblick, wo die neue europäische Welt aus dem Chaos zu entstehen begann, auch jene Entdeckung der übrigen Erde ihren Anfang nahm, ohne welche unsere aufblühende germanische Kultur die einzig ihr eigentümliche Expansionskraft niemals hätte entwickeln können: in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts führte Marco Polo seine Entdeckungsreisen aus und legte dadurch den Grund zu der noch nicht ganz vollendeten Kenntnis der Oberfläche unseres Planeten. Was hiermit gewonnen wird, ist zunächst, und abgesehen von der Erweiterung des Gesichtskreises, die Fähigkeit der Ausdehnung; jedoch diese bedeutet nur etwas Relatives; das Entscheidende ist, dass europäische Kraft die gesamte Erde in absehbarer Zeit zu umspannen hoffen darf und somit den alles dahinraffenden Einfällen ungeahnter und ungebändigter Barbarenkräfte nicht, wie frühere Civilisationen, unterworfen sein wird.

Soviel zur Begründung meiner Wahl des 13. Jahrhunderts als Grenzscheide.

Dass einer derartigen Wahl dennoch etwas Künstliches anhaftet, habe ich gleich anfangs eingestanden und wiederhole es jetzt; namentlich darf man nicht glauben, dass ich dem Jahre 1200 irgend eine besondere fatidistische Bedeutung zuerkenne: die Gährung der ersten zwölf Jahrhunderte unserer Zeitrechnung hat ja noch heute nicht aufgehört, sie trübt noch tausende und abertausende von Gehirnen, und andrerseits darf man getrost behaupten, dass die neue harmonische Welt in einzelnen Köpfen

---

[1]) Siehe z. B. Döllinger: *Das Kaisertum Karl's des Grossen* (Akad. Vorträge III, 156).

schon lange vor 1200 zu dämmern begann. Die Richtigkeit oder Unrichtigkeit eines derartigen Schemas zeigt sich erst beim Gebrauche. Wie Goethe sagt: „Alles kommt auf das Grundwahre an, dessen Entwickelung sich nicht so leicht in der Spekulation als in der Praxis zeigt: denn diese ist der Prüfstein des vom Geist Empfangenen.“

Zweiteilung der Grundlagen

Infolge dieser Bestimmung des Angelpunktes unserer Geschichte zerfällt dieses die Zeit bis zum Jahre 1800 behandelnde Buch naturgemäss in zwei Teile: der eine behandelt die Zeit v o r dem Jahre 1200, der andere die Zeit n a c h diesem Jahre.

In dem ersten Teil — D i e U r s p r ü n g e — habe ich zuerst das Erbe der alten Welt, sodann die Erben, zuletzt den Kampf der Erben um das Erbe besprochen. Da jedes Neue an ein schon Vorhandenes, Älteres anknüpft, ist die erste der grundlegenden Fragen: welche Bestandteile unseres geistigen Kapitals sind ererbt? Die zweite, nicht minder wichtige Grundfrage lautet: wer sind „wir“? Führt uns auch die Beantwortung dieser Fragen in ferne Vergangenheit zurück, das Interesse bleibt stets ein gegenwärtiges, da sowohl bei der Gesamtanlage jedes Kapitels wie auch bei jeder Einzelheit der Besprechung die eine einzige Rücksicht auf das 19. Jahrhundert bestimmend bleibt. Das Erbe der alten Welt bildet noch immer einen bedeutenden — oft recht unverdauten — Bestandteil der allerneuesten Welt; die verschieden gearteten Erben stehen einander noch immer gegenüber wie vor tausend Jahren; der Kampf ist heute ebenso erbittert, dabei ebenso konfus wie je: diese Untersuchung der Vergangenheit bedeutet also zugleich eine Sichtung des überreichen Stoffes der Gegenwart. Nur darf Niemand in meinen Betrachtungen über hellenische Kunst und Philosophie, über römische Geschichte und römisches Recht, über die Lehre Christi, oder wiederum über Germanen und Juden u. s. w. selbständige akademische Abhandlungen erblicken und den entsprechenden Massstab an sie anlegen wollen. Nicht als Gelehrter bin ich an diese Gegenstände herangetreten, sondern als ein Kind der Gegenwart, das seine lebendige Gegenwart verstehen lernen will; und nicht aus dem Wolkenkuckucksheim einer übermenschlichen Objektivität habe ich

meine Urteile gefasst, sondern von dem Standpunkt eines bewussten Germanen, den Goethe nicht umsonst gewarnt hat:

> Was euch nicht angehört,
> Müsset ihr meiden;
> Was euch das Inn're stört,
> Dürft ihr nicht leiden!

Vor Gott mögen alle Menschen, ja alle Wesen gleich sein: doch das göttliche Gesetz des Einzelnen ist, seine Eigenart zu wahren und zu wehren. Den Begriff des Germanentums habe ich so weit, und das heisst in diesem Falle so weitherzig wie nur möglich gefasst und keinem irgendwie gearteten Partikularismus das Wort geredet; dagegen bin ich überall dem Ungermanischen scharf zu Leibe gerückt, doch — wie ich hoffe — nirgends in unritterlicher Weise.

Eine Erläuterung erfordert vielleicht der Umstand, dass das Kapitel über den Eintritt der Juden in die abendländische Geschichte so stark geworden ist. Für den Gegenstand dieses Buches wäre eine so breite Behandlung nicht nötig gewesen; die hervorragende Stellung der Juden im neunzehnten Jahrhundert aber, sowie die grosse Bedeutung der philo- und der antisemitischen Strömungen und Kontroversen für die Geschichte unserer Zeit erforderten unbedingt eine Beantwortung der Frage: wer ist der Jude? Ich fand nirgends eine klare, erschöpfende Beantwortung dieser Frage und war deshalb gezwungen, sie selber zu suchen und zu geben. Der Kernpunkt ist hier die Frage nach der R e l i g i o n; darum habe ich gerade diesen Punkt nicht allein hier im fünften, sondern auch im dritten und im siebenten Kapitel eingehend behandelt. Denn ich bin zu der Überzeugung gelangt, dass die übliche Behandlung der „Judenfrage“ sich durchwegs an der Oberfläche bewegt; der Jude ist kein Feind germanischer Civilisation und Kultur; Herder mag wohl mit seiner Behauptung Recht haben, der Jude sei uns ewig fremd, und folglich wir ihm ebenfalls, und Niemand wird leugnen, dass hieraus grosse Schädigung unseres Kulturwerkes stattfinden kann; doch glaube ich, dass wir geneigt sind, unsere eigenen Kräfte in dieser

Beziehung sehr zu unterschätzen und den jüdischen Einfluss sehr zu überschätzen. Hand in Hand damit geht die geradezu lächerliche und empörende Neigung, den Juden zum allgemeinen Sündenbock für alle Laster unserer Zeit zu machen. In Wahrheit liegt die „jüdische Gefahr“ viel tiefer; der Jude trägt keine Verantwortung für sie; wir haben sie selbst erzeugt und müssen sie selbst überwinden. Keine Seelen dürsten mehr nach Religion als die der Slaven, der Kelten und der Teutonen: ihre Geschichte beweist es; an dem Mangel einer wahren Religion krankt unsere ganze germanische Kultur (wie ich das im neunten Kapitel zeige), daran wird sie noch, wenn nicht beizeiten Hilfe kommt, zu Grunde gehen. Den in unserem eigenen Herzen sprudelnden Quell haben wir verstopft und uns abhängig gemacht von dem spärlichen, brackigen Wasser, das die Wüstenbeduinen aus ihren Brunnen ziehen. Keine Menschen der Welt sind so bettelarm an echter Religion, wie die Semiten und ihre Halbbrüder, die Juden; und wir, die wir auserkoren waren, die tiefste und erhabenste religiöse Weltanschauung als Licht und Leben und atemgebende Luft unserer gesamten Kultur zu entwickeln, wir haben uns mit eigenen Händen die Lebensader unterbunden und hinken als verkrüppelte Judenknechte hinter Jahve's Bundeslade her! Daher die Ausführlichkeit meines Kapitels über die Juden; es handelte sich darum, eine breite und sichere Grundlage für diese folgenschwere Erkenntnis zu gewinnen.

Der zweite Teil — Die allmähliche Entstehung einer neuen Welt — hat in diesen „Grundlagen“ nur ein einziges Kapitel: „Vom Jahre 1200 bis zum Jahre 1800“. Hier befand ich mich auf einem selbst dem ungelehrten Leser ziemlich geläufigen Gebiete, und es wäre durchaus überflüssig gewesen, aus politischen Geschichten und Kulturgeschichten, die Jedem zugänglich sind, abzuschreiben. Meine Aufgabe beschränkte sich also darauf, den so überreichlich vorhandenen Stoff, den ich — eben als „Stoff“ — als bekannt voraussetzen durfte, übersichtlicher zu gestalten, als dies gewöhnlich geschieht, und zwar natürlich wiederum mit einziger Berücksichtigung des Gegenstandes dieses Werkes, nämlich des 19. Jahrhunderts. Dieses

Kapitel steht auf der Grenze zwischen den beiden geplanten Werken: Manches, was in den vorangehenden Kapiteln nur angedeutet, nicht systematisch ausgeführt werden konnte, so z. B. die prinzipielle Bedeutung des Germanentums für unsere neue Welt und der Wert der Vorstellungen des Fortschritts und der Entartung für das Verständnis der Geschichte findet hier eine abschliessende Besprechung; dagegen eilt die kurze Skizze der Entwickelung auf den verschiedenen Gebieten des Lebens dem 19. Jahrhundert zu, und die Übersichtstafel über Wissen, Civilisation und Kultur und ihre verschiedenen Elemente deutet bereits auf das Vergleichungswerk des geplanten Anhangs hin und giebt auch jetzt schon zu mancher belehrenden Parallele Anlass: im selben Augenblick, wo wir den Germanen in seiner vollen Kraft aufblühen sehen, als sei ihm nichts verwehrt, als eile er einem Grenzenlosen entgegen, erblicken wir hierdurch zugleich seine Beschränkungen; und das ist sehr wichtig, denn erst durch diese letzten Züge erhält unsere Vorstellung von ihm volle Individualität.

Gewissen Voreingenommenheiten gegenüber werde ich mich wohl dafür rechtfertigen müssen, dass ich in diesem Kapitel Staat und Kirche nur als Nebensache behandelt habe — richtiger gesagt, nur als eine Erscheinung unter anderen, und nicht als die wichtigste. Staat und Kirche bilden nunmehr gewissermassen nur den Knochenbau: die Kirche ist ein inneres Knochengerüst, in welchem, wie üblich, mit zunehmendem Alter eine immer stärkere Disposition zu chronischer Ankylosis sich zeigt; der Staat entwickelt sich mehr und mehr zu jenem in der Zoologie wohl bekannten peripherischen Knochenpanzer, dem sogenannten Dermoskelett, seine Struktur wird immer massiger, er dehnt sich immer mehr über die „Weichteile“ aus, bis er zuletzt, im 19. Jahrhundert, zu wahrhaft megalotherischen Dimensionen angewachsen, einen bisher unerhört grossen Prozentsatz der wirksamen Kräfte der Menschheit als Militär- und Civilbeambte aus dem eigentlichen Lebensprozess ausscheidet und, wenn ich so sagen darf, „verknöchert“. Das soll nicht eine Kritik sein; die knochen- und wirbellosen Tiere haben es bekanntlich in der Welt

nicht weit gebracht; es liegt mir überhaupt fern, in diesem Buche moralisieren zu wollen, ich musste nur erklären, warum ich mich in der zweiten Abteilung nicht bemüssigt fand, ein besonderes Gewicht auf die fernere Entwickelung von Staat und Kirche zu legen. Der Impuls zu ihrer seitherigen Entwickelung war ja schon im 13. Jahrhundert vollständig ausgebildet; der Nationalismus hatte über den Imperialismus gesiegt, dieser brütete auf Wiedergewinnung des Verlorenen; grundsätzlich Neues kam nicht mehr hinzu; auch die Bewegungen gegen die überhandnehmende Vergewaltigung der individuellen Freiheit durch Kirche und Staat hatten damals bereits begonnen, sich sehr häufig und energisch fühlbar zu machen. Kirche und Staat geben, wie gesagt, von nun ab das — hin und wieder an Bein- und Armbrüchen leidende, jedoch feste — Skelett ab, haben aber an der allmählichen Entstehung einer neuen Welt verhältnismässig wenig Anteil; fortan folgen sie mehr als dass sie führen. Dagegen entsteht in allen Ländern Europas auf den verschiedensten Gebieten freier menschlicher Thätigkeit von etwa dem Jahre 1200 an eine wirklich neuschöpferische Bewegung. Das kirchliche Schisma und die Auflehnung gegen staatliche Verordnungen sind eigentlich mehr nur die mechanische Seite dieser Bewegung; sie entspringen aus dem Lebensbedürfnis der neu sich regenden Kräfte, sich Raum zu schaffen; das eigentlich Schöpferische ist an anderen Orten zu suchen. Wo, habe ich schon oben angedeutet, als ich meine Wahl des Jahres 1200 als Grenzpfahl zu rechtfertigen suchte: das Aufblühen von Technik und Industrie, die Begründung des Grosshandels auf der echt germanischen Grundlage makelloser Ehrenhaftigkeit, das Emporkommen emsiger Städte, die Entdeckung der Erde (wie wir kühn sagen dürfen), die schüchtern beginnende, bald aber ihren Horizont über den gesamten Kosmos ausdehnende Naturforschung, der Gang in die tiefsten Tiefen des menschlichen Denkens, von Roger Bacon bis Kant, das Himmelwärtsstreben des Geistes, von Dante bis Beethoven: das alles ist es, worin wir eine neue Welt im Entstehen erkennen dürfen.

Die Fortsetzung

Mit dieser Betrachtung des allmählichen Entstehens einer neuen Welt, etwa vom Jahre 1200 bis zum Jahre 1800, schliessen

diese „Grundlagen“. Der ausführliche Entwurf zum „19. Jahrhundert“ liegt vor mir. In ihm weiche ich jeder künstlichen Schematisierung, auch jedem Versuch, in tendenziöser Weise an den vorangehenden Teil anzuknüpfen, sorgfältig aus. Es genügt nämlich fürs erste vollkommen, dass die erläuternde Untersuchung der ersten achtzehnhundert Jahre vorausgeschickt wurde; ohne dass ich häufig ausdrücklich darauf zurückzukommen brauche, wird sie sich als unerlässliche Einführung bewähren; die vergleichende Wertschätzung und Parallelisierung folgt dann im Anhang. Hier begnüge ich mich also damit, die verschiedenen wichtigsten Erscheinungen des Jahrhunderts nacheinander zu betrachten: die Hauptzüge der politischen, religiösen und sozialen Gestaltung, den Entwickelungsgang der Technik, der Industrie und des Handels, die Fortschritte der Naturwissenschaft und der Humanitäten, zuletzt die Geschichte des menschlichen Geistes in seinem Denken und Schaffen, indem überall natürlich nur die Hauptströmungen hervorgehoben und einzig die Gipfelpunkte berührt werden.

Ein Kapitel schickte ich jedoch diesen Betrachtungen voraus, ein Kapitel über die „neuen Kräfte“, welche sich in diesem Jahrhundert geltend gemacht und ihm seine charakteristische Physiognomie verliehen haben, die aber in dem Rahmen eines der allgemeinen Kapitel nicht zur rechten Geltung kommen können. D i e P r e s s e zum Beispiel ist zugleich eine politische und eine soziale Macht allerersten Ranges; ihre riesige Entwickelung im neunzehnten Jahrhundert hängt jedoch auf das allerengste mit Industrie und Technik zusammen, nicht so sehr, meine ich, in Bezug auf die Herstellung der Zeitungen durch schnell arbeitende Maschinen u. s. w., als vielmehr durch die elektrische Telegraphie, welche den Blättern die Nachrichten bringt, und die Eisenbahnen, welche die gedruckte Nachricht überallhin verbreiten; die Presse ist der mächtigste Bundesgenosse des Kapitalismus; auf Kunst, Philosophie und Wissenschaft kann sie zwar nicht im letzten Grund bestimmenden Einfluss ausüben, sie vermag es aber auch hier, beschleunigend oder verzögernd und somit auf die Zeit in hohem Masse gestaltend zu wirken. Es ist dies eine Kraft, welche die früheren Jahrhunderte nicht gekannt haben. Gleicherweise

hat eine neue Technik, die Erfindung und Vervollkommnung der E i s e n b a h n und des D a m p f s c h i f f e s, sowie der elektrischen T e l e g r a p h i e einen schwer abzuschätzenden Einfluss auf alle Gebiete menschlicher Thätigkeit ausgeübt und die Physiognomie und Lebensbedingungen unserer Erde tief umgestaltet: ganz direkt ist hier die Wirkung auf die Strategik und dadurch auf die gesamte Politik, sowie auch auf den Handel und auf die Industrie, indirekt werden aber sogar Wissenschaft und Kunst davon betroffen: mit leichter Mühe begeben sich die Astronomen aller Länder an das Nordkap oder nach den Fidschiinseln, um eine totale Sonnenfinsternis zu beobachten, und die deutschen Bühnenfestspiele in Bayreuth sind gegen Schluss des Jahrhunderts, Dank der Eisenbahn und dem Dampfschiff, zu einem lebendigen Mittelpunkt der dramatischen Kunst für die ganze Welt geworden. Ebenfalls hierzu rechne ich die E m a n z i p a t i o n d e r J u d e n. Wie jede neu entfesselte Kraft, wie die Presse und der Schnellverkehr, hat wohl dieser plötzliche Einbruch der Juden in das Leben der die Weltgeschichte tragenden europäischen Völker nicht bloss Gutes im Gefolge gehabt; die sogenannte klassische Renaissance war doch bloss eine Wiedergeburt von Ideen, die jüdische Renaissance ist dagegen die Wiederauferstehung eines längst totgeglaubten Lazarus, welcher Sitten und Denkarten der orientalischen Welt in die germanische hineinträgt und dabei einen ähnlichen Aufschwung nimmt wie einst die Reblaus, die in Amerika das wenig beachtete Dasein eines unschuldigen Käferchens geführt hatte, nach Europa übergeführt jedoch plötzlich zu einem nicht ganz unbedenklichen Weltruhme gelangte. Wir dürfen aber wohl hoffen und glauben, dass die Juden, wie die Amerikaner, uns nicht bloss ein neue Laus, sondern auch eine neue Rebe mitgebracht haben. Gewiss ist, dass sie unserer Zeit ein besonderes Gepräge aufgedrückt haben, und dass die im Entstehen begriffene „neue Welt“ für das Werk der Assimilation dieses Stückes „alter Welt“ einen bedeutenden Kraftaufwand benötigen wird. Es giebt noch andere „neue Kräfte“, die an Ort und Stelle zu behandeln sein werden, so z. B. ward die Begründung der modernen C h e m i e der

Ausgangspunkt für eine neue Naturwissenschaft, und die Vollendung einer neuen künstlerischen Sprache durch B e e t h o v e n ist ohne Frage eine der folgenreichsten Thaten auf dem Gebiete der Kunst seit den Tagen Homer's: sie schenkte dem Menschen ein neues Sprachorgan, d. h. eine neue Kraft.

Der Anhang soll, wie gesagt, dem V e r g l e i c h u n g s w e r k zwischen dem ersten und dem zweiten Buche dienen. Diese Parallelisierung führe ich Punkt für Punkt, mit Benützung des Schemas des ersten Teils, in mehreren Kapiteln durch; man wird, glaube ich, finden, dass diese Betrachtungsweise zu vielen und interessanten Anregungen und Einsichten führt. Ausserdem bereitet sie ganz vorzüglich auf den etwas gewagten, aber unentbehrlichen B l i c k i n d i e Z u k u n f t vor, ohne welchen die Volle Plastizität der Vorstellung nicht zu erwirken wäre; erst dann kann man auch hoffen, das 19. Jahrhundert mit der nötigen, vollkommenen Objektivität beurteilen, und, sozusagen, aus der Vogelperspektive erschauen zu können, womit zugleich meine Aufgabe zu Ende geführt sein wird.

Dies also die höchst einfache, ungekünstelte Anlage der Fortsetzung. Es handelt sich da um ein Vorhaben, dessen Ausführung ich vielleicht nicht erleben werde, doch musste ich es hier erwähnen, da es die Gestaltung des vorliegenden Buches wesentlich beeinflusst hat.

Anonyme Kräfte

Über einige prinzipiell wichtige Punkte muss ich mich noch hier in der allgemeinen Einleitung kurz aussprechen, damit wir nicht später, an unpassendem Orte, durch theoretische Erörterungen aufgehalten werden.

Fast alle Menschen sind von Natur „Heldenverehrer“; gegen diesen gesunden Instinkt lässt sich nichts Stichhaltiges einwenden. Einmal ist die Vereinfachung ein unabweisliches Bedürfnis des Menschengeistes, so dass wir unwillkürlich dazu gedrängt werden, an die Stelle der vielen Namen, welche Träger irgend einer Bewegung waren, einen einzigen Namen zu setzen; weiterhin ist die Person etwas Gegebenes, Individuelles, Abgegrenztes, während alles, was weiter liegt, bereits eine Abstraktion und

einen Begriffskreis von schwankendem Umfang bedeutet. Man könnte darum die Geschichte eines Jahrhunderts aus lauter Namen zusammensetzen: ich weiss aber nicht, ob ein anderes Verfahren nicht geeigneter ist, das wahrhaft Wesentliche zum Ausdruck zu bringen. Es ist nämlich auffallend, wie unendlich wenig die einzelnen Individualitäten sich im Allgemeinen voneinander abheben. Die Menschen bilden innerhalb ihrer verschiedenen Rassenindividualitäten eine atomistische, nichtsdestoweniger aber sehr homogene Masse. Neigte sich ein grosser Geist von den Sternen aus beschaulich über unsere Erde, und wäre er im Stande, nicht nur unsere Körper, sondern auch unsere Seelen zu erblicken, so würde ihm sicherlich die Menschheit irgend eines Weltteiles so einförmig dünken, wie uns ein Ameisenhaufen: er würde wohl Krieger, Arbeiter, Faulenzer und Monarchen unterscheiden, er würde bemerken, dass die einen hierin, die anderen dorthin rennen, im Grossen und Ganzen aber würde er doch den Eindruck erhalten, dass sämtliche Individuen einem gemeinsamen, unpersönlichen Impuls gehorchen und gehorchen müssen. Nicht nur der Willkür, sondern ebenfalls dem Einfluss der grossen Persönlichkeit sind äusserst enge Schranken gesetzt. Alle grossen und dauernden Umwälzungen im Leben der Gesellschaft haben „blind“ stattgefunden. Eine ausserordentliche Persönlichkeit, wie z. B. die Napoleon's, kann hierüber irreführen, und doch erscheint gerade sie, bei näherer Betrachtung, als ein blind waltendes Fatum. Ihre Möglichkeit entsteht aus früheren Vorgängen: ohne Richelieu, ohne Ludwig XIV., ohne Ludwig XV., ohne Voltaire und Rousseau, ohne französische Revolution kein Napoleon! Wie eng verwachsen ist ausserdem die Lebensthat eines solchen Mannes mit dem Nationalcharakter des gesamten Volkes, mit seinen Eigenschaften und seinen Fehlern: ohne ein französisches Volk kein Napoleon! Die Thätigkeit dieses Feldherrn ist aber vor allem eine Thätigkeit nach aussen, und da müssen wir wieder sagen: ohne die Unschlüssigkeit Friedrich Wilhelm's III., ohne die Gesinnungslosigkeit des Hauses Habsburg, ohne die Wirren in Spanien, ohne das vorangegangene Verbrechen gegen Polen

kein Napoleon! Und suchen wir nun, um vollends über diesen Punkt klar zu werden, in den Lebensschilderungen und in der Korrespondenz Napoleon's, was er gewollt und erträumt hat, so sehen wir, dass er nichts davon erreichte, und dass er in die ununterschiedliche, homogene Masse zurücksank, wie Wolken nach einem Gewitter sich auflösen, sobald die Gesamtheit sich gegen das Vorherrschen individuellen Wollens erhob. Dagegen hat die gründliche, durch keine Gewalt der Erde rückgängig zu machende Verwandlung unserer gesamten wirtschaftlichen Lebensverhältnisse, der Übergang eines bedeutenden Teiles des Vermögens der Nationen in neue Hände, und ausserdem die durchgreifendste Umbildung des Verhältnisses aller Erdteile und somit auch aller Menschen zueinander, von der die Weltgeschichte zu erzählen weiss, im Laufe des 19. Jahrhunderts durch eine Reihe von technischen Erfindungen auf dem Gebiete des Schnellverkehrs und der Industrie stattgefunden, ohne dass irgend jemand die Bedeutung dieser Neuerungen auch nur geahnt hätte. Man lese nur in Bezug hierauf die meisterliche Darlegung im fünften Band von Treitschke's *Deutscher Geschichte*. Die Entwertung des Grundbesitzes, die progressive Verarmung des Bauern, der Aufschwung der Industrie, die Entstehung eines unabsehbaren Heeres von gewerblichen Proletariern und somit auch einer neuen Gestaltung des Sozialismus, eine tiefgreifende Umwälzung aller politischen Verhältnisse: alles das ist eine Folge der veränderten Verkehrsbedingungen und alles das ist, wenn ich so sagen darf, a n o n y m geschehen, wie der Bau eines Ameisennestes, bei welchem jede Ameise nur die einzelnen Körnchen sieht, die sie mühsam herbeischleppt. — Ähnliches gilt aber auch von Ideen: sie ergreifen die Menschheit mit gebieterischer Macht, sie umspannen das Denken wie ein Raubvogel seine Beute, Keiner kann sich ihrer erwehren; solange eine solche besondere Vorstellung herrscht, kann nichts Erfolgreiches ausserhalb ihres Bannkreises geleistet werden; wer nicht in dieser Weise zu empfinden vermag, ist zur Sterilität verdammt, und sei er noch so begabt. So ging es in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit der Entwickelungstheorie Darwin's. Schon im 18. Jahrhundert dämmerte diese Idee auf,

als natürliche Reaktion gegen die alte, durch Linnäus zur formellen Vollendung gelangte Anschauung von der Unveränderlichkeit der Arten. Bei Herder, bei Kant und bei Goethe treffen wir den Evolutionsgedanken in charakteristischer Färbung an; es ist ein Abschütteln des Dogmas seitens hervorragender Geister: seitens des einen, weil er, dem Zuge germanischer Weltanschau- ung folgend, die Entwickelung des Begriffes „Natur" zu einem den Menschen umfassenden Ganzen erstrebte, seitens des anderen, weil er als Metaphysiker und Moralist sich die Vorstellung der Perfektibilität nicht konnte rauben lassen, währen der Dritte mit dem Auge des Poeten auf allen Seiten Züge entdeckte, die ihm auf Wesensverwandtschaft aller lebenden Organismen zu weisen schienen, und er fürchten musste, seine Einsicht in ein abstraktes Nichts sich verflüchtigen zu sehen, sobald diese Verwandtschaft nicht als eine auf unmittelbarer Abstammung beruhende aufgefasst würde. Das sind die Anfänge solcher Gedanken. In Geistern so phänomenalen Umfanges wie Goethe, Herder und Kant ist für sehr verschiedene Anschauungen nebeneinander Platz; sie sind dem Gotte Spinoza's zu vergleichen, dessen eine Substanz sich zu gleicher Zeit in verschiedenen Formen äussert; in ihren Ideen über Metamorphose, Homologien und Entwickelung kann ich keinen Widerspruch mit anderen Einsichten finden und ich glaube, sie hätten unser heutiges Evolutionsdogma ebenso verworfen, wie dasjenige der Unabänderlichkeit.[1]) Ich komme an anderem Orte hierauf zurück. Die

[1]) Man vergleiche hierzu die klassisch vollendete Ausführung Kant's, welche den Schlussabsatz des Abschnittes „Von dem regulativen Gebrauche der Ideen der reinen Vernunft" in der *Kritik der reinen Vernunft* bildet. Der grosse Denker weist hier darauf hin, wie die Annahme einer „kontinuierlichen Stufenleiter der Geschöpfe" aus einem Interesse der Vernunft, doch nie und nimmer aus der Beobachtung hervorgehe. „Die Sprossen einer solchen Leiter, so wie sie uns Erfahrung angeben kann, stehen viel zu weit auseinander, und unsere vermeintlich kleinen Unterschiede sind gemeiniglich in der Natur selbst so weite Klüfte, dass auf solche Beobachtungen (vornehmlich bei einer grossen Mannigfaltigkeit von Dingen, da es immer leicht sein

überwiegende Mehrzahl der ameisenartig emsigen Menschen ist nun gänzlich unfähig, sich zu solcher genialen Anschauungsweise zu erheben; produktive Kraft kann in weiten Schichten nur durch die Einfachheit gesunder Einseitigkeit erzeugt werden. Ein handgreiflich unhaltbares System wie dasjenige Darwin's übt eine weit kräftigere Wirkung aus als die tiefsten Spekulationen, und zwar gerade seiner „Handgreiflichkeit" wegen. Und so haben wir den Entwickelungsgedanken sich selbst „entwickeln" sehen, bis er sich von der Biologie und Geologie aus auf alle Gebiete des Denkens und des Forschens erstreckt hat und, von seinen Erfolgen berauscht, eine derartige Tyrannei ausübte, dass, wer nicht bedingungslos zu ihm schwor, als totgeboren zu erachten war. — Die Philosophie aller dieser Erscheinungen geht mich hier nichts an; ich zweifle nicht, dass der Geist der Gesamtheit sich in zweckmässiger Weise äussert. Ich darf aber Goethe's Wort mir zu eigen machen: „Was sich mir vor Allem aufdringt, ist das Volk, eine grosse Masse, ein notwendiges, unwillkürliches Dasein", und hierdurch meine Überzeugung begründen und erklären, dass grosse Männer wohl die B l ü t e n der Geschichte sind, jedoch nicht ihre W u r z e l n. Darum halte ich es für geboten, ein Jahrhundert weniger durch die Aufzählung seiner bedeutendsten Männer, als durch Hervorhebung der anonymen Strömungen zu schildern, welche ihm auf den verschiedensten Gebieten des sozialen, des industriellen und des wissenschaftlichen Lebens ein besonderes, eigenartiges Gepräge verliehen haben.

Das Genie

Jedoch es giebt eine Ausnahme. Sobald nicht mehr die bloss beobachtende, vergleichende, berechnende, oder die bloss erfindende, industrielle, den Kampf ums Leben führende Geistesthätigkeit, sondern die rein schöpferische in Betracht kommt, da

---

muss, gewisse Ähnlichkeiten und Annäherungen zu finden), als Absichten der Natur g a r n i c h t s z u rechnen ist" u. s. w. In seinen Recensionen über Herder wirft er der Evolutionshypothese vor, sie sei eine jener Ideen, „bei denen sich gar nichts denken lässt". Kant, den selbst ein Haeckel „den bedeutendsten Vorläufer" Darwin's nennt, hatte also zugleich das Antidot gegen den dogmatischen Missbrauch einer derartigen Hypothese gereicht.

gilt die Persönlichkeit allein. Die Geschichte der Kunst und der Philosophie ist die Geschichte einzelner Männer, nämlich der wirklich schöpferischen Genies. Alles übrige zählt hier nicht. Was innerhalb des Rahmens der Philosophie sonst geleistet wird, und es wird da Vieles und Bedeutendes geleistet, gehört zur „Wissenschaft"; in der Kunst gehört es zum Kunstgewerbe, also zur Industrie.

Ich lege umsomehr Gewicht hierauf, als eine bedauerliche Konfusion heute gerade in dieser Beziehung herrscht. Der Begriff und damit auch das Wort Genie kamen im achtzehnten Jahrhundert auf; sie entsprangen aus dem Bedürfnis, für die spezifisch schöpferischen Geister einen besonderen, kennzeichnenden Ausdruck zu besitzen. Nun macht aber kein geringerer als Kant darauf aufmerksam, dass „der grösste Erfinder im Wissenschaftlichen sich nur dem Grade nach vom gewöhnlichen Menschen unterscheidet, das Genie dagegen spezifisch". Diese Bemerkung Kant's ist zweifellos richtig, unter dem einen Vorbehalt, dass wir — was auch unerlässlich ist — den Begriff des Genialen auf jede Schöpfung ausdehnen, in welcher die Phantasie eine gestaltende, vorwiegende Rolle spielt, und in dieser Beziehung verdient das philosophische Genie denselben Platz wie das dichterische oder plastische; wobei ich das Wort Philosophie in seiner alten, weiten Bedeutung verstanden wissen will, welche nicht allein die abstrakte Vernunftphilosophie, sondern die Naturphilosophie, die Religionsphilosophie und jedes andere zu der Höhe einer Weltanschauung sich erhebende Denken begriff. Soll das Wort Genie einen Sinn behalten, so dürfen wir es nur auf Männer anwenden, die unser geistiges Besitztum durch schöpferische Erfindungen ihrer Phantasie dauernd bereichert haben; dafür aber alle solche. Nicht allein die *Ilias* und *der gefesselte Prometheus*, nicht allein die *Andacht zum Kreuze* und *Hamlet*, auch Plato's *Ideenwelt* und Demokrit's *Welt der Atome*, das *tat-twam-asi* der *Upanishaden* und das *System des Himmels* des Kopernikus sind Werke des unvergänglichen Genies; denn eben so unzerstörbar wie Stoff und wie Kraft sind die Blitzstrahlen, welche aus dem Gehirn der mit Schöpferkraft

begabten Männer hervorleuchten; die Generationen und die Völker spiegeln sie sich fortwährend gegenseitig zu, und, verblassen sie auch manchmal vorübergehend, von Neuem leuchten sie hell auf, sobald sie wieder auf ein schöpferisches Auge fallen. In den letzten Jahren hat man entdeckt, dass es in jenen Meerestiefen, zu denen das Sonnenlicht nicht dringt, Fische giebt, welche diese nächtige Welt auf elektrischem Wege erleuchten; ebenso wird die dunkle Nacht unserer menschlichen Erkenntnis durch die Fackel des Genies erhellt. Goethe zündete uns mit seinem *Faust* eine Fackel an, Kant eine andere durch seine Vorstellung von der transscendentalen Idealität von Zeit und Raum: beide waren phantasiemächtige Schöpfer, beide Genies. Der Schulstreit über den Königsberger Denker, die Schlachten zwischen Kantianern und Antikantianern dünken mich ebenso belangreich wie der Eifer der Faustkritiker: was sollen hier die logischen Tüfteleien? was bedeutet hier „Recht haben“? Selig diejenigen, welche Augen zum Sehen und Ohren zum Hören haben! Erfüllt uns das Studium des Gesteines, des Mooses, des mikroskopischen Infusoriums mit staunender Bewunderung, mit welcher Ehrfurcht müssen wir da nicht zu jenem höchsten Phänomen hinaufblicken, welches die Natur uns darbietet, zum Genie!

Verallgemeinerungen

Noch eine prinzipiell nicht unwichtige Bemerkung muss ich hier anknüpfen. Sollen uns auch die allgemeinen Tendenzen, nicht die Ereignisse und die Personen vorzüglich beschäftigen, so darf dabei die Gefahr zu weit gehender Verallgemeinerungen nicht aus dem Auge verloren werden. Zu einem voreiligen Summieren sind wir nur allzu geneigt. Das zeigt sich in der Art und Weise, wie man dem 19. Jahrhundert eine Etikette um den Hals zu hängen pflegt, während es doch gewiss unmöglich ist, durch ein einziges Wort uns selber und der Vergangenheit gerecht zu werden. Eine derartige fixe Idee genügt, um das Verständnis des geschichtlichen Werdens unmöglich zu machen.

Ganz allgemein wird z. B. das 19. Jahrhundert das „J a h r h u n d e r t d e r N a t u r w i s s e n s c h a f t“ genannt. Wer sich nun vergegenwärtigt, was das 16., 17 und 18. Jahrhundert gerade auf diesem Gebiete geleistet haben, wird sich wohl be-

denken, ehe er so ohne Weiteres dem 19. den Titel: „das naturwissenschaftliche Jahrhundert“ verleiht. Wir haben nur weiter ausgebaut und durch Fleiss gar vieles entdeckt; ob wir aber auf einen Kopernikus und einen Galilei, auf einen Kepler und einen Newton, auf einen Lavoisier und einen Bichat[1]) hinweisen können, erscheint mir mindestens zweifelhaft. Cuvier's Thätigkeit erreicht freilich die Würde philosophischer Bedeutung, und die Beobachtungs- und Erfindungsgabe von Männern wie Bunsen (der Chemiker) und Pasteur streift an das Geniale; von unvergänglicher Bedeutung sind Louis Agassiz, Michael Faraday, Julius Robert Mayer, Heinrich Hertz und vielleicht noch einige andere; man wird aber mindestens zugeben müssen, dass ihre Leistungen die ihrer Vorgänger nicht übertreffen. Vor etlichen Jahren sagte mir ein sowohl durch theoretische wie durch praktische Arbeiten rümlichst bekannter Hochschullehrer der medizinischen Fakultät: „Bei uns Gelehrten kommt es nunmehr viel weniger auf die Gehirnwindungen an als auf das S i t z f l e i s c h.“ Es hiesse nun wirklich zu bescheiden sein und den Nachdruck auf das Nebensächliche legen, wenn wir das 19. Jahrhundert als das J a h r h u n d e r t d e s S i t z f l e i s c h e s bezeichnen wollten! Um so mehr, als die Benennung als J a h r h u n d e r t d e s r o l l e n d e n R a d e s jedenfalls mindestens ebenso berechtigt wäre für ein Zeit, welche die Eisenbahn und das Zweirad hervorgebracht hat. Besser wäre jedenfalls der allgemein gehaltene Name: J a h r h u n d e r t d e r W i s s e n s c h a f t, worunter man zu verstehen hätte, dass der Geist exakter Forschung, von Roger Bacon zuerst kategorisch gefordert, nunmehr alle Disziplinen unterjocht hat. Dieser Geist hat aber, wohl betrachtet, zu weniger überraschenden Resultaten auf dem Gebiete der Naturwissenschaft geführt, wo ja seit uralten Zeiten die exakte Beobachtung der Gestirne die Grundlage alles Wissens bildete, als auf anderen Gebieten, wo bisher die Willkür ziemlich unumschränkt geherrscht hatte. Vielleicht hiesse es etwas Wahres, für das 19. Jahrhundert besonders Kennzeichnendes

[1]) Er starb 1802.

sagen, zugleich etwas den meisten Gebildeten wenig Bekanntes, wenn man von einem J a h r h u n d e r t d e r P h i l o l o g i e spräche. Gegen schluss des 18. Jahrhunderts, von solchen Männern wie Jones, Anquetil du Perron, den Gebrüdern Schlegel und Grimm, Karadži? und anderen zuerst ins Leben gerufen, hat die vergleichenden Philologie im Laufe eines einzigen Jahrhunderts eine unvergleichliche Bahn durchschritten. Den Organismus und die Geschichte der Sprache ergründen heisst nicht allein Licht auf Anthropologie, Ethnologie und Geschichte werfen, sondern geradezu das menschliche Denken zu neuen Thaten stärken. Und während so die Philologie des 19. Jahrhunderts für die Zukunft arbeitete, hob sie verschüttete Schätze der Vergangenheit, die fortan zu den kostbarsten Gütern der Menschheit gehören. Man braucht nicht Sympathie für den pseudobuddhistischen Sport halbgebildeter Müssiggänger zu empfinden, um klar zu erkennen, dass die Entdeckung der altindischen Erkenntnis-Theologie eine der grössten Thaten des 19. Jahrhunderts ist, bestimmt, eine nachhaltige Wirkung auf ferne Zeiten auszuüben. Dazu kam die Kenntnis altgermanischer Dichtung und Mythologie. Jede Kräftigung der echten Eigenart ist ein wahrer Rettungsanker. Die glänzende Reihe der Germanisten und ebenso die der Indologen hat, halb unbewusst, eine grosse That im rechten Augenblick vollbracht; jetzt besitzen auch wir unsere „h e i l i g e n B ü c h e r“, und was sie lehren, ist schöner und edler als was das alte Testament berichtet. Der G l a u b e an unsere Kraft, den wir aus der Geschichte von 19. Jahrhunderten schöpfen, hat eine unermesslich wertvolle Bereicherung durch diese Entdeckung unserer selbständigen Fähigkeit zu vielem Höchsten erfahren, in Bezug auf welches wir bisher in einer Art Lehnverhältnis standen: namentlich ist die Fabel von der besonderen Befähigung der Juden für die R e l i g i o n endgültig vernichtet; hierfür werden spätere Geschlechter jenem Jahrhundert dankbar sein. Diese Thatsache ist eine der grossen, weitestreichenden Erfolge unserer Zeit, daher hätte die Benennung Jahrhundert der Philologie eine gewisse Berechtigung. Hiermit haben wir nun auch eine andere der charakteristischen Erscheinungen

des 19. Jahrhunderts erwähnt. Ranke hatte vorausgesagt, unser Jahrhundert werde ein J a h r h u n d e r t d e r N a t i o n a l i t ä t sein; das war ein zutreffendes politisches Prognistikon, denn niemals zuvor haben sich die Nationen so sehr als fest abgeschlossene, feindliche Einheiten einander gegenüber gestanden. Es ist aber auch ein J a h r h u n d e r t d e r R a s s e n geworden, und zwar ist das zunächst eine notwendige und unmittelbare Folge der Wissenschaft und des wissenschaftlichen Denkens. Ich habe schon zu Beginn dieser Einleitung behauptet, die Wissenschaft eine nicht, sondern zergliedere; das hat sich auch hier bewährt. Die wissenschaftliche Anatomie hat die Existenz von physischen unterscheidenden Merkmalen zwischen den Rassen erwiesen, sodass sie nicht mehr geleugnet werden können, die wissenschaftliche Philologie hat zwischen den verschiedenen Sprachen prinzipielle Abweichungen aufgedeckt, die nicht zu überbrücken sind, die wissenschaftliche Geschichtsforschung hat in ihren verschiedenen Zweigen zu ähnlichen Resultaten geführt, namentlich durch die genaue Feststellung der Religionsgeschichte einer jeden Rasse, wo nur die allerallgemeinsten Ideen den täuschenden Schein der Gleichmässigkeit erwecken, die Weiterentwickelung aber stets nach bestimmten, scharf voneinander abweichenden Richtungen stattgefunden hat und noch immer stattfindet. Die sogenannte „Einheit der menschlichen Rasse“ bleibt zwar als Hypothese noch in Ehren, jedoch nur als eine jeder materiellen Grundlage entbehrende, persönliche, subjektive Überzeugung. Im Gegensatz zu den gewiss sehr edlen, aus reinster Sentimentalität hervorgequollenen Weltverbrüderungsideen des 18. Jahrhunderts, in welchen die Sozialisten als Hintertreffen noch heute nachhinken, hat sich allmählich die starre Wirklichkeit als notwendiges Ergebnis der Ereignisse und der Forschungen unserer Zeit erhoben. Manche andere Benennung könnte vieles zu ihrer Rechtfertigung anführen: Rousseau hatte schon prophetisch von einem „Siècle des Révolutions“ gesprochen, Andere reden wohl von einem Jahrhundert der Judenemanzipation, Jahrhundert der Elektrizität, Jahrhundert der Volksarmeen, Jahrhundert der Kolonien, Jahrhundert der Musik, Jahr-

hundert der Reklame, Jahrhundert der Unfehlbarkeitserklärung. — — — Kürzlich fand ich in einem englischen Buche das 19. Jahrhundert als *the religious century* bezeichnet und konnte dem Manne nicht ganz unrecht geben; für Beer, den Verfasser der *Geschichte des Welthandels*, ist das 19. Jahrhundert „das ökonomische", wogegen Prof. Paulsen es in seiner *Geschichte des gelehrten Unterrichts* (2. Aufl. II, 206), das *saeculum historicum* im Gegensatz zu dem vorausgegangenen *saeculum philosophicum* nennt, und Goethe's Ausdruck „ein aberweises Jahrhundert" sich auf das 19. ebenso gut wie auf das 18. anwenden liesse. Einen ernstlichen Wert besitzt gar keine solche Verallgemeinerung.

Das 19. Jahrhundert

Hiermit gelange ich zum Schlusse dieser allgemeinen Einleitung. Ehe ich aber den Schlussstrich ziehe, möchte ich mich noch, einer alten Gewohnheit gemäss, unter den Schutz hochverehrter Männer stellen.

Lessing schreibt in seinen *Briefen, die neueste Litteratur betreffend*, die Geschichte solle sich „nicht bei unwichtigen Thatsachen aufhalten, nicht das Gedächtnis beschweren, sondern den Verstand erleuchten". In dieser Allgemeinheit besagt wohl der Satz zu viel. Für ein Buch aber, welches sich nicht an Historiker, sondern an die gebildete Laienwelt wendet, gilt er uneingeschränkt. Den Verstand erleuchten, nicht eigentlich belehren, sondern anregend wirken, Gedanken und Entschlüsse wecken, das wäre es, wie ich gern leisten möchte.

Goethe fasst die Aufgabe der Geschichtsschreibung etwas abweichend von Lessing auf, er sagt: „Das Beste, was wir von der Geschichte haben, ist der Enthusiasmus, den sie erregt." Auch dieser Worte bin ich bei meiner Arbeit eingedenk geblieben, denn ich bin der Überzeugung, dass Verstand, und sei er noch so hell erleuchtet, wenig ausrichtet, ist er nicht mit Enthusiasmus gepaart. Der Verstand ist die Maschine; je vollkommener jede Einzelheit an ihr, je zielbewusster alle Teile ineinander greifen, um so leistungsfähiger wird sie sein, — aber doch nur virtualiter, denn, um getrieben zu werden, bedarf sie

noch der treibenden Kraft, und diese ist die Begeisterung. Es dürfte nun zunächst schwer fallen, dem Winke Goethe's folgend, sich für das 19. Jahrhundert besonderes zu erwärmen, schon deswegen, weil die Eigenliebe etwas so Verächtliches ist; wir wollen uns streng prüfen und uns lieber unter- als überschätzen; mag die Zukunft milder urteilen. Ich finde es auch deswegen schwer, mich dafür zu begeistern, weil das Stoffliche in diesem Jahrhundert so sehr vorwiegt. Genau so wie unsere Schlachten zumeist nicht mehr durch die persönliche Vortrefflichkeit Einzelner, sondern durch die Zahl der Soldaten, oder noch einfacher gesagt, durch die Menge des Kanonenfutters gewonnen worden sind, genau ebenso hat man Schätze an Gold und Wissen und Erfindungen zusammengetragen. Alles ist immer zahlreicher, massiger, vollständiger, unübersichtlicher geworden, man hat gesammelt, aber nicht gesichtet; d. h. es ist dies die allgemeine Tendenz gewesen. Das 19. Jahrhundert ist wesentlich ein Jahrhundert des Anhäufens von Material, des Durchgangsstadiums, des Provisorischen; in anderen Beziehungen ist es weder Fisch noch Fleisch; es pendelt zwischen Empirismus und Spiritismus, zwischen dem *Liberalismus vulgaris*, wie man ihn witzig genannt hat, und den impotenten Versuchen seniler Reaktionsgelüste, zwischen Autokratie und Anarchismus, zwischen Unfehlbarkeitserklärungen und stupidestem Materialismus, zwischen Judenanbetung und Antisemitismus, zwischen Millionärwirtschaft und Proletarierpolitik. Nicht die Ideen sind im 19. Jahrhundert das Charakteristische, sondern die materiellen Errungenschaften. Die grossen Gedanken, die hier und da sich geregt haben, die gewaltigen Kunstschöpfungen, die von Faust's zweitem Teil bis Parsifal dem deutschen Volk zu ewigem Ruhme entstanden sind, strebten hinaus in künftige Zeiten. Nach grossen, sozialen Umwälzungen und nach bedeutenden geistigen Errungenschaften (am Abend des 18. und am frühen Morgen des 19. Jahrhunderts) musste wieder Stoff gesammelt werden zu weiterer Entwickelung. Hierbei — bei dieser vorwiegenden Befangenheit im Stofflichen — schwand das S c h ö n e aus unserem Leben fast ganz; es existiert vielleicht in diesem Augenblick kein wildes, jedenfalls kein halbcivilisiertes

Volk, welches nicht mehr Schönes in seiner Umgebung und mehr Harmonie in seinem Gesamtdasein besässe, als die grosse Masse der sogenannten kultivierten Europäer. In der enthusiastischen Bewunderung des 19. Jahrhunderts ist es darum, glaube ich, geboten, Mass zu halten. Leicht ist es dagegen, den von Goethe empfohlenen Enthusiasmus zu empfinden, sobald der Blick nicht auf dem einen Jahrhundert allein ruhen bleibt, sondern die gesamte Entwickelung der seit einigen Jahrhunderten im Entstehen begriffenen „neuen Welt“ umfasst. Gewiss ist der landläufige Begriff des „Fortschrittes“ kein philosophisch wohl begründeter; unter dieser Flagge segelt fast die ganze Bafelware unserer Zeit; Goethe, der nicht müde wird, auf die Begeisterung als das treibende Element in unserer Natur hinzuweisen, spricht es nichtsdestoweniger als seine Überzeugung aus: „Klüger und einsichtiger werden die Menschen, aber besser, glücklicher und thatkräftiger n i c h t, oder nur auf Epochen.“[1]) Was für ein erhebenderes Gefühl kann es aber geben, als das, mit Bewusstsein einer solchen Epoche entgegenzuarbeiten, in welcher, wenn auch nur vorübergehend, die Menschen besser, glücklicher und thatkräftiger sein werden? Und wenn man das 19. Jahrhundert nicht isoliert betrachtet, sondern als einen Bestandteil eines weit grösseren Zeitlaufs, so entdeckt man bald, dass aus der Barbarei, welche auf den Zusammensturz der alten Welt folgte, und aus der wilden Gährung, die der Zusammenstoss einander widerstrebender Kräfte hervorrief, sich vor etlichen Jahrhunderten eine vollkommen neue Gestaltung der menschlichen Gesellschaft zu entwickeln begann, und dass unsere heutige Welt — weit entfernt den Gipfel dieser Evolution zu bedeuten — einfach ein Durchgangsstadium, eine „mittlere Zeit“, auf dem weiten und mühsamen Wege darstellt. Wäre das 19. Jahrhundert wirklich ein Gipfelpunkt, dann wäre die pessimistische Ansicht die einzige berechtigte: nach allen grossen Errungenschaften auf geistigem und materiellem Gebiete die bestialische Bosheit noch so verbreitet und das Elend vertausendfacht zu sehen, das könnte uns nur ver-

---

[1]) *Eckermann*: 23. Oktober 1828.

anlassen, Jean Jacques Rousseau's Gebet nachzusprechen: „Allmächtiger Gott, erlöse uns von den Wissenschaften und verderbenbringenden Künsten unserer Väter! gieb uns die Unwissenheit, die Unschuld und die Armut wieder als die einzigen Güter, aus welchen uns Glück entstehen kann, und welche vor deinem Angesichte Wert besitzen!“ Erblicken wir dagegen, wie gesagt, im 19. Jahrhundert nur eine Etappe, lassen wir uns ausserdem von keinen Wahnbildern „goldener Zeitalter“, ebensowenig von Zukunfts- wie von Vergangenheitswahnbildern, blenden, noch von utopischen Vorstellungen einer fortschreitenden Besserung der gesamten Menschheit und ideal funktionierender Staatsmaschinen in unserem gesunden Urteile irreführen, dann dürfen wir wohl hoffen und zu erkennen glauben, dass wir Germanen und die Völker, die unter unserem Einfluss stehen, einer neuen harmonischen Kultur entgegenreifen, unvergleichlich schöner als irgend eine der früheren, von denen die Geschichte zu erzählen weiss, einer Kultur, in der die Menschen wirklich „besser und glücklicher“ sein werden, als sie es jetzt sind. Vielleicht ist die Tendenz der modernen Schulbildung, den Blick so beständig auf die Vergangenheit zu richten, eine bedauerliche: sie hat aber insofern ihr Gutes, als man kein Schiller zu sein braucht, um mit diesem zu empfinden, dass „kein einzelner Neuerer mit dem einzelnen Athenienser um den Preis der Menschheit streiten“ könne;[1]) darum richten wir nun unseren Blick auf die Zukunft, auf jene Zukunft, deren Gestaltung wir aus dem Bewusstsein dessen, was die Gegenwart der letzten siebenhundert Jahre zu bedeuten hat, allmählich zu ahnen beginnen. Wir w o l l e n es mit dem Athenienser aufnehmen! Wir w o l l e n eine Welt gestalten, in welcher die Schönheit und die Harmonie des Daseins nicht wie bei Jenen auf Sklaven-, Eunuchen- und Kemenaten-Wirtschaft ruht! Wir dürfen es zuversichtlich wollen, denn wir sehen diese Welt langsam und mühevoll um unsere kurze Spanne Lebens

[1]) Dieser berühmte Satz ist nur sehr bedingt wahr; ich habe ihn im Schlusskapitel einer gründlichen Kritik unterzogen, worauf ich zur Vermeidung von Missverständnissen hier verweise.

entstehen. Und dass sie unbewusst entsteht, thut nichts zur Sache; schon der halb fabelhafte phönizische Geschichtsschreiber Sanchuniathon meldet im ersten Absatz seines ersten Buches, wo er von der Weltschöpfung spricht: „Die Dinge selbst aber wussten nichts von ihrem eigenen Entstehen"; auch in dieser Beziehung ist Alles beim Alten geblieben; die Geschichte bildet ein unerschöpfliches Illustrationsmaterial zu Mephisto's: „Du glaubst zu schieben und du wirst geschoben." Darum empfinden wir, wenn wir auf das 19. Jahrhundert zurückblicken, welches sicherlich mehr geschoben wurde, als es selbst schob, welches bezüglich der allermeisten Dinge in fast lächerlicher Weise auf ganz andere Wege geriet, als es einzuschlagen gedacht hatte, doch einen Schauer der aufrichtigen Bewunderung, fast der Begeisterung. In diesem Jahrhundert ist enorm gearbeitet worden, und das ist die Grundlage alles „Besser- und Glücklicherwerdens"; es war das die „Moralität" unserer Zeit, wenn ich mich so ausdrücken darf. Und während die Werkstätte der grossen, gestaltenden Ideen ruhte, wurden die Methoden der Arbeit in bisher ungeahnter Weise vervollkommnet.

Das 19. Jahrhundert ist der Triumph der Methodik. Hierin mehr als in irgend einer politischen Gestaltung ist ein Sieg des demokratischen Prinzips zu erblicken. Die Gesamtheit rückte hierdurch höher hinauf, sie wurde leistungsfähiger. In früheren Jahrhunderten konnten nur geniale Menschen, später nur zumindest hochbegabte Wertvolles leisten; jetzt kann es ein Jeder, dank der Methode! Durch den obligatorischen Schulunterricht, gefolgt vom obligatorischen Kampf ums Dasein, besitzen heute Tausende die „Methode", um ohne jede besondere Begabung oder Veranlagung als Techniker, Industrielle, Naturforscher, Philologen, Historiker, Mathematiker, Psychologen u. s. w. an der gemeinsamen Arbeit des Menschengeschlechts teilzunehmen. Sonst wäre die Bewältigung eines so kolossalen Materials in einem so kurzen Zeitraum gar nicht denkbar. Man vergegenwärtige sich nur, was vor hundert Jahren unter „Philologie" verstanden wurde! Man fragte sich, ob es wahre „Geschichtsforschung" gab! Genau diesem selben Geist begegnen wir aber auf Gebieten,

die von der Wissenschaft weit abliegen: die Volksarmeen sind die universellste, einfachste Anwendung der Methodik und die Hohenzollern insofern die tonangebenden Demokraten des 19. Jahrhunderts: Methodik der Arm- und Beinbewegungen, zugleich aber Methodik der Willenserziehung, des Gehorsams, der Pflicht, der Verantwortlichkeit. Die Geschicklichkeit und die Gewissenhaftigkeit haben infolgedessen — leider nicht überall, aber doch auf weiten Gebieten des Lebens — entschieden sehr zugenommen: man fordert mehr von sich und von Anderen als zuvor; es hat gewissermassen eine allgemeine technische Vervollkommnung stattgefunden, die bis in die Denkgewohnheiten der Menschen sich erstreckt. Diese Vervollkommnung kann aber schwer ohne Rückwirkung auf das Reinmoralische bleiben: die Abschaffung des menschlichen Sklaventums auch ausserhalb Europas, wenigstens in seiner offiziell anerkannten Gültigkeit, und der Beginn einer Bewegung zum Schutze der tierischen Sklaven sind vielbedeutende Anzeichen.

Und so glaube ich, dass trotz aller Bedenken eine gerechte und liebevolle Betrachtung des 19. Jahrhunderts sowohl zur „Erleuchtung des Verstandes“, wie auch zur „Erweckung des Enthusiasmus“ führen muss. Vorderhand ziehen wir nur seine „Grundlagen“ in Betracht, d. h. also die Summe des Vorangegangenen, aus der das 19. Jahrhundert sich mehr oder weniger mühsam und mehr oder weniger glücklich herauszuwinden wusste.

ERSTER TEIL
DIE URSPRÜNGE

Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.
Goethe

ABSCHNITT I
DAS ERBE DER ALTEN WELT

Das Edelste, was wir besitzen, haben
wir nicht von uns selbst; unser Verstand
mit seinen Kräften, die Form, in welcher
wir denken, handeln und sind, ist auf
uns gleichsam herabgeerbet.
Herder

EINLEITENDES

Historische Grundsätze

„Die Welt“, sagt Dr. Martin Luther, „wird von Gott durch etliche wenige Helden und fürtreffliche Leute regieret.“ Die mächtigsten dieser regierenden Helden sind die Geistesfürsten, die Männer, welche ohne Waffengewalt und diplomatische Sanktionen, ohne Gesetzeszwang und Polizei, bestimmend und umbildend auf das Denken und Fühlen zahlreicher Geschlechter wirken; diese Männer, von denen man sagen kann, dass sie um so gewaltiger s i n d, je weniger Gewalt sie h a b e n, besteigen aber selten, vielleicht nie, ihren Thron während ihres Lebens; ihre Herrschaft währt lange, beginnt aber spät, oft sehr spät, namentlich wenn wir von dem Einfluss, den sie auf Einzelne ausüben, absehen und jenen Augenblick in Betracht ziehen, wo das, was ihr Leben ausmachte, auf das Leben ganzer Völker gestaltend sich zu bethätigen beginnt. Mehr als zwei Jahrhunderte vergingen, bis die neue Anschauung des Kosmos, welche wir Kopernikus verdanken, und welche tief umgestaltend auf alles menschliche Denken wirken musste, Gemeingut geworden war. So bedeutende Männer unter seinen Zeitgenossen wie Luther, urteilten über Kopernikus, er sei „ein Narr, der die ganze Kunst Astronomiä umkehre“. Trotzdem sein Weltsystem im Altertum schon gelehrt, trotzdem durch die Arbeiten seiner unmittelbaren Vorgänger, Regiomontanus und Anderer, alles vorbereitet worden war, was die neuerliche Entdeckung bedingte, so dass man wohl sagen darf, bis auf den Funken der Inspiration im

Gehirn des „Fürtrefflichsten“, lag das Kopernikanische System genau bedingt vor, — trotzdem es sich hier nicht um schwer fassliche metaphysische und moralische Dinge handelte, sondern um eine einfache und dazu beweisbare Anschauung, — trotzdem gar kein materielles Interesse durch die neue Lehre bedroht wurde, erforderte es geraume Zeit, bis diese in so mannigfacher und wesentlicher Beziehung umbildende Vorstellung aus dem einen Gehirn in das einzelner anderer bevorzugter Männer hinüberzog und, immer weiter um sich greifend, zuletzt die gesamte Menschheit beherrschte. Wie Voltaire in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts für die Anerkennung der grossen Trias — Kopernikus, Kepler, Newton — kämpfte, ist allbekannt, aber noch im Jahre 1779 sah sich der vortreffliche Georg Christoph Lichtenberg genötigt, im Göttingischen Taschenbuche gegen die „Tychonianer“ zu Felde zu ziehen, und erst im Jahre des Heiles eintausendachthundertundzweiundzwanzig gestattete die Kongregation des Index den Druck von Büchern, welche die Bewegung der Erde lehren!

Diese Bemerkung schicke ich voraus, um begreiflich zu machen, in welchem Sinne das Jahr 1 zum Ausgangspunkt unserer Zeit hier gewählt wird. Es geschieht nicht zufällig, etwa aus Bequemlichkeitsrücksichten, ebensowenig aber, weil der aüssere Gang der politischen Geschehnisse dieses Jahr zu einem besonders auffälligen gestempelt hätte, sondern weil die einfachste Logik uns nötigt, eine neue Kraft bis auf ihren Ursprung zurückzuverfolgen. Wie schnell oder wie langsam sie zur wirkenden Kraft heranwächst, gehört schon zur „Geschichte“; die lebendige Quelle jeder späteren Wirkung ist und bleibt das thatsächliche Leben des Helden.

Die Geburt Jesu Christ ist nun das wichtigste Datum der gesamten Geschichte der Menschheit.[1]) Keine Schlacht, kein Regierungsantritt, kein Naturphänomen, keine Entdeckung besitzt eine Bedeutung, welche mit dem kurzen Erdenleben des

[1]) Dass diese Geburt nicht im Jahre 1 stattfand, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach einige Jahre früher, ist für uns hier belanglos.

Galiläers verglichen werden könnte; eine fast zweitausendjährige Geschichte beweist es, und noch immer haben wir kaum die Schwelle des Christentums betreten. Es ist tief innerlich berechtigt, wenn wir jenes Jahr das e r s t e nennen, und wenn wir von ihm aus unsere Zeit rechnen. Ja, in einem gewissen Sinne dürfte man wohl sagen, eigentliche „Geschichte" beginne erst mit Christi Geburt. Die Völker, die heute noch nicht zum Christentume gehören — die Chinesen, die Inder, die Türken u. s. w. — haben alle noch immer keine wahre Geschichte, sondern kennen auf der einen Seite nur eine Chronik von Herrscherhäusern, Metzeleien und dergleichen, auf der anderen nur das stille, ergebene, fast tiermässig glückliche Hinleben ungezählter Millionen, die spurlos in der nacht der Zeiten untergehen. Ob das Reich der Pharaonen im Jahre 3285 vor Christo oder im Jahre 32850 gegründet wurde, ist an und für sich belanglos; Ägypten unter einem Ramses zu kennen, ist das selbe, als kennte man es unter allen 15 Ramessiden. Ebenso verhält es sich mit den anderen vorchristlichen Völkern (mit Ausnahme jener drei, die zu unserer christlichen Epoche in organischer Beziehung stehen, und von denen ich gleich reden werde): ihre Kultur, ihre Kunst, ihre Religion, kurz ihr Z u s t a n d mögen uns interessieren, ja, Errungenschaften ihres Geistes oder ihrer Industrie können zu wertvollen Bestandteilen unseres eigenen Lebens geworden sein, wie das z. B. für indisches Denken, babylonische Wissenschaft, und chinesische Methoden der Fall ist; ihrer Geschichte jedoch, rein als solcher, fehlt das Moment der m o r a l i s c h e n G r ö s s e, jenes Moment, heisst das, durch welches der einzelne Mensch veranlasst wird, sich seiner Individualität im Gegensatz zur umgebenden Welt bewusst zu werden, um dann wieder — wie Ebbe und Flut — die Welt, die er in der eigenen Brust entdeckt hat, zur Gestaltung jener äusseren zu verwenden. Der arische Inder z. B., in metaphysischer Beziehung unstreitig der begabteste Mensch, den es je gegeben hat, und allen heutigen Völkern in dieser Beziehung weit überlegen, bleibt bei der inneren Erleuchtung stehen: er gestaltet nicht, er ist nicht Künstler, er ist nicht Reformator, es genügt ihm, ruhig zu leben und erlöst zu sterben

— er hat keine Geschichte. Ebensowenig hat sein Antipode, der Chinese, dieses unübertroffene Muster des Positivisten und des Kollektivisten, eine Geschichte; was unsere historischen Werke unter diesem Titel geben, ist weiter nichts als eine Aufzählung der verschiedenen Räuberbanden, von denen das geduldige, kluge und seelenlose Volk, ohne ein Jota von seiner Eigenart preiszugeben, sich hat regieren lassen: das alles ist kriminalistische Statistik, nicht Geschichte, wenigstens für uns nicht: Handlungen, die in unserer Brust kein Echo finden, können wir nicht wirklich beurteilen.

Ein Beispiel. Während diese Zeilen geschrieben werden, tobt die gesamte gesittete Welt gegen die Türkei; die europäischen Mächte werden durch die Stimme der öffentlichen Meinung gezwungen, zum Schutze der Armenier und Kretenser einzuschreiten; die endgültige Ausrottung der türkischen Macht scheint nur noch eine Frage der Zeit. Das hat gewiss seine Berechtigung; es musste so kommen; nichtsdestoweniger ist es eine Thatsache, dass die Türkei das letzte Stückchen von Europa ist, wo eine ganze Bevölkerung in ungestörtem Glück und Wohlbehagen lebt, eine Bevölkerung, die von sozialen Fragen, vom bittern Kampf ums Dasein und dergleichen nichts weiss, wo es keine grossen Vermögen giebt und buchstäblich gar keinen Pauperismus, wo Alle eine einzige brüderliche Familie bilden und Keiner auf Kosten des Anderen nach Reichtum strebt. Ich rede nicht das nach, was Zeitungen und Bücher berichten, sondern ich bezeuge, was ich aus eigener Anschauung weiss. Hätte der Mohammedaner nicht Toleranz zu einer Zeit geübt, wo dieser Begriff im übrigen Europa unbekannt war, es würde jetzt in den Balkanländern und in Kleinasien idyllischer Frieden herrschen. Der Christ ist es, der hier die Hefe des Zwistes hineinwirft; und mit der Grausamkeit einer gedankenlos rückwirkenden Naturmacht erhebt sich der sonst humane Moslemite und vertilgt den Störenfried. Dem Christen behagt eben weder der weise Fatalismus des Mohammedaners, noch der kluge Indifferentismus des Chinesen. „Ich bin nicht gekommen, den Frieden, sondern das Schwert zu senden“, sagte Christus selber. Die christliche Idee kann, in

einem gewissen Sinne, geradezu als eine antisoziale bezeichnet werden. Zum Bewusstsein einer sonst nie geahnten persönlichen Würde erwacht, genügt dem Christen der einfache tierische Instinkt des Zusammenlebens nicht mehr; er will nicht mehr des Glückes der Bienen und der Ameisen teilhaftig sein. Bezeichnet man das Christentum kurzweg als die Religion der Liebe, so hat man seine Bedeutung für die Geschichte der Menschheit nur oberflächlich gestreift. Das Wesentliche ist hier vielmehr dieses: durch das Christentum erhielt jeder Einzelne einer bisher nie geahnten unmessbaren Wert (sogar die „Haare auf seinem Haupte sind von Gott alle gezählet“, Matth. X., 30); diesem inneren Wert entspricht das äussere Schicksal nicht, hierdurch ist das Leben tragisch geworden, und erst durch die Tragik erhält Geschichte einen rein menschlichen Inhalt. Denn kein Vorgang ist an und für sich historisch-tragisch; er wird es erst durch den Sinn derer, die ihn erleben; sonst bleibt das, was die Menschheit betrifft ebenso erhaben gleichgültig, wie alle anderen Naturphänomene. Auf die christliche Idee komme ich bald zurück. Hier sollte nur angedeutet werden, erstens, wie tief und wie sichtbar das Christentum umgestaltend auf das menschliche Fühlen und Thun wirkt — wofür wir noch die lebendigen Beweise dicht vor unseren Augen haben,[1]) zweitens, in welchem Sinne die nichtchristlichen Völker keine wahre Geschichte, sondern lediglich Annalen haben.

Hellas, Rom, Judäa

Geschichte, im höheren Sinne des Wortes, ist einzig jene Vergangenheit, welche noch gegenwärtig im Bewusstsein des Menschen gestaltend weiterlebt. Aus der vorchristlichen Zeit gewinnt darum Geschichte nur dort ein nicht allein wissenschaftliches, sondern ein allgemein menschliches Interesse, wo sie Völker betrifft, die jener sittlichen Neugeburt, welche wir als

---

[1]) Es ist durchaus falsch, wenn man solche Wirkungen nicht dem erwachten Seelenleben, sondern lediglich der Rasse zuschreiben zu müssen glaubt; der Bosniak rein serbischer Abstammung und der Makedonier aus der hellenischen Verwandtschaft sind, als Mohammedaner, ebenso fatalistisch und antiindividualistisch in ihrer Gesinnung wie nur irgend eine Osmane.

Christentum bezeichnen, entgegeneilen. Hellas, Rom und Judäa: sie allein von den Völkern des Altertums sind für das lebendige Bewusstsein der Menschen des 19. Jahrhunderts geschichtlich wichtig.

Vom hellenischen Boden ist uns jeder Zoll heilig, und mit Recht. Drüben, im asiatischen Osten, hatten und haben nicht einmal die Menschen Persönlichkeit, hier, in Hellas, ist jeder Fluss, jeder Stein belebt, individualisiert, die stumme Natur erwacht zum Bewusstsein ihrer selbst. Und die Männer, durch welche dieses Wunder geschah, stehen vor uns, von den halb fabelhaften Zeiten des trojanischen Krieges an bis zu der Herrschaft Roms, ein Jeder mit seiner eigenen, unvergleichlichen Physiognomie: Helden, Herrscher, Krieger, Denker, Dichter, Bildner. H i e r w u r d e d e r M e n s c h g e b o r e n: jener Mensch, fähig ein Christ zu werden. — Rom bildet in mancher Beziehung den grellsten Gegensatz zu Griechenland; es ist nicht allein geographisch, sondern auch seelisch von Asien, d. h. von semitischen, babylonischen und ägyptischen Einflüssen entfernter; es ist nicht so heiter und genügsam, nicht so flatterhaft; besitzen will das Volk, besitzen will der Einzelne. Vom Erhaben-Anschaulichen der Kunst und der Philosophie wendet sich hier der Geist zur Verstandesarbeit der Organisation. Hatte dort ein einzelner Solon, ein einzelner Lykurg, gewissermassen als Dilettant, nämlich aus rein individueller Überzeugung vom Richtigen, Staatsgrundgesetze geschaffen, hatte später ein ganzes Volk von schwatzenden Dilettanten die Herrschaft an sich gerissen, so entstand in Rom ein langlebiges Gemeinwesen von nüchternen, ernsten Gesetzgebern, und während der äussere Horizont — das römische Reich und seine Interessen — sich beständig erweiterte, verengerte sich in bedenklichster Weise der Horizont der inneren Interessen. Sittlich jedoch steht Rom in vielen Beziehungen höher als Hellas: der Grieche war von jeher, was er noch heute ist, untreu, unpatriotisch, eigensüchtig; Selbstbeherrschung war ihm fremd, darum hat er es nie verstanden, andere zu beherrschen, noch sich selber mit würdigem Stolze beherrschen zu lassen. Dagegen weist das Wachstum und die zähe Lebensdauer des

römischen Staates auf den klugen, kraftvollen, bewussten politischen Geist der Bürger hin. Die F a m i l i e und das sie schützende G e s e t z sind die Schöpfungen Roms. Und zwar gilt das ebensowohl von der Familie im engeren, jede höhere Sittlichkeit begründenden Sinne, wie auch in der erweiterten Bedeutung einer die Gesamtheit der Bürger zu einem festen, widerstandsfähigen Staate verbindenden Gewalt; nur aus der Familie konnte ein dauerhafter Staat entstehen, nur durch den Staat konnte das, was wir heute Civilisation nennen, ein entwickelungsfähiges Prinzip der Gesellschaft werden. Sämtliche Staaten Europas sind Pfropfreiser auf dem römischen Stamme. Und mochte noch so häufig, damals wie heute, Gewalt über Recht siegen, die Idee des Rechtes ward uns fortan zu eigen. — Indes, ebenso wie der Tag die Nacht erfordert (die heilige Nacht, die unserem Auge das Geheimnis anderer Welten enthüllt, Welten über uns am Himmelsgewölbe und Welten in uns selber, in den Tiefen des schweigenden Innern), ebenso erforderte das herrliche positive Werk der Griechen und Römer eine negative Ergänzung; durch Israel wurde sie gegeben. Um die Sterne zu erblicken, muss das Tageslicht gelöscht werden; um g a n z gross zu werden, um jene tragische Grösse zu gewinnen, von welcher ich vorhin sagte, dass sie allein der Geschichte einen lebensvollen Inhalt verleihe, musste der Mensch sich nicht allein seiner Kraft, sondern auch seiner Schwäche bewusst werden. Erst durch die klare Erkenntnis und die schonungslose Betonung der Geringfügigkeit alles menschlichen Thuns, der Erbärmlichkeit der himmelanstrebenden Vernunft, der allgemeinen Niederträchtigkeit menschlicher Gesinnungen und staatlicher Motive, fasste das Denken Fuss auf einem durchaus neuen Boden, von wo aus es im Menschenherzen Anlagen und Fähigkeiten entdecken sollte, die es zu der Erkenntnis eines Erhabensten führten; niemals hätten Griechen und Römer auf ihrem Wege dieses Erhabenste erreicht, niemals wäre es ihnen beigekommen, dem Leben des einzelnen Individuums eine so hohe Bedeutung beizulegen, mit anderen Worten, sie ihm zu verleihen. Betrachten wir die äussere Geschichte des Volkes Israel, so bietet sie uns beim

ersten Anblick gewiss wenig Anziehendes; ausser einigen wenigen sympathischen Zügen scheint alle Niederträchtigkeit, deren Menschen fähig sind, in diesem einen Völkchen verdichtet; nicht als wären die Juden im Grunde genommen noch schändlicher als die anderen Menschen gewesen, die Fratze des Lasters aber glotzt einen aus ihrer Geschichte in unverhüllter Nacktheit an: kein grosser politischer Sinn entschuldigt hier das Ungerechte, keine Kunst, keine Philosophie versöhnt mit den Greueln des Kampfes ums dasein. Hier nun entstand die Verneinung der Dinge dieser Welt und damit die Ahnung einer höheren ausserweltlichen Bestimmung des Menschen. Hier wagten es Männer mitten aus dem Volke, die Fürsten dieser Erde als „Diebsgesellen“ zu brandmarken und wehe zu rufen über die Reichen, „die ein Haus an das andere ziehen und einen Acker zum anderen bringen, bis dass sie allein das Land besitzen!“ Das war eine andere Auffassung des Rechtes als die der Römer, denen nichts heiliger dünkte als der Besitz. Der Fluch galt jedoch nicht bloss den Mächtigen, sondern auch „denen, die bei sich selbst weise sind und halten sich selbst für klug“, und ebenfalls den frohen Helden, die „Wein saufen“ und die Welt sich zum Tummelplatz auserkoren haben. So redet bereits im 8. Jahrhundert vor Christi Geburt ein Jesaia.[1]) Diese erste Auflehnung gegen das radikal Böse im Menschen und in der menschlichen Gesellschaft erklingt aber immer mächtiger im Laufe der folgenden Jahrhunderte aus der Seele dieses merkwürdigen Volkes; sie wird immer innerlicher, bis Jeremia ausruft: „Wehe mir, o Mutter, dass du mich geboren hast!“ und bis zuletzt die Verneinung zu einem positiven Lebensgrundsatz wird und ein erhabenster Prophet sich aus Liebe ans Kreuz schlagen lässt. Mag man sich nun auf den Standpunkt eines gläubigen Christen stellen oder einfach auf den des objektiven Historikers, gleichviel, sicher ist, dass man, um die Gestalt Christi deutlich zu erkennen, das Volk kennen muss, das ihn kreuzigte. Freilich muss eines wohl beachtet werden: bei den Griechen und Römern waren die Thaten dieser Völker die positive

---

[1]) Siehe *Jesaia*, Kap. 1 und 5.

Errungenschaft, dasjenige was weiterlebte; bei den Juden dagegen war die Verneinung der Thaten dieses Volkes die einzige positive Errungenschaft für die Menschheit. Diese Verneinung ist aber ebenfalls eine historische, und zwar eine historische gewachsene Thatsache. Selbst wenn Jesus Christus, wie mit grösster Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist, dem jüdischen Volke nicht entstammt sein sollte, nur der oberflächlichste Parteigeist kann die Thatsache leugnen, dass diese grosse und göttliche Gestalt auf das Unzertrennlichste mit dem historischen Entwickelungsgang jenes Volkes verwoben ist.[1])

Wer könnte es bezweifeln? Die Geschichte von Hellas, die von Rom und die von Judäa, sie haben gestaltend auf alle Jahrhunderte unserer Zeitrechnung weitergewirkt, sie wirkten lebendig weiter in unserem 19. Jahrhundert. Ja, sie wirkten nicht allein lebendig, sondern auch lebenhemmend, indem sie die freie Aussicht in das rein menschliche Gebiet nach vielen Richtungen hin mit einem mannshohen Zaun umgaben. Das ist des Menschen unentrinnbares Schicksal: was ihn fördert, fesselt ihn zugleich. Darum muss die Geschichte dieser Völker von Demjenigen wohl beachtet werden, der von unserem 19. Jahrhundert zu reden unternimmt.

In dem vorliegenden Werk nun sind die rein historischen Kenntnisse, die Chronologie der Weltgeschichte, als bekannt vorausgesetzt. Nur eines darf hier versucht werden, nämlich in möglichst gedrängter Kürze zu bestimmen, welches die wesentlichsten, unterscheidenden Merkmale dieses „Erbes der alten Welt“ sind. Das soll in drei Kapiteln geschehen, von denen das erste hellenische Kunst und Philosophie, das zweite römisches Recht und das dritte die Erscheinung Jesu Christi behandelt.

Geschichtsphilosophie

Ehe ich diese einleitenden Worte beschliesse, noch eine Verwahrung. Der Ausdruck: dieses oder jenes „musste“ geschehen,

---

[1]) Für den Nachweis, dass Christus kein Jude war (im Sinne der Rassenangehörigkeit), sowie für die Darlegung seines innigen Verhältnisses zu dem moralischen Leben des echten jüdischen Volkes, siehe Kap. 3; Näheres über das jüdische Volk bringt dann Kap. 5

entfuhr oben meiner Feder; vielleicht kehrt er im folgenden wieder. Damit soll keineswegs einem geschichtsphilosophischen Dogmatisieren das Existenzrecht eingeräumt werden. Der Rückblick von der Gegenwart aus auf die Vergangenheit zurück gestattet den logischen Schluss, dass gewisse Vorgänge damals geschehen m u s s t e n, damit das heute so würde, wie es geworden ist. Ob der Lauf der Geschichte ein andrer hätte sein können, als er war, diese subtile Frage gehört nicht hierher. Von dem wüsten Lärm einer angeblichen „Wissenschaftlichkeit“ eingeschüchtert, sind manche heutige Historiker in dieser Beziehung sehr ängstlich geworden. Und dennoch ist es klar, dass die Gegenwart nur dann einen leuchtenden Sinn erhält, wenn sie *sub specie necessitatis* betrachtet wird. V*ere scire est per causas scire*, sagt Bacon; diese Anschauungsweise allein ist eine wissenschaftliche; wie soll sie aber durchgeführt werden, wenn nicht überall die Notwendigkeit anerkannt wird? Das Wort „muss“ bringt die notwendige Verkettung von Ursache und Wirkung zum Ausdruck, weiter nichts; mit derlei Einsichten vergolden wir Menschen die Riegelbalken unseres engumzirkten geistigen Spielraums, ohne uns deswegen einzubilden, wir wären ins Freie hinausgeflogen. Nun beachte man aber noch folgendes: gestaltet die Notwendigkeit, so bilden sich um diesen Mittelpunkt immer weitere Kreise, und Keiner darf uns verwehren — wo unser Ziel es erheischt — den weiten, umständlichen Weg auf einem äussersten Kreis zu vermeiden, um unsern Standpunkt so nahe wie möglich an der bewegenden, selber kaum bewegten Achse einzunehmen, dort wo die scheinbare Willkür mit der nicht abzuleugnenden Notwendigkeit fast verschmilzt.

ERSTES KAPITEL

HELLENISCHE KUNST UND PHILOSOPHIE

Nur durch den Menschen tritt der
Mensch in das Tageslicht des Lebens ein.
Jean Paul Friedrich Richter

Das Menschwerden

Viel Geistvolles ist gesagt worden, um den Unterschied zwischen Mensch und Tier drastisch zu kennzeichnen; wichtiger, weil eine bedeutungsvollere Erkenntnis anbahnend, dünkt mich die Unterscheidung zwischen Mensch und Mensch. In dem Augenblick, wo der Mensch zum Bewusstsein freischöpferischer Kraft erwacht, überschreitet er einen bestimmten Grenzkreis und zerstört den Bann, der ihn, trotz aller seiner Begabung und trotz allen seinen Leistungen, in engster — auch geistiger — Zugehörigkeit zu den übrigen Lebewesen erscheinen liess. Durch die K u n s t tritt ein neues Element, eine neue Daseinsform in den Kosmos ein.

Mit diesem Ausspruch stelle ich mich auf den selben Boden wie etliche der grössten unter Deutschlands Söhnen. Diese Anschauung von der Bedeutung der K u n s t entspricht auch, wenn ich nicht irre, einer spezifischen Anlage des deutschen Geistes, wenigstens dürfte eine so klare, scharfe Formulierung jenes Gedankens, wie wir sie bei Lessing und Winckelmann, bei Schiller und Goethe, bei Hölderlin, Jean Paul und Novalis, bei Beethoven und Richard Wagner finden, bei den anderen Mitgliedern der verwandten indogermanischen Völkergruppe kaum anzutreffen sein. Um dem Gedanken gerecht zu werden, muss man zunächst genau wissen, was hier unter „Kunst“ zu verstehen ist. Wenn Schiller schreibt: „Die Natur hat nur G e s c h ö p f e, die Kunst hat M e n s c h e n gemacht“, wird man doch nicht glauben, er habe hier das Flötenspielen oder das Verseschreiben im Sinne? Wer Schiller's Schriften (vor allen natürlich seine *Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen*) sorgfältig und wiederholt

liest, wird immer mehr einsehen, dass der Begriff „Kunst“ für den Dichter-Philosophen ein sehr lebendiger, ihn gewissermassen durchglühender, dennoch aber ein recht subtiler ist, der sich schwer in eine kurze Definition einzwängen lässt. Nun wer ihn nicht verstanden hat, kann eine derartige Einsicht überwunden zu haben wähnen. Man höre, was Schiller sagt, denn für den Zweck des vorliegenden Kapitels, sowie des ganzen Buches ist ein Verständnis dieses Grundbegriffes unentbehrlich. Er schreibt: „Die Natur fängt mit dem Menschen nicht besser an als mit ihren übrigen Werken: sie handelt für ihn, wo er als freie Intelligenz noch nicht selbst handeln kann. Aber eben das macht ihn zum Menschen, dass er bei dem nicht stille steht, was die blosse Natur aus ihm machte, sondern die Fähigkeit besitzt, die Schritte, welche jene mit ihm anticipierte, durch Vernunft wieder rückwärts zu tun, das Werk der Not in ein Werk seiner freien Wahl umzuschaffen, und die physische Notwendigkeit zu einer moralischen zu erheben.“ Zunächst bezeichnet also das D r ä n g e n n a c h F r e i h e i t den künstlerischen Zustand für Schiller: der Not kann der Mensch nicht entrinnen, er „schafft sie aber um“; indem er das thut, bewährt er sich als Künstler. Als solcher benutzt er die Elemente, die ihm die Natur bietet, um sich eine neue Welt des Scheins zu errichten; jedoch hieraus ergiebt sich ein Zweites, und gerade dieses Zweite darf unter keiner Bedingung übersehen werden: indem der Mensch „in seinem ästhetischen Stande“ sich gewissermassen „ausser der Welt stellt und sie betrachtet“, findet es sich, dass er diese Welt, die Welt ausser ihm, zum erstenmal deutlich erblickt! Freilich war es ein Wahn gewesen, sich aus dem Schosse der Natur losringen zu wollen, gerade dieser Wahn aber leitet ihn nunmehr dazu, sich der Natur völlig und richtig bewusst zu werden: „denn der Mensch kann den Schein nicht von der Wirklichkeit reinigen, ohne zugleich die Wirklichkeit von dem Scheine frei zu machen.“ Erst wenn er zu d i c h t e n begonnen hat, beginnt der Mensch auch bewusst zu d e n k e n; erst wenn er selber baut, wird er auf die Architektonik des Weltgebäudes aufmerksam. Wirklichkeit und Schein sind anfangs in seinem Bewusstsein vermengt; die bewusste,

freischöpferische Beschäftigung mit dem Schein ist der erste Schritt, um zu einer möglichst freien, reinen Erkenntnis der Wirklichkeit zu gelangen. W a h r e W i s s e n s c h a f t, d. h. eine nicht bloss messende, registrierende, sondern eine anschauende, erkennende, entsteht also, nach Schiller, unter dem unmittelbaren Einfluss des künstlerischen Strebens der Menschen. Und jetzt erst kann im Menschengeist auch Philosophie auftreten; denn sie schwebt zwischen beiden Welten. Philosophie fusst zugleich auf Kunst und auf Wissenschaft; sie ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, die neuerliche, künstlerische Bearbeitung jener gesonderten, gereinigten Wirklichkeit. Damit ist aber die Bedeutung der Vorstellung „Kunst" für Schiller noch immer nicht erschöpft. Denn die „Schönheit" (jene frei umgeschaffene, neue Welt) ist nicht allein ein Gegenstand; in ihr spiegelt sich vielmehr auch „ein Z u s t a n d unseres Subjekts" wieder: „Die Schönheit ist zwar Form, weil wir sie betrachten; zugleich aber ist sie Leben, weil wir sie fühlen. Mit einem Wort: sie ist zugleich unser Zustand und unsere That."[1]) Künstlerisch zu empfinden, künstlerisch zu denken bezeichnet also einen besonderen Zustand des Menschen überhaupt; es ist eine Stimmung, oder vielmehr eine Gesinnung.... noch besser vielleicht ein latenter Kraftvorrat, der sich im Leben des einzelnen Menschen wie auch im Leben eines ganzen Volkes überall, auch dort, wo Kunst und Wissenschaft und Philosophie nicht unmittelbar beteiligt sind, „befreiend", „umschaffend", „reinigend" bethätigen muss. Oder auch, um uns dieses Verhältnis von einer anderen Seite aus vorzuführen, können wir — und zwar wiederum mit Schiller[2]) — sagen: „Aus einem glücklichen Instrumente wurde der Mensch ein unglücklicher Künstler." Das ist jene Tragik, von der ich in den einleitenden Worten sprach.

Man wird, glaube ich, zugeben müssen, dass diese deutsche Auffassung des „Menschwerdens" tiefer geht, dass sie mehr um-

---

[1]) Vergl. *Ästhetische Erziehung,* Bf. 3, 25, 26. Näheres hier, Kap. 9, Abschn. 7.

[2]) Vergl. *Etwas über die erste Menschengesellschaft*, Abschnitt 1.

fasst und ein helleres Licht auf die zu erstrebende Zukunft der Menschheit wirft, als jede engwissenschaftliche oder rein utilitaristische. Wie dem auch sei, Eines ist sicher: ob einer solchen Auffassung unbedingte Gültigkeit zukomme, oder nur bedingte, für eine Betrachtung der hellenischen Welt und die sichere Aufdeckung ihres Lebensprinzips thut sie unvergleichliche Dienste; denn, mag sie auch in dieser bewussten Formulierung eine charakteristisch deutsche Auffassung sein, im letzten Grunde führt sie auf hellenische Kunst und auf hellenische Philosophie (welche die Naturwissenschaft umschloss) zurück, sie bezeugt, dass das Hellenentum nicht allein äusserlich und geschichtlich, sondern auch innerlich und Zukunft gestaltend im 19. Jahrhundert noch weiter lebte.[1])

Tier und Mensch

Nicht jede künstliche Bethätigung ist Kunst. Zahlreiche Tiere führen äusserst kunstvolle Bauten auf; der Gesang der Nachtigall wetteifert erfolgreich mit dem Naturgesang wilder Menschen; willkürliche Nachahmung treffen wir hochentwickelt im Tierreich an, und zwar auf den verschiedensten Gebieten — Nachahmung der Thätigkeit, des Lautes, der Form — wobei noch zu bedenken ist, dass wir bis jetzt so gut wie gar nichts von dem Leben der höheren Affen wissen;[2]) die Sprache, d. h. also die Mitteilung

---

[1]) Um Missverständnissen vorzubeugen, will ich erwähnen, dass ich hier am Anfang meines Buches mich des einfacheren Verständnisses halber ohne weitere Kritik an Schiller angeschlossen habe; erst im Schlusskapitel kann ich meine Anschauung begründen, dass bei uns Germanen, im Unterschied von den Hellenen, der Angelpunkt des „Menschwerdens“ nicht in der Kunst, sondern in der R e l i g i o n zu suchen ist — was aber nicht eine Abweichung von Schiller's Auffassung von „Kunst“ bedeutet, sondern lediglich eine besondere Schattierung.

[2]) Siehe jedoch die Beobachtungen des J. G. Romanes an einem weiblichen Schimpansen, am ausführlichsten in der Zeitschrift *Nature,* Band XI., S. 160 ff., zusammengezogen in den Büchern des selben Verfassers. In kurzer Zeit lernte dieser Affe mit unfehlbarer Sicherheit bis sieben zählen. Dagegen vermögen die Bakairi (südamerikanischen Indianer) nur bis sechs, und zwar sehr mühsam, zu zählen! (Siehe Karl von Steinen: *Unter den Naturvölkeren Brasiliens.*)

von Empfindungen und Urteilen durch ein Individuum an ein anderes, ist durch das ganze Reich der Animalität weit verbreitet und verfügt oftmals über so unbegreiflich sichere Mittel, dass nicht allein Anthropologen, sondern auch Philologen[1]) die Warnung nicht für überflüssig halten, man dürfte nicht einzig das Erzittern menschlicher Stimmbänder, überhaupt nicht bloss den Laut für Sprache halten;[2]) u. s. w. Durch die instinktmässige Zusammenfügung zu staatlichen Organisationen, und seien sie noch so vielästig verwickelt, erzielt das menschliche Geschlecht ebenfalls keinen prinzipiellen Fortschritt über die unendlich komplizierten Tierstaaten; neuere Soziologen bringen sogar die Entstehung der menschlichen Gesellschaft in engorganische Beziehung zu der Entwickelung der sozialen Instinkte im umgeben- den Tierreich.[3]) Betrachtet man das staatliche Leben der Ameisen und sieht man, durch welche kühne Raffinements die praktische Bewährung des gesellschaftlichen Getriebes und das fehlerlose Ineinandergreifen aller Teile bei ihnen bewirkt wird — als Beispiel will ich einzig die Abschaffung des unheilschwangeren Geschlechtstriebes bei einem grossen Prozentsatz der Bevölkerung nennen, und zwar nicht durch Verstümmelung, wie bei unserem elenden Notbehelf der Kastrierung, sondern

---

[1]) Siehe z. B. Whitney: *Das Leben der Sprache* (französische Ausgabe, S. 238 f.).

[2]) Vergl. namentlich die lichtvollen Ausführungen von Topinard in seiner *Anthropologie* S. 159-162. Interessant ist es, festzustellen, dass ein so bedeutender und zugleich so ausserordentlich vorsichter, jeder Phantasterei besonders abholder Naturforscher wie Adolf Bastian den Gliedertieren (mit ihren sich gegenseitig berührenden Fühlhörnern) eine ihrem Wesen nach der unsrigen analoge S p r a c h e vindiziert; siehe: *Das Beständige in den Menschenrassen,* S. VIII des Vorwortes. In Darwin: *Descent of Man,* Kap. III, findet man eine besonders interessante Zusammenstellung der hierher gehörigen Thatsachen und eine energische Zurückweisung der Paradoxen Max Müller's und Anderer.

[3]) Siehe z. B. des amerikanischen Professors Franklin H. Giddings: *Prinzipien der Soziologie* (französische Ausgabe 1897, S. 189): *les bases de l'empire de l'homme furent posées sur les associations zoogéniques des plus humbles formes de la vie consciente.*

durch kluge Manipulation der befruchteten Keime — so muss man gestehen, der staatliche Instinkt steht bei uns auf keiner hohen Stufe; im Verhältnis zu manchen Tiergattungen sind wir politische Pfuscher.[1]) Selbst in der besonderen Bethätigung der Vernunft kann man wohl ein eigenartiges spezifisches Merkmal des Menschen, kaum aber ein grundsätzlich neues Naturphänomen erkennen. Der Mensch im Naturzustand benützt seine überlegene Vernunft genau so wie der Hirsch seine Schnellfüssigkeit, der Tiger seine Kraft, der Elefant seine Schwere: sie ist ihm die vorzüglichste Waffe im Kampf ums Dasein, sie ersetzt ihm Behendigkeit, Körpergrösse und so manches andere, was ihm fehlt. Die Zeiten sind vorbei, wo man den Tieren Vernunft abzusprechen sich erdreistete; nicht allein zeigen Affe, Hund und alle höheren Tiere bewusste Überlegung und treffsicheres Urteil, sondern dasselbe ist bei Insekten experimental nachgewiesen worden: eine Bienenkolonie z. B. in ungewohnte, noch nie dagewesene Verhältnisse versetzt, trifft neue Vorkehrungen, versucht dieses und jenes, bis sie das Richtige gefunden hat.[2]) Kein Zweifel, dass,

---

[1]) Siehe Carl Vogt's amüsante: *Untersuchungen über die Tierstaaten* (1851). — In Brehm: *Vom Nordpol zum Äquator* (1890) findet man sehr bemerkenswerte Mitteilungen über die Kriegsführung der Paviane; ihre Taktik wechselt je nach der Bodenbeschaffenheit, sie verteilen sich in bestimmte Gruppen: Vordertreffen, Hintertreffen u. s. w., mehrere arbeiten zusammen, um einen grossen Felsblock auf den Feind hinabzurollen, und vieles dergleichen mehr. — Vielleicht das staunenswerteste Gesellschaftsleben ist das der G ä r t n e r a m e i s e n aus Südamerika, über die zuerst Belt: *Naturalist in Nicaragua* berichtete, dann der Deutsche Alfred Möller; jetzt kann man diese Tiere im zoologischen Garten in London beobachten, wobei namentlich die Thätigkeit der grossköpfigen „Aufseher" leicht zu verfolgen ist, wie sie, sobald ein „Arbeiter" faulenzen will, herzulaufen, und ihn aufrütteln!

[2]) Vergl. Huber: *Nouvelles observations sur les Abeilles*, II. 198, und das schöne Buch von Maurice Maeterlinck: *La vie des Abeilles*, 1901. Die beste kürzeste neuere Zusammenfassung der entscheidendsten, hierher gehörigen Thatsachen ist wohl die von J. G. Romanes: *Essays on Instinct* 1897; auch dieser hervorragende Schüler Darwin's ist freilich immer wieder genötigt, auf die Beobachtungsreihen der beiden Huber als auf die sinnreichsten und zuverlässigsten zurück-

wenn wir das bis jetzt uns fast gänzlich unbekannte psychische

---

zugreifen: allzuwenig bekannt ist jedoch das Werk von J. Traherne Moggridge: *Beobachtungen über die Speicherameisen und die Fallthürspinnen* (in englischer Sprache, 1873, bei Reeve in London); überhaupt sollten die Psychologen des Tierreichs ihre Aufmerksamkeit den Spinnen mehr widmen, welche unzweifelhaft eigenartig begabt sind. (Siehe jedoch H. C. Mac-Cook: *American Spiders*, Philadelphia, 1889, und die verschiedenen Bände der köstlichen *Souvenirs entomologiques* von Fabre). Unter älteren Schriften ist von unvergänglichem Wert Kirby: *History, Habits and Instincts of Animals*. Von den mehr philosophischen Schriften will ich hier besonders auf Wundt's: *Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele* und auf Fritz Schultze's: *Vergleichende Seelenkunde* (zweiter Teil, Die Psychologie der Tiere und Pflanzen, 1897) aufmerksam machen. — In dieser Anmerkung möchte ich zugleich eine ausdrückliche Verwahrung einlegen, nämlich, dass ich hier und im Folgenden die tiefe Kluft zwischen dem Geiste des denkenden Menschen und dem des Tieres durchaus nicht verkenne; es war hohe Zeit, dass ein Wundt mit seiner ganzen Geistesschärfe gegen unsere fast unausrottbare Neigung zu anthropomorphistischen Deutungen auftrat; mich dünkt aber, Wundt selber, und mit ihm Schultze, Lubbock und andere verfallen in den umgekehrten Fehler: gegen die kritiklose Überschätzung des Gedankenlebens der Tiere legen sie gerechte Verwahrung ein, dagegen scheinen diese hochgelehrten, in unaufhörlichem Denken und Spekulieren aufgewachsenen Männer nicht zu ahnen, mit wie unendlich wenig Bewusstsein und Reflexion die M e n s c h h e i t in ihrer Gesamtheit lebt und recht gut auskommt; sie sind überhaupt geneigt, dem „Bewusstsein“ und der „Reflexion“ ein übermässiges Gewicht beizulegen; das zeigt sich bei ihren Abhandlungen über die elementaren Zustände der menschlichen ψυχή [Psyche] und — vielleicht noch deutlicher — bei ihrer geringen Fähigkeit, die Natur des eigentlichen Aktes schöpferischer Genialität (Kunst und Philosophie) zu deuten. Nachdem der eine Wundt die Schätzung der tierischen Intelligenz auf ihr richtiges Niveau herabgeführt hat, brauchten wir jetzt einen zweiten, der unsere Neigung, uns selber ungeheuer zu überschätzen, aufdeckte. — Auch scheint mir folgender Punkt niemals gehörig betont worden zu sein: dass wir nämlich bei unseren Beobachtungen an Tieren auch beim besten Willen Anthropomorphen bleiben; denn wir können uns ja nicht einmal einen S i n n (ich meine ein physisches Werkzeug zur Erkenntnis der umgebenden Welt) vorstellen, wenn wir ihn nicht selber besitzen, und wir müssen notwendigerweise ewig blind und taub für alle Gemüts- und Verstandeäusserungen bleiben, welche in unserem

Leben der Tiere aus entfernten Klassen näher und einsichtsvoller

---

eigenen geistigen Leben kein unmittelbares Echo antreffen. Wundt hat gut warnen vor „schlechten Analogien“: auf diesem ganzen Gebiete sind gar keine Schlüsse ausser Analogieschlüssen möglich. Wie Clifford ausführlich dargethan hat (vergl. *Seeing and Thinking*), können wir hier weder rein objektiv noch rein subjektiv vorgehen; diese gemischte Art der Erkenntnis hat er deswegen eine „ejektive“ genannt. Wir schätzen diejenigen Tiere als die intelligentesten, deren Intelligenz der unsrigen am ähnlichsten ist und die w i r deswegen am besten verstehen; ist das aber einem kosmischen Problem wie demjenigen des Geistes gegenüber nicht unendlich naiv und unüberlegt? Ist das nicht verkappter Anthropomorphismus? Sicherlich. Wenn also Wundt behauptet: „auf diesem Gebiete ist das Experiment in hohem Masse der blossen Beobachtung überlegen“, so kann man ihm nur sehr bedingt beipflichten; denn das Experiment ist von Hans aus ein Reflex unserer rein menschlichen Vorstellungen, wogegen die liebevolle Beobachtung eines gänzlich anders gearteten Wesens in seinen eigenen, möglichst normalen Verhältnissen und zwar mit dem Wunsche, nicht seine Leistungen zu kritisieren, sondern sie — soweit unser menschlicher, engumschränkter geistiger Horizont es erlaubt — zu b e g r e i f e n, wohl zu manchen überraschenden Einsichten führen müsste. Darum hat uns auch der alte, blinde Huber über die Bienen weit mehr gelehrt als Lubbock in seinem — trotzdem bewundernswerten — Buche *Ants, Bees and Wasps* (1883); darum erzielen die rohen „Dresseurs“ solche unglaubliche Erfolge, denn sie verlangen von jedem Tier nur solche Leistungen, welche sie auf Grundlage täglicher Beobachtung seiner Anlagen von ihm erwarten dürfen. Hier, wie anderwärts, steckt unsere heutige Wissenschaft noch tief in helleno-jüdischem Anthropomorphismus, und nicht am wenigsten gerade dort, wo sie davor warnt. — Seitdem obige Bemerkung geschrieben, ist das Aufsehen erregende Buch von Bethe: *Dürfen wir Ameisen und Bienen psychische Qualitäten zuschreiben?* erschienen, welches in seiner ganzen Argumentation ein geradezu klassisches Beispiel des verkappten Anthropomorphismus ist. Durch sinnreiche (obwohl meiner Ansicht nach durchaus nicht abschliessende) Versuche, hat Bethe die Überzeugung gewonnen, die Ameisen erkennten sich als zum Nest gehörig durch den Geruchsinn, auch ihr Wegefinden beruhe auf der Ausscheidung eines chemischen Stoffes u. s. w. Das ganze sei „Chemoreflex“, das gesamte Leben dieser Tiere „rein mechanisch“. Man staunt über einen solchen Abgrund philosophischer Roheit. Ja, ist denn das gesamt Sinnenleben als solches nicht notwendigerweise mechanisch? Kann ich meinen eigenen Vater ohne Zuhilfe-

untersuchen, wir überall Ähnliches finden. Die im Verhältnis enorme Entwickelung des menschlichen Gehirns[1]) bildet also für uns doch nur eine relative Überlegenheit. Nicht als ein Gott wandelt der Mensch auf Erden, sondern als ein Geschöpf unter anderen Geschöpfen, vielleicht wäre es kaum Übertreibung, zu

---

nahme eines Mechanismus erkennen? Erkennt der Hund seinen Herrn nicht fast lediglich durch den Geruchsinn? Sollen denn Descartes' Automaten immer von neuen aufleben, als hätten Wissenschaft und Philosophie seit 300 Jahren stillgestanden? Hier steckt der wirkliche und unausrottbare Anthropomorphismus. Bei Vertebraten lässt die strenge Analogie mit unserer eigenen Struktur Schlüsse auch auf die psychischen Vorgänge zu; im Insekt dagegen steht ein total fremdes Wesen vor uns, aufgebaut nach einem Plane, der so tief von dem unseres Körpers abweicht, dass wir nicht einmal im Stande sind, die rein mechanische Funktionierung der Sinneswerkzeuge mit Sicherheit zu deuten (siehe Gegenbaur: *Vergl. Anatomie*) und folglich gar nicht wissen, welche uns Menschen gänzlich verschlossene Welt von Sinneseindrücken, von Mittteilungsmöglichkeiten u. s. w. diese Wesen umgeben mag. Das nicht einzusehen, ist „ameisenmässig" naiv. — Nachtrag der 3. Aufl. In der Eröffnungsrede des vierten internationalen Zoologenkongresses, am 23. August 1898, griff Sir John Lubbock die Automatentheorie heftig an und sagte u. a.: „Viele Tiere besitzen Sinnesorgane, deren Bedeutung uns Menschen unerforschlich ist. Sie vernehmen Geräusche, die uns unhörbar, sie sehen Dinge, die uns unsichtbar bleiben, sie empfangen Sinneseindrücke, die ausserhalb des Bereiches unserer Vorstellungskraft liegen. Die uns so wohlbekannte umgebende Welt muss für sie eine durchaus andere Physiognomie besitzen." Schon Montaigne hatte gemeint: *Les bêtes ont plusieurs conditions qui se rapportent aux nôtres; de celles-là, par comparaison, nous pouvons tirer quelque conjecture: mais ce qu'elles ont en particulier, que savons-nous que c'est?* Der Psychiater Forel gelangt nach dreissig Jahren fleissiger Beobachtung zu der Überzeugung, die Ameisen besässen Gedächtnis, besässen die Fähigkeit, verschiedene Sinneseindrücke im Hirn zur Einheit zu verknüpfen, und handelten mit bewusster Überlegung. (*Rede*, gehalten am 13. August 1901 im Zoologenkongress zu Berlin.)

[1]) Bekanntlich hat Aristoteles sich hier, wie so oft, gründlich geirrt: der Mensch besitzt weder absolut noch relativ (d. h. im Verhältnis zum Körpergewicht) das grösste Gehirn: die Überlegenheit dieses Apparates bei ihm ist in anderen Dingen begründet (siehe Ranke: *Der Mensch*, zweite Ausgabe I., S. 551 und S. 542 f.).

sagen, als ein *primus inter pares;* denn es ist schwer einzusehen, warum höhere Differenzierung, mit ihren zahllosen Nachteilen, ohne weiteres als höhere „Vollkommenheit“ betrachtet werden sollte; die relative Vollkommenheit eines Organismus wäre, dünkt mich, durch seine Angemessenheit für gegebene Verhältnisse zu bestimmen. Durch alle Fasern seines Wesens hängt der Mensch organisch mit seiner Umgebung eng zusammen; das alles ist Blut von seinem Blut; denkt man ihn hinweg aus der Natur, so ist er ein Bruchstück, ein entwurzelter Stamm.

Was zeichnet nun den Menschen vor den anderen Wesen aus? Mancher wird antworten: seine Erfindungskraft, das W e r k z e u g ist es, wodurch er sich als Fürst unter den Tieren dokumentiert. Er bleibt jedoch damit noch immer ein Tier unter Tieren: nicht bloss der Anthropoid, auch der gewöhnliche Affe erfindet einfachere Werkzeuge (worüber Jeder sich in Brehm's *Tierleben* informieren kann), und der Elefant ist, wenn vielleicht nicht in der Erfindung, so doch im Gebrauch der Werkzeuge ein wahrer Meister (siehe Romanes: *Die geistige Entwickelung im Tierreich*, S. 389 u. s. w.). Die sinnreichste Dynamomaschine erhebt den Menschen nicht um einen Zoll über die allen Wesen gemeinsame Erdoberfläche; alles derartige bedeutet lediglich eine neue Ansammlung von Kraft in dem Kampf ums Dasein; der Mensch wird dadurch gewissermassen ein höher potenziertes Tier. Er beleuchtet sich mit Talgkerzen oder mit Öl, oder mit Gas, oder elektrisch, anstatt schlafen zu gehen; damit gewinnt er Zeit und das heisst Leistungsfähigkeit; es giebt aber ebenfalls zahllose Tiere, die sich beleuchten, manche durch Phosphorescenz, andere (namentlich die Tiefseefische) elektrisch;[1])

---

[1]) Emin Pascha und Stanley berichten über Schimpansen, welche nachts mit Facklen auf ihre Raubzüge ausziehen! Mit Romanes wird man gut thun, bis auf weiteres diese Thatsache zu bezweifeln: Stanley hat es nicht selbst gesehen und Emin Pascha war überaus kurzsichtig. Sollten die Affen wirklich die Kunst, das Feuer zu erzeugen, erfunden haben, uns Menschen bliebe doch die Erfindung der Gestalt des Prometheus, und dass dieses, nicht jenes es ist, was den Menschen zum Menschen macht, bildet gerade den Inhalt meiner Ausführungen.

wir reisen auf dem Zweirad, mit der Eisenbahn, bald vielleicht im Luftschiff, — der Zugvogel und der Meeresbewohner hatten das Reisen schon längst in Mode gebracht, und, genau wie sie, reist der Mensch, um sich Subsistenzmittel zu verschaffen. Die unermessliche Überlegenheit des Menschen zeigt sich freilich darin, dass er das alles v e r n ü n f t i g zu erfinden und in fortschreitender „Kumulation“ anzuwenden versteht. Der Nachahmungstrieb und die Assimilationsfähigkeit, die man wohl bei allen Säugetieren antrifft, erreichen bei ihm einen so hohen Grad, dass die selbe Sache gewissermassen doch eine andere wird; in analoger Weise sehen wir bei chemischen Stoffen, dass häufig der Hinzutritt eines einzigen wesensgleichen Atoms, also ein einfaches numerisches Hinzuthun, die Qualitäten des betreffenden Stoffes gründlich umwandelt; wenn man zu Sauerstoff Sauerstoff hinzuthut, entsteht Ozon, ein neuer Körper ($O_2+O_1=O_3$). Man übersehe jedoch nicht, dass alle menschlichen Erfindungen dennoch auf Assimilation und Nachahmung beruhen; der Mensch e r-f i n d e t das, was da vorliegt und einzig seines Kommens harrte, genau so wie er dasjenige e n t-d e c k t, was ihm bisher verschleiert war; die Natur spielt „Versteckens“ und „blinde Kuh“ mit ihm. *Quod inventitur, fuit*: sagt Tertullian. Dass er das versteht, dass er nach dem Verborgenen sucht und nach und nach so vieles aufdeckt und findet, das bezeugt freilich den Besitz von Gaben ohnegleichen; besässe er sie aber nicht, so wäre er ja das elendeste aller Wesen — den ohne Waffen, ohne Kraft, ohne Flügel, ohne alles steht er da: die bitterste Not ist seine Triebfeder, das Erfindungsvermögen sein Heil.

Was den Menschen nun zum wahren M e n s c h e n macht, zu einem von allen, auch den menschlichen Tieren verschiedenen Wesen, das ist, wenn er dazu gelangt, o h n e N o t z u e r f i n d e n, seine unvergleichliche Befähigung nicht im Dienste eines Naturzwanges, sondern frei zu bethätigen, oder — um für das selbe einen tieferen, entsprechenderen Ausdruck zu gebrauchen — wenn die Not, welche ihn zum Erfinden treibt, nicht mehr von aussen, sondern von innen in sein Bewusstsein tritt; wenn das, was sein Heil war, nunmehr sein Heiligtum wird.

Entscheidend ist der Augenblick, wo die freie Erfindung bewusst auftritt, das heisst also der Augenblick, wo der Mensch zum Künstler wird. Beobachtungen in Betreff der umgebenden Natur (z. B. des gestirnten Himmels) können schon weit gediehen und ein mannigfaltiger Götter- und Dämonenkultus entstanden sein, ohne dass damit ein grundsätzlich Neues in die Welt getreten wäre. Das alles bezeugt eine schlummernde Fähigkeit, ist aber seinem Wesen nach nichts weiter als die halbunbewusste Bethätigung eines Instinktes. Erst wenn ein einzelner Mensch, wie Homer, frei nach seinem eigenen Willen, die Götter erdichtet, wie er sie haben will, wenn ein Naturbeobachter, wie Demokrit, aus freier Schöpferkraft die Vorstellung des Atoms erfindet, wenn ein sinnender Seher, wie Plato, mit der Mutwilligkeit des weltüberlegenen Genies die ganze sichtbare Natur über Bord wirft und das menschenerschaffene Reich der Ideen an ihre Stelle setzt, wenn ein erhabenster Lehrer ausruft: „Sehet, das Himmelreich ist inwendig in euch!“: dann erst ist ein durchaus neues Geschöpf geboren, jenes Wesen, von dem Plato sagt: „Er hat Zeugungskraft in der Seele viel mehr als im Leibe“, dann erst enthält der Makrokosmos einen Mikrokosmos. Was Kultur zu heissen einzig verdient, ist die Tochter solcher schöpferischen Freiheit, sagen wir kurz der Kunst, mit welch letzterer Philosophie — echte, schöpferische Philosophie und Wissenschaft — so eng verwandt ist, dass beide als zwei Seiten des selben Wesens erkannt werden müssen; jeder grosse Dichter war Philosoph, jeder geniale Philosoph ist Dichter. Was ausserhalb dieses mikrokosmischen Kulturlebens steht, ist lediglich „Civilisation“, das heisst, ein beständig höher potenziertes, zunehmend emsigeres, bequemeres und unfreieres Ameisenstaatendasein, gewiss reich an Segen und insofern wünschenswert, eine Gabe der Zeiten jedoch, bei welcher es häufig überaus fraglich bleibt, ob das Menschengeschlecht nicht mehr dafür bezahlt als erhält. Civilisation ist an und für sich nichts, denn sie bezeichnet nur ein Relatives; ein höhere Civilisation dürfte nur dann als ein positiver Gewinn (als ein „Fortschritt“) betrachtet werden, wenn sie zu einer zunehmend intensiven geistigen und künstlerischen

Gestaltung des Lebens und zu einer innerlichen moralischen Klärung führte. Weil ihm das bei uns nicht der Fall zu sein schien, darum durfte Goethe als berufenster Zeuge das melancholische Geständnis machen: „D i e s e Zeiten sind schlechter als man denkt.“ Dagegen beruht die unvergängliche Bedeutung des Hellenentums darauf, dass es verstanden hat, sich eine Zeit zu schaffen, besser als wir sie uns irgend vorzustellen vermögen, eine unvergleichlich bessere Zeit, als seine eigene, so sehr rückständige Civilisation sie verdiente, wenn ich mich so ausdrücken darf. Heutzutage unterscheiden alle Ethnographen und Anthropologen scharf zwischen Moral und Religion und erkennen an, dass beide in einem gewissen Sinne von einander unabhängig sind; es wäre ebenso nützlich, wenn man zwischen Kultur und Civilisation scharf zu unterscheiden lernte. Eine hochentwickelte Civilistation ist mit einer rudimentären Kultur vereinbar: Rom zum Beispiel zeigt eine bewundernswerte Civilisation bei sehr geringer, durchaus unorigineller Kultur. Athen dagegen weist (bei seinen freien Bürgern) eine Kulturstufe auf, gegen welche wir Europäer des 19. Jahrhunderts in mancher Beziehung noch immer Barbaren sind, verbunden mit einer Civilisation, welche wir vollauf berechtigt sind, als eine im Verhältnis zu der unsrigen wirklich barbarische zu bezeichnen.[1]) Verglichen mit allen anderen Erscheinungen der Geschichte, stellt das Griechentum eine überschwänglich reiche Blüte des Menschengeistes dar, und die Ursache davon ist, dass s e i n e g e s a m t e K u l t u r a u f e i n e r k ü n s t l e r i s c h e n G r u n d l a g e r u h t. Das freischöpferische Werk menschlicher Phantasie war bei den

[1]) Ein treffliches Beispiel liefern die Indoarier in ihrer Urheimat, wo die Ausbildung einer „alle anderen übertreffenden, vollendet einheitlichen, wunderbar durchgebildeten Sprache“, abgesehen von anderen geistigen Thaten, eine hohe Kultur bedeutete, diese Menschen aber nichtsdestoweniger ein fast nackend einhergehendes Hirtenvolk waren, das weder Städte noch Metall kannte. (Siehe namentlich Jhering: *Vorgeschichte der Indoeuropäer*, S. 2.) Für eine genaue Unterscheidung zwischen Wissen, Civilisation und Kultur verweise ich auf das neunte Kapitel des vorliegenden Werkes und auf die darin enthaltene Übersichtstafel.

Hellenen der Ausgangspunkt ihres so unendlich reichen Lebens: Sprache, Religion, Politik, Philosophie, Wissenschaft (selbst Mathematik!) Geschichtsschreibung und Erdkunde, alle Formen der Dichtung in Worten und in Tönen, das ganze öffentliche Leben und das ganze innere Leben des Einzelnen — Alles strahlt von diesem Werk aus, und Alles findet sich in ihm wie in einem zugleich figürlichen und organischen Mittelpunkt wieder, einem Mittelpunkt, der das Fremdartigste an Charakteren, Interessen, Bestrebungen zu einer lebendigen, bewussten Einheit verknüpft. In diesem Mittelpunkt steht H o m e r.

Homer

Dass man an dem Dasein des Dichters Homer hat zweifeln können, wird späteren Geschlechtern keine sehr günstige Vorstellung von der geistigen Schärfe unserer Epoche geben. Es sind gerade 100 Jahre her, dass F. A. Wolf seine Hypothese in die Welt setzte; seitdem haben unsere Neoalexandriner wacker weiter geschnüffelt und geschaufelt, bis sie herausbekamen, Homer sei lediglich eine pseudomytische Kollektivbezeichnung und Ilias und Odyssee nichts weiter als eine geschickte Zusammenkleisterung und Neuredigierung von allerhand Dichtern — — Von wem zusammengekleistert? und so überaus schön redigiert? Nun, natürlich von gelehrten Philologen, von den Vorfahren der jetzigen! Man wundert sich nur, dass, da wir wieder einmal im Besitze eines so geistvollen Kritikergeschlechts sind, diese Herren sich nicht die Mühe genommen haben, uns Armen eine n e u e Ilias zusammenzukleistern: an Liedern fehlt es doch wahrlich nicht, auch nicht an echten, schönen Volksliedern, sollte es vielleicht an Pappe, etwa gar an Gehirnpappe fehlen? — Die kompetentesten Richter in einer derartigen Frage sind offenbar die Dichter, die grossen Dichter; der Philologe klebt an der Schale, welche der Willkür von Jahrhunderten ausgesetzt war; dagegen dringt des Dichters kongenialer Blick bis zum Kern vor und erschaut den individuellen Schaffensprozess. Schiller nun, mit der unfehlbaren Sicherheit seines Instinkts, erklärte sofort die Ansicht, Ilias und Odyssee seien nicht in allen Hauptzügen ihrer Gestaltung das Werk eines einzigen gottbegnadeten Mannes, für „einfach barbarisch“. Ja, in seiner Erregung schiesst er so weit über das

Ziel hinaus, dass er Wolf einen „dummen Teufel“ nennt! Fast noch interessanter ist das Urteil Goethe's. Seine vielgerühmte Objektivität äusserte sich unter anderem auch darin, dass er sich gern widerstandslos einem Eindruck hingab; Wolf's grosse philologische Verdienste und die Menge des Richtigen, welche seine Ausführungen enthielten, bestrickten den grossen Mann; er fühlte sich überzeugt und erklärte es auch öffentlich. Später aber, als Goethe sich wieder eingehend mit den Homerischen Dichtungen zu beschäftigen die Gelegenheit hatte — und diese Werke nicht mehr vom philologisch-historischen, sondern vom rein dichterischen Standpunkt aus betrachtete — da widerrief er seine voreilige Zustimmung zu dem „subjektiven Krame“ (wie er es nunmehr nannte), denn jetzt wusste er genau: hinter diesen Werken steht eine „herrliche Einheit, ein einziger, höherer Dichtersinn“.[1]) Aber auch die Philologen sind, auf ihren notwendigen Umwegen, zu der selben Einsicht gelangt, und Homer tritt grösser als je in das 20. Jahrhundert, in das vierte Jahrtausend seines Ruhmes ein.[2])

---

[1]) Siehe z. B. die kleine Schrift: *Homer noch einmal*, aus dem Jahre 1826.

[2]) Es muss mir daran liegen, auch den geringsten Schein einer Gelehrsamkeit, die ich nicht besitze, von mir abzuwehren; ein Mann in meiner Lage kann ja nur von den E r g e b n i s s e n gelehrter Forschungen Kenntnis nehmen; an diese Ergebnisse hat er aber das Recht und die Pflicht als freier Mann und im Besitze einer vollwertigen Urteilskraft heranzutreten, und zwar muss er vor allem, dünkt mich, seine Urteilskraft in der selben Art benützen, wie ein Monarch, dessen Weisheit sich namentlich in der Wahl seiner Ratgeber zu bewähren hat; über den Wert gelehrter Argumente kann der Laie nicht zu Gericht sitzen, dagegen vermag er es sehr gut, aus Stil, Sprache und Gedankenführung sich ein Urteil über den einzelnen G e l e h r t e n zu bilden und zwischen Maurer und Architekten zu unterscheiden. Nicht also im Sinne einer materiellen Beweisführung, sondern lediglich damit der Leser über meine Urteilsfähigkeit im angedeuteten Sinne selber frei zu urteilen vermöge, weise ich hin und wieder in diesen Anmerkungen auf meine „Autoritäten“ hin. Wie im Texte ausgeführt, halte ich es zunächst in dieser Frage mit Sokrates: über Flötenspiel haben Musiker das beste Urteil, über Dichtwerke Dichter. Die Meinung Goethe's ist mir in

Denn neben den vielen philologisierenden Insekten hat Deutschland ein unverwüstliches Geschlecht wahrhaft grosser Sprach- und Litteraturforscher hervorgebracht: F. A. Wolf gehörte selber dazu; niemals hat er sich bis zu der späteren wahn-

---

Bezug auf Homer mehr wert als die sämtlicher Philologen, die seit Beginn der Welt gelebt haben. Über diese letztere habe ich mich jedoch, so weit das ein Laie kann, orientiert, was namentlich bei einer so ungemein verwickelten Frage sehr vonnöten. Die zusammenfassenden Darstellungen von Niese: *Die Entwickelung der Homerischen Poesie*, 1882 und von Jebb: *Homer*, 1888, lassen Einen den Gang der Diskussion bis in die Neuzeit verfolgen; mehr aber auch nicht. Dagegen wandert man mit Bergk: *Griechische Litteraturgeschichte*, 1872-84, an der Hand eines sicheren Führers. Dass Bergk ein Hellenist allerersten Ranges war, geben alle Fachmänner zu, dem Nichtfachmann fällt ausserdem die umfassende und durchdringende Beschaffenheit seines Wissens auf, gepaart mit einer Mässigkeit, die an Nüchternheit grenzt; Bergk ist nicht ein Feuergeist, er bildet bei der Beurteilung dieser Frage die Ergänzung zur blitzschnellen Intuition eines Schiller. Man lese nicht allein das Kapitel: „Homer eine historische Persönlichkeit“, sondern namentlich auch in dem späteren Abschnitt „Homer bei den Neueren“ die Ausführungen über die Liedertheorie, von der Bergk sagt: „Die allgemeinen Voraussetzungen, von denen die Vertreter der Liedertheorie ausgehen, erweisen sich bei näherer Prüfung, namentlich wenn man die Homerischen Gedichte im Zusammenhange mit der gesamten Entwickelung der epischen Poesie betrachtet, als durchaus unhaltbar. Diese Theorie konnte nur von denen aufgestellt werden, welche das Homerische Epos ganz gesondert von seiner Umgebung und ohne alle Rücksicht auf die Geschichte der griechischen Litteratur ihrer zersetzenden Kritik unterwarfen“ (I, 525). Man lese auch seinen Nachweis, dass der Gebrauch der S c h r i f t zu Homer's Zeiten üblich war, und dass sowohl innere wie äussere Gründe dafür zeugen, dass Homer seine Dichtungen auch thatsächlich s c h r i f t l i c h hinterlassen hat (I, 527 ff.). — 1905. Inzwischen haben die Entdeckungen auf Kreta gezeigt, dass der Gebrauch der Schrift bei den Hellenen üblich war, schon lange ehe die Achäer bis in den Peloponnes eingedrungen waren. In dem Palast des Minos, dessen jüngste Teile nachweislich nicht später als 1550 Jahre vor Christo entstanden, sind ganze Bibliotheken und Archive aufgefunden worden (vergl. die Veröffentlichungen von A. J. Evans in den letzten Jahrgängen des *Annual of the British School at Athens*).

witzigen Vorstellung verstiegen, ein grosses Kunstwerk könnte aus der Zusammenwirkung vieler kleiner Männer oder unmittelbar aus dem dunklen Bewusstsein der Masse hervorgehen, und er wäre der erste, der von dem endlichen Erfolg der langwierigen wissenschaftlichen Untersuchungen mit Befriedigung Kenntnis nehmen würde. Selbst in dem Falle, ein ebenso grosses Genie wie Homer hätte sich mit Reparatur- und Ausschmückungsarbeiten an dessen Werken abgegeben — was eine fast widersinnige Annahme wäre — so lehrt uns die Geschichte aller Kunst, dass echte Persönlichkeit jeder Nachahmung trotzt; je weiter aber die kritischen Untersuchungen des 19. Jahrhunderts gediehen, umsomehr musste jeder fähige Forscher einsehen, dass selbst die bedeutendsten Nachahmer, Ergänzer, Wiederhersteller der Epen des Homer sich alle von ihm dadurch unterschieden, dass kein einziger an sein überragendes Genie auch nur entfernt heranreichte. Verunstaltet durch zahllose Missverständnisse, Schreibfehler, noch mehr durch die vermeintlichen Verbesserungen des unausrottbaren Geschlechtes der Besserwisser und durch die Interpolationen gutmeinender Epigonen, zeugten diese Gedichte, gerade je deutlicher die Buntscheckigkeit ihrer heutigen Gestalt durch die Polierarbeit der Forschung hervortrat, immer mehr von der unvergleichlichen, göttlichen Gestaltungskraft des ursprünglichen Bildners. Welche unerhörte Macht der Schönheit musste nicht Werken zu eigen sein, welche Jahrhunderte hindurch wildbewegten sozialen Verhältnissen und während noch längerer Zeit dem entweihenden Ansturm von Beschränktheit, Mittelmässigkeit und Pseudogenialität so erfolgreich trotzen konnten, dass noch heute aus diesen Trümmern der ewig-jugendliche Zauber künstlerischer Vollendung als die gute Fee unserer eigenen Kultur uns entgegentritt! Zugleich führten auch andere Forschungen, die ihren eigenen, unabhängigen Weg gegangen waren — die geschichtlichen und mythologischen Studien — zu dem sichern Ergebnis, Homer müsse eine historische Persönlichkeit gewesen sein. Es hat sich nämlich herausgestellt, dass sowohl Sage wie Mythe sehr frei und nach bestimmten Prinzipien bewusster künstlerischer Gestaltung in diesen Dichtungen behandelt worden sind.

Um das Wesentlichste nur zu nennen: Homer war ein V e r e i n f a c h e r ohnegleichen, er entwirrte den Knäuel populärer Mythen, und aus dem planlosen Durcheinander volksmässiger Sagen, die von Gau zu Gau anders lauteten, wob er einige wenige bestimmte Gestalten, in denen alle Hellenen sich und ihre Götter erkannten, obwohl gerade diese Darstellung ihnen durchaus neu war. — Was wir jetzt so mühevoll entdeckt haben, wussten die Alten sehr gut; ich erinnere an die merkwürdige Stelle bei H e r o d o t: „Von den Pelasgern haben die Hellenen die Götter angenommen. Woher aber ein jeglicher der Götter stammt, und ob sie alle immer da waren und von welcher Gestalt sie sind, das wissen wir Hellenen so zu sagen erst seit gestern. Denn Hesiod und Homer sind es zunächst, welche den Griechen ihr Göttergeschlecht geschaffen, den Göttern ihre Namen gegeben, sowie Ehren und Künste unter sie verteilt und ihre Gestalten bezeichnet haben. Die Dichter aber, welche angeblich vor diesen beiden Männern gelebt haben, sind, nach meiner Meinung wenigstens, erst nach ihnen aufgetreten“ (Buch II, Abschn. 53). Hesiod hat etwa ein Jahrhundert n a c h Homer gelebt und stand unter seinem unmittelbaren Einfluss; bis auf diesen geringen Irrtum enthält der einfache naive Satz Herodot's alles, was die kritische Riesenarbeit eines Jahrhunderts ans Licht gefördert hat. Dass die Dichter, welche nach der priesterlichen Tradition v o r Homer gelebt haben sollten — wie z. B. Orpheus, Mussaeos, Eumolpos aus dem thrakischen, oder Olen und andere aus dem delischen Kreise — in Wirklichkeit n a c h i h m lebten, ist erwiesen;[1]) und ebenfalls erwiesen ist es, dass die religiösen Vorstellungen der Griechen aus sehr verschiedenen Quellen gespeist worden sind; den Grundstock bildet die indoeuropäische Erbschaft, dazu kommen aber allerhand bunte, orientalische Einflüsse (wie Herodot das ebenfalls in dem Abschnitt, der dem angeführten vorausgeht, schon dargelegt hatte): in dies Wirrnis greift nun der eine unvergleichliche Mann mit der

---

[1]) Siehe namentlich Flach: *Geschichte der griechischen Lyrik nach den Quellen dargestellt*, I. S. 45 ff., 90 ff.

souveränen Machtvollkommenheit des freischöpferischen, dichterischen Genies und gestaltet daraus auf künstlerischem Wege eine neue Welt; wie Herodot sagt: e r s c h a f f t d e n G r i e c h e n i h r G ö t t e r g e s c h l e c h t.

Man gestatte mir, hier die Worte eines der anerkannt gelehrtesten unter den lebenden Hellenisten, Erwin Rohde's[1]) anzuführen: „Volksdichtung ist das Homerische Epos nur darum zu nennen, weil es so geartet ist, dass das Volk, das gesamte Volk griechischer Zunge es willig aufnahm und in sein Eigentum verwandeln konnte, nicht weil in irgend einer mystischen Weise das 'Volk' bei seiner Hervorbringung beteiligt gewesen wäre. Viele Hände sind an den beiden Gedichten thätig gewesen, alle aber in der Richtung und in dem Sinne, die ihnen nicht das 'Volk' oder die 'Sage', wie man wohl versichern hört, sondern die G e w a l t d e s g r ö s s t e n D i c h t e r g e n i u s d e r G r i e c h e n u n d w o h l d e r M e n s c h h e i t a n g a b. — — — In Homer's Spiegel scheint Griechenland einig und einheitlich im Götterglauben, wie im Dialekt, in Verfassungszuständen, in Sitte und Sittlichkeit. In Wirklichkeit kann — das darf man kühn behaupten — diese Einheit nicht vorhanden gewesen sein; die Grundzüge des panhellenischen Wesens waren zweifellos vorhanden, aber gesammelt und verschmolzen zu einem nur vorgestellten Ganzen hat sie e i n z i g der G e n i u s d e s D i c h t e r s“ (*Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen*, S. 35, 36). Bergk, dessen ganzes reiches Gelehrtenleben dem Studium der griechischen Poesie gewidmet war, urteilt: „Homer schöpft wesentlich aus sich selbst, aus dem eigenen Innern; er ist ein wahrhaft origineller Geist, nicht Nachahmer, und er übt seine Kunst mit vollem Bewusstsein“ (*a. a. O.,* S. 527). Auch Duncker, der Historiker, bemerkt, dass, was den Nachfolgern Homer's fehlte — was diesen Einzigen also auszeichnete — „der zusammenschauende B l i c k d e s G e n i u s“ war (*Gesch. des Altertums*, V, 566). Und um diese Citate

---

[1]) Inzwischen hat die deutsche Wissenschaft den Tod des ausserordentlichen Mannes zu beklagen gehabt.

würdig zu schliessen, berufe ich mich noch auf Aristoteles, dem man, was kritische Schärfe anbelangt, doch einige Kompetenz zuerkennen wird. Es ist auffallend und wohlthuend zu sehen, dass auch er in Homer's B l i c k das unterscheidende Kennzeichen entdeckt; im 8. Kapitel seiner *Poetik* (er redet von den Eigenschaften einer dichterischen Handlung) meint er: „Homer aber, wie er sich auch in anderen Dingen unterscheidet, scheint auch hierin r i c h t i g g e s e h e n z u h a b e n, entweder durch Kunst, oder durch Natur". Ein tiefes Wort! welches uns auf der überraschenden Begeisterungsschrei im 23. Kapitel der *Poetik* vorbereitet: Homer ist vor allen anderen Dichtern g ö t t l i c h.

Künstlerische Kultur

Dies musste zunächst, und selbst um den Preis einiger Ausführlichkeit, festgestellt werden: nicht etwa weil es für den Gegenstand dieses Buches von Belang ist zu wissen, ob gerade ein Mann Namens Homer die Ilias geschrieben hat, oder inwiefern die Dichtung, welche heute unter diesem Titel bekannt ist, dem ursprünglichen Gedicht entsprechen mag; nein, der spezielle Nachweis war Nebensache: wesentlich dagegen für mein ganzes Buch ist die Hervorhebung der unvergleichlichen Bedeutung der Persönlichkeit überhaupt; wesentlich ebenfalls die Erkenntnis, dass jedes Werk der Kunst immer und ausnahmslos e i n e stark individuelle Persönlichkeit voraussetzt, ein grosses Kunstwerk eine Persönlichkeit allerersten Ranges, ein Genie; wesentlich schliesslich die Einsicht, dass das Geheimnis der hellenischen Zaubergewalt in dem Begriff „Persönlichkeit" eingeschlossen liegt. Denn in der That, will man verstehen, was hellenische Kunst und hellenisches Denken für das 19. Jahrhundert bedeutet haben, will man das Geheimnis einer so zähen Lebenskraft begreifen, so muss man vor allem sich klar machen, dass, was noch heute aus jener verschwundenen Welt mit Jugendfrische weiterwirkt, die Macht grosser Persönlichkeiten ist.

> Höchstes Glück der Erdenkinder
> ist nur die P e r s ö n l i c h k e i t,

sagt Goethe; dieses höchste Glück besassen die Griechen wie nie ein Volk, und das gerade macht das Sonnige, Strahlende an ihrer Erscheinung aus. Ihre grossen Dichtungen, ihre grossen Gedanken sind nicht das Werk anonymer Aktiengesellschaften, wie die sogenannte Kunst und die sogenannte Weisheit der Ägyptter, Assyrer, Chinesen *e tutti quanti*; das Heldentum ist das Lebensprinzip dieses Volkes; der einzelne Mann tritt einzeln hervor, kühn überschreitet er den Bannkreis des allen Gemeinsamen, der instinktiv, unbewusst, nutzlos sich accumulierenden Civilisation, furchtlos haut er sich eine Lichtung in den immer dunkler werdenden Urwald der gehäuften Superstitionen: — er wagt es, Genie zu haben! Und aus diesem Wagestück entsteht ein neuer Begriff des Menschlichen; jetzt erst ist der Mensch „in das Tageslicht des Lebens eingetreten“.

Der Vereinzelte vermöchte das jedoch nicht. Persönlichkeiten können nur in einer Umgebung von Persönlichkeiten sich als solche bemerkbar machen; Aktion gewinnt erst durch Reaktion ein bewusstes Dasein; das Genie kann einzig in einer Atmosphäre der „Genialität“ atmen. Haben wir uns also unzweifelhaft eine einzige, überragend grosse, unvergleichlich schöpferische Persönlichkeit als das bestimmende und durchaus unerlässliche *primum mobile* der gesamten griechischen Kultur zu denken, so müssen wir als das zweite charakteristische Moment dieser Kultur die Thatsache erkennen, dass die Umgebung sich einer so ausserordentlichen Persönlichkeit würdig erwies. Das Bleibende am Hellenentum, dasjenige, was es noch heute am Leben erhält und dazu befähigte, so vielen der Besten im 19. Jahrhundert ein leuchtendes Ideal zu sein, ein Trost und eine Hoffnung, das kann man in einem einzigen Wort zusammenfassen: es ist seine G e n i a l i t ä t. Was hätte ein Homer in Ägypten oder in Phönizien gefrommt? Die einen hätten ihn unbeachtet gelassen, die anderen ihn gekreuzigt; ja selbst in Rom — — — hier haben wir übrigens den Experimentalbeweis vor Augen. Ist es denn der gesamten griechischen Dichtkunst gelungen, auch nur einen einzigen Funken aus diesen nüchternen, unkünstlerischen Herzen zu schlagen? Giebt es unter den Römern ein einziges wahres

Dichtergenie? Ist es nicht ein Jammer, dass unsere Schulmeister dazu verurteilt sind, unsere frischen Kinderjahre durch die obligate Bewunderung dieser rhetorischen, gedrechselten, seelenlosen, erlogenen Nachahmungen echter Poesie zu vergällen? Und — denn auf ein paar Dichter mehr oder weniger kommt es wahrlich nicht an — merkt man nicht an diesem einen Beispiel, wie die gesamte Kultur mit der Kunst zusammenhängt? Was sagt man zu einer Geschichte, die mehr als 1200 Jahre umfasst und nicht einen einzigen Philosophen aufweist, ja, nicht einmal das kleinste Philosöphchen? zu einem Volk, das seine in dieser Beziehung wahrhaftig bescheidenen Ansprüche durch den Import der letzten, abgemarterten, blutärmsten Griechen decken muss, die aber nicht einmal Philosophen, sondern lediglich ziemlich platte Moralisten sind? Wie weit muss es mit der Ungenialität gekommen sein, wenn ein guter Kaiser, der in seinen Mussestunden Maximen aufgeschrieben hat, als „Denker“ der Verehrung kommender Geschlechter anempfohlen wird![1]) Wo ist

---

[1]) L u c r e t i u s könnte man allenfalls nennen, sowohl als Denker wie als Dichter gewiss ein bewundernswerter Mann; die Gedanken sind aber überall eingestandenermassen griechische, und auch der poetische Apparat ist ein vorwiegend griechischer. Und dabei liegt doch auf seiner grossen Dichtung der tödliche Schatten jenes Skepticismus, der über kurz oder lang zur Unproduktivität führt, und der sorgfältig zu unterscheiden ist von der tiefen Erkenntnis wahrhaft religiöser Gemüter, die das Bildliche an ihren Vorstellungen gewahr werden, ohne deswegen an der erhabenen Wahrheit des innerlich Geahnten, Unerforschlichen zu zweifeln; wie wenn z. B. der Vedische Weise plötzlich ausruft:

> „Von wannen sie entstanden, diese Schöpfung,
> Ob sie geschaffen oder nicht geschaffen —
> Wer über sie im höchsten Himmel wachet,
> Der weiss es wohl! Oder weiss auch er es nicht?“
>
> (*Rigveda* X, 129.)

oder wie Herodot in der vor wenigen Seiten angeführten Stelle, wo er meint, der Dichter habe die Götter geschaffen. Und Epikur selber, der „Gottesleugner“, der Mann, den Lucretius als den grössten aller Sterblichen bezeichnet, der Mann, von dem er seine ganze Lehre entnimmt — erfahren wir nicht gerade über Epikur, dass bei ihm „Religiosität gleichsam ein angeborenes Gefühl gewesen sein muss“

ein grosser, schöpferischer Naturforscher unter den Römern? Doch nicht etwa der fleissige Konversationslexikonsredakteur Plinius? Wo ein Mathematiker von Bedeutung? Wo ein Meteorolog, ein Geograph, ein Astronom? Alles was unter Roms Herrschaft in diesen und anderen Wissenschaften geleistet wurde, alles ohne Ausnahme stammt von Griechen. Der poetische Urborn war aber versiegt, und so versiegte nach und nach auch bei den Griechen des Römertums das schöpferische Denken, die schöpferische Beobachtung. Der belebende Hauch des Genies war verweht; weder in Rom noch in Alexandrien war von dieser Himmelsnahrung des menschlichen Geistes für die noch immer aufwärts strebenden Hellenen etwas zu finden; in der einen Stadt erstickte der Nützlichkeitsaberglaube, in der anderen die wissenschaftliche Elephantiasis nach und nach jede Lebensregung. Zwar wurde die Gelehrsamkeit immer grösser, die Anzahl bekannter Thatsachen vermehrte sich unaufhörlich, die treibende Kraft nahm jedoch ab, anstatt zuzunehmen (welch letzteres nötig gewesen wäre), und so erlebte die europäische Welt, bei enormer Steigerung der Civilisation, einen progressiven Niedergang der Kultur — bis zur nackten Bestialität. Nichts dürfte für das Menschengeschlecht gefährlicher sein als Wissenschaft ohne Poesie, Civilisation ohne Kultur.[1])

Bei den Hellenen war der Verlauf ein ganz anderer. Solange die Kunst unter ihnen blühte, schlug die Leuchte des Geistes auf allen Gebieten hoch zum Himmel empor. Die Kraft, welche sich in Homer bis zu einer gewaltigsten Individualität durchgerungen hatte, lernte nun an ihm ihre Bestimmung erkennen,

---

(siehe die von Goethe empfohlene Lebensskizze Epikur's von K. L. von Knebel)? „Nie“ rief Diokles aus, als er Epikur einstmals im Tempel fand, „nie habe ich Zeus grösser gesehen, als da Epikur zu seinen Füssen lag!“ Der Lateiner glaubte das letzte Wort der Weisheit mit seinem *Primus in orbe deos fecit timor* gesprochen zu haben; der Grieche dagegen kniete als aufgeklärter Mann noch inbrünstiger als ehedem vor dem herrlichen Gottesbilde nieder, welches Heldenmut sich frei erschaffen hatte, und bezeugte hiermit sein Genie.

[1]) Vergl. in Kap. 9 die Ausführungen über China u. s. w.

und zwar zunächst im engeren Sinne der rein künstlerischen Gestaltung einer Welt des Schönen Scheines. Um den strahlenden Mittelpunkt herum entstand ein unabsehbares Heer von Dichtern und ein reiche Skala von Dichtarten. Originalität bildete — gleich von Homer an — das Kennzeichen griechischen Schaffens. Natürlich richteten sich untergeordnete Kräfte nach den hervorragenderen; es gab aber so viele hervorragende, und diese hatten so unendlich mannigfaltige Gattungen erfunden, dass hierdurch auch die geringere Begabung in die Lage versetzt wurde, das ihr genau Angemessene zu erwählen und ihr Höchstes zu leisten. Ich rede nicht allein von der tonvermählten Wortdichtung, sondern ebenfalls von der unerreichten Blüte der Dichtung für das Auge, welche im engsten Anschluss an jene wie ein vielgeliebtes, jüngeres Geschwister aufwuchs. Architektur, Plastik, Malerei, ebenso wie Epik, Lyrik, Dramatik, wie Hymnendichtung, Dithyrambik, Ode, Roman und Epigramm, sie alle waren Strahlen von jenem selben Licht der Kunstsonne, nur je nach dem einzelnen Auge verschieden gebrochen. Gewiss ist es lächerlich, wenn Schulmänner zwischen Bildung und Ballast nicht zu unterscheiden wissen und uns mit endlosen Aufzählungen unbedeutender griechischer Dichter und Bildhauer belästigen; die Empörung hiergegen, welche am Schluss des 19. Jahrhunderts sich mit wachsender Ungeduld zu rühren begann, soll uns willkommen sein; ehe wir aber die vielen überflüssigen Namen der verdienten Vergessenheit übergeben, wollen wir doch das Phänomen in seiner Gesamtheit bewundern; es bezeugt eine ewig begehrenswerte Herrschaft des guten Geschmacks, eine Feinheit des Urteils, wie sie bisher nicht wiederkehrte, und einen weitverbreiteten, schöpferischen Drang. Die griechische Kunst war ein wahrhaft lebendiges Wesen, darum lebt sie noch heute: was lebt, ist unsterblich. Sie besass einen festen, organischen Mittelpunkt, und sie gehorchte einem unwillkürlichen und darum unfehlbaren Gestaltungstrieb, der die üppigste Mannigfaltigkeit, sogar die tollsten Auswüchse und die mindest bedeutenden Bruchteile zu einem Ganzen verknüpfte. Kurz — und wenn man mir die scheinbare Tautologie verzeiht — hellenische Kunst war eine künstlerische

Kunst, etwas was kein Einzelner, auch nicht ein Homer, bewirken kann, sondern was aus der Mitwirkung einer Gesamtheit entsteht. Seither hat sich derartiges nicht wieder ereignet, und deswegen lebt griechische Kunst nicht allein noch jetzt bildend und ermahnend in unserer Mitte, sondern die grössten, unserer Künstler (unserer Dichter in Handlungen, Tönen, Worten, Gestalten) haben, wie in den früheren Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, so auch noch im 19. Jahrhundert sich zu Griechenland hingezogen gefühlt wie zu einer Heimat. Der Mann aus dem Volk weiss allerdings bei uns von griechischer Kunst nur indirekt; für ihn haben die Götter nicht, wie für Epikur, einen noch höheren Olymp bestiegen; von roher asiatischer Skepsis und rohem asiatischen Aberglauben wurden sie herabgestürzt, und sie zerschellten; er begegnet ihnen aber auf unseren Brunnen und Theatervorhängen, im Park, wo er Sonntags frische Luft schöpft, und in den Museen (wo die Plastik auf die Menge immer mehr Anziehung ausübt als die Malerei). Der „Gebildete" trägt Brocken von dieser Kunst als unverdauten Bildungsstoff im Kopfe: mehr Namen, als lebendige Vorstellungen; jedoch begegnet er ihr zu viel auf Schritt und Tritt, als dass er sie je ganz aus den Augen verlieren könnte; sie hat an dem Aufbau seines Geistesgerüstes oft mehr Anteil als er selber weiss. Der Künstler aber — und hiermit will ich jedes künstlerische Gemüt bezeichnen — kann nicht anders als voller Sehnsucht die Augen auf Griechenland richten, und zwar nicht allein wegen der einzelnen dort entstandenen Werke — seit dem Jahre 1200 ist auch bei uns manches Herrliche geboren: Dante steht allein, Shakespeare ist grösser und reicher als Sophokles, die Kunst eines Bach hat kein Grieche auch nur ahnen können — nein, was der Künstler dort findet und was ihm bei uns fehlt, das ist das k ü n s t l e r i s c h e E l e m e n t, die künstlerische Kultur. Die Grundlage des europäischen Lebens war seit den Römern eine politische: jetzt geht sie nach und nach in eine wirtschaftliche über. Bei den Griechen durfte kein freier Mann Handel treiben, bei uns ist jeder Künstler ein geborener Sklave: die Kunst ist für uns ein Luxus, ein Reich der Willkür, sie ist unserem Staate kein Bedürfnis und unserem

öffentlichen Leben nicht der Gesetzgeber eines alles durchdringenden Schönheitsgefühls. Schon in Rom war es die Laune eines einzelnen Maecenas, welche die Blüte der Dichtkunst hervorrief; seither hingen die höchsten Thaten der herrlichsten Geister zumeist von der Baulust eines Papstes, der Eitelkeit eines klassisch gebildeten Fürsten, der Prachtliebe einer prunksüchtigen Kaufmannschaft ab, oder hin und wieder wehte ein belebender Hauch aus höheren Regionen, wie die von dem grossen und heiligen Franz von Assisi versuchte religiöse Wiedergeburt, welche zu unserer neuen Kunst der Malerei den ersten Anstoss gab, oder wie das allmähliche Erwachen des deutschen Gemütes, dem wir die herrliche neue Kunst, die deutsche Musik, verdanken. Was ist aber aus den Bildern geworden? Die Wandgemälde überkalkte man, weil man sie hässlich fand; die Tafelbilder entriss man den geheiligten Stätten der Andacht und hing sie alle nebeneinander an den Wänden der Museen auf; und dann — weil man sonst die „Entwickelung“ bis zu diesen gepriesensten Meisterwerken nicht wissenschaftlich hätte auseinandersetzen können — kratzte man dort den Kalk ab, so gut und so schlecht es ging, warf die frommen Mönche hinaus und machte aus Klöstern und *compi santi* eine zweite Klasse von Museen. Mit der Musik ging es nicht viel anders; ich habe selber in einer — noch dazu wegen ihres geläuterten Musiksinnes besonders gerühmten — Hauptstadt Europas eine Konzertaufführung von J. S. Bach's Matthäuspassion erlebt, in welcher nach jeder „Nummer“ geklatscht und der Choral „O Haupt voll Blut und Wunden!“ sogar *da capo* verlangt wurde! Wir haben vieles, was die Griechen nicht hatten, solche Beispiele lassen aber deutlich und schmerzlich empfinden, was uns abgeht und was jene besassen. Man begreift, dass Hölderlin dem heutigen Künstler zurufen konnte:

> Stirb! du suchst auf diesem Erdenrunde,
> Edler Geist, umsonst dein Element!

Es ist nicht Mangel an innerer Kraft, an Originalität, was des heutigen Künstlers Herz nach Griechenland zieht, wohl aber das Bewusstsein und die Erfahrung, dass der Einzelne, Vereinzelte

gar nicht wirklich original sein k a n n. Originalität ist nämlich etwas ganz anderes als Willkür; Originalität ist im Gegenteil die freie Befolgung des von der besonderen Natur der betreffenden Persönlichkeit u n w i l l k ü r l i c h ihr vorgezeichneten Weges; gerade die Freiheit hierzu besteht aber für den Künstler nur in dem Element einer durch und durch künstlerischen Kultur; eine solche findet er heute nicht. Zwar wäre es durchaus ungerecht, unserer heutigen europäischen Welt künstlerische Regungen abzusprechen: in dem Interesse für Musik macht sich eine ganz gewaltige Gährung der Geister bemerkbar, und das für moderne Malerei greift zwar nur in bestimmte, aber doch in weite Kreise und erregt eine fast unheimliche Leidenschaftlichkeit; das alles bleibt jedoch ausserhalb des Lebens der Völker, es bildet eine Zugabe, eine Zugabe für Mussestunden und müssige Menschen; daher herrschen Mode und Laune und mannigfaltige Lüge, und die Atmosphäre, die den echten Künstler umgiebt, entbehrt jeglicher Elastizität. Selbst das kräftigste Genie ist bei uns gebunden, gehemmt, von vielen Seiten zurückgestossen. Und so lebt denn hellenische Kunst als ein verlorenes, wieder zu erstrebendes Ideal in unserer Mitte fort.

Das Gestalten

Unter einem fröhlicheren Stern geniessen hellenische Philosophie und hellenische Naturforschung bei uns Kindern des 19. und 20. Jahrhunderts ein gern und dankbar gewährtes Gastrecht. Auch hier handelt es sich nicht um blosse *lares* und feiern wir nicht lediglich einen Ahnenkultus; hellenische Philosophie ist im Gegenteil äusserst lebendig unter uns, und hellenische Wissenschaft, so unbeholfen auf der einen Seite und so unbegreiflich intuitionskräftig auf der anderen, nötigt uns nicht allein ein historisches, sondern auch ein gegenwärtiges Interesse ab. Die reine Freude, die wir bei der Betrachtung hellenischen Denkens empfinden, dürfte zum Teil von dem Bewusstsein herkommen, dass wir hier über unsere grossen Vorfahren weiter hinausgeschritten sind. Unsere Philosophie ist philosophischer, unsere Wissenschaft wissenschaftlicher geworden: eine Progression, wie sie auf dem Gebiete der Kunst leider nicht stattgefunden hat. In

Bezug auf Philosophie und Wissenschaft hat sich unsere neue Kultur ihres hellenischen Ursprunges würdig erwiesen; wir haben ein gutes Gewissen.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, hier Beziehungen nachzuweisen, die jedem Gebildeten bekannt sein müssen: streng genetische, was die Philosophie anbelangt, da unser Denken erst bei der Berührung mit dem griechischen erwachte und sogar die zuletzt gereifte Kraft des Widerspruches und der Selbständigkeit aus ihm sog, — streng genetische ebenfalls, insofern die Grundlage aller exakten Wissenschaft in Betracht gezogen wird, die Mathematik, — minder genetische und in früheren Jahren eher hemmend als fördernd, was die beobachtenden Wissenschaften betrifft.[1]) Mir liegt nur das eine ob, in wenigen Worten zu sagen, welche heimliche Kraft diesen alten Gedanken so zähen Lebensgeist schenkte.

Wie vieles Seitherige ist inzwischen zu ewiger Vergessenheit untergegangen, während Plato und Aristoteles, Demokrit, Euklid und Archimedes in unserer Mitte anregend und belehrend weiterleben und die halbfabelhafte Gestalt des Pythagoras mit jedem Jahrhundert grösser wird![2]) Und ich meine: was dem Denken eines Demokrit, eines Plato, eines Euklid, eines Aristarch[3]) ewige Jugend verleiht, das ist genau der selbe Geist, die selbe Geisteskraft, welche Homer und Phidias unsterblich jung macht: es ist das S c h ö p f e r i s c h e und — in einem weitesten Sinne des Wortes — recht eigentlich K ü n s t l e r i s c h e. Es kommt nämlich darauf an, dass die Vorstellung, durch welche der Mensch die innere Welt seines Ich's oder die äussere Welt zu bewältigen, sie seinem Wesen zu assimilieren

---

[1]) Zu diesem letzten Punkt muss jedoch bemerkt werden, dass manche glänzendste Leistung des hellenische Geistes auf diesem Gebiete uns bis vor kurzem unbekannt war.

[2]) Was die Rückkehr zu einer früheren Einsicht bedeutet. Als ein Orakel den Römern befohlen hatte, dem Weisesten der Hellenen ein Standbild zu errichten, stellten sie die Statue des Pythagoras auf. (P l u t a r c h : *Numa*, Kap. XI.)

[3]) Aristarch von Samos, der Entdecker des sogenannten Kopernikanischen Weltsystems.

sucht, fest gezeichnet und durch und durch klar gestaltet werde. Blicken wir auf eine etwa dreitausendjährige Geschichte zurück, so sehen wir, dass der menschliche Geist sich durch die Kenntnis neuer Thatsachen allerdings erweitert hat, bereichert dagegen einzig durch neue Ideen, d. h. durch neue Vorstellungen. Dies ist jene „schöpferische Kraft“, von der Goethe in den *Wanderjahren* redet, welche „die Natur verherrlicht“ und ohne welche, wie er meint, „das Äussere kalt und leblos bliebe“.[1]) Dauerhaftes aber schafft sie nur, wenn ihre Gebilde schön und durchsichtig sind, also künstlerisch.

> *„As imagination bodies forth*
> *The forms of things unknown, the poet's pen*
> *Turns them to shapes.“* (Shakespeare.)

Auf deutsch: während die Phantasie die Vorstellung unerforschlicher Dinge hinausprojiziert, bildet sie des Dichters Griffel zu Gestalten um. Jene Vorstellungen allein, welche zu G e s t a l t e n umgebildet werden, machen einen dauernden Besitz des menschlichen Bewusstseins aus. Der Vorrat an Thatsachen ist ein sehr wechselnder, wodurch auch der Schwerpunkt des Thatsächlichen (wenn ich mich so ausdrücken darf,) einer beständigen Verschiebung unterliegt; ausserdem ist etwa die Hälfte unseres Wissens, oder noch mehr, ein Provisorium: was gestern als wahr galt, ist heute falsch, und an diesem Verhältnis wird auch die Zukunft schwerlich etwas ändern, da die Erweiterung des Wissensmaterials mit der Erweiterung des Wissens Schritt hält.[2]) Was dagegen der Mensch als Künstler geformt, die Ge-

---

[1]) Man sieht, nach Goethe bedarf es eines schöpferischen Aktes des Menschengeistes, damit das Leben selber „belebt“ werde!

[2]) Ein allgemeines Lehrbuch der Botanik oder Zoologie aus dem Jahre 1875 ist z. B. heute nicht mehr zu gebrauchen und zwar nicht allein und nicht hauptsächlich wegen des neu hinzugekommenen Materials, sondern weil thatsächliche Verhältnisse anders aufgefasst und exakte Beobachtungen durch noch exaktere umgestossen werden. Man verfolge als Beispiel das Imbibitionsdogma mit seinen endlosen Beobachtungsreihen, von seinem ersten Auftreten, im Jahre 1838, bis zu seiner höchsten Blüte, etwa 1868;

stalt, der er Lebensatem eingehaucht hat, geht nicht unter. Ich muss wiederholen, was ich oben schon sagte: was lebt, stirbt

---

dann beginnt bald die Contremine, und im Jahre 1898 erfährt der wissbegierige Schüler gar nichts mehr davon. — Besonders interessant ist es zu beobachten, wie in der Zoologie, in der man am Anfang des 19. Jahrhunderts sehr vereinfachen zu dürfen geglaubt hatte, und wo man unter dem Einfluss Darwin's bestrebt gewesen war, alle Tiergestalten wenn irgend möglich auf einen einzigen Stamm zurückzuführen, jetzt, bei fortschreitender Zunahme der Kenntnisse, eine immer grössere Komplikation des ursprünglichen Typenschemas entdeckt wird. Cuvier glaubte mit vier „allgemeinen Bauplänen“ auszukommen. Bald aber war man gezwungen, sieben verschiedene, auf einander nicht zurückführbare Typen anzuerkennen, und vor etwa dreissig Jahren fand Carl Claus, dass neun Typen das Minimum sei. Dieses Minimum genügt aber nicht. Sobald man nicht einzig die menschliche Bequemlichkeit und die Bedürfnisse des Anfängers ins Auge fasst (wofür Richard Hertwig's bekanntes und sonst vortreffliches Lehrbuch ein klassisches Beispiel bietet), sobald man die strukturellen Unterschiede, ohne Bezug auf Formenreichtum und dergleichen gegen einander abwägt, kommt man bei den heutigen genaueren anatomischen Kenntnissen mit weniger als sechzehn verschiedenen, einander typisch gleichwertigen Gruppen nicht aus. (Siehe namentlich das meisterhafte *Lehrbuch der Zoologie* von Fleischmann, 1898.) — Zugleich haben sich die Anschauungen in Bezug auf manche grundlegende zoologische Thatsachen durch genaueres Wissen völlig verändert. So galt es z. B. vor zwanzig Jahren, als ich bei Karl Vogt Zoologie hörte, für ausgemacht, dass die Würmer in unmittelbarer genetischer Beziehung zu den Wirbeltieren stünden; selbst so kritisch selbständige Darwinisten wie Vogt hielten diese Thatsache für ausgemacht und wussten gar viel Herrliches über den Wurm zu erzählen, der es bis zum Menschen gebracht habe. Inzwischen haben viel genauere und umfassendere Untersuchungen über die Entwickelung der Tiere im Ei zu der Erkenntnis geführt, dass es innerhalb der „Gewebetiere“ (alle Tiere, heisst das, die nicht aus einfachen, trennbaren Zellen bestehen) zwei grosse Gruppen giebt, deren Entwickelung vom Augenblick der Eibefruchtung an nach einem grundverschiedenen Plane vor sich geht, so dass jede wahre — nicht bloss äusserlich scheinbare — Verwandtschaft zwischen ihnen ausgeschlossen ist, sowohl die von den Evolutionisten vorausgesetzte genetische, wie auch die rein architektonische. Und sieh da: die Würmer gehören zu der einen Gruppe (die ihren Höhepunkt in den Insekten findet), und die Wirbeltiere gehören zu der anderen und dürfen nur mehr von Tinten-

nicht. Man weiss, dass heute die meisten Zoologen die Unsterblichkeit — die physische Unsterblichkeit — des Keimplasmas lehren; die Kluft zwischen organischer und unorganischer, das heisst zwischen belebter und unbelebter Natur, die man am Anfang des 19. Jahrhunderts überbrückt zu haben wähnte, wird täglich tiefer;[1]) hier ist zu einer Diskussion darüber nicht der

---

fischen und Seeigeln abstammen! (Vergl. namentlich Karl Camillo Schneider: *Grundzüge der tierischen Organisation* in den Preussischen Jahrbüchern 1900, Julinummer, S. 73 fg.) Solche Thatsachen dienen als Belege und als Bestätigungen des S. 85 Behaupteten, und es ist durchaus notwendig, dass der Laie, der stets gewohnt ist, in der Wissenschaft seines Tages einen Gipfel zu vermuten, sie als ein Übergangsstadium zwischen einer vergangenen und einer zukünftigen Theorie erkennen lerne.

[1]) Siehe z. B. das massgebende Werk des amerikanischen Zoologen E. B. Wilson (Professor in Columbia): *The cell in Development and Inheritance*, 1896, wo wir lesen: „Die Erforschung der Zellenthätigkeit hat im ganzen die gewaltige Kluft, welche selbst die allerniedrigsten Formen, des Lebens von den Erscheinungen der unorganischen Welt trennt, eher weiter aufgerissen als verengert.“ Die unbedingte Richtigkeit dieser Aussage vom rein naturwissenschaftlichen Standpunkt aus bezeugte mir vor kurzem Herr Hofrat W i e s n e r. — Wilson's Buch ist inzwischen (1900) in zweiter, vermehrter Auflage erschienen. Der citierte Satz steht S. 434 unverändert. Das ganze letzte Kapitel, *Theories of Inheritance and Development*, ist allen Denen zu empfehlen, die statt Phrasen eine wirkliche Einsicht in den augenblicklichen Zustand wissenschaftlicher Erkenntnis in Bezug auf die Grundthatsachen der tierischen Gestalt besitzen wollen. Sie werden ein Chaos finden. Wie der Verfasser (S. 434) sagt: „Die ungeheure Grösse des Problems der Entwickelung, gleichviel ob ontogenetisch oder phylogenetisch, ist unterschätzt worden.“ Jetzt sieht man ein, dass jedes neuentdeckte Phänomen nicht Aufklärung und Vereinfachung, sondern neue Verwirrung und neue Probleme bringt, so dass ein bekannter Embryolog (siehe Vorwort) vor kurzem ausrief: „Jedes Tierei scheint sein eigenes Gesetz in sich zu tragen!“ Rabl kommt in seinen Untersuchungen *Über den Bau und die Entwickelung der Linse* (1900) zu ähnlichen Ergebnissen; er findet, dass jede Tierart ihre spezifischen Sinnesorgane besitzt, deren Unterschiede schon in der Eizelle bedingt sind. So wird denn durch die Fortschritte der wahren Wissenschaft — und im Gegensatz zu dem Nonsens über Kraft und Stoff, mit dem Generationen von leichtgläubigen Laien verblödet

Platz; ich führe diese Thatschache nur analogisch an, um mich zu rechtfertigen, wenn ich auch geistigem Gebiete zwischen organisierten und unorganisierten Vorstellungen streng unterscheide, und wenn ich meine Überzeugung ausspreche, dass etwas, was des Dichters Griffel zu einer lebendigen Gestalt geformt hat, noch niemals gestorben ist. Kataklysmen können derartige Gebilde verschütten, sie entsteigen aber nach Jahrhunderten ewig jung dem vermeintlichen Grabe; gar häufig kommt es auch vor, dass die Kinder des Gedankens, wie ihre Geschwister, die marmornen Standbilder, verstümmelt, zerstückelt oder ganz und gar zertrümmert werden; das ist aber eine mechanische Vernichtung, nicht Tod. Und so war denn die mehr als tausend Jahre alte Ideenlehre Plato's ein lebendiger Bestandteil des Geisteslebens des 19. Jahrhunderts, ein „Ursprung" gar vieler Gedanken; fast jede philosophische Spekulation von Bedeutung hat wohl an einer oder der andern Seite bei ihr angeknüpft. Inzwischen beherrschte Demokrit's Geist die Naturwissenschaft: mag seine geniale Erdichtung der Atome, um dem heutigen Wissensmaterial angepasst zu werden, noch so tiefe Umgestaltungen haben erfahren müssen, er bleibt doch der Erfinder, der Künstler, er ist es, der (um mit Shakespeare zu reden) das Unerforschliche durch die Kraft seiner Phantasie hinausprojiziert und diese Vorstellung dann gestaltet hat.

Plato

Beispiele der Weise, in welcher hellenische Gestaltungskraft den Gedanken Leben und Wirksamkeit verliehen hat, sind leicht zu nennen. Man nehme Plato's Philosophie. Sein Material ist kein neues; er setzt sich nicht hin, wie etwa Spinoza, um aus den Tiefen des eigenen Bewusstseins ein logisches Weltsystem herauszukalkulieren; ebensowenig greift er mit der grossartigen Unbefangenheit *(ingenuitas)* des Descartes der Natur in die Eingeweide, in dem Wahn, dort als Welterklärung ein Räderwerk

---

worden sind — unsere Auffassung des Lebens eine immer „lebendigere", und der Tag ist wohl nicht mehr fern, wo man einsehen wird, dass es vernünftiger wäre, das Unbelebte vom Standpunkt des Lebendigen aus, als umgekehrt, deuten zu wollen. (Ich verweise auf meinen *Immanuel Kant*, S. 482 fg.)

zu entdecken; vielmehr nimmt er hier und dort, was ihm das beste dünkt — bei den Eleaten, bei Heraklit, bei den Pythagoräern, bei Sokrates — und gestaltet daraus kein eigentlich logisches, wohl aber ein künstlerisches Ganzes. Die Stellung Plato's zu den früheren Philosophen Griechenlands ist derjenigen Homer's zu den vorangegangenen und zeitgenössischen Sängern durchaus nicht unähnlich. Auch Homer „erfand“ wahrscheinlich nichts (ebensowenig wie später Shakespeare); er griff aber aus verschiedenen Quellen dasjenige heraus, was zu seinem Zwecke passte, und fügte es zu einem neuen Ganzen zusammen, zu etwas durchaus Individuellem, begabt mit den unvergleichlichen Eigenschaften des lebendigen Individuums, behaftet mit den von dem Wesen des Individuums nicht zu trennenden engen Grenzen, Lücken, Eigenheiten, — denn jegliches Individuum spricht mit dem Gott der ägyptischen Mysterien: „Ich bin, der ich bin,“ und steht als ein neues Unerforschliches, nicht zu Ergründenes da.[1]) Ähnlich Plato's Weltanschauung. Professor Zeller, der berühmte Geschichtsschreiber der griechischen Philosophie meint: „Plato ist zu sehr Dichter, um ganz Philosoph zu sein.“ Es dürfte schwer fallen, dieser Kritik irgend einen bestimmten Sinn abzugewinnen. Gott weiss, was ein „Philosoph“ in a b s t r a c t o sein mag; Plato war er selber, kein andrer; und an ihm erkennen wir, wie ein Geist gestaltet sein musste, um griechisches Denken zu seiner höchsten Blüte zu führen. Er ist der Homer dieses Denkens. Wenn ein Mann, der die nötige Kompetenz besässe, die Lehre Plato's derartig zergliederte, dass man deutlich gewahr würde, welche Bestandteile nicht durch den Vorgang des genialen Wiedergebärens allein, sondern als ganz neue Erfindungen ureigenes Eigentum des grossen Denkers sind, so würde das D i c h t e r i s c h e seines Verfahrens gewiss besonders klar werden. Montesquieu nennt Plato denn auch (in seinen *Pensées*) einen der vier grossen Dichter der Menschheit. Namentlich

---

[1]) „Ein echtes Kunstwerk bleibt wie ein Naturwerk für unsern Verstand immer unendlich; es wird angeschaut, empfunden; es wirkt, es kann aber nicht eigentlich erkannt, viel weniger sein Wesen, sein Verdienst mit Worten ausgesprochen werden.“ (Goethe.)

würde dasjenige, was man als widerspruchsvoll, als nicht Zusammenzureimendes tadelt, sich als künstlerische Notwendigkeit erweisen. Das Leben ist an und für sich ein Widerspruch: „*la vie est l'ensemble des fonctions qui résistent à la mort*“ sagte der grosse Bichat; jedes Lebendige hat darum zugleich etwas Fragmentarisches und etwas gewissermassen Willkürliches an sich; einzig durch die freie, poetische — doch nur bedingt gültige — Zuthat des Menschen gelingt es, die beiden Enden des magischen Gürtels aneinander zu knüpfen; Kunstwerke bilden keine Ausnahme: Homer's Ilias ist ein grossartiges Beispiel hiervon, Plato's Weltanschauung ein zweites, Demokrit's Welttheorie ein ebenso bedeutendes. Und während die prächtig „logisch“ ausgemeisselten Philosophien und Theorien eine nach der anderen in dem Abgrund der Zeit verschwinden, reihen sich jene alten Ideen noch jugendfrisch an unsere neuesten an. Man sieht: nicht die „objektive Wahrheit“ ist das Ausschlaggebende, sondern die Art der Gestaltung, „*l'ensemble des fonctions*“, würde Bichat sagen.

Noch eine Bemerkung in Bezug auf Plato; wiederum nur eine Andeutung — denn zu jeder Ausführung fehlt mir der Raum — genug aber, hoffe ich, damit nichts unklar bleibt. Dass indisches Denken einen geradezu bestimmenden Einfluss auf die griechische Philosophie ausgeübt hat, steht nunmehr fest; unsere Hellenisten und Philosophen haben sich zwar lange mit dem wütenden Eigensinn vorurteilsvoller Gelehrten dagegen gesträubt: alles sollte in Hellas autochton entstanden sein, höchstens die Ägypter und die Semiten hätten bildend gewirkt — wobei allerdings für die Philosophie wenig zu profitieren gewesen wäre; die neueren Indologen haben jedoch das bestätigt gefunden, was die ältesten (namentlich der geniale Sir William Jones) sofort vermutet hatten. Insbesondere ist für Pythagoras der Nachweis einer eingehenden Bekanntschaft mit indischen Lehren ausführlich dargebracht worden,[1]) und da Pythagoras immer deutlicher als der

---

[1]) Vergl. hierüber namentlich Schroeder: *Pythagoras und die Inder* (1884).

Stammvater des griechischen Denkens hervortritt, ist das schon viel. Ausserdem ist eine unmittelbare Beeinflussung der Eleaten, des Heraklit, des Anaxagoras, des Demokrit u. s. w., höchst wahrscheinlich gemacht worden.[1]) Unter diesen Bedingungen kann es nicht wunder nehmen, wenn ein so hoher Geist wie Plato durch manche irreführende Zugabe hindurchdrang und — namentlich betreffs etlicher Kernpunkte aller echten Metaphysik — mit den erhabensten Anschauungen der indischen Denker genau übereinstimmt.[2]) Man vergleiche aber Plato und die Inder, seine Werke, und ihre Werke! Da wird man nicht länger im Zweifel sein, warum Plato lebt und wirkt, die indischen Weisen dagegen zwar auch noch leben, ohne aber auf die weite Welt, auf die werdende Menschheit unmittelbar zu wirken. Das indische Denken ist, was Tiefe und umfassende Vielseitigkeit anbelangt, unerreicht; meinte aber Professor Zeller, Plato sei „zu sehr Dichter, um ganz Philosoph zu sein“, so ersehen wir aus dem Beispiel der Inder, was aus einer Weltanschauung wird, wenn ein Denker zu „ganz“ Philosoph ist, um noch zugleich ein bisschen Dichter zu sein. Dieses reine Denken der Inder entbehrt aller Mitteilbarkeit — was einen zugleich naiven und tiefen Ausdruck darin findet, dass nach den indischen Büchern die höchste, letzte Weisheit einzig durch Schweigen gelehrt werden kann.[3])

[1]) Die beste mir bekannte Zusammenstellung aus letzterer Zeit ist die von Garbe in seiner *Sâmkhya-Philosophie* (1894), S. 85 fg.; dort findet man auch die wichtigste Litteratur erwähnt.

[2]) Für den Vergleich zwischen Plato und den Indern in Bezug auf die Erkenntnis der empirischen Realität und transscendentalen Idealität der Erfahrung siehe namentlich Max Müller: *Three lectures on the Vedânta Philosophy* (1894), S. 128 fg. Plato's Stellung den Eleaten gegenüber wird hierdurch eigentlich erst ganz klar. Umfassenderes in Deussen's Werken, namentlich in seinem Vortrag: „Über die Philosophie des Vedânta in ihrem Verhältnis zu den metaphysischen Lehren des Westens“, in englischer Sprache gehalten und in Bombay (1893) erschienen. (Eine deutsche Übersetzung aus meiner Feder brachten die *Bayreuther Blätter*, Jahrgang 1895, S. 125 fg.)

[3]) „Als Bâhva von dem Vâhskâli befragt wurde, da erklärte ihm dieser das Brahman dadurch, dass er schwieg. Und Vâshkâli

Ganz anders der Grieche! Koste, was es wollte, er muss „die Vorstellung unerforschlicher Dinge hinausprojizieren und gestalten“. Man lese in diesem Zusammenhang die mühsame Auseinandersetzung in Plato's *Theaitetos*, wo Sokrates zuletzt zugiebt, es könne einer im Besitz der Wahrheit sein, ohne dass er sie zu erklären vermöge, das sei aber noch keine Erkenntnis; was Erkenntnis sei, bleibt allerdings zum Schluss (ein Beweis von Plato's Tiefsinnigkeit) unentschieden; im kulminierenden Punkte des Dialogs jedoch wird sie als „richtige Vorstellung“ bezeichnet, und gesagt, über richtige Vorstellung müsse man „Rede stehen und Erklärung geben können“; ebenfalls hierher gehört die berühmte Stelle *Timäos*, wo der Kosmos mit einem „lebendigen Tiere“ verglichen wird. Es m u s s vorgestellt und gestaltet werden: das ist das Geheimnis des Griechen, von Homer bis Archimedes. Plato's Ideenlehre verhält sich zur Metaphysik genau ebenso wie Demokrit's Atomenlehre zur physischen Welt: es sind Werke einer freischöpferischen, gestaltenden Kraft und in ihnen quillt, wie in allen echten Kunstwerken, ein unerschöpflicher Born symbolischer Wahrheit. Derartige Schöpfungen verhalten sich zu materiellen Thatsachen wie die Sonne zu den Blumen. Nicht Segen allein empfingen wir von den Hellenen; im Gegenteil, einiges, was von ihnen sich herleitet, bedrückt noch wie ein banger Alp unsere aufstrebende Kultur; was wir aber Gutes von ihnen erbten, war vor allem solch blütentreibender Sonnenschein.

Aristoteles

Unter dem unmittelbaren Einfluss Plato's schiesst einer der kräftigsten Stämme in die Höhe, welche die Welt jemals erblickte: A r i s t o t e l e s. Dass Aristoteles sich in gewissen Beziehungen als Gegensatz zu Plato entwickelte, ist in der Natur seines In-

---

sprach: lehre mir, o Ehrwürdiger, das Brahman! Jener aber schwieg stille. Als nun der andere zum zweitenmale oder drittenmale fragte, da sprach er: ich lehre dich es ja, du aber verstehst es nicht; dieses Brahman ist Schweigen.“ (Çankara in den *Sûtra's des Vedânta*, III, 2, 17). Und in der *Taittiriya-Upanishad* lesen wir (II. 4): „Vor der Wonne der Erkenntnis kehrt alle Sprache um, auch alles Denken, unfähig sie zu erreichen.“

tellektes begründet; ohne Plato wäre er überhaupt kein Philosoph, wenigstens kein Metaphysiker geworden. Eine kritische Würdigung dieses grossen Mannes, wenn auch nur in Bezug auf den bestimmten Gegenstand dieses Kapitels, ist mir unmöglich; sie würde zu weit führen. Ich konnte ihn aber nicht ungenannt lassen, und ich darf wohl voraussetzen, dass die Gestaltungskraft, welche in seinem logischen „Organon", in seiner „Tiergeschichte", in seiner „Poetik" u. s. w. sich verkündet und durch alle seitherigen Jahrhunderte bewährt hat, Keinem entgehen kann. Um mir ein Wort des Scotus Erigena anzueignen: die *naturalium rerum discretio* war das Gebiet, auf dem er Unerreichtes schuf, die fernsten Geschlechter zu Dank verpflichtend. Nicht dass er Recht hatte, war Aristoteles' Grösse — kein Mann ersten Ranges hat sich öfter und flagranter geirrt als er — sondern dass er keine Ruhe kannte, bis er auf allen Gebieten des menschlichen Lebens „gestaltet" und Ordnung im Chaos geschaffen hatte.[1]) Insofern ist er ein echter Hellene. Freilich haben wir diese „Ordnung" teuer bezahlt. Aristoteles war weniger Dichter als vielleicht irgend ein anderer unter den bedeutenden Philosophen Griechenlands; Herder sagt von ihm, er sei „vielleicht der trockenste Geist, der je den Griffel geführt"[2]); er muss, glaube ich, selbst Herrn Professor Zeller genug „ganz Philosoph" sein; jedenfalls war er es genug, um — dank seiner hellenischen Gestaltungskraft — mehr hartnäckigen Irrtum in die Welt zu säen, als jemals ein Mann vor ihm oder nach ihm. Die Naturwissenschaften waren bis vor kurzen an allen Ecken und Enden durch ihn gehemmt; die Philosophie, und namentlich die Metaphysik, hat ihn noch nicht abgeschüttelt; unsere Theologie ist — ja, wie soll ich sagen? — sie ist sein uneheliches Kind. Wahrlich, dieses grosse und bedeutende Erbe der alten Welt war ein zweischneidiges Schwert. Ich komme

---

[1]) Eucken sagt in seinem Aufsatz: „Thomas von Aquin und Kant" (*Kantstudien*, 1901, VI, S. 12, oder S. 30 des S. A.), die geistige Arbeit Aristoteles' sei „ein künstlerisches, genauer noch ein plastisches Gestalten".

[2]) *Ideen zur Geschichte der Menschheit*, Buch XIII, Kap. 5.

gleich in einem anderen Zusammenhang auf Aristoteles und die griechische Philosophie zurück; hier will ich nur noch hinzufügen, dass die Griechen allerdings eines Aristoteles sehr bedurften, der auf empirische Methoden den Nachdruck legte und in allen Dingen den goldenen Mittelweg empfahl; in ihrem genialen Übermute und Schaffensdrange waren sie geneigt, hinaus und hinauf zu stürmen mit einer leichtfertigen Missachtung des ernsten Bodens der Realität, die mit der Zeit Unheil schaffen musste; charakteristisch ist jedoch, dass Aristoteles, so ganz Hellene er auch war, auf die Entwickelung des griechischen Geisteslebens zunächst von verhältnismässig geringem Einfluss blieb; der gesunde Instinkt eines schaffensfreudigen Volkes empörte sich gegen eine so tödlich heftige Reaktion und empfand vielleicht dunkel, dass dieser angebliche Empiriker als Heilmittel das Gift des Dogmas mit sich führte. Aristoteles war nämlich von Beruf Arzt, — er gab das grosse Beispiel des Arztes, der seinen Patienten umbringt, um ihn zu heilen. Doch jener erste Patient war widerspenstig; er rettete sich lieber in die Arme des neoplatonischen Quacksalbers. Wir armen Spätgeborenen erbten nun Arzt und Quacksalber zugleich, die beide unseren gesunden Körper mit ihren Droguen tränken. Gott stehe uns bei!

Naturwissenschaft

Ein Wort noch über hellenische Wissenschaft. Es ist nur natürlich, dass die wissenschaftlichen Errungenschaften der Griechen für uns kaum mehr als ein historisches Interesse besitzen; sie sind längst überholt. Was uns jedoch nicht gleichgültig lassen kann, ist die Wahrnehmung des unglaublichen Aufschwunges, den die richtige Deutung der Natur unter dem Einflusse der Entfaltung neuentdeckter künstlerischer Fähigkeiten nahm. Unwillkürlich wird man an Schiller's Behauptung erinnert: man könne den Schein von der Wirklichkeit nicht sondern, ohne zugleich die Wirklichkeit von dem Scheine zu reinigen.

Wenn es ein Gebiet giebt, auf welchem man weniger als nichts von den Hellenen erwarten würde, so ist es das der E r d k u n d e. Was wir in ihren Dichtungen gelesen zu haben uns erinnern — die Irrfahrten des Odysseus und der Io u. s. w. — schien gar verwirrt und wurde durch die sich widersprechen-

den Kommentare nur noch verwirrter. Bis zu Alexander's Zeiten sind die Griechen ausserdem nicht weit in der Welt herumgekommen. Man nehme aber Dr. Hugo Berger's: *Geschichte der wissenschaftlichen Erdkunde der Griechen* zur Hand, ein streng wissenschaftliches Werk, und man wird aus dem Staunen nicht herauskommen. Auf der Schule erfahren wir zumeist nur von Ptolemäus etwas, und seine geographische Karte mutet uns fast ebenso sonderbar an, wie seine ineinander geschachtelten Himmelsphären; das ist jedoch alles das Ergebnis einer Zeit des Verfalles einer zwar unendlich vervollkommneten, dabei aber intuitionsschwach geworden Wissenschaft, der Wissenschaft eines rassenlosen Völkerchaos; dagegen lasse man sich über die geographischen Vorstellungen der echten Griechen unterrichten, von Anaximander an bis zu Erathostenes, und dann wird man Berger's Behauptung verstehen: „Die Leistungen des wunderbar begabten Griechenvolkes auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Erdkunde sind der Arbeit wahrlich wert. Noch heute begegnen wir ihren Spuren auf Schritt und Tritt und können die von ihnen geschaffenen G r u n d l a g e n nicht entbehren“ (I, S. VI.). Besonders auffallend sind die verhältnismässig ausgebreiteten Kenntnisse und die gesunde Vorstellungskraft der alten Ionier. Später erfolgten bedenkliche Rückschritte und zwar vornehmlich durch den Einfluss „der Verächter der Physik, Meteorologie und Mathematik, durch die v o r s i c h t i g e n L e u t e, die nur dem eigenen Auge. oder der von Augenzeugen eigens erworbenen, glaubhaften Kunde trauen wollten“ (I, 139). Noch später gesellten sich dann so kräftige wissenschaftliche Vorurteile dazu, dass die Reisen des „ersten Nordpolfahrers“, Pytheas (ein Zeitgenosse des Aristoteles) mit ihren genauen Beschreibungen der Küsten Galliens und Britanniens, ihren Erzählungen vom Eismeer, ihren so entscheidenden Beobachtungen über die Tag- und Nachtlänge in nördlichen Breiten von allen Gelehrten des Altertums für L ü g e n erklärt wurden (III, 7, dazu das heutige Urteil III, 36). Philipp Paulitschke macht ebenfalls in seinem Werke: *Die geographische Erforschung des afrikanischen Kontinents* (zweite Ausgabe S. 9) darauf aufmerksam, dass Herodot eine weit rich-

tigere Vorstellung der Umrisse von Afrika besessen habe als Ptolemäus. Dieser galt aber als „Autorität“. Es hat ein eigenes Bewenden mit diesen allverehrten „Autoritäten“; und mit aufrichtigem Bedauern stelle ich fest, dass wir von den Hellenen nicht allein die Ergebnisse ihrer — nach Berger — „wunderbaren Begabung“, sondern auch ihre Autoritätenzüchtung und ihren Autoritätenglauben geerbt haben. — Eigentümlich lehrreich ist in dieser Beziehung die Geschichte der Petrefaktenkunde. Mit der vollen Naivetät der unverdorbenen Anschauungskraft hatten die alten Griechen lange vor Plato und Aristoteles die Muscheln auf den Bergesspitzen und sogar die Abdrücke von Fischen für das erkannt, was sie sind; Männer wie Xenophanes und Empedokles hatten darauf entwickelungsgeschichtliche und geocyklische Lehren gegründet. Die Autoritäten erklärten jedoch diese Annahme für unsinnig; als die Thatsachen sich häuften, wurden sie durch die herrliche Theorie der *vis plastica* aus der Welt geschafft;[1]) und erst im Jahre 1517 wagte es ein Mann, die alte Meinung wieder auszusprechen, die Bergesspitzen hätten einst auf dem Meeresboden gelegen: „Im Jahre der Reformation war man also, nach anderthalb Jahrtausenden, wieder auf dem Punkte des klassischen Altertums angekommen.“[2]) Fracastorius blieb aber mit seiner Anschauung ziemlich vereinzelt, und, will man ermessen — was heute nach den Fortschritten der Wissenschaften wirklich sehr schwer fällt — eine wie grosse, verehrungswürdige Kraft der Wahrheit in dem Auge dieser alten Poeten lag (Xenophanes und Empedokles waren beide in erster Reihe Dichter und Sänger), so empfehle ich, in den Schriften des Freigeistes Voltaire nachzulesen und zu sehen, mit welchem Spott die Paläontologen noch im Jahre 1768 von ihm überhäuft werden.[3]) Ebenso belustigend sind die krampfhaften Versuche

---

[1]) Nach Quenstedt stammt diese Hypothese von Avicenna; sie ist aber auf Aristoteles zurückzuführen und wurde von Theophrast ausdrücklich gelehrt (siehe Lyell: *Principles of Geology*, 12 Ausg., I, 20).

[2]) Quenstedt: *Handbuch der Petrefaktenkunde*, 2. Aufl., S. 2.

[3]) Siehe: *Des singularités de la Nature*, Kap. XII bis XVIII,

seines Skepticismus, sich gegen die Evidenz zu wehren. Man hatte Austern auf dem Mont Cenis gefunden: Voltaire meint, sie seien von den Hüten der Rompilger abgefallen! Hippopotamusknochen waren unweit Paris aufgegraben worden: Voltaire meint, *un curieux a eu autrefois dans son cabinet le squelette d'un hippopotame!* Man sieht, die Skepsis genügt nicht, scharfsichtig zu machen.[1]) Dagegen liefern uns die ältesten Dichtungen Beispiele eines eigentümlichen Scharfblickes. Schon in der Ilias z. B. heisst Poseidon der „Erderschütterer"; dieser Gott, d. h. also das Wasser und namentlich das Meer, wird immer als Ursache der Erdbeben genannt: das stimmt mit den Ergebnissen der modernsten Wissenschaft genau überein. Jedoch will ich auf solche Züge nur als Kontrast zu der Beschränktheit jener Helden einer angeblichen „Aufklärung" hingewiesen haben. — Weit auffallenderen Beispielen der Reinigung der Wirklichkeit von dem Scheine begegnen wir auf dem Gebiete der Astrophysik, namentlich in der Schule des Pythagoras. Die Lehre von Kugelgestalt der Erde findet sich schon bei den frühesten Adepten, und selbst das viele Phantastische, was den Vorstellungen dieser Älteren noch anhaftete, ist äusserst lehrreich, weil es das zukünftige Richtige gewissermassen *in nuce* enthält.[2]) Und so gesellte sich denn bei den Pythagoreern mit der

---

und *L'homme aux quarante écus,* Kap. VI., beide Schriften aus dem Jahre 1768. Ähnliches in seinen Briefen (siehe namentlich: *Lettre sur un écrit anonyme*, 19. 4. 1772.)

[1]) Dieser selbe Voltaire scheute sich nicht, die grossartigen astronomischen Spekulationen der Pythagoreer als „galimatias" zu bezeichnen, wozu der berühmte Astronom Schiaparelli mit Recht bemerkt: „Solche Männer sind nicht wert zu verstehen, welche gewaltige spekulative Kraft nötig war, um zu der Idee von der Kugelgestalt der Erde, ihres freien Schwebens im Raume und ihrer Beweglichkeit zu gelangen: Ideen, ohne welche wir weder einen Kopernikus, noch einen Kepler, einen Galilei, einen Newton gehabt hätten" (im unten citierten Werke, S. 16).

[2]) Zeller: *Die Philosophie der Griechen*, 5. Aufl. T. 1., S. 414 fg. Mehr technisch, aber ungemein lichtvoll auseinandergesetzt in der Schrift von Schiaparelli: *Die Vorläufer des Kopernikus im Altertum* (nach dem italienischen Original ins Deutsche übertragen

Zeit zu der Lehre von der Kugelgestalt der Erde und von der Neigung der Erdbahn auch die der Achsendrehung sowie der Bewegung um einen Mittelpunkt im Raume, — verbürgt von Philolaus an, einem Zeitgenossen des Demokrit; eine Generation nachher war auch das hypothetische „Centralfeuer“ durch die Sonne ersetzt. Nicht als Philosoph freilich, sondern als Astronom hat dann später (etwa 250 v. Chr.) A r i s t a r c h das heliozentrische System klar begründet, die Entfernung von Sonne und Mond zu berechnen unternommen und in der Sonne (1900 Jahre vor Giordano Bruno) einen der zahllosen Fixsterne erkannt.[1]) Welche Kraft der Phantasie, des Shakespeareschen

---

vom Verfasser und M. Curtze, erschienen in der *Altpreussischen Monatsschrift,* Jahrgang 1876). „Wir sind in der Lage, konstatieren zu können, dass die Entwickelung der physischen Prinzipien dieser Schule durch logische Verkettung der Ideen zur Theorie der Bewegung der Erde führen m u s s t e“ (S. 5 fg.). Weit Ausführlicheres über „die geradezu revolutionäre Anschauung, dass nicht die Erde den Mittelpunkt des Universums einnehme“, in dem vor kurzem erschienenen Buch von Wilhelm Bauer: *Der ältere Pythagoreismus* (1897), S. 54 fg., 64 fg. u. s. w. (Lesenswert ist noch heute der Aufsatz von Ludwig Ideler: *Über das Verhältnis des Kopernikus zum Altertum,* in dem von Fr. Aug. Wolf herausg. *Museum für Altertumswissenschaft,* Jahrg. 1810, S. 391 fg.)

[1]) „Aristarch stellt die Sonne unter die Zahl der Fixsterne und lässt die Erde sich durch den Sonnenkreis (d. h. die Ekliptik) bewegen und sagt, sie werde je nach ihrer Neigung beschattet“, berichtet Plutarch. Für dieses und die anderen Zeugnisse in Bezug auf Aristarch vergl. die genannte Schrift des Schiaparelli (S. 121 fg. und 219). Übrigens ist dieser Astronom überzeugt, dass Aristarch nur lehrte, was schon zu Lebzeiten des Aristoteles entdeckt war (S. 117), und auch hier zeigt er, wie auf dem von den Pythagoreern eingeschlagenen Wege das Richtige herauskommen m u s s t e. Ohne Aristoteles und ohne den Neoplatonismus wäre das heliozentrische System schon bei der Geburt Christi allgemein als wahr anerkannt gewesen; wahrlich, der Stagyrit hat seine Stellung als offizieller Philosoph der orthodoxen Kirche redlich verdient! Dagegen hat sich die Märe, dass schon die Ägypter irgend etwas zu der Lösung des astrophysischen Problems beigetragen hätten, wie so manche andere ägyptische Märe, als gänzlich unhaltbar erwiesen (*Schiaparelli,* S. 105-6). Übrigens meldet Kopernikus selber in seiner Vorrede an Papst Paul III: „Ich fand zuerst bei Cicero, dass Nicetus

„Hinausprojizierens“, dies voraussetzt, hat die Folge gezeigt: Bruno büsste seine Vorstellungskraft mit dem Leben, Galilei mit der Freiheit; erst im Jahre 1822 (2000 Jahre nach Aristarch) hat die römische Kirche das Werk des Kopernikus aus dem Index gestrichen und den Druck von Büchern, welche die Bewegung der Erde lehren, gestattet, ohne aber die Bullen aufzuheben, in denen verboten wird, an die Bewegung der Erde zu glauben, noch ihre Geltung irgendwie einzuschränken.[1]) Auch darf nie übersehen werden, dass diese geniale Reinigung der Wirklichkeit vom Scheine von den als Mystagogen verschrieenen Pythagoreern ausging und an dem Idealisten Plato, namentlich gegen Schlüss seines Lebens, eine Stütze fand, während der Verkünder der alleinseligmachenden Induktion, Aristoteles, mit der ganzen Wucht seiner Empirie gegen die Lehre von einer Bewegung der Erde herzog. „Die Pythagoreer“, schreibt er mit Bezug auf die von ihm geleugnete Achsendrehung der Erde, „leiten Gründe und Ursachen nicht aus den beobachteten Erscheinungen ab, sondern sind bestrebt, die Erscheinungen mit etlichen eigenen Ansichten und Voraussetzungen zu vereinigen; auf diese Art versuchen sie in die Weltbildung einzugreifen“ (*De coelo,* II, 13). Diese Gegenüberstellung sollte wohl manchem Sohne unserer Zeit zu denken geben; denn an aristotelisierenden Naturforschern fehlt es uns nicht, und in unseren neuesten wissenschaftlichen Lehren steckt nicht weniger halsstarriger Dogmatikus als in denen der aristotelico-semito-christlichen Kirche.[2]) — Ein ganz anders geartetes Beispiel des leben-

---

geglaubt habe, die Erde bewege sich. Nachher fand ich auch bei Plutarch, dass einige andere ebenfalls dieser Meinung gewesen seien. Hiervon also Veranlassung nehmend, fing auch ich an, über die Beweglichkeit der Erde nachzudenken....“

[1]) Vergl. Franz Xaver Kraus in der *Deutschen Litteraturzeitung,* 1900, Nr. 1.

[2]) Was der englische Physiker John Tyndall in seiner bekannten Rede in Belfast, 1874, sagte: „Aristoteles setzte Worte an die Stelle der Dinge; er predigte Induktion, ohne sie auszuüben“, wird eine spätere Zeit von manchem Ernst Haeckel des 19. Jahrhunderts als ebenso zutreffend erachten. — Nebenbei verdient erwähnt zu werden, dass auch das System des Tycho de Brahe hellenischen Ur-

spendenden Einflusses griechischer Gestaltungskraft geben uns die Fortschritte der Mathematik, speziell der Geometrie. Pythagoras ist der Begründer der wissenschaftlichen Mathematik in Europa; dass er seine Kenntnisse, namentlich den sogenannten „Pythagoreischen Lehrsatz“, den Begriff der irrationalen Grössen, und — höchst wahrscheinlich — auch seine Arithmetik den Indern verdankt, ist allerdings erwiesen,[1]) und von der abstrakten Zahlenrechnung, deren angeblich „arabische Ziffern“ wir den arischen Indern verdanken, sagt Cantor: „Die Algebra entwickelte sich bei den Indern zu einer Höhe, die sie in Griechenland niemals zu erreichen vermocht hat.“[2]) Man sehe aber, zu welcher durchsichtigen Vollkommenheit die Griechen die Mathematik der Anschauung, die Geometrie gebracht haben! In der Schule Plato's war jener Euklid gebildet, dessen „Elemente der Geometrie“ ein so vollkommenes Kunstwerk sind, dass er wirklich sehr zu bedauern wäre, wenn die Einführung neuerer erleichterter Lehrmethoden einen solchen Edelstein aus dem Gesichtskreis der meisten Gebildeten entfernen sollte. Vielleicht gäbe ich meiner Vorliebe für Mathematik einen zu naiven Ausdruck, wenn ich gestünde, Euklid's Elemente dünken mich fast eben so schön wie Homer's Ilias? Jedenfalls darf ich es als keinen Zufall betrachten, wenn der unvergleichliche Geometer zugleich ein begeisterter Tonkünstler war, dessen „Elemente der Musik“, wenn wir sie in der ursprünglichen Gestalt besässen, vielleicht ein würdiges Gegenstück zu seinen „Elementen der Geometrie“ bilden würden. Und ich darf hierin den stammverwandten poetischen Geist erkennen, jene Kraft des Hinausprojizierens und des künstlerischen Gestaltens der Vorstellungen. Auch dieser Sonnenstrahl wird nicht bald erlöschen. — In Beziehung hierauf kann man noch eine für unseren Gegenstand höchst wichtige Bemerkung

---

sprungs ist, worüber das Nähere bei Schiaparelli (a. a. O., S. 107 fg. und namentlich S. 115[2]); dem Reichtum dieser Phantasie entging eben keine mögliche Kombination.

[1]) Siehe Leopold von Schroeder: *Pythagoras und die Inder,* S. 39 fg.

[2]) Cantor: *Vorlesungen über Geschichte der Mathematik,* I, 511. (Citiert nach Schroeder S. 56.)

machen: reine, ja fast rein p o e t i s c h e Zahlentheorie und Geometrie waren es, welche die Griechen später dahin führten, die B e g r ü n d e r d e r w i s s e n s c h a f t l i c h e n M e c h a n i k zu werden. Wie bei allem Hellenischen hat auch hier das Sinnen von Vielen in dem Lebenswerk eines einzelnen über mächtigen Genius Gestalt und Lebenskraft gewonnen: das „mechanische Jahrhundert“ hätte allen Grund, in Archimedes seinen Vater zu verehren.

Öffentliches Leben

Da die Leistungen und die Eigenart der Griechen mich hier nur insofern angehen, als sie wichtige Faktoren unserer neuen Kultur und lebendige Bestandteile des 19. Jahrhunderts waren, muss manches übergangen werden, was sonst verlockend gewesen wäre, im Anschluss an das Gesagte näher auszuführen. Wie die schöpferische Kunst das einigende Moment für ganz Hellas wurde, sagte uns oben Rohde. Dann sahen wir die Kunst — allmählich zu Philosophie und Wissenschaft sich erweiternd — die Fundamente einer Harmonie des Denkens und des Empfindens und des Erkennens begründen. Das dehnte sich denn auch auf das Gebiet des öffentlichen Lebens aus. Die unendliche Sorgfalt, welche auf die Ausbildung schöner, kräftiger Körper verwendet wurde, gehorchte künstlerischen Normen; der Dichter hatte die Ideale geschaffen, nach deren Verwirklichung man nunmehr strebte. Welche Bedeutung der Tonkunst für die Erziehung beigelegt wurde, ist bekannt; selbst in dem rauhen Sparta wurde Musik hochgeehrt und gepflegt. Die grossen Staatsmänner stehen alle in unmittelbarer Beziehung zur Kunst oder zur Philosophie: Thales, der Politiker, der Mann der Praxis, wird zugleich als der früheste Philosoph, als der erste Mathematiker und Astronom gerühmt; Empedokles, der kühne Revolutionär, welcher die Herrschaft der Aristokratie in seiner Vaterstadt bricht, der Erfinder der öffentlichen Redekunst (wie Aristoteles berichtet) ist Dichter, Mystiker, Philosoph, Naturforscher, Entwickelungstheoretiker; Solon ist von Hause aus Dichter und Sänger, Lykurg sammelte die homerischen Dichtungen als erster und zwar „im Interesse des Staates und der Sitten“,[1]) Pisistratus that ein Gleiches, der

[1]) Nach Plutarch: *Leben Lykurg's,* Kap. 4.

Schöpfer der Ideenlehre ist Staatsmann und Reformator, Cimon verschafft dem Polygnot den entsprechenden Wirkungskreis, Perikles dem Phidias. In dem Worte Hesiod's: „Das Recht (Dike) ist die jungfräuliche Tochter des Zeus“,[1]) kommt eine bestimmte, alle staatlichen Verhältnisse umfassende Weltanschauung zum Ausdruck und zwar eine, wenn auch religiöse, so doch vor allem künstlerische Anschauung; hiervon zeugen auch alle Schriften, selbst die abstrusesten des Aristoteles, und auch solche Äusserungen wie die des Xenophanes (allerdings tadelnd gemeint): die Griechen pflegten ihre ganze Bildung aus dem Homer zu schöpfen.[2]) In Ägypten, in Judäa, später in Rom sehen wir den Gesetzgeber die Normen der Religion und des Kultus feststellen, bei den Germanen dekretiert der König, was sein Volk glauben soll;[3]) in Hellas ist es umgekehrt: der Dichter, welcher „das Göttergeschlecht erschafft“, der dichterische Philosoph (Anaxagoras, Plato u. s. w.), ist es, der zu gedankentiefen Auffassungen des Göttlichen und des Sittlichen hinzuleiten versteht. Und diejenigen Männer, welche dem Lande — zu seiner Blütezeit — Gesetze geben, sind in der Schule jener Dichter und Philosophen erzogen worden. Wenn Herodot jedes einzelne Buch seiner Historie mit dem Namen einer Muse belegt, wenn Plato den Sokrates seine schönsten Reden nur an dem schönsten, von Nymphen bewohnten Orte halten und dialektische Auseinandersetzungen mit einer Anrufung des Pan beschliessen lässt — „O! verleihet mir, schön zu sein im Innern, und dass, was ich Äusseres habe, dem Inneren befreundet sei!“ — wenn das Orakel zu Thespiä Denjenigen „ein von Früchten strotzendes Ackerland“ verheisst, die den landwirtschaftlichen „Lehren des Dichters Hesiod gehorchen“[4]) — — — so deuten solche Züge,

---

[1]) *Werke und Tage,* 256.

[2]) Fragment 4 (nach Flach: *Geschichte der griechischen Lyrik,* II, 419).

[3]) Der zur Zeit der Reformation eingeführte Grundsatz *„cujus est regio, illius est religio“* bringt eigentlich nur einen von alters her bestehenden Rechtszustand zum Ausdruck.

[4]) Französische Ausgrabung des Jahres 1890 (siehe Peppmüller:

denen wir auf Schritt und Tritt begegnen, auf eine das ganze Leben durchdringende künstlerische Atmosphäre: die Erinnerung daran erbte sich auf uns herab und färbte manches Ideal unserer Zeit.

Geschichtslügen

Bisher habe ich fast nur von einer positiven, förderlichen Erbschaft geredet. Es wäre jedoch durchaus einseitig und wahrheitswidrig, wollte ich es dabei bewenden lassen. Unser Leben ist durchdrungen von hellenischen Anregungen und Ergebnissen, und ich fürchte, wir haben uns das Unheilvolle mehr angeeignet als das Heilbringende. Sind wir durch griechische Geistesthaten in das Tageslicht des menschlichen Lebens eingetreten, so haben wiederum gerade griechische Thaten — Dank vielleicht der künstlerischen Gestaltungskraft dieses merkwürdigen Volkes — viel dazu beigetragen, das Tageslicht wieder abzudämpfen und unseren Himmel dauernd mit sonnenfeindlichen Wolken zu überziehen. Auf Einiges, was wir von der hellenischen Erbschaft im 19. Jahrhundert noch mitschleppten und was wir gut und gern hätten entbehren können, wäre erst bei einer Betrachtung der Gegenwart einzugehen; einiges Andere muss gleich hier erörtert werden. Zunächst, was an der Oberfläche des griechischen Lebens liegt.

Dass wir z. B. heute noch, wo so viel Grosses und Wichtiges unsere Aufmerksamkeit vollauf beanspruchen müsste, wo sich inzwischen endlose Schätze des Denkens, des Dichtens und vor allem des Wissens aufgestapelt haben, von welchen die weisesten Hellenen nicht das Geringste ahnten und an welchen teilzunehmen das angeborene Recht jedes Kindes sein müsste — dass wir da noch immer verpflichtet werden, kostbare Zeit auf die Erlernung aller Einzelheiten der erbärmlichen Geschichte der Griechen zu verwenden, unser armes Gehirn mit endlosen Namenregistern ruhmrediger Herren auf *ades, atos, enes, eiton,* u. s. w. vollzupfropfen und uns womöglich für die politischen Schicksale

---

Hesiodos 1896, S. 152). Man beachte auch solche Stellen wie Aristophanes: *Die Frösche,* Vers 1037 fg.

dieser grausamen, kurzsichtigen, von Selbstliebe geblendeten, auf Sklavenwirtschaft und Müssiggängerei beruhenden Demokratien zu begeistern — das ist ein hartes Schicksal, an dem jedoch, wohl überlegt, nicht die Griechen die Schuld tragen, sondern unsere eigene Borniertheit.[1]) Gewiss gaben die Hellenen

[1]) Ich sagte „grausam“, und in der That ist dieser Zug einer der am meisten charakteristischen für die Hellenen, ihnen mit den Semiten gemeinsam. Humanität, Milde, Vergebung war ihnen ebenso unbekannt wie Wahrheitsliebe. Als sie bei den Persen zum erstenmal diesen Tugenden begegnen, berichten die griechischen Historiker erstaunt und fast verlegen darüber: Gefangene schonen, einen besiegten Fürsten königlich aufnehmen, Gesandte des Feindes bewirten und beschenken, anstatt sie (wie die Lakedämonier und die Athener, siehe *Herodot* VII, 133) zu töten, Nachsicht gegen Verbrecher, Grossmut sogar gegen Spione, die Zumutung, die erste Pflicht eines jeden Menschen sei es, die Wahrheit zu reden, die Undankbarkeit ein vom Staat bestraftes Verbrechen, das alles dünkt einem Herodot, einem Xenophon u. s. w. fast eben so lächerlich wie die persische Sitte, nicht in Gegenwart anderer zu spucken, sowie sonstige auf den Anstand bezügliche Vorschriften (siehe z. B. *Herodot* I, 133 und 138). Wie ist es nun im Angesicht einer solchen Masse von unbezweifelbaren Thatsachen möglich, dass unsere Historiker unentwegt fortfahren dürfen, Geschichte grundsätzlich zu falschen? Leopold von Ranke zum Beispiel erzählt in seiner *Weltgeschichte* (Text-Ausgabe I, 129) die bekannte Anekdote von der schmachvollen Behandlung der Leiche des Leonidas, und wie Pausanias den Vorschlag abwies, sich durch eine ähnliche Versündigung an der Leiche des persischen Feldherrn Mardonius zu rächen, und fährt dann fort: „Eine Welt von Gedanken knüpft sich an diese Weigerung. Der Gegensatz zwischen Orient und Occident spricht sich darin auf eine Weise aus, wie er fortan geltend bleiben sollte“. Und dabei erfüllt doch die Verstümmelung nicht allein von Leichen, sondern auch von Lebendigen, die Folterung, sowie jegliche Grausamkeit, jede Lüge, jeder Verrat die ganze griechische Geschichte. Also, um tönende, hohle Phrase anzubringen, um der alten abgeschmackten Redensart eines Gegensatzes zwischen Orient und Occident (wie lächerlich auf einer sphärischen Welt!) treu zu bleiben, um nur ja die erbgesessenen Vorurteile festzuhalten und noch fester einzubohren, werden von einem ersten Historiker des 19. Jahrhunderts sämtliche Thatsachen der Geschichte einfach beiseite geschoben — Thatsachen, über die selbst der Ungelehrteste sich bei Duncker: *Geschichte des Altertums,* Gobineau: *Histoire des Perses,* Maspero: *Les premières*

häufig — häufig allerdings auch nicht — das Beispiel des Heldenmutes; Mut ist aber die verbreitetste aller menschlichen Tugenden, und die Konstitution eines Staates wie des lakedämonischen liesse eher darauf schliessen, dass die Hellenen zum Mute g e z w u n g e n werden mussten, als dass sie von Natur die stolze Todesverachtung besessen hätten, die jeden gallischen Zirkusfechter, jeden spanischen Toreador, jeden türkischen Baschi-Bosuk auszeichnet.[1]) „Die griechische Geschichte“, sagt Goethe, „bietet wenig Erfreuliches — — — zudem ist die unsere eigenen Tage durchaus gross und bedeutend; die Schlachten von Leipzig und Waterloo ragen so gewaltig hervor, dass jene von Marathon und ähnliche andere nachgerade verdunkelt werden. Auch sind unsere eigenen Helden nicht zurückgeblieben: die französischen Marschälle und Blücher und Wellington sind denen des Altertums völlig an die Seite zu setzen.“[2]) Damit hat Goethe aber lange nicht genug gesagt. Die traditionelle griechische Geschichte ist, in manchen Stücken, eine ungeheure Mystifikation: das sieht man täglich deutlicher ein; und zwar haben unsere modernen Lehrer — unter dem Einflusse einer ihre Ehrlichkeit vollkommen lahmlegenden Suggestion — sie ärger gefälscht als

---

Mêlées des peuples u. s. w. unterrichten kann — und dem glaubensseligen Wissbegierigen wird, auf Grundlage einer zweifelhaften Anekdote, eine offenbares f a l s u m betreffs des moralischen Charakters der verschiedenen Menschenstämme aufgenötigt. Eine so gewissenlose Perfidie kann bei einem solchen Manne einzig durch die Annahme einer das Urteil lahmlegenden „Suggestion“ erklärt werden. Aus Indien und Persien stammt die eine Gattung der Menschlichkeit und der Milde und der Wahrheitsliebe, aus Judäa und Arabien die andere (aus Reaktion entstandene), — keine aber aus Griechenland, noch aus Rom, d. h. also, keine aus dem „Occident“. Wie erhaben steht Herodot neben solcher tendenziös entstellenden Geschichtsmethode! denn, als er von der Verstümmelung des Leonidas erzählt hat, fährt er fort: „eine derartige Behandlung ist sonst bei den Persen n i c h t S i t t e, bei ihnen, m e h r a l s b e i a l l e n a n d e r e n V ö l k e r n, pflegt man tapfere Kriegsmänner zu ehren“ (VII, 238).

[1]) Feinsinnig bemerkt Helvétius (*De l'Esprit,* éd. 1772, II, 52): *„La législation de Lycurgue métamorphosait les hommes en héros“.*

[2]) Gespräch mit Eckermann, 24. November 1824.

die Griechen selber. Von der Schlacht bei Marathon z. B. giebt Herodot ganz redlich zu, dass die Griechen dort, wo Perser nicht Hellenen ihnen gegenüberstanden, in die Flucht geschlagen wurden (VI, 113); wie wird diese Thatsache bei uns immer wegerklärt! Und mit welcher kindlich frommen Glaubensseligkeit — obwohl wir sonst recht gut wissen, wie durchaus unzuverlässig griechische Zahlen sind — schreiben fast alle unsere Geschichtsschreiber noch heutigen Tages aus den alten Mären die 6400 Perserleichen und 192 tapfer gefallenen Hopliten ab, verschweigen aber, dass Herodot im selben Kapitel (VI, 117) mit seiner unnachahmlichen Naivetät erzählt, wie ein Athener in jener Schlacht vor Furcht blind wurde. In Wahrheit war dieser „glorreiche Sieg“ ein belangloses Scharmützel, bei welchem die Griechen eher im Nachteil als im Vorteil blieben.[1]) Die Perser, die nicht aus eigenem Antriebe, sondern von Griechen gerufen, auf ionischen Schiffen hergekommen waren, kehrten, da diese stets wankelmütigen Bundesgenossen den Augenblick für ungünstig hielten, mit mehreren tausend Gefangenen und reicher Beute (siehe *Herodot* VI, 118) in aller Seelenruhe nach Ionien zurück.[2]) In gleicher Weise ist auch die ganze Darstellung des späteren Kampfes zwischen Hellas und dem persischen Reiche gefälscht,[3]) was man den Griechen eigentlich gar nicht so sehr

---

[1]) Seitdem diese Zeilen geschrieben wurden, bekam ich des bekannten englischen Hellenisten Professor Mahaffy's: *A survey of Greek Civilisation* (1897) zu Gesicht, worin er die Schlacht bei Marathon *„a very unimportant skirmish“* nennt.

[2]) Siehe Gobineau: *Histoire des Perses* II, 138-142.

[3]) Namentlich die berühmte Schlacht bei Salamis, von der man eine erfrischende Darstellung in dem genannten Werk des Grafen Gobineau findet (II, 205-211). *„C'est quand les derniers bataillons de l'arrière-garde de Xerxès eurent disparu dans la direction de la Béotie et que toute sa flotte fut partie, que les Grecs prirent d'eux-mêmes et de ce qu'ils venaient de faire et de ce qu'ils pouvaient en dire l'opinion que la poésie a si heureusement mise en oeuvre. Encore fallut-il que les alliés apprisent que la flotte ennemie ne s'était pas arrêtée à Phalère pour qu'ils osassent se mettre en mouvement. Ne sachant où elle allait — — — ils restaient comme éperdus. Ils se hasardèrent enfin à sortir de la baie de Salamine, et se risquèrent*

übel nehmen kann, da die selbe Neigung sich stets bei allen Nationen bethätigt hat und noch heute sich bethätigt.[1]) Jedoch, soll hellenische Geschichte wirklich den Geist und das Urteil bilden, so möchte man glauben, dies müsste eine wahre, gerechte, die Begebenheiten aus ihren tiefsten Wurzeln erfassende, den organischen Zusammenhang aufdeckende Darstellung bewirken, nicht die Verewigung von halberdichteten Anekdoten und von Urteilen, welche einzig die Bitterkeit des Kampfes ums Dasein und die krasse Unwissenheit und Verblendung der Hellenen entschuldigen konnte. Herrlich ist die dichterische Kraft, mit welcher dort auserlesene Männer einem wankelmütigen, treulosen, käuflichen, zu panischem Schrecken geneigten Volke Vaterlandsliebe und Heldenhaftigkeit einzuflössen suchten und — wo die Zucht streng genug war, wie in Sparta — auch thatsächlich einflössten. Auch hier wieder sehen wir die K u n s t als belebendes, treibendes

---

jusqu'à la hauteur d' Andros. C'est ce qu'ils appelèrent plus tard avoir poursuivi les Perses! Ils se gardèrent cependant d'essayer de les joindre, et rebroussant chemin, ils retournèrent chacun dans leurs patries respectives“ (p. 208). An einer andern Stelle (II, 360) bezeichnet Gobineau die griechische Geschichte als: *„la plus élaborée des fictions du plus artiste des peuples.“*

[1]) Die Hauptsache ist offenbar nicht, was in gelehrten Büchern steht, sondern was in der S c h u l e gelehrt wird, und da kann ich aus Erfahrung sprechen, denn ich war zuerst in einem französischen „Lycée“, dann in einem englischen „college“, später erhielt ich Unterricht von den Lehrkräften einer Schweizer Privatschule, zuletzt von einem gelehrten Preussen. Ich bezeuge, dass in diesen verschiedenen Ländern selbst die best verbürgte Geschichte, die der letzten drei Jahrhunderte (seit der Reformation) so gänzlich verschieden dargestellt wird, dass ich ohne Übertreibung behaupten darf, das Prinzip des geschichtlichen Unterrichtes ist noch heute überall bei uns in Europa die systematische Entstellung. Indem die eigenen Leistungen immer hervorgehoben, die Errungenschaften der Anderen verschwiegen oder vertuscht, gewisse Dinge immer ins hellste Licht gestellt, andere im tiefsten Schatten gelassen werden, entsteht ein Gesamtbild, welches in manchen Teilen nur für das subtilste Auge von der nackten Lüge sich unterscheidet. Die Grundlage aller echten Wahrheit: die gänzlich uninteressierte Gerechtigkeitsliebe fehlt fast überall; daraus kann man erkennen, dass wir noch Barbaren sind.

Element. Dass wir aber die patriotischen Lügen der Griechen unseren Kindern als Wahrheit einpfropfen, und nicht allein unseren Kindern, sondern — in Werken wie Grote's — dem Urteil gesunder Männer als Dogmen aufzwingen und sie sogar zu einem massgebenden Faktor in der Politik unseres neunzehnten Jahrhunderts werden liessen, das ist doch ein arger Missbrauch der hellenischen Erbschaft, eintausendachthundert Jahre, nachdem schon Juvenal gespottet hatte: *„creditur quidquid G r a e c i a m e n d a x audet in historia.“* — Noch schlimmer dünkt mich jedoch die uns aufgenötigte Bewunderung für politische Verhältnisse, die eher als abschreckendes Beispiel zu dienen hätten. Ich habe hier nicht Partei zu nehmen, weder für Grossgriechenland noch für Kleingriechenland, weder für Sparta noch für Athen, weder (mit Mitford und Curtius) für den Adel, noch (mit Grote) für den Demos; wo die politischen C h a r a k t e r e, sowohl einzeln wie in Klassen betrachtet, so jämmerlich sind, da kann gewiss keine grosse Politik geblüht haben. Dass wir gar den Begriff der F r e i h e i t von den Hellenen geerbt haben sollen, das ist ein untergeschobenes Wahnbild; denn zur Freiheit gehört vor allem Vaterlandsliebe, Würde, Pflichtgefühl, Aufopferungsfähigkeit, — dagegen hören die hellenischen Staaten, vom Beginn ihrer Geschichte an bis zu ihrer Unterdrückung durch Rom, niemals auf, die Feinde ihres gemeinsamen Vaterlandes gegen die eigenen Brüder herbeizurufen, ja, innerhalb der einzelnen Stadtregierungen, sobald ein Staatsmann gestürzt ist, eilt er fort, sei es zu anderen Hellenen, sei es zu Persen oder Ägyptern, später zu den Römern, um mit ihrer Hilfe seine eigene Stadt zu Grunde zu richten. Man klagt vielfach, das Alte Testament sei unmoralisch; mich dünkt die Geschichte Griechenlands reichlich ebenso unmoralisch; denn bei den Israeliten finden wir, selbst im Verbrechen, Charakter und Beharrlichkeit, sowie Treue gegen das eigene Volk, hier nicht. Sogar ein Solon geht zuletzt zu Pisistratus über, dass Werk seines Lebens verleugnend, und ein Themistokles, der „Held von Salamis“, verhandelt kurz vor der Schlacht über den Preis, für den er Athen verraten würde, und lebt später thatsächlich am Hofe des Artaxerxes als „erklärter Feind der Griechen“, von den

Persern jedoch mit Recht als „listige griechische Slange“ gering geschätzt; bei Alcibiades war Verrat so sehr Lebensprinzip geworden, dass Plutarch lächelnd von ihm behaupten kann, er habe die Farbe „schneller als ein Chamäleon“ gewechselt. Das war alles bei den Hellenen so selbstverständlich, dass ihre Historiker sich gar nicht darüber empören, wie denn auch Herodot mit grösster Seelenruhe erzählt, Miltiades habe die Schlacht bei Marathon dadurch erzwungen, dass er den Oberbefehlshaber darauf aufmerksam machte, die athenischen Truppen seien gewillt, zu den Persern überzugehen, man müsse daher schleunigst angreifen, damit dieser „schlimme Gedanke“ nicht Zeit habe, in die That umgesetzt zu werden: eine halbe Stunde später, und die „Helden von Marathon“ wären mit den Persern zusammen gen Athen marschiert. Mir ist Ähnliches aus der jüdischen Geschichte nicht erinnerlich. Auf einem derartigen Boden konnte offenbar kein bewunderungswürdiges Staatensystem aufblühen. „Die Griechen“, sagt wiederum Goethe, „waren Freunde der Freiheit, ja! aber ein jeder nur seiner eigenen; daher stak in jedem Griechen ein Tyrannos.“ Wer durch den Urwald der im Laufe von Jahrhunderten üppig aufgewucherten Vorurteile und Phrasen und Lügen sich ins Licht durcharbeiten will, dem empfehle ich dringend das Studium des monumentalen Werkes von Julius Schvarcz: *Die Demokratie von Athen,* wo ein sowohl theoretisch wie praktisch gebildeter Staatsmann, der zugleich Philologe ist, ein für allemal dargethan hat, was von dieser Legende zu halten ist. Die Schlussworte dieser ausführlichen, streng wissenschaftlichen Darlegung lauten: „Die induktive Staatswissenschaft muss schon heute erkennen, dass der Demokratie von Athen nicht die Stelle gebührt, welche der Wahn der Jahrhunderte derselben in der Geschichte der Menschheit einzuräumen beliebte“ (S. 589[1]).

Ein einziger Zug genügt übrigens, um die gesamte staatliche Wirtschaft der Griechen zu charakterisieren: dass nämlich So-

---

[1]) Es ist der (1877 erschienene) erste Teil eines grösseren Werkes: *Die Demokratie,* dessen zweiter Teil unter dem Titel *Die Römische Massenherrschaft* in zwei Bänden 1891 und 1898 erschien.

krates sich veranlasst sah, des Weiten und des Breiten nachzuweisen, um ein Staatsmann zu sein, müsse man auch etwas von Staatsgeschäften verstehen. Weil er diese einfache Elementarwahrheit predigte, wurde er zum Tode verurteilt. „Der Giftbecher ward einzig und allein dem politischen Reformer gereicht“,[1]) nicht dem Götterleugner. Diese ewig schwatzenden Athener vereinigten eben in sich den schlimmsten Dünkel eines ahnenstolzen Junkertums mit der leidenschaftlichen Gehässigkeit eines unwissenden frechen Pöbels, Zugleich besassen sie die Flatterhaftigkeit eines orientalischen Despoten. Als kurz nach dem Tode des Sokrates, so erzählt man, das Trauerspiel „Palamedes“ aufgeführt wurde, brachen die versammelten Zuschauer in Thränen aus wegen der Hinrichtung des edlen, weisen Helden; das tyrannische Volk beweinte seinen niedrigen Racheakt.[2]) Es horchte aber deswegen nicht um ein Jota mehr auf Aristoteles und andere weise Männer, sondern verbannte sie. Und diese weisen Männer! Aristoteles ist erstaunlich scharfsinnig und als Staats philosoph gewiss ebenso bewundernswert, wie die grossen Hellenen es überall sind, sobald sie zu künstlerisch-philosophischer Anschauung sich erheben; als Staats mann trat er jedoch gar nicht erst auf, sondern erlebte gelassen und zufrieden die Philippinischen Thaten, die sein Vaterland zu Grunde richteten, ihm aber die Skelette und Häute seltener Tiere verschafften; Plato erntete als Staatsmann den Erfolg, den man nach seinen abenteuerlichen Konstruktionen erwarten musste. Und auch die wirklichen Staatsmänner — ein Drako, ein Solon, ein Lykurg, ja, selbst ein Perikles — dünken mich, wie ich schon in den einleitenden Worten zu diesem Kapitel sagte, eher geistvolle Dilettanten, als irgendwie grundlegende Politiker. Schiller bezeichnet irgendwo den Drako als einen „Anfänger“ und die Verfassung Lykurg's als „schülerhaft“. Entscheidender ist das Urteil des

---

[1]) Schvarcz: a. a. O., 394 fg.

[2]) Nach Gomperz: *Griechische Denker, II,* 95, ist diese Anekdote „leere Fabelei“; doch liegt in allen solchen Erfindungen, wie in dem *eppur si muove* u. s. w., ein Kern höherer Wahrheit; sie sind das gerade Gegenteil von „leer“.

grossen Lehrers der vergleichenden Rechtsgeschichte, B. W. Leist: „Der Grieche glaubte, ohne Verständnis für die das Völkerleben beherrschenden historischen Mächte, völliger Herr der Gegenwart zu sein. Die Gegenwart des Staates hielt man im edelsten Streben für ein Objekt, an dem der Weise frei seine Theorie verwirklichen könne, in das er von dem historische Gegebenen nur das in diese Theorie Passende aufzunehmen brauche.“[1]) Es fehlt bei den Griechen auf diesem Gebiete alle Konsequenz, alle Selbstbeherrschung; kein Mensch ist massloser als dieser die Mässigkeit (Sophrosyne) und den „goldenen Mittelweg“ predigende Hellene; wir sehen seine verschiedenen Staaten hin- und herpendeln zwischen hyperphantastischen Vollkommenheits-Systemen und der blödsichtigen Befangenheit in den Interessen des unmittelbar gegenwärtigen Augenblickes. Schon Anacharsis klagte: „Bei den Beratungen der Griechen sind es die Narren, welche entscheiden.“ Und so ersehen wir, dass unsere Bewunderung und Nacheiferung in Wahrheit nicht der griechischen Geschichte, sondern den griechischen Geschichts s c h r e i b e r n, nicht den griechischen Heldenthaten — die überall ihresgleichen finden — sondern der k ü n s t l e r i s c h e n V e r h e r r l i c h u n g dieser Thaten gelten sollte. Es ist durchaus nicht nötig, von Orient und Occident zu faseln, als könnte der „Mensch“ nur auf einem bestimmten Längengrade entstehen; die Griechen standen mit einem Fusse in Asien, mit dem andern in Europa; die meisten ihrer grossen Männer sind Ionier oder Sicilianer; es ist lächerlich, ihre Fiktionen mit den Waffen ernster Wissenschaftlichkeit verfechten und unsere Kinder mit Phrasen erziehen zu wollen; dagegen werden wir in Herodot ewig Grazie und Natürlichkeit, eine höhere Wahrhaftigkeit und den siegenden Blick des echten Künstlers bewundern und anstreben lernen. Die Griechen gingen unter, ihre erbärmlichen Eigenschaften richteten sie zu Grunde, das moralische Wesen an ihnen war schon zu alt, zu raffiniert und zu verdorben, um mit der Erleuchterung ihres Geistes Schritt zu halten; der hellenische Geist jedoch errang einen Sieg,

---

[1]) *Graeco-italische Rechtsgeschichte,* S. 589, 595 u. s. w.

wie nie ein anderer; durch ihn — und erst durch ihn — „trat der Mensch in das Tageslicht des Lebens ein“; die Freiheit, die der Grieche hierdurch dem Menschengeschlecht erfocht, war nicht die politische — er war und blieb ein Tyrann und ein Sklavenhändler — es war die Freiheit der nicht bloss instinktiven, sondern der schöpferischen Gestaltung, die Freiheit zu dichten. Das ist jene Freiheit, von der Schiller sprach, ein kostbares Geschenk, für welches den Hellenen ewige Dankbarkeit gebührt, würdig einer weit höheren Civilisation als der ihrigen und einer weit lautereren als der unsrigen.

Dies Alles nur als nicht zu entbehrende Andeutung, welche uns zu einer letzten Betrachtung hinübergeleiten soll.

Verfall der Religion

Erkennen wir deutlich, dass der Schulmann die Macht besitzt, Leichen wieder zu beleben und einem rührigen, arbeitsamen Jahrhundert Mumien als Muster aufzudrängen, so müssen wir bei genauerem Untersuchen gewahr werden, dass Andere das in noch höherem Masse vermögen, da zu den lebendigsten Stücken der hellenischen Erbschaft ein recht bedeutender Teil unseres kirchlichen Glaubens gehört, nicht jedoch die Lichtseitige, sondern der tiefe Schatten krausen und krassen Aberglaubens, sowie der dürre, aller Blätter und Blüten der Poesie entkleidete Dornenstrauch scholastischer Vernünftelei. Die Engel und die Teufel, die grause Vorstellung der Hölle, die Gespenster der Abgeschiedenen (die gerade in dem angeblich aufgeklärten 19. Jahrhundert die Tische mit Klopfen und Drehen so viel in Bewegung setzten), den ekstatisch-religiösen Wahnsinn, die Hypostasen des Demiurgos und des Logos, die Definition des Göttlichen, die Vorstellung von der Trinität, überhaupt den ganzen Untergrund unserer Dogmatik verdanken wir zum grossen Teil den Hellenen oder wenigstens ihrer Vermittlung; zugleich verdanken wir ihnen die spitzfindige Behandlung dieser Dinge: Aristoteles mit seiner Seelen- und Gottlehre ist der erste und der grösste aller Scholastiker; sein Prophet, Thomas von Aquin, wurde gegen Schluss des neunzehnten Jahrhunderts (1879) vom unfehlbaren Papste zum offiziellen Philosophen der katholischen Kirche ernannt; zugleich griff auf Aristoteles ein grosser Teil der logisierenden Frei-

geister zurück, der Feinde aller Metaphysik und Verkünder einer „Vernunftreligion“, wie John Stuart Mill und David Strauss. Hier handelt es sich, wie man sieht, um eine recht lebendige Erbschaft, und sie mahnt uns, von den Fortschritten unserer Zeit nur Demut zu reden.

Der Gegenstand ist ein ungemein verwickelter; habe ich mich in diesem ganzen Kapitel mit blossen Andeutungen begnügen müssen, so werde ich mich hier auf das Andeuten von Andeutungen zu beschränken haben. Und doch ist gerade hier auf Verhältnisse hinzuweisen, die meines Wissens noch niemals in ihrem richtigen Zusammenhange aufgedeckt worden sind. Das möge denn in aller Bescheidenheit, gleichwohl mit voller Bestimmtheit geschehen.

Ganz allgemein wird die religiöse Entwickelung der Hellenen so dargestellt, als ob ein volksmässiger Götterwahnglaube sich nach und nach in dem Bewusstsein einzelner hervorragender Männer zu einem immer reineren, immer mehr vergeistigten Glauben an einen einzigen Gott verklärt habe: so sei der Menschengeist aus der Finsternis in immer helleres Licht geschritten. Unsere Vernunft liebt die Vereinfachungen: dieses langsame Emporsteigen des griechischen Geistes, bis er dann reif war für eine höhere Offenbarung, kommt der angeborenen Gedankenträgheit sehr zu statten. In Wahrheit ist diese Vorstellung eine durch und durch falsche und gefälschte: der Götterglaube, wie wir ihm bei Homer begegnen, ist die erhabenste und geläutertste Erscheinung griechischer Religion; vielseitig bedingt und beschränkt (wie alles Menschliche), dem Wissen, Denken und Empfinden einer bestimmten Civilisationsstufe angepasst, dürfte diese religiöse Weltanschauung doch so schön, so edel, so frei gewesen sein, wie nur irgend eine, von welcher wir Kunde besitzen. Das Kennzeichnende des homerischen Glaubens ist seine geistige und moralische F r e i h e i t — ja, wie Rohde sagt, „fast Freigeistigkeit“; diese Religion ist der durch künstlerische Intuition und Analogie (also auf rein genialem Wege) gewonnen Glaube an einen *Kosmos,* d. h. an eine „Weltordnung“, die überall wahrgenommen wird, ohne jemals ausgedacht, ohne jemals umfasst werden zu können, weil wir doch selber Bestandteile dieses Kosmos sind, — eine

Ordnung, die sich aber notwendigerweise in Allem wiederspiegelt, und die darum im Kunstwerk anschaulich und unmittelbar überzeugend wird. Die im Volke vorhandenen Vorstellungen, hervorgegangen aus der poetischen, symbolisierenden Anlage jedes einfachen, noch nicht bis zur Dialektik herangereiften Gemütes, sind hier zur unmittelbarsten Anschaulichkeit verdichtet, und zwar von hohen Geistern, die noch gläubig genug sind, um die wärmste Innigkeit zu besitzen, und zugleich frei genug, um nach eigenem souverän-künstlerischen Urteil zu gestalten. Diese Religion ist jeglichem Spuk- und Gespensterglauben, jeglichem pfäffischen Formelwesen abhold; alles, was in Ilias und Odyssee vom populären Seelenkult und dergleichen vorkommt, ist wunderbar geklärt, des Schreckhaften entkleidet, zur ewigen Wahrheit eines Symbolischen geadelt; ebenso feind ist diese Religion aller Vernünftelei, allen müssigen Fragen nach Ursache und Zweck, jener rationalistischen Richtung also, welche sich in der Folge als die blosse Kehrseite des Aberglaubens entpuppt hat. So lange jene Vorstellungen, welche in Homer und einigen anderen grossen Dichtern ihren vollendetsten Ausdruck gefunden hatten, im Volke noch wirklich lebten, und insofern sie noch lebten, hat die griechische Religion ein ideales Element besessen; später (namentlich in Alexandrien und Rom) war sie ein Amalgam von phyrrhonischer, spöttischer Universalskepsis, krassem Zauber-Aberglauben und spitzfindigem Scholasticismus. Untergraben wurde das schöne Gebäude von zwei verschiedenen Richtungen aus, von Männern, die wenig Gemeinsames zu besitzen schienen, die sich später aber doch brüderlich die Hand reichten, als der homerische Parthenon (d. h. „Tempel der Jungfrau“) ein Trümmerhaufe geworden und darinnen eine philologische Steinschleiferei errichtet worden war: diese zwei Parteien waren die, welche bei Homer keine Gnade gefunden hatten: der pfäffische Aberglaube und die vernünftelnde Kausalitätsjägerei.[1])

[1]) Dass es zu Homer's Zeiten keine „Philosophen“ gegeben haben mag, ist ohne Belang; die Thatsache, dass bei ihm nichts „erklärt“ wird, dass nicht der geringste Versuch einer Kosmogonie vorliegt, deutet die Richtung seines Geistes genügend an. Hesiod ist schon

Die Ergebnisse der Anthropologie und Ethnographie erlauben es, glaube ich, zwischen Aberglauben und Religion zu unterscheiden. Den Aberglauben finden wir überall, auf der ganzen Erde, und zwar in bestimmten, in allen Orten und bei den verschiedensten Menschenstämmen sehr ähnlichen, einem nachweisbaren Entwickelungsgesetze unterworfenen Formen; im Grunde genommen ist er unausrottbar. Die Religion dagegen, als ein der Phantasie vorschwebendes Gesamtbild der Weltordnung, wechselt unendlich mit den Zeiten und den Völkern; manche Stämme (z. B. die Chinesen) haben wenig oder gar kein religiöses Bedürfnis, andere ein sehr ausgesprochenes; die Religion kann metaphysisch, materialistisch, symbolistisch sein, immer — auch wo ihre Elemente alle erborgt sind — tritt sie, je nach Zeit und Land, in einer durchaus neuen, individuellen Erscheinung auf, und eine jede ihrer Erscheinungen ist, wie die Geschichte lehrt, durchaus vergänglich. Die Religion hat etwas Passives an sich, sie spiegelt (so lange sie lebendig ist) einen Kulturzustand wieder; zugleich enthält sie willkürliche Momente von unabsehbarer Tragweite; wie viel Freiheit bekundeten die hellenischen Poeten in ihrer Behandlung des Glaubensstoffes! Wie sehr hingen die Beschlüsse des Tridentinischen Konzils über das, was die Christenheit glauben oder nicht glauben sollte, von diplomatischen Schachzügen und von Waffenglück ab! Von dem Aberglauben kann das nicht behauptet werden; an seiner Gewalt bricht sich die Gewalt des Papstes und der Poeten; er schleicht auf tausend verborgenen Wegen, schlummert unbewusst in jeder Brust und ist alle Augenblicke bereit, aufzuflammen; er besitzt, wie Lippert sagt: „eine Lebenszähigkeit, die er vor jeder Religion voraus hat“;[1]) er ist zugleich ein Kitt für jede neue Religion und ein stets lauernder Feind jeder alten. An seiner Religion zweifelt

---

ein offenbarer Rückschritt, noch immer aber zu grossartig symbolisch, um bei irgend einem Rationalisten Gnade zu finden.

[1]) *Christentum, Volksglaube und Volksbrauch,* S. 379. In dem zweiten teil dieses Buches findet man eine lehrreiche Zusammenstellung der in Europa noch bestehenden Gebräuche und Aberglauben aus vorchristlicher Zeit.

fast jeder Mensch, an seinem Aberglauben Keiner; herausgedrängt aus dem unmittelbaren Bewusstsein der sogenannten „gebildeten“ Menschen, nistet er sich in den innersten Falten ihres Gehirns ein und treibt dort umso ausgelassener seinen Schabernack, als er in der Vermummung authentischer Gelehrsamkeit oder de spektakulösesten Freisinns hervortritt. Dies alles zu beobachten, haben wir in unserem Jahrhundert der Notre-Dame-de-Lourdes, der „Shakers“, der Phrenologie, des Ods, der spiritistischen Photographien, des wissenschaftlichen Materialismus, des „medizinischen Pfaffentums“[1]) u. s. w. reichlich Gelegenheit gehabt.[2]) Um die hellenische Erbschaft recht zu begreifen, müssen wir auch dort unterscheiden lernen. Thun wir das, so werden wir gewahr werden, dass in Hellas auch zur Blütezeit der herrlichen kunstbeseelten Religion ein Unterstrom ganz und gar anders gearteter Aberglauben und Kulte niemals zu fliessen aufgehört hatte, der dann später, als der griechische Geist zur Neige ging und der Götterglaube nur noch Formelwesen war, mächtig angeschwollen hervorbrach und sich mit dem inzwischen aus verschiedenen Quellen reichlich gespeisten rationalistischen Scholasticismus vereinte, um schliesslich im pseudosemitischen Neoplatonismus das grinsende Zerrbild hoher, freier Geistesthaten zu geben. Jener Strom des Volksglaubens, gebändigt in dem durch die Tragödie zur höchsten künstlerischen Vollkommenheit gelangten Dionysischen Kult, floss unterirdisch weiter über Delphi und Eleusis; seine erste, reichste Quelle bildete der uralte Seelenkult, das furchtsame und ehrfürchtige Gedenken an die Toten; daran knüpfte sich, durch eine unvermeidliche Progression nach und nach (und in verschiedenen Formen) der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele. Zweifellos hatten die Hellenen den Grundstock zu ihren verschiedenen Aberglauben aus der früheren Heimat mitgebracht; neue Elemente kamen aber immer wieder

---

[1]) F. A. Lange gebraucht den Ausdruck irgendwo in seiner *Geschichte des Materialismus.*

[2]) „Selbst die civilisiertesten Nationen schütteln den Glauben an Zauberei nicht leicht ab“, bezeugte Sir John Lubbock: *Die vorgeschichtliche Zeit,* deutsche Ausg., II., 278.

hinzu, teils als semitische Einfuhr von den kleinasiatischen Küsten und Inseln,[1]) noch nachhaltiger und aufwühlender jedoch aus jenem Norden, den die Griechen zu verachten wähnten. Nicht Dichter waren die Verkünder dieser heiligen „erlösenden“ Mysterien, sondern Sibyllen, Bakiden, pytische Orakelsprecherinnen; der ekstatische Wahnsinn ergriff oft einen Gau nach dem anderen, ganze Bevölkerungen wurden toll, die Söhne der Helden, die vor Troja gekämpft hatten, schwangen sich im Kreise herum, wie die heutigen Derwische, Mütter erwürgten mit eigenen Händen ihre Kinder. D i e s e Leute aber waren es, welche den eigentlichen Seelenglauben grosszogen, und auch der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele drang sie aus Thrakien in Griechenland ein.[2]) Im bacchantischen Wirbeltanz hatte sich

---

[1]) Es scheint nicht, dass die semitischen Völker in alter Zeit an die Unsterblichkeit der individuellen Seele geglaubt hätten; ihre Kulte boten aber für den Hellenen, sobald er jenen Gedanken erfasste, wichtige Anregungen. Das phönizische Göttersystem der Kabirim (d. h. der sieben Gewaltigen) fanden z. B. die Griechen auf Lemnos, Rhodos und anderen Inseln vor, und Duncker schreibt darüber (*Geschichte des Altertums,* I4, 279): „Der Mythos von Melkart und der Astarte, die in den Kreis dieser Götter aufgenommen war, Melkart, der die verschwundene Mondgöttin im Lande der Dunkelheit wiederfindet und aus diesem mit ihr zu neuem Licht und Leben zurückkehrt — — — gewährte den Griechen Anlass, die Vorstellungen vom Leben nach dem Tode, welche sich seit dem Anfang des 6. Jahrhunderts bei ihnen ausbildeten, auch an den Geheimdienst der Kabiren zu knüpfen.“

[2]) Dass dieser Glaube (nach *Herodot* IV, 93) im indoeuropäischen Stamme der Geten lebendig war und von dort aus nach Griechenland eindrang, ist nicht zu verwundern; es war altes Stammgut; sehr auffallend ist dagegen, dass der Hellene in der Blütezeit seiner Kraft diesen Glauben verloren hatte, oder vielmehr sich vollkommen indifferent dagegen verhielt. „Ein endloses Weiterleben der Seele wird auf diesem (homerischen) Standpunkte weder behauptet noch geleugnet; dieser Gedanke fällt hier überhaupt gar nicht in den Kreis der Betrachtung“ (Rohde, *Psyche,* S. 195); eine merkwürdige Bestätigung für Schiller's Behauptung, dass der ästhetische Mensch, d. h. Derjenige, in dem das Sinnliche und Moralische einander nicht feindlich entgegen streben, „keine Unsterblichkeit brauche, um sich zu stützen und zu halten“ (Brief an Goethe vom

also (für das Volk der Hellenen) zum erstenmale die Seele vom Körper losgetrennt, jene selbe Seele, über die dann Aristoteles aus der Stille seiner Studierstube so viel Erbauliches zu melden wusste; in der dionysischen Verzücktheit fühlte sich der Mensch e i n s mit den unsterblichen Göttern und folgerte daraus, dass auch seine individuelle, menschliche Seele unsterblich sein müsse, was dann wiederum später Aristoteles und andere scharfsinnig zu begründen suchten.[1]) Mich dünkt, uns wirbelt's noch immer ein wenig im Kopf herum! Darum wollen wir versuchen, über diese uns so zäh anhaftende Erbschaft zur Besinnung zu kommen.

Zu diesem Seelenglauben hat die hellenische D i c h t k u n s t als solche nichts beigetragen; sie schickte sich ehrfurchtsvoll in das Übliche — die feierliche Bestattung des Patroklos, z. B., der sonst zur letzten Ruhe nicht eingehen konnte, die Vollführung der nötigen Weiheakte durch Antigone an der Leiche ihres Bruders — weiter nichts. Dem Unsterblichkeitsglauben hat sie allerdings unbewusst Vorschub geleistet, indem sie die Götter zwar nicht als unerschaffen, doch aber zu ihrer grösseren Verherrlichung als unsterblich auffassen zu müssen glaubte — was z. B. bei den arischen Indern nicht der Fall war.[2]) Der Begriff

---

9. 7. 1796). Ob die Geten Goten und folglich Germanen waren, wie Jakob Grimm behauptete, oder nicht, kann uns hier gleichgültig sein; eine erschöpfende Diskussion dieser übrigens sehr interessanten Frage findet man in Weitersheim-Dahn: *Geschichte der Völkerwanderung,* I, 597 fg.; das Ergebnis fällt gegen Grimm's Ansicht aus. — Die Märe, dass der Getenkönig Zalmoxis die Unsterblichkeitslehre von Pythagoras gelernt habe, bezeichnet Rohde als „eine absurde pragmatisierende Fabel“ (*Psyche,* S. 320).

[1]) Über diesen äusserst wichtigen Punkt, die Genese des Unsterblichkeitsglaubens bei den Griechen betreffend, vergl. namentlich Rohde: *Psyche,* S. 296.

[2]) In einem alten Vedalied, das ich schon oben (S. 71) citierte, lautet ein Vers: „die Götter sind d i e s s e i t s der Schöpfung entstanden“; in ihrer Eigenschaft als Individuen können sie aber nach indischer Überzeugung die „Sempiternität“ ebenfalls nicht besitzen, und Çankara sagt in den *Vendânta Sûtra's* von den einzelnen Göttern redend: „Solche Worte wie Indra u. s. w. bedeuten, ähnlich wie z. B. das Wort 'General', nur das Innehaben eines bestimmten Postens. Wer also gerade der betreffenden Posten be-

der S e m p i t e r n i t ä t, d. h. der Unsterblichkeit eines in der Zeit entstandenen Individuums, war in Folge dessen den Griechen als eine Eigenschaft ihrer Götter geläufig; die Dichtkunst hat ihn wahrscheinlich schon vorgefunden, jedenfalls aber durch die Macht der poetischen Vorstellungskraft zu einer bestimmten Wirklichkeit erst erhoben. Weiter reicht die Beteiligung der Kunst nicht. Vielmehr ist sie bestrebt, jenen „überall als ursprünglich vorauszusetzenden Dämonenglauben“,[1]) die Vorstellung einer „Unterwelt“, die Erzählung von „Inseln der Seligen“ — kurz, alle jene Elemente, welche aus dem Untergrund des Aberglaubens aufwachsend, sich der menschlichen Phantasie a u f z w i n g e n, möglichst zu entfernen, zu mildern, auf ein Geringes zurückzuführen, um für die gegebenen T h a t s a c h e n der Welt und des Lebens und für ihre poetisch-religiöse, schöpferische Bearbeitung freies, offenes Feld zu gewinnen. Anders der Volksglaube, der, wie wir soeben sahen, an einer so hohen künstlerischen Religion nicht Genüge fand und sich lieber von rohen Thrakiern unterweisen liess. Anders auch die Philosophie, welche neben einer solchen Poesie ein Untergeordnetes blieb, bis der Tag kam, wo sie sich im Stande wähnte, der Fabel Geschichte, dem Symbol ausführliche Erkenntnis entgegenzustellen: die Anregung jedoch hierzu schöpfte die Philosophie nicht aus sich selbst, auch nicht aus den Ergebnissen der empirischen Wissenschaft, die nirgends auf Seelen, Entelechieen, Unsterblichkeit u. s. w. gestossen war, sondern sie erhielt sie aus dem Volke, teilweise aus Asien (durch Pythagoras), teilweise aus dem nördlichen Europa (als orphischen, resp. dionysischen Kult). Die Lehre von einer vom lebendigen Körper ablösbaren, mehr oder weniger unabhängigen Seele, die daraus leicht gefolgerte Lehre von körperlosen und doch lebendigen Seelen weiterlebend, sowie auch von einem „seelenhaften“ göttlichen Prinzip (ganz analog dem Nus

---

kleidet, der führt den Titel Indra“ (I, 3, 28; 170 der Übersetzung Deussen's).

[1]) Deussen: *Allgemeine Geschichte der Philosophie,* I, 39; siehe auch Tylor.

des Anaxagoras, d. h. der vom Stoff unterschiedenen Kraft), ferner die Lehre von der Unsterblichkeit dieser Seele: das sind also zunächst nicht Ergebnisse eines gesteigerten philosophischen Denkens, ebensowenig bilden sie in irgend einem Sinne eine evolutive Fortentwickelung, eine Verklärung jener hellenischen Nationreligion, die in den Dichtern ihren höchsten Ausdruck gefunden hatte; vielmehr stellen sich hier Volk und Denker in Gegensatz zu Dichter und Religion. Und gehorchen sie auch verschiedenen Impulsen, so arbeiten Volk und Denker doch einander in die Hand; zusammen richteten sie denn auch Dichtkunst und Religion zu Grunde. Und als die hierdurch hervorgerufene Krise vorbei war, fand es sich, dass jetzt die Philosophen als Religionsverkünder an die Stelle der Künstler getreten waren. Im Grunde hatten ja beide, Dichter und Philosophen, ihr Material im Volke geschöpft; wer aber von beiden, frage ich, hat es besser verwaltet und weiser? Wer hat die Wege zu Freiheit und Schönheit, wer dagegen die zu Knechtschaft und Unschönheit gewiesen? Wer hat gesunde, empirische Wissenschaft angebahnt, und wer Wissenschaft fast zwei Jahrtausende gehemmt? Wenn nicht inzwischen aus einer ganz anderen Himmelsrichtung her, aus der Mitte eines Volkes, das weder Kunst noch Philosophie besass, eine religiöse Macht in die Welt getreten wäre, so stark, dass sie den zum Vernunftsystem erhobenen Wirbeltanzwahnsinn tragen konnte, ohne zusammenzubrechen, so lichtvoll, dass selbst die finstere Macht der anschauungsbaren Logik ihren Glanz niemals ganz zu löschen vermochte, eine religiöse Macht schon durch ihren Ursprung berufen, eher civilisatorisch als kulturell zu wirken, — wenn das nicht gewesen wäre, dann wäre dieses angebliche Emporsteigen zu höheren Idealen gar jämmerlich zu Schanden geworden, oder vielmehr, seine thatsächliche Jämmerlichkeit wäre niemals verdeckt geblieben. Wer dies bezweifelt, der sehe sich in der Litteratur der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung um, wo die vom Staate besoldeten, antichristlichen Philosophen ihre Wissenschaftslehre „Theologie“ betitelten (Plotin, Proklos u. s. w.), er sehe, wie diese Herren in den Mussestunden, die ihnen nach den Zerpflücken des Homer,

dem Kommentieren des Aristoteles, dem Aufbauen von Trinitäten, der Diskussion darüber, ob Gott ausser dem Sein auch das Leben zukomme, und über weitere dergleichen subtile Fragen übrig blieben, er sehe, wie sie in ihren Mussestunden von einem Ort zum andern wandern, um sich in Mysterien einweihen oder von orphischen Genossenschaften als Hierophanten aufnehmen zu lassen — die ersten Denker dem krassesten Zauberglauben ergeben. Oder, wen eine derartige Lektüre erschreckt, der nehme den witzigen Heinrich Heine des zweiten Jahrhunderts, L u c i a n, zur Hand, und ergänze seine Mitteilungen durch die ernsteren und ebenso unterhaltenden Schriften seines Zeitgenossen A p u l e j u s,[1]) — und sage dann, wo mehr Religion und wo mehr Aberglaube, wo freie, gesunde, schöpferische Menschenkraft und wo unfruchtbare, unsaubere, im Kreise sich herumdrehende Tretmühlerei anzutreffen ist. Und doch dünken uns die Männer, die in jenem homerischen Kreise stehen, kindlich fromm und abergläubisch, diese dagegen aufgeklärte Denker![2])

Noch ein Beispiel. Wir pflegen nach alten Herkommen Aristoteles für nichts wärmer zu beloben als für seine teleologische Begründung des Weltalls, wogegen wir Homer seinen Anthropomorphismus vorwerfen. Litten wir nicht an künstlich anerzogener Gehirnstarre, wir müssten die Absurdität solcher Urteile einsehen. Die Teleologie, d. i. die Zweckmässigkeitslehre nach Massgabe der menschlichen Vernunft, ist Anthropomorphismus in seiner gesteigertsten Potenz. Wenn der Mensch den Plan des Kosmos fassen, wenn er sagen kann, woher die Welt kommt, wohin sie geht und die Zweckmässigkeit eines jeden

---

[1]) Siehe namentlich im 11. Buch des *Goldenen Esels* die Einweihung in die Mysterien der Isis, des Osiris, des Serapis und die Aufnahme in das Kollegium der Pastophori. Man lese auch die Schrift Plutarch's: *Über Isis und Osiris.*

[2]) Bussell: *The School of Plato,* 1896, S. 345, schreibt von dieser philosophischen Periode: „Die Dämonen monopolisieren eine Andacht, die einer blossen Idee nicht gewidmet werden kann, und die Philosophie haucht ihre Seele aus an den Stufen rauchender Opferaltäre und unter den Beschwörungsformeln und Wahngebilden der Wahrsagung und der Zauberei.“

Dingen ist ihm offenbar, so ist er eigentlich selber Gott und die gesamte Welt ist „menschlich“; das sagen auch ausdrücklich die Orphiker und — Aristoteles. Ganz anders der Poet. Man citiert überall, schon zu den Zeiten Heraklit's und von da an bis auf Ranke, den Vorwurf des Xenophanes gegen Homer: er bilde die Götter wie Hellenen, die Neger würden aber einen schwarzen Zeus erdichten und die Pferde die Götter sich als Pferde denken. Verständnisloser und oberflächlicher kann man gar nicht sein.[1]) Der Vorwurf ist nicht einmal faktisch richtig, da die Götter bei Homer in allen möglichen Gestalten vorkommen. Wie K. Lehrs in seinem schönen, leider fast vergessenen Buche *Ethik und Religion der Griechen* (S. 136/7) sagt: „Die griechischen Götter sind gar nicht Nachbilder der Menschen, sondern Gegenbilder. Sie sind keine kosmischen Potenzen (was sie erst für die Philosophen wurden), ebensowenig erhöhte Menschen! Häufig kommen sie in Tiergestalt vor und tragen nur die menschliche für gewöhnlich als die schönste und edelste und geeignetste, aber an und für sich ist ihnen jede andere Gestalt eben so natürlich.“ Unvergleichlich wichtiger ist jedoch die Thatsache, dass bei Homer und den anderen grossen Poeten jegliche Teleologie fehlt; denn erst mit diesem Begriff tritt unleugbarer Anthropomorphismus auf. Warum soll ich die Götter nicht in Menschengestalt d a r s t e l l e n? Soll ich sie etwa als Schafe oder Mistkäfer in mein Gedicht einführen? Haben Raffael und Michelangelo es nicht genau so gehalten wie Homer? Hat die christliche Religion nicht angenommen, Gott sei in Menschengestalt erschienen? Ist der Jahve der Israeliten nicht ein Prototyp des edlen und dabei doch zank- und rachsüchtigen Juden? Es wäre wohl doch nicht ratsam, die aristotelische „Wesenheit ohne Grösse, die das Gedachte denkt“ der künstlerischen Anschauung zu empfehlen. Dagegen erkühnt sich die poetische Religion der

---

[1]) Schon Giordano Bruno schreibt zornerfüllt über dieses grundverkehrte, philisterhaft beschränkte Urteil: nur *insensate bestie et veri bruti* seien imstande, derartiges vorzubringen (*Italienische Schriften,* ed. Lagarde, S. 534). Man vergl. auch M. W. Visser: *Die nicht menschengestaltigen Götter der Griechen,* Leiden, 1903.

Griechen nicht über „Unerschaffenes“ Auskunft zu geben und Zukünftiges „vernunftgemäss zu erklären“. Sie giebt ein Bild der Welt wie in einem Hohlspiegel und glaubt dadurch den Menschengeist zu erquicken und zu läutern; weiter nichts. Lehrs führt in dem genannten Buche aus, wie der Begriff der Teleologie durch die Philosophen, von Sokrates bis Cicero, eingeführt worden sei, dagegen in hellenischer Poesie keinen Eingang gefunden habe. „Der Begriff der schönen Ordnung“, sagt er (S. 117), „der Harmonie, des Kosmos, der tief die griechische Religion durchzieht, ist ein viel höherer als jener der Teleologie, der in jeder Beziehung etwas Kümmerliches hat.“ — Um die Sache uns recht nahe zu bringen, frage ich: wer ist der Anthropomorphist, Homer oder Byron? Homer, an dessen persönlichem Dasein man hat zweifeln können, oder Byron, der so mächtig in die Saiten griff und die Poesie unseres Jahrhunderts auf die Tonart stimmte, in welcher Alpen und Ocean, Vergangenheit und Gegenwart des Menschengeschlechtes nur dazu dienen, das eigene Ich wiederzuspiegeln und einzurahmen? Es dürfte vielleicht für jeden modernen Menschen unmöglich sein, sich menschlichen Handlungen gegenüber, und von der Ahnung einer Weltordnung durchdrungen, so wenig anthropomorphistich, so sehr „objektiv“ zu verhalten wie Homer.

Metaphysik

Nun muss man allerdings zwischen Philosophie und Philosophie unterscheiden, und ich glaube oben meiner Bewunderung für die hellenische Philosophie der grossen Epoche warmen Ausdruck verliehen zu haben, namentlich insofern sie als eine der Dichtkunst stammverwandte, schöpferische Bethätigung des Menschengeistes auftrat — in welchem Bezug Plato's Ideenlehre und Demokrit's atomistische Hypothese alles überstrahlt, während Aristoteles mir als Analytiker und Methodiker unvergleichlich gross, als Philosoph aber, im angegebenen Sinne, der eigentliche Urheber der *décadence* des hellenischen Geistes erscheint. Hier wie anderwärts muss man sich jedoch vor zu weit gehender Vereinfachung hüten; man darf nicht einem einzigen Manne zuschreiben, was seinem Volke eigentümlich war und in ihm nur den bestimmtesten Ausdruck fand. In Wahrheit steckt in der

griechischen Philosophie von allem Anfang an der Keim zu ihrer späteren verhängnisvollen Entwickelung; die Erbschaft, die noch immer schwer auf uns lastest, reicht fasst bis auf die Zeit Homer's zurück. Denn die alten Hylozoisten zeigen sich, wohl überlegt, den Neoplatonikern stammverwandt: wer mit Thales die Welt so ohne Weiteres als aus dem Wasser entstanden „erklärt“, der wird später auch Gott zu „erklären“ wissen; sein nächster Nachfolger, Anaximander, stellt als Prinzip „das Unendliche“ (das Apeiron), das „in allen Veränderungen Unveränderliche“ auf: da stecken wir eigentlich schon im unverfälschten Scholasticismus mitten drin und können gelassen warten, bis das Rad der Zeit Ramon Lull und Thomas von Aquin auf der Erdoberfläche abgesetzt hat. Dass diese ältesten unter den bekannten griechischen Denkern an die Gegenwart zahlloser Dämonen glaubten, dabei aber von Anfang an[1]) über die Götter der Volksreligion und über die Dichter herzogen — den Homer hätte Heraklit gern „mit Ruten gepeitscht“[2]) — dient nur, das Bild zu vervollständigen. Noch eins muss aber gesagt werden: ein Mann wie Anaximander, so untergeordnet als Denker, war ein Naturforscher und Theoretiker allerersten Ranges, ein Begründer der wissenschaftlichen Geographie, ein Förderer der Astronomie; u n s werden alle diese Leute als Philosophen vorgeführt, in Wahrheit war aber das Philosophieren für sie eine Nebensache; man würde doch wohl den Agnosticismus des Charles Darwin oder das Glaubensbekenntnis des Claude Bernard nicht zu den p h i l o s o p h i s c h e n Leistungen unseres Jahrhunderts rechnen? Das ist so eine von den vielen traditionellen, geheiligten Konfusionen; den Namen eines Çankara, (jedenfalls einer der grössten Metaphysiker, die je gelebt) finden wir in keiner Geschichte der Philosophie, dagegen muss der brave Olivenbauer Thales als „erster Philosoph“ unausgesetzt herhalten. Und, genau besehen, befinden sich alle,

---

[1]) Verbürgt wenigstens von Xenophanes und Heraklit an.

[2]) Ich citiere nach Gomperz: *Griechische Denker* I, 50; nach Zeller's Darstellung schiene eine so heftige Äusserung unwahrscheinlich. Wenn ich mich recht entsinne, ist es Xenophanes, der diese Worte dem Heraklit in den Mund legt.

oder fast alle sogenannte Philosophen der hellenischen Blütezeit in einer ähnlichen Lage: Pythagoras gründet — so weit man aus widersprechenden Nachrichten schliessen kann — nicht eine philosophische Schule, sondern einen politischen, sozialen, diätetischen und religiösen Bund; Plato selber, der Metaphysiker, ist Staatsmann, Moralist, praktischer Reformator; Aristoteles ist Methodolog und Encyklopädist, und die Einheit seiner Weltanschauung liegt viel mehr in seinem Charakter als in seiner forcierten, halbüberkommenen, widerspruchsvollen Metaphysik begründet. Ohne also die Grossthaten der griechischen Denker irgendwie zu verkennen, werden wir wohl doch, um der Konfusion ein Ende zu machen, behaupten dürfen: diese Männer haben unserer Wissenschaft (einschliesslich der Logik und der Ethik) vorgearbeitet, sie haben unserer Theologie vorgearbeitet, ihr poetisch-schöpferisches Genie hat Ströme von Licht über die Wege ausgegossen, die spätere Spekulation und Geistesforschung wandeln sollte, als Metaphysiker im eigentlichen engeren Sinne des Wortes waren sie (wenn man einzig Plato ausnimmt) von verhältnismässig weit geringerer Bedeutung.

Damit bei einer so wichtigen, in die Tiefen unseres heutigen Lebens eingreifenden Erkenntnis nichts unklar bleibe, möchte ich kurz darauf hindeuten, dass wir in der Person des grossen Leonardo da Vinci ein unserem heutigen Denken und Fühlen nahe verwandtes Beispiel der tiefen Kluft besitzen, welche poetische Erkenntnis von abstrakter Erkenntnis trennt, Religion von theologisierender Philosophie. Leonardo brandmarkt die Geisteswissenschaften als „lügnerische“ *(le bugiarde scientie mentali)*; „alles Wissen“, sagt er, „ist eitel und voller Irrtümer, das nicht von der Sinneserfahrung, der Mutter aller Gewissheit, zur Welt gebracht wird“; besonders zuwider sind ihm die Dispute und Nachweise über die Wesenheit Gottes und der Seele; er meint, gegen diese Vorstellungen „lehnen sich unsere Sinne auf“, deswegen sollen wir uns nicht bethören lassen: „wo Vernunftsgründe und klares Recht fehlen, vertritt Geschrei deren Stelle; bei sicheren Dingen kommt dies dagegen nicht vor“; und somit gelangt er zu dem Schluss: *„dove si grida non è vera scientia“,* wo man

Geschrei macht, da ist kein wahrhaftiges Wissen (*Libro di pittura,* I. Teil, Abschnitt 33, Ausgabe von Heinrich Ludwig). Das ist Leonardo's Theologie! Dieser selbe Mann ist es jedoch, der — wohl einzig unter allen, die grössten nicht ausgenommen — einen Christus malt, der einer Offenbarung gleichkommt, „ganz Gott und zugleich ganz Mensch“ (wie es im Athanasischen Glaubensbekenntnis heisst). Hier liegt tiefe Wesensverwandtschaft mit Homer vor: alles Wissen aus Sinneserfahrung geschöpft, und hieraus dann das Göttliche nicht durch Vernunftserwägungen nachgewiesen, sondern unter Zugrundelegung des Volksglaubens freischöpferisch gestaltet: ein ewig Wahres. Gerade diese Anlage war nun in Griechenland, dank besonderen Umständen und besonderen Begabungen, dank vor allem dem Auftreten der einzig Leben spendenden grossen Genies, zu einer so intensiven Ausbildung gelangt, dass die Erfahrungswissenschaften (wie später bei uns durch Leonardo) eine früher noch nicht dagewesene Anregung erhielten, wogegen die Reaktion der philosophierenden Abstraktion sich niemals frei und natürlich zu entwickeln vermochte, sondern entweder in Scholasticismus oder in Phantasterei verfiel. Der hellenische Künstler erwachte zum Leben in einem Element, welches ihm zugleich persönliche Freiheit und das erhebende Bewusstsein, von Allen verstanden zu werden, schenkte; der hellenische Philosoph (sobald er den Weg der logischen Abstraktion wandelte) nicht; dieser war im Gegenteil von allen Seiten gehemmt, äusserlich durch Sitte, Glauben und Staatseinrichtungen, innerlich durch seine ganze eigene, vorwiegend künstlerische Bildung, durch alles was ihn sein Leben lang umgab, durch alle Eindrücke, die Auge und Ohr ihm übermittelten; er war nicht frei; in Folge seiner grossen Begabung leistete er gewiss Grosses, nichts aber, was — wie seine Kunst — höchsten Anforderungen der Harmonie, der Wahrheit, der Allgemeingültigkeit entspräche. Bei der griechischen Kunst wirkt das N a t i o n a l e wie Schwingen, welche den Geist zu Höhen emportragen, wo „alle Menschen Brüder werden“, wo das Trennende der Zeiten und Völker den Reiz eher erhöht als abstumpft; hellenische Philosophie ist im Gegenteil im beengenden Sinne des Wortes

an ein bestimmtes nationales Leben gekettet und dadurch allseitig beschränkt.[1])

Ungemein schwer ist es, mit einer solchen Einsicht gegen das Vorurteil von Jahrhunderten aufzukommen. Selbst ein solcher Mann wie Rohde nennt die Griechen „das gedankenreichste der Völker“ und behauptet, ihre Philosophen hätten „der ganzen Menschheit vorgedacht“ (*Psyche,* S. 104); Leopold von Ranke, der für die homerische Religion kein anderes Epitheton kennt als „Götzendienst“ (!), schreibt: „Was Aristoteles über den Unterschied der thätigen und leidenden Vernunft ausspricht, von denen jedoch nur die erste die wahre ist, autonom und gottverwandt, also auch unsterblich, möchte ich für das Beste erklären, was über den menschlichen Geist gesagt werden konnte, vorbehalten die Offenbarung. Dasselbe darf man, wenn ich nicht irre, von der Seelenlehre Plato's sagen.“[2]) Ranke belehrt uns weiter, die Aufgabe der griechischen Philosophie sei es gewesen: „den alten Glauben von dem götzendienerischen Element zu reinigen, rationelle und religiöse Wahrheit zu vereinbaren“; die Demokratie aber habe dieses edle Bestreben vereitelt, denn sie „hielt an dem Götzendienste fest“ (I, 230)[3]). Diese Beispiele mögen genügen: man könnte zahlreiche anführen. Nach meiner Überzeugung ist das Alles Illusion, und zwar verderbliche Illusion, und in wesentlichen Hauptstücken das genaue Gegenteil von der Wahrheit. Es ist nicht wahr, dass die Griechen der ganzen Welt vorgedacht

---

[1]) Vergl. weiter unten, namentlich S. 760 und 996.

[2]) *Weltgeschichte* (Text-Ausgabe) I, 230. Dieser Weisheitsspruch erinnert bedenklich an die bekannte Anekdote aus der Kinderstube: „Wen liebst du am meisten, Papa oder Mama? Beide!“ Denn wenn auch Aristoteles von Plato ausgegangen ist, etwas von Grund aus Verschiedeneres als ihre Seelenlehre (sowie ihre ganze Metaphysik) lässt sich kaum denken. Wie können denn beide zugleich „das Beste“ gesagt haben? Schopenhauer hat richtig und bündig geurteilt: „der radikale G e g e n s a t z des Aristoteles ist Plato“.

[3]) O vierundzwanzigstes Jahrhundert! was sagst du dazu? Ich für mein Teil schweige — wenigstens über Persönlichkeiten — und folge dem Beispiele des weisen Sokrates, indem ich den Götzen meines Jahrhunderts einen Hahn opfere!

haben; vor ihnen, neben ihnen, nach ihnen hat man tiefer, schärfer, richtiger gedacht. Es ist nicht wahr, dass die geheimrätliche Theologie des Aristoteles *ad usum* der Stützen der Gesellschaft das Beste ist, was gesagt werden konnte: diese jesuitische, scholastische Sophisterei ist die schwarze Pest der Philosophie geworden. Es ist nicht wahr, dass die griechischen Denker die alte Religion gereinigt haben: vielmehr haben sie gerade dasjenige an ihr angegriffen, was ewige Bewunderung verdiente, nämlich ihre freie, rein künstlerische Schönheit; und indem sie vorgaben, rationelle Wahrheit an die Stelle der symbolischen zu setzen, griffen sie in Wirklichkeit nur zum Volksaberglauben und setzten diesen, in logische Lumpen gehüllt, auf den Thron, von dem sie — im Verein mit dem Pöbel — die (ein ewig Wahres verkündende) Poesie herabgestürzt hatten.

Was das angebliche „Vordenken“ anbelangt, so genügt es, auf zwei Umstände aufmerksam zu machen, um die Irrtümlichkeit dieser Behauptung darzuthun: erstens haben die Inder früher als die Griechen zu denken begonnen, sie haben tiefer und konsequenter gedacht, und sie haben in ihren verschiedenen Systemen mehr Möglichkeiten erschöpft als die Griechen, zweitens hat unser eigenes westeuropäisches Denken erst an dem Tage begonnen, als ein grosser Mann gesagt hatte: „man muss zugeben, die Philosophie, die wir von den Griechen überkommen haben, ist kindisch, oder mindestens eher eine Beförderin des Schwatzens als schöpferisch anregend.“[1]) Behaupten zu wollen, dass Locke, Gassendi, Hume, Descartes, Kant u. s. w. Wiederkäuer griechischer Philosophie seien, ist eine arge Versündigung hellenistischen Grössenwahnsinns gegen unsere neue Kultur. Ein schlagendes Beispiel in Bezug auf das hellenische Denken bietet uns gleich Pythagoras, ihr erster grosser Weiser. Von seinem Orientreisen

---

[1]) Bacon von Verulam: Instauratio Magna, Vorwort. *„Et de utilitate aperte dicendum est: sapientiam istam, quam a Graecis potissimum hausimus, pueritam quandam scientiae videri, atque habere quod proprium est puerorum; ut ad garriendum prompta, ad generandum invalida et immatura sit. Controversiarum enim ferax, operum effoeta est.“*

brachte er allerhand zurück, grosses und kleines, von dem Begriffe der Erlösung an bis zu der Vorstellung des Äthers und bis zu dem Verbot des Bohnenessens: es war alles indisches Erbgut. E i n e Lehre insbesondere wurde nun der Mittelpunkt des Pythagoreismus, sein religiöser Hebel, wenn ich so sagen darf: es war dies die geheim gehaltene Lehre von der S e e l e n w a n d e r u n g. Durch Plato wurde sie dann später des geheimnisvollen Nimbus entkleidet und in die öffentliche Philosophie hineingetragen. Nun bildete bei den Indern (schon lange vor Pythagoras) der Glaube an die Seelenwanderung die Grundlage der ganzen Ethik; politisch, religiös, philosophisch vielfach geteilt und in offener Gegnerschaft lebend, war dort das ganze Volk in dem Glauben an die endlose Reihe der Wiedergeburten einig. „Ob eine Wanderung der Seele stattfindet, wird (in Indien) nirgends gefragt; sie wird allgemein und unumstösslich geglaubt.“[1]) Aber es gab dort doch eine Klasse, eine kleine, welche an die Seelenwanderung insofern nicht glaubte, als sie diese Vorstellung für eine symbolische hielt, für eine Vorstellung, welche den im Weltenwahn Befangenen eine höhere, nur durch tiefes metaphysisches Denken richtiger zu erfassende Wahrheit allegorisch vermittelt: diese kleine Klasse war (und ist noch heute) die der Philosophen. „Das Wandrersein der Seele beruht auf dem Nichtwissen, während die Seele im Sinne der höchsten Realität keine wandernde ist“, lehrt der indische Denker.[2]) Eine eigentliche „Geheimlehre“, wie sie die Griechen

---

[1]) Schroeder: *Indiens Litteratur und Kultur,* S. 252.

[2]) Çankara: *Sûtra's des Vedânta* I, 2, 11. Zwar hat Çankara selber viel später als Pythagoras gelebt (etwa im 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung), seine Lehre ist aber streng orthodox, er wagt keine Behauptung, die sich nicht auf alte, kanonische Upanishaden stützt. Dass eine thatsächliche „Wanderung“ schon nach den ältesten Upanishaden für den wahrhaft Erkennenden eine nur populären Zwecken dienende Vorstellung war, ist offenbar. Weitere hierauf bezügliche Nachweise findet man bei Çankara in der Einleitung zu den Sûtra's und in I, 1, 4, vor allem aber in der herrlichen Stelle II, 1, 22, wo der Samsâra, mitsamt der ganzen Schöpfung, als eine Täuschung bezeichnet wird, „welche ebenso wie der Wahn der Spaltungen und Trennungen durch Geburt und Tod im Sinne der höchsten Realität nicht existiert“.

nach ägyptischer Muster so liebten, haben die Inder nie gekannt, Männer aus allen Kasten, auch Weiber konnten zur höchsten Erkenntnis vordringen; nur wussten diese tiefsinnigen Weisen sehr gut, dass metaphysisches Denken besondere Anlagen und besondere Ausbildung dieser Anlagen erfordert; daher liessen sie das Bildliche bestehen. Und dieses Bildliche, diese grossartige, für die Moral vielleicht unersetzliche, im Grunde genommen aber doch nur volksmässige Vorstellung der Seelenwanderung, welche in Indien für das gesamte Volk, von oben bis unten, mit einziger Ausnahme der Denker galt, das wurde in Griechenland die erhabenste „Geheimlehre" ihres ersten grossen Philosophen, verschwand auch niemals wieder ganz aus den höchsten Regionen ihrer philosophischen Anschauungen und gewann durch Plato den bestrickenden Reiz poetischer Gestaltung. Das sind die Leute, die uns Allen angeblich vorgedacht haben sollen, „das gedankenreichste der Völker"! Nein, die Griechen waren keine grossen Metaphysiker.

Theologie

Sie waren aber ebensowenig grosse Moralisten und Theologen. Auch hier nur ein Beispiel statt vieler. Der Dämonenglaube findet sich allerorten; die Vorstellung eines besonderen Zwischenreiches der Dämonen (zwischen den Göttern im Himmel und den Menschen auf Erden) haben die Griechen höchst wahrscheinlich ebenfalls aus Indien (über Persien) entnommen,[1]) das bleibt sich jedoch gleich; in der Philosophie, oder wenn man will, in der „rationellen Religion", fanden diese Gebilde des Aberglaubens erst durch Plato Aufnahme. Rohde schreibt:[2]) „Plato zuerst, als Vorgänger vieler Anderen, redet von einem ganzen Zwischenreich von Dämonen, denen alles zugetraut wird, was an Wirkungen unsichtbarer Mächte der hohen Götter unwürdig erscheint. So wird die Gottheit selbst alles Bösen und Niederziehenden entlastet." Also mit vollem Bewusstsein und aus dem „rationellen", flagrant anthropomorphischen Grunde, Gott dessen,

---

[1]) Colebrooke; *Miscellaneous Essays,* p. 442.

[2]) In einer kleinen zusammenfassenden Schrift *Die Religion der Griechen,* erschienen 1895 in den Bayreuther Blättern (1902 auch einzeln veröffentlicht).

was uns Menschen böse dünkt, zu „entlasten“, wird derjenige Aberglaube, der den Hellenen mit Buschmännern und Australnegern gemeinsam war, mit einer philosophischen und theologischen Aureole geschmückt, den edelsten Geistern von einem edelsten Geist empfohlen und allen künftigen Jahrhunderten als Erbschaft vermacht. Die glücklichen Inder hatten ihren Dämonenglauben schon längst abgeschüttelt; er galt nur für das gänzlich unkultivierte Volk; der Philosoph war bei ihnen sogar zu keinerlei religiöser Handlung mehr verpflichtet; denn ohne sie zu leugnen, wie der flache Xenophanes, hatte er die Götter als Symbole einer höheren, von den Sinnen nicht zu fassenden Wahrheit erkennen gelernt, — was sollten Dämonen noch solchen Leuten? Homer war aber auf dem selben Wege gewesen, das merke man wohl. Freilich hemmt die Hand der Athene den voreilig erhobenen Arm des Achilleus, und flösst Here dem schwankenden Diomedes Mut ein: so göttlich frei deutet der Dichter, alle Zeiten zu poetischen Gedanken anregend; der wahre A b e r g l a u b e spielt jedoch bei ihm eine sehr untergeordnete Rolle und wird durch „göttliche“ Deutung dem Bereiche des eigentlichen Dämonentums enthoben; sein Weg war sonniger, schöner als der des Indoariers; anstatt wie dieser in grübelnder Metaphysik sich zu ergehen, heiligte er die empirische Welt und führte dadurch den Menschen einer herrlichen Bestimmung entgegen.[1]) Da kam der alte abergläubische, von pythischen Orakeln beratene, von Priesterinnen

---

[1]) Siehe z. B. im XXIV. Gesang der Ilias (Vers 300 fg.) die Erscheinung des Gutes vorbedeutenden Adlers „rechts einher“. Äusserst bezeichnend sind im selben Gesang die Worte des Priamos über ein ihm zu Teil gewordenes Gesicht (Vers 220 fg.):

> „Hätt' es ein Anderer mir der Erdenbewohner geboten,
> Etwa ein Zeichendeuter, ein Opferprophet und ein Priester,
> Lug wohl nennten wir solches, und wendeten uns mit Verachtung.“

Prächtig ist ebenfalls bei Hesiod, wiewohl er dem Volksaberglauben viel näher steht als Homer, die Auffassung der „Geister“: (*Werke und Tage,* 124 fg.)

> „Und sie wahren das Recht und wehren frevelnden Werken:
> Überall über die Erde hinwandelnd, in Nebel gehüllet,
> Spenden sie Segen; dies ist das Königsamt, das sie erhielten.“

belehrte, von Dämonen besessene Sokrates, und nach ihm Plato und die anderen. O Hellenen! wäret ihr doch der Religion des Homer und durch sie begründeten künstlerischen Kultur treu geblieben! Hättet ihr auf eure Heraklit und Xenophanes und Sokrates und Plato, und wie sie alle noch heissen, nicht gehört, sondern euren göttlichen Dichtern vertraut! Wehe uns, die wir durch diesen zur geheiligten Orthodoxie erhobenen Dämonenglauben Jahrhunderte hindurch unsäglichen Jammer gelitten haben, die wir durch ihn in unserer gesamten geistigen Entwickelung gehindert wurden, und die wir noch heute wähnen müssen, von thrakischen Bauern umringt zu leben![1])

Scholastik

Nicht eine Spur besser steht es um jenes hellenische Denken, welches nicht mystische Wege wandelt, noch poetischen Eingebungen folgt, sondern eingestandenermassen an Naturwissenschaft anknüpft und es mit Hilfe der Philosophie und der rationellen Psychologie unternimmt, den grossen Problemen des Daseins beizukommen. Da schlägt der griechische Geist sofort in Scholasticismus um, wie schon oben angedeutet. „Worte, Worte, nichts als Worte!“ Hier würden nähere Auseinandersetzungen leider über den Rahmen dieses Buches hinausführen. Wer aber vor höherer Philosophie sich scheut, der nehme einen Katechismus zur Hand, es steckt viel Aristoteles darin. Wenn man mit einem solchen unphilosophischen Manne von der Gottheit spricht und ihm sagt, sie sei: „ungeworden, unerschaffen, von je bestehend, unvergänglich“, so wird er glauben, man recitiere ein ökumenisches Glaubensbekenntnis, es ist aber ein Citat aus Aristoteles! Und wenn man ihm ferner sagt, Gott sei: „eine ewige, vollkommene, unbedingte Wesenheit, mit Dasein begabt, jedoch ohne Grösse, die in ewiger Aktualität sich selbst denkt, denn (dies dient zur Erklärung) das Denken wird sich gegenständlich durch Denken des Gedachten, so dass Denken und Gedachtes identisch werden“, so wird der arme Mann glauben, man

[1]) Döllinger nennt den „systematischen Dämonenglauben“ eins der „Danaer-Geschenke griechischen Wahnes“ (*Akad. Vorträge,* I, 182).

lese ihm aus Thomas von Aquin oder allenfalls aus Georg Wilhelm Friedrich Hegel vor, wiederum ist es aber ein Citat aus Aristoteles.[1]) Die vernunftgemässe Lehre von Gott, die vernunftgemässe Lehre von der Seele, vor allem dann noch die Lehre von einer der menschlichen Vernunft gemässen Zweckordnung der Welt, oder Teleologie (durch welche Aristoteles, nebenbei gesagt, so groteske Irrtümer in seine Naturwissenschaft einführte): das war auf diesem Gebiete die Erbschaft! Wie viele Jahrhunderte hat es gedauert, bis ein mutiger Mann kam, der diesen Ballast über Bord warf und darthat, man könne das Dasein Gottes nicht beweisen, wie Aristoteles es zwei Jahrtausenden vorgegaukelt hatte? bis ein Mann kam, der es wagte, die Worte zu schreiben: „Wir sind weder durch Erfahrung, noch durch Schlüsse der Vernunft hinreichend darüber belehrt, ob der Mensch eine S e e l e (als in ihm wohnende, vom Körper unterschiedene und von diesem unabhängig zu denken vermögende d. i. geistige Substanz) enthalte, oder ob nicht vielmehr das Leben eine Eigenschaft der Materie sein möge.“[2])

Doch genug. Ich glaube mit ausreichender Deutlichkeit dargethan zu haben, dass hellenische Philosophie nur dann wahrhaft gross ist, wenn man das Wort im weitesten Sinne nimmt, etwa dem englischen Sprachgebrauch gemäss, nach welchem ein Newton und ein Cuvier, oder wieder ein Jean Jacques Rousseau und ein Goethe „Philosophen“ heissen. Sobald der Grieche das Gebiet der Anschaulichkeit verliess — und zwar gleich von Thales an — wurde er verhängnisvoll; er wurde um so verhängnisvoller, als er dann seine unvergleichliche Gestaltungskraft (welche dem metaphysischen Inder so auffallend fehlt) zur verführerisch klaren Gestaltung schattenhafter Trugbilder und zur Verflachung und Verballhornung tiefer Einsichten und Ahnungen, welche jeder A n a l y s e unzugänglich sind, benützte. Nicht dass er mystische Anlagen und ein ausgesprochenes metaphysi-

---

[1]) *Metaphysik,* Buch XII. Kap. 7.

[2]) Kant: *Metaphysische Anfangsgründe der Tugendlehre,* T. 1., Ethische Elementarlehre, § 4.

sches Bedürfnis besass, mache ich ihm zum Vorwurf, wohl aber, dass er Mystik anders als künstlerisch-mythisch zu gestalten suchte, und dass er an dem Kernpunkt aller Metaphysik stets (immer natürlich mit Ausnahme Plato's!) blind vorbeiging und die Lösung transscendenter Fragen auf platt-empirischem Wege versuchte. Hätte der Grieche auf der einen Seite rein poetisch, auf der anderen rein empirisch seine Anlagen weiter entwickelt, dann wäre er für die Menschheit ein ungeteilter, unsagbarer Segen geworden; so aber wurde jener selbe Grieche, der in Poesie und Wissenschaft das Beispiel der frei-schöpferischen Gestaltung und somit des eigentlichen Menschwerdens gegeben hatte, später vielfach ein erstarrendes, hemmendes Element in der Entwickelung des Menschengeistes.

Schlusswort

Vielleicht habe ich mit diesen letzten Ausführungen ein wenig in das Bereich eines späteren Teiles dieses Buches übergegriffen. Ich wusste mir nicht anders zu helfen; denn, spielte die hellenische Erbschaft eine grosse Rolle in unserem Jahrhundert, wie in allen vorangegangenen, so herrschte doch in Bezug auf sie eine heillose Konfusion und ein hochgradiges „Unbewusstsein“, und diese Geistesverfassung der E r b e n musste im Interesse alles Folgenden ebenso klar hervorgehoben werden, wie die vielseitige, verwickelte Eigenart der Erbschaft selber.

Vor einer Zusammenfassung scheue ich zurück. Was ich über unsere reiche, in unser geistiges Leben so tief eingreifende hellenische Erbschaft vorgebracht habe, ist ja schon an und für sich ein blosser Auszug, eine blosse Andeutung; wird ein derartiges Verfahren noch weiter getrieben, so wird zuletzt jeder konkrete Inhalt sublimiert, die geschwungenen Linien des Lebens schrumpfen zu Graden zusammen, es bleibt eine geometrische Figur zurück, eine Konstruktion des Geistes, nicht ein Abbild der mannigfaltigen, alle Widersprüche in sich vereinigenden Wahrheit. Die Geschichtsphilosophie selbst der bedeutendsten Männer — als Beispiel will ich einzig Herder nennen — regt immer eher zu Widerspruch als zu richtigen Erkenntnissen an.

Ausserdem ist diesem werke ein näheres Ziel gesteckt: nicht das Hellenentum sollte hier beurteilt oder geschichtlich erklärt werden, sondern es genügte, unserem Bewusstsein nahezubringen, wie unendlich viel von ihm auf uns übergegangen ist und noch heute gestaltend auf unser Dichten, Denken, Glauben, Forschen wirkt. In Ermangelung von Vollständigkeit suchte ich Lebendigkeit und Wahrheit. Ich kann dem Leser jedoch die Mühe nicht ersparen, meine Ausführungen von Anfang bis Ende durchzulesen.

ZWEITES KAPITEL

RÖMISCHES RECHT

Von Jugend auf ist mir Anarchie verdriesslicher gewesen als der Tod.
Goethe

Disposition

Gewiss ist es unmöglich, begrifflich klar zu bestimmen, was wir von Rom geerbt haben, was aus dieser ungeheuren Werkstatt menschlicher Geschicke noch heute lebendig weiter wirkt, wenn wir nicht eine klare Vorstellung davon besitzen, was Rom war. Selbst das römische Recht im engern Sinne des Wortes (das Privatrecht), von dem ein Jeder weiss, dass es den Grundstoff bildet, an dem noch heute alles juristische Denken grossgezogen wird, und dass es noch immer die thatsächliche Grundlage abgiebt, selbst für die freiesten, am weitesten abweichenden, neueren Rechtssysteme, kann unmöglich in der Eigenart seines Wertes recht beurteilt werden, wenn es einfach als eine Art Laienbibel angesehen wird, als ein Kanon, der nun einmal da ist, geheiligt durch die Jahrtausende. Ist das blinde Festhalten an römischen Rechtssätzen die Folge einer oberflächlichen historischen Auffassung, so gilt das nicht minder von der weit über das Ziel hinausschiessenden Reaktion g e g e n das römische Recht. Wer dieses Recht und sein langsames, mühsames Entstehen, und sei es auch nur in den allgemeinen Umrissen, studiert, wird gewiss anders urteilen. Denn dann wird er sehen, wie die indoeuropäischen Stämme[1]) schon in den ältesten Zeiten einige scharf aus-

---

[1]) Auf die schwierige Frage der R a s s e n werde ich an anderer Stelle zurückzukommen haben (siehe Kap. 4). Hier will ich nur eine sehr wichtige Bemerkung einschalten: Während von verschiedenen Seiten die Existenz einer arischen Rasse in Frage gezogen wird, indem manche Philologen die Stichhaltigkeit des sprachlichen Kriteriums in Frage ziehen (siehe Salomon Reinach: *L'origine des Aryens*) und einzelne Anthropologen auf die chaotischen

gesprochen rechtliche Grundüberzeugungen besassen, die in den verschiedenen Stämmen sich verschieden entwickelten, ohne es aber jemals zu einer wahren Blüte bringen zu können; er wird einsehen, dass sie es deswegen nicht konnten, weil es keinem Zweig gelingen wollte, einen freien und zugleich dauernden S t a a t zu gründen; dann wird er mit Staunen gewahr werden, wie dieses eine kleine Volk von charakterstarken Männern, die Römer, beides zustande bringt: Staat und Recht — den Staat dadurch, dass Jeder das Recht (sein persönliches Recht) sich dauernd sichern will, das Recht dadurch, dass Jeder die Selbstbeherrschung besitzt, dem Gemeinwesen die nötigen Opfer zu bringen und bedingungslose Treue zu widmen; und wer das erkannt hat, der wird gewiss nie anders als mit grösster Verehrung vom römischen Recht als einem der kostbarsten Besitztümer der Menschheit reden. Zugleich freilich wird er einsehen, dass die höchste und nachahmungswürdigste Eigenschaft dieses Rechtes seine genaue Anpassung an bestimmte Lebensumstände ist. Einem solchen kann es aber nicht verschlossen bleiben, dass Staat und Recht — beides Erzeugnisse des „g e b o r e n e n R e c h t s v o l k e s“[1]) — bei den Römern unzertrennlich zu-

---

Ergebnisse der Schädelmessungen hinweisen (z. B. Topinard und Ratzel), gebrauchen die Forscher auf dem Gebiete der Rechtsgeschichte einmütig den Ausdruck Arier, resp. Indoeuropäer, weil sie eine bestimmte rechtliche Auffassung in der Gruppe dieser sprachlich verwandten Völker finden, welche sich vom ersten Beginn an und durch alle Verzweigungen einer vielfältigen Entwickelung grundsätzlich von gewissen ebenso unausrottbaren rechtlichen Anschauungen bei Semiten, Hamiten u. s. w. unterscheiden. (Man sehe die Werke von Savigny, Mommsen, Jhering und Leist.) Keine Schädelmessungen und philologische Tüfteleien können diese einfache, grosse Thatsache — ein Ergebnis peinlich genauer, juristischer Forschung — aus der Welt schaffen, und durch sie wird das Dasein eines m o r a l i s c h e n Ariertums (im Gegensatz zu einem moralischen Nicht-Ariertum) dargethan, und wären die Völker dieser Gruppe aus noch so bunten Bestandteilen zusammengesetzt.

[1]) Jhering: *Entwickelungsgeschichte des römischen Rechts,* S. 81. Eine umso bemerkenswertere Äusserung, als gerade dieser grosse Rechtslehrer stets energisch zu verneinen pflegt, dass einem Volke irgend etwas angeboren sei; er versteigt sich sogar (*Vor-*

sammengehören, und dass wir weder diesen Staat, noch dieses Recht wirklich verstehen können, wenn wir nicht eine klare Vorstellung von dem römischen Volke und seiner Geschichte besitzen. Das ist umso nötiger, als wir sowohl vom römischen Staatsgedanken als vom römischen Privatrecht gar Vieles geerbt haben, was heute noch lebt, — ganz abgesehen von den durch den römischen Staatsgedanken thatsächlich geschaffenen politischen Verhältnissen, denen wir Europäer die Möglichkeit unseres Daseins als gesittete Nationen überhaupt verdanken. Daher mag es zweckmässig sein, uns zuerst zu fragen: was für ein Volk war dieses römische? was hat es als Gesamterscheinung für die Geschichte zu bedeuten? Es kann sich hier nur um einen flüchtigsten Umriss handeln; er wird aber hoffentlich genügen, um uns eine klare Vorstellung von dem politischen Wirken dieses grossen Volkes in seinen Hauptlinien zu geben, zugleich um die etwas verwickelte Natur der auf unser Jahrhundert überkommenen, politischen und staatsrechtlichen Erbschaft deutlich zu kennzeichnen. Dann erst wird eine Betrachtung unserer privatrechtlichen Erbschaft durchführbar und nützlich sein.

Römische Geschichte

Man sollte meinen, da die lateinische Sprache und die Geschichte Roms eine so grosse Rolle in unseren Schulen spielen, müsse jeder gebildete Mann wenigstens eine deutliche Gesamtvorstellung von dem Werden und Schaffen des römischen Volkes

---

geschichte der Indoeuropäer, S. 270) zu der ungeheuerlichen Behauptung, die angeerbte physische (und mit dieser zugleich die moralische) Struktur des Menschen — denn das ist es doch wohl, was der Begriff R a s s e bezeichnen soll — habe gar keinen Einfluss auf seinen Charakter, sondern einzig die geographische Umgebung, so dass der Arier, nach Mesopotamien verpflanzt *eo ipso* Semit geworden wäre, und umgekehrt. Da ist Haeckel's pseudowissenschaftliches Phantasiebild der verschiedenen Affen, von denen je eine Menschenrasse abstammen soll, im Vergleich noch vernünftig. Freilich darf man nicht vergessen, dass Jhering gegen das mystische Dogma eines „angeborenen *corpus juris*" sein Leben lang hart hatte kämpfen müssen, und dass es sein grosses Verdienst ist, der echten Wissenschaft hier freie Bahn geschaffen zu haben; das erklärt seine Übertreibungen im umgekehrten Sinne.

besitzen. Das ist aber nicht der Fall, ist auch nach den üblichen Unterrichtsmethoden gar nicht möglich. Zwar ist jeder Gebildete in der römischen Geschichte bis zu einem gewissen Grade zu Hause: der sagenhafte Romulus, Numa, Pompilius, Brutus, die Horatier und die Curatier, die Gracchen, Marius, Sulla, Caesar, Pompejus, Trajan, Diocletian und unzählige Andere, sie alle sind uns mindestens ebenso vertraut (d. h. dem Namen und den Daten nach), wie unsere eigenen grossen Männer; ein Jüngling, der über den zweiten punischen Krieg nicht Auskunft geben könnte, oder der die verschiedenen Scipione unter einander verwechselte, stünde ebenso beschämt da, als wenn er die Vorzüge der römischen *Legiones* und *Manipuli* vor der makedonischen Phalanx nicht auseinanderzusetzen vermöchte. Man muss auch zugeben, die römische Geschichte in der üblichen Darstellung ist ein ungemein reichhaltiges Magazin interessanter Anekdoten; aus ihrer Kenntnis ergiebt sich jedoch ein einseitiges und durchaus mangelhaftes Verständnis. Fast gewinnt die gesamte Geschichte Roms den Anschein eines grossen und grausamen S p o r t s, gespielt von Politikern und Feldherrn, die zum Zeitvertreib die Welt erobern, wobei sie in der Kunst der systematischen Unterdrückung der fremden Völker und der Aufhetzung des eigenen Volkes, sowie in der ebenso edlen Kunst der Erfindung neuer Kriegsstratageme und ihrer taktischen Verwertung durch möglichst massenhaftes Menschenvieh viel Anerkennenswertes leisten. Etwas Wahres liegt auch unstreitig in dieser Auffassung. Es kam in Rom eine Zeit, wo die sich vornehm dünkenden Leute mit Kriegswesen und Politik sich nicht bloss, wo es not that, abgaben, sondern sie als Lebensbeschäftigung erwählten. Wie bei uns, bis vor Kurzem, ein „hochgeborener Mensch“ nur Offizier, Diplomat oder Verwaltungsbeamter werden durfte, so gab es auch für die „oberen Zehntausend“ im späteren Rom nur drei Berufe, durch die sie ihrer Stellung nichts vergaben: die *res militaris,* die *juris scientia* und die *eloquentia.*[1])

---

[1]) Vergl. Savigny: *Geschichte des römischen Rechtes im Mittelalter,* Kap. 1.

Und da die Welt noch jung und die Wissenschaft übersehbar waren, konnte ein tüchtiger Mann leicht alle drei beherrschen; hatte er dazu noch recht viel Geld, dann war er ein fertiger Politiker. Man lese nur immer wieder die Briefe Cicero's, wenn man durch die naiven Geständnisse eines in den Ideen seiner Zeit befangenen, nicht viel weiter als seine Nase hinausschauenden Mannes lernen will, wie das grosse Rom und seine Geschicke der Spielball eitler Müssiggänger wurden, und mit wie grossem Recht man behaupten kann, dass seine Politiker Rom nicht gemacht, sondern vielmehr es zu Grunde gerichtet haben. Es hat überhaupt mit der Politik — auch ausserhalb Roms — sein eigenes Bewenden. Von Alexander an bis Napoleon: schwer wäre es, die Macht der frevelhaften Willkür in den rein politischen Helden zu hoch zu schätzen. Eine kurze Verständigung hierüber ist umsomehr in diesem Kapitel am Platze, als gerade Rom mit Recht für einen spezifisch politischen Staat gilt, und wir folglich von ihm zu erfahren hoffen dürfen, wie und von wem grosse, erfolgreiche Politik gemacht wird.

Was Gibbon von den Königen im Allgemeinen sagt: „Ihre Macht ist am wirksamsten in der Zerstörung“, das gilt von fast allen Politikern — sobald sie hinreichende Macht besitzen. Ich glaube fast, es war der weise Solon, der eine gedeihliche Entwickelung des atheniensischen Staates für alle Zeiten unmöglich machte, indem er den historisch gegebenen Bestand der Bevölkerung aus verschiedenen Stämmen aufhob und eine künstliche Einteilung in Klassen nach dem Vermögensstand einführte. Diese sogenannte Timokratie (Ehre dem, der Geld hat) stellt sich zwar von selbst überall mehr oder weniger ein, und Solon hat wenigstens dafür gesorgt, dass die Pflichten mit dem Reichtum zunahmen; nichtsdestoweniger hat er mit seiner Verfassung die Axt an die Wurzel gelegt, aus der — und wenn auch noch so mühsam — der atheniensische Staat erwachsen war.[1]) Ein

---

[1]) Manchem wird die Verfassung Lykurg's noch willkürlicher dünken, jedoch mit Unrecht. Denn Lykurg rüttelt gar nicht an den durch die historische Entwickelung gegebenen Grundlagen, im

minder bedeutender Mann hätte es nicht gewagt, so tief umbildend in den natürlichen Gang der Entwickelung einzugreifen, und das wäre sehr wahrscheinlich ein Segen gewesen. — Und können wir anders über J u l i u s C a e s a r urteilen? Von den berühmten Feldherren der Weltgeschichte war er vielleicht als Politiker der bedeutendste; auf den verschiedensten Gebieten (man denke nur an die Verbesserung des Kalenders, an die Inangriffnahme eines allgemeinen Gesetzbuches, an die Begründung der afrikanischen Kolonie) bekundete er einen durchgreifenden Verstand; als organisatorisches Genie wäre er wohl, bei gleich

---

Gegenteil, er befestigt sie: die Völker, die nacheinander nach Lakedämon gezogen waren, schichteten sich übereinander, das zuletzt angekommene zu oberst — und so liess es Lykurg bestehen. Dass die Pelasger (Heloten) das Land bebauten, die Achäer (περιοῖκοι, Periöken) Handel und Gewerbe trieben, die Dorier (Spartiaten) Krieg führten und folglich auch regierten, das war keine künstliche Rollenverteilung, sondern die Feststellung eines thatsächlich vorhandenen Verhältnisses. Ich bin auch überzeugt, dass das Leben in Lakedämon lange Zeit hindurch glücklicher war, als in irgend einem anderen Teile Griechenlands; der Sklavenhandel war verboten, die Heloten waren Erbpächter, und wenn auch nicht auf Rosen gebettet, so genossen sie doch eine weitgehende Unabhängigkeit; die Periöken bewegten sich frei, sogar ihr beschränkter Militärdienst wurde ihnen im Interesse ihrer in den einzelnen Familien erblichen Gewerbe häufig nachgesehen; für die Spartiaten endlich war das Prinzip des ganzen Lebens die Geselligkeit, und in den Sälen, wo sie zu ihren einfachen Mahlen zusammentraten, prangte als Schutzgeist ein einziges Standbild, der Gott des Lachens (Plutarch: *Lykurg* XXXVII). Was man Lykurg zum Vorwurf machen muss, ist erstens, dass er diese gegebenen und insofern gesunden Verhältnisse für die Ewigkeit festzusetzen trachtete, hierdurch aber dem lebendigen Organismus die nötige Elastizität raubte, zweitens, dass er auf dem widerstandsfähigen Untergrund ein in mancher Beziehung gar phantastisches Gebäude aufführte; da tritt eben wieder der theoretisierende Politiker hervor, der Mann, der auf rationellem Wege festzustellen unternimmt, wie die Dinge sein müssten, während in Wahrheit der logisierenden Vernunft einzig eine registrierende, nicht eine schöpferische Funktion zukommt. Dass Lykurg aber trotz alledem die historischen Thatsachen zum Ausgangspunkt nahm, das war es, was seiner Verfassung unter allen griechischen die weitaus grösste Kraft und Dauer sicherte.

günstigen Umständen, nicht hinter Napoleon zurückgeblieben — dabei mit dem unermesslichen Vorzug, dass er nicht ein ausländischer Condottiere, wie dieser oder wie Diocletian, sondern ein echter, rechter Römer war, im angestammten Vaterlande fest eingewurzelt, somit seine individuelle Willkür (wie bei Lykurg) sicherlich von der Richtschnur des seiner Nation Angemessenen nie allzuweit abgeirrt wäre. Und doch ist es gerade dieser Mann, und kein anderer, der den zähen Lebensbaum der römischen Verfassung knickte und einem unausbleiblichen Siechtum und Niedergang weihte. Denn das Erstaunliche im vorcaesarischen Rom ist nicht, dass die Stadt so viele heftige Stürme im Innern zu durchleben hatte — bei einem so unvergleichlich elastischen Gebilde ist das natürlich, der Zusammenstoss der Interessen und der nie und nirgends rastende Ehrgeiz der Politiker von Fach sorgte dort wie aller Orten dafür — nein, was uns mit Verwunderung und mit Bewunderung erfüllt, ist vielmehr die Lebenskraft dieser Verfassung. Patrizier und Plebejer konnten periodisch gegeneinander wüten: eine unsichtbare Macht hielt sie doch aneinandergekettet; sobald neuen Verhältnissen durch einen neuen Ausgleich Rechnung getragen worden war, stand der römische Staat wieder da, stärker als ehedem.[1]) Caesar wurde inmitten

---

[1]) Der Ausdruck „Aristokratie und Plebs“, den Ranke für Patrizier und Plebejer beliebt, ist, Laien gegenüber, so irreführend wie nur möglich. Schon Niebuhr hat gegen die Verwechslung von Plebs und Pöbel Einspruch erhoben. Patrizier und Plebejer sind vielmehr wie zwei Mächte in dem einen Staate, die eine freilich vielfach politisch bevorzugt, die andere vielfach politisch zurückgesetzt (wenigstens in früherer Zeit), beide aber aus freien, unabhängigen, durchaus selbstständigen Landsassen zusammengesetzt. Und darum kann Sallust selbst von den alten Zeiten schreiben: „die höchste Autorität lag wohl bei den Patriziern, die Kraft jedoch ganz gewiss bei den Plebejern“ (Bf. an Caesar I, 5); auch sehen wir von jeher die Plebejer eine grosse Rolle im Staate spielen und ihre Familien sich vielfach mit den patrizischen verbinden. Der ungelehrte Mann unter uns wird also durchaus irregeführt, wenn er die Vorstellung empfängt, es habe sich in Rom um eine Aristokratie und einen Pöbel gehandelt. Die Eigentümlichkeit, das merkwürdig Lebensvolle des römischen Staates hat seinen Grund darin, dass er von Anfang

einer dieser schweren Krisen geboren; vielleicht erscheint sie uns aber nur darum schlimmer als alle früheren, weil sie uns — in der Zeit — näher steht, wir daher am ausführlichsten über sie benachrichtigt sind, auch weil wir den von Caesar herbeigeführten Ausgang kennen. Ich meinesteils halte aber die geschichtsphilosophische Auslegung dieser Vorfälle für ein pures Gedankending. Weder die rauhe Faust des ungestümen, von der Leidenschaft hingerissenen Plebejers Marius, noch die tigermässige Grausamkeit des kühl berechnenden Patriziers Sulla hätten der römischen Verfassung tödliche Wunden beigebracht. Selbst das Allerbedenklichste: die Befreiung vieler Tausende von Sklaven und die Verleihung der Bürgerwürde an viele Tausende von Freigesprochenen (und zwar aus politischen, unmoralischen Gründen) hätte Rom in kurzer Zeit überwunden. Rom besass die Lebenskraft, das Sklaventum zu adeln, das heisst, ihm den bestimmten römischen Charakter mitzuteilen. Einzig eine ganz gewaltige Persönlichkeit, einer jener abnormen Willenshelden, wie die Welt sie in einem Jahrtausend kaum einmal hervorbringt, vermochte es, einen solchen Staat zu Grunde zu richten. Man sagt, Caesar sei ein Retter Roms gewesen, nur zu früh hinweggerafft, ehe er sein Werk vollenden konnte: das ist falsch. Als der grosse Mann mit seinem Heere an den Ufern des Rubicon angelangt war, soll er unentschlossen Halt geboten und die Tragweite seines Thuns noch einmal sich überlegt haben:

---

an zwei unterschiedliche Teile enthielt (die manche Analogie in der politischen Wirksamkeit mit Whigs und Tories zeigen, nur dass es sich um „geborene Parteien“ handelt), die aber beide durch genau die selben Interessen des Besitzes, des Rechtes und der Freiheit mit dem Staate gleichmässig verwachsen waren: daher beständig frisches Leben im Innern, daher beständig eiserne Einmütigkeit nach aussen. Von den plebejischen Bestandteilen des Heeres berichtet Cato, sie seien: *„viri fortissimi et milites strenuissimi“;* es waren eben freie Männer, die für eigenes Heim und eigenen Herd kämpften; im alten Rom durften überhaupt nur Grundbesitzer den Heerdienst leisten, und Plebejer bekleideten Offiziersstellen ebensogut wie Patrizier (siehe Mommsen: *Abriss des römischen Staatsrechtes,* 1893, S. 258 und Esmarch: *Römische Rechtsgeschichte,* 3. Aufl. S. 28 ff.).

setze er nicht hinüber, so gerate er selber in Gefahr, überschreite er die ihm vom heiligen Gesetz gesteckte Grenze, so rufe er Gefahr herauf über die ganze Welt (d. h. über den römischen Staat); er entschied für seinen Ehrgeiz und gegen Rom. Die Anekdote mag erfunden sein, Caesar wenigstens lässt uns in seinem *Bürgerkrieg* keinen derartigen inneren Gewissenskampf schauen; die Situation aber wird dadurch genau bezeichnet. Ein Mann kann noch so gross sein, frei ist er nie, seine Vergangenheit schreibt seiner Gegenwart gebieterisch die Richtung vor; hat er einmal das Schlechtere erwählt, so muss er fortan schaden, er mag wollen oder nicht, und schwingt er sich auch zum Alleinherrscher auf, im Wahne nunmehr lauter Gutes wirken zu können, so wird er an sich selber erfahren, dass „die Macht der Könige am wirksamsten in der Zerstörung ist“. An Pompejus hatte Caesar noch von Ariminum aus geschrieben: das Interesse der Republik liege ihm mehr am Herzen als das eigene Leben;[1]) noch nicht lange jedoch war Caesar Gutes zu wirken allmächtig, als Sallust, sein treuer Freund, ihn schon fragen musste: ob er denn eigentlich die Republik gerettet oder geraubt habe?[2]) Im besten Falle hatte er sie gerettet wie Virginius seine Tochter. Pompejus, erzählen mehrere zeitgenössische Schriftsteller, wollte keinen neben sich, Caesar keinen über sich dulden. — Man stelle sich vor, was aus Rom noch hätte werden können, wenn zwei solche Männer, anstatt Politiker zu sein, als Diener des Vaterlandes gehandelt hätten, wie das bisher römische Art gewesen war!

Es kann nicht meine Aufgabe sein, das hier flüchtig Angedeutete näher auszuführen; mir lag einzig daran, fühlbar zu machen, wie wenig man das Wesentliche an einem Volk erkennt, wenn man sich einzig und allein mit der Geschichte seiner Politiker und Feldherren abgiebt. Ganz besonders ist das bei Rom der Fall. Wer Rom lediglich von diesem Standpunkt aus betrachtet, und hielte er dabei auch noch so fleissig historische und

---

[1]) *De bello civili,* I, 9. Nebenbei gesagt, echt römisch, in einem solchen Augenblick einen so platten Ausdruck zu gebrauchen!

[2]) Zweiter Brief an Caesar.

pragmatisierende Umschau, kann gewiss zu keinem anderen Ergebnis als Herder gelangen, dessen Darstellung darum auch klassisch bleiben wird. Für diesen genialen Mann ist römische Geschichte „Dämonengeschichte“, Rom eine „Räuberhöhle“; was die Römer der Welt schenken, ist „verwüstende Nacht“, ihre „grossen, edlen Seelen, Scipionen und Caesar“ bringen ihr Leben mit Morden zu, je mehr Menschen sie in ihren Kriegszügen hingeschlachtet haben, umso feuriger das Lob, das ihnen gespendet wird — — —.[1]) Das ist von einem gewissen Standpunkt aus vollkommen richtig; doch haben die Forschungen der Niebuhr, Duruy und Mommsen (besonders die des zuletzt genannten), sowie auch die der glänzenden „romanistischen“ Rechtshistoriker unseres Jahrhunderts Savigny, Jhering und vieler anderer, ein anderes Rom aufgedeckt, auf dessen Dasein zuerst Montesquieu die Aufmerksamkeit gelenkt hatte. Hier galt es, dasjenige aufzufinden und ins rechte Licht zu stellen, was die alten römischen Geschichtsschreiber — beschäftigt, Schlachten zu feiern, Verschwörungen zu schildern, gut zahlenden Politikern zu schmeicheln, Feinde zu verleumden — gar nicht bemerkt oder wenigstens niemals nach Verdienst gewürdigt hatten. Eine Nation wird nicht, was Rom in der Geschichte der Menschheit geworden ist, d u r c h Raub und Mord, sondern t r o t z Raub und Mord; kein Volk bringt Staatsmänner und Krieger von so bewunderungswürdig starkem Charakter hervor wie Rom, wenn es nicht selber eine breite, feste und gesunde Grundlage für Charakterstärke abgiebt. Was Herder, und mit ihm so viele, Rom nennen, kann also nur ein Teil von Rom sein, und zwar nicht der wichtigste. Viel treffender finde ich die Ausführungen des Augustinus in dem fünften Buche seines *De civitate Dei;* er macht hier besonders auf die Abwesenheit der Habgier und des Eigennutzes bei den Römern aufmerksam; ihr ganzes Wollen, sagt er, habe sich in dem einen Entschluss kundgegeben: „entweder frei zu leben oder tapfer zu Grunde zu gehen“ *(aut fortiter emori, aut*

[1]) *Ideen zur Geschichte der Menschheit,* Buch 14.

liberos vivere); und die Grösse der römischen Macht, sowie ihre Dauer, schreibt er dieser moralischen Grösse zu.

In der allgemeinen Einleitung zu diesem Buche sprach ich von a n o n y m e n Kräften, welche das Leben der Völker gestalten; davon haben wir in Rom ein leuchtendes Beispiel. Ich glaube, man könnte ohne zu übertreiben sagen, Roms ganze wahre Grösse war eine solche anonyme „Volksgrösse“. Schlug bei den Athenern der Geist in die Krone, so schlug er hier in Stamm und Wurzeln; Rom war das wurzelhafteste aller Völker. Daher trotzte es auch so vielen Stürmen, und die Weltgeschichte bedurfte fast eines halben Jahrtausends, um den morschen Stamm auszurotten. Daher aber auch das eigentümliche Grau in Grau dieser Geschichte. Bei dem römischen Baum schoss alles ins Holz, wie die Gärtner sagen; er trug wenig Blätter, noch weniger Blüten, der Stamm war aber unvergleichlich stark; an ihm schlangen sich spätere Völker in die Höhe. Der Dichter und der Philosoph konnten in dieser Atmosphäre nicht gedeihen, dieses Volk liebte nur jene Persönlichkeiten, in denen es sich selbst erkannte, jedes Ungewöhnliche erregte sein Misstrauen; „wer anders sein wollte als die Genossen, hiess in Rom ein schlechter Bürger.“[1]) Das Volk hatte Recht; der beste Staatsmann für Rom war derjenige, der sich nicht eine Haaresbreite von dem entfernte, was die Allgemeinheit wollte, ein Mann, der es verstand, einmal hier, einmal dort das Sicherheitsventil zu öffnen, den wachsenden Kräften durch verlängerte Kolben, durch die Einrichtung entsprechender Centrifugalkugeln und Drosselklappen zu begegnen, bis die Staatsmaschine sich quasi automatisch erweitert und administrativ ergänzt hatte, kurz, ein zuverlässiger Maschinist: das war der Idealpolitiker für dieses starke, bewusste, durchaus nur den praktischen Lebensinteressen zugewandte Volk. Sobald Einer über dieses Mass hinaus wollte, wurde er, notgedrungen, Verbrecher am Gemeinwesen.

Rom, ich wiederhole es, denn dies ist die Grunderkenntnis, aus der jede andere erst entfliesst, Rom ist nicht die Schöpfung

---

[1]) Mommsen: *Römische Geschichte,* 8. Aufl. I, 24.

einzelner Männer, sondern eines ganzen Volkes; im Gegensatz zu Hellas ist hier alles wahrhaft Grosse „anonym“; keiner seiner grossen Männer ragt an die Grösse des gesamten römischen Volkes heran. Sehr richtig und beherzigenswert ist darum, was Cicero sagt (*Republik,* II, 1): „Aus folgendem Grunde ist die Verfassung unseres Staates anderen Staaten überlegen: anderwärts waren es einzelne Männer, welche durch Gesetze und Institute die Staatsordnung begründeten, wie z. B. auf Kreta Minos, in Lakedämonien Lykurg, in Athen (wo gar häufiger Wechsel stattfand) das eine Mal Theseus, das andere Mal Drako, dann wieder Solon, Kleisthenes und noch viele andere; dagegen gründet sich unser römisches Gemeinwesen auf das Genie nicht eines einzelnen Mannes, sondern vieler Männer, noch genügte zu seiner Errichtung die Spanne eines flüchtigen Menschenlebens, sondern es ist das Werk von Jahrhunderten und von aufeinander folgenden Generationen.“ Selbst der Feldherr brauchte in Rom nur die Tugenden, die seine ganze Armee besass, frei gewähren zu lassen — Geduld, Ausdauer, Selbstlosigkeit, Todesverachtung, den praktischen Sinn, vor allem das hohe Bewusstsein der staatlichen Verantwortlichkeit — und er war des Sieges sicher, wenn nicht heute, dann morgen. Ebenso wie die Truppen aus Bürgern bestanden, waren ihre Befehlshaber Magistrate, die nur vorübergehend das Amt eines Administrators oder eines Gesetzberaters und Rechtssprechers mit dem eines Feldherrn vertauschten; im allgemeinen machte es auch wenig Unterschied, wenn im regelmässigen Wechsel der Ämter der eine Beamte den anderen im Kommando ablöste; der Begriff „Soldat“ kam erst in der Zeit des Verfalles auf. Nicht als Abenteurer, als die sesshaftesten aller Bürger und Bauern haben die Römer die Welt erobert.

Römische Ideale

Ja, hier drängt sich die Frage auf: ist es überhaupt zulässig, bei den Römern von „Eroberern“ zu reden? Ich glaube kaum. Eroberer waren die Germanen, die Araber, die Türken; die Römer dagegen, von dem Tage an, wo sie in der Geschichte als individuell gesonderte Nation eintreten, zeichnen sich durch ihre fanatische, warmherzige und, wenn man will, engherzige Liebe für ihr Vaterland aus; sie sind an diesen Fleck Erde — kein her-

vorragend gesunder, kein ungewöhnlich reicher — durch unzerreissbare Herzensbande gekettet, und was sie in den Krieg treibt, was ihnen die unbezwingbare Macht verleiht, das ist zunächst und vor allem die Liebe zur Heimat, der verzweifelte Entschluss, den unabhängigen Besitz dieser Scholle nur mit dem Leben aufzugeben. Dass dieses Prinzip zur allmählichen Erweiterung des Staates führen musste, bezeugt nicht Eroberungslust, sondern war das Ergebnis einer Zwangslage. Selbst heute ist die M a c h t der wichtigste Faktor im internationalen Völkerrecht, und wir sahen, dass in unserem Jahrhundert die friedfertigsten Nationen, wie Deutschland, ihren Waffenstand unaufhörlich vergrössern mussten, doch einzig im Interesse ihrer Unabhängigkeit. Wie viel schwieriger war die Lage Roms, umringt von einem konfusen Durcheinander von Völkern und Völkchen, — in nächster Nähe die Menge der verwandten, ewig sich bekämpfenden Stämme, im weiteren Kreise das unerforschte, gewitterschwangere Chaos der Barbaren, der Asiaten und der Afrikaner! Verteidigung genügte nicht; wollte Rom Ruhe geniessen, so musste es das Friedenswerk der Organisation und Verwaltung von einem Land zum andern ausdehnen. Wohin unter den Zeitgenossen Roms jene kleinen Völker es brachten, die keinen politischen Blick besassen, das sehen wir an der Geschichte aller hellenischen Staaten; Rom dagegen besass diesen Blick wie nie ein Volk vor ihm oder nach ihm. Seine Leiter handelten nicht nach theoretischen Einsichten, wie wir beim Anblick einer so streng logischen Entwickelung heute fast glauben möchten; vielmehr folgten sie einem fast unfehlbaren I n s t i n k t e; dies ist aber auch der sicherste aller Kompasse, — wohl dem, der ihn besitzt! Nun hören wir viel von römischer Härte, römischem Eigennutz, römischer Gier; ja! war es denn möglich, inmitten einer solchen Welt für Unabhängigkeit und Freiheit zu streiten, ohne hart zu sein? kann man im Kampf ums Leben seinen Platz behaupten, ohne in erster Linie an sich selbst zu denken? ist nicht Besitz Kraft? Was man aber wenig oder gar nicht beachtet, ist, dass der beispiellose Erfolg der Römer nicht als ein Erfolg der Härte, des Eigennutzes, der Gier aufgefasst werden kann — diese wüteten ringsherum In

einem mindestens eben so hohen Grade wie unter den Römern, auch heute ist es nicht viel anders geworden, — nein, die Erfolge der Römer beruhen auf einer geistigen und sittlichen Überlegenheit. Freilich eine einseitige Überlegenheit; was ist aber auf dieser Welt nicht einseitig? Und es kann nicht geleugnet werden, dass in gewissen Beziehungen die Römer tiefer empfunden und schärfer gedacht haben, als jemals andere Menschen, wozu die Eigentümlichkeit kam, dass bei ihnen das Fühlen und das Denken ergänzend zusammenwirkten.

Ich nannte schon ihre Liebe zur Heimat. Das war ein Grundzug des altrömischen Wesens. Es war nicht die rein intellektuelle Liebe der Hellenen, sangeslustig und überschäumend, doch leicht den verräterischen Eingebungen des Eigennutzes erliegend, auch nicht die wortreiche der Juden: man weiss, wie die Juden die „babylonische Gefangenschaft“ so rührend besingen, aber, von dem grossherzigen Cyrus mit Schätzen in die Heimat zurückgeschickt, lieber Geldopfer bringen und bloss die Ärmsten zur Rückkehr zwingen, als dass sie das fremde Land, wo es ihnen so gut geht, verlassen; nein, bei den Römern war es eine treue, wortkarge, durchaus unsentimentale, dabei aber zu jedem Opfer bereite Liebe; kein Mann und kein Weib unter ihnen zögerte je, das Leben für das Vaterland zu opfern. Wie erklärt man nun eine so übermässige Liebe? Rom war (in alten Zeiten) keine reiche Stadt; ohne die Grenzen Italiens zu überschreiten, konnte man weit fruchtreichere Gegenden sehen. Was Rom aber gab und sicherte, das war ein in sittlicher Beziehung menschenwürdiges Dasein. Die Römer haben nicht die Ehe erfunden, sie haben nicht das Recht erfunden, sie haben nicht den geordneten, Freiheit gewährenden Staat erfunden: das alles erwächst aus der menschlichen Natur und findet sich überall in irgend einer Form und in irgend einem Grade; was aber die arischen Rassen unter diesen Begriffen als Grundlagen aller Sittlichkeit und Kultur sich vorstellten, hatte bis auf die Römer nirgends festen Fuss gefasst.[1])

---

[1]) Für die arischen Völker speziell vergl. Leist's vortreffliche: *Gräco-italienische Rechtsgeschichte* (1884) und sein *Altarisches Jus civile* (1896), auch Jhering's: *Vorgeschichte der Indoeuropäer.* Die

Waren die Hellenen zu nahe an Asien geraten, zu plötzlich civilisiert worden? Hatten die fast ebenso feurig begabten Kelten im

---

ethnischen Forschungen der letzten Jahre haben aber mehr und mehr gezeigt, dass Ehe, Recht und Staat in irgend einer Form überall, auch bei den geistig am wenigsten entwickelten Wilden bestehen. Und das muss scharf betont werden, denn die Entwickelungsmanie und der pseudowissenschaftliche Dogmatismus unseres Jahrhunderts haben in die meisten populären Bücher durchaus erfundene Darstellungen hineingebracht, die, trotz der sicheren Resultate genauer Forschungen, gar nicht mehr hinauszubringen sind; diese Darstellungen dringen ausserdem von dort aus in wertvolle ernste Werke ein. In Lamprecht's vielgenannter *Deutscher Geschichte,* Band I, z. B. finden wir eine angebliche Schilderung der gesellschaftlichen Zustände der alten Germanen, entworfen „unter den Auspizien der vergleichenden Völkerkunde“; hier wird von einer Zeit berichtet, in der bei den Germanen „eine durch keinerlei Unterschiede begrenzte Geschlechtsgemeinschaft herrschte, alle Geschwister untereinander Gatten waren, alle ihre Kinder untereinander Brüder und Schwestern u. s. w.“; daraus soll sich dann im weiteren Verlauf der Zeiten das sogenannte Matriarchat, das Mutterrecht, als erster Fortschritt herausgebildet haben — — — und so geht das Märchen seitenlang weiter; man glaubt dem ersten Stottern einer neuen Mythologie zu lauschen. Was das Mutterrecht anbelangt (d. h. Familiennamen und Erbrecht nach der Mutter, da die Vaterschaft stets eine gemeinschaftliche war), so hat Ihring überzeugend dargethan, dass es schon den ältesten Ariern, noch vor der Ablösung eines Germanenstammes, „gänzlich fremd“ war (*Vorgeschichte,* S. 61 ff.), und die urältesten Bestandteile der arischen Sprache deuten schon auf „die Herrenstellung des Gatten und Hausvaters“ (Leist: *Gräco-ital. Rechtsgeschichte,* S. 58); jene Annahme entbehrt folglich jeder wissenschaftlichen Grundlage. [Dies wurde inzwischen bestätigt durch Otto Schrader: *Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde,* 1901, S. XXXIII.] Wichtiger noch ist es, festzustellen, dass die von Lamprecht angerufene „vergleichende Völkerkunde“ nirgends auf der ganzen Welt Geschlechtsgemeinschaft unter Menschen gefunden hat. Im Jahre 1896 ist ein kleines Werk erschienen, welches in streng objektiver Weise alle hierher gehörigen Forschungen zusammenfasst, Ernst Grosse's: *Die Formen der Familie und die Formen der Wirtschaft,* und da sieht man, wie die angeblichen empirischen Philosophen, Herbert Spencer an der Spitze, und die angeblich streng empirischen, als „Autoritäten“ verehrten Anthropologen und Ethnologen (mit rühmlichen Ausnahmen, wie Lubbock) einfach von der *a priori* Voraussetzung ausgingen, es m ü s s e bei einfacheren Völkern Geschlechtsgemeinschaft geben, da

wilden Norden sich selber so verwildert, dass sie darum nichts mehr bilden, nichts mehr organisieren, keinen Staat mehr grün-

---

die Entwickelungslehre es erfordere, und wie sie dann überall Bestätigungen fanden. Jetzt aber ergeben genauere und unvoreingenommene Studien für einen Stamm nach dem andern, dass die Geschlechtsgemeinschaft dort nicht existiert, und Grosse darf die apodiktische Behauptung aufstellen: „Es giebt schlechterdings kein einziges primitives Volk, dessen Geschlechtsverhältnisse sich einem Zustande von Promiskuität näherten oder auch nur auf ihn hindeuteten. Die festgefügte Einzelfamilie ist keineswegs erst eine späte Errungenschaft der Civilisation, sondern sie besteht schon auf der untersten Kulturstufe als Regel ohne Ausnahme” (S. 42). Die genauen Belege findet man bei Grosse; im übrigen bezeugen alle anthropologischen und ethnologischen Berichte der letzten Jahre, wie sehr wir die sogenannten Wilden unterschätzt, wie oberflächlich wir beobachtet, wie unbesonnen wir auf Urzustände geschlossen hatten, von denen wir nicht das Geringste sicher wissen. [Neuerdings hat Heinrich Schurtz in seinem *Altersklassen und Männerbunde, eine Darstellung der Grundformen der Gesellschaft,* 1902, bei Reimer, ausführlich dargethan, dass die Argumente für eine frühere Promiskuität, die man aus heutigen Erscheinungen der „freien Liebe” herzuleiten pflegt, ganz anders zu deuten sind, und dass im Gegenteil: „gerade bei den primitivsten Stämmen die Ehe und im Zusammenhang damit die Gesellschaftsbildung auf rein geschlechtlicher Grundlage stärker entwickelt ist” (S. 200).] Da dieser Gegenstand prinzipiell ungemein wichtig ist und auch auf die wissenschaftliche Denkkraft und Denkmethode unseres Jahrhunderts ein eigentümliches, sehr bemerkenswertes Streiflicht wirft, so möchte ich noch ein lehrreiches Beispiel besonders anführen. Die Urbewohner von Zentralaustralien sollen bekanntlich zu den geistig am weitesten zurückgebliebenen aller Menschen gehören; Lubbock nennt sie: „elende Wilde, die nicht ihre eigenen Finger, selbst nicht einmal die an einer Hand zählen können” (*Die vorgeschichtliche Zeit,* deutsche Üb., II, 151). Man kann sich denken, mit welcher Geringschätzung der Reisende Eyre über die „höchst eigentümlichen Eheverbote” dieser elenden Rasse berichtete, wo „ein Mann kein Weib heiraten darf, die denselben Namen trägt wie er, und sei sie mit ihm auch gar nicht verwandt”. Merkwürdig! Und wie konnten diese Menschen, deren Pflicht es nach der Evolutionstheorie gewesen wäre, in unbeschränktester Geschlechtsgemeinschaft zu leben, sich so unerklärliche Grillen gestatten? Nunmehr haben zwei englische Beamte, die jahrelang unter diesen wilden Völkern lebten und ihr Vertrauen sich erwarben, uns

den konnten?[1]) Oder wirkten nicht vielmehr in Rom Blutmischungen innerhalb des gemeinsamen Mutterstammes, zugleich

ausführlich über sie berichtet (*Royal Society of Victoria,* April 1897, Auszug in *„Nature“* vom 10. Juni 1897) und es stellt sich heraus, dass ihr ganzes geistiges Leben, ihr „Vorstellungsleben“ (wenn ich so sagen darf), von einer so fabelhaften Kompliziertheit ist, dass unsereiner ihm schwer folgen kann. So haben z. B. diese Menschen, die angeblich nicht bis 5 zählen können, einen verwickelteren Seelenwanderungsglauben als Plato, und dieser Glaube giebt die Grundlage ihrer Religion ab. Nun aber ihre Ehegesetze. In der besonderen Gegend, von der hier die Rede ist, wohnt ein ethnisch einheitlicher Stamm, die A r u n t a s. Jede eheliche Verbindung mit fremden Stämmen ist verboten; dadurch wird also die Rasse rein erhalten. Den so äusserst schädlichen Folgen einer langanhaltenden Inzucht aber (Lamprecht's Germanen wären ja längst, ehe sie in die Geschichte eintraten, alle Cretins gewesen!) begegnen die Australneger durch folgende sinnreiche Kombination: den ganzen Stamm teilen sie (in Gedanken) in vier Gruppen ein; ich bezeichne sie zur Vereinfachung als a, b, c und d. Ein Jüngling aus der Gruppe a darf nur ein Mädchen aus der Gruppe d heiraten, der männliche b nur die weibliche c, der männliche c nur die weibliche b, der männliche d nur die weibliche a. Die Kinder von a und d bilden wiederum die Gruppe b, die von b und c die Gruppe a, die von c und b die Gruppe d, die von d und a die Gruppe c. Ich vereinfache sehr und gebe nur das Gerippe, denn ich fürchte, mein europäischer Leser käme sonst bald in die Lage, ebenfalls nicht bis 5 zählen zu können. Dass die Rechte des Herzens bedeutende Einschränkungen nach diesem System sich gefallen lassen müssen, das kann man nicht leugnen, aber ich frage, wie hätte ein wissenschaftlich gebildeter Züchter etwas Sinnreicheres erdenken können, um den beiden auf strenger Beobachtung fussenden Grundgesetzen der Züchtung zu entsprechen, die da sind: 1. die Rasse ist rein zu bewahren; 2. andauernde Inzucht ist zu vermeiden? (siehe Kap. 4). Eine derartige Erscheinung fordert Ehrfurcht und Schweigen. Bei ihrem Anblick schweigt man auch gern über solche Konstruktionen wie die vorhin genannten aus dem Ende des 19. Jahrhunderts. Wie jedoch, wenn man von den so unendlich mühsamen Versuchen dieser guten australischen Aruntas den Blick auf Rom wirft und hier aus dem Herzen des Volkes (erst viel später in eherne Tafeln gesetzlich eingegraben) die Heiligkeit der Ehe, die Rechtlichkeit der Familie, die Freiheit des Hausherrn inmitten einer entsetzlichen Welt entstehen sieht?

[1]) Thierry, Mommsen etc.

mit der durch geographische und historische Verhältnisse bedingten Zuchtwahl zur Hervorbringung abnormer Begabungen (natürlich mit begleitenden Rückbildungserscheinungen)?[1]) Ich weiss es nicht. Sicher ist aber, dass es vor der römischen keine heilige, würdige und zugleich praktische Regelung der Ehe- und

---

[1]) Bis vor Kurzem war es sehr beliebt, die Bevölkerung Roms als eine Art von Plaid nebeneinander lebender Völkerschaften darzustellen: von hellenischen Bestandteilen hätte sie ihre Traditionen, von etruskischen ihre Verwaltung, von sabinischen ihr Recht, von samnitischen ihren Geist u. s. w. Rom wäre gewissermassen also ein blosses Wort gewesen, ein Name, die gemeinsame Bezeichnung für ein internationales Stelldichein. Auch diese Seifenblase, aufgestiegen aus dem Gehirnschaum blasser Gelehrten, ist, wie so manche andere, in Mommsen's Händen zerplatzt. Thatsachen und Vernunft, beide beweisen die Widersinnigkeit einer derartigen Hypothese, „die sich bemüht, das Volk, das wie wenig andere seine Sprache, seinen Staat und seine Religion rein und volkstümlich entwickelt hat, in ein wüstes Gerölle etruskischer und sabinischer, hellenischer und leider sogar pelasgischer Trümmer zu verwandeln“ (*Röm. Gesch.* I, 43). Dass aber dieses durchaus einheitliche, eigenartige Volk aus einer ursprünglichen Kreuzung verschiedener verwandter Stämme hervorging, ist sicher und wird von Mommsen selber klar entwickelt; er nimmt zwei latinische und einen sabellischen Stamm an; später trat noch allerhand dazu, aber erst, als der römische Nationalcharakter fest ausgebildet war, so dass er sich das Fremde assimilierte. Es wäre jedoch lächerlich, „Rom darum den Mischvölkern beizuzählen“ (a. a. O., S. 44). — Etwas ganz anders Ist es, festzustellen, dass die ausserordentlichsten, individuellsten Begabungen und die stämmigste Kraft aus Kreuzungen hervorgehen: Athen war ein glänzendes Beispiel, Rom ein zweites, das Italien und Spanien des Mittelalters weitere, wie es heute Preussen und England sind. (Näheres bringt Kap. 4.) In dieser Beziehung ist wohl die hellenische Mythe, die Latiner entstammten einer Verbindung zwischen Hercules und einem hyperboräischen Mädchen, sehr bemerkenswert, als einer jener unbegreiflichen Züge angeborener Weisheit; wogegen die verzweifelten Versuche des Dionysius von Halikarnass (der zur Zeit von Christi Geburt lebte), die Abstammung der Römer von Hellenen nachzuweisen, „da sie doch unmöglich barbarischen Ursprungs sein könnten“, in recht rührend naiver Art zeigen, wie gefährlich eine Verbindung von grosser Gelehrsamkeit mit vorgefassten Meinungen und Vernunftschlüssen werden kann!

Familienverhältnisse gab; ebensowenig ein rationelles Recht auf sicherer, ausbildungsfähiger Grundlage ruhend, und eine den Stürmen einer chaotischen Zeit gewachsene staatliche Organisation. Mochte das einfach gezimmerte Räderwerk des alten römischen Staates häufig noch unbeholfen arbeiten und gründliche Reparaturen erfordern, es war ein prächtiges, zeit- und zweckgemässes Gefüge. Das Recht war dort von Anfang an unendlich fein empfunden und gedacht, und seine Beschränkung entsprach den Verhältnissen. Und gar erst die Familie! Die gab es einzig und allein in Rom, und zwar so schön, wie sie die Welt nie wieder gesehen hat! Jeder römische Bürger, gleichviel ob Patrizier oder Plebejer, war Herr, ja König in seinem Hause: sein Wille reichte über den Tod hinaus durch die unbedingte Freiheit des Testierens und die Heiligkeit des Testaments; sein Heim war gegen behördliche Einmischung durch festere Rechte geschützt als das unsere; im Gegensatz zum semitischen Patriarchat hatte er das Prinzip der Agnation[1]) eingeführt und dadurch die ganze Schwiegermutter- und überhaupt Weiberwirtschaft von vornherein abgeschafft; dagegen wurde die *mater familas* wie eine Königin geehrt, geschätzt, geliebt. Wo sah man Ähnliches in der damaligen Welt? Jenseits der Civilisation vielleicht; innerhalb ihrer nirgends. Und d a r u m liebte der Römer seine Heimat mit so zäher Liebe und vergoss er für sie sein Herzblut. Rom war für ihn die Familie und das Recht, ein ragender Fels der Menschenwürde inmitten wilder Brandung.

Man glaube doch nicht, dass irgend etwas Grosses auf dieser Welt vollbracht werden könne, ohne dass eine rein ideale Kraft mitwirke. Die Idee allein wird es freilich nicht thun; ein handgreifliches Interesse muss ebenfalls dabei sein, und wäre es auch nur, wie bei den Glaubensmärtyrern, ein jenseitiges Interesse:

---

[1]) Die Familie auf Vaterverwandtschaft allein beruhend, so dass nur die Abstammung von der Vaterseite durch Mannspersonen eine rechtliche Verwandtschaft begründet, dagegen nicht die von der Mutterseite. Nur eine in den richtigen Formen geschlossene Ehe erzeugt Kinder, die zur agnatischen Familie gehören.

ohne ideale Beigabe besitzt jedoch der Kampf, bloss um Gewinn, wenig Widerstandskraft; höhere Leistungsfähigkeit giebt einzig ein Glaube, und das eben nenne ich, im Gegensatz zum unmittelbaren Interesse des Augenblickes — sei es Gelüste, Besitz oder was noch — einen idealen Trieb. Wie Dionysius von den alten Römern sagt: „S i e d a c h t e n g r o s s v o n s i c h s e l b s t und durften daher nichts ihrer Voreltern Unwürdiges thun" (I, 6); mit anderen Worten, sie hielten sich ein I d e a l von sich selbst vor. Ich meine das Wort „Ideal" nicht in dem verkommenen, verschwommenen Sinne der romantischen „blauen Blume", sondern in dem Sinne jener Kraft, welche den hellenischen Bildner dazu antrieb, aus dem Steine heraus den Gott zu bilden, und welche den Römer lehrte, seine Freiheit, seine Rechte, seine Verbindung mit einem Weibe zur Ehe, seine Verbindung mit anderen Männern zu einem Gemeinwesen als etwas H e i l i g e s zu betrachten, als das Kostbarste, was das Leben schenken kann. Ein Fels, sagte ich, nicht ein Wolkenkuckucksheim. Als Traum bestand das ja mehr oder weniger bei allen Indoeuropäern: die heilige Scheu, den heiligen Ernst treffen wir in verschiedenen Gestaltungen bei allen Mitgliedern dieser Familie an; die hartnäckige Kraft der Verwirklichung auf praktischem Gebiete war aber Keinem so gegeben, wie dem Römer. — Man lasse sich nicht einreden, dass „Räuber" die Thaten vollbringen können, welche der römische Staat, der Welt zum Heil, vollbrachte. Und wenn man die Absurdität einer solchen Auffassung erst eingesehen hat, dann suche man tiefer, und man wird finden, dass diese Römer eine civilisatorische Macht ohnegleichen waren, und dass sie das nur sein konnten, weil sie, neben grossen Fehlern und auffallenden intellektuellen Lücken, hohe geistige und sittliche Eigenschaften besassen.

Der Kampf gegen die Semiten

Mommsen erzählt (I, 321) von dem Bündnis zwischen den Babyloniern und den Phöniziern, um Griechenland und Italien zu unterwerfen, und meint: „mit einem Schlag wäre die Freiheit und die Civilisation vom Angesicht der Erde vertilgt gewesen". Man überlege sich recht, was diese Worte in dem Munde eines Mannes, der wie kein zweiter den gesamten Stoff übersieht, bedeuten;

die Freiheit und die Civilisation (ich würde eher die Kultur gesagt haben, denn wie kann man den Babyloniern und den Phöniziern oder auch den Chinesen Civilisation absprechen?) wären vertilgt, also auf ewig vernichtet gewesen! Und dann nehme man die Bücher zur Hand, die eine ausführliche, wissenschaftliche Beschreibung der phönizischen und babylonischen Civilisation geben, damit man sich klar werde, worauf ein Urteil von dieser Tragweite sich gründet. Man wird bald einsehen, was eine hellenische „Kolonie“ von einer phönizischen „Faktorei“ unterscheidet; man wird auch bald an dem Unterschied zwischen Rom und Karthago erkennen lernen, was das ist, eine ideale Kraft, selbst auf dem Gebiete der trockensten, eigensüchtigsten Interessenpolitik. Wie viel giebt uns z. B. Jhering zu denken, wenn er (*Vorgeschichte* S. 176) uns lehrt, zwischen den „Handelsstrassen“ der Semiten und den „Heeresstrassen“ der Römer zu unterscheiden: jene dem Hang nach Ausdehnung und Besitz, diese dem Bedürfnis nach Konzentration und Verteidigung der Heimat entsprungen. Man wird auch unterscheiden lernen zwischen authentischen „Räubern“, die nur insofern civilisieren, als sie mit beneidenswerter Intelligenz alle praktisch verwertbaren Erfindungen aufzugreifen und zu verarbeiten, und bei fremden Völkern im Interesse ihres Handels künstliche Bedürfnisse grosszuziehen verstehen, sonst aber selbst ihren nächsten Stammesangehörigen jedes menschliche Recht rauben, — die nirgends etwas organisieren, ausser Steuern und unbedingter Knechtschaft, die überhaupt, gleichviel wo sie auch Fuss fassen, niemals ein ganzes Land ordnend zu beherrschen trachten, sondern stets nur auf Handelsobjekte fahnden, sonst aber alles so barbarisch lassen, wie es ist: man wird, sage ich, von solchen echten Räubern die Römer zu unterscheiden lernen, die um den unverrückbaren heimatlichen Mittelpunkt herum langsam und notgedrungen, um sich die Segnungen ihrer eigenen Ordnung daheim zu bewahren, ihren ordnenden, klärenden Einfluss auch nach aussen ausbreiten müssen, niemals eigentlich erobernd (wenn sie es vermeiden können), jede Eigenart mit Verehrung schonend, dabei aber so vorzüglich organisierend, dass Völker mit der Bitte zu ihnen

kommen, an dem Segen dieser Ordnung teilnehmen zu dürfen,[1]) ihr eigenes vortreffliches „römisches Recht“ in liberalster Weise vielen, nach und nach immer zahlreicheren zugänglich machend, zugleich die verschiedenen fremden Rechte mit Zugrundelegung des römischen zu einem allmählich sich klärenden „allgemeinen Weltrecht“[2]) vereinigend: das alles ist doch wahrlich kein Räuberhandwerk. Vielmehr haben wir darin die Vorarbeiten zu erblicken für die dauernde Einführung indoeuropäischer Freiheits- und Civilisationsideale. Mit Recht sagt Livius: „Nicht unsere Waffen allein, auch die römische Gesetzgebung eroberte uns weithinreichenden Einfluss.“

Man sieht, die übliche Auffassung Roms als der erobernden Nation *par excellence* ist eine sehr einseitige. Sogar als es sich selber untreu geworden oder vielmehr, als das römische Volk eigentlich von der Erde ganz und gar verschwunden war und nur die Idee davon noch über seinem Grabe schwebte, sogar dann noch konnte es von diesem grossen Prinzip seines Lebens nicht weit abweichen: selbst die rohen Soldatenkaiser vermochten es nicht, diese Tradition zu brechen. Darum kommt auch der

---

[1]) Eines der letzten Beispiele sind die Juden, welche mit der flehenden Bitte nach Rom kamen (um das Jahr 1), sie von ihrem semitischen Königtum zu erlösen und als römische Provinz aufzunehmen. Welche Dankbarkeit sie dem mild und nachsichtig regierenden Rom später bewiesen, ist bekannt.

[2]) Über das häufig sehr unklar entwickelte und definierte *„jus gentium“* schreibt Esmarch in seiner *Römischen Rechtsgeschichte,* 3. Aufl., S. 185: „Dieses Recht ist im römischen Sinne weder als ein aus der Vergleichung der bei allen den Römern bekannten Völkern geltenden Rechte gewonnenes Aggregat zufällig gemeinsamer Rechtssätze, noch als ein objektiv bestehendes, vom römischen Staate anerkanntes und rezipiertes Handelsrecht, sondern seiner wesentlichen Substanz nach als e i n e d e m K e r n e d e s r ö m i s c h e n V o l k s b e w u s s t s e i n s e n t s p r u n g e n e O r d n u n g für die internationalen privatrechtlichen Beziehungen aufzufassen.“ — Innerhalb der einzelnen Länder blieben die Rechtsverhältnisse von den Römern möglichst unangetastet, einer der überraschendsten Beweise von dem grossen Respekt, den sie (in der Epoche ihrer wahren Blüte) jeder Eigenart zollten.

wahre Schlachtenheld — als einzelne Erscheinung — unter den Römern gar nicht vor. Ich will nicht erst Alexander, Karl XII. oder Napoleon zum Vergleich heranziehen, ich frage aber, ob nicht der eine Hannibal als erfindungsreicher, verwegener, eigenmächtiger Kriegsfürst mehr eigentliche Genialität an den Tag gelegt hat, als alle römischen Imperatoren zusammen.

Dass Rom nicht für ein zukünftiges Europa, dass es nicht im Interesse einer fernhinreichenden Kulturaufgabe, sondern für sich selbst gekämpft hat, das braucht kaum gesagt zu werden; gerade dadurch aber, dass es seine eigenen Interessen mit der rücksichtslosen Energie eines moralisch starken Volkes verfocht, hat es jene „geistige Entwickelung der Menschheit, die auf dem indogermanischen Stamm beruht", vor sicherem Untergang bewahrt. Das sieht man am besten in dem entscheidendsten aller seiner Kämpfe, dem mit K a r t h a g o. Wäre Roms politische Entwickelung nicht bis dahin so streng logisch gewesen, hätte es nicht bei Zeiten das übrige Italien sich unterordnet und diszipliniert, so wäre jener vorhin genannte tödliche Schlag auf Freiheit und Civilisation von den verbündeten Asiaten und Puniern noch ausgeführt worden. Und wie wenig ein einzelner Held solchen weltgeschichtlichen Lagen gegenüber vermag, trotzdem er allein sie vielleicht überblickt, zeigt uns das Schicksal Alexander's, der Tyrus vernichtet hatte und gegen Karthago zu ziehen gedachte, bei seinem frühen Tode aber nichts hinterliess, als die Erinnerung an sein Genie. Das langlebige römische Volk dagegen war jener grossen Aufgabe gewachsen, welche es zuletzt in die lapidaren Worte zusammenfasste: *delenda est Carthago.*

Wie viel hat man nicht über die Vertilgung Karthagos durch die Römer gewehklagt und moralisiert, von Polybius bis zu Mommsen! Erfrischend wirkt es, wenn man einmal einem Schriftsteller begegnet, der, wie Bossuet, einfach meldet: „Karthago wurde eingenommen und vertilgt von Scipio, der sich hierin würdig seines grossen Ahnen erwies", ohne jede moralische Entrüstung, ohne die übliche Phrase: aller Jammer, der später über Rom hereinbrach, sei eine Vergeltung für diese Missethat. Ich schreibe nicht eine Geschichte Roms und habe folglich auch nicht über die

Römer zu Gericht zu sitzen; Eines aber ist so klar wie die Sonne am Mittag: wäre das phönizische Volk nicht ausgerottet, wären seine Überreste nicht durch die spurlose Vertilgung seiner letzten Hauptstadt eines Vereinigungspunktes beraubt und zum Aufgehen in andere Nationen gezwungen worden, so hätte die Menschheit dieses 19. Jahrhundert, auf welches wir jetzt, bei aller demütigen Anerkennung unserer Schwächen und Narrheiten, doch mit Stolz und zu Hoffnungen berechtigt zurückblicken, niemals erlebt. Bei der unvergleichlichen Zähigkeit der Semiten hätte die geringste Schonung genügt, damit die phönizische Nation wieder entstehe; in einem nur halbverbrannten Karthago hätte ihre Lebensfackel unter der Asche weiter geglimmt, um, sobald das römische Kaiserreich seiner Auflösung entgegenging, von Neuem hell aufzulodern. Mit den Arabern, die unsere Existenz lange arg bedrohten, sind wir bis heute noch nicht fertig geworden,[1]) und ihre Schöpfung, der Mohammedanismus, bildet ein

---

[1]) Der Kampf, der in den letzten Jahren in Zentralafrika zwischen dem Kongo-Freistaat und den Arabern wütete (ohne dass er in Europa viel Beachtung gefunden hätte), ist ein neues Kapitel in dem alten Krieg zwischen Semiten und Indoeuropäern um die Weltherrschaft. Erst seit etwa 50 Jahren sind die Araber von der Ostküste Afrikas aus weit ins Innere und bis nahe an den Atlantischen Ozean vorgedrungen; der berühmte Hamed ben Mohammed ben Juna, genannt Tippu-Tib, war lange Zeit unumschränkter Herrscher über ein gewaltiges Reich, welches fast quer durch ganz Afrika in einer Breite von etwa 20 Grad reichte. Zahllose Völkerschaften, die noch Livingstone glücklich und friedliebend angetroffen hatte, sind inzwischen teils gänzlich vernichtet — da der Sklavenhandel nach aussen der Haupterwerb der Araber ist und niemals im Laufe der Geschichte der Menschheit in einem solchen Masse betrieben wurde wie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts — teils haben die Eingeborenen durch den Kontakt mit den semitischen Herrschern eine merkwürdige moralische Umwandlung durchgemacht: sie sind Menschenfresser geworden und damit zugleich aus grossen dummen Kindern zu wilden Bestien. Bemerkenswert ist es, dass die Araber nichtsdestoweniger dort, wo sie es für lohnend fanden, als gebildete, kenntnisreiche, kluge Leute grossartige Kulturen angelegt haben, so dass es Teile vom Congo-Flussgebiete giebt, die fast so schön bebaut sein sollen, wie ein elsässisches Gut. In Kassongo,

Hindernis, wie kein zweites, für jeden Fortschritt der Civilisation und hängt in Europa, Asien und Afrika als Damoklesschwert über unserer mühsam aufstrebenden Kultur; die Juden stehen sittlich so hoch über allen anderen Semiten, dass man sie kaum mit jenen (von jeher übrigens ihre Erbfeinde) zugleich nennen mag, und doch müsste man blind oder unehrlich sein, wollte man nicht bekennen, dass das Problem des Judentums in unserer Mitte zu den schwierigsten und gefährlichsten der Gegenwart gehört; nun denke man sich dazu noch eine phönizische Nation, von frühester Zeit an alle Häfen besetzt haltend, allen Handel monopolisierend, im Besitze der reichsten Metropole der Welt und einer uralten nationalen Religion (gewissermassen Juden, die niemals Propheten gekannt hätten) — — — ! Es ist kein phantastisches Geschichtsphilosophieren, sondern eine objektiv beweisbare Thatsache, dass unter solchen Bedingungen das, was wir heute Europa nennen, niemals hätte entstehen können. Von Neuem verweise ich auf die gelehrten Werke über die Phönizier, vor Allem aber, weil Jedermann zugänglich, auf die meisterhafte Zusammenfassung in Mommsen's *Römische Geschichte,* drittes Buch, Kapitel I „Karthago". Die geistige Unfruchtbarkeit dieses Volkes war geradezu entsetzenerregend. Trotzdem das Schicksal die Phönizier zu Maklern der Civilisation gemacht, hat sie dies nie dazu angeregt, auch nur das Geringste selber zu erfinden; die Civilisation blieb überhaupt für sie etwas ganz Äusserliches; was wir „Kultur" nennen, haben sie bis zuletzt nie geahnt: in die herrlichsten Stoffe gekleidet, von Kunstwerken umgeben, im Besitze alles Wissens ihrer Zeit, trieben sie nach wie vor Zauberei, brachten Menschenopfer und lebten in einem solchen Pfuhl unnennbarer Laster, dass die verdorbensten Orientalen sich mit

---

der Hauptstadt dieser reichen Gegend, fanden die belgischen Truppen grossartige arabische Häuser mit seidenen Vorhängen, Bettdecken von Atlas, prächtig geschnitzten Möbeln, Silbergeschirr u. s. w.; die Ureinwohner dieser selben Gebiete waren aber inzwischen hinabgesunken zu Sklaven und zu Menschenfressern. Ein recht handgreifliches Beispiel des Unterschiedes zwischen civilisieren und Kultur spenden. (Siehe namentlich Dr. Hinde: *The fall of the Congo Arabs,* 1897, S. 66 ff., 184 ff. etc.)

Abscheu von ihnen abwandten, Über ihr Wirken zur Verbreitung der Civilisation urteilt Mommsen: „Das haben sie mehr w i e d e r V o g e I d a s S a m e n k o r n,[1]) als wie der Ackermann die Saat ausgestreut. Die Kraft, die bildungsfähigen Völker, mit denen sie sich berührten, zu civilisieren, und sich zu assimilieren, wie sie die Hellenen und selbst die Italiker besitzen, fehlt den Phönikern gänzlich. Im Eroberungsgebiet der Römer sind vor der romanischen Zunge die iberischen und die keltischen Sprachen verschollen; die Berber Afrikas reden heute noch dieselbe Sprache wie zu den Zeiten der Hannos und der Barkiden. Aber vor Allem mangelt den Phönikern, wie allen aramäischen Nationen im Gegensatz zu den indogermanischen, der staatenbildende Trieb, der geniale Gedanke der sich selber regierenden Freiheit.“ ‘Wo die Phönizier sich niederliessen, war ihre Verfassung im letzten Grunde einfach „e i n K a p i t a l i s t e n r e g i m e n t, bestehend einerseits aus einer besitzlosen, von der Hand in den Mund lebenden städtischen Menge (auf dem Lande die unterworfenen, als rechtloses Sklavenvieh behandelten Völker), andrerseits aus Grosshändlern, Plantagenbesitzern und vornehmen Vögten.“ — — — Das sind die Menschen, das ist der verhängnisvolle Zweig aus der semitischen Verwandtschaft, vor dem wir durch das brutale *delenda est Carthago* gerettet worden sind. Und sollte es wahr sein, dass die Römer in diesem Falle, mehr als sonst bei ihnen üblich, den niedrigeren Eingebungen der Rache, vielleicht sogar der Eifersucht gefolgt sind, so muss ich umsomehr die unfehlbare Sicherheit des Instinktes bewundern, welche sie, selbst dort, wo sie von bösen Leidenschaften verblendet waren, dasjenige treffen liess, was nur irgend ein kühl berechnender, mit prophetischem Blick begabter Politiker zum Heil der Menschheit von ihnen hätte fordern müssen.[2])

---

[1]) Jeder Leser weiss wohl, durch welchen automatischen Prozess der Vogel unwissend zur Verbreitung der Pflanzen beiträgt?

[2]) Mommsen, der das römische Verfahren gegen Karthago streng verurteilen zu müssen glaubt, giebt doch an einer späteren Stell (V, 623) zu, dass weder Herrsch- noch Habsucht es bestimmt habe, sondern, meint er, Furcht und Neid. Für die prinzipielle

Ein zweites römisches *delenda* hat für die Weltgeschichte eine vielleicht ebenso unermessliche Bedeutung: das *delenda est Hierosolyma.* Ohne diese That (welche wir allerdings den ewig gegen jede Staatsordnung sich auflehnenden Juden mehr als den langmütigen Römern zu verdanken haben), hätte das Christentum sich schwerlich jemals vom Judentum losgerissen, sondern wäre zunächst eine Sekte unter Sekten geblieben. Die Gewalt der religiösen Idee hätte aber gesiegt, das kann gar nicht in Frage gezogen werden: die enorme und zunehmende Ausbreitung der jüdischen Diaspora vor Christi Zeiten bezeugt es; wir hätten also ein durch christliche Anregung reformiertes, weltbeherrschendes Judentum erhalten.[1]) Vielleicht wendet man ein:

Auffassung der Rolle Roms in der Weltgeschichte ist gerade diese Unterscheidung von Wichtigkeit. Kann man inmitten einer Weit, welche als Norm für das internationale Recht einzig die Macht anerkennt, von einem starken Volk feststellen, es sei n i c h t habsüchtig und nicht herrschsüchtig, so hat man, dünkt mich, seinem sittlichen Charakter ein Zeugnis ausgestellt, wodurch es über alle zeitgenössischen Völker erhaben emporragt. Was die „Furcht“ jedoch anbelangt, so war sie durchaus berechtigt, und es ist wohl gestattet, zu meinen, dass der römische Senat die Situation richtiger beurteilt hat, als Mommsen. — Caesar, der eigenmächtige, von dem selbst sein eifriger Freund Celius sagen muss, er opfere die Interessen des Staates seinen persönlichen Plänen, baute ja später Karthago wieder auf; und was wurde daraus? Die berüchtigteste Lasterhöhle der Welt, in der alle, die ihr Schicksal dahin warf, Römer, Griechen, Vandalen, bis auf das Mark der Knochen verkamen; solche verheerende Zauberkraft besass noch, auf der Stätte, wo ein halbes Jahrtausend lang phönizische Greuel gewaltet hatten, der auf ihm lastende Fluch! Dass aus seinen Lupanaren ein mächtiger Schrei der Empörung gegen Alles, was Civilisation hiess, hervorging: Tertullian und Augustinus, das ist das Einzige, was wir der kurzsichtigen und kurzlebigen Schöpfung Caesar's als Verdienst anrechnen können. — Zur Charakterisierung des 19. Jahrhunderts sei das Urteil seines angeblich grössten Historikers angeführt. Professor Leopold von Ranke urteilt: „Das phönizische Element hat durch Handel, Kolonisation und zuletzt auch durch Krieg einen doch in der Hauptsache b e l e b e n d e n Einfluss auf den Occident ausgeübt.“ (*Weltgeschichte* I, 542.)

[1]) Die D i a s p o r a nennt man die erweiterte jüdische Gemeinde. Ursprünglich verstand man darunter diejenigen Juden, die es vorgezogen hatten, aus der babylonischen „Gefangenschaft“ nicht

das sei ja eingetreten, das sei ja unsere christliche Kirche. Gewiss, zum Teil ist der Einwand berechtigt; kein gerecht denken-

---

heimzukehren, weil es ihnen dort viel besser ging, als in ihrer Heimat. Bald war keine wohlhabende Stadt der Welt ohne jüdische Gemeinde; nichts ist falscher als die verbreitete Vorstellung, erst die Zerstörung Jerusalems habe die Juden über die Welt zerstreut. In Alexandrien und Umgebung allein rechnete man unter den ersten römischen Kaisern eine Million Juden, und schon Kaiser Tiberius erkannte diesen theokratischen Staat inmitten des Rechtsstaates für eine grosse Gefahr. Die Diaspora machte eifrig und mit grossem Erfolge Propaganda, wobei die Liberalität, mit der sie Männer als „Halbjuden“ mit Nachsicht der peinlichen Einweihungszeremonie aufnahmen, ihr sehr zu statten kam; ausserdem sprachen noch materielle Vorteile mit, da die Juden ihre Religion benutzt hatten, um vom Militärdienst und von einer Reihe anderer lästiger, bürgerlicher Pflichten sich freisprechen zu lassen; den grössten Erfolg hatten jedoch die hebräischen Missionäre bei den Weibern. Bemerkenswert ist nun vor allem die Thatsache, dass diese internationale Gemeinde, welche Hebräer und Nichthebräer enthielt und in welcher alle Schattierungen des Glaubens vertreten waren, vom bigottesten Pharisäertum bis zur offen höhnenden Irreligion, wie ein Mann zusammenhielt, sobald es um die Privilegien und die Interessen der gemeinsamen Judenschaft ging; der jüdische Freidenker hätte um nichts in der Welt es versäumt, seinen jährlichen Beitrag für die Tempelopfer nach Jerusalem einzusenden; Philo, der berühmte Neoplatoniker, der an Jahve ebensowenig glaubte wie an Juppiter, vertrat dennoch die jüdische Gemeinde von Alexandrien in Rom, zu Gunsten der durch Caligula bedrohten Synagogen; Poppaea Sabina, die Geliebte und später die Gemahlin Nero's, keine Hebräerin, aber ein eifriges Mitglied der jüdischen Diaspora, unterstützte die Bitten von Nero's Liebling, dem jüdischen Schauspieler Alityrus, die Sekte der Christen auszurotten, und wurde dadurch höchst wahrscheinlich die moralische Urheberin jener grässlichen Verfolgung des Jahres 64, bei welcher angeblich auch die Apostel Peter und Paul ihr Ende fanden. Die Thatsache, dass die Römer, die sonst zu jener Zeit Christen von orthodoxen Juden nicht zu trennen wussten, sie bei dieser Gelegenheit ganz genau unterschieden, betrachtet Renan als endgültige Bestätigung dieser Anklage, die schon im 1. Jahrhundert gegen die Diaspora erhoben wurde (in Tertullian's *Apologeticus,* Kap. XXI z. B. etwas verblümt, aber doch deutlich, siehe auch Renan: *L'Antéchrist,* ch. VII). Neuere zwingende Beweise, dass bis zu Domitian, also bis lange nach Nero's Tod, die Römer die Christen als jüdische Sekte betrachteten, findet man in Neumann's: *Der*

der Mann wird den Anteil leugnen wollen, der dem Judentum an ihr zufällt. Wenn man aber sieht, wie in der frühesten Zeit die Anhänger Christi die strenge Befolgung des jüdischen „Gesetzes“ forderten, wie sie sogar, weniger liberal als die Juden der Diaspora, keine „Heiden“ in ihre Gemeinschaft aufnahmen, die nicht das allen Semiten gemeinsame Mal der *circumcisio* sich hatten aufdrücken lassen, wenn man die Kämpfe bedenkt, die der Apostel Paulus (der Heiden-Apostel) bis an seinen Tod gegen die Juden-Christen zu bestehen hatte, und dass selbst noch viel später, in der Offenbarung Johannis (III, 9) er und die Seinen geschmäht werden als: „die aus Satanas Schule, die da sagen, sie sind Juden und sind es nicht, sondern lügen“, wenn man die Autorität Jerusalems und seines Tempels auch innerhalb des paulinischen Christentums als einfach unüberwindbar weiter bestehen sieht, solange beide überhaupt noch standen,[1]) so kann man nicht bezweifeln, dass die Religion der civilisierten Welt unter dem rein jüdischen Primat der Stadt Jerusalem geschmachtet hätte, wäre Jerusalem nicht von den Römern vernichtet worden. Ernest Renan, gewiss kein Feind der Juden, hat in seinen *Origines du Christianisme* (Band IV, Kap. 20) in beredten Worten gezeigt, welche „immense Gefahr“ darin gelegen hätte.[2]) Schlimmer noch als das Handelsmonopol der Phönizier wäre das Religionsmonopol der Juden gewesen; unter dem bleiernen Druck dieser geborenen Dogmatiker und Fanatiker wäre jede Denk- und Glaubensfreiheit aus der Welt entschwunden; die platt- materialistische Auffassung Gottes wäre unsere Religion,

---

römische Staat und die allgemeine Kirche (1890) S. 5 ff. u. 14 ff. Dass Tacitus genau zwischen Juden und Christen unterschied, beweist in dieser Sache offenbar gar nichts, da er 50 Jahre n a c h Nero's Verfolgung schrieb, und das Wissen einer späteren Zeit in seiner Erzählung auf die frühere übertrug. Siehe auch über die „jüdische Eifersucht“ Paul Allard: *Le Christianisme et l'Empire romain de Néron à Théodose* (1897), ch. I.

[1]) Vergl. hierüber z. B. Graetz: *Volksth. Geschichte der Juden,* I, 653.

[2]) In seinem *Discours et Conférences,* 3e ed., p. 350 nennt er die Zerstörung Jerusalems: *„un immense bonheur“.*

die Rabulistik unsere Philosophie gewesen. Auch dies ist kein Phantasiebild, es reden hier nur zu viele Thatsachen; denn was ist jenes starre, engherzige, geistig beschränkte Dogmatisieren der christlichen Kirche, desgleichen kein arisches Volk sich jemals austräumte, was ist jener alle Jahrhunderte bis auf unser 19. hinab schändende blutgierige Fanatismus, jener der Religion der Liebe von Anfang an anhaftende Fluch des Hasses, von denen Grieche und Römer, Inder und Chinese, Perser und Germane schauernd sich abwenden? was denn, wenn nicht der Schatten jenes Tempels, in welchem dem Gott des Zornes und der Rache geopfert wurde, ein dunkler Schatten, hingeworfen über das jugendliche Heldengeschlecht, „das aus dem Dunkeln ins Helle strebt“?

Ohne Rom, das ist sicher, wäre Europa eine blosse Fortsetzung des asiatischen Chaos geblieben. Griechenland hat stets nach Asien gravitiert, bis Rom es losriss. Dass der Schwerpunkt der Kultur endgültig nach Westen verlegt, dass der semitisch-asiatische Bann gebrochen und wenigstens teilweise abgeworfen wurde, dass das vorwiegend indogermanische Europa nunmehr das schlagende Herz und das sinnende Hirn der ganzen Menschheit wurde, das ist das Werk Roms. Indem dieser Staat sein eigenes praktisches (aber, wie wir sahen, durchaus nicht unideales) Interesse rücksichtslos eigennützig, oft grausam, immer hart, selten unedel verfocht, hat es das Haus bereitet, die starke Burg, in welchem sich dieses Geschlecht nach langen, ziellosen Wanderungen niederlassen und zum Heil der Menschheit organisieren sollte.

Zu diesem Werke Roms waren so viele Jahrhunderte vonnöten und ein so hoher Grad jenes unfehlbaren, eigensinnigen Instinktes, der das Richtige trifft, auch wo es das Unvernünftige scheinen muss, der Gutes schafft selbst dort, wo er Böses will, dass hier nicht das flüchtige Dasein hervorragender Individuen, sondern die widerstandsfähige und fast wie eine Naturmacht wirkende Einheit eines hartgestählten Volkes das Richtige und einzig Wirksame war. Darum ist die sogenannte „politische Geschichtsschreibung“, diejenige, heisst das, welche aus den Bio-

graphien vielgenannter Männer, den Kriegsannalen und den diplomatischen Archiven das Leben eines Volkes aufzubauen unternimmt, für Rom so besonders wenig am Platze; sie verzerrt hier nicht allein, sondern das Wesentliche enthüllt sie dem Blicke überhaupt nicht. Denn was wir heute, zurückblickend und philosophierend, als das Amt oder als die Aufgabe Roms in der Weltgeschichte auffassen, ist doch nichts weiter, als ein Ausdruck für das aus der Vogelschau gewonnene Bild des Gesamtcharakters dieses Volkes. Und da müssen wir wohl sagen, die Politik Roms bewegt sich in einer geraden und — wie spätere Zeiten gezeigt haben — durchaus richtigen Linie, so lange sie nicht von fachmässigen Politikern getrieben wird. Die Periode um Caesar herum ist die verworrenste und unheilvollste; jetzt starb beides: Volk und Instinkt; das Werk blieb aber einstweilen bestehen und, in ihm verkörpert, die I d e e des Werkes, doch nirgends als Formel herausschälbar und für künftige Handlungen eine Norm, und zwar darum nicht, weil das Werk nicht ein vernünftiges, überlegtes, bewusstes, sondern ein unbewusstes, aus Not vollbrachtes gewesen war.

Das kaiserliche Rom

Nach dem Untergang des echten römischen Volkes lebte nun diese I d e e — die Idee des römischen Staates — in den Hirnen einzelner zu Macht berufener Männer sehr verschieden wieder auf. Augustus z. B. scheint wirklich der Meinung gewesen zu sein, dass er die römische Republik wieder hergestellt habe, sonst würde Horaz sich sicher nicht gestattet haben, ihn dafür zu loben. Tiberius, der die schon früher bestrafte Beleidigung der Majestät des römischen Volkes (das *crimen majestatis*) zu dem Begriff eines ganz neuen Verbrechens, der Majestätsbeleidigung seiner caesarischen P e r s o n umwandelte, machte hiermit einen gewaltigen Schritt weiter auf dem Wege zur Verflüchtigung des thatsächlichen, durch das Volk Roms erschaffenen freien Staates zu einer blossen Idee, — einen Schritt, von dem wir im 19. Jahrhundert noch nicht zurückgekommen sind. So fest sass aber dennoch in allen Herzen der römische Gedanke, dass ein Nero sich selbst tötete, weil der Senat ihn als „Feind der Republik“ gebrandmarkt hatte. Bald jedoch fand sich die stolze Patrizier-

versammlung Männern gegenüber, die vor dem magischen Worte *senatus populusque romanus* nicht erblassten: die Soldaten wählten den Träger des römischen Imperiums; es währte nicht lange und die Römer, sowie überhaupt die Italer, waren auf ewig von dieser Würde ausgeschlossen: Spanier, Gallier, Afrikaner, Syrier, Goten, Araber, Illyrier folgten einander; nicht Einer wahrscheinlich war auch nur entfernt mit jenen Männern verwandt, die mit sicherem Instinkte den römischen Staat geschaffen. Und doch, die Idee lebte weiter; in dem Spanier Trajan erreichte sie sogar einen Höhepunkt des Glanzes. Unter ihm und seinen unmittelbaren Nachfolgern wirkte sie so nachdrücklich im Sinne einer ordnenden, civilisierenden Macht, die nur dort erobernd sich ausdehnt, wo die Konsolidierung des Friedens es unbedingt erheischt, dass man wohl sagen kann, während des antoninischen Jahrhunderts sei der römische Weltgedanke — der im früheren Volke nur als Trieb, nicht als Absicht gelebt hatte — zum Bewusstsein seiner selbst gekommen, und zwar in einer Art, wie das nur im Geiste edeldenkender A u s l ä n d e r möglich war, die sich einem Fremden gegenüber fanden, welches sie nunmehr mit voller Objektivität auffassten, um es mit Treue und Verstand ins Werk zu setzen. Für alle Zukunft hatte diese Zeit einen grossen Einfluss; wo immer in edler Absicht an die Idee eines römischen Reiches später angeknüpft wurde, geschah es fortan unter dem Eindruck und in Nachahmung von Trajan, Hadrian, Antoninus Pius und Marc Aurel. Und doch liegt eine eigentümliche Seelenlosigkeit in dieser ganzen Periode. Es waltet hier die Herrschaft des Verstandes, das Herz schweigt; der leidenschaftslose Mechanismus greift bis in die Seele hinein, die nicht aus Liebe, sondern aus Vernunft das Rechte thut: Marc Aurel's „Selbstgespräche“ sind das Spiegelbild dieser Geistesverfassung, Faustina's, seiner Gemahlin, sinnliche Verirrungen die unausbleibliche Reaktion. Die Wurzel Roms, die leidenschaftliche Liebe der Familie, des Heims, war ausgerottet; nicht einmal das berühmte Gesetz gegen die Junggesellen, mit Prämien für Kindererzeugung *(Lex Julia et Papia Poppaea),* hatte die Ehe wieder beliebt machen können. Wo das Herz nicht gebietet, ist nichts

von Bestand. Und nun ergriffen andere Ausländer die Gewalt, diesmal freilich leidenschaftsvolle, aber ohne Verstand, afrikanische Mestizen, Soldatenkaiser, die in dem römischen Staate vor allem eine riesige Weltkaserne erblickten und nicht begriffen, warum gerade Rom das permanente Hauptquartier sein sollte. Gleich der zweite von ihnen, Caracalla, verlieh das römische Bürgerrecht an sämtliche Einwohner des Reiches: hierdurch hörte Rom auf, Rom zu sein. Genau tausend Jahre lang hatten die Bürger Roms (denen nach und nach auch die der übrigen Städte Italiens und anderer besonders verdienter Städte gleichgestellt worden waren) gewisse Vorrechte genossen, sie hatten sie aber durch die Last der Verantwortlichkeit, sowie durch rastlose, unvergleichlich erfolgreiche, harte Arbeit verdient; von nun an war Rom überall, das heisst nirgends. Wo der Kaiser sich gerade befand, da war der Mittelpunkt des römischen Reiches. Diocletian verlegte denn auch seine Residenz nach Sirmium, Konstantin nach Byzanz, und selbst als ein getrenntes „weströmisches Reich“ später entstand, war die Kaiserstadt Ravenna oder Mailand, Paris, Aachen, Wien, nie mehr Rom. Die Verleihung des Bürgerrechtes an alle hatte noch eine zweite Folge: es gab nun überhaupt gar keine Bürger mehr. Man hat Caracalla, die mörderische, pseudo-punische Bestie, für seine That früher gepriesen, es kommt sogar heute noch vor (siehe Leopold von Ranke, *Weltgeschichte* II, 195); in Wahrheit hatte er, indem er den letzten Faden der historischen Tradition, mit anderen Worten der geschichtlichen W a h r h e i t zerschnitt, auch die letzte Spur jener Freiheit vertilgt, deren unbändige, aufopferungsvolle, durch und durch ideale Kraft die Stadt Rom und mit ihr Europa geschaffen hatte.[1]) Das politische Recht war freilich nun-

---

[1]) Zum Verständnis des Charakters Caracalla's und seiner Beweggründe, empfehle ich die kleine Schrift von Prof. Dr. Rudolf Leonhard: *Roms Vergangenheit und Deutschlands Recht,* 1889, S. 93 bis 99. Er zeigt auf wenigen Seiten, wie dieser Syrer, „ein Sprössling der karthagischen Menschenschlächter und der Landsleute jener Baalspriester, welche ihre Feinde in Feueröfen zu werfen pflegten“ (die Juden thaten desgleichen, siehe *2 Samuel,* 22, 31), die Ver-

mehr für alle gleich geworden; es war die Gleichheit der absoluten Rechtlosigkeit. Das Wort *civis* (Bürger) wich jetzt dem Ausdruck *subjectus* (Unterthan): umso bemerkenswerter, als allen Zweigen der Indoeuropäer der Begriff des Unterthanenseins ebenso fremd war, wie der des Grosskönigtums, so dass wir schon in dieser einen Umwandlung des Rechtsbegriffes den unwiderlegbaren Beweis semitischen Einflusses besitzen (nach Leist: *Gräco-italische Rechtsgeschichte,* S. 106 u. 108). Der römische Gedanke bestand allerdings noch immer, er hatte sich aber in einer einzigen Person, dem Kaiser konzentriert — oder, wenn man will, sich in sie verflüchtigt; die Privilegien Roms und ihre Machtvollkommenheiten waren nicht etwa aus der Welt entschwunden, sie waren aber alle auf einen einzigen Mann übergegangen: das ist der Verlauf von Augustus bis Diocletian und Konstantin. Der erste Caesar hatte sich begnügt, alle wichtigsten Staatsämter in seinen Händen zu vereinen,[1]) und das war ihm

---

nichtung Roms und die Vernichtung der noch lebenden Reste hellenischer Bildung als sein Lebensziel erfasst hatte, zugleich die Überflutung der europäischen Kulturwelt mit dem pseudosemitischen Auswurf seiner Heimat. Das alles geschah planmässig, tückisch, und unter dem Deckmantel der Phrasen von Weltbürgertum und Menschheitsreligion. So gelang es, Rom in einem einzigen Tag auf ewig zu vernichten; so wurde das ahnungslose Alexandrien, der Mittelpunkt von Kunst und Wissenschaft, ein Opfer der rassenlosen, heimatlosen, alle Grenzen niederreissenden Bestialität. Vergessen wir nie — nie einen Tag — dass der Geist Caracalla's unter uns weilt und auf die Gelegenheit lauert! Anstatt die lügenhaften Menschheitsphrasen nachzuplappern, die schon vor achtzehnhundert Jahren in den semitischen „Salons“ Roms Mode waren, thäten wir besser daran, uns mit Goethe zu sagen:

> Du musst steigen oder sinken,
> Du musst herrschen und gewinnen,
> Oder dienen und verlieren,
> Leiden oder triumphieren,
> Amboss oder Hammer sein.

[1]) Augustus war zugleich: 1. *Princeps,* das heisst erster Bürger, damals eigentlich nur ein Ehrentitel, 2. *Imperator,* oberster Kriegsherr, 3. lebenslänglicher Volkstribun, 4. *Pontifex maximus,* das höchste religiöse, von jeher lebenslängliche Amt, 5. zwar nicht lebenslänglicher *Consul,* doch im dauernden Besitz der konsularischen Gewalt,

nur zu einem bestimmten, zeitlich beschränkten Zweck bewilligt worden, zur Wiederherstellung der rechtlichen Ordnung in der civilisierten Welt *(restauratio orbis);* innerhalb dreier Jahrhunderte war man nun auf diesem Wege dahin gekommen, nicht allein alle Ämter, sondern auch alle Rechte sämtlicher Bürger einem einzigen zu verleihen. Wie schon in frühen Zeiten (bei dem ersten Nachfolger des Augustus) die Majestät vom Volk auf den Einen übergegangen war, so ging nach und nach alle und jede Gewalt, alles und jedes Recht auf ihn über. Augustus hatte noch, wie jeder andere Bürger, in den Komitien seine Stimme abgegeben; jetzt sitzt auf dem Thron ein Monarch, dem man nur auf den Knieen „anbetend" nahen darf, und vor ihm sind alle Menschen gleich, denn alle, vom ersten Staatsminister bis zum letzten Bauern, sind seine Unterthanen. Und während so der „Grosskönig" und mit ihm alles, was zu seinem Hofe gehörte, an Reichtum und Würden immer höher stieg, sanken alle übrigen immer tiefer: der Bürger durfte sich nicht einmal seinen Beruf mehr wählen, der Bauer, früher freier Besitzer seines Erbgutes, war Leibeigener eines Herrn und an die Scholle gebunden; der Tod jedoch löst alle Bande, und es kam ein Tag, wo die Steuereinnehmer die ehedem blühendsten Gegenden des Reiches In ihren Berichten aufführen mussten als *agri deserti.*

Es ist nicht meine Absicht, die Idee des römischen Staates hier historisch weiter zu verfolgen; Einiges wird in einem späteren Kapitel noch darüber zu sagen sein; ich begnüge mich, daran zu erinnern, dass ein römisches Reich — dem Begriffe nach eine unmittelbare Fortsetzung des alten — bis zum 6. August 1806 zu Recht bestand, und dass das allerälteste, schon von Numa bekleidete römische Amt, das des *Pontifex maximus,* noch heute besteht; das Papsttum ist das letzte Bruchstück der uralten heidnischen Welt, welches sich bis in die Gegenwart lebendig er-

---

6. desgleichen der prokonsularischen, welche die Regierung sämtlicher Provinzen umfasste, 7. desgleichen der censorischen, welche die Sittenkontrolle und die Befugnis, Senatoren, Ritter u. s. w. zu ernennen und zu kassieren, umfasste.

halten hat.[1]) Wenn ich aber Allbekanntes zusammenfassend andeutete, so geschah es in der Hoffnung, dass ich die eigentümlich verwickelte Form der politischen Erbschaft, die unser Jahrhundert von Rom übernahm, hierdurch lebhafter und anregender entwickeln könnte, als durch theoretische Auseinandersetzungen. Hier, wie in den anderen Teilen dieses Buches, handelt es sich nicht um gelehrte Betrachtungen, diese findet man in Geschichten des Staatsrechtes, sondern um allgemeine Einsichten, die Jedem zugänglich und auch für Jeden förderlich sind. In rein politischer Hinsicht erbten wir nun von Rom nicht eine einfache Idee, nicht einmal etwas so Einfaches, wie das, was z. B. in dem Wort „hellenische Kunst“, wie reichhaltig das Wort auch sein mag, zusammengefasst wird, sondern wir erbten ein merkwürdiges Gemisch von allerrealstem Besitz: Civilisation, Recht, Organisation, Verwaltung u. s. w., und zugleich von unfassbaren und dennoch übermächtigen Ideen, von Begriffen, denen kein Mensch beikommen kann und die nichtsdestoweniger, zum Guten und zum Schlimmen, auch heute noch unser öffentliches Leben beeinflussen. Sicherlich können wir unser eigenes Jahrhundert nicht gründlich und kritisch begreifen, wenn wir nicht über diese doppelte politische Erbschaft klare Vorstellungen besitzen.

Staatsrechtliches Erbe

Nachdem wir also jetzt das im engeren Sinn Politische besprochen haben, werfen wir nun einen Blick auf das allgemein Staatsrechtliche und Ideelle, ehe wir zu der Betrachtung des Privatrechtes übergehen.

So lange Rom positiv schöpferisch wirksam war — über ein halbes Jahrtausend bis zu Caesar, und dann noch über ein Jahrhundert in der Agonie[2]) — könnte es uns als gänzlich ideenlos erscheinen; es schafft nur, es denkt nicht. Es schafft Europa, und es vernichtet, so weit möglich, die nächsten und gefährlichsten Feinde Europas. Das ist die positive Erbschaft dieser Zeit. Auch die Länder, die Rom niemals unterjocht hat, wie z. B. der grösste

---

[1]) Hierüber Ausführliches im 7. Kapitel.

[2]) Der Erlass des *Edictum perpetuum* durch Hadrian ist vielleicht die letzte grosse schöpferische Wohlthat.

Teil Germaniens, haben doch alle Keime staatlicher Ordnung — als Grundbedingung jeder Civilisation — von ihm empfangen. Unsere Sprachen zeigen noch heute, wie alle Verwaltung auf römische Belehrung oder Anregung zurückgeht. Wir leben heute in so fest geordneten Zuständen, dass wir uns kaum vorstellen können, es sei jemals anders gewesen; nicht ein Mensch von zehntausend unter uns hat die blasseste Vorstellung von der Organisation der Staatsmaschine; alles dünkt uns notwendig und angeboren: das Recht, die Moral, die Religion, im Grunde auch der Staat. Und doch war der geordnete, feste, und zugleich freier Menschen würdige Staat — die gesamte Geschichte der Menschheit beweist es — das schwierigste aller Werke zu erfinden und durchzuführen; die herrlichste Religion hatte man in Indien, eine vollendete Kunst in Athen, erstaunliche Civilisation in Babylonien, alles, ohne dass es gelungen wäre, einen freien und zugleich stabilen, rechtliche Zustände verbürgenden Staat zu gründen; für diese Heraklesarbeit reichte nicht ein einzelner Held, nur ein ganzes Volk von Helden konnte sie vollbringen, ein jeder stark genug zum Befehlen, ein jeder stolz genug zum Gehorchen, alle einig im Wollen, ein jeder sein eigenes persönliches Recht verfechtend. Lese ich römische Geschichte, so muss ich schaudernd mich abwenden; betrachte ich die zwei unvergleichlichen Schöpfungen dieses Volkes, den geordneten Staat und das Privatrecht, so kann ich nur in stummer Verehrung mich vor einer solchen geistigen Grösse verneigen.

Dieses Heldenvolk jedoch starb aus, und nach seinem gänzlichen Erlöschen kam, wie wir sahen, eine zweite Periode römischer Politik. Fremde Herrscher regierten und fremde Rechtsgelehrte bemächtigten sich, wie des unvergleichlichen, lebendig gewachsenen Privatrechts (das sie in Spiritus thaten in der weisen Einsicht, dass es sich nunmehr nicht weiter vervollkommnen liess, sondern höchstens hätte entarten können), so auch des öffentlichen Rechtes und des Staatsrechtes. Diese Ratgeber der Krone waren zumeist Kleinasiaten, Griechen und Semiten, also die anerkannten Meister in der Handhabung abstrakter Gedankendinge und juristischer Tüfteleien. Und nun entstand eine Auffassung

des römischen Staates, in der nichts ganz neu erfunden, das Meiste aber umgedeutet, zu Prinzipien sublimiert und dann zu starren Dogmen krystallisiert wurde. Der Vorgang ist dem im Abschnitt über hellenische Kunst und Philosophie beschriebenen sehr analog. Die römische Republik war ein lebendiger Organismus gewesen, an dem das Volk ununterbrochen arbeitete und änderte; niemals war die formale Frage nach leitenden „Prinzipien“ aufgetaucht, nie hatte der gegenwärtige Augenblick die Zukunft bannen wollen. Das ging sogar so weit, dass die höchsten Gerichtsbeamten, die Prätoren, auf ein Jahr ernannt, beim Antritt ihres Amtes ein jeder ein sogenanntes „prätorisches Edict“ erliess, in welchem er die Grundsätze kundgab, welchen er in der Rechtspflege zu folgen gedachte; dadurch war es möglich gewesen, wechselnden Zeiten und Umständen gerecht zu werden. Und in ähnlicher Weise war in diesem Staate alles elastisch, blieb alles in Fühlung mit den Bedürfnissen des Lebens. Genau aber wie die poetischen Eingebungen der griechischen Philosophen und ihre mystischen Deutungen des Unerkennbaren im hellenosemitischen Alexandrien zu Glaubensdogmen umgearbeitet wurden, so wurden auch hier Staat und Recht zu Dogmen, und ungefähr durch die selben Leute. Diese Dogmen erbten wir, und es ist für uns nicht unwichtig zu wissen, woher sie kommen und wie sie entstanden.

Ein Beispiel. Unser Begriff des Monarchen stammt weder von den Germanen, noch von den orientalischen Despoten, sondern von den gelehrten Juristen, die im Dienste des illyrischen Schafhirten Diocletian, des illyrischen Rinderhirten Galerius, des illyrischen Schweinehirten Maximinus u. s. w. standen, und ist eine direkte Parodie — wenn ich die Wahrheit reden darf — der grössten römischen Staatsgedanken. „Der Staatsbegriff der Römer“, schreibt Mommsen, „beruht auf der idealen Übertragung der Handlungsfähigkeit des Einzelnen auf die Gesamtheit, die Bürgerschaft, den *populus,* und auf der Unterordnung des Einzelwillens aller der Gesamtheit angehörigen physischen Personen unter diesen Gesamtwillen. Die Aufhebung der individuellen Selbständigkeit gegenüber dem Ge-

samtwillen ist das Kriterium der staatlichen Gemeinschaft".[1]) Um sich vorzustellen, was es mit dieser „Übertragung", mit dieser „Aufhebung der individuellen Selbständigkeit" auf sich hat, muss man sich die unbändige individuelle Freiheitsliebe des einzelnen Römers ins Gedächtnis zurückrufen. Von dem ältesten rechtlichen Monument der Römer, den berühmten zwölf ehernen Tafeln (450 vor Chr.) sagt Esmarch: „Was zum prägnantesten Ausdruck darin kommt, sind die Gewährleistungen der privatrechtlichen Selbstherrlichkeit der römischen Bürger";[2]) und als 350 Jahre später das erste ausführliche Rechtssystem in schriftlicher Form verfasst wurde, da hatten alle Stürme der Zwischenzeit in diesem einen Punkte keinen Unterschied veranlasst.[3]) Als freier, „selbstherrlicher" Mann überträgt also der Römer an den Gesamtwillen, dessen selbstthätiges Glied er ist, so viel von seiner Freiheit, als zur Verteidigung dieser Freiheit vonnöten ist. „Der Gesamtwille ist nun an sich, wenn es gestattet ist, einen Ausdruck des römischen Privatrechts darauf anzuwenden, eine staatsrechtliche F i k t i o n. Thatsächlich wird dafür Vertretung erfordert. Als Willenshandlung der Gesamtheit gilt staatsrechtlich diejenige e i n e s in dem bestimmten Fall für sie eintretenden Mannes. Immer ist die staatliche Willenshandlung in Rom die Handlung eines einzelnen Mannes, da das Wollen und Handeln an sich unteilbar ist; G e m e i n d e h a n d l u n g d u r c h M a j o r i t ä t s b e s c h l u s s i s t n a c h r ö m i s c h e r A u f f a s s u n g e i n W i d e r s p r u c h i m B e i s a t z ." In jedem Satz dieses römischen Staatsrechtes sieht man ein Volk von starken, freien Männern: die Vertretung der gemeinsamen Sache, d. h. des Staates, wird einzelnen Männern (Konsuln, Prätoren, Censoren u. s. w.) auf bestimmte Zeit anvertraut, sie haben dabei grösste Vollmacht und tragen volle Verantwortlichkeit. Im Notfalle geht diese Voll-

---

[1]) Ich citiere nach der gekürzten Ausgabe des Römischen Staatsrechtes in Binding's *Systematisches Handbuch der deutschen Rechtswissenschaft,* S. 81 ff.

[2]) *Römische Rechtsgeschichte,* 3. Aufl., S. 218.

[3]) Allerdings bildeten gewisse Beschränkungen der Freiheit des Testierens ein erstes Anzeichen künftiger Zeiten.

machtserteilung so weit, dass sich die Bürger einen Diktator ernennen; alles im Interesse des Gemeinwesens und damit die Freiheit eines Jeden unverletzt bleibe. — Die späteren Kaiser nun, oder vielmehr ihre Ratgeber, haben nicht etwa diesen Staatsbegriff umgestossen; nein, auf ihn haben sie die monarchische Allgewalt r e c h t l i c h g e g r ü n d e t, was in der Geschichte der Welt noch niemals geschehen war. Anderwärts hatten einige Despoten als Göttersöhne regiert, wie z. B. die ägyptischen und heute noch die japanischen, einige, früher und noch heute, als Vertreter Gottes, ich nenne nur die jüdischen Könige und die Kalifen, wieder andere durch das sogenannte *jus gladii,* das Recht des Schwertes. Dagegen gründeten die Soldaten, die sich des weiland römischen Reiches bemächtigt hatten, ihre Ansprüche als absolute Autokraten zu herrschen, auf das römische Staatsrecht! Nicht wie ein griechischer Tyrann hätten sie die Gewalt usurpiert und die rechtmässige Ordnung gestürzt; im Gegenteil, der allgewaltige Monarch sei die Blüte, die Vollendung der ganzen rechtlichen Entwickelung Roms: das hatten die orientalischen Rechtslehrer herausgeklügelt. Mit Hilfe der soeben erläuterten Ü b e r t r a g u n g s t h e o r i e war das Taschenkunststück vollbracht worden und zwar (den Hauptlinien nach) folgendermassen. Eine der Tragsäulen des römischen Staatsrechtes ist, dass keine Verordnung Gesetzeskraft hat, wenn sie nicht vom Volke genehmigt wird. Unter den ersten Kaisern bleibt auch in dieser Beziehung der Schein bewahrt. Nach Caracalla war aber „Rom" die ganze civilisierte Welt geworden. Und da wurden alle Rechte des Volkes zur Mitwirkung bei der Erlassung neuer Gesetze u. s. w. an den Senat „übertragen". Es heisst im *Corpus juris:* „Da das römische Volk dermassen angewachsen ist, dass es schwer wäre, es an einem Ort zusammenzuberufen behufs Bestätigung der Gesetze, wurde es für gerecht erachtet, den Senat an Stelle des Volkes zu befragen." Wie wir heute von einem Vicekönig reden, so hiess der Senat nunmehr *vice populi.* War auch die Zustimmung des Senats ebenfalls eine reine Formsache geworden — einmal im Besitze eines so schönen abstrakten Prinzips, konnte man nicht auf halbem Wege stehen bleiben; und

darum heisst es dann auch weiter: „Aber auch das, was dem Fürsten anzuordnen gefällt, hat Gesetzeskraft, denn das Volk hat ihm seine ganze Machtfülle und alle seine Rechte übertragen."[1] Wir haben also hier die streng rechtliche Ableitung einer absoluten Monarchie, und zwar wie sie gewiss einzig aus der römischen Verfassung — mit ihrer Ablehnung des Majoritätsprinzips und mit ihrem System, Vollmachten an einzelne Männer zu übertragen — entwickelt werden konnte.[2] Und dieses römische „Principat" (wie man es nennt, den Titel König hat kein Caesar getragen) bildet bis zum heutigen Tage die Grundlage alles europäischen Königtums. Durch die Einführung des Konstitutionalismus, noch mehr durch die Handhabung des Rechtes findet allerdings in vielen Ländern jetzt eine Bewegung statt, zurück auf den freiheitlichen Standpunkt der alten Römer; prinzipiell ist aber der Monarch überall noch das, was die Rechtsautoritäten des verfallenen römischen Staates aus ihm gemacht hatten, ein Gebilde, heisst das, welches dem wahren Geist des echten Römertums direkt widerspricht. Die Armee ist bei uns heute noch immer nicht das Volksheer, das seine Heimat verteidigt, sondern sie ist überall (selbst in England) des Königs Armee; die Beamten sind nicht Erwählte und Bevollmächtigte des Gesamtwillens, sondern Diener des Königs u. s. w., u. s. w. Das ist alles römisch, aber, wie gesagt, römisches aus der Rinder-, Schaf- und Schweinehirtenzeit. Ich kann das leider

---

[1]) § 5 und 6 *J. de jure naturali* I, 2. Die letzten Worte des zweiten Auszuges habe ich einigermassen frei übersetzen müssen. Es heisst im Original: *omne suum imperium et potestatem;* wie schwer es ist, diese Worte im genauen juristischen Sinne des alten Rom wiederzugeben, kann man bei Mommsen sehen, S. 85. *Imperium* heisst ursprünglich „die Kundgebung des Gemeindewillens"; daher der Träger dieses absoluten Gemeindewillens *imperator* hiess; beschränkter und mehr das Gebiet des Privatrechts bezeichnend ist das Wort *potestas*. Daher übersetzte ich durch Machtfülle und Rechte und glaube damit den Sinn getroffen zu haben.

[2]) Als nicht unwichtig sei nebenbei bemerkt, dass eine Regierung durch Majoritätsbeschlüsse ebenso wenig hellenisch und germanisch, wie römisch war (worüber namentlich Leist: *Gräco-italische Rechtsgeschichte* S. 129, 133 ff., 727).

hier nicht näher ausführen, verweise aber zur Bestätigung auf die klassischen Werke von Savigny: *Geschichte des römischen Rechtes im Mittelalter,* und Sybel: *Entstehung des deutschen Königtums,* sowie auch auf Schulte: *Deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte.* Überall bei uns ist die absolute Monarchie erst durch die Berührung mit dem römischen Reich entstanden. Überall hatten früher die germanischen Könige beschränkte Rechte; die Majestätsbeleidigung (dieser Prüfstein) wurde entweder gar nicht als Verbrechen anerkannt oder durch ein einfaches „Wehrgeld“ bestraft (Sybel, 2. Aufl., S. 352); die Ernennung der Grafen als Beamte des Königs kommt erst nach der Eroberung römischer Länder vor, ja, es giebt eine lange Zeit, wo die germanischen Könige grössere Rechte gegen ihre römischen Unterthanen, als gegen ihre freien Franken besitzen (Savigny I, Kap. IV, Abt. 3). — — — Vor Allem ist der Begriff eines U n t e r t h a n e n, des römischen *subjectus,* eine uns noch fest anhaftende Erbschaft, die uns recht deutlich empfinden lassen müsste, was uns noch alles mit dem römischen Reiche in der Zeit seines Verfalles verknüpft, und was uns noch alles von dem echten Heldenvolk der Römer scheidet.

Hiermit will ich aber keineswegs tendenziös moralisieren. Die altrömischen Regierungsformen wären für neue Verhältnisse und neue Menschen nicht verwendbar gewesen: reichten sie doch schon für das erweiterte Rom nicht mehr aus. Dazu war das Christentum gekommen, und mit ihm die Abschaffung der Sklaverei ein offenbares Gebot geworden. Das alles machte ein starkes Königtum nötig. Ohne die Könige wäre das Sklaventum niemals in Europa abgeschafft worden, nie hätte der Adel seine Sklaven freigegeben, vielmehr machte er die freigeborenen Männer zu Leibeigenen. Das Erstarken des Königtums ist seit tausend Jahren überall eine Vorbedingung für das Erstarken geordneter gesellschaftlicher Verhältnisse und bürgerlicher Freiheit gewesen, und auch heute würde vielleicht in keinem einzigen Lande Europas ein ganz freies Plebiscit eine andere Regierungsform denn die monarchische als Gesamtwillen kundgeben. Immer klarer erfasst auch das öffentliche Bewusstsein durch die

trügerischen Umhüllungen hindurch, welche Rabulisten und Sophisten ihm umhingen, den echten Rechtsgehalt des Königtumes, nämlich die alte römische Auffassung des obersten Staatsbeamten, vermehrt jedoch um ein Element, welches die Juristen ein „sacrales“ nennen, und welches einen nicht unpassenden mystischen Ausdruck in den Worten findet: von Gottes Gnaden. Manches was wir in unserem lieben neunzehnten Jahrhundert um uns her beobachteten, berechtigt wohl zur Überzeugung, dass wir ohne Königtum und ohne eine besondere Gnade Gottes uns noch heute nicht zu regieren verstehen würden. Dazu gehörten vielleicht nicht allein die Tugenden der Römer, sondern auch ihre Mängel, vor allem ihre übergrosse geistige Nüchternheit.

Wie dem auch sei, man sieht, das von Rom uns überkommene politische und staatsrechtliche Erbe bildet eine ziemlich verwickelte und verworrene Masse, und zwar hauptsächlich aus zwei Gründen; erstens, weil Rom, anstatt wie Athen kurz zu blühen und dann ganz zu verschwinden, 2500 Jahre lang bestand, zunächst als weltbeherrschender Staat, später als mächtige Staatsidee, wodurch die Einheit des Impulses sich in eine ganze Reihe von Anstössen auflöste, die sich häufig gegenseitig aufhoben; zweitens, weil das Werk eines unvergleichlich thatkräftigen, indoeuropäischen Volkes später von den subtilsten Geistern der westasiatischen Mischvölker bearbeitet und gehandhabt wurde, was abermals die Einheit des Charakters verwischte.

Ich hoffe, meine spärlichen Andeutungen über ungemein verwickelte weltgeschichtliche Verhältnisse werden genügt haben, um dem Leser als Richtungspfeile zu dienen. Damit man klar denke und deutlich vorstelle, ist es vor Allem nötig, richtig zu trennen und richtig zu verbinden. Das war mein Bestreben; darauf musste ich mich beschränken.

Juristische Technik

Neben dieser mehr oder weniger unbewusst fortgeführten Erbschaft besitzen wir Europäer ein Vermächtnis Roms, das wie kein zweites aus dem Altertum zu einem wesentlichen Bestandteil unseres Lebens und unserer Wissenschaft geworden ist. das

römische Recht. Darunter ist sowohl das öffentliche Recht *(jus publicum),* wie auch das Privatrecht *(jus privatum)* zu verstehen.[1]) Hierüber zu berichten, ist insofern ein Leichtes, als dieses Recht uns in einer sehr späten, zusammenfassenden Kodifikation, der des Kaisers Justinian, aus der Mitte des 6. Jahrhunderts nach Christus, vorliegt und es ausserdem den Bemühungen der Juristen und Historiker gelungen ist, den Spuren des allmählichen Werdens dieses Rechtes bis weit hinauf nachzugehen, in letzter Zeit sogar, den Zusammenhang seiner Ursprünge mit dem altarischen Recht darzuthun, andrerseits die Schicksale dieses Rechtes in den verschiedenen Ländern Europas durch die Jahrhunderte der dunkeln Gährung hindurch bis auf den heutigen Tag zu verfolgen. Hier liegt also ein bestimmtes, klar gesichtetes Material vor, und der Rechtsgelehrte kann leicht nachweisen, wie viel römisches Recht in den Gesetzbüchern unserer heutigen Staaten enthalten ist; leicht muss ihm der Nachweis auch fallen, dass die genaue Kenntnis des römischen Rechtes auf unabsehbare Zeiten hin die hohe Schule alles streng juridischen Denkens bleiben wird. Auch hier wieder ist in dem römischen Erbe ein doppeltes zu unterscheiden: thatsächliche Rechtssätze, die Jahrhunderte lang bestanden haben und zum Teil noch heute bestehen, ausserdem aber ein Schatz an Ideen und Methoden. Das alles kann der Rechtsgelehrte leicht auseinandersetzen; jedoch nur, wenn er zu R e c h t s k u n d i g e n redet. Nun bin ich aber kein Rechtsgelehrter (wenn ich auch mit Fleiss und Liebe die Grundprinzipien des Rechtes und den allgemeinen Gang seiner Geschichte studiert habe), noch darf ich Rechtskunde bei meinen Lesern voraussetzen; meine Aufgabe ist also eine andere, durch den Zweck dieses Buches genau bestimmte. Nur von einem umfassenden, allgemein menschlichen Standpunkt aus darf ich kurz andeuten, in welchem Sinne das römische Recht in der Geschichte der indoeuropäischen Völker eine so unvergleichliche

---

[1]) Dass das öffentliche Recht der Römer auf uns Spätere nicht den selben Einfluss ausübt wie das Privatrecht, gestattet doch nicht, es ungenannt zu lassen, da ein mustergültiges Privatrecht nicht ohne ein vortreffliches öffentliches Recht entstehen konnte.

Erscheinung war, dass sie bis auf den heutigen Tag ein Bestandteil unserer Kultur geblieben ist.

Warum ist es ganz unmöglich, über Jurisprudenz zu berichten, sobald der Hörer nicht über eine grosse Masse technischen juristischen Wissens verfügt? Diese vorläufige Frage wird uns gleich *in medias res* führen und zu einer, wenn nicht ausführlichen, so doch genauen Zergliederung dessen, was die Römer auf diesem Felde geleistet haben, den Weg weisen.

Die Jurisprudenz ist eine Technik: hierin liegt die Antwort eingeschlossen. Der Medizin vergleichbar, ist sie weder reine Wissenschaft, noch reine Kunst; und während jede Wissenschaft in ihren Ergebnissen, jede Kunst durch ihre Wirkung allen begabten Menschen mitteilbar, in ihrem wesentlichen Teile mithin Gemeingut ist, bleibt eine Technik einzig dem Techniker zugänglich. Freilich vergleicht Cicero die Jurisprudenz mit der Astronomie und der Geometrie, und meint: „alle diese Studien gelten der Erforschung der Wahrheit“:[1]) doch ist dies das Muster eines logisch falschen Vergleichs. Denn die Astronomie und die Geometrie erforschen thatsächliche, feste, unverrückbare Verhältnisse, die einen ausserhalb, die anderen innerhalb ihres Geistes,[2]) wogegen Rechtssätze zunächst aus der Beobachtung von wechselnden, widersprechenden, nirgends fest abzugrenzenden Anlagen, Gewohnheiten, Sitten und Meinungen gewonnen werden, und die Jurisprudenz als Disziplin sich der Natur der Dinge nach darauf beschränken muss, das Vorhandene fester zu formulieren, genauer zu fassen, durch Zusammenstellung übersichtlich zu gestalten, und — vor allem — durch feinste Analyse genau zu gliedern und praktischen Bedürfnissen anzupassen. Das Recht ist, wie der Staat, eine menschliche, künstliche Schöpfung, eine neue systematische Anordnung der durch die

---

[1]) *De officiis,* I, 6.

[2]) Dies sage ich ohne metaphysischen Hintergedanken; ob die mathematischen Begriffe Urteile *a priori* sind (wie Kant es behauptet) oder nicht, Jeder wird zugeben, dass Geometrie die rein formelle Bethätigung unseres Geistes ist, im Gegenteil zur Erforschung der Himmelsräume.

Natur des Menschen und durch seine gesellschaftlichen Instinkte gegebenen Bedingungen. Die Fortschritte der Jurisprudenz bedeuten also keineswegs eine Zunahme des Wissens (was eine Wissenschaft doch bewirken muss), sondern lediglich eine Vervollkommnung der Technik; das ist aber sehr viel und kann hohe Gaben voraussetzen. Ein in grossen Mengen vorhandener Stoff wird nunmehr in konsequenter Weise und mit steigender Kunstfertigkeit vom menschlichen Willen dem menschlichen Lebenszweck gewidmet.

Zur grösseren Deutlichkeit ein Vergleich.

Wie sehr bedingt und darum wenig treffend wäre es, wenn man behaupten wollte: der Gott, der Eisen wachsen liess, habe auch die Schmiede wachsen lassen! In einem gewissen Sinne wäre die Aussage unleugbar richtig: ohne bestimmte Anlagen, die ihn trieben, ewig weiter zu forschen, ohne bestimmte Fähigkeiten zum Erfinden und zum Handhaben wäre der Mensch niemals dazu gelangt, Eisen zu schmieden: er hat auch lange auf Erden gelebt, ehe er es so weit brachte. Durch Scharfsinn und Geduld gelang es ihm endlich: das harte Metall wusste er sich geschmeidig und dienstbar zu machen. Hierbei handelt es sich jedoch offenbar nicht um die Auffindung irgend einer ewigen Wahrheit, wie bei der Astronomie und bei jeder echten Wissenschaft, sondern einerseits um Beharrlichkeit und Geschick, andererseits um Angemessenheit dem praktischen Zwecke gegenüber; kurz, das Schmieden ist keine Wissenschaft, sondern im wahren Sinne des griechischen Wortes eine Technik, d. h. eine Geschicklichkeit. Und die Bedingungen dieser Technik, da sie vom menschlichen Willen abhängen (hier die Verwandtschaft mit Kunst), wechseln mit den Zeiten, mit den Anlagen und Gewohnheiten der Völker, sowie sie auch andrerseits von den Fortschritten des Wissens beeinflusst werden (hier die Verwandtschaft mit Wissenschaft). Im neunzehnten Jahrhundert z. B. hat das Stahlschmieden grosse Umwälzungen erfahren, die ohne die Fortschritte der Chemie, der Physik, der Mechanik und der Mathematik nicht denkbar gewesen wären; insofern kann es auch vorkommen, dass eine Technik vielfache wissenschaftliche Kennt-

nisse von ihren Beflissenen fordert, — sie hört aber darum nicht auf, eine Technik zu sein. Und weil sie eine Technik ist, bleibt sie jedem noch so unbegabten Menschen erlernbar, wenn er nur einiges Geschick besitzt, enthält aber nichts, was selbst dem Begabtesten mitteilbar wäre, wenn dieser sich nicht eingehend mit ihren Methoden beschäftigt hat. Denn während Wissenschaft und Kunst durch ihren Inhalt selber jedem intelligenten Menschen Interesse bieten, ist eine Technik lediglich eine Methode, ein Verfahren, eine Handhabung, ein Künstliches, nicht ein Künstlerisches, eine Anwendung des Wissens, nicht eigentlich selbst ein Wissen, ein Können, nicht ein Schaffen, und daher kann erst das von ihr Erzeugte allgemeines Interesse fordern, der fertige Gegenstand, heisst das, von dem sich die Technik nunmehr zurückgezogen hat.

Genau ebenso verhält es sich mit der Jurisprudenz, bis auf den Unterschied, dass der zu bearbeitende Stoff ein rein geistiger ist. Prinzipiell ist und bleibt die Jurisprudenz eine T e c h n i k, und manches fast unausrottbare Missverständnis wäre vermieden worden, wenn auch die Fachgelehrten diese einfache Grundwahrheit nicht aus den Augen verloren hätten. Von Cicero an bis zum heutigen Tage[1]) haben tüchtige Juristen nur zu oft es für ihre Pflicht gehalten, ihrem Fach, es koste was es wolle, die Bezeichnung „Wissenschaft“ zu sichern; sie scheinen eine Herabsetzung zu fürchten, wenn man die Nichtigkeit ihrer Ansprüche behauptet. Natürlich wird man fortfahren, von einer „Rechtswissenschaft“ zu reden; nur aber im abgeleiteten Sinne; die Masse des Materials über Recht, Rechtsgeschichte u. s. w. ist so riesig gross, dass sie gewissermassen eine kleine Welt für sich bildet, in welcher geforscht wird, und diese Forschung heisst dann Wissenschaft. Offenbar ist dies jedoch ein uneigentlicher Gebrauch des Wortes. Die Wurzel „vid“ bedeutet im Sanskrit f i n d e n; soll die Sprache nicht zu farbloser Mehrdeutigkeit erblassen, so müssen wir dafür sorgen, dass ein Wissen immer ein Finden bezeichne. Ein Finden setzt nun zweierlei voraus: erstens

---

[1]) Siehe z. B. Holland: *Jurisprudence,* 6. Aufl., S. 5.

einen Gegenstand, der da ist und besteht, ehe wir ihn finden, zweitens die Thatsache, dass dieser Gegenstand noch nicht gefunden und aufgedeckt wurde; beides trifft für die Jurisprudenz nicht zu; denn „Recht“ giebt es erst, wenn die Menschen es machen, es existiert nicht als Gegenstand ausserhalb unseres Bewusstseins, ausserdem deckt die Rechtswissenschaft nichts anderes auf, findet sie nichts anderes, als sich selbst. Daher hatten diejenigen unter den Alten vollkommen Recht, die anstatt von einer *juris scientia* zu reden, lieber *juris notitia, juris peritia, juris prudentia* sagten, also etwa: Kenntnisse, Geschick, Erfahrung in der Handhabung des Rechtes.

Naturrecht

Diese Unterscheidung ist von grosser Tragweite. Denn erst wenn man sich Klarheit darüber verschafft hat, was R e c h t seinem Wesen nach ist, kann man mit Verständnis dessen Geschichte verfolgen und begreifen, welche entscheidende Bedeutung Rom für die Entwickelung dieser Technik besitzt. Jetzt erst kann man jenen gordischen Knoten, die Frage nach einem N a t u r r e c h t (oder natürlichen Recht), nicht zerhauen, sondern lösen. Diese grosse Frage, über welche seit Jahrhunderten gestritten wird, entsteht überhaupt lediglich aus dem Missverständnis über die Natur des Rechtes; ob man sie dann mit ja oder mit nein beantwortet, man kommt nie aus der Verwirrung heraus. C i c e r o hat, in der ihm eigentümlichen konfusen Art, allerhand oratorische Floskeln über diesen Gegenstand gemacht; das eine Mal schreibt er: um das Recht zu erklären, müsse man die Natur des Menschen untersuchen, — da schien er auf der rechten Spur zu sein; gleich darauf heisst es, das Recht sei „eine allerhöchste Vernunft“, die ausserhalb unser existiere und uns „eingepflanzt“ werde; dann hören wir wieder, das Recht „gehe aus der Natur der Dinge hervor“; schliesslich, es sei „zugleich mit Gott geboren, älter als die Menschen“.[1]) Warum man überall diese rechtsanwältlichen Plattheiten citiert, weiss ich nicht; ich thue es bloss, um dem Vorwurf vorzubeugen, dass ich unaufmerksam an solchem berühmten Weisheitsborn vorübergegangen sei; im übrigen er-

---

[1]) De legibus I, 5 u. 6, II, 4 u. s. w.

innere ich an Mommsen's Urteil: „Cicero war eine Journalistennatur im schlechtesten Sinne des Wortes, an Worten, wie er selber sagt, überreich, an Gedanken über alle Begriffe arm“.[1]) Schlimmer war es, als ihre asiatitische Vorliebe für Prinzipienreiterei und Dogmatik die hochbedeutenden Rechtslehrer der sogenannten „klassischen Jurisprudenz“ dazu bestimmte, den durchaus unrömischen Begriff eines Naturrechtes klar zu formulieren und grundsätzlich einzuführen. U l p i a n nennt das Naturrecht dasjenige, „welches Tieren und Menschen gemeinsam ist“. Ein monströser Gedanke! Nicht einzig in der Kunst ist der Mensch ein freier Schöpfer, auch im Recht bewährt er sich als herrlicher Erfinder, als unvergleichlich geschickter, besonnener Werkmann, als seines Glückes Schmied. Das römische Recht ist eine ebenso charakteristische Schöpfung des einen einzigen m e n s c h l i c h e n Geistes, wie die hellenische Kunst. Was würde das heissen, wenn ich von einer „natürlichen Kunst“ sprechen, und somit irgend eine, wenn auch noch so entfernte Parallele zwischen dem naturnotwendigen Zirpen eines Vogels und einer Tragödie des Sophokles ziehen wollte? Weil die Juristen eine technische Gilde bilden, haben viele von ihnen solchen Unsinn, ohne dass die Welt es merkte, Jahrhunderte lang reden dürfen. G a i u s, eine andere klassische Autorität, den die Juden als Landsmann beanspruchen, und von dem die Geschichtswerke berichten, er sei „nicht tief, aber sehr beliebt“ gewesen, giebt eine minder extravagante, aber ebenso wenig stichhaltige Definition des Naturrechtes: er identifiziert es mit dem sogenannten *jus gentium,* d. h. mit dem aus den Rechten der verschiedenen Völker der römischen Provinzen entstandenen „gemeinsamen Recht“; in zweideutigen Worten setzt er auseinander, dieses Recht sei „allen Völkern der Erde“ gemeinsam: eine haarsträubende Behauptung, da das *jus gentium* ebenso das Werk Roms ist, wie dessen eigenes *jus civile,* und nur das Ergebnis der ordnenden Thätigkeit römischer Jurisprudenz inmitten des Wirrwarrs widersprechender und widerstreitender Rechte darstellt.[2]) Gerade

---

[1]) *Römische Geschichte,* III, 620.

[2]) Siehe S. 138.

das Dasein des *jus gentium* neben und im Gegensatz zu dem römischen *jus civile,* sowie die bunte Entstehungsgeschichte dieses „Rechtes der Völker“ hätte dem blödesten Auge zeigen müssen, dass es nicht e i n Recht giebt, sondern v i e l e; auch dass das Recht nicht eine Entität ist, die wissenschaftlich erforscht wird, sondern ein Erzeugnis der menschlichen Geschicklichkeit, welches in sehr verschiedener Weise aufgefasst und durchgeführt werden kann. Das natürliche Recht spukt aber in den meisten Köpfen lustig weiter; so fern auseinandergehende Rechtstheoretiker wie Hobbes und Rousseau z. B. finden sich in dieser einen Annahme zusammen; das Höchste leistete der berühmte Hugo Grotius mit seiner Einteilung in natürliches, historisches und göttliches Recht, bei welcher man sich fragt, ob denn das göttliche Recht ein unnatürliches sei? oder das natürliche ein Werk des Teufels? Man musste den leuchtenden Geist und die freiheitliebende Keckheit eines Voltaire besitzen, um schreiben zu dürfen: *„rien ne contribue peut-étre plus à rendre un esprit faux, obscur, confus, incertain, que la lecture de Grotius et de Pufendorf“.*[1]) Im 19. Jahrhundert jedoch ist man dem blassen Gedankending scharf auf den Leib gerückt; die Historiker des Rechtes, und mit ihnen der geniale Theoretiker Jhering, haben ihm den Garaus gemacht. Hierzu genügt aber ebenfalls die blosse Einsicht, dass das Recht eine T e c h n i k ist.

Von diesem Standpunkt aus betrachtet, begreift man nämlich: dass in Wahrheit der Begriff „Naturrecht“ *(jus naturae)* eine flagrante *contradictio in adjecto* enthält. Sobald es zwischen Menschen ein rechtliches Abkommen giebt — es braucht durchaus kein schriftliches zu sein, eine mündliche oder auch eine stillschweigende Konvention ist prinzipiell dasselbe, wie ein dickleibiges bürgerliches Gesetzbuch — so hat der Naturzustand aufgehört; herrscht aber der reine Naturtrieb, so giebt es *eo ipso* kein Recht. Denn lebten auch solche Naturmenschen in Gruppen zusammen, und wären sie gegeneinander

---

[1]) *Dictionnaire philosophique.* Auch J. J. Rousseau nennt Grotius: *„un enfant, et qui pis est, un enfant de mauvaise foi“* (Emile V.).

mild und human, das wäre noch immer kein R e c h t, kein *jus;* es wäre genau ebensowenig ein Recht, wie wenn die brutale Faustgewalt bei ihnen allein den Ausschlag gäbe. Recht ist eine künstlich geordnete und zwangsweise von der Gesamtheit dem Einzelnen auferlegte Regelung seiner Beziehungen zu Anderen. Es ist eine Nutzbarmachung jener Instinkte, welche den Menschen zum gesellschaftlichen Zusammenleben treiben, zugleich jener Not, welche ihn *nolens volens* zwingt, sich mit seinesgleichen zu verbinden: Liebe und Furcht, Geselligkeit und Feindseligkeit. Lesen wir bei den dogmatischen Metaphysikern: „Das Recht ist der abstrakte Ausdruck des allgemeinen, an und für sich seienden Willens“,[1]) so fühlen wir, dass man uns Luft statt Brot zu essen giebt; sagt uns der grosse Kant: „Das Recht ist der Inbegriff der Bedingungen, unter denen die Willkür des Einen mit der Willkür des Anderen nach einem allgemeinen Gesetze der Freiheit zusammen vereinigt werden kann“,[2]) so müssen wir gleich einsehen: das ist die Definition eines Ideals, die Definition eines möglichen, oder wenigstens denkbaren Rechtszustandes, nicht aber eine umfassende Definition des Rechtes im allgemeinen, wie es uns vor Augen liegt; ausserdem enthält sie einen bedenklichen Irrtum. Es ist nämlich ein eigentümlicher Denkfehler, die Willkür in die Seele des Einzelnen zu verlegen und das Recht als eine Gegenwirkung hiergegen herauszukonstruieren; vielmehr handelt offenbar jedes Individuum nach der Notwendigkeit seiner Natur und tritt das Element der Willkür erst mit den Verfügungen ein, wodurch dieses natürliche Handeln eingedämmt wird; nicht der Naturmensch ist willkürlich, der Rechtsmensch ist es. Wollten wir eine Definition mit Zugrundelegung von Kant's Begriffen versuchen, wir müssten sagen: Recht ist der Inbegriff der willkürlichen Bedingungen, welche in eine menschliche Gesellschaft eingeführt werden, damit das notwendige Handeln des Einen mit dem notwendigen Handeln des Anderen ausgeglichen und zu einem möglichen Masse der Freiheit vereinigt werde.

---

[1]) Hegel: *Propädeutik,* Kursus I, § 26.

[2]) *Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre,* Einleitung, § B.

Die einfachste Begriffsformulierung wäre: W i l l k ü r a n S t e l l e v o n I n s t i n k t i n d e n B e z i e h u n g e n z w i s c h e n d e n M e n s c h e n i s t R e c h t. Wozu erläuternd hinzugefügt werden müsste, das *non plus ultra* der Willkür bestehe darin, dass man eine willkürlich festgesetzte Form (für Strafe, Kauf, Ehe, Testieren u. s. w.) für nunmehr ewig unveränderlich erklärt, so dass alle betreffenden Handlungen ungültig und ohne rechtlichen Schutz sind, sobald die vorgeschriebene Form nicht innegehalten wurde. Recht ist also die dauernde Herrschaft bestimmter willkürlicher Beziehungen zwischen den Menschen. Wir brauchen übrigens nicht über gänzlich unbekannte Vorzeiten Spekulationen anzustellen, um *Jus* in einfachen Gestaltungen zu erblicken, wo dann dieses zentrale Element der Willkür deutlich hervortritt; man sehe nur die heutigen Bewohner des Kongogebietes an. Jedes Völkchen hat seinen Häuptling; er allein entscheidet unwiderruflich über alle Rechtsfälle; diese sind bei so einfachen Verhältnissen sehr einfacher Natur, sie betreffen zumeist Vergehen am Leben oder am Eigentum; die Strafe ist Tod, selten Sklaverei; hat der Häuptling durch eine Handbewegung das Urteil gegen den Angeklagten gefällt, so wird dieser von den Umstehenden in hundert Stücke zerhackt und aufgegessen. Die Rechtsbegriffe sind, wie man sieht, am Kongo sehr elementar; dennoch sind es Rechtsbegriffe; der natürliche Mensch, d. h. der unwillkürlich handelnde, würde den vermeintlichen Mörder oder Dieb selber umbringen; hier thut er das nicht, der Verbrecher wird zum Hauptort geschleppt und gerichtet. Ebenso entscheidet der Häuptling über Erbschaftsstreitigkeiten und Grenzregulierungen. Die unbeschränkte Willkür des Häuptlings ist also das „Recht“ des Landes, ist der Kitt, wodurch die Gesellschaft zusammengehalten wird, anstatt dass sie in einem regellosen Naturzustand auseinanderstiebe.[1]) Der Fortschritt des Rechtes besteht in dem

---

[1]) Dass auch dort gewisse Sätze durch den Gebrauch geheiligt und insofern auch für den Häuptling bindend sind, bezweifle ich nicht, juristisch ist er aber vollkommen frei; nur die Furcht, selber gebraten und aufgegessen zu werden, kann ihn von jeder beliebigen Willkür abhalten.

praktischen Ausbau und in der sittlichen Verklärung dieses willkürlichen Elementes.[1])

Römisches Recht

Jetzt haben wir, glaube ich, alles beisammen, was nötig ist, um ohne technische Erörterungen und zugleich ohne Phrasenmacherei die besonderen Verdienste des römischen Volkes um das Recht zu verstehen, wenigstens die besondere Art seiner Verdienste; zugleich wird damit die Natur dieser Erbschaft genau bezeichnet.

Ist das Recht nicht ein eingeborenes Prinzip, nicht eine erforschbare, sichere Wissenschaft, sondern eine zweckdienliche Verwendung menschlicher Anlagen zum Ausbau einer civilisationsfähigen Gesellschaft, so ist es von vornherein klar, dass es sehr verschiedenwertige Rechte geben wird und muss. Im letzten Grunde wird ein Recht hauptsächlich von zwei Dingen beeinflusst werden, und somit von ihnen seine bezeichnende Farbe erhalten: von dem moralischen Charakter des Volkes, in welchem es entsteht, und von dessen analytischem Scharfsinn. Aus einem glücklichen Gemisch beider, wie es bisher nur einmal in der Weltgeschichte vorkam, ergab sich für das römische Volk die Möglichkeit, ein rechtliches Gebäude von grosser Vollkommenheit aufzuführen.[2]) Der blosse Egoismus, die Gier nach Besitz,

---

[1]) Über das Recht als eine „lebendige Kraft“, als das Erzeugnis „schöpferischer Gedanken grosser Individualitäten“, im Gegensatz zu aller Dogmatik des angeblichen Naturrechtes, vergl. man den interessanten Vortrag von Prof. Eugen Ehrlich: *Freie Rechtsfindung und freie Rechtswissenschaft,* Leipzig, 1903.

[2]) Die Behauptung, die Geschichte wiederhole sich stets, gehört zu den unzähligen Unwahrheiten, die als Weisheit unter den „Nonocentisten“ im Umlauf sind. Nie hat sich in der Geschichte — so weit unsere Kenntnisse reichen — etwas wiederholt, niemals! Wo ist die Wiederholung von Athen und Sparta? von Rom? von Aegypten? wo hat der zweite Alexander geblüht? wo ein neuer Homer? Weder die Völker, noch ihre grossen Männer kehren wieder. Darum wird auch die Menschheit nicht „aus Erfahrung“ weiser; für die Gegenwart besitzt sie in der Vergangenheit kein Paradigma, an dem sie ihr Urteil bilden könnte; besser oder schlechter, weiser oder dümmer wird sie einzig durch das, was auf ihren Geist und ihren Charakter gewirkt hat. Gutzkow‘s Ben Akiba täuschte sich

wird niemals hinreichen, um ein dauerhaftes Recht zu begründen; vielmehr haben wir durch die Römer erfahren, dass die unverbrüchliche Achtung vor den Ansprüchen Anderer auf Freiheit und Besitz die moralische Grundlage ist, auf der allein für die Ewigkeit gebaut werden kann. Einer der bedeutendsten Kenner des römischen Rechtes und Volkes, Karl Esmarch, schreibt: „Das Gewissen für Recht und Unrecht ist bei den italischen Ariern ein starkes, unverfälschtes; in der S e l b s t b e h e r r s c h u n g und, wenn es sein muss, S e l b s t a u f o p f e r u n g gipfelt sich ihre innerem Drange entquellende und durch innerstes Wesen getragene Tugend.“ Dadurch, dass er sich selbst zu beherrschen wusste, war der Römer berufen, die Welt zu beherrschen und die Idee des Staates kraftvoll zu entwickeln; dadurch, dass er sein eigenes dem allgemeinen Wohl zu opfern wusste, bewies er seine Befähigung, über die Rechte des Privateigentums und der individuellen Freiheit gültige Grundsätze aufzustellen. Zu den hohen moralischen Eigenschaften mussten aber auch ungewöhnliche geistige hinzutreten. Der Römer, als Philosoph ohne jegliche Bedeutung, war der grösste Meister in der Abstraktion fester Prinzipien aus den Erfahrungen des Lebens, — eine Meisterschaft, die besonders durch den Vergleich mit anderen Völkern hervortritt, z. B. mit den Athenern, welche, so fabelhaft begabt, so grosse Liebhaber der Rechtshändel und der sophistischen Rechtsrätsel sie auch waren, doch gerade in diesem Punkte ewig Stümper blieben.[1]) Diese eigentümliche Fähigkeit, bestimmte praktische Verhältnisse zu fest umschriebenen „Begriffen“ zu erheben, bedeutet eine grosse Geistesthat; jetzt erst kommt Ordnung und Übersichtlichkeit in die gesellschaftlichen Verhältnisse, ähnlich wie erst durch die Bildung abstrakter Sammelworte

---

gründlich mit seinem berühmten: „Alles schon dagewesen!“ — so ein Esel wie er selber war doch noch nicht da, und wird hoffentlich nicht wiederkommen. Und wenn auch, es wäre nur die Wiederholung des Individuums, das unter neuen Verhältnissen andere Dummheiten zum Besten geben würde.

[1]) Vergl. Leist: *Gräco-ital. Rechtsgeschichte,* S. 694, und für das folgende Citat S. 682.

die Sprache ein höheres, geordnetes Denken ermöglicht hatte. Jetzt handelt es sich nicht mehr um dunkle Instinkte, auch nicht um unklare, wechselnde Vorstellungen von Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, sondern in klare „Gattungen“ geordnet stehen alle die Verhältnisse vor unseren Augen, welche durch die Erfindung neuer Rechtsnormen oder den weiteren Ausbau schon vorhandener geregelt werden sollen. Und da das Leben die Erfahrung allmählich mehrt oder selber verwickeltere Formen annimmt, entdeckt der römische Scharfsinn nach und nach innerhalb der einzelnen Gattungen die „Arten“. „In Betreff feiner durchdachter Rechtsbegriffe ist das römische Recht der immerwährende Lehrmeister für die civilisierte Welt und wird es bleiben“, sagt Professor Leist, also gerade der Mann, der mehr als irgend ein anderer gethan hat, um nachzuweisen, dass die Hochschulen den jetzigen einseitig römischen Standpunkt der Rechtsgeschichte aufgeben und römisches Recht als ein Glied in der Kette zu erkennen lehren sollten, als eine der Stufen, „die der arische Geist in der Klärung der Rechtsbegriffe erstiegen hat“. Je genauer man die zahlreichen Versuche zu einer Rechtsbildung vor und neben dem römischen studiert, um so mehr sieht man eben die unvergleichlichen Verdienste des römischen ein und lernt erkennen, dass es nicht vom Himmel fiel, sondern von prächtigen, wackeren Männern als Schöpfung ihres eigenen Geistes geschaffen wurde. Denn das darf nicht übergangen werden: zu den Fähigkeiten der Selbstbeherrschung, der Abstraktion und der feinsten Analyse kommt bei den Römern als drittes eine besondere Gabe der plastischen Gestaltung. Hierin zeigt sich die Verwandtschaft mit dem Hellenentum, nach der man sonst vergeblich Umschau hält. Auch der Römer ist ein gestaltungsmächtiger Künstler: er ist es in der klaren, plastischen Gestaltung der verwickelten Staatsmaschine — kein Theoretiker der Welt hätte sich einen solchen Staatsorganismus erdacht, der vielleicht eher als Kunstwerk, denn als Werk der Vernunft zu deuten wäre; er ist noch mehr Künstler in der plastischen Ausbildung seiner Rechtsbegriffe. Und höchst charakteristisch ist ebenfalls die Art, wie der Römer darnach strebt, seiner Begriffsplastik auch in den rechtlichen Hand-

lungen sichtbaren Ausdruck zu geben, überall „die innerliche Verschiedenheit äusserlich darzustellen, das Innere gewissermassen an die Oberfläche zu rücken“.[1]) Das ist ein ausgesprochen künstlerischer Instinkt, der Ausfluss spezifisch indoeuropäischer Anlagen. In diesem künstlerischen Element liegt auch die magische Kraft der römischen Erbschaft; das ist das Unverwüstliche und das ewig Unvergleichliche.

Denn darüber müssen wir uns klar werden: römisches Recht ist ebenso unvergleichlich und unnachahmlich, wie hellenische Kunst. Daran wird die lächerliche Deutschtümelei nichts ändern. Man erzählt Wunder von einem „deutschen Recht“, welches uns durch die Einführung des römischen geraubt worden sei; es hat aber nie ein deutsches Recht gegeben, sondern lediglich ein Chaos von widerstreitenden, rohen Rechten, ein besonderes für jeden Stamm. Es ist auch durchaus ungenau, wenn man von einer „Recipierung“ des römischen Rechtes zwischen dem 13. und dem 16. Jahrhundert spricht; denn die Germanen haben von ihrer ersten Berührung mit dem römischen Reich an ununterbrochen „recipiert“. Burgunder und Ostgoten haben bereits im 5. christlichen Jahrhundert (oder ganz zu Anfang des 6.) Bearbeitungen (Verrohungen) des römischen Rechtes eingeführt,[2]) und die ältesten Quellen zu sächsischem, fränkischem, bayerischem, alemannischem Recht u. s. w. sind so gespickt mit lateinischen Wörtern und halbverstandenen Begriffen, dass das Bedürfnis nach vernünftigerer Rechtsgestaltung sich in ihnen deutlich ausspricht. Wohl könnte man ein deutsches Recht als Ideal in die Zukunft verlegen, es aber in der Vergangenheit suchen, ist unredliches Ge-

[1]) Behufs Beispiele lese man den prächtigen Abschnitt „Plastik des Rechtes“ in Jhering's *Geist des römischen Rechtes* § 23. Von dem modernen undramatischen Rechtsleben meint Jhering: „Man hätte unserer Justiz statt des Schwertes eine Feder zum Attribut geben mögen, denn einem Vogel waren die Federn kaum nötiger als ihr, nur dass sie bei ihr die entgegengesetzten Wirkungen hervorbrachten, die Schnelligkeit im umgekehrten Verhältnis zum Federnaufwand stand.“

[2]) Savigny: *Geschichte des römischen Rechtes im Mittelalter,* Kap. 1.

schwätz.[1]) — Ein anderes Hindernis für die gerechte Würdigung des römischen Rechtes bietet der Taumel des Entwickelungsdogmas, der im neunzehnten Jahrhundert die Begriffe so arg verwirrte. Der Sinn für das Individuelle, die Einsicht, dass das Individuelle allein ewige Bedeutung besitzt, ist hierdurch sehr beeinträchtigt worden. Obwohl die Geschichte uns als wirkende Mächte lauter durch und durch individualisierte Völker und grosse, nie wiederkehrende Persönlichkeiten zeigt, führt die Evolutionstheorie zu der Vorstellung, die Anlagen und Anfänge seien überall identisch, und es müssten sich aus diesen selben Keimen wesentlich analoge Gebilde „entwickeln“. Dass das nirgends geschieht und dass z. B. römisches Recht nur ein einziges Mal entstand, stört unsere Dogmatiker nicht im Geringsten. Damit hängt die weitere Vorstellung der unaufhörlichen „Vervollkommnung“ zusammen, in Folge deren unser Recht ohne weiteres das römische überragen muss, weil es ein späteres ist, und doch bietet die Natur nirgends ein Beispiel dafür, dass an irgend etwas Lebendigem eine Entwickelung stattfände, ohne durch entsprechende Einbusse erkauft zu werden.[2]) Unsere Civilisation steht hoch über der römischen; in Bezug auf lebendiges Rechtsgefühl kann sich dagegen ein gebildeter Mann des 19. Jahrhunderts mit einem römischen Bauern aus dem Jahre 500 vor Christus gewiss nicht vergleichen. Keiner, der Denkkraft und Wissen besitzt, wird das in Abrede stellen. Ich sagte in Bezug auf R e c h t, nicht auf G e r e c h t i g k e i t. Wenn Leist schreibt: „Der unbefangen Prüfende wird nicht finden, als habe unsere Gegenwart es gegenüber der Römerzeit in der Übung, oder auch

---

[1]) Ich weiss keinen schlagenderen Beweis von der ursprünglichen Unfähigkeit der Germanen in Rechtsfragen scharf zu urteilen, als dass noch ein solcher Mann, wie Otto der Grosse, die prinzipielle Frage, ob Enkel erben oder nicht, nicht anders als durch einen Waffenkampf zu entscheiden wusste; dieses Gottesurteil wurde dann durch ein *pactum sempiternum* ins bleibende Recht aufgenommen! (Siehe Grimm: *Rechtsaltertümer,* 3. Ausg., S. 471.)

[2]) Den ausführlichen Beweis, dass den Begriffen eines Fortschrittes und eines Verfalles der Menschheit keine konkrete Bedeutung zukomme, bringt das neunte Kapitel.

nur Erkennung der wirklichen Gerechtigkeit schon gar herrlich weit gebracht,“[1]) so spricht er etwas Beherzigenswertes aus; ich citiere aber diese Worte, um recht fühlbar zu machen, dass ich an dieser Stelle n i c h t von Gerechtigkeit spreche, sondern von Recht, und damit der Unterschied klar hervortrete. Unsere edle Vorstellung der Humanitäts-Pflichten bedeutet wohl doch eine Klärung der Vorstellungen in Bezug auf Gerechtigkeit; das j u r i s t i s c h e Rechtsgefühl ist dagegen ein ganz anderes Ding und wird auch durch den Besitz der vervollkommnetsten, doch importierten Rechtssysteme weder bewährt noch gefördert.

Um die Unvergleichlichkeit der römischen Leistung zu begreifen, darf allerdings ein Umstand nicht übersehen werden: das uns geläufige justinianische *corpus juris* ist nur die einbalsamierte Leiche des römischen Rechtes.[2]) Jahrhundertelang wurde sie von geschickten Fachmännern auf galvanischem Wege im Scheinleben erhalten; jetzt haben sich alle gesitteten Völker ein eigenes Recht ausgearbeitet; ohne das römische wäre das aber nicht möglich gewesen, uns allen geht die nötige Begabung ab. Eine einzige Beobachtung genügt, um den Abstand fühlbar zu machen: das römische Recht der echten Heldenzeit, fest wie ein Fels, war nichtsdestoweniger unglaublich elastisch, — „unglaublich“, meine ich, für unsere modernen, ängstlichen Vorstellungen, denn wir haben jenem Rechte alles entnommen, nur nicht seinen lebensvollen Charakter. Das römische Recht war ein unaufhörlich „Werdendes“, durch besondere geniale Einrichtungen befähigt, den wechselnden Bedürfnissen der Zeiten sich anzupassen. Das Recht, welches im 5. Jahrhundert vor Christus von den dazu ernannten Decemvirn seinen allgemeinen Umrissen nach in eherne Tafeln eingegraben wurde, war nicht ein neues, improvisiertes, von nun an unbewegliches, sondern im Wesentlichen eine Kodi-

---

[1]) *Gräco-italische Rechtsgeschichte,* S. 441.

[2]) Wie sehr das *corpus juris* des Justinian dem echten römischen Recht nachsteht, hebt schon Francis Bacon hervor und tadelt es, dass eine so „dunkle Zeit“ sich gestattet habe, an das Werk einer so „glänzenden Zeit“ verbessernd die Hand anzulegen (siehe die Widmung der *Law Tracts*).

fikation des schon vorhandenen, historisch gewachsenen; die Römer wussten sich Mittel und Wege zu ersinnen, damit es auch dann nicht krystallisiere. An den zwölf Tafeln z. B. machte sich zunächst der „interpretierende“ Scharfsinn der Beamten verdient, nicht um das Gesetz zu verdrehen, sondern um es erweiterten Verhältnissen halbautomatisch anzupassen; geniale Erfindungen, wie z. B. die der juristischen „Fiktion“ wodurch ein Mittel gefunden war (wenn ich mich laienhaft ausdrücken darf), um fehlende Rechtsnormen durch vorhandene zu ersetzen; staatliche Einrichtungen, wie diejenige der Prätoren, durch welche dem in einem lebendigen Organismus so nötigen Gewohnheitsrecht ein Platz gesichert wurde, bis aus der Praxis das beste Recht sich ergeben hatte, durch welche auch das *jus gentium* nach und nach in naher Fühlung mit dem engeren römischen *jus civile* entstand — — das alles bewirkte ein frisches, pulsierendes Rechtsleben, wie Keiner es sich vorstellen kann, der Jurisprudenz nicht studiert hat, denn um uns herum giebt es nichts derartiges, gar nichts.[1]) Nun bedenke man aber noch, um den Abstand zwischen uns und den Römern zu ermessen, dass eigentliche gelernte und gelehrte Juristen erst sehr spät, gegen Ende der Republik aufkamen, und dass dieses herrliche, in den meisten Teilen unendlich fein ciselierte Erzeugnis rechtlicher Technik das Werk eines Volkes von Bauern und rauhen Kriegern ist! Man versuche es doch, einem heutigen Durchschnittsphilister den juristischen Unterschied zwischen Eigentum und Besitz klar zu machen, ihm beizubringen, ein Dieb sei der juristische Besitzer der gestohlenen Sache und geniesse als solcher rechtlichen Besitzesschutz, der Pfandgläubiger ebenfalls und auch der Erbpächter; es wird nicht gelingen, ich weiss es aus Erfahrung. Und ich wähle absichtlich ein einfaches Beispiel. Der römische Bauer dagegen, der weder schreiben noch lesen konnte, wusste das alles ganz genau schon ein halbes Jahrtausend vor Christo.[2]) Er wusste allerdings nicht

---

[1]) Namentlich von den Jahresedikten der Prätoren sagt Leist, sie seien „das Hauptmoment in der feineren Ausbildung des römischen Rechtes geworden“ (a. a. O., S. 622).

[2]) Siehe die scharfe Unterscheidung zwischen Eigentum und Besitz, Tafel VII, Satz 11.

viel mehr, sein Recht aber kannte und handhabte er mit ebenso genauer Sachkenntnis wie seinen Pflug und seine Ochsen; und indem er es kannte und darüber nachdachte,[1]) indem er für sich und das Seine und die Seinigen immer festeren, bestimmteren Rechtsschutz erstrebte, errichtete er thatsächlich jenes Rechtsgebäude, in welchem spätere Völker in schwierigsten Zeiten Schutz fanden, und welches wir jetzt mit mehr oder weniger Glück, mit mehr oder weniger Veränderungen nachbauen, ausbauen, zu vervollkommnen trachten. Es von selbst erfinden und aufführen, das hätte kein anderes Volk vermocht, denn nirgends war die nötige Verbindung von Charaktereigenschaften und Geistesgaben vorhanden, und dieses Recht musste g e l e b t werden, ehe es gedacht wurde, ehe die Herren kamen, welche von einem „natürlichen Recht“ so Erbauliches zu melden wussten und vermeinten, es sei der Geometrie vergleichbar, die der einsame Gelehrte in seiner Kammer ausklügelt.

Später haben sich Hellenen und Semiten als Dogmatiker und Advokaten grosse Verdienste erworben, Italiener als Rechtslehrer, Franzosen als Systematiker, Deutsche als Historiker; bei keinem der genannten Volksstämme wäre jedoch der Boden zu finden gewesen, fähig jenen Baum zur Reife zu bringen. Bei den Semiten z. B. fehlte der moralische Untergrund, bei den Deutschen der Scharfsinn. Die Semiten haben grosse moralische Eigenschaften, nicht aber diejenigen, aus denen ein Recht für civilisierte Völker hätte hervorgehen können. Denn die Missachtung der rechtlichen Ansprüche und der Freiheit Anderer ist ein in allen mit semitischem Blute stark durchsetzten Völkern wiederkehrender Zug. Schon im uralten Babylonien hatten sie ein feinausgearbeitetes Handels- und Obligationsrecht; aber selbst auf diesem beschränkten Gebiet geschah nichts, um dem grässlichen Zinswucher zu steuern und an die Wahrung m e n s c h l i c h e r Rechte, etwa der Freiheit, hat man dort nie auch nur gedacht.[2]) Aber auch unter günstigeren Bedingungen, z. B. bei

---

[1]) Noch zu Cicero's Zeiten lernte jeder Knabe die zwölf Tafeln auswendig.

[2]) Vergleiche die sehr eingehenden Mitteilungen in Jherings

den Juden, hat sich nie auch nur ein Ansatz zu einer echten Rechtsbildung gezeigt; das scheint sonderbar; ein einziger Blick auf die Rechtssätze des grössten jüdischen Denkers, Spinoza, löst das Rätsel. Im *politischen Traktat* (II, 4 und 8) lesen wir: „Ein Jeder hat soviel Recht, als er Macht besitzt." Hier könnte man allenfalls glauben, es handle sieh lediglich um eine Feststellung thatsächlicher Verhältnisse, denn dieses zweite Kapitel ist überschrieben „Vom Naturrechte".[1]) In der *Ethik* jedoch (T. IV, Anhang, 8) steht schwarz auf weiss: „Nach dem höchsten Recht der Natur ist einem jeden Menschen unbeschränkt das zu thun gestattet, was nach seinem Urteil zu seinem Nutzen gereichen wird"; und in der Abhandlung *Von der wahren Freiheit* heisst es: „Um das, was wir zu unserem Heil und zu unserer Ruhe fordern, zu erlangen, bedürfen wir keiner anderen Grundsätze, als allein, dass wir das beherzigen, was zu unserem eigenen Vorteil gereicht."[2]) Dass ein so ehrlicher Mann nicht verlegen ist, auf derartigen Grundlagen eine reine Morallehre aufzubauen, stellt seinen angeborenen kasuistischen Gaben das schönste Zeugnis aus; man sieht aber, auf jüdischem Boden hätte römisches Recht nicht wachsen können, sondern höchstens ein simplifiziertes Gesetzbuch, wie es etwa König Tippu Tib am Kongo brauchen

---

Vorgeschichte der Indoeuropäer, S. 233 ff. Der gewöhnliche Zinssatz betrug in Babylon 20% bis 25%. Jhering behauptet, die Zinsen seien eine babylonische, semitische (nicht sumerische) Erfindung; er sagt: „Alle anderen Völker verdanken ihre Bekanntschaft damit den Babyloniern". Ehre wem Ehre gebührt! Auch die raffiniertesten Formen des Wuchers, z. B. der noch heute beliebte Ausweg, Geld ohne Zinsen zu leihen, sie dafür aber gleich vom Kapital abzuziehen, waren im alten Babylon, noch ehe Homer Verse zu dichten begonnen hatte, wohl bekannt. Wann wird man uns denn endlich mit der alten erlogenen Märe in Ruhe lassen, die Semiten seien erst in den letzten Jahrhunderten infolge christlicher Bedrückungen zu Zinswucherern geworden?

[1]) Was für Augen hätten Cicero und Seneca, Scaevola und Papinian zu einer derartigen Auffassung des Naturrechtes gemacht!

[2]) Die Ähnlichkeit zwischen den Prinzipien (nicht den Folgerungen) Spinoza's und Nietzsche's ist auffallend genug, um die Aufmerksamkeit zu erregen.

mag.[1]) Erst auf der Grundlage eines von Indoeuropäern erfundenen und bis ins Einzelne ausgeführten Rechtes konnte der Jude seine staunenswerten juristischen Fähigkeiten entdecken. — Ganz anders verhält es sich mit den Deutschen. Die Selbstaufopferung, den Drang, „von innen nach aussen zu bauen", die Betonung des ethischen Moments, den unbändigen Freiheitssinn, kurz, die moralischen Eigenschaften hätten sie schon in reicher Fülle besessen. Nicht dagegen die geistigen. Der Scharfsinn war nie ein Nationalbesitz der Teutonen; das liegt so offenbar vor aller Augen, dass jeder Nachweis überflüssig ist. Schopenhauer behauptet: „Der wahre Nationalcharakter der Deutschen ist Schwerfälligkeit." Dem deutschen Geist stehen für die Rechtsbildung seine grossen Gaben ebenfalls im Wege: seine unvergleichliche Phantasie (im Gegensatz zur platten Empirie der römischen Vorstellungswelt), die schöpferische Leidenschaftlichkeit seines Gemütes (im Gegensatz zur kühlen Nüchternheit des Römers), seine wissenschaftliche Tiefe (im Gegensatz zu den praktisch politischen Tendenzen des geborenen Rechtsvolkes), sein lebhaftes Geführl für Billigkeit (immer in gesellschaftlicher Beziehung ein schwankes

---

[1]) Vor wenigen Jahren traf ich in Gesellschaft einen gebildeten Juden, Besitzer von Petroleumquellen und Mitglied des verruchten Petroleumringes; kein Argument vermochte es, den ehrenhaften Mann, der keine Fliege getötet hätte, von der moralischen Verwerflichkeit eines solchen Ringes zu überzeugen; seine beständige Antwort war: „ich kann's, folglich darf ich es!" Buchstäblich Spinoza, wie man sieht. — Hiermit hängt jene schwere Frage zusammen, ob es in germanischen Ländern gestattet sein sollte, Männer jüdischen Stammes zu Richtern zu ernennen. Ohne jede Leidenschaftlichkeit und Voreingenommenheit, ohne das Wissen und die fleckenlose Ehrenhaftigkeit der Betreffenden anzuzweifeln, sollte man sich auf Grund historischer und ethischer Ergebnisse fragen, ob es denn vorauszusetzen sei, dass jene Männer die Fähigkeit besitzen, eine Rechtsauffassung sich vollkommen zu assimilieren, die ihren eingeborenen Anlagen so tief widerspricht? ob sie dieses Recht, welches sie meisterhaft handhaben, auch wirklich verstehen und fühlen? Wer die scharf ausgesprochene Individualität der verschiedenen Menschenrassen erkennen gelernt hat, kann im tiefsten Ernst und ohne jede Gehässigkeit eine derartige Frage aufwerfen.

Rohr im Vergleich zur strengrechtlichen Auffassung der Römer). Nein, dieses Volk wäre nicht befähigt gewesen, die Technik des Rechtes zu hoher Vollkommenheit auszubilden; es gleicht zu sehr den alten Indoariern, deren „gänzlicher Mangel des juristischen Unterscheidungsvermögens“ von Jhering in seiner *Vorgeschichte der Indoeuropäer,* § 15, dargethan wird.

Die Familie

Noch einen solchen nationalen Vergleich in Bezug auf Rechtsbildung möchte ich anstellen, den zwischen Hellenen und Römern. Er deckt den Kernpunkt des römischen Rechtes auf, den einzigen, auf den ich hier, in diesem Buche, die besondere Aufmerksamkeit lenken darf, was aber schon genügen wird, um fühlbar zu machen, wie tief innerlich unsere Civilisation der römischen Erbschaft verpflichtet ist. Zugleich wird diese kurze Betrachtung, die bei den Uranfängen anknüpft, uns in die brennenden Fragen unsrer unmittelbaren Gegenwart hineinführen.

Jeder Gebildete weiss, dass die Griechen nicht allein grosse Politiker, sondern ebenfalls grosse Rechtstheoretiker waren. Der „Prozess um des Esels Schatten“[1]) ist ein uralter attischer Witz, der die Vorliebe dieses leichtsinnigen, händelsüchtigen Volkes für gerichtliche Klagen trefflich verhöhnt; ich erinnere auch an die *Wespen* des Aristophanes mit den herzzerreissenden Bitten des von seinem Sohne eingeschlossenen Philokleon:
„Lasst mich hinaus, lasst mich hinaus — zum Richten!“ Man sehe sich aber noch weiter um. Homer lässt auf dem Schilde des Achilleus eine Gerichtsscene abgebildet sein (*Ilias,* XVIII, Vers 497 ff.), Plato's umfangreichste Werke sind politische und rechtstheoretische (Die *Republik* und die *Gesetze*), die Rhetorik des Aristoteles ist stellenweise einfach ein Handbuch für angehende Rechtsanwälte; man sehe z. B., wie er im 15. Kapitel des ersten Buches eine ausführliche Theorie betrügerischer Sophistik für Winkeladvokaten aufstellt, ihnen Andeutungen giebt, wie sie das Gesetz zum Vorteil ihres Klienten verdrehen können,

---

[1]) Ein Athener mietet einen Esel, um sein Gepäck nach Megara zu tragen; bei einer Rast setzt er sich in des Esels Schatten nieder; der Eseltreiber will es ohne Extrabezahlung nicht zugeben; er habe den Esel, nicht aber des Esels Schatten vermietet.

und ihnen rät, vor Gericht, sobald es Vorteil bringt, falsche Eide schwören zu lassen.[1]) — — — Man sieht, mit Ausnahme von Sparta (wo es nach Plutarch's Versicherung gar keine Prozesse gegeben haben soll) war die hellenische Luft von Rechtsfragen geschwängert. Die Römer, stets bereit, fremdes Verdienst anzuerkennen, wandten sich behufs Ratschläge für den Ausbau ihres Rechtes seit Alters her an die Griechen, namentlich an die Athener. Schon als sie das erste Mal ihre rechtlichen Grundprinzipien schriftlich fixieren wollten (in den zwölf Tafeln), entsandten sie eine Kommission nach Griechenland, und bei der endgültigen Redaktion dieses frühesten Monumentes soll ein aus seiner Vaterstadt verbannter Ephesier, H e r m o d o r u s, wesentliche Dienste geleistet haben. Hieran änderte die Zeit nichts. Die grossen Rechtsautoritäten, ein M u c i u s S c a e v o l a, ein S e r v i u s S u l p i c i u s sind genaue Kenner hellenischer Rechtseinrichtungen; C i c e r o, und was alles an diesem Namen drum und dran hängt, zieht seine unklaren Äusserungen über göttliche Gerechtigkeit, natürliches Recht u. s. w. aus griechischen Philosophen: in dem pseudo-platonischen *Minos* hatte er lesen können, das Recht sei die E n t d e c k u n g eines ausserhalb Liegenden, nicht eine menschliche Erfindung, und von Aristoteles citiert er die Worte: „das allgemeine Gesetz, weil es das natürliche ist, wechselt nie, dagegen geschieht das oft beim geschriebenen“;[2]) in der späteren Zeit kaiserlicher Dekadenz, als das

[1]) Dies gehört, nach dem grossen Philosophen, zu den „ausserhalb der Kunst liegenden Überzeugungsmitteln“.

[2]) Noch bis zum heutigen Tage findet man diese Stelle in juristischen Werken citiert, jedoch mit wenig Recht, da Aristoteles hier bloss einen rhetorischen Kniff zum Gebrauch vor Gericht angiebt und auf der nächsten Seite die Anwendung der gegenteiligen Behauptung lehrt. Noch weniger zur Sache ist die Stelle aus der *Nikomachischen Ethik* V, 7, die in dem Satze gipfelt: „Das Recht ist die Mitte zwischen einem gewissen Vorteil und einem gewissen Nachteil“. Wie gross erscheint nicht hier wie immer D e m o k r i t mit seiner klaren Einsicht: die Gesetze seien Früchte menschlichen Sinnens im Gegensatze zu den Dingen der Natur (Diogenes Laer. IX, 45)!

römische Volk von der Erdfläche verschwunden war, wird die sogenannte „klassische Jurisprudenz“ fast ausschliesslich von Griechen (mehr oder weniger semitischer Abstammung) begründet und durchgeführt. Es herrscht merkwürdiges Dunkel über Herkunft und Geschichte der berühmtesten Rechtslehrer der späteren römischen Zeit; sie sind auf einmal da in Amt und Würden, niemand weiss, woher sie kamen.[1]) Wahrhaft ergreifend ist aber am Beginn des kaiserlichen Regimentes und seines unausbleiblichen Einflusses auf das Rechtsleben der leidenschaftliche Kampf zwischen L a b e o, dem unbändig freien Altplebejer, und C a p i t o, dem nach Geld und Ehren strebenden Neuling, der Kampf für organische freie Weiterentwickelung gegen Autoritätenglauben und Dogma. Das Dogma siegte, wie auf religiösem, so auch auf rechtlichem Gebiete. — Inzwischen hatten aber, wie gesagt die praktischen Römer gar viel in Griechenland gelernt, namentlich von Solon, der als Staatenbildner wenig Dauerhaftes geleistet hatte, umsomehr aber auf dem Gebiete des Rechtes. Ob Solon die schriftliche Rechtsgesetzgebung und das folgenreiche Prinzip der *actiones* (der Einteilung der Klagen nach bestimmten Grundsätzen) erfunden, oder ob er sie nur systematisiert und fixiert hat, weiss ich nicht, jedenfalls stammt beides aus Athen.[2]) Dies nur als Beispiel der grossen Bedeutung Griechenlands für den Ausbau des römischen Rechtes. Später, als alle hellenischen Länder unter römischer Verwaltung standen, trugen die griechischen Städte zur Ausbildung des *jus gentium* (und somit auch zur Vervollkommnung des römischen Rechtes) das Meiste bei. Und da fragt man sich: wie kommt es denn, dass die Hellenen, den Römern geistig so sehr überlegen, nichts Dauerhaftes und auch nichts Vollendetes auf diesem Gebiete schufen, sondern lediglich durch Vermittelung der Römer an dem grossen Civilisationswerk der Ausgestaltung des Rechtes teilnahmen?

---

[1]) Betreffs der vorwiegend semitischen und syrischen Rassenangehörigkeit der späteren, von uns übertrieben bewunderten Kodifizierer und Einbalsamierer des römischen Rechtes vergl. man die oben S. 148 genannte Festschrift Leonhard's, S. 91 ff.

[2]) Leist: *Gräco-italische Rechtsgeschichte,* S. 585.

Hier lag ein einziger, jedoch ein folgenschwerer Fehler zu Grunde; der Römer ging von der F a m i l i e aus, auf Grundlage der Familie errichtete er Staat und Recht; der Grieche dagegen nahm als Ausgangspunkt den S t a a t, immer ist die Organisation der „Polis“ sein Ideal, ihm bleiben Familie und Recht untergeordnet. Die gesamte griechische Geschichte und Litteratur beweist die Richtigkeit dieser Behauptung, und die Thatsache, dass der grösste aller Hellenen nachhomerischer Zeiten, Plato, die gänzliche Abschaffung der Familie (in den leitenden Kreisen) für ein erstrebenswertes Ziel erachtete, zeigt, zu welchen heillosen Verirrungen ein solcher Fundamentalfehler mit der Zeit führen musste. Mit vollem Recht sagt einmal Giordano Bruno (wo, ist mir entfallen): „Der allergeringste Irrtum in der Art und Weise, eine Sache anzufassen, verursacht schliesslich die erheblichsten irrtümlichen Abweichungen; da kann das kleinste Versehen in der Verzweigung des Gedankenganges heranwachsen, wie eine Eichel zur Eiche.“[1]) Und das war hier kein „allergeringster Irrtum“, sondern ein gewaltiger; hier liegt alles Elend der hellenischen Völker eingeschlossen; hier ist der Grund zu suchen, warum sie weder Staat noch Recht in dauerhafter, mustergültiger Weise auszubauen vermochten. Nimmt man eine sorgfältige Einzeldarstellung zur Hand, z. B. die vor wenigen Jahren aufgefundene Schrift des Aristoteles: *Vom Staatswesen der Athener,* man wird von dieser Aufeinanderfolge verschiedener Verfassungen, die jede einen wesentlich verschiedenen Geist atmen, schwindlig: die vordrakonische Verfassung, die Verfassungen Drakon's, Solon's, des Kleisthenes, des Aristeides, des Perikles, der Vierhundert u. s. w., u. s. w., alles innerhalb zweieinhalb Jahrhunderte! Bei festgefügtem Familienleben wäre das undenkbar gewesen. Ohne dieses gelangten die Hellenen leicht zu ihrer so charakteristisch unhistorischen Auffassung: das Recht sei ein Gegenstand der freien Spekulation; und so verloren sie das Gefühl dafür, dass es

---

[1]) Vielleicht sind obige Worte nach einer der sehr freien Übersetzungen Kuhlenbeck's. In Bruno's *De Immenso et Innumerabilibus* fand ich folgende Bemerkung (*lib. II, cap.* 1.): *parvus error in principio, magnus in fine est.*

um leben zu können, aus thatsächlichen Verhältnissen hervorwachsen muss.[1]) Und wie auffallend ist es, dass gerade die wichtigsten Fragen des Familienrechtes als ein Nebensächliches behandelt werden, Solon z. B., der bedeutendste Athenienser auf rechtlichem Gebiet, das Erbrecht so dunkel lässt, dass die Auslegung der Willkür der Gerichte überlassen bleibt (Aristoteles, a. a. O., Abschnitt 9). — Ganz anders Rom. Der starke Drang nach Disziplin findet hier zunächst in der festen Organisation der Familie einen Ausdruck. Die Söhne bleiben nicht bloss bis zum 14. Lebensjahre, wie bei den Griechen, unter väterlicher Gewalt, sondern bis zum Tode des Vaters; durch Ausschliessung der Verwandtschaft auf mütterlicher Seite, durch rechtliche Anerkennung der unbegrenzten Gewalt des *Paterfamilias,* selbst über Leben und Tod der Seinigen (und wäre sein Sohn inzwischen auch zu den höchsten Staatsämtern hinaufgestiegen), durch grösste Freiheit und genaueste Einzelbestimmungen in Bezug auf das Testier- und das Erbrecht, durch striktesten Schutz aller Eigentums- und Forderungsrechte des Hausvaters (welcher allein ein Vermögensrecht besass und eine *persona sui juris,* d. h. eine freie, juristische Person war) — — — durch alle diese Dinge und noch manche andere, wurde in Rom die Familie zu einer unerschütterlich festen, unzersetzlichen Einheit, und diese Einheiten sind es, denen man im letzten Grunde die besondere Gestaltung des römischen Staates und des römischen Rechtes zu verdanken hat. Man begreift unschwer, wie eine so strenge Auffassung der Familie auf das gesamte Leben zurückwirken musste: auf die Moral der Männer, auf die Beschaffenheit der Kinder, auf die Sorge, das Erworbene zu erhalten und zu vererben, auf die Vaterlandsliebe, die nicht, wie in Griechenland, künstlich geschürt zu werden brauchte: kämpfte doch der Bürger für das dauernd gesicherte Eigene, für sein heiliges Heim, für die Zukunft seiner Kinder, für Frieden und Ordnung.

---

[1]) Trefflich ist in dieser Beziehung eine Bemerkung Jean Jacques Rousseau's *„Si quelquefois les lois influent sur les moeurs, c'est quand elles en tirent leur force“* (*Lettre à d'Alembert*).

Die Ehe

Hiermit hängt natürlich die innerliche Auffassung der Ehe und die Stellung des Weibes in der Gesellschaft zusammen: dies ist offenbar das positive Element in der Gestaltung der römischen Familie, dasjenige, welches nicht durch Gesetze bestimmt werden konnte, welches dagegen die Gesetze bestimmt hat. Schon bei den alten Ariern wurde die Ehe als „eine göttliche Einrichtung" betrachtet, und wenn die junge Frau die Schwelle des neuen Heims betrat, wurde ihr zugerufen: „Ziehe hin ins Haus des Gatten, dass du Hausherrin heissest; als Gebieterin schalte daselbst!"[1]) Gerade in diesem Punkte zweigten Hellenen und Römer, sonst so vielfach verwandt, voneinander ab. Zu Homer's Zeiten sehen wir allerdings das Weib von den Griechen noch hochgeachtet, die Genossin des Mannes; die nach Kleinasien ausgewanderten Ionier nahmen jedoch fremde Frauen, „die den hellenischen Mann nicht bei seinem Namen, sondern nur ‚Herr' nennen durften, — — diese Entartung der kleinasiatischen Ionier hat auf Athen zurückgewirkt".[2]) Der Römer dagegen „betrachtete die Frau als seine ebenbürtige Genossin, seine Lebensgefährtin, die alles mit ihm zu teilen hat: Göttliches wie Menschliches.... Die Ehefrau hat aber diese Stellung in Rom, nicht weil sie Ehefrau, sondern weil sie Weib ist, d. h. wegen der Achtung, welche der Römer dem weiblichen Geschlecht als solchem zollt. In allen Beziehungen, wo nicht der natürliche Unterschied des Geschlechts eine Verschiedenheit bedingt, stellt der Römer das Weib mit sich auf eine Linie. Es giebt keinen schlagenderen Beleg dafür, als das altrömische Erbrecht, welches zwischen beiden Geschlechtern gar keinen Unterschied macht: die Tochter erhält genau dasselbe wie der Sohn, die Agnatin wie der Agnat; sind keine Kinder da, so erhält die Witwe den ganzen Nachlass und schliesst den Mannesstamm aus, ebenso, wenn auch sie nicht vorhanden ist, die Schwester. Man muss die Zurücksetzung, welche das weibliche Geschlecht in den Rechten so vieler anderer Völker

---

[1]) Zimmer: *Indisches Leben,* S. 313 ff.

[2]) Etfried Müller: *Dorier,* 2. Ausg. I, 78, II, 282 (nach Leist citiert).

erfahren hat, kennen, um die Bedeutsamkeit dieses Punktes einzusehen; in Griechenland z. B. schloss der nähere männliche Verwandte das Weib gänzlich aus, und das Los einer Erbtochter war ein geradezu beklagenswertes, der nächste männliche Verwandte konnte sie ihrem Ehemann entziehen.“[1]) Als Fürstin, *princeps familiae,* wurde die römische Ehefrau im Hause verehrt, und das römische Gesetz spricht von der *matronarum sanctitas,* der Heiligkeit der mit Kindern gesegneten Frauen. Kinder, die sich irgendwie gegen ihre Eltern vergingen, traf die „Sacertät“, d. h. die Achtung vor Göttern und Menschen; auf dem Vatermord lag keine Strafe, weil (so erzählt Plutarch) man dieses Verbrechen für undenkbar hielt, — in der That währte es über ein halbes Jahrtausend, bis das erste Parricidium begangen wurde.[2]) Um sich diese altrömische Familie richtig vorzustellen, muss man sich noch eins gegenwärtig halten: dass nämlich im römischen Lehen das sakrale Element, d. i. die Achtung vor göttlichen Geboten eine grosse Rolle spielte. War der Paterfamilias dem menschlichen Rechte nach ein unbeschränkter Despot in seinem Hause, so verwehrte ihm das göttliche Gebot, dieses Recht zu missbrauchen.[3]) Das Familienhaus war ja ein

---

[1]) Jhering: *Entwickelungsgeschichte des römischen Rechtes,* S. 55. Bei den Germanen sah es nicht besser aus. „Das Erbrecht ist allen Weibern nach den ältesten deutschen Gesetzen entweder versagt oder beschränkt“, meldet Grimm: *Deutsche Rechtsaltertümer,* 3. Ausg., S. 407. Die Milderungen, die nach und nach eintraten, sind auf römischen Einfluss zurückzuführen; wo dieser nicht oder wenig hinreichte, enthalten noch im Mittelalter die deutschen Rechtsbücher „völlige Hintansetzung“; ganz im Norden, in Skandinavien und im ältesten Friesland, konnte ein weibliches Wesen überhaupt nichts erben, weder fahrendes, noch liegendes Gut: „der Mann geht zum Erbe, das Weib davon“; erst im 13. Jahrhundert wurde letzterem dort ein beschränktes Erbrecht zugestanden. (Grimm, S. 473.) Das sind die Rechtsverhältnisse, nach denen die Deutschtümler sich zurücksehnen!

[2]) (*Romulus,* XXIX.) Zum Kontrast diene, dass es bei den Deutschen bis zur Einführung des Christentums (bei den Wenden sogar bis zum 17. Jahrhundert) Sitte war, alte, schwache Eltern zu erschlagen! (siehe Grimm: *Rechtsaltertümer,* S. 486 - 490).

[3]) Ausserdem unterlag er der „censorischen Rüge“, sowohl für

Heiligtum, sein Herd einem Altar gleichwertig; und wenn es auch für unser heutiges Gefühl etwas Grauenhaftes hat, davon zu hören, dass bei sehr grosser Armut Eltern bisweilen ihre Kinder in die Sklaverei verkauften, so wird man doch aus allen Rechtsgeschichten die Überzeugung gewinnen, dass irgend eine Grausamkeit (nach damaligen Begriffen) gegen Frau oder Kinder fast oder ganz unbekannt war. Zwar ist die Gattin ihrem Manne gegenüber juristisch *filiae loco* (einer Tochter gleich), ihren eigenen Kindern gegenüber *sororis loco* (einer Schwester gleich): das geschieht aber im Interesse der Einheit der Familie und damit, sowohl in staatsrechtlicher wie in privatrechtlicher Beziehung, die Familie als scharf abgegrenztes, von einer einzigen Person juristisch vertretenes, autonomes, organisches Gebilde auftrete, nicht als ein mehr oder minder festes Konglomerat von lauter einzelnen Fragmenten. Schon im politischen Teile dieses Kapitels sahen wir, dass der Römer es liebte, die Gewalt einzelnen Männern zu übergeben, vertrauend, dass aus Freiheit, gepaart mit Verantwortlichkeit, beides im Brennpunkt einer ihrer Individualität bewussten Persönlichkeit vereint, massvolle und zugleich energische, weise Handlung hervorgehen würde. So auch hier. Später entartete dieses Familienleben; es wurden schlaue Mittel ersonnen, um Surrogate für die wahre Ehe aufzubringen, damit die Frau nicht mehr in die juristische Gewalt des Mannes käme; „die Ehe wurde zu einem Geldgeschäft wie jedes andere; nicht um Familien zu gründen, sondern um die zerrütteten Vermögensverhältnisse durch Heiratsgüter aufzubessern, wurden Ehen geschlossen, und geschlossene getrennt, um neue zu schliessen;“[1]) aber trotzdem konnte noch zu Caesar's Zeiten Publius Syrus als römische Auffassung der Ehe die Zeile schreiben:

Perenne animus conjugium, non corpus facit.

Die Seele, nicht der Körper, macht die Ehe zu einer immerwährenden.

---

zu grosse Strenge in der Ausübung seiner väterlichen Rechte, wie auch für Nachlässigkeit; siehe Jhering: *Geist des römischen Rechtes,* § 32.

[2]) Esmarch: *Römische Rechtsgeschichte,* S. 317.

Das Weib

Das ist der Mittelpunkt des römischen Rechtes; der Kontrast mit Griechenland (und mit Deutschland) lässt die Bedeutung eines solchen organischen Mittelpunktes ahnen. Auch hier wieder bewährt sich der Römer, wenn auch als durchaus unsentimentaler, fast peinlich phantasieloser, so doch nichts weniger als unidealer Mensch. Er besitzt sogar eine so grosse Macht der Idee, dass dasjenige, was er recht von Herzen wollte, nie wieder ganz verschwand. Wie sahen es schon im vorigen Abschnitt: Ideen sind unsterblich. Der römische Staat wurde zu Grunde gerichtet, seine Idee lebte aber, mächtig gestaltend, durch die Säcula weiter; am Schlusse des 19. Jahrhunderts schmücken sich vier mächtige Monarchen Europas mit dem Patronymikon Julius Caesar's, und der Begriff der *Res publica* gestaltet den grössten Staat der neuen Welt. Das römische R e c h t aber lebt nicht allein als justinianische Mumie, nicht allein als technisches Geheimnis, nur den Technikern zugänglich, weiter; nein, ich glaube, dass auch der lebenbildende Kern, aus dem jenes Recht im letzten Grunde erwachsen war, doch, trotz der Finsternis schmachvollst unheiliger Jahrhunderte und trotz der auflösenden Gährung, die ihnen folgte, niemals zu Grunde ging, und dass er in uns als ein kostbarstes Gut weiterlebt. Wir reden noch heute von der H e i l i g k e i t d e r F a m i l i e; wer sie, wie gewisse Sozialisten, leugnet, der wird aus der Liste urteilsfähiger Politiker gestrichen, und selbst wer kein gläubiger Katholik ist, wird sich hundertmal lieber mit der Vorstellung befreunden, die Ehe sei ein religiöses Sakrament (wie es ja im alten Rom war; hier wie an so vielen Orten fusst das Papsttum unmittelbar auf altrömischem Pontifikalrecht und bewährt sich als letzter offizieller Vertreter des Heidentums), als dass er zugeben wird, die Ehe sei, wie der gelehrte Anarchistenführer Elisée Reclus geschmackvoll sagt: „lediglich legale Prostitution“. Dass wir so fühlen, ist römische Erbschaft. Auch die hochgeachtete Stellung des Weibes, wodurch unsere Civilisation sich von der hellenischen und von den verschiedenen Abarten der semitischen und asiatischen so vorteilhaft unterscheidet, ist nicht, wie Schopenhauer und manche Andere gelehrt haben, eine „christlich-germanische Schöpfung“,

sondern eine römische Schöpfung. So weit man urteilen kann, müssen die alten Germanen ihre Weiber nicht besonders gut behandelt haben; hier scheint aber römischer Einfluss zu allererst gewirkt zu haben; die ältesten deutschen Rechtsbücher sind in Bezug auf die rechtliche Stellung der Frau voller wörtlicher Entlehnungen aus römischem Recht (siehe Grimm: *Deutsche Rechtsaltertümer* II, Kap. 1. B 7 u. ff.). Dass das Weib in Europa eine feste, sichere, rechtliche Stellung erlangte, das war römisches Werk. Besungen wurde das „schöne Geschlecht" allerdings erst von Deutschen, Italienern, Franzosen, Engländern, Spaniern; daran hatten freilich die Römer nie gedacht.[1]) Ich frage mich aber, ob wir ohne den Scharfblick und Gerechtigkeitssinn, vor allem ohne den unvergleichlichen staatenbildenden Instinkt der Römer jemals dahin gelangt wären, das Weib als vollgültige Genossin unseres Lebens, als Eckstein der Familie in unser p o l i t i s c h e s System aufzunehmen? Ich glaube es bestimmt verneinen zu dürfen. Das Christentum bedeutet durchaus keine Stärkung der Idee der Familie. Im Gegenteil, sein eigentliches Wesen ist, dass es alle politischen und rechtlichen Bande zerreisst und jedes einzelne Individuum auf sich selbst stellt. Von dem christlichen Kaiser Konstantin, der die Souveränität des *paterfamilias* aufhob, erhielt denn auch die römische Familie den Gnadenstoss. Als Ausfluss des Judentums ist ausserdem das Christentum von Hause aus eine anarchische Macht, eine antipolitische. Dass die katholische Kirche ganz andere Wege ging und eine politische Macht erster Grösse wurde, ist einfach dem Umstand zuzuschreiben, dass sie die klare Lehre Christi verleugnete, und dafür die römische Staatsidee wieder aufgriff — wenn auch nur die Idee des verkommenen römischen Staates. Für die Erhaltung des römischen Rechtes that die Kirche mehr als irgend Jemand;[2]) Papst Gregor IX. zum Beispiel geizte einzig

---

[1]) Ich rede von dem treuen, keuschen Weibe; denn die Ehebrecherin und die Hetäre wurden von den namhaftesten Dichtern des verfallenen Rom, allen voran C a t u l l und V i r g i l, hoch gefeiert.

[2]) Siehe namentlich Savigny: *Geschichte des römischen Rechtes im Mittelalter,* Kap. 3, 15, 22 u. s. w.

nach dem Titel eines „Justinian der Kirche"; mehr als Seligsprechung lag diese Anerkennung seiner juristischen Verdienste ihm am Herzen.[1]) Waren nun auch die Gründe, welche die Kirche und die Könige trieben, das römische Recht in seiner byzantinischen Aftergestalt zu erhalten und zwangsweise einzuführen, durchaus nicht immer besonders edle, das konnte doch nicht verhindern, dass manches Edelste an römischen Gedanken zugleich mit gerettet wurde. Und ebenso wie die Tradition des römischen Rechtes niemals aufhörte, schwand auch die römische Auffassung der Würde des Weibes und der politischen Bedeutung der Familie nie wieder ganz aus dem Bewusstsein der Menschen. Seit etlichen Jahrhunderten (hier wie an so manchen Orten bildet das 13. Jahrhundert mit Petrus Lombardus die fast mathematische Scheidelinie) sind wir der altrömischen Auffassung immer näher gekommen, namentlich seitdem das Tridentiner Konzil und Martin Luther zu gleicher Zeit die Heiligkeit der Ehe betonten. Dass diese Annäherung in mancher Beziehung eine rein ideelle ist, thut nichts zur Sache; eine durch und durch neue Civilisation kann sich gar nicht zu gründlich von alten Formen frei machen; ohnehin giessen wir gar zu viel neuen Wein in alte Schläuche; ich glaube aber nicht, dass irgend ein vorurteilsloser Mann leugnen wird, die römische Familie sei eine der herrlichsten Errungenschaften des Menschengeistes, einer jener Gipfel, die nicht zweimal erklommen werden können, und zu denen noch die fernsten Jahrhunderte voll Bewunderung hinaufblicken werden, zugleich auch, um sicher zu sein, dass sie selber nicht zu weit von der Wahrheit abirren. Bei jedem Studium des 19. Jahrhunderts, z. B. bei der Besprechung der brennenden Frauenemanzipationsfrage, wird dieser ragende Gipfel unschätzbare Dienste leisten; ebenso bei der Beurteilung jener sozialistischen Theorien, welche, im Gegensatz zu Rom, auf die Formel hinauslaufen: keine Familie, alles Staat.

Poesie und Sprache

Ich habe hier etwas Schwieriges versucht: über einen technischen Gegenstand nicht-technisch zu reden. Ich musste mich

---

[1]) Bryce: *Das heilige römische Reich,* franz. Ausg., S. 131.

darauf beschränken, die besondere Befähigung der Römer für die Ausbildung gerade dieser Technik nachzuweisen; was ich sodann als den weitest reichenden Erfolg für die menschliche Gesellschaft hervorzuheben bemüht war, die felsenfeste, rechtliche Begründung der Familie, das ist, wie man bemerkt haben wird, wesensgleich mit der ursprünglichen, treibenden Kraft, aus welcher die technische Meisterschaft allmählich heraufgewachsen war. Alles, was dazwischenliegt, d. h. die gesamte eigentliche Technik, musste beiseite gelassen werden, ebenso wie eine Erörterung über die Vorteile und die Nachteile des vorwiegenden Einflusses des römischen Rechtes im 19. Jahrhundert in rein technischer Beziehung. Auch ohne solch' gefährlichen Sandboden zu betreten, gab es für uns Laien genug anregende Betrachtungen.

Mit Absicht habe ich mich auf Politik und Recht beschränkt. Was nicht auf uns vererbt wurde, fällt nicht in den Gesichtskreis dieses Buches, und Manches, was sich erhalten hat, wie z. B. die Werke lateinischer Dichter, bildet eine Beschäftigung für Liebhaber und Gelehrte, nicht aber einen lebendigen Teil unseres Lebens. Griechische Poesie und lateinische Poesie zusammenzuthun zu dem einen Begriff „klassische Litteratur“, ist ein Beweis von unglaublicher Geschmacksbarbarei und von einer bedauerlichen Unkenntnis des Wesens und Wertes genialer Kunst. Wo römische Dichtung das Erhabene anstrebt, wie bei Virgil und Ovid, schliesst sie sich im richtigen Gefühl ihrer rettungslosen Unoriginalität möglichst sklavisch an griechische Muster an. Wie Treitschke sagt: „Die römische Litteratur ist eine griechische, die mit lateinischen Worten geschrieben wird.“[1]) Was sollen unsere unseligen Knaben denken, wenn ihnen früh die *Ilias* des grössten dichterischen Schöpfers aller Zeiten erklärt wird, nachmittags die auf kaiserlichen Befehl ausgearbeitete Tendenzepopöe, die *Aeneis:* beide als klassische Muster? Das Echte und das Unechte, das glorreiche, freie Schaffen aus höchster schöpferischer Not und die feingebildete Technik im Dienste des Goldes und des

---

[1]) Über den grossen L u c r e z als Ausnahme, vergl. das S. 71, Anm. Gesagte.

Dilettantismus, das Genie und das Talent: vorgeführt als zwei auf dem selben Stock gewachsene Blumen, nur wenig unterschieden! Solange jenes blasse Gedankenunding, der Begriff der „klassischen Litteratur“, unter uns als Dogma weiterlebt, solange umfängt uns noch die Nacht des Völkerchaos, solange sind unsere Schulen Sterilisierungsanstalten zur Vertilgung jeder schöpferischen Regung. Hellenische Dichtung war ein Anfang, eine Morgendämmerung, sie erschuf ein Volk, sie schenkte ihm aus verschwenderischem Herzen alles, was höchste Schönheit geben kann, um das Leben zu heiligen, alles was Poesie vermag, um arme, geplagte Menschenseelen zu verklären und mit der Ahnung unsichtbarer, freundlicher Mächte zu erfüllen, — und unversiegbar quillt nunmehr dieser Lebensborn, ein Jahrhundert nach dem andern labt sich an ihm, ein Volk nach dem andern schöpft aus seinen Fluten die Begeisterungskraft, selber Schönes zu schaffen; denn das Genie ist wie Gott: zwar offenbart es sich in einer bestimmten Zeit und unter bestimmten Umständen, seinem Wesen nach ist es aber unbedingt, was Anderen zu Ketten wird, daraus schmiedet es sich Flügel, es entsteigt der Zeit und ihrem Todesschatten und geht lebendig ein in die Ewigkeit. In Rom dagegen, man darf es kühn behaupten, war das Genie überhaupt verboten. Rom hat keinerlei Dichtung, bis es in Verwesung kommt. Erst bei hereinbrechender Nacht, als kein Volk mehr da ist, um sie zu hören, erheben seine Sänger ihre Stimmen; Nachtfalter sind es: sie schreiben für die Boudoirs lasciver Frauen, für die Zerstreuung feingebildeter Lebemänner und für den Hof. Obwohl Hellenen in nächster Nähe lebten und von den frühesten Zeiten an die Samen hellenischer Kunst und Philosophie und Wissenschaft ausstreuten (denn alle Bildung war in Rom von jeher griechisch), kein einziges Samenkorn ging auf. 500 Jahre vor Christus sandten schon die Römer nach Athen, um genaue Nachricht über griechisches Recht zu erhalten; ihre Gesandten trafen den Aeschylus in der Fülle seiner Kraft, Sophokles schon schöpferisch thätig an; welche künstlerische Blüte hätte bei solcher Lebensenergie in Rom nach dieser Berührung aufgehen müssen, wenn nur die geringste Beanlagung vorhanden gewesen

wäre. Das war aber nicht der Fall. Wie Mommsen sagt: „die Entwickelung der musischen Künste in Latium war mehr ein Eintrocknen als ein Aufblühen.“ Die Lateiner hatten vor dem Verfall überhaupt kein Wort für Dichter, der Begriff war ihnen fremd! — Wenn ihre Dichter nun ohne Ausnahme ungenial waren, worin bestand die Bedeutung derjenigen unter ihnen, die, wie Horaz und Juvenal, stets die Bewunderung der Sprachkünstler erregt haben? Offenbar, wie alles, was aus Rom stammt, in der T e c h n i k. Die Römer waren grossartige Baumeister — von Kloaken und Aquädukten,[1]) grossartige Maler — von Zimmerdekorationen, grossartige Fabrikanten — kunstgewerblicher Gegenstände; in ihren Circussen kämpften bezahlte Techniker des Fechtens und fuhren berufsmässige Wagenlenker. Der Römer konnte Virtuos werden, nicht Künstler; jede Virtuosität interessierte ihn, keine Kunst. Die Gedichte des Horaz sind technische Meisterstücke. Abgesehen vom historisch-pittoresken Interesse als Schilderungen eines entschwundenen Lebens, fesselt uns bei diesen Dichtungen lediglich die Virtuosität. Die „Lebensweisheit“, wirft man mir ein? Ja, wenn eine so alltägliche, nüchterne Weisheit nur nicht überall besser am Platze wäre, als im Zauberreich der Kunst, deren weit offene Kindesaugen aus jedem hellenischen Dichtwerk eine so ganz andere Weisheit künden als die, welche dem Horaz und seinen Freunden zwischen Käse und Obst einfällt. Eine der echtesten Dichternaturen, die je gelebt, Byron, sagt von Horaz:

It is a curse
To understand, not feel thy lyric flow,
To comprehend, but never love thy verse.[2])

Was ist das für eine Kunst, die nur zum Verstand, nie zum Herzen redet? Es kann nur eine künstliche Kunst sein, eine

---

[1]) Doch auch hier nicht Erfinder; siehe Hueppe's Untersuchungen über die Wassertechnik der alten Griechen: *Rassenhygiene der Griechen,* S. 37.

[2]) Ein Fluch ist es, deinen lyrischen Erguss mit dem Verstand allein, nicht mit dem Gefühl aufzufassen, deine Verse zwar begreifen, doch niemals lieben zu können.

Technik; käme sie von Herzen, sie würde auch zu Herzen gehen. In Wahrheit stehen wir hier noch unter französischer Vormundschaft, und die Franzosen unter syrisch-jüdischer (Boileau-Pseudolonginus); und ist auch wenig von dieser Erbschaft ins moderne Leben eingedrungen, wir sollten sie endlich einmal ganz abwerfen zu Gunsten unserer eigenen Dichter In Worten und in Tönen, gottbegnadeter Männer, deren Werke himmelhoch alles überragen, was auf dem Schutte des verfallenen Rom wie etiolierte Pflanzen, in ungesunder Hast, wurzel- und saftlos in die Höhe schoss.[1])

In den Händen des Fachmannes, d. h. des Philologen, wird die lateinische Poesie ebenso sicher und zweckentsprechend aufgehoben sein, wie das *corpus juris* bei den Rechtsforschern. Will man aber die lateinische Sprache als allgemeines Bildungsmittel durchaus beibehalten (anstatt dass man die griechische allein, dafür aber gründlicher, lehrte), so zeige man sie dort am Werke, wo sie Unvergleichliches leistet, wo sie, In Übereinstimmung mit der besonderen Anlage des römischen Volkes und mit seiner historischen Entwickelung das vollbringt, was nie eine andere Sprache gekonnt hat, noch können wird: beim plastischen Ausbau rechtlicher Begriffe. Man sagt, die lateinische Sprache bilde den logischen Sinn; ich will es glauben, wenn ich auch nicht umhin kann zu bemerken, dass man gerade in dieser Sprache während der scholastischen Jahrhunderte, trotz aller Logik, mehr Unsinn geschrieben hat, als je in einer anderen; wodurch hat aber die lateinische Sprache einen Charakter von so grosser, wortkarger Bestimmtheit erlangt? Dadurch, dass sie ausschliesslich als Geschäfts- und Verwaltungs- und Rechtssprache ausgebildet wurde. Diese unpoetischeste aller Sprachen ist ein grossartiges Monument des folgenschweren Kampfes freier Menschen um ein gesichertes Recht. Dort zeige man sie unseren Jüng-

---

[1]) Aus der grossen, mir nur zum kleinen Teil bekannt gewordenen Litteratur, die in den letzten Jahren über diese Frage entstanden ist, empfehle ich ganz besonders die kleine, ebenso kenntnisreiche wie sachlich leidenschaftslose Schrift von Prof. Albert Heintze: *Latein und Deutsch,* 1902.

lingen am Werke. Die grossen Rechtslehrer Roms haben *eo ipso* das schönste Lateinisch geschrieben; dazu (und nicht zum Verseschreiben) war ja diese Sprache da; die makellos durchsichtige, jede Missdeutung ausschliessende Satzbildung war ein wichtiges Instrument juristischer Technik; aus dem Rechtsstudium allein hat Cicero seine stilistischen Vorzüge geschöpft. Schon von den ältesten Dokumenten der Geschäfts- und Gerichtssprache sagt Mommsen, sie zeichneten sich aus „durch Schärfe und Bestimmtheit",[1]) und von der Sprache Papinian's, eines der letzten der grossen Rechtslehrer (unter Marc Aurel), berichten philologisch geschulte Männer, sie sei: „die höchste Steigerung der Fähigkeit, stets den der Tiefe und Klarheit des Gedankens vollkommen entsprechenden Ausdruck zu finden;" wie aus Marmor gemeisselt stünden seine Sätze: „kein Wort zu viel, keins zu wenig, jedes Wort am unbedingt rechten Platz, so weit es der Sprache möglich ist, jeden Doppelsinn ausschliessend."[2]) Ein Verkehr mit derartigen Menschen wäre wirklich ein kostbarer Beitrag zu unserer Bildung. Und mich dünkt, wenn jeder römische Knabe die zwölf Tafeln auswendig wusste, unseren Jünglingen könnte es auch nur dienlich und geistig förderlich sein, wenn sie die Schule nicht lediglich als dumme gelehrte *subjecti,* sondern mit einigen genauen Begriffen rechtlicher und staatsrechtlicher Dinge, nicht allein formell logisch, sondern auch vernünftig und praktisch denkend, gestählt gegen hohle Schwärmerei für „deutsches Recht" und dergleichen verliessen. Inzwischen liegt in unserem Verhalten zur lateinischen Sprache eine schlecht verwaltete und darum ziemlich sterile Erbschaft vor.

Zusammenfassung

Wir Männer des 19. Jahrhunderts, wir wären nicht was wir sind, wenn nicht aus diesen beiden Kulturen, der hellenischen und der römischen, ein reiches Vermächtnis auf uns gekommen wäre. Darum können wir auch unmöglich beurteilen, was wir in Wahrheit sind, und mit Bescheidenheit eingestehen, wie wenig das ist,

---

[1]) *Römische Geschichte* I, 471.

[2]) Esmarch: *Römische Rechtsgeschichte,* S. 400.

wenn wir uns nicht eine durchaus deutliche Vorstellung von der Beschaffenheit dieser Erbstücke machen. Ich hoffe, mein Bestreben wird nach dieser Richtung hin nicht ganz ohne Erfolg gewesen sein, auch hoffe ich, dass der Leser namentlich bemerkt haben wird, wie das römische Erbe sich von Grund und Boden aus vom hellenischen unterscheidet.

In Hellas war die geniale Persönlichkeit das ausschlaggebende Moment gewesen: gleichviel ob diesseits oder jenseits des adriatischen und des ägäischen Meeres, die Griechen waren gross, solange sie grosse Männer besassen. In Rom hat es dagegen nur insofern und nur so lange bedeutende Individualitäten gegeben, als das Volk gross war, und gross war es, solange es physisch und moralisch unverfälscht römisch blieb. Rom ist das extremste Beispiel einer grossen anonymen Volksmacht, die unbewusst, aber um so sicherer schafft. Darum aber ist es weniger anziehend als Hellas, und darum wird auch die Leistung Roms für unsere Civilisation selten gerecht beurteilt. Und doch fordert Rom Bewunderung und Dankbarkeit; seine Gaben waren moralische, nicht intellektuelle; gerade hierdurch jedoch war es befähigt, Grosses zu leisten. Nicht der Tod des Leonidas konnte die asiatische Gefahr von Europa abwenden und mit der Menschenfreiheit die Menschenwürde erretten, sie künftigen Zeiten zu friedvollerer Pflege und festerem Bestand übermachend; das vermochte einzig ein langlebiger Staat von eiserner, unerbittlicher politischer Konsequenz. Nicht Theorie aber, und eben so wenig Schwärmerei und Spekulation konnten diesen langlebigen Staat erschaffen; er musste in dem *Charakter* der Bürger wurzeln. Dieser Charakter war hart und eigensüchtig, gross jedoch durch sein hohes Pflichtgefühl, durch seine Aufopferungsfähigkeit und durch seinen Familiensinn. Indem der Römer inmitten des Chaos der damaligen Staatsversuche seinen Staat errichtete, errichtete er *den Staat* für alle Zeiten. Indem er sein Recht zu einer unerhörten technischen Vollkommenheit ausarbeitete, begründete er *das Recht* für alle Menschen. Indem er die Familie, seinem Herzensdrang folgend, zum Mittelpunkt von Recht und Staat machte und diesem Begriffe fast exorbitanten Ausdruck verlieh, hob er das Weib zu

sich hinauf und schuf die Verbindung der Geschlechter um zur H e i l i g k e i t d e r E h e. Geht unsere künstlerische und wissenschaftliche Kultur in vielen wesentlichen Momenten auf Griechenland zurück, so führt unsere gesellschaftliche Kultur auf Rom. Ich rede hier nicht von der materiellen Civilisation, die aus allerhand Ländern und Epochen, und vornehmlich aus dem Erfindungsfleiss der letzten Jahrhunderte stammt, sondern von den sicheren moralischen Grundlagen eines würdigen gesellschaftlichen Lebens; sie zu legen war eine grosse Kulturarbeit.

DRITTES KAPITEL

DIE ERSCHEINUNG CHRISTI

Durch E i n e s Tugend sind Alle zum
wahren Heile gekommen.
Mahâbhârata

Einleitendes

Vor unseren Augen steht eine bestimmte unvergleichliche Erscheinung; dieses erschaute Bild ist das Erbe, das wir von unseren Vätern überkommen haben. Die historische Bedeutung des Christentums kann man ohne die genaue Kenntnis dieser Erscheinung nicht ermessen und richtig beurteilen; dagegen gilt das Umgekehrte nicht, und die Gestalt Jesu Christi Ist heute durch die geschichtliche Entwickelung der Kirchen eher verdunkelt und ferngerückt als unserem klarschauenden Auge enthüllt. Einzig durch eine örtlich und zeitlich beschränkte Kirchenlehre diese Gestalt erblicken, heisst sich freiwillig Scheuklappen aufbinden und sich die Aussicht auf das göttlich Ewige auf ein kleines Mass beschränken. Durch die Kirchendogmen wird ohnehin gerade die Erscheinung Christi kaum berührt; sie alle sind so abstrakt, dass sie weder dem Verstand noch dem Gefühl einen Anhaltspunkt bieten; es gilt von ihnen im Allgemeinen, was ein unverfänglicher Zeuge, der heilige Augustinus, von dem Dogma der Dreieinigkeit sagt: „Wir reden also von drei Personen, nicht weil wir wähnen, hiermit etwas ausgesagt zu haben, sondern lediglich, weil wir nicht schweigen können.“[1]) Gewiss ist es keine Verletzung der schuldigen Ehrfurcht, wenn wir sagen: nicht die Kirchen bilden die Macht des Christentums, sondern diese bildet einzig und allein jener Quell, aus dem die Kirchen selber alle Kraft schöpfen: der Anblick des gekreuzigten Menschensohnes.

---

[1]) *„Dictum est tamen tres personae, non ut aliquid diceretur, sed ne taceretur.“ De Trinitate,* lib. V, c. 9.

Trennen wir also die Erscheinung Christi auf Erden von allem historischen Christentum.

Was sind denn auch unsere 19 Jahrhunderte für die bewusste Aufnahme eines derartigen Erlebnisses, für die alle Schichten der Menschheit durchdringende Umwandlung durch eine von Grund aus neue Weltanschauung? Man bedenke doch, dass es über zwei Jahrtausende gewährt hat, ehe die mathematisch beweisbare, sinnfällig vorstellbare Struktur des Kosmos ein fester, allgemeiner Besitz des menschlichen Wissens wurde![1]) Ist nicht der Verstand mit seinen Augen und mit seinem unfehlbaren Brevier von 2 mal 2 ist 4 leichter zu modeln, als das blinde, ewig durch Eigensucht bethörte Herz? Nun wird ein Mann geboren und lebt ein Leben, durch welches die Auffassung von der sittlichen Bedeutung des Menschen, die gesamte „moralische Weltanschauung“ eine völlige Umwandlung erleiden — wodurch zugleich das Verhältnis des Individuums zu sich selbst, sein Verhältnis zu Anderen und sein Verhältnis zur umgebenden Natur eine früher ungeahnte Beleuchtung erfahren muss, so dass alle Handlungsmotive und Ideale, alle Herzensbegehr und Hoffnung nunmehr umzugestalten und vom Fundament aus neu aufzubauen sind! Und man glaubt, das könne das Werk einiger Jahrhunderte sein? Man glaubt, das könne durch Missverständnisse und Lügen, durch politische Intriguen und ökumenische Konzilien, durch den Befehl ehrgeiztoller Könige und habgieriger Pfaffen, durch dreitausend Bände scholastischer Beweisführung, durch den Glaubensfanatismus beschränkter Bauernseelen und den edlen Eifer vereinzelter „Fürtrefflichsten“, durch Krieg, Mord und Scheiterhaufen, durch bürgerliche Gesetzbücher und gesellschaftliche Intoleranz bewirkt werden? Ich für mein Teil glaube es nicht. Ich glaube vielmehr, dass wir noch fern, sehr fern von dem Moment sind, wo die umbildende Macht der Erscheinung Christi sich in ihrem vollen Umfang auf die gesittete Menschheit geltend machen wird. Sollten unsere Kirchen in ihrer bisherigen Gestalt auch zu Grunde gehen, die christliche Idee wird nur umso machtvoller

---

[1]) Siehe S. 86.

hervortreten. Im 9. Kapitel werde ich zeigen, wie unsere neue germanische Weltanschauung dahin drängt. Das Christentum geht noch auf Kinderfüssen, kaum dämmert seine Mannesreife unserem blöden Blicke. Wer weiss, ob nicht ein Tag kommt, wo man die blutige Kirchengeschichte der ersten 18 christlichen Jahrhunderte als die Geschichte der bösen Kinderkrankheiten des Christentums betrachtet?

Lassen wir uns also bei der Betrachtung der Erscheinung Christi durch keinerlei historische Vorspiegelungen und ebensowenig durch die vorübergehenden Ansichten des 19. Jahrhunderts das Urteil trüben. Seien wir überzeugt, dass wir gerade von dieser einen Erbschaft bis heute nur den kleinsten Teil angetreten haben; und, wollen wir wissen, was sie für uns Alle zu bedeuten hat — gleichviel, ob wir Christen oder Juden, Gläubige oder Ungläubige, gleichviel, ob wir uns dessen bewusst sind oder nicht — so verstopfen wir uns vorläufig die Ohren gegen das Chaos der Glaubensbekenntnisse und der die Menschheit schändenden Blasphemieen, und richten wir zunächst den Blick hinauf zu der unvergleichlichsten Erscheinung aller Zeiten.

In diesem Abschnitt werde ich nicht umhin können, Manches, was die „Verstandesgrundlage“ verschiedener Religionen bildet, kritisch prüfend zu betrachten. Da ich aber das, was ich selber als Heiligtum im Herzen berge, unangetastet lasse, so hoffe ich auch keinem andren vernünftigen Menschen verletzend nahe zu treten. Die historische Erscheinung Jesu Christi kann man ebenso gut von jeder ihr innewohnenden, übernatürlichen Bedeutung trennen, wie man Physik auf rein materialistischer Grundlage treiben kann und muss, ohne darum zu wähnen, man habe die Metaphysik von ihrem Throne gestürzt. Von Christus freilich kann man schwerlich reden, ohne hin und wieder das jenseitige Gebiet zu streifen; jedoch der Glaube, als solcher, braucht nicht berührt zu werden, und wenn ich als Historiker logisch und überzeugend verfahre, so lasse ich mir gern die einzelnen Widerlegungen gefallen, die der Leser nicht aus seinem Verstand, sondern aus seinem Gemüt schöpft. In diesem Be-

wusstsein werde ich im folgenden Abschnitt ebenso freimütig reden, wie in den vorangegangenen.

Die Religion der Erfahrung

Der religiöse Glaube von mehr als zwei Dritteln der gesamten Bewohner der Erde knüpft heute an das irdische Dasein zweier Männer an: Christus und Buddha; Männer, die vor nur wenigen Jahrhunderten lebten und von denen es historisch nachgewiesen ist, dass sie thatsächlich gelebt haben, und dass die Traditionen, die von ihnen berichten — wie viel sie auch an Erdichtetem, Schwankendem, Unklarem, Widersprechendem enthalten mögen — dennoch die Hauptzüge ihres wirklichen Lebens getreu wiedergeben. Auch ohne dieses sichere Ergebnis der wissenschaftlichen Forschungen des 19. Jahrhunderts[1]) werden gesund und scharfsinnig urteilende Männer niemals an dem wirklichen Dasein dieser grossen moralischen Helden gezweifelt haben: denn ist das historisch-chronologische Material über sie auch äusserst dürftig und lückenhaft, so steht doch ihre sittliche und geistige Individualität so leuchtend klar vor Augen, und diese Individualität ist eine so unvergleichliche, dass sie nicht erfunden werden konnte. Die Erfindungsgabe des Menschen ist eng beschränkt; das schöpferische Gemüt kann nur mit Gegebenem arbeiten: Homer muss M e n s c h e n auf dem Olympos inthronisieren, denn was er sah und erlebte, zieht seiner Gestaltungskraft die unübersteigbare Grenze; dass er seine Götter so ganz menschlich darstellt, dass er seiner Phantasie nicht gestattet, sich ins Ungeheuerliche, Unvorstellbare (weil nie Gesehene) zu verirren, dass er sie vielmehr bändigt, um ihre ungeteilte Kraft zu einer sichtbaren Dichtung zu verwerten, das ist ein Beweis unter Tausenden, und nicht der geringste, von seiner geistigen Überlegenheit. Wir vermögen es nicht einmal, eine Pflanzen- oder eine Tiergestalt zu erfinden; höchstens stellen wir bei derartigen Versuchen eine aus Bruchteilen allerhand bekannter Wesen zusam-

---

[1]) Die Existenz Christi war nämlich bereits im 2. Jahrhundert unserer Aera geleugnet worden, und Buddha wurde bis vor 25 Jahren von vielen Fachgelehrten für eine mythische Gestalt gehalten. Siehe z. B. die Bücher von Sénart und Kern.

mengestoppelte Monstrosität zusammen. Die Natur dagegen, die unerschöpflich erfindungsreiche, zeigt uns Neues, wann es ihr beliebt; und dieses Neue ist nunmehr für unser Bewusstsein ebenso unvertilgbar wie es ehedem unerfindbar war. Einen Buddha, geschweige einen Jesus Christus, konnte keine dichterische Menschenkraft, weder die eines Einzelnen, noch die eines Volkes, erfinden; nirgends entdecken wir auch nur den geringsten Ansatz dazu. Weder Dichter, noch Philosophen, noch Propheten haben sich ein derartiges Phänomen erträumen können. Oft redet man freilich, anknüpfend an Jesus Christus, von Plato; ganze Bücher giebt es über das angebliche Verhältnis zwischen diesen beiden; es sei nämlich der griechische Philosoph ein Vorverkündiger der neuen Heilslehre gewesen. In Wahrheit ist aber der grosse Plato ein ganz unreligiöses Genie, ein Metaphysiker und Politiker, ein Forscher und Aristokrat. Und nun gar Sokrates! Der kluge Urheber der Grammatik und der Logik, der biedere Verkünder einer Philistermoral, der edle Schwätzer der atheniensischen Gymnasien, ist er nicht in allem der Gegenpart zu dem göttlichen Verkünder eines Himmelreichs der „Armen an Geist“? Ebensowenig hat man in Indien die Gestalt eines Buddha im Voraus geahnt oder durch die Sehnsucht herbeigezaubert. Alle solche Behauptungen gehören dem weiten Gebiete des nachträglich konstruierenden, geschichtsphilosophischen Irrwahnes an. Wären Christus und das Christentum eine historische Notwendigkeit gewesen, wie der Neoscholastiker Hegel behauptet und ein Pfleiderer und Andere uns heute glauben machen möchten, so hätten wir nicht einen Christus, sondern tausend entstehen sehen müssen; ich möchte wirklich wissen, in welchem Jahrhundert ein Jesus nicht ebenso „notwendig“ gewesen wäre wie das liebe Brot?[1]) Verwerfen wir also solche von Gedanken-

---

[1]) Über Christus schreibt Hegel (*Philosophie der Geschichte,* Th. III, A. 3, Kap. 2): „Er wurde als ein d i e s e r Mensch geboren, in abstrakter Subjektivität, aber so, dass umgekehrt die Endlichkeit nur die Form seiner Erscheinung ist, deren Wesen und Inhalt vielmehr die Unendlichkeit, das absolute Fürsichsein ausmacht. — — Die Natur Gottes, reiner Geist zu sein, wird dem Menschen in der

blässe angekränkelte Betrachtungen, die alle den einzigen Erfolg haben, das allein Ausschlaggebende und Produktive, nämlich die Bedeutung der lebendigen, individuellen, unvergleichlichen P e r s ö n l i c h k e i t zu verwischen. Immer wieder muss man Goethe's grosses Wort anführen:

> Höchstes Glück der Erdenkinder
> Ist n u r die Persönlichkeit!

Wohl wird die Umgebung der Persönlichkeit, die Kenntnis ihrer allgemeinen Bedingtheit in Zeit und Raum wertvolle Beiträge liefern zu ihrer klaren Erkenntnis; durch ein solches Wissen werden wir Wichtiges von Unwichtigem, charakteristisch Individuelles von örtlich Konventionellem unterscheiden lernen: das heisst also, wir werden die Persönlichkeit immer klarer erblicken. Sie jedoch erklären, sie als eine logische Notwendigkeit darthun wollen, ist ein müssiges, albernes Beginnen; jede Gestalt — auch die eines Käfers — ist für den Menschenverstand ein „Wunder“; die menschliche Persönlichkeit aber ist das *mysterium magnum* des Daseins, und je mehr die Kritik eine grosse Persönlichkeit von den Zuthaten der Legendenbildung reinigt, je mehr es ihr gelingt, fast einen jeden ihrer Schritte als ein Bedingtes, als ein gewissermassen durch die Natur der Dinge Gebotenes hinzustellen, umso unbegreiflicher wird das Wunder. Das ist auch das Endresultat der Kritik, welche im 19. Jahrhundert am Leben Jesu geübt wurde. Man nennt dies Jahrhundert ein unreligiöses; noch niemals jedoch (seit den ersten christlichen Jahrhunderten) hat sich das Interesse der Menschen in so leidenschaftlicher Weise auf die Person Jesu Christi konzentriert, wie

---

christlichen Religion offenbar. Was ist aber der Geist? Er ist das Eine, sich selbst gleiche Unendliche, die reine Identität, welche zweitens sich von sich trennt, als das Andere ihrer selbst, als das Fürsich- und Insichsein gegen das Allgemeine. Diese Trennung ist aber dadurch aufgehoben, dass die atomistische Subjektivität, als die einfache Beziehung auf sich, selbst das Allgemeine, mit sich Identische ist.“ — Was wohl zukünftige Jahrhunderte zu diesem Wortschwall sagen werden? Während zwei Drittel des 19. wurde er für höchste Weisheit gehalten.

in den letzten 70 Jahren; die Werke Darwin's, wie weit verbreitet sie auch waren, wurden nicht ein Zehntel soviel gekauft, wie die von Strauss und Renan. Und das Endergebnis ist, dass das thatsächliche Erdenleben Jesu Christi eine immer konkretere Gestalt gewonnen und man immer deutlicher hat einsehen müssen, die Entstehung der christlichen Religion sei im letzten Grunde auf den schier beispiellosen Eindruck zurückzuführen, den diese eine Persönlichkeit auf ihre Umgebung gemacht und hinterlassen hatte. Bestimmter als je, und darum auch unergründlicher als je, steht heute diese Erscheinung vor unseren Augen.

Das musste zunächst festgestellt werden. Die ganze Richtung unserer Zeit bringt es mit sich, dass wir uns nur für das Konkrete, Lebendige erwärmen können. Am Beginn des 19. Jahrhunderts war es anders; die Romantik warf ihre Schatten nach allen Seiten, und so war es auch Mode geworden, Alles und Jedes „mythisch" zu erklären. Im Jahre 1835 folgte David Strauss dem ihm von allen Seiten gegebenen Beispiel und bot als „Schlüssel" (!) der Evangelien „den Begriff des Mythus"![1]) Heute sieht ein

---

[1]) Siehe erste Ausgabe I, 72 fg. und Volksausgabe, 9. Aufl., S. 191 fg. — Dass Strauss niemals geahnt hat, was ein Mythus ist, was Mythologie bedeutet, wie aus seinem Durcheinanderwerfen von Volksmythen, von Dichtungen und von Legenden hervorgeht, das ist wieder eine Sache für sich. Eine spätere Zeit wird überhaupt den Erfolg solcher öden, zwar gelehrten, doch jeder tieferen Einsichtskraft, jedes schöpferischen Hauches baren Produkte wie die eines Strauss nicht begreifen können. Es scheint als ob, ähnlich wie die Bienen und Ameisen ganzer Kohorten geschlechtsloser Arbeiter in ihren Staaten bedürfen, auch wir Menschen ohne den Fleiss und die auf kurze Zeit weit hinreichende Wirkung solcher mit dem Stempel der Sterilität gezeichneten Geister (wie sie um die Mitte des 19. Jahrhunderts so üppig blühten) nicht auskommen könnten. Der Fortgang der historisch-kritischen Untersuchungen auf der einen Seite, auf der anderen die zunehmende Neigung, das Augenmerk nicht auf das Theologische und Nebensächliche, sondern auf das Lebendige und Bestimmende zu richten, lässt heute den Strauss'schen mythologischen Standpunkt als einen so totgeborenen empfinden, dass man in den Schriften dieses ehrlichen Mannes nicht blättern kann, ohne laut zu gähnen. Und doch muss man zugeben, dass solche Männer, wie er und wie Renan (zwei Hohlspiegel, der eine alle

Jeder ein, dass dieser angebliche Schlüssel nichts weiter war, als eine neue, nebelhafte Umschreibung des ungelöst bleibenden Problems, und dass nicht ein „Begriff", sondern einzig ein thatsächlich gelebtes Wesen, einzig der mit nichts zu vergleichende Eindruck einer Persönlichkeit, wie sie die Welt noch niemals erlebt hatte, den „Schlüssel" giebt zur Entstehung des Christentums. Je mehr Ballast aufgedeckt wurde, einerseits in Gestalt pseudo-mythischer (richtiger gesprochen pseudo-historischer) Legendenbildung, andererseits in der Form philosophisch-dogmatischer Spekulation, umsomehr Lebenskraft und Widerstandsfähigkeit musste dem ursprünglichen, treibenden und gestaltenden Moment zuerkannt werden. Die allerneueste, streng-philologische Kritik hat das ungeahnt hohe Alter der Evangelien und die weitreichende Authenticität der uns vorliegenden Handschriften nachgewiesen; es ist nunmehr gelungen, gerade die allerfrüheste Geschichte des Christentums streng historisch, fast Schritt für Schritt zu verfolgen;[1]) doch ist das Alles vom allgemein menschlichen Standpunkt aus betrachtet weit weniger belangreich als die eine Thatsache, dass in Folge dieser Ergebnisse die Erscheinung des einen göttlichen Mannes in den Vordergrund gerückt worden ist, so dass Ungläubige sowohl wie Gläubige nicht mehr umhin können, sie als Mittelpunkt und Quelle des Christentums (dies Wort in dem denkbar umfassendsten Sinne genommen) anzuerkennen.

Buddha und Christus

Buddha und Christus wurden von mir vorhin zusammengestellt. Der Kern religiöser Vorstellungen bei allen begabteren Menschenrassen (mit einziger Ausnahme der kleinen Familie der Juden auf der einen Seite und ihrer Antipoden, der Brahmanischen Inder, auf der andern) beruht seit den letzten Jahrtausenden nicht auf dem Bedürfnis einer Welterklärung, auch nicht auf mytho-

---

Linien in die Länge, der andere in die Fläche verzerrend) ein wichtiges Werk vollbracht haben, indem sie die Aufmerksamkeit von Tausenden auf das grosse Wunder der Erscheinung Christi richteten und somit für gründlichere Denker und einsichtsvollere Männer eine Zuhörerschaft bereiteten.

[1]) Später tritt eine noch unaufgeklärte dunkle Periode ein.

logischer Natursymbolik, noch auf grübelndem Transscendentismus, sondern auf der Erfahrung grosser Charaktere. Wohl spukt noch unter uns das Wahngebilde eitler „vernünftigen Religion“, auch war manchmal in den letzten Jahren von einem „Ersatz der Religion durch Höheres“ die Rede, und auf den Bergesspitzen gewisser deutscher Gaue opferten zur Zeit der Sonnenwende neuerstandene „Wotansanbeter“; keiner dieser Bewegungen eignete jedoch bisher die geringste weltgestaltende Kraft. Ideen sind eben unsterblich — ich sagte es schon öfters und werde es immer wiederholen müssen — und in solchen Gestalten wie Buddha und Christus erreicht eine Idee —- nämlich eine bestimmte Vorstellung des Menschendaseins — eine so lebendige Verkörperung, diese Idee wird so vollkommen durchgelebt, so klar vor Aller Augen hingestellt, dass sie nie mehr aus dem menschlichen Bewusstsein entschwinden kann. Mancher mag den Gekreuzigten niemals erblickt haben, mancher kann an dieser Erscheinung stets gänzlich achtlos vorübergegangen sein, Tausenden von Menschen, auch unter uns, fehlt das, was man den inneren Sinn nennen könnte, um ihrer überhaupt gewahr zu werden; dagegen kann man nicht Jesum einmal erblickt haben, auch nur mit halbverschleierten Augen, und ihn dann wieder vergessen; es liegt nicht in unserer Macht, Erfahrenes aus unserer Vorstellung auszurotten. Man ist nicht Christ, weil man in dieser oder jener Kirche auferzogen wurde, weil man Christ sein will, sondern ist man Christ, so ist man es, weil man es sein muss, weil kein Chaos des Weltgetriebes, kein Delirium der Eigensucht, keine Dressur des Denkens die einmal gesehene Gestalt des Schmerzensreichen auszulöschen vermag. Christus, am Vorabend seines Todes von seinen Jüngern über die Bedeutung einer seiner Handlungen befragt, antwortete: „Ein Beispiel habe ich Euch gegeben.“ Das ist die Bedeutung nicht bloss der einen Handlung, sondern seines ganzen Lebens und Sterbens. Selbst ein so streng kirchlicher Mann wie Martin Luther schreibt: „Des Herrn Christi Beispiel ist zugleich ein Sakrament, es ist in uns kräftig und lehret nicht allein, wie die Exempel der Väter thun, sondern wirket auch das, so es lehret, giebt das Leben,

die Auferstehung und Erlösung vom Tode.“ In Ähnlichem liegt die Weltmacht Buddha's begründet. Der wahre Quell aller Religion ist, ich wiederhole es, bei der überwiegenden Mehrzahl aller jetzt lebenden Menschen nicht eine L e h r e, sondern ein L e b e n. In wiefern wir im Stande sind, dem Beispiel mit schwachen Kräften zu folgen, in wiefern nicht, das ist eine ganz andere Frage; das Ideal ist da, deutlich, unverkennbar, und es wirkt seit Jahrhunderten mit einer Gewalt ohnegleichen auf die Gedanken und Handlungen der Menschen, auch der ungläubigen. Hierauf komme ich in einem anderen Zusammenhange später zurück. Wenn ich nun an dieser Stelle, wo einzig die Erscheinung Christi mich beschäftigt, Buddha herangezogen habe, so geschah das besonders deswegen, weil nichts eine Gestalt so deutlich hervortreten lässt, wie der Vergleich. Nur darf der Vergleich kein ungereimter sein, und ich wüsste nicht, wen die Weltgeschichte ausser Buddha als geeignet zu einem Vergleich mit Christus bietet. Beiden gemeinsam ist der göttliche Ernst; beiden gemeinsam ist die Sehnsucht, der ganzen Menschheit den Weg der Erlösung zu weisen; beiden ist eine unerhörte Macht der Persönlichkeit eigen. Und dennoch, stellt man diese beiden Gestalten nebeneinander, so kann es nicht sein, um eine Parallele zwischen ihnen zu ziehen, sondern nur um den Kontrast zu betonen. Christus und Buddha sind Gegensätze. Was sie einigt, ist die Erhabenheit der Gesinnung; aus dieser ging ein Leben ohnegleichen hervor, und aus dem Leben eine weitreichende Wirkung, wie sie die Welt noch nicht erfahren hatte. Sonst aber trennt sie fast alles, und der Neobuddhismus, der sich in den letzten Jahren in gewissen Gesellschaftsschichten Europas — angeblich im engsten Anschluss an das Christentum und über dieses hinausschreitend — breitmacht, ist nur ein neuer Beweis von der weitverbreiteten Oberflächlichkeit im Denken. Buddha's Denken und Leben bildet nämlich das genaue Gegenteil von Christi Denken und Leben, das, was der Logiker die Antithese, der Physiker den Gegenpol nennt.

Buddha

Buddha bedeutet den greisenhaften Ausgang einer an der Grenze ihres Könnens angelangten Kultur. Ein hochgebildeter,

mit reicher Machtfülle begabter Fürst erkennt die Nichtigkeit seiner Bildung und seiner Macht; was Allen das Höchste dünkt, besitzt er, doch vor dem Blick des Wahrhaftigen schmilzt dieser Besitz zu einem Nichts zusammen. Die indische Kultur, aus der nachdenklichen Beschaulichkeit eines Hirtenlebens hervorgegangen, hatte sich mit aller Wucht einer hohen Begabung auf die Ausbildung der einen menschlichen Anlage, der kombinierenden Vernunft, geworfen; dabei verkümmerte die Verbindung mit der umgebenden Welt — die kindliche Beobachtung, die praktischgeschäftige Nutzbarmachung — wenigstens bei den Gebildeteren, fast völlig; Alles war systematisch auf die Entwickelung des Denkvermögens angelegt; jeder gebildete Jüngling wusste auswendig, Wort für Wort, eine ganze Litteratür von so subtilem Gedankengehalt, dass wenige Europäer heutzutage überhaupt fähig sind, ihm zu folgen; selbst die abstrakteste Vorstellungsart der konkreten Welt, die Geometrie, war den Indern zu handgreiflich, und sie schwelgten dafür in einer Arithmetik, welche über alle Vorstellbarkeit hinausgeht; wer hier im Ernste sich über seinen Lebenszweck befragte, wem es von Natur gegeben war, einem höchsten Ziele nachzustreben, der fand auf der einen Seite ein religiöses System, in welchem die Symbolik zu so wahnsinnigen Dimensionen angewachsen war, dass man etwa 30 Jahre brauchte, um sich darin zurecht zu finden, auf der andern, eine Philosophie, die zu so schwindligen Höhen emporführte, dass, wer die letzten Sprossen dieser Himmelsleiter erklettern wollte, sich auf ewig aus der Welt in die Tiefen des lautlosen Urwaldes zurückziehen musste. Hier hatten offenbar das Auge und das Herz keine Rechte mehr. Wie ein sengender Wüstenwind hatte der Geist der Abstraktion über alle andern Anlagen der reichen Menschennatur, alles verdorrend, hinweggeweht. Sinne gab es freilich noch, tropisch heisse Gelüste; auf der andern Seite aber die Verleugnung der ganzen Sinnenwelt; dazwischen nichts, kein Ausgleich, nur Krieg, — Krieg zwischen menschlicher Erkenntnis und menschlicher Natur, zwischen Denken und Sein. Und so musste Buddha hassen, was er liebte: Kinder, Eltern, Weib, alles Schöne und Freudenvolle, denn das waren lauter Schleier vor der Erkenntnis,

Schlingen, die ihn an ein erträumtes, lügenhaftes Mayaleben ketteten. Und was sollte ihm die ganze Brahmanische Weisheit? Opferzeremonien, die kein Mensch verstand und die die Priester selber als lediglich symbolisch, für den Wissenden nichtig erklärten; dazu eine „Erlösung durch Erkenntnis“, die kaum Einem in Hunderttausend zugänglich war? So warf denn Buddha nicht allein sein Reich und sein Wissen von sich, alles riss er sich aus dem Herzen, was ihn noch als Menschen unter Menschen fesselte, alle Liebe, alles Hoffen, zugleich zertrümmerte er den Glauben seiner Väter, entgötterte das Weltgebäude und verwarf als müssiges Wahngebilde selbst jenen höchsten Gedanken indischer Metaphysik, den an einen all-einigen Gott, unbeschreibbar, unvorstellbar, raumlos, zeitlos, dem Denken folglich unzugänglich, doch von ihm geahnt. Nichts giebt es — dies war Buddha's Erlebnis und folglich auch seine Lehre — nichts giebt es im Leben ausser „dem L e i d e n“; das einzig Erstrebenswerte ist „d i e E r l ö s u n g vom L e i d e n“; diese Erlösung ist der Tod, das Eingehen in das Nichts. Nun glaubte aber jeder Inder wie an eine offenkundige, nicht erst in Frage zu ziehende Sache, an die Seelenwanderung, d. h. an die unaufhörliche Neugeburt der selben Individuen. Die „Erlösung“ also spendet nicht der gewöhnliche Tod, sondern nur derjenige Tod, auf den keine Neugeburt folgt; und dieser erlösende Tod kann einzig dadurch gewonnen werden, dass der Mensch schon im Leben, also aus freien Stücken, stirbt; d. h., dass er alles, was ihn an das Leben fesselt, alle Liebe, alles Hoffen, alles Wünschen, alles Haben abschneidet und vernichtet, kurz, wie wir heute mit Schopenhauer sagen würden, dass er den Willen zum Leben verneint. Lebt der Mensch auf diese Weise, macht er sich selbst zur wandelnden Leiche ehe er stirbt, dann erntet der Schnitter Tod keinen Samen zur Neugeburt. Lebend sterben: das ist die Essenz des Buddhismus. Man kann Buddha's Leben als den g e l e b t e n S e l b s t m o r d bezeichnen. Es ist der Selbstmord in seiner denkbar höchsten Potenz: denn Buddha lebt einzig und allein, um zu s t e r b e n, um endgültig und ohne Widerruf tot zu sein, um einzugehen in das Nirwana, das Nichts.

Christus

Welchen grösseren Gegensatz kann es zu dieser Erscheinung geben, als diejenige Christi, dessen Tod den Eingang ins ewige L e b e n bedeutet? In der ganzen Welt erblickt Christus göttliche Vorsehung; kein Sperling fällt zur Erde, kein Haar auf eines Menschen Haupt kann gekrümmt werden, ohne dass der himmlische Vater es erlaubt. Und weit entfernt, dass dieses irdische Dasein, gelebt durch den Willen und unter dem Auge Gottes, ihm verhasst sei, preist es Christus als den Eingang in die Ewigkeit, als die enge Pforte, durch die wir in's Reich Gottes eintreten. Und dieses Reich Gottes, was ist es? ein Nirwana? ein erträumtes Paradies? eine zu erkaufende zukünftige Belohnung für hienieden vollbrachte Werke? Die Antwort giebt Christus in einem Wort, welches uns unzweifelhaft authentisch aufbewahrt worden ist, denn es war noch niemals gesprochen worden, und es wurde offenbar von keinem seiner Jünger verstanden, vielweniger erfunden, ja, es eilte der langsamen Entfaltung der menschlichen Erkenntnis mit so mächtigem Flügelschlag voraus, dass es bis heute nur Wenigen seinen Sinn enthüllt — — — ich sagte es schon, unser Christentum geht noch auf Kinderfüssen — Christus antwortet: „Das Reich Gottes k o m m t n i c h t m i t ä u s s e r l i c h e n G e b e r d e n. Man wird auch nicht sagen: Siehe, hier oder da ist es. Denn sehet, d a s R e i c h G o t t e s i s t i n w e n d i g i n e u c h.“ Dies ist, was Christus selber „das Geheimnis“ nennt; es lässt sich nicht in Worte fassen, es lässt sich nicht begrifflich darthun; und immer wieder sucht der Heiland diese seine grosse Heilsbotschaft durch Gleichnisse seinen Zuhörern nahezulegen: das Reich Gottes ist wie ein Senfkorn auf dem Acker, „das kleinste unter allen Samen“, wird es aber vom Landmann gepflegt, so wächst es aus zu einem Baume, „dass die Vögel unter dem Himmel kommen, und wohnen unter seinen Zweigen“; das Reich Gottes ist wie der Sauerteig unter dem Mehl, nimmt das Weib auch nur ein wenig, es durchsetzt das Ganze; am deutlichsten jedoch redet folgendes Bild: „das Reich Gottes ist gleich einem verborgenen Schatz im Acker.“[1]) Dass der Acker die Welt bedeutet, sagt Christus aus-

[1]) Der Ausdruck U r a n o s oder „Reich der Himmel“ kommt

drücklich (siehe *Matthäus* XIII, 38); in dieser Welt, d. h. also in diesem Leben, liegt der Schatz verborgen; vergraben ist das Reich Gottes inwendig in uns! Das ist „das Geheimnis des Reiches Gottes“, wie Christus sagt; zugleich ist es das Geheimnis seines eigenen Lebens, das Geheimnis seiner Persönlichkeit. Eine Abwendung vom Leben (wie bei Buddha) findet bei Christus durchaus nicht statt, dagegen eine Umkehrung der Lebensrichtung, wenn ich so sagen darf; wie denn Christus zu seinen Jüngern spricht: „Wahrlich, ich sage euch, es sei denn, dass ihr euch umkehret, so werdet ihr nicht in das Reich Gottes kommen.“[1]) Später erhielt dann — vielleicht von fremder Hand — diese so handgreiflich fassliche „Umkehrung“ den mehr mystischen Ausdruck: „Es sei denn, dass Jemand von Neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen.“ Auf den Wortlaut kommt es nicht an, sondern einzig auf die zu Grunde liegende Vorstellung, und diese Vorstellung steht leuchtend klar vor uns, denn sie gestaltet das ganze Leben Christi. Hier finden wir nicht (wie bei Buddha) eine Lehre mit eins, zwei, drei, logisch auseinander entwickelt; noch findet, wie die Oberflächlichkeit so häufig behauptet hat, irgend eine organische Berührung mit jüdischer Weisheit statt: man lese nur Jesus Sirach, den am häufigsten zum Vergleich herangezogenen, und frage sich, ob das Geist vom selben Geiste ist? Bei Sirach redet ein jüdischer Marc Aurel, und selbst seine schönsten Sprüche, wie: „Strebe nach der Wahrheit bis zum Tode, und Gott wird für dich kämpfen“, oder: „Das Herz des Narren liegt ihm auf der Zunge,

---

nur bei Matthäus vor und ist sicher nicht die richtige Übersetzung ins Griechische irgend eines von Christus gebrauchten Ausdruckes. Die andern Evangelisten sagen immer „Reich Gottes“. (Man vergl. meine Sammlung der *Worte Christi,* grosse Ausg. S. 260, kleine Ausg. S. 279 und für die nähere, gelehrte Ausführung H. H. Wendt's *Lehre Jesu,* 1886, S. 48 und 58).

[1]) Der Nachdruck liegt offenbar nicht auf dem Nachsatz „und werdet wie die Kinder“; vielmehr ist dies eine Erläuterung zur Umkehr. Was zeichnet denn die Kinder aus? Die unbedingte Lebenslust und die ungeschmälerte Kraft, das Leben durch eigene Gesinnung zu verklären.

doch des Weisen Zunge wohnet ihm im Herzen“ — klingen wie aus einer anderen Welt, wenn man sie neben die Sprüche Christi hält: „Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erdreich besitzen; selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen; nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig, und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen, denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht.“ — — — So hatte noch Keiner gesprochen; so sprach seitdem Keiner mehr. Diese Reden Christi haben aber, wie man sieht, nie den Charakter einer Lehre, sondern, so wie der Ton einer Stimme das, was wir aus den Gesichtszügen und den Handlungen eines Menschen über ihn wissen, durch ein geheimnisvoll Unsagbares, durch das Persönlichste seiner Persönlichkeit ergänzt, so meinen wir in diesen Reden Christi seine S t i m m e zu hören; was er genau sagte, wissen wir nicht, doch ein unmissverständlicher, unvergesslicher T o n schlägt an unser Ohr und dringt von dort aus in das Herz. Und da schlagen wir die Augen auf und erblicken diese Gestalt, dieses Leben. Ober die Jahrtausende hinweg vernehmen wir die Worte: „Lernet von mir!“ und verstehen jetzt, was das heissen soll: sein wie Christus war, leben wie Christus lebte, sterben wie Christus starb, das i s t das Reich Gottes, das i s t das ewige Leben.

Im 19. Jahrhundert, wo die Begriffe Pessimismus und Verneinung des Willens sehr geläufig geworden sind, hat man sie vielfach auf Christus angewandt; sie passen aber nur für Buddha und für gewisse Erscheinungen der christlichen Kirchen und ihrer Dogmen, Christi Leben ist ihre Verleugnung. Wenn das Reich Gottes in uns wohnt, wenn es wie ein verborgener Schatz in diesem Leben einbegriffen liegt, was soll der Pessimisrnus?[1]) Wie kann der Mensch ein elendes, nur zu Jammer geborenes Wesen sein, wenn seine Brust das Göttliche birgt? wie diese Welt die schlechteste, die noch gerade möglich war (siehe

---

[1]) Ich brauche wohl kaum zu sagen, dass ich hier den so vieler Auffassungen fähigen Begriff des Pessimismus in dem populären, oberflächlichen Sinn nehme, welcher nicht eine philosophische Erkenntnis, sondern eine moralische Stimmung bezeichnet.

Schopenhauer, *Die Welt als Wille und Vorstellung,* Bd. 2, Kap. 46), wenn sie den Himmel einschliesst? Für Christus waren das alles Trugschlüsse; wehe rief er über die Gelehrten: „die ihr das Reich Gottes zuschliesst vor den Menschen; ihr kommt nicht hinein, und die hinein wollen, lasst ihr nicht hineingehen“, und er pries Gott, dass er „den Unmündigen geoffenbart, was er den Weisen und Klugen verborgen habe“. Christus, wie einer der grössten Männer des 19. Jahrhunderts gesagt hat, war „nicht weise, sondern göttlich“;[1]) das ist ein gewaltiger Unterschied; und weil er göttlich war, wandte sich Christus nicht hinweg vom Leben, sondern zum Leben hin. Dies findet ein beredtes Zeugnis in dem Eindruck, den Christus auf seine Umgebung zurückliess; sie nennt ihn: den Baum des Lebens, das Brot des Lebens, das Wasser des Lebens, das Licht des Lebens, das Licht der Welt, ein Licht von oben, denen als Leuchte gesandt, die da sitzen in Finsternis und Schatten des Todes; Christus ist für sie der Fels, der Grund, auf welchem wir unser Leben aufbauen sollen u. s. w., u. s. w. Alles positiv, alles konstruktiv, alles bejahend. Ob Christus die Toten wirklich auferweckte, mag Jeder bezweifeln, der will; umso höher muss er jedoch dann den lebenspendenden Eindruck anschlagen, der von dieser Erscheinung ausstrahlte, denn wo Christus ging, g l a u b t e man die Toten auferstehen, die Kranken geheilt von ihrem Lager sich erheben zu sehen. Überall suchte er die Leidenden, die Armen, die Schmerzbeladenen auf, rief ihnen zu: „Weinet nicht!“, und schenkte ihnen Worte des Lebens. — Aus Innerasien kommend, wo es der Buddhismus zwar nicht erfunden, ihm aber den gewaltigsten Vorschub geleistet hatte, war das Ideal des weitflüchtigen Klosterlebens (wie es später das Christentum mit genauer Befolgung ägyptischer Muster nachahmte) bereits bis in die unmittelbare Nähe des Galiläers vorgedrungen; wo sieht man aber, dass Christus monastische, weltfeindliche Lehren gepredigt

---

[1]) Auch Diderot, dem man Rechtgläubigkeit nicht beimessen kann, sagt in der *Encyclopédie: „Christ ne fut point un philosophe, ce fut un Dieu.“*

hätte? Viele Religionsstifter haben in der Nahrung sich und ihren Jüngern Kasteiungen auferlegt; Christus nicht; er betont sogar ausdrücklich, dass er nicht wie Johannes gefastet, sondern so gelebt habe, dass ihn die Menschen „einen Fresser und einen Säufer" nannten. Alle folgenden, uns aus der Bibel so geläufigen Ausdrücke: die Gedanken der Menschen sind eitel, des Menschen Leben ist Eitelkeit, es fährt dahin wie ein Schatten, des Menschen Wirken ist eitel, es ist alles ganz eitel — — — sie stammen aus dem alten, nicht aus dem neuen Testament. Ja, solche Worte wie z. B. die des Predigers Salomo: „Ein Geschlecht vergeht, das andere kommt, die Erde aber bleibt ewiglich", entstammen einer Weltanschauung, die derjenigen Christi direkt widerspricht; denn für diese sind Himmel und Erde durchaus vergänglich, während die Menschenbrust in ihrer Tiefe das einzige Ewige birgt. Zwar giebt uns Jesus Christus das Beispiel einer absoluten Abwendung von Vielem, was das Leben der Meisten ausfüllt; es geschieht aber um des L e b e n s willen; diese Abwendung ist jene „Umkehr", von der gesagt wurde, sie führe ins Gottesreich, und sie ist durchaus keine äussere, sondern eine rein innere. Was Buddha lehrt, ist gewissermassen ein physischer Vorgang, es ist die thatsächliche Abtötung des leiblichen und geistigen Menschen; wer erlöst werden will, muss die drei Gelübde der Keuschheit, der Armut und des Gehorsams ablegen. Bei Christus finden wir nichts Ähnliches: er wohnt Hochzeitsfesten bei, die Ehe erklärt er für eine heilige Stiftung Gottes, und auch die Verirrungen des Fleisches beurteilt er so nachsichtig, dass er selbst für die Ehebrecherin kein Wort der Verdammung hat; zwar bezeichnet er Reichtum als einen erschwerenden Umstand für jene U m k e h r der Willensrichtung, der Reiche, sagt er, wird schwerer in jenes Reich Gottes, welches inwendig in uns liegt, hineingelangen, als ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen, fügt aber sofort hinzu — und dies ist das Charakteristische und Entscheidende — „was bei den Menschen unmöglich ist, das ist bei Gott möglich". Dies ist wieder eine jener Stellen, die nicht erfunden sein können, denn nirgends in der ganzen Welt finden wir Ähnliches. Diatriben gegen den Reichtum hatte es schon früher in Hülle und Fülle

gegeben (man lese nur die jüdischen Propheten), sie wurden später wiederholt (man lese z. B. die *Epistel Jacobi,* Kap. II); für Christus dagegen ist Reichtum etwas ganz Äusserliches, sein Besitz kann hinderlich sein, oder auch nicht: ihm kommt es einzig und allein auf eine innere Umwandlung an, was gerade für diesen Fall der weitaus bedeutendste Apostel später so schön ausführt: denn hatte Christus dem reichen Jüngling geraten, „verkaufe, was du hast, und gieb es den Armen“, so ergänzt Paulus diesen Ausspruch durch die Bemerkung: „und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und hätte der Liebe nicht, so wäre mir es nichts nütze.“ Wer auf den Tod lossteuert, mag sich mit Armut, Keuschheit und Gehorsam begnügen, wer das Leben erwählt, hat andere Dinge im Sinne.

Und da ist es nötig, auf noch einen Punkt aufmerksam zu machen, in welchem das Lebensvolle an Christi Erscheinung und Beispiel frisch und überzeugend sich kund thut; ich meine die Kampfeslust. Die Sprüche Christi über die Demut, die Geduld, seine Ermahnung, unsere Feinde zu lieben und diejenigen zu segnen, die uns fluchen, finden fast gleichwertige Gegenstücke bei Buddha; sie entspringen jedoch einem durchaus anderen Motiv. Für Buddha ist jedes erduldete Unrecht eine Abtötung, für Christus ein Mittel, um die neue Anschauung des Lebens zu befördern: „Selig sind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn das Reich Gottes ist ihr“ (jenes Reich, welches wie ein Schatz im Lebensacker vergraben liegt). Treten wir aber auf das innere Gebiet über, wird jene einzige Fundamentalfrage der Willensrichtung aufgeworfen, da vernehmen wir ganz andere Worte: „Meinet ihr, dass ich hergekommen bin, Frieden zu bringen auf Erden? Ich sage: Nein, sondern Zwietracht! Denn von nun an werden fünf in einem Hause uneins sein, drei wider zwei, und zwei wider drei. — — Denn ich bin gekommen den Menschen zu erregen wider seinen Vater, und die Tochter wider ihre Mutter, und die Schnur wider ihre Schwieger; und des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein.“ Nicht Frieden, sondern das Schwert: das ist ein Ton, den man nicht überhören darf, will man die Erscheinung Christi begreifen. Das

Leben Jesu Christi ist eine offene Kriegserklärung, nicht gegen die Formen der Civilisation, der Kultur und der Religion, die er um sich her fand — er beobachtet das jüdische Religionsgesetz und lehrt: gebet Caesar was Caesar's ist — wohl aber gegen den inneren Geist der Menschen, gegen die Beweggründe, aus welchen ihre Handlungen hervorgehen, gegen das Ziel (auch das jenseitige), welches sie sich stecken. Die Erscheinung Jesu Christi bedeutet, vom welthistorischen Standpunkt aus, die Erscheinung einer neuen Menschenart. Linnaeus unterschied so viele Menschenarten als es Hautfärbungen giebt; eine neue Färbung des Willens greift wahrlich tiefer in den Organismus ein, als ein Unterschied im Pigment der Epidermis! Und der Herr dieser Menschenart, der „neue Adam", wie ihn die Schrift so treffend nennt, will nichts von Paktieren wissen; er stellt die Wahl: Gott oder Mammon. Wer die Umkehr erwählt, wer Christi Mahnung vernimmt: „folget mir nach!", der muss auch, wenn es notthut, Vater und Mutter, Weib und Kind verlassen; nicht aber wie Buddha's Jünger verlässt er sie, um den Tod, sondern um das Leben zu finden. An diesem Punkte hört das Mitleid gänzlich auf; wer verloren ist, ist verloren; und mit der antiken Härte heldenhafter Gesinnung wird den Verlorenen keine Thräne nachgeweint: „lasset die Toten ihre Toten begraben." Nicht Jeder ist fähig, das Wort Christi zu verstehen, er sagt es ja: „viele sind berufen, aber wenige sind auserwählet," und auch hier wieder hat Paulus dieser Erkenntnis drastischen Ausdruck verliehen: „Das Wort vom Kreuz ist eine Thorheit denen, die verloren werden; uns aber, die wir selig werden, ist es eine Gottes-Kraft." Äusserlich nimmt Christus mit jeder vorhandenen Form fürlieb, was aber die Willensrichtung anbelangt, ob sie auf das Ewige oder auf das Zeitliche gerichtet ist, ob sie die Entfaltung der unermesslichen Lebensmacht in des Menschen Innern fördert oder hemmt, ob sie auf Verlebendigung jenes „Reich Gottes inwendig in uns" hinzielt, oder im Gegenteil diesen einzigen Schatz „derjenigen, die erwählet sind", auf ewig zuschüttet — da ist bei ihm von Duldsamkeit keine Rede, und kann auch keine sein. Gerade in dieser Beziehung ist seit dem 18. Jahr-

hundert viel geschehen, um das hohe Antlitz des Menschensohnes aller kraftvollen Züge zu berauben. Man hat, ich weiss nicht welches Trugbild einer unbeschränkten Duldsamkeit, einer allgemein wohlwollenden Passivität uns als Christentum hingemalt, so eine Milch- und Wasserreligion; in den allerletzten Jahren erlebten wir sogar „interkonfessionelle Religionskongresse", wo alle Pfaffen der Welt sich brüderlich die Hand reichten, und viele Christen begrüssten das als besonders „christlich". Kirchlich mag es sein, es mag auch recht und gut sein, Christus aber hätte zu einem derartigen Kongress keinen Apostel entsandt. Entweder ist das Wort vom Kreuz eine Thorheit oder es ist eine Gottes-Kraft; zwischen beiden hat Christus selber die gähnende Kluft der „Zwietracht" aufgerissen, und, um jede Überbrückung zu vereiteln, das flammende „Schwert" gezogen. Wer die Erscheinung Christi begreift, kann sich darüber nicht wundern. Die Duldsamkeit Christi ist die eines Geistes, der himmelhoch über allen Formen schwebt, welche die Welt trennen; eine Verschmelzung dieser Formen könnte für ihn nicht die geringste Bedeutung haben — sie wäre einfach die Entstehung einer neuen Form; ihm dagegen kommt es einzig auf den „Geist und die Wahrheit" an. Und wenn Christus lehrt: „so dir Jemand einen Streich giebt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar; und so Jemand deinen Rock nimmt, dem lass auch deinen Mantel" — eine Lehre, der sein Beispiel am Kreuze ewig Bedeutung gab —, wer sieht nicht ein, dass dies eng mit dem Folgenden zusammenhängt: „Liebet eure Feinde, thut wohl denen, die euch hassen", und dass hier jene innerliche „Umkehr" zum Ausdruck kommt, nicht aber passiv, sondern in der denkbar höchsten Form des lebendigen Handelns? Biete ich dem frechen Schläger meinen linken Backen, so geschieht es nicht seinetwegen; liebe ich meinen Feind und erweise ich ihm Wohlthaten, so geschicht es nicht seinetwegen; nach der Umkehr des Willens ist es mir nicht anders möglich, darum thue ich es. Das alte Gesetz: Aug' um Auge, Hass um Hass ist eine ebenso natürliche Reflexbewegung, wie die, welche die Beine selbst eines schon toten Frosches beim Anreizen der Nerven zum Ausschlagen bringt.

Wahrlich, es muss ein „neuer Adam“ sein, der so Herr seines „alten Adam“ geworden ist, dass er diesem Zwange nicht gehorcht. Blosse Selbstbeherrschung ist es jedoch nicht — denn bildet Buddha den einen Gegenpol zu Christus, so bildet der Stoiker den anderen; jene Umkehr des Willens aber, jener Eintritt in das verborgene Reich Gottes, jenes von Neuem geboren werden, welches die Summe von Christi Beispiel ausmacht, bedingt ohne Weiteres eine völlige Umkehr der Empfindungen. Das i s t eben das Neue. Bis auf Christus war die Blutrache das heilige Gesetz aller Menschen der verschiedensten Rassen; der Gekreuzigte aber rief: „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!“ Wer nun hier die göttliche Stimme des Mitleids für schwächlichen Humanitarismus nimmt, der hat keinen einzigen Zug an der Erscheinung Christi verstanden. Die Stimme, die hier redet, ertönt aus jenem Reich Gottes inwendig in uns; Schmerz und Tod haben die Gewalt über sie verloren; sie reichen ebensowenig an einen Wiedergeborenen heran, wie jener Backenstreich und jene diebische Entblössung; an diesem Willen bricht sich wie eitler Meeresschaum an einem granitnen Felsen alles, was den menschlichen Halbaffen treibt und drängt und nötigt: die Selbstsucht, der Aberglaube, das Vorurteil, der Neid, der Hass; im Angesicht des Todes (d. h. für diesen Göttlichen der Ewigkeit) achtet Christus kaum des eigenen Schmerzes und der Angst, er sieht nur, dass die Menschen das Göttliche in ihnen ans Kreuz schlagen, dass sie den Samen des Gottesreichs zertreten, den Schatz im Acker verschütten, und voll Mitleid ruft er: sie wissen nicht was sie thun! Man durchsuche die Weltgeschichte und sehe, ob man ein Wort finde, das diesem gleichkäme an hochsinnigern Stolz. Hier redet eine Erkenntnis, die weiter geschaut hat, als die indische, zugleich redet hier der stärkste Wille, das sicherste Selbstbewusstsein.

Ähnlich wie wir Letztgeborene eine Kraft, welche nur von Zeit zu Zeit in flüchtigen Wolken als Blitz aufzuckte, nunmehr in der ganzen Welt entdeckt haben, verborgen, unsichtbar, von keinem Sinne wahrgenommen, durch keine Hypothese zu erklären, doch allgegenwärtig und allgewaltig, und wie wir nunmehr im

Begriff sind, von dieser Kraft die völlige Umgestaltung unserer äusseren Lebensbedingungen herzuleiten, — so wies Christus auf eine verborgene Kraft hin, drinnen in der unerforschten und unerforschlichen Welt des Menscheninnern, eine Kraft, fähig, den Menschen selber völlig umzugestalten, fähig, aus einem elenden, leidbedrückten Wesen ein mächtiges, seliges zu machen. Der Blitz war sonst lediglich ein Zerstörer gewesen, die Kraft, die er uns entdecken lehrte, dient nunmehr der friedlichen Arbeit und dem Wohlbehagen; ebenso war der menschliche Wille von jeher die Saat alles Unheils und Elends, das über das Menschengeschlecht niederging, — jetzt sollte er zur Wiedergeburt dieses Geschlechtes dienen, zur Entstehung einer neuen Menschenart. Daher, wie ich bereits in der Einleitung zu diesem Buche ausführte, die unvergleichliche weltgeschichtliche Bedeutung des Lebens Christi. Keine politische Revolution kann dieser gleichkommen.

Weltgeschichtlich aufgefasst haben wir allen Grund, die That Christi mit den Thaten der Hellenen in Parallele zu stellen. Ich habe im ersten Kapitel ausgeführt, inwiefern Homer, Demokrit, Plato u. s. w. als wirkliche „Schöpfer“ zu betrachten sind, und ich fügte hinzu: „dann erst ist ein durchaus neues Geschöpf geboren, dann erst enthält der Makrokosmos einen Mikrokosmos. Was Kultur zu heissen einzig verdient, ist die Tochter solcher schöpferischen Freiheit“.[1]) Was das Griechentum für den Intellekt, das that Christus für das sittliche Leben: eine s i t t l i c h e K u l t u r hat die Menschheit erst durch ihn gewonnen. Vielmehr müsste ich sagen: die M ö g l i c h k e i t einer sittlichen Kultur; denn das kulturelle Moment ist jener innere, schöpferische Vorgang, die freiwillige, herrische Umkehr des Willens, und gerade dieses Moment blieb mit wenigen Ausnahmen gänzlich unbeachtet; das Christentum wurde eine durchaus h i s t o r i s c h e Religion, und an den Altären seiner Kirchen fanden alle Aberglauben des Altertums und des Judentums eine geweihte Zufluchtsstätte. Dennoch bleibt die Erscheinung Christi

[1]) Siehe S. 62.

die alleinzige Grundlage aller sittlichen Kultur, und in dem Masse, in welchem diese Erscheinung mehr oder weniger deutlich hindurchzudringen vermag, ist auch die sittliche Kultur unserer Nationen eine grössere oder geringere.

Gerade in diesem Zusammenhange können wir nun mit Recht behaupten, die Erscheinung Christi auf Erden habe die Menschheit in zwei Klassen gespalten. Sie erst schuf wahren A d e l, und zwar echten Geburtsadel, denn nur, wer erwählt ist, kann Christ sein. Sie senkte aber zugleich in die Herzen ihrer Auserwählten den Keim zu neuem, bitterem Leid: sie schied sie von Vater und Mutter, sie liess sie einsam wandeln unter Menschen, die sie nicht verstanden, sie stempelte sie zu Märtyrern. Und wer ist denn ganz Herr? wer hat seine Sklaveninstinkte ganz überwunden? Die Zwietracht zerriss fortan die eigene Seele. Und während dem Einzelnen, der bisher im Taumel des Lebenskampfes kaum zum Bewusstsein seines „Ich" gekommen war, eine ungeahnt hohe Vorstellung seiner Würde, seiner inneren Bedeutung und Machtfülle vorgehalten wurde, wie oft musste er nicht innerlich zusammenstürzen in dem Gefühl seiner Schwäche und seiner Unwürde? Jetzt erst wurde das Leben wahrhaft tragisch. Die freie That des Menschen, der sich gegen seine eigene animalische Natur erhob, hatte das vollbracht. „Aus einem vollkommenen Zögling der Natur wurde der Mensch ein unvollkommenes moralisches Wesen, aus einem glücklichen Instrumente ein unglücklicher Künstler", sagt Schiller. Der Mensch w i l l aber nicht mehr ein Instrument sein; und hatte Immer sich Götter geschaffen, wie er sie wollte, so empörte sich jetzt der Mensch gegen die moralische Tyrannei der Natur und schuf sich eine erhabene Moral, wie er sie wollte; nicht mehr den blinden Trieben, und wären sie noch so schön durch Gesetzesparagraphen eingedämmt und eingezwängt, will er gehorchen, sondern einzig seinem eigenen Sittengesetz. In Christus erwacht der Mensch zum Bewusstsein seines moralischen Berufs, dadurch aber zugleich zur Notwendigkeit eines nach Jahrtausenden zählenden inneren Krieges. Im Abschnitt „Weltanschauung" des neunten Kapitels werde ich zeigen, dass wir endlich, mit Kant, genau die

selbe Bahn betreten haben nach vielhundertjährige antichristlicher Unterbrechung. „Rückkehr zur Natur“, meinten die christoabgewandten, humanitären Deisten des achtzehnten Jahrhunderts: o nein! Emanzipierung von der Natur, ohne die wir zwar nichts können, die wir aber entschlossen sind, uns zu unterwerfen. In Kunst und Philosophie wird sich der Mensch als intellektuelles Wesen, in der Ehe und im Recht als gesellschaftliches Wesen, in Christus als sittliches Wesen seiner selbst im Gegensatz zur Natur bewusst. Er nimmt einen Kampf auf. Und da genügt nicht die Demut; wer Christo folgen will, braucht vor allem Mut, Mut in seiner geläutertsten Form, jenen täglich von Neuem geglühten und gehärteten inneren Mut, der nicht allein im sinnenberauschenden Schlachtgetöse sich bewährt, sondern im Dulden und Tragen, und in dem wortlosen, lautlosen Kampf jeder Stunde gegen die Sklaveninstinkte in der eigenen Brust. Das Beispiel ist gegeben. Denn in der Erscheinung Christi finden wir das hehrste Beispiel des Heldenmutes. Die moralische Heldenhaftigkeit ist hier so erhaben, dass wir fast achtlos an dem sonst bei Helden so viel gepriesenen physischen Mute vorübergehen; gewisslich können nur Heldengemüter Christen im wahren Sinne des Wortes sein, nur „Herren“. Und sagt Christus, „ich bin sanftmütig“, so verstehen wir wohl, das ist die Sanftmut des siegessicheren Helden; und sagt er, „ich bin von Herzen demütig“, so wissen wir, dass das nicht die Demut des Sklaven ist, sondern die Demut des Herrn, der aus der Fülle seiner Kraft sich hinabbeugt zu den Schwachen.

Als Jesus einmal nicht einfach als Herr oder Meister, sondern als „guter Meister“ angerufen wurde, wies er die Bezeichnung zurück: „Was heissest du mich gut; Niemand ist gut.“ Das sollte wohl zu denken geben und sollte uns überzeugen, dass jede Darstellung Christi eine verfehlte ist, wo die himmlische Güte und die Demut und die Langmut in den Vordergrund des Charakters gedrängt werden; sie bilden nicht dessen Grundlage, sondern sind wie duftende Blumen an einem starken Baume. Was begründete die Weltmacht Buddha's? Nicht seine Lehre, sondern sein Beispiel, seine heldenmütige That; diese war es,

diese Kundgebung einer schier übermenschlichen Willenskraft, welche Millionen bannte und noch bis heute bannt. In Christus jedoch offenbarte sich ein noch höherer Wille; er brauchte nicht vor der Welt zu flüchten, das Schöne mied er nicht, den Gebrauch des Kostbaren — das seine Jünger „Unrat“ hiessen — lobte er; nicht in die Wüste zog er sich zurück, sondern aus der Wüste heraus trat er in das Leben ein, ein Sieger, der eine f r o h e Botschaft zu verkünden hatte — nicht Tod, sondern Erlösung! Ich sagte, Buddha bedeute den greisenhaften Ausgang einer ausgelebten, auf Irrwege geratenen Kultur: Christus dagegen bedeutet den Morgen eines neuen Tages; er gewann der alten Menschheit eine neue Jugend ab, und so wurde er auch der Gott der jungen, lebensfrischen Indoeuropäer, und unter dem Zeichen seines Kreuzes richtete sich auf den Trümmern der alten Welt eine neue Kultur langsam auf, an der wir noch lange zu arbeiten haben, soll sie einmal in einer fernen Zukunft den Namen „christlich“ verdienen.

Die Galiläer

Dürfte ich dem eigenen Herzensdrange folgen, ich zöge hier den Schlussstrich zu diesem Kapitel. Doch ist es im Interesse vieler späterer Ausführungen geboten, die Erscheinung Christi nicht allein in ihrer aus aller Umgebung losgelösten Reine zu betrachten, sondern auch in ihrem Verhältnis zu dieser Umgebung. Viele wichtige Erscheinungen aus Vergangenheit und Gegenwart bleiben sonst unverständlich. Es ist durchaus nicht gleichgültig, ob wir durch eine scharfe Analyse genaue Begriffe davon bekommen haben, was in dieser Gestalt jüdisch ist, was nicht. Hierüber herrscht von den Anfängen der christlichen Ära bis zum heutigen Tage und von den Niederungen der intellektuellen Welt bis zu ihren höchsten Höhen eine heillose Konfusion. Nicht allein war eine so hohe Gestalt für keinen Menschen leicht zu erfassen und in ihren organischen Beziehungen zur Mitwelt zu überblicken, sondern es traf alles zusammen, um ihre wahren Züge zu verwischen und zu fälschen: jüdische religiöse Eigenart, syrischer

Mysticismus, ägyptische Askese, hellenische Metaphysik, bald auch römische Staats- und Pontifikaltraditionen, dazu die Aberglauben der Barbaren; jeder Missverstand und jeder Unverstand beteiligten sich an dem Werke. Im neunzehnten Jahrhundert hat man sich nun viel mit der Entwirrung dieser Frage abgegeben, doch, so viel mir bekannt, ohne dass es irgend Einem gelungen wäre, die wenigen Hauptpunkte aus der Thatsachenmasse herauszuscheiden und vor Aller Augen klar hinzustellen. Gegen Vorurteil und Voreingenommenheit schützt eben selbst ehrliche Gelehrsamkeit nicht. Wir wollen hier versuchen, zwar leider ohne Fachkenntnisse, doch auch ohne Vorurteil, zu erforschen, inwiefern Christus zu seiner Umgebung gehörte und ihrer Anschauungsformen sich bediente. in wiefern er sich von ihr unterschied und sich himmelhoch über sie erhob; nur auf diese Art kann es gelingen, die Persönlichkeit in ihrer vollen autonomen Würde aus allen Zufälligkeiten herauszulösen.

Fragen wir uns also zunächst: war Christus ein Jude der Stammesangehörigkeit nach?

Diese Frage hat im ersten Augenblick etwas Kleinliches. Vor einer derartigen Erscheinung schrumpfen die Eigentümlichkeiten der Rassen zu einem Nichts zusammen. Ein Jesaia, ja! wie sehr er seine Zeitgenossen auch überragen mag, Jude bleibt er durch und durch; kein Wort, das nicht aus der Geschichte und aus dem Geiste seines Volkes hervorquölle; auch dort, wo er das charakteristisch Jüdische erbarmungslos blosslegt und verdammt, bewährt er sich — gerade darin — als Jude: bei Christus ist hiervon keine Spur. Oder wieder ein Homer! Dieser erweckt als erster das hellenische Volk zum Bewusstsein seiner selbst; um das zu können, musste er die Quintessenz alles Griechentums im eigenen Busen bergen. Wo aber ist das Volk, welches von Christus zum Leben erweckt, sich dadurch das kostbare Recht erworben hätte — und wohnte es auch an den Antipoden — Christum als den Seinigen zu bezeichnen? Jedenfalls nicht in Judäa! — Für den Gläubigen ist Jesus der S o h n G o t t e s, nicht eines Menschen; für den Ungläubigen wird es schwer werden, eine Formel zu finden, welche die vorliegende T h a t-

s a c h e dieser unvergleichlichen Persönlichkeit in ihrer Unerklärlichkeit so knapp und vielsagend bezeichnet. Es giebt eben Erscheinungen, die in den Vorstellungskomplex des Verstandes gar nicht ohne Symbol eingereiht werden können. Soviel über die prinzipielle Frage und um jeden Verdacht von mir abzuwehren, als segelte ich im Schlepptau jener flachen „historischen“ Schule, welche das Unerklärliche zu erklären unternimmt. Ein anderes ist es, uns über die historisch gewordene Umgebung der Persönlichkeit zu belehren, lediglich damit wir diese noch deutlicher erschauen. Thun wir das, so ist die Antwort auf die Frage: war Christus ein Jude? keinesfalls eine einfache. Der Religion und der Erziehung nach war er es unzweifelhaft; der Rasse nach — im engeren und eigentlichen Sinne des Wortes „Jude“ — höchst wahrscheinlich nicht.

Der Name Galiläa (von *Gelil haggoyim*) bedeutet „Heidengau“. Es scheint, als ob dieser Landesteil, so sehr entfernt vom geistigen Mittelpunkt, sich nie ganz rein erhalten hätte, selbst in den alten Zeiten nicht, als Israel noch stark und einig dastand, und er den Stämmen Naphtali und Sebulon als Heimat diente. Vom Stamme Naphtali wird gemeldet, er sei von Hause aus „sehr gemischter Herkunft“, und blieb auch die nicht-israelitische Urbevölkerung im ganzen Bereich Palästina's bestehen, so geschah das „nirgendswo in so starken Massen wie in den nördlichen Marken.“[1]) Dazu kam noch ein fernerer Umstand. Während das übrige Palästina durch seine geographische Lage von der Welt gleichsam abgesondert ist, führte schon, als die Israeliten das Land besetzten, eine Strasse vom See Genezareth nach Damaskus, und Tyrus und Sidon waren schneller als Jerusalem von dorther zu erreichen. So sehen wir denn auch Salomo ein beträchtliches Stück dieses Heidengaues (wie er schon damals hiess, I *Könige* IX, 11) mit zwanzig Städten dem König von Tyrus als Bezahlung für seine Lieferungen an Cedern und Tannen-

---

[1]) Wellhausen: *Israelitische und jüdische Geschichte,* 3. Ausg. 1897, S. 16 u. 74. Vergl. ausserdem *Richter* I, 30 und 33 und hier weiter unten, Kap. 5.

bäumen und für die 120 Zentner Gold abtreten, die jener für den Tempelbau geliefert hatte; so wenig lag dieses halb von Fremden bewohnte Land dem König Judäa's am Herzen. Der tyrische König Hiram muss es überhaupt wenig bevölkert gefunden haben, da er die Gelegenheit benutzte, um verschiedene fremde Völkerschaften in Galiläa anzusiedeln.[1]) Dann kam, wie Jeder weiss, die Scheidung in zwei Reiche, und seit jener Zeit, d. h. seit t a u s e n d Jahren vor Christus (!) hat nur vorübergehend, hin und wieder, eine innigere, politische Verbindung zwischen Galiläa und Judäa überhaupt stattgefunden, und diese allein, nicht eine Gemeinsamkeit des religiösen Glaubens, fördert eine Verschmelzung der Völker. Auch zu Christi Zeiten war Galiläa von Judäa politisch gänzlich getrennt, so dass es zu diesem „im Verhältnis des Auslands“ stand.[2]) Inzwischen war aber etwas geschehen, was den israelitischen Charakter dieses nördlichen Landstrichs auf alle Zeiten fast ganz vertilgt haben muss: 720 Jahre vor Christo (also etwa anderthalb Jahrhunderte vor der babylonischen Gefangenschaft der Juden) wurde das nördliche Reich Israel von den Assyriern verwüstet und seine Bevölkerung — angeblich in ihrer Gesamtheit, jedenfalls zum grossen Teile — deportiert, und zwar in verschiedene und entfernte Teile des Reiches, wo sie in kurzer Zeit mit den übrigen Einwohnern verschmolz und in Folge dessen gänzlich verschwand.[3]) Zugleich

---

[1]) Graetz: *Volkstümliche Geschichte der Juden,* I, 88.

[2]) Graetz: a. a. O., I, 567. Galiläa und Peräa hatten zusammen einen eigenen, selbständig regierenden Tetrarchen, während Judäa, Samaria und Idumäa einem römischen Prokurator unterstanden. Graetz fügt an dieser Stelle hinzu: „Durch die Feindseligkeit der Samaritaner, deren Land als Keil zwischen Judäa und Galiläa mitten um (*sic*) lag, war der Verkehr zwischen beiden losgetrennten Landesteilen noch mehr gehemmt.“ — Dass man ausserdem kein Recht hat, die echten „Israeliten“ des Nordens mit den eigentlichen „Juden“ des Südens zu identifizieren, habe ich der Einfachheit halber hier unerwähnt gelassen; vergl. jedoch Kap. 5.

[3]) So gänzlich verschwand, dass manche Theologen, die über Musse verfügten, sieh auch im neunzehnten Jahrhundert den Kopf darüber zerbrachen, was aus den Israeliten geworden sei, da sie nicht annehmen konnten, fünf Sechstel des Volkes, dem Jahve die ganze

wurden aus entlegenen Gegenden fremde Stämme zur Ansiedlung nach Palästina übergeführt. Die Gelehrten vermuten freilich (ohne Gewähr dafür geben zu können), dass ein bedeutender Bruchteil der früher gemischt-israelitischen Bevölkerung im Lande verblieben war; jedenfalls hielt sich aber dieser Rest nicht von den Fremden getrennt, sondern ging in ihrer gemischten Volksart auf.[1]) Das Schicksal dieser Länder war also ein ganz anderes als das Judäas. Denn als später auch die Judäer weggeführt wurden, blieb ihr Land sozusagen leer, nämlich nur von wenigen, dazu heimischen Bauern bewohnt, so dass bei der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft, in welcher sie ausserdem ihre Stammesreinheit bewahrt hatten, die Judäer diese Reinheit unschwer auch weiter aufrecht erhalten konnten. Galiläa dagegen und die angrenzenden Länder waren, wie gesagt, von den Assyriern systematisch k o l o n i s i e r t worden, und, wie es nach dem biblischen Berichte scheint, aus sehr verschiedenen Teilen des riesigen Reiches, unter anderm aus dem nördlichen gebirgigen Syrien. In den Jahrhunderten vor Christi Geburt sind nun ausserdem viele Phönicier und auch viele Griechen eingewandert.[2]) Es ist nach dieser letzten Thatsache anzunehmen dass auch reinarisches Blut dorthin verpflanzt wurde; sicher ist eher, dass ein kunterbuntes Durcheinander der verschiedensten

---

Erde versprochen hatte, sollten einfach verschwunden sein. Ein findiger Kopf brachte sogar heraus, die verloren geglaubten zehn Stämme seien die heutigen Engländer! Er war auch um die Moral dieser Entdeckung nicht verlegen: daher gehören den Briten von Rechts wegen fünf Sechstel der gesamten Erdoberfläche; das übrige Sechstel den Juden. Vergl. H. L.: *Lost Israel, where are they to be found?* (Edinburgh, 6. Aufl. 1877). In dieser Broschüre wird ein anderes Werk genannt, Wilson: *Our Israelitish Origin.* Es giebt sogar, nach diesen Autoritäten, brave Angelsachsen, die ihre Genealogie bis auf Moses zurückgeführt haben!

[1]) Wie sehr „der unterscheidende Charakter der israelitischen Nation verloren war“ berichtet Robertson Smith: *The prophets of Israel* (1895), p. 153.

[2]) Albert Réville: *Jésus de Nazareth* I, 416. Man vergesse auch nicht, dass Alexander der Grosse nach der Empörung des Jahres 311 das nahe Samarien mit Macedoniern bevölkert hatte.

Rassen stattfand, und dass die Ausländer sich am zahlreichsten in dem zugänglicheren und dazu fruchtbareren Galiläa niedergelassen haben werden. Das Alte Testament selbst erzählt mit bestrickender Naivetät, wie diese Fremden ursprünglich dazu kamen, den Kultus Jahve's kennen zu lernen (II. *Kön.* XVII, 24 fg.): in dem entvölkerten Lande vermehrten sich die Raubtiere; man hielt diese Plage für eine Rache des vernachlässigten „Landesgottes“ (Vers 26); es war aber Niemand da, der gewusst hätte, wie dieser verehrt werden wolle; und so sandten die Kolonisten zum König von Assyrien und baten sich einen israelitischen Priester aus der Gefangenschaft aus, und dieser kam und „lehrte sie die Weise des Landesgottes“. Auf diese Art wurden die Bewohner des nördlichen Palästina, von Samaria ab, Juden dem Glauben nach, auch diejenigen unter ihnen, die keinen Tropfen israelitischen Blutes in den Adern hatten. — In späteren Zeiten mögen sich allerdings manche echte Juden dort niedergelassen haben; aber wohl doch nur als Fremde in den grösseren Städten, denn eine der bewundernswertesten Eigenschaften der Juden — namentlich seit ihrer Rückkehr aus der Gefangenschaft, wo auch zuerst der scharf umschriebene Begriff „Jude“ als Bezeichnung für eine Religion auftritt (siehe *Zacharias* VIII, 23) — war ihre Sorge, die Rasse rein zu erhalten; eine Ehe zwischen Jude und Galiläer war undenkbar. Jedoch, auch diese jüdischen Bestandteile inmitten der fremden Bevölkerung wurden aus Galiläa nicht sehr lange vor Christi Geburt gänzlich ausgeschieden! Simon Tharsi, einer der Makkabäer, war es, der, nach einem erfolgreichen Feldzug in Galiläa gegen die Syrier: „die dort wohnenden Juden sammelte und sie bestimmte, auszuwandern und sich s a m t u n d s o n d e r s i n J u d ä a n i e d e r z u l a s s e n.“[1]) Das Vorurteil gegen Galiläa blieb denn auch so gross bei den Juden, dass, als Herodes Antipas während der Jugend Christi die Stadt Tiberias gebaut hatte und auch Juden veranlassen wollte, sich dort niederzulassen, ihm

---

[1]) Graetz a, a. O. 1, 400. Siehe auch I *Makkabäer* V, 23.

dies weder durch Versprechungen noch durch Gewalt gelang.[1]) — Es liegt also, wie man sieht, nicht die geringste Veranlassung zu der Annahme vor, die Eltern Jesu Christi seien, der Rasse nach, Juden gewesen.

Im ferneren Lauf der historischen Entwickelung fand nun etwas statt, wofür man manche Analogie in der Geschichte aufweisen könnte: bei den Bewohnern des südlicher gelegenen, unmittelbar an Judäa anstossenden Samaria, die ohne Frage durch Blut und Verkehr den eigentlichen Juden viel näher standen als die Galiläer, erhielt sich die Tradition des nordisraelitischen Widerwillens und der Eifersucht gegen die Juden; die Samaritaner erkannten die kirchliche Suprematie Jerusalems nicht an und waren daher den Juden als „Irrgläubige“ so verhasst, dass keinerlei Verkehr mit ihnen gestattet war: nicht ein Stück Brot durfte der Rechtgläubige aus ihren Händen nehmen, dies galt, als hätte er Schweinefleisch gegessen.[2]) Die Galiläer dagegen, die den Juden ohne weiteres als „Ausländer“ galten und als solche allerdings verachtet und von manchen religiösen Handlungen ausgeschlossen blieben, waren dennoch streng rechtgläubige und häufig sogar fanatische „Juden“. Darin einen Beweis ihrer Abstammung erblicken zu wollen, ist töricht. Es ist ganz genau das selbe, als wollte man die unverfälscht slavische Bevölkerung Bosniens oder die reinsten Indoarier Afghanistans ethnologisch mit den „Türken“ identifizieren, weil sie strenggläubige Mohammedaner sind, viel frommer und viel fanatischer als die echten Osmanen. Der Ausdruck Jude bezeichnet eine bestimmte, erstaunlich rein erhaltene Menschenrasse, nur in zweiter Reihe und uneigentlich die Bekenner einer Religion. Es geht auch durchaus nicht an, den Begriff „Jude“, wie das in letzterer Zeit viel geschieht, mit dem Begriff „Semit“, gleichzustellen; der Nationalcharakter der Araber z. B. ist ein durchaus anderer als der der Juden. Darauf komme ich im fünften Kapitel zurück; einstweilen

---

[1]) Graetz a. a. O. I, 568. Vergl. *Josephus,* Buch XVIII, Kap. 3.

[2]) Aus der Mischnah citiert von Renan: *Vie de Jésus,* 23. Aufl., S. 242.

mache ich darauf aufmerksam, dass auch der Nationalcharakter der Galiläer wesentlich von dem der Juden abstach. Man schlage welche Geschichte der Juden man will auf, Ewald's oder Graetzens oder Renan's, überall wird man finden, dass die Galiläer durch ihren Charakter sich von den anderen Bewohnern Palästinas unterschieden; sie werden als Hitzköpfe bezeichnet, als energische Idealisten, als Männer der That. In den langen Wirren mit Rom, vor und nach Christi Zeit, sind Galiläer meistens das treibende Element und dasjenige, welches der Tod allein besiegte. Während die grossen Kolonien unverfälschter Juden in Rom und Alexandrien auf vorzüglichem Fuss mit dem heidnischen Kaiserreich lebten, wo sie als Traumdeuter,[1]) Trödler, Hausierer, Geldleiher, Schauspieler, Rechtsberater, Handelsherren, Gelehrte u. s. w. es sich gut gehen liessen, wagte es im fernen Galiläa, noch zu Lebzeiten Caesar's, Ezekia der Galiläer, die Fahne der religiösen Empörung zu erheben. Auf ihn folgte der berühmte Judas der Galiläer, mit dem Spruch: „Gott allein ist Herr, der Tod gleichgültig, die Freiheit eines und alles!“[2]) Dann bildete sich in Galiläa die Partei der Sicarier (d. h. Messermänner), den heutigen indischen Thugs nicht unähnlich; ihr bedeutendster Führer, der Galiläer Menahem, vernichtete zu Nero's Zeiten die römische Garnison Jerusalems und wurde zum Dank, unter dem Vorwand, er habe sich für den Messias ausgeben wollen, von den Juden selbst hingerichtet; auch die Söhne des Judas wurden als staatsgefährliche Aufwiegler ans Kreuz geschlagen (und zwar von einem jüdischen Prokurator); Johannes von Gischala, einer Stadt an der äussersten Nordgrenze Galiläas, leitete die verzweifelte Verteidigung Jerusalems gegen Titus — — — und die Reihe der galiläischen Helden wurde durch Eleaser geschlossen, der noch Jahre lang nach der Zerstörung Jerusalems mit einer kleinen Truppe im Gebirge sich verschanzt

[1]) Juvenal erzählt:
Aere minuto
Qualiacunque voles Judaei somnia vendunt............

[2]) Mommsen: *Römische Geschichte* V, 515.

hielt, wo er und seine Anhänger, als die letzte Hoffnung verloren war, erst ihre Frauen und Kinder, dann sich selbst töteten.[1]) in diesen Dingen tritt, das wird wohl Jeder zugeben, ein besonderer, unterschiedlicher Nationalcharakter zu Tage. Vielfach wird auch über die Frauen Galiläas berichtet, sie hätten eine nur ihnen eigentümliche Schönheit besessen; die Christen der ersten Jahrhunderte erzählen ausserdem von ihrer grossen Güte und ihrem Entgegenkommen Andersgläubigen gegenüber, im Gegensatz zu der hochmütig verachtungsvollen Behandlung, die ihnen von den echten Jüdinnen zu Teil wurde. Dieser besondere Nationalcharakter fand aber noch einen anderen, unfehlbaren Ausdruck: die S p r a c h e. In Judäa und den angrenzenden Ländern redete man zu den Zeiten Christi aramäisch; das Hebräische war bereits eine tote Sprache, die einzig in den heiligen Schriften weiterlebte. Es wird nun berichtet, die Galiläer hätten einen so eigentümlichen, fremdartigen gesprochen, dass man sie gleich am ersten Worte erkannte; „deine Sprache verrät dich", rufen die Diener des Hohenpriesters dem Petrus zu.[2]) Das Hebräische sollen sie überhaupt nicht im Stande gewesen sein zu erlernen, namentlich die Kehllaute bildeten für sie ein unübersteigbares Hindernis, so dass man Galiläer z. B. zum Vorbeten nicht zulassen konnte, da „ihre verwahrloste Aussprache Lachen erregte".[3]) Diese Thatsache beweist eine physische Abweichung im Bau des Kehlkopfes und liesse allein

---

[1]) Auch später noch bildeten die Bewohner Galiläas eine besondere, durch Kraft und Mut ausgezeichnete Rasse, wie das ihre Teilnahme an dem Feldzug unter dem Perser Scharbarza und an der Einnahme Jerusalems beweist, im Jahre 614.

[2]) Es liessen sich überhaupt genügend Zeugnisse über die Unterscheidung zwischen den Galiläern und den eigentlichen Juden aus den Evangelien zusammenstellen. Namentlich bei Johannes wird immer von „den Juden" wie von etwas Fremdem gesprochen, und die Juden ihrerseits erklären: „aus Galiläa stehet kein Prophet auf" (7, 52).

[3]) Vergl. z. B. Graetz a. a. O., I, 575. Über die Eigentümlichkeit der Sprache der Galiläer und deren Unfähigkeit, die semitischen Kehllaute richtig auszusprechen, vergl. namentlich Renan: *Langues sémitiques,* 5e éd., p. 230.

schon vermuten, dass eine starke Beimischung nicht-semitischen Blutes stattgefunden habe; denn der Reichtum an Kehllauten und die Virtuosität in ihrer Behandlung ist ein allen Semiten gemeinsamer Zug.[1])

Auf diese Frage — war Christus ein Jude der Rasse nach? — habe ich geglaubt, mit einiger Ausführlichkeit eingehen zu müssen, weil ich in keinem einzigen Werke die hierhergehörigen Thatsachen klar zusammengetragen gefunden habe. Selbst in einem objektiv-wissenschaftlichen, von keinen theologischen Absichten beeinflussten Werke, wie das Albert Réville's,[2]) des bekannten Professors der vergleichenden Religionsforschung am Collège de France, wird das Wort Jude bisweilen für die jüdische Rasse, bisweilen für die jüdische Religion gebraucht. Wir lesen z. B. (I. 416): „Galiläa war zum grössten Teil von J u d e n bewohnt, doch gab es auch syrische, phönizische und griechische H e i d e n.“ Hier also bedeutet Jude Einen, der den Landesgott Judäas verehrt, gleichviel, welcher Abstammung er sich rühmt. Auf der nächstfolgenden Seite ist jedoch von einer „ansehen Rasse“ die Rede, als Gegensatz zu einer „jüdischen Nation“; hier bezeichnet folglich Jude einen bestimmten, engbegrenzten, seit Jahrhunderten rein erhaltenen Menschenstamm. Und nun folgt die tiefsinnige Bemerkung: „Die Frage, ob Christus arischer Herkunft sei, ist müssig. Ein Mann gehört der Nation an, in deren Mitte

---

[1]) Man sehe z. B. die vergleichende Tafel bei Max Müller: *Science of Language,* 9. Aufl., S. 169 und in jedem einzelnen Bande der *Sacred Books of the East.* Die Sanskritsprache kennt nur sechs echte „Gutturales“, die hebräische zehn; am auffallendsten ist jedoch der Unterschied bei dem gutturalen Hauchlaut, dem h, für welches die indogermanischen Sprachen seit jeher nur einen einzigen Laut gekannt haben, die semitischen dagegen f ü n f v e r s c h i e d e n e. Dagegen findet man im Sanskrit sieben verschiedene Zungenlaute, im Hebräischen nur zwei. Wie ungeheuer schwer es ist, solche vererbte sprachliche Rassenmerkmale ganz zu verwischen, ist uns Allen durch das Beispiel der unter uns lebenden Juden gut bekannt; die vollkommen fehlerlose Beherrschung unserer Zungenlaute ist ihnen ebenso unmöglich, wie uns die Meisterschaft der Kehllaute.

[2]) Jésus de Nazareth, études critiques sur les antécédents de l'histoire évangélique et la vie de Jésus, 2. vol. 1897.

er aufgewachsen ist.“ Das nannte man „Wissenschaft“ im Jahre des Heils 1896! Am Schlusse des 19. Jahrhunderts durfte ein Gelehrter noch nicht wissen, dass die Form des Kopfes und die Struktur des Gehirns auf die Form und Struktur der Gedanken von ganz entscheidendem Einfluss sind, so dass der Einfluss der Umgebung, wenn er noch so gross angeschlagen wird, doch durch diese Initialthatsache der physischen Anlagen an bestimmte Fähigkeiten und Möglichkeiten gebunden, mit anderen Worten, bestimmte Wege gewiesen wird; er durfte nicht wissen, dass gerade die Gestalt des Schädels zu jenen Charakteren gehört, welche mit unausrottbarer Hartnäckigkeit vererbt werden, so dass durch kraniologische Messungen Rassen unterschieden und aus gemischten noch nach Jahrhunderten die atavistisch auftretenden ursprünglichen Bestandteile dem Forscher offenbar werden; er durfte glauben, dass die sogenannte Seele ausserhalb des Körpers ihren Sitz habe, und ihn wie eine Puppe an der Nase herumführe! O Mittelalter! wann wird deine Nacht von uns weichen? Wann werden die Menschen es begreifen, dass G e s t a l t nicht ein gleichgültiger Zufall ist, sondern ein Ausdruck des innersten Wesens? dass gerade hier, an diesem Punkte, die zwei Welten des Inneren und des Äusseren, des Sichtbaren und des Unsichtbaren sich berühren? Ich nannte die menschliche Persönlichkeit das *mysterium magnum* des Daseins; in ihrer sichtbaren Gestalt stellt sich nun dieses unergründliche Wunder dem Auge und dem forschenden Verstande dar. Und genau so wie die möglichen Gestalten eines Gebäudes durch die Natur des Baumateriales in wesentlichen Punkten bestimmt und beschränkt sind, ebenso ist die mögliche Gestalt eines Menschen, seine innere und seine äussere, durch die vererbten Bausteine, aus denen diese neue Persönlichkeit zusammengestellt wird, in Punkten von durchgreifender Wesentlichkeit bestimmt. Gewiss kann es vorkommen, dass man auf den Begriff der Rasse zu viel Gewicht legt: damit thut man der Autonomie der Persönlichkeit Abbruch und läuft Gefahr, die grosse Macht der I d e e n zu unterschätzen; ausserdem ist diese ganze Frage der Rassen unendlich viel verwickelter als der Laie glaubt, sie gehört ganz und

gar in das Gebiet der anatomischen Anthropologie und kann durch keine Dikta der Sprach- und Geschichtsforscher gelöst werden. Es geht aber dennoch nicht an, die Rasse als *quantité négligeable* einfach bei Seite zu lassen; noch weniger geht es an, etwas direkt Falsches über die Rasse auszusagen und eine derartige Geschichtslüge zu einem unbestreitbaren Dogma sich auskrystallisieren zu lassen. Wer die Behauptung aufstellt Christus sei ein Jude gewesen, ist entweder unwissend oder unwahr: unwissend, wenn er Religion und Rasse durcheinanderwirft, unwahr, wenn er die Geschichte Galiläas kennt und den höchst verwickelten Thatbestand zu Gunsten seiner religiösen Vorurteile oder gar, um sich dem mächtigen Judentum gefällig zu erzeigen, halb verschweigt, halb entstellt.[1]) Die Wahrscheinlichkeit, dass Christus kein Jude war, dass er keinen Tropfen echt jüdischen Blutes in den Adern hatte, ist so gross, dass sie einer Gewissheit fast gleichkommt. Welcher Rasse gehörte er an? Darauf lässt sich gar keine Antwort geben. Da das Land zwischen Phönizien und dem in seinem südwestlichen Teile mit semitischem Blute durchtränkten Syrien lag, dazu vielleicht von seiner früheren gemischt-israelitischen (doch zu keiner Zeit jüdischen) Bevölkerung nicht ganz gesäubert war, ist die Wahrschein-

---

[1]) Wie soll man es z. B. erklären, dass Renan, der in seinem 1863 erschienenen *Vie de Jésus* sagt, es sei unmöglich, auch nur Vermutungen aufzustellen über die Rasse, der Christus durch sein Blut angehörte (siehe Kap. II), in dem 1891 vollendeten fünften Band seiner *Histoire du Peuple d'Israël* die kategorische Behauptung aufstellt: *„Jésus était un Juif“,* und mit ungewohnter Heftigkeit über die Leute herfällt, die das zu bezweifeln wagen? Sollte nicht die *Alliance Israélite,* mit der Renan in seinen letzten Lebensjahren in so eifrigem Verkehr stand, hier ein Wort mitgeredet haben? Im neunzehnten Jahrhundert haben wir so viel Schönes über die Freiheit der Rede, die Freiheit der Wissenschaft u. s. w. gehört; in Wahrheit sind wir aber ärger geknechtet gewesen, als im 18. Jahrhundert; denn zu den früheren Gewalthabern, die nie in Wirklichkeit entwaffneten, kamen neue, schlimmere hinzu. Der frühere Zwang konnte, bei allem bittern Unrecht, den Charakter stärken, der neue, der nur von Geld ausgeht und nur auf Geld hinzielt, entwürdigt zur niedrigsten Sklaverei.

lichkeit eines vorwiegend semitischen Stammbaumes gross. Wer aber nur den geringsten Einblick in das Rassenbabel des assyrischen Reiches gethan hat,[1]) und wer dann erfährt, dass aus den verschiedensten Teilen dieses Reiches Kolonisten in jene frühere Heimstatt Israels übersiedelten, wird nicht schnell bei der Hand mit einer Antwort sein. Es ist ja möglich, dass in einigen dieser KoIonistengruppen eine Tradition herrschte, untereinander zu heiraten, wodurch dann ein Stamm sich rein erhalten hätte; dass aber das über ein halbes Jahrtausend durchgeführt worden sei, ist fast undenkbar; gerade durch den Übertritt zum jüdischen Kultus verwischten sich nach und nach die Stammesunterschiede, die zuerst (II *Könige* XVII, 29) durch heimatliche Religionsgebräuche aufrecht erhalten worden waren. In späteren Zeiten wanderten nun ausserdem, wie wir hören, Griechen ein; jedenfalls gehörten sie zu den ärmsten Klassen, und nahmen natürlich sofort den „Landesgott“ an! — Nur eine Behauptung können wir also auf gesunder historischer Grundlage aufstellen: in jenem ganzen Weltteile gab es eine einzige r e i n e R a s s e, eine Rasse, die durch peinliche Vorschriften sich vor jeder Vermengung mit anderen Völkerschaften schützte — die jüdische; dass Jesus Christus ihr n i c h t angehörte, kann als sicher betrachtet werden. Jede weitere Behauptung ist hypothetisch.

Dieses Ergebnis, wenngleich rein negativ, ist von grossem Werte; es bedeutet einen wichtigen Beitrag zur richtigen Erkenntnis der Erscheinung Christi, somit auch zum Verständnis ihrer Wirksamkeit bis auf den heutigen Tag und zur Entwirrung des wild verhedderten Knäuels widersprechender Begriffe und falscher Vorstellungen, das sich um die einfache, durchsichtige Wahrheit geschlungen hat. Nunmehr jedoch müssen wir tiefer greifen. Die äussere Zusammengehörigkeit ist weniger wichtig als die innere; jetzt erst langen wir bei der entscheidenden Frage an: inwiefern gehört Christus als m o r a l i s c h e Erscheinung zum Judentum, inwiefern nicht? Um das ein für alle Mal festzustellen, werden wir eine Reihe wichtiger Unterscheidungen

[1]) Vergl. Hugo Winckler: *Die Völker Vorderasiens,* 1900.

durchführen müssen, für die ich mir die vollste Aufmerksamkeit des Lesers erbitte.

Religion

Ganz allgemein, ja, vielleicht ohne Ausnahme, wird das Verhältnis so dargestellt, als sei Christus der Vollender des Judentums, das heisst also, der religiösen Ideen der Juden.[1]) Selbst die orthodoxen Juden, wenn sie in ihm auch nicht gerade den Vollender verehren können, sehen doch in ihm einen Seitenast an ihrem Baume und betrachten mit Stolz das ganze Christentum als einen Anhang des Judentums. Das ist ein Irrtum, dessen bin ich tief überzeugt; es ist eine angeerbte Wahnvorstellung, eine von den Meinungen, die wir mit der Muttermilch einsaugen und über die in Folge dessen der Freidenkende eben so wenig zur Besinnung kommt, wie der orthodox kirchlich Gesinnte. Gewiss stand Christus in einem unmittelbaren Verhältnis zum Judentum, und der Einfluss des Judentums, zunächst auf die Gestaltung seiner Persönlichkeit, in noch weit höherem Masse auf die Entstehung und die Geschichte des Christentums ist ein so grosser, bestimmter und wesentlicher, dass jeder Versuch, ihn abzuleugnen, zu Widersinnigkeiten führen müsste; dieser Einfluss ist jedoch nur zum kleinsten Teile ein religiöser. Da liegt des Irrtums Kern.

Wir sind gewohnt, das jüdische Volk als das religiöse Volk *par excellence* zu betrachten: in Wahrheit ist es ein (im Verhältnis zu den indoeuropäischen Rassen) religiös durchaus verkümmertes. In dieser Beziehung hat bei den Juden das stattgefunden, was Darwin *„arrest of development“* nennt, eine Verkümmerung der Anlagen, ein Absterben in der Knospe. Übrigens, waren alle Zweige des semitischen Stammes, sonst in mancher Beziehung reich begabt, von jeher erstaunlich arm an religiösem

[1]) Eine rühmliche Ausnahme macht der grosse Rechtslehres Jhering, der in seiner *Vorgeschichte der Indoeuropäer,* S. 300, schreibt: „Dem Boden seines Volkes war Christi Lehre nicht entsprossen, das Christentum bezeichnet im Gegenteil eine Überwindung des Judentums, es steckt bereits bei seinem ersten Ursprung etwas vom Arier in ihm.“

Instinkt; es ist das jene „Hartherzigkeit“, über welche die bedeutenderen Männer unter ihnen stets klagen.[1]) Wie anders der Arier! Schon nach dem Zeugnis der ältesten Urkunden (die weit über alle jüdischen zurückreichen) sehen wir ihn beschäftigt, einem dunkeln Drange zu folgen, der ihn antreibt, im eigenen Herzen zu forschen. Dieser Mensch ist lustig, lebenstoll, ehrgeizig, leichtsinnig, er trinkt und er spielt, er jagt und er raubt; plötzlich aber besinnt er sich: das grosse Rätsel des Daseins nimmt ihn ganz gefangen, nicht jedoch als ein rein rationalistisches Problem — woher ist diese Welt? woher stamme ich? — worauf eine rein logische (und darum unzureichende) Antwort zu geben wäre, sondern als ein unmittelbares, zwingendes Lebensbedürfnis. Nicht v e r s t e h e n, sondern s e i n: das ist, wohin es ihn drängt. Nicht die Vergangenheit mit ihrer Litanei von Ursache und Wirkung, sondern die Gegenwart, die ewigwährende Gegenwart fesselt sein staunendes Sinnen. Und nur, das fühlt er, wenn er zu allem, was ihn umgiebt, Brücken hinüber geschlagen hat, wenn er s i c h — das einzige, was er unmittelbar weiss — in jedem Phänomen wieder erkennt, jedes Phänomen in sich wieder findet, nur wenn er, so zu sagen, sich und die Welt in Einklang gesetzt hat, dann darf er hoffen, das Weben des ewigen Werkes mit eigenem Ohre zu belauschen, die geheimnisvolle Musik des Daseins im eigenen Herzen zu vernehmen. Und damit er diesen Einklang finde, singt er selber hinaus, versucht es in allen Tönen, übt sich in allen Weisen; dann lauscht er andächtig. Nicht unbeantwortet bleibt sein Ruf: geheimnisvolle Stimmen vernimmt er; die ganze Natur belebt sich, überall regt sich in ihr das Menschenverwandte. Anbetend sinkt er auf die Kniee, wähnt nicht, dass er weise sei, glaubt nicht, den Ursprung und den Endzweck der Welt zu kennen, ahnt aber eine höhere Bestimmung, entdeckt in sich den Keim zu unermesslichen Geschicken, „den Samen der Unsterblichkeit“.

---

[1]) „Die Semiten haben viel Aberglauben, doch wenig Religion“, bezeugt eine der grössten Autoritäten, Robertson Smith: *The Prophets of Israel,* p. 33.

Dies ist jedoch keine blosse Träumerei, sondern eine lebendige Überzeugung, ein G l a u b e, und, wie alles Lebende, erzeugt es wieder Leben. Die Helden seines Stammes und seine heiligen Männer erblickt er als „Übermenschen“ (wie Goethe sagt) hoch über der Erde schweben; ihnen will er gleichen, denn auch ihn zieht es hinan, und jetzt weiss er, aus welch‘ tief innerem Brunnen sie die Kraft schöpften, gross zu sein — — — Dieser Blick in die unerforschlichen Tiefen des eigenen Innern, diese Sehnsucht nach oben: das ist Religion. Religion hat zunächst weder mit Aberglauben noch mit Moral etwas zu thun; sie ist ein Zustand des Gemütes. Und weil der religiöse Mensch in unmittelbarem Kontakt mit einer Welt jenseits der Vernunft steht, so ist er Dichter und Denker: er tritt bewusst schöpferisch auf; ohne Ende arbeitet er an dem edlen Sisyphus-Werke, das Unsichtbare sichtbar, das Undenkbare denkbar zu gestalten;[1]) nie finden wir bei ihm eine abgeschlossene, chronologische Kosmogonie und Theogonie, dazu erbte er eine zu lebendige Empfindung des Unendlichen; seine Vorstellungen bleiben im Flusse, erstarren niemals; alte werden durch neue ersetzt; Götter, in einem Jahrhundert hochgeehrt, sind im andern kaum dem Namen nach gekannt. Und doch bleiben die grossen Erkenntnisse fest erworben und gehen nie mehr verloren, obenan unter allen die grundlegende, welche Jahrtausende vor Christo der Rigveda folgendermassen auszusprechen suchte: „Die Wurzelung des Seienden fanden die Weisen im H e r z e n,“ — eine Überzeugung, welche im neunzehnten Jahrhundert durch Goethe's Mund fast identischen Ausdruck fand:

> Ist nicht der Kern der Natur
> Menschen im H e r z e n?

---

[1]) Schön sagt Herder: „Der Mensch allein ist im Widerspruch mit sich und mit der Erde; denn das ausgebildetste Geschöpf unter allen ihren Organisationen ist zugleich das unausgebildetste in seiner eigenen n e u e n A n l a g e — — — Er stellt also zwo Welten auf einmal dar, und das macht die anscheinende Duplicität seines Wesens“ (*Ideen zur Geschichte der Menschheit,* Teil I, Buch V, Abschnitt 6).

Das ist Religion! — Gerade diese Anlage nun, dieser Gemütszustand, dieser Instinkt, den Kern der Natur im H e r z e n zu suchen, mangelt den Juden in auffallendem Masse. Sie sind geborene Rationalisten. Die Vernunft ist bei ihnen stark, der Wille enorm entwickelt, dagegen ist ihre Kraft der Phantasie und der Gestaltung eine eigentümlich beschränkte. Ihre spärlichen mythisch-religiösen Vorstellungen, ja, sogar ihre Gebote und Gebräuche und ihre Kultusvorschriften entlehnten sie ausnahmslos fremden Völkern, reduzierten alles auf ein Minimum[1]) und bewahrten es starr unverändert; das schöpferische Element, das eigentlich innere L e b e n fehlt hier fast gänzlich; im besten Falle verhält es sich zu dem so unendlich reichen religiösen Leben der Arier (welches alles höchste Denken und Dichten dieser Völker einschliesst) wie die vorhin genannten Zungenlaute, nämlich wie 2 zu 7. Man sehe doch, welche üppige Blüte herrlichster religiöser Vorstellungen und Begriffe, und dazu, welche Kunst und welche Philosophie, dank den Griechen und Germanen, auf dem Boden des Christentums emporschoss, und frage sich dann, um welche Bilder und Gedanken das angeblich religiöse Volk der Juden die Menschheit inzwischen bereichert hat! Spinozas „geometrische Ethik" (eine falsche, totgeborene Anwendung eines genialen und schöpferisch produktiven Gedankens von Descartes) dünkt mich in Wirklichkeit die blutigste Ironisierung der Talmudmoral und hat jedenfalls noch weniger als die wahrscheinlich den Ägyptern entlehnten[2]) zehn Gebote des Moses mit Religion gemein. Nein, die Achtung gebietende Kraft des Judentums liegt auf einem ganz anderen Felde; ich komme gleich darauf zu sprechen.

Wie war es denn aber möglich, unsere Urteilsfähigkeit so zu umnebeln, dass wir die Juden für ein religiöses Volk halten konnten?

Zunächst waren es die Juden selber, die seit jeher mit äusserster Vehemenz und Volubilität versicherten, sie seien „d a s V o l k G o t t e s"; selbst ein freisinniger Jude wie der Philosoph

---

[1]) Alles nähere Kap. 5.

[2]) Siehe das Kapitel 125 des *Totenbuches.*

Philo stellt die kühne Behauptung auf, einzig die Israeliten seien „Menschen im wahren Sinne“ ;[1]) die guten dummen Indogermanen glaubten es ihnen. Wie schwer es ihnen aber wurde, beweist der Gang der Geschichte und die Aussprüche aller ihrer bedeutendsten Männer. Ermöglicht wurde diese Glaubensseligkeit einzig durch die christlichen Schriftausleger, welche die gesamte Geschichte Judas zu einer Theodicee umbauten, in welcher die Kreuzigung Christi den Endpunkt bedeutet. Sogar Schiller *(Die Sendung Moses)* deutet an: die Vorsehung habe die jüdische Nation z e r b r o c h e n, sobald sie geleistet hatte, was sie sollte! Dabei übersahen die Gelehrten die fatale Thatsache, dass das Judentum dem Dasein Christi nicht die geringste Aufmerksamkeit geschenkt hat, dass seine älteren Historiker den Namen nicht einmal nennen; wozu heute die Wahrnehmung kommt, dass die Geschichte dieses eigenartigen Volkes nach zwei Jahrtausenden weiterlebt und von hoher Blüte zeugt; niemals, selbst in Alexandrien nicht, ist das Schicksal der Juden ein so glänzendes gewesen wie heute. Schliesslich wirkte noch ein drittes Vorurteil mit, welches im letzten Grunde aus den philosophischen Werkstätten Griechenlands stammte, und wonach der Monotheismus, d. h. die Vorstellung eines einzigen unteilbaren Gottes, das Symptom einer höheren Religion sein sollte; das ist eine durchaus rationalistische Schlussfolgerung; die Arithmetik hat mit Religion gar nichts gemeinsam; der Monotheismus kann ebenso gut eine Verarmung wie eine Veredelung des religiösen Lebens bedeuten. Ausserdem ist auf dieses verhängnisvolle Vorurteil, welches vielleicht mehr als irgend etwas anderes zu der Wahnvorstellung einer religiösen Überlegenheit der Juden beigetragen hat, zweierlei zu entgegnen: erstens, dass die Juden, solange sie eine Nation bildeten und ihre Religion noch einen Funken frischen Lebens besass, nicht Mono-, sondern Polytheisten waren, für die jedes Ländchen und jedes Stämmchen seinen eigenen Gott hatte; zweitens, dass die Indoeuropäer auf ihrem rein religiösen Wege

---

[1]) Von Graetz a. a. O., I, 634 ohne nähere Angabe des Ortes citiert.

zu viel grossartigeren Vorstellungen eines alleinigen Göttlichen gelangt waren, als die kümmerlich verschrumpfte des jüdischen Weltschöpfers.[1])

---

[1]) Belege für den Polytheismus der Juden brauche ich nicht zu geben; man findet sie in jedem wissenschaftlichen Werke, ausserdem auf jeder dritten Seite des Alten Testaments; siehe auch hier, Kap. 5. Sogar in den Psalmen werden „alle Götter“ aufgefordert, Jahve anzubeten; Jahve ist nur insofern für die späteren Juden der „einzige Gott“, als auch die Juden (wie uns Philo soeben mitteilte) „die einzigen Menschen im wahren Sinne“ sind. Robertson Smith, dessen *Religion of the Semites* als ein wissenschaftlich grundlegendes Werk gilt, bezeugt, dass der Monotheismus nicht aus einer ursprünglichen religiösen Anlage des semitischen Geistes hervorgehe, sondern im Wesentlichen ein p o l i t i s c h e s E r g e b n i s sei!! (Siehe das Genannte Werk, S. 74). — In Bezug auf den Monotheismus der Indoeuropäer bemerke ich kurz Folgendes. Das Brahman der indischen Weisen ist ohne Frage der gewaltigste religiöse G e d a n k e, der je gedacht wurde; über den reinen Monotheismus der Perser kann man sich bei Darmesteter (*The Zend - Avesta* I, LXXXII fg.) unterrichten; der Grieche war aber auf demselben Wege gewesen, Ernst Curtius bezeugt es: „Ich habe viel Neues gelernt, namentlich welche Burg m o n o t h e i s t i s c h e r G o t t e s a n s c h a u u n g Olympia und welche sittliche Weltmacht der Zeus des Phidias gewesen ist“ (Bf. an Gelzer vom 1. Jan. 1896, veröffentlicht in der *Deutschen Revue,* 1897, S. 241). — Übrigens, man kann sich hier auf die unverdächtigsten aller Zeugen berufen. Der Apostel Paulus sagt (*Römer* I, 21) die Römer wussten, dass „E i n Gott ist“; und der Kirchenvater Augustinus führt aus, im elften Kapitel des vierten Buches seines *De civitate Dei,* dass, nach den Ansichten der gebildeten Römer seiner Zeit, der *„magni doctores paganorum“,* Jupiter der einige, einzige Gott sei, alle übrigen Gottheiten nur einzelne seiner „virtutes“ veranschaulichten. Augustinus benutzte die schon vorhandene Anschauung, um den Heiden klar zu machen, es würde ihnen keine Mühe kosten, zum Glauben an den einigen Gott überzugehen und die übrigen Gestalten aufzugeben. *„Haec si ita sint, quid perderent si unum Deum colerent prudentiore compendio?“* (Die Empfehlung des Glaubens an den einen Gott, als „abgekürztes Verfahren“ ist übrigens ein rührender Zug aus den goldenen Kindertagen der christlichen Kirche!) Und was Augustinus füt die gelehrten Heiden ausführt, das bezeugt Tertullian für das ungelehrte Volk im Allgemeinen; alle Welt glaube, sagt er, in Wahrheit nur an einen einigen Gott, und man höre nie die Götter in Mehrzahl anrufen, sondern immer nur: „Grosser Gott!

Auf diese Fragen werde ich noch öfters Gelegenheit haben zurückzukommen, namentlich in den Abschnitten über den Eintritt der Juden in die abendländische Geschichte und über die Entstehung der christlichen Kirche. Vorderhand möchte ich hoffen, dass es mir gelungen ist, die vorgefasste Ansicht von der besonderen Religiosität des Judentums wenigstens zu erschüttern. Ich glaube, der Leser des orthodox christlichen Neander wird fortan skeptisch den Kopf schütteln, wenn er die Behauptung findet: die Erscheinung Christi bilde „den Mittelpunkt“ des religiösen

---

Guter Gott! Wie Gott will! Gott befohlen! Gott vergelt's!“ Dies betrachtet Tertullian als das Zeugnis einer von Hause aus monotheistischen Seele: *„O testimonium animae naturaliter Christianae!“* (*Apologeticus,* XVII). (Schöne Worte über den Monotheismus der Alten hat Giordano Bruno in seinem *Spaccio de la bestia trionfante,* ed. Lagarde, S. 532.] — Damit in dieser so wichtigen Frage nichts undeutlich bleibe, muss ich hinzufügen, dass Curtius, Paulus, Augustinus und Tertullian sich alle vier gründlich täuschen, wenn sie in diesen Dingen den Beweis eines M o n o t h e i s m u s im Sinne des semitischen Materialismus erblicken; ihr Urteil ist hier durch den Einfluss christlicher Begriffe umnebelt. Die Vorstellung „d a s G ö t t l i c h e“, welches wir in dem Sanskrit-Neutrum Brahman und in dem griechischen Neutrum θεῖον, sowie auch in dem deutschen N e u t r u m Gott, welches erst in späteren Zeiten, in Folge christlichen Einflusses, als Masculinum aufgefasst wurde (siehe Kluge's *Etymol. Wörterbuch*), darf durchaus nicht mit dem persönlichen Weltschöpfer der Juden identifiziert werden. Hier gilt für alle von semitischem Geist noch nicht berührten Arier, was Prof. Erwin Rohde für die Hellenen ausführt: „Es beruht auf irrtümlicher Auffassung, wenn man meint, der Grieche habe einen Zug zum Monotheismus (im jüdischen Sinne) gehabt. — — — Nicht einer Einheit der göttlichen Person, wohl aber einer E i n h e i t l i c h k e i t g ö t t l i c h e n W e s e n s, einer in vielen Göttern gleichmässig lebendigen Gottheit, einem a l l g e m e i n e n G ö t t l i c h e n sieht sich der Grieche gegenübergestellt, wo er in religiöse Beziehung zu den Göttern tritt“ (*Die Religion der Griechen in den Bayreuther Blättern,* Jahrgang 1895, S. 213). Höchst charakteristisch sind in dieser Beziehung die Worte Luther's: „In der Schöpfung und in den Werken (von aussen gegen der Kreatur zu rechnen) sind wir Christen mit den Türken eins; da sagen wir denn auch, dass nicht mehr denn ein einiger Gott sei. Aber wir sagen, s o l c h e s s e i n i c h t g e n u g, dass wir allein glauben, dass ein einiger Gott sei.“

Lebens der Juden, sie sei „in dem ganzen Organismus dieser Religion und Volksgeschichte mit innerer Notwendigkeit angelegt worden“, u. s. w.;[1]) über die oratorischen Floskeln des Freidenkers Renan: *„Le Christianisme est le chef-d'oeuvre du judaïsme, sa gloire, le résumé de son évolution — — — Jésus est tout entier dans Isaïe“* u. s. w., wird er mit einigem Unwillen lächeln;[2]) und ich fürchte, er bricht in homerisches Gelächter aus, wenn der orthodoxe Jude Graetz ihm versichert, die Erscheinung Christi sei „die alte jüdische Lehre im neuen Gewande“, es sei damals „die Zeit gekommen, in welcher die Grundwahrheiten des Judentums — — — die F ü l l e hehrer Gedanken von Gott und einem heiligen Leben für den Einzelnen, wie für

---

[1]) Allgemeine Geschichte der christlichen Religion, 4. Aufl., I, 46.

[2]) *Histoire du Peuple d'Israël* V, 415, II, 539 u. s. w. Die Enormität der Behauptung Jesaia betreffend erhellt namentlich daraus, dass Renan selber diesen Propheten als einen „littérateur“ und „journaliste“ bezeichnet und lobt, und dass er ausführlich nachweist, welche rein-politische Rolle dieser bedeutende Mann gespielt hat. „Nicht eine Zeile aus seiner Feder, die nicht einer Tagesfrage, die nicht dem Interesse des Augenblickes gedient habe“ (II, 481). Und gerade in diesem Manne soll die ganze Persönlichkeit Jesu Christi enthalten sein? Unverantwortlich ist ebenfalls (leider nicht allein bei Renan) die Verwendung einzelner Verse aus *Jesaia,* um den Schein zu erregen, als hätte das Judentum auf eine Universalreligion hingezielt. So wird z. B. XLIX, 6 angeführt, wo Jahve zu Israel spricht: „Ich habe dich auch zum Licht der Heiden gemacht, dass du seist mein Heil bis an der Welt Ende;“ dabei verschweigt man, dass im weiteren Verlauf des Kapitels erklärt wird, die Heiden sollen die S k l a v e n d e r J u d e n werden und ihre Könige und Fürstinnen sollen vor ihnen auf das Angesicht fallen und „i h r e r F ü s s e S t a u b l e c k e n“. Und das soll eine erhabene Universalreligion sein! Ebenso verhält es sich mit dem stets angeführten Kap. LX; wo zuerst steht: „die Heiden werden in deinem Lichte wandeln,“ später aber mit dankenswerter Aufrichtigkeit: „Welche Heiden oder Königreiche dir nicht d i e n e n wollen, die sollen umkommen und verwüstet werden!“ Des weiteren werden die Heiden hier angewiesen, a l l e s G o l d und a l l e S c h ä t z e nach Jerusalem zu bringen, denn die Juden sollen „das Erdreich ewiglich besitzen“. Und solche politische Hetzpamphlete wagt man mit der Erscheinung Christi in Parallele zu bringen!

den Staat in die L e e r h e i t anderer Völker überströmen und, ihnen einen reichen Inhalt bringen sollte".[1])

Christus kein Jude

Wer Christi Erscheinung erblicken will, der reisse sich also diesen dunkelsten Schleier energisch von den Augen hinweg. Diese Erscheinung ist nicht die Vollendung der jüdischen Religion, sondern ihre Verneinung. Dort gerade, wo das Gemüt den geringsten Platz in den religiösen Vorstellungen einnahm, dort trat ein neues Religionsideal auf, welches — im Unterschied von anderen grossen Versuchen, das innere Leben, sei es in Gedanken, sei es in Bildern zu erfassen — das ganze Gewicht dieses „Lebens im Geist und in der Wahrheit" in das G e m ü t legte. Das Verhältnis zur jüdischen Religion könnte höchstens als eine Reaktion aufgefasst werden; das Gemüt ist, wie wir sahen, der Urquell aller echten Religion; gerade dieser Quell war den Juden durch ihren Formalismus und durch ihren hartherzigen Rationalismus fast zugeschüttet; auf ihn greift nun Christus zurück. — Wenige Dinge lassen so tief in das göttliche Herz Christi blicken wie sein Verhalten den jüdischen Religionsgesetzen gegenüber. Er beobachtete sie, doch ohne Eifer und ohne irgend einen Nachdruck darauf zu legen; sind sie doch im besten Falle nur ein Gefäss, das, ohne Inhalt, leer bliebe; und sobald ein Gesetz den Weg versperrt, den er zu gehen hat, knickt er es ohne die

---

[1]) A. a. O., I. 570. Man hat öfters behauptet, die Juden hätten wenig Sinn für Humor, das scheint wahr zu sein, wenigsten in Bezug auf Einzelne; man denke sich die „Fülle" dieser krass-ignoranten, phantasiebaren Schriftgelehrten und die „Leerheit" der Hellenen! Von der Persönlichkeit Christi hält Graetz wenig; die höchste Anerkennung, zu welcher er sich versteigt, ist folgende „Jesus mag auch ein sympathisches, herzgewinnendes Wesen gehabt haben, wodurch sein Wort einen Eindruck machen konnte" (I, 576). Die Kreuzigung hält der gelehrte Breslauer Professor für die Folge eines „Missverständnisses". Von den Juden, die später zum Christentum übertraten, meint Graetz, das sei der materiellen Vorteile wegen geschehen, und weil sie den Glauben an den Gekreuzigten „als etwas Unwesentliches in den Kauf nahmen" (II, 30). Ob das noch heute gilt? Dass der „Bund" mit Jahve ein K o n t r a k t mit beiderseitiger Verpflichtung war, wussten wir aus dem Alten Testament; was es aber bei Christus zu k a u f e n giebt, ist mir unklar.

geringste Rücksicht, jedoch ebenfalls ruhig und ohne Zorn: was hat denn das alles mit Religion zu thun! „Der Mensch[1]) ist ein Herr auch über den Sabbath“: für den Juden freilich war einzig Jahve ein Herr gewesen, der Mensch sein Knecht. Über die jüdischen Speisegesetze (ein so wichtiger Punkt ihrer Religion, dass der Streit über ihre Verbindlichkeit sich noch in das frühe Christentum fortpflanzte) urteilt Christus: „Was zum Munde eingehet, das verunreiniget den Menschen nicht, sondern was zum Munde ausgehet, das verunreiniget den Menschen. Denn was zum Munde herausgehet, das kommt aus dem Herzen und verunreiniget den Menschen.“[2]) Dahin gehört auch die Verwendung der Schrift bei Christus. Mit Verehrung, doch ohne Fanatismus spricht er von ihr. Wie er die Schrift seinem Zwecke dienstbar macht, ist sogar sehr merkwürdig; auch über sie fühlt er sich „Herr“ und verwandelt sie, wo es Not thut, in ihr Gegenteil. Das „ganze Gesetz und die Propheten“ könne man, meint er, in dem einen Gebot aussprechen: liebe Gott und deinen Nächsten. Das hört sich fast wie erhabene Ironie an, namentlich, wenn wir bedenken, dass Christus hier die F u r c h t vor Gott, welche doch (und nicht die Liebe zu ihm) die Grundlage der ganzen jüdischen Religion abgiebt, mit keiner Silbe erwähnt. „Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang“, singt der Psalmist. „Verbirg dich in der Erde vor der Furcht des Herrn und vor seiner Majestät“, ruft Jesaia den Israeliten zu, und selbst Jeremia schien vergessen zu haben, dass es ein Gesetz giebt, wonach man Gott „von

---

[1]) Folgende Belehrung über den Ausdruck „Menschensohn“ ist wichtig: „Die messianische Deutung des Ausdrucks Menschensohn stammt erst von den griechischen Übersetzern des Evangeliums. Da Jesus aramäisch gesprochen hat, so hat er nicht ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου gesagt, sondern b a r n a s c h a. Das bedeutet aber d e r M e n s c h und nichts weiter, die Aramäer haben keinen anderen Ausdruck für den Begriff“ (Wellhausen: *Israelitische und jüdische Geschichte,* 3. Ausg., S. 381).

[2]) „Ist der Mensch unrein, so ist er es, weil er die Unwahrheit redet“, sagten die Opfervorschriften der arischen Inder, schon 1000 Jahre vor Christo (*Satapatha-Brâhmana,* erster Vers der ersten Abteilung des ersten Buches).

ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüt lieben soll“[1]) und hatte Jahve zu seinem Volke sprechen lassen: „Ich will Ihnen meine Furcht ins Herz

---

[1]) Im fünften Buche Mose (*Deuteronomium* VI, 5) finden sich allerdings ähnliche Worte wie diese von Christus angeführten (aus *Matthäus* XXII, 37), aber — man übersehe doch nicht den Zusammenhang! Vor dem Gebot zu lieben (für unser Gefühl schon eine eigentümliche Vorstellung: auf Befehl lieben) steht als erstes und wichtigstes Gebot (Vers 2): „Du sollst den Herrn, deinen Gott, fürchten und alle seine Rechte und Gebote halten“; das Gebot der Liebe ist nur ein Gebot unter andern, die der Jude halten soll und gleich darauf konnt die Belohnung für diese Liebe (Vers 10 fg.): „Ich werde dir grosse und feine Städte geben, die du nicht gebauet hast, und Häuser alles Gutes voll, die du nicht gefüllet hast, und ausgehauene Brunnen, die du nicht ausgehauen hast, und Weinberge und Ölberge, die du nicht gepflanzt hast u. s. w.“ Das ist eine Art von Liebe wie die, welche heute so manche Ehe stiftet! Jedenfalls erschiene die „Liebe zum Nächsten“ in einem eigentümlichen Licht, wenn man nicht wüsste, dass nach dem jüdischen Gesetz nur der Jude dem Juden ein „Nächster“ ist; wie es denn am selben Ort, Kap. VII, 16 heisst: „Du wirst alle Völker fressen, die der Herr, dein Gott, dir geben wird!“ Dieser Kommentar zum Gebot der Nächstenliebe macht jede weitere Bemerkung überflüssig. Damit aber Niemand im Unklaren bleibe, was die Juden auch später unter diesem Befehl, Gott von Herzen zu lieben, verstanden, will ich noch den Kommentar des *Talmud* (*Jomah,* Abschn. 8) zu jener Stelle des Gesetzes, *Deuter.* VI, 5 anführen: „Hierin wird gelehrt: dein Betragen soll so beschaffen sein, dass der Name Gottes durch dich geliebt werde; der Mensch soll nämlich mit der Erforschung der heiligen Schrift und der Mischnah sich beschäftigen und Umgang pflegen mit gelehrten und weisen Männern; seine Sprache sei sanft, sein sonstiges Verhalten angemessen und im Handel und Verkehre mit seinen Mitmenschen befleissige er sich der Ehrlichkeit und Redlichkeit. Was werden da die Leute sagen? Heil diesem Menschen, der sich mit der Erforschung der heiligen Lehre beschäftigt hat!“ (Nach der Verdeutschung des Juden Seligmann Grünwald in der *Jüdischen Universal-Bibliothek,* Heft 34, 35, S. 86). Im Buche *Sota* des jerusalemischen Talmuds (V, 5) findet man einen etwas vernünftigeren, doch ebenso nüchternen Kommentar. — Das ist die orthodox jüdische Erläuterung des Gebotes: Du sollst Gott lieben von gansem Herzen! Ist es nicht das unwürdigste Spiel mit den Worten, wenn man hier behauptet, Christus habe das selbe wie die *Thora* gelehrt?

geben, dass sie nicht von mir weichen; sie sollen mich f ü r c h t e n i h r L e b e n l a n g“; nur wenn die Juden ihn fürchten, will er „nicht ablassen, ihnen Gutes zu thun“, u. s. w. Ähnliche Umwandlungen der Schriftworte finden wir bei Christus an vielen Stellen. Und sehen wir nun auf der einen Seite einen Gott der B a r m h e r z i g k e i t, auf der anderen einen Gott der H a r t h e r z i g k e i t,[1]) auf der einen Seite die Lehre, man solle den „himmlischen Vater“ von ganzem Herzen l i e b e n, auf der anderen „K n e c h t e“, denen die F u r c h t vor dem „Herrn“ als erste Pflicht eingeschärft wird:[2]) da dürfen wir wohl fragen, was das heissen soll, wenn man die eine Weltanschauung als das Werk, als die Vollendung der anderen bezeichnet? Sophismus ist das, nicht Wahrheit. Christus selbst hat es mit schlichten Worten gesagt: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich“; keine Erscheinung der Welt ist so genau „wider ihn“, wie die jüdische Religion, wie überhaupt die ganze Auffassung der Religion seitens der Juden — von den Anfängen an bis auf den heutigen Tag.

Und doch hat in dieser Beziehung gerade die jüdische Religion einen so trefflichen Boden für ein neues Religionsideal abgegeben wie sonst keine: nämlich, für eine neue Vorstellung von Gott.

Was für Andere Armut bedeutete, wurde eben für Christus eine Quelle der reichsten Gaben. Die entsetzliche, für uns fast unvorstellbare Öde des jüdischen Lebens z. B. — ohne Kunst, ohne Philosophie, ohne Wissenschaft — aus der die begabteren

---

[1]) Der gläubige Jude Montefiore: *Religion of the ancient Hehrews* (1893), p. 442, gieht zu, dass der Gedanke „Gott ist die Liebe“ in keinem rein hebräischen Werk irgend einer Zeit vorkomme.

[2]) Montefiore und andere Autoren bestreiten, dass das Verhältnis Israels zu Jahve das von Knechten zu ihrem Herrn gewesen sei, doch spricht die Schrift es an vielen Orten unzweideutig aus, so, z. B. *Lev.* XXV, 55: „Knechte sind die Kinder Israels mir, meine Knechte, die ich aus Ägyptenland geführt habe“; und die wörtliche Übersetzung des hebräischen Textes wäre S k l a v e! (vergl. die wörtliche Übersetzung von Louis Segond).

Juden in hellen Scharen nach dem Ausland flüchteten, sie war ein durchaus unentbehrliches Element für sein einfaches, heiliges Dasein. Dem Gemüte bot jenes Leben beinahe garnichts, — nichts ausser dem Familienleben. Und so konnte das reichste Gemüt, das je gelebt, sich ganz in sich selbst versenken, in den Tiefen des eigenen Innern allein Nahrung finden. „Selig sind, die da geistig arm sind, denn das Reich Gottes ist ihr.“ Vielleicht war es nur in dieser öden Umgebung möglich, jene „Umkehr“ des Willens als Vorstufe zu einem neuen Menschheitsideal zu entdecken; nur dort, wo der „Gott der Heerscharen“ erbarmungslos herrschte, möglich, die himmlische Ahnung zur Gewissheit zu erheben: „Gott ist die Liebe.“

In diesem Zusammenhang ist jedoch Folgendes das wichtigste.

Die besondere Geistesanlage der Juden, ihre durch die tyrannische Vorherrschaft des Willens herbeigeführte Phantasielosigkeit, hatte sie zu einem sehr eigentümlichen, a b s t r a k t e n M a t e r i a l i s m u s geführt. Den Juden, als Materialisten, lag, wie allen Semiten, der krasse Götzendienst am nächsten; immer wieder sehen wir sie sich Bildnisse schaffen und anbetend vor ihnen niederfallen; der jahrhundertelang währende moralische Kampf, den ihre grossen Männer hiergegen führten, ist ein Heldenblatt in der Geschichte der menschlichen Willensmacht. Der phantasielose Wille schoss jedoch, wie bei ihm üblich, weit über das Ziel hinaus; jedes Bildnis, ja häufig alles, was überhaupt „der Hände Werk“ ist, birgt für die alttestamentlichen Juden die Gefahr, ein angebetetes Götzenbild zu werden. Nicht einmal die Münzen dürfen einen menschlichen Kopf oder eine allegorische Figur, nicht einmal die Fahnen ein Emblem tragen. Alle Nichtjuden sind denn auch für die Juden „Götzenanbeter“. Und daraus wieder hat sich, nebenbei gesagt, eine christliche Konfusion hergeleitet, die sich bis in die letzten Jahre des 19. Säculums behauptete und auch jetzt nur für die Wissenschaft, nicht für die Masse der Gebildeten aufgeklärt ist. In Wahrheit nämlich sind die Semiten wahrscheinlich die einzigen Menschen auf der ganzen Erde, die überhaupt jemals echte Götzenanbeter waren und sein konnten. In keinem Zweig der indoeuropäischen Familie hat es

zu irgend einer Zeit Götzendienst gegeben. Die unverfälschten arischen Inder, wie auch die Eranier, hatten niemals weder Bild noch Tempel, sie wären unfähig gewesen, den krass-materialistischen Niederschlag aus dem semitischen Götzenglauben in der jüdischen Bundeslade mit ihren ägyptischen Sphinxen überhaupt zu begreifen; weder die Germanen, noch die Kelten, noch die Slaven beteten Bilder an. Und wo lebte der hellenische Zeus? wo die Athene? In den Gedichten, in der Phantasie, oben auf dem wolkenumflossenen Olymp, doch nie und nimmer in diesem und jenem Tempel. Dem Gotte zu Ehren bildete Phidias sein unsterbliches Werk, den Göttern zu Ehren wurden die unzähligen kleinen Bildnisse hergestellt, die jedes Haus schmückten und mit der lebendigen Vorstellung höherer Wesen erfüllten. Den Juden aber dünkten das Götzen! Bei der Vorherrschaft des Willens sahen sie sich jedes Ding nur auf den Nutzen an; dass man sich etwas Schönes vor Augen stellt, um sich daran zu erheben und zu laben, um dem Gemüt Nahrung zuzuführen, um den religiösen Sinn zu wecken: das war ihnen unerfasslich. Ebenso haben dann später die Christen Buddhabildnisse für Götzen angesehen: die Buddhisten erkennen aber gar keinen Gott an, viel weniger einen Götzen; diese Statuen sollen zur Kontemplation und zur Abwendung von der Welt anregen. Ja, in letzter Zeit beginnen die Ethnographen stark zu bezweifeln, ob es irgend ein noch so primitives Volk gebe, welches seine sogenannten Fetische wirklich als Götzen anbetet. Früher wurde das ohne Weiteres vorausgesetzt; jetzt entdeckt man in immer mehr Fällen, dass diese Naturkinder höchst komplizierte symbolische Vorstellungen mit ihren Fetischen verknüpfen. Es scheint, als ob unter allen Menschen einzig die Semiten es fertig gebracht hätten, goldene Kälber, eherne Schlangen u. s. w. zu fabrizieren und sie dann anzubeten.[1]) Und da die Israeliten schon damals geistig viel entwickelter waren als heutzutage die Austral-

---

[1]) Ich brauche kaum darauf aufmerksam zu machen, wie rein symbolisch die Kultusformen der Ägypter und der Syrier waren, denen die Juden die Anregung zu diesen besonderen Gestalten des Stiers und der Schlange entnommen hatten.

neger es sind, so entnehmen wir daraus, dass hier nicht die noch mangelnde Unterscheidungsfähigkeit der Grund zu solchen Verirrungen sein konnte, sondern irgend eine Einseitigkeit des Geistes: diese Einseitigkeit war das abnorme Vorwiegen des Willens. Dem Willen als solchem fehlt nicht allein jede Phantasie, sondern jede Überlegung; ihm ist nur ein Einziges natürlich: sich auf das Gegenwärtige zu stürzen und es zu erfassen. Darum wurde es nie einem Volke so schwer wie dem israelitischen, sich zu einem hohen Begriff des Göttlichen zu erheben, und nie wurde es einem Volke so schwer, sich diesen Begriff rein zu wahren. Doch im Kampfe stählen sich die Kräfte: das unreligiöseste Volk der Erde schuf in seiner Not die Grundlage zu einem neuen und erhabensten Gottesbegriff, zu einem Begriff, der Gemeingut der ganzen gesitteten Menschheit wurde. Denn auf dieser Grundlage baute Christus; er konnte es, dank jenem „abstrakten Materialismus“, den er um sich fand. Anderswo erstickten die Religionen in dem Reichtum ihrer Mythologieen; hier gab es gar keine Mythologie. Anderswo besass jeder Gott eine so ausgeprägte Physiognomie, er war durch Dichtung und Bildnerei etwas so ganz Individuelles geworden, dass Keiner es vermocht hätte, ihn über Nacht zu verwandeln; oder aber (wie bei Brahman in Indien) die Vorstellung von ihm war nach und nach so sublimiert worden, dass zu einer lebensvollen Neugestaltung nichts übrig blieb. Bei den Juden war beides nicht der Fall: zwar war Jahve eine ungemein konkrete, ja, eine durchaus h i s t o r i s c h e Vorstellung, insofern eine weit greifbarere Gestalt, als sie je der phantasievolle Arier besessen; zugleich durfte er aber gar nicht vorgestellt werden, weder im Bilde noch durch das Wort.[1]) Das religiöse Genie der Menschheit fand also hier *tabula rasa.* Den historischen Jahve brauchte Christus ebensowenig zu vernichten wie das jüdische „Gesetz“; weder der Eine noch das andere hat einen unmittel-

---

[1]) Als in sehr später Zeit die Juden dem Drange nach Vorstellung doch nicht ganz widerstehen konnten, suchten sie den Mangel an Gestaltungskraft durch orientalischen Wortschwall zu verdecken, wovon man in *Hesekiel,* Kap. I, ein Beispiel sehen kann.

baren Bezug auf echte R e l i g i o n; ebenso aber wie er durch jene innere „Umkehr“ das sogenannte Gesetz in der That von Grund und Boden aus zu einem neuen Gesetz umbaute, ebenso benutzte er die konkrete Abstraktion des jüdischen Gottes, um der Welt e i n e d u r c h a u s n e u e V o r s t e l l u n g v o n G o t t zu geben. Man redet von Anthropomorphismus! Kann denn der Mensch anders handeln und denken als wie ein Anthropos? Diese neue Vorstellung der Gottheit unterschied sich jedoch von anderen erhabenen Intuitionen dadurch, dass das Bild weder mit den schillernden Farben des Symbolismus, noch mit dem ätzenden Griffel des Gedankens hingemalt, sondern gewissermassen auf einem Spiegel im innersten Gemüte aufgefangen wurde, Jedem, der Augen hat zu sehen, fortan ein unmittelbar eigenes Erlebnis. — Sicherlich hätte dieses neue Ideal an keinem anderen Orte aufgestellt werden können, als an jenem einzigen, wo der Gottesgedanke fanatisch festgehalten und zugleich gänzlich unausgebildet geblieben war.

Bisher haben wir das Augenmerk auf dasjenige gerichtet, was Christus vom Judentum trennt oder wenigstens unterscheidet; es wäre einseitig, wollten wir es dabei bewenden lassen. Sowohl sein Schicksal, wie auch die Hauptrichtung seines Denkens ist eng mit echt jüdischem Leben und Charakter verwachsen. Er überragt seine Umgebung, gehört ihr aber doch an. Hier kommen namentlich zwei Grundzüge des jüdischen Nationalcharakters in Betracht: die g e s c h i c h t l i c h e Auffassung der Religion und das Vorwiegen des W i l l e n s. Diese zwei Züge stehen zu einander in genetischem Zusammenhang, wie wir gleich sehen werden. Der erste hat namentlich das Lebensschicksal Christi und das Schicksal seines Angedenkens tief beeinflusst; im letzteren wurzelt seine Sittenlehre. Wer an diesen Dingen nicht achtlos vorübergeht, wird Aufschluss über manche der tiefsten und schwierigsten Fragen in der Geschichte des Christentums und über manche der unlösbaren inneren Widersprüche unserer religiösen Tendenzen bis auf den heutigen Tag erhalten.

Geschichtliche Religion

Von den vielen semitischen Völkerschaften hat eine einzige sich als nationale Einheit erhalten, und zwar eine der kleinsten und politisch ohnmachtigsten; dieses kleine Volk hat allen Stürmen getrotzt und steht heute als Unikum unter den Menschen da: ohne Vaterland, ohne Oberhaupt, durch die ganze Welt zerstreut, den verschiedensten Nationalitäten eingereiht, und dennoch einig und einheitsbewusst. Dieses Wunder ist das Werk eines B u c h e s, der *Thora* (mit allem was sich im Laufe der Zeit bis hinunter zu unseren Tagen ergänzend hinzufügte). Dieses Buch aber muss als das Zeugnis einer ganz eigenartigen Volksseele betrachtet werden, welche in einem kritischen Augenblicke von einzelnen zielbewussten, bedeutenden Männern diesen bestimmten Weg gewiesen wurde. In dem zweitnächsten Kapitel werde ich auf die Entstehung und Bedeutung dieser kanonischen Schriften näher eingehen müssen. Vorderhand will ich einzig darauf die Aufmerksamkeit lenken, dass das Alte Testament ein r e i n g e s c h i c h t l i c h e s Werk ist. Wenn man von einzelnen späten und im Grunde genommen durchaus unwesentlichen Beigaben (wie die sogenannten *Sprüche Salomo's*) absieht, ist jeder Satz dieser Bücher geschichtlich; auch die ganze Gesetzgebung, die sie enthalten, wird geschichtlich begründet oder knüpft mindestens in chronistischer Weise an geschilderte Vorgänge an: „der Herr redete mit Mose“, Aaron's Brandopfer wird vom Herrn verzehrt, Aaron's Söhne werden während der Gesetzesverkündigung getötet u. s. w., u. s. w.; und gilt es, etwas zu erfinden, so knüpft der Schreiber entweder an eine romanhafte Erzählung an, wie im Buche *Hiob,* oder an eine kühne Geschichtsfälschung, wie im Buche *Esther.* Durch dieses Vorwalten des chronistischen Elements unterscheidet sich die Bibel von allen andere bekannten heiligen Büchern. Was sie an Religion enthält, tritt als Bestandteil einer historischen Erzählung auf, nicht umgekehrt; ihre sittlichen Gebote wachsen nicht mit innerer Notwendigkeit aus den Tiefen des Menschenherzens empor, sondern sind „Gesetze“, die unter bestimmten Bedingungen, an bestimmten Tagen erlassen wurden und jeden Augenblick widerrufen werden können. — Man werfe einen vergleichenden Blick auf die arischen Inder:

oft stiessen ihnen Fragen über den Ursprung der Welt auf, über das Woher und Wohin, nicht jedoch als ein wesentlicher Bestandteil ihrer Seelenerhebung zu Gott; diese Frage nach den Ursachen hat mit ihrer Religion gar nichts zu tun, und anstatt darauf viel Gewicht zu legen, rufen die Hymnensänger fast ironisch aus:

> „Wer hat, woher die Schöpfung stammt, vernommen?
> Der auf sie schaut im höchsten Himmelslicht,
> Der sie gemacht hat oder nicht gemacht,
> Der weiss es! — oder weiss auch er es nicht?“[1])

Genau die selbe Auffassung bekundete Goethe — den man manchmal den „grossen Heiden“ nennt, mit grösserem Recht jedoch den g r o s s e n A r i e r heissen würde — als er die Worte sprach: „Lebhafte Frage nach der Ursache ist von grosser Schädlichkeit.“ Ähnlich der deutsche Naturforscher des heutigen Tages: „Im Unendlichen kann kein neues Ende gesucht werden, k e i n A n f a n g. So weit wir auch die Entstehung zurückschieben mögen, stets bleibt die Frage nach dem Ersten des Ersten, nach dem Anfang des Anfangs offen.“[2]) Ganz anders empfand der Jude. Er wusste über die Schöpfung der Welt so genau Bescheid wie heutzutage die wilden Indianer von Südamerika, oder die Australneger. Nicht aber wie bei diesen war es eine Folge der mangelnden Aufklärung, sondern das einsichtstiefe, melancholische Fragezeichen der arischen Hirten durfte niemals einen Platz in seiner Litteratur besitzen; der herrische W i l l e war es, der es verbot, und der den Skepticismus, welcher bei einem so hochbegabten Volke nicht ausbleiben konnte (siehe den *Koheleth* oder Buch des Predigers), sofort durch fanatischen Dogmatismus zurückdrängte. Wer das Heute ganz besitzen will, muss auch das Gestern, aus dem es herauswuchs, umspannen. Der Materialismus scheitert, sobald er nicht konsequent ist; dem Juden lehrte dies ein unfehlbarer Instinkt; und ebenso genau wie unsere heutigen Materialisten wissen, wie aus Bewegungen der Atome das Denken ent-

---

[1]) *Rigveda* X, 129, 7.

[2]) Adolf Bastian, der hervorragende Ethnolog, in seinem Werk: *Das Beständige in den Menschenrassen* (1868), S. 28.

steht, wusste jener, wie Gott die Welt, und dass er aus einem Erdenkloss den Menschen gemacht hatte. Die Schöpfung ist aber das Wenigste; der Jude nahm die Mythologieen, die er auf seinen Reisen kennen lernte, entkleidete sie nach Thunlichkeit des Mythologischen und stutzte sie zu möglichst konkret historischen Geschehnissen zu.[1]) Dann erst kommt aber sein Meisterstück: aus dem dürftigen Material, das allen Semiten gemeinsam war,[2]) konstruierte der Jude eine ganze Weltgeschichte und brachte sich selbst gleich in den Mittelpunkt; und von diesem Augenblick an, d. h. von dem Augenblick an, wo Jahve mit Abraham den Bund schliesst, bildet das Schicksal Israels die Weltgeschichte, ja, die Geschichte des ganzen Kosmos, das einzige, worum sich der Weltschöpfer kümmert. Es ist, als ob die Kreise immer enger würden: zuletzt bleibt nur der Mittelpunkt, das „Ich“; der Wille hat gesiegt. Das war auch in der That nicht das Werk eines Tages; es geschah allmählich; das eigentliche Judentum, d. h. das Alte Testament in seiner jetzigen Gestalt, hat sich erst bei der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft endgültig geformt und befestigt.[3]) Und nun wurde, was früher mit unbewussten Genialität geschehen war, bewusst angewandt und ausgebildet: die Verknüpfung der Vergangenheit und der Zukunft mit der Gegenwart, dergestalt, dass jeder einzelne Augenblick ein Zentrum bildete auf dem schnurgeraden Wege, den das jüdische Volk zu wandeln hatte und von dem es fortan weder nach rechts noch nach links abweichen konnte. In der Vergangenheit göttliche Wunderthaten zu Gunsten der Juden und in der Zukunft Messiaserwartung und Weltherrschaft: das waren die beiden einander ergänzenden Elemente dieser Geschichtsauffassung. Der vergängliche Augenblick erhielt eine eigentümlich lebendige Bedeutung dadurch, dass man ihn aus der

[1]) *„Les mythologies étrangères se transforment entre les mains des Sémites en récits platement historiques“* (Renan: *Israël,* I, 49).

[2]) Vergl. die Schöpfungsgeschichte des Phöniziers Sanchuniathon.

[3]) Siehe Kap. 5. Als Anhaltspunkt und um die Verschiedenheiten der Anlagen recht drastisch hervortreten zu lassen: etwa 300 Jahre nach Homer, kaum ein Jahrhundert vor Herodot.

Vergangenheit herauswachsen sah, als Lohn oder als Bestrafung, und ihn in Prophezeiungen genau vorhergesagt glaubte. Hierdurch gewann nun auch die Zukunft eine unerhörte Realität: man schien sie mit Händen zu halten. Waren auch unzählige Versprechungen und Vorhersagungen nicht eingetroffen,[1]) das konnte immer leicht erklärt werden; der Wille ist nicht einsichtsvoll, er lässt nicht locker was seine Hand hält, und wäre es auch nur ein Phantom; je weniger bisher eingetroffen war, um so reicher erschien die Zukunft; und so Vieles hatte man schwarz auf weiss (namentlich in der Legende des Exodus), dass der Zweifel nicht aufkommen konnte. Was man den Buchstabenglauben der Juden nennt, ist doch ein ganz anderes Ding als der dogmatische Glaube der Christen: es ist nicht ein Glaube an abstrakte, unvorstellbare Mysterien und an allerhand mythologische Vorstellungen, sondern etwas durchaus Konkretes, Geschichtliches. Das Verhältnis der Juden zu ihrem Gott ist von Beginn an ein p o l i t i s c h e s.[2]) Jahve verspricht ihnen die Herrschaft der Welt — unter gewissen Bedingungen; und ihr Geschichtswerk ist ein solches Wunder kunstreicher Struktur, dass die Juden, trotz des elendesten, jämmerlichsten Schicksals (als Volk), von dem die Weltannalen zu berichten wissen — kaum dass sie ein einziges Mal, unter David und Salomo, ein halbes Jahrhundert relativen Wohlstandes und geordneter Verhältnisse genossen — dennoch ihre Vergangenheit in den glühendsten Farben erblicken, überall die schützende Hand Gottes wahrnehmen, ausgebreitet über sein auserwähltes Volk, über die „einzigen Menschen im wahren Sinne“, überall also historische Beweise für die Wahrheit ihres Glaubens, woraus sie dann die Zuversicht schöpfen, dass das vor vielen Jahrhunderten dem Abraham Verheissene im vollen Umfang noch eintreffen wird. Die göttliche Verheissung aber war, wie gesagt, an Bedingungen geknüpft. Man konnte

---

[1]) Zum Beispiel gleich als erstes das Versprechen an Abraham: „das Land Canaan will ich dir zu e w i g e r Besitzung geben.“

[2]) Vergl. hierzu Robertson Smith: *The Prophets of Israel,* p. 70 und 133.

nicht im Hause herumgehen, nicht essen und trinken, nicht im Felde spazieren, ohne hunderter von Geboten zu gedenken, von deren Erfüllung das Schicksal der Nation abhing. Wie der Psalmist vom Juden singt (*Psalm* I, 2):

> Jahve's Gebote sind seine Lust,
> Bei Tag und Nacht sein Gedenken.[1])

Unsereiner wirft alle paar Jahre einmal einen Wahlzettel in die Urne; dass sein Leben auch sonst eine nationale Bedeutung besitzt, weiss er kaum oder gar nicht; der Jude konnte es nie vergessen. Sein Gott hatte ihm versprochen: „kein Volk wird dir widerstehen, bis du es vertilgest,“ gleich aber hinzugefügt: „A l l e Gebote, die ich dir gebiete, sollst du halten!“ So war denn Gott dem Bewusstsein ewig gegenwärtig. Ausser materiellem Besitz war dem Juden eigentlich alles verboten; auf Besitz allein war daher sein Sinn gerichtet; und Gott war es, von dem er den Besitz zu erhoffen hatte. — Wer nun die hier nur flüchtig skizzierten Verhältnisse sich noch niemals vergegenwärtigt hat, wird sich schwer einen Begriff davon machen, welche ungeahnte Lebhaftigkeit der Gedanke an Gott unter diesen Bedingungen gewann. Zwar durfte der Jude sich Gott im Bilde nicht vorstellen; sein Wirken aber, sein tägliches Eingreifen in die Geschicke der Welt war gewissermassen eine Sache der Erfahrung; die ganze Nation lebte ja davon; darüber nachzudenken war (wenn nicht in der Diaspora, so doch in Palästina) ihre einzige geistige Beschäftigung.

In dieser Umgebung wuchs Christus auf; aus dieser Umgebung trat er niemals heraus. Dank diesem eigentümlichen historischen Sinn der Juden erwachte er zum Bewusstsein so

---

[1]) In der *Sippurim* betitelten Sammlung jüdischer Volkssagen und Erzählungen wird öfters erwähnt, dass der gewöhnliche (ungelehrte) Jude s e c h s h u n d e r t u n d d r e i z e h n G e s e t z e auswendig zu lernen hat. Der Talmud aber lehrt d r e i z e h n t a u s e n d s e c h s h u n d e r t G e s e t z e, deren Befolgung göttliches Gebot ist! (siehe Dr. Emanuel Schreiber: *Der Talmud vom Standpunkte des modernen Judentums*).

fern wie möglich dem allumfassenden arischen Naturkultus und seinem Bekenntnis *tat-tvam-asi* (das bist auch du), am Herde des eigentlichen Anthropomorphismus, wo die ganze Schöpfung nur für den Menschen da war und alle Menschen nur für dieses eine auserwählte Volk, also in der unmittelbarsten Gegenwart Gottes und göttlicher Vorsehung. Er fand hier, was er sonst nirgends auf der Welt gefunden hätte: ein vollständiges, fertiges Gerüst, innerhalb dessen sein durchaus neuer Gottes- und Religionsgedanke aufgebaut werden konnte. Von dem eigentlichen jüdischen Gedanken blieb, nachdem Jesus gelebt hatte, nichts mehr übrig; wie nach vollendetem Tempelbau, konnte das Gerüst abgetragen werden. Es hatte aber gedient, und der Bau wäre ohne das Gerüst undenkbar. Der Gott, den man um das tägliche Brot bittet, konnte nur dort gedacht werden, wo ein Gott Einem die Dinge dieser Welt verheissen hatte; um Schuldvergebung konnte man nur Den anflehen, der bestimmte Gebote erlassen hatte. — — — Fast befürchte ich aber, missverstanden zu werden, wenn ich an dieser Stelle mich auf Einzelheiten einlasse; es genügt, wenn ich die allgemeine Vorstellung der so ganz eigenartigen Atmosphäre Judäa's geweckt habe, woraus dann die Einsicht sich ergeben wird, dass die idealste Religion nicht die selbe Lebenskraft besässe, hätte sie nicht an die realste, materiellste, ja, wir dürfen ruhig sagen, am meisten materialistische der Welt angeknüpft. Hierdurch, und nicht in Folge seiner angeblich höheren Religiosität, ist das Judentum eine religiöse Weltmacht geworden.

Noch deutlicher wird die Sache, sobald man den Einfluss dieses geschichtlichen Glaubens auf das S c h i c k s a l Christi betrachtet.

Die gewaltigste Persönlichkeit kann nur dann wirken, wenn sie verstanden wird. Mag dieses Verständnis noch so lückenhaft, mag es sogar häufig direktes Missverständnis sein, irgend eine Gemeinsamkeit des Fühlens und Denkens muss als Verbindungsmittel dienen zwischen dem vereinzelten Grossen und der Menge. Die Tausende, die der Bergpredigt lauschten, v e r s t a n d e n Christum ganz gewiss nicht, wie wäre das denn möglich gewesen?

es war ein armes, von ewigem Krieg und Aufruhr schwer bedrücktes, von seinen Priestern systematisch verdummtes Volk; die Macht seines Wortes erweckte aber in den Herzen der Begabteren unter ihnen einen Ton, der sonst an keinem Orte der Erde erklungen wäre: sollte Dieser der Messias sein, der verheissene Erlöser aus unserem Jammer und Elend? Welche unermessliche Kraft lag nicht in der Möglichkeit einer solchen Vorstellung! Sofort war die flüchtige, unscheinbare Gegenwart mit der fernsten Vergangenheit und mit der unbezweifelbarsten Zukunft verknüpft, wodurch der jetzige Augenblick unvergängliche Bedeutung erhielt. Dass der Messias, den die Juden erwarteten, durchaus nicht den Charakter hatte, den wir Indoeuropäer diesem Begriff beilegen, ist nebensächlich;[1]) der Gedanke war da, der

---

[1]) Selbst ein so orthodox kirchlicher Forscher wie Stanton giebt zu, dass der jüdische Messiasgedanke ein durchaus p o l i t i s c h e r war (siehe *The Jewish and the Christian Messiah,* 1886, S. 122, fg., 128 fg., u. s. w.). Man weiss, dass die Theologie sich in letzter Zeit viel mit der Geschichte der Messiasvorstellungen beschäftigt hat. Das Facit für uns Laien ist hauptsächlich der Nachweis, dass die Christen, durch specifisch galiläische und samaritanische Irrlehren dazu verleitet, der Erwartung eines Messias eine Auffassung untergeschoben haben, die sie in Wahrheit für die Juden nie besass. Über die gewaltsamen Deutungen der alten Propheten waren die jüdischen Schriftgelehrten von jeher empört; jetzt wird aber auch von christlicher Seite zugegeben, dass mindestens die vorexilischen Propheten (und das sind die grössten) von der Erwartung eines Messias nichts wussten (siehe z. B. Paul Volz: *Die vorexilische Jahveprophetie und der Messias* 1897, als letzte Zusammenfassung); das Alte Testament kennt nicht einmal das Wort, und einer der bedeutendsten Theologen unserer Zeit, Paul de Lagarde, (*Deutsche Schriften,* S. 53), macht darauf aufmerksam, dass der Ausdruck *mâschîach* überhaupt kein ursprünglich hebräischer, sondern ein erst spät aus Assyrien oder Babylonien erborgter ist. Besonders auffallend ist denn auch, wie diese Messiaserwartung, wo sie überhaupt vorhanden war, beständig die Gestalt wechselte; ein Mal sollte ein zweiter König David kommen, ein anderes Mal zielte die Vorstellung nur auf jüdische Weltherrschaft im Allgemeinen, dann wieder ist es Gott selber mit seinem himmlischen Gericht, „der den bisherigen Gewalthabern auf einen Schlag ein Ende macht und dem Volk Israel unvergängliche Herrschaft, ein allumfassendes Reich

geschichtlich motivierte Glaube, dass jeden Augenblick ein Retter vom Himmel erscheinen könne und müsse. An keinem anderen Ort der Erde hätte ein einziger Mensch diese, wenn auch noch so missverständnisvolle Ahnung von der Weltbedeutung Christi haben können. Der Heiland wäre ein Mensch unter Menschen geblieben. Und insofern finde ich, dass die Tausende, die bald nachher „Kreuzige ihn, kreuzige ihn" schrieen, ebensoviel Verständnis bewiesen, wie diejenigen, die der Bergpredigt andächtig gelauscht hatten. Pilatus, sonst ein harter, grausamer Richter, konnte keine Schuld an Christus finden;[1]) in Hellas und in Rom wäre er als ein heiliger Mann verehrt worden. Der Jude dagegen,

---

giebt, an dem auch die wiedererweckten Gerechten früherer Zeiten teilnehmen, während die Abtrünnigen zu ewiger Schmach verurteilt werden" (vergl. Karl Müller: *Kirchengeschichte,* I, 15), — andere Juden wieder streiten, ob der Messias ein Ben-David oder ein Ben-Joseph sein werde; Manche glauben, es würden ihrer Zwei sein, noch Andre sind der Ansicht, er werde in der römischen Diaspora geboren werden; nie und nirgends findet sich aber der Gedanke an einen leidenden, durch seinen Tod erlösenden Messias (siehe Stanton, S. 122-124). Die besten, die gebildetsten und die frömmsten Juden haben sich überhaupt niemals auf derartige apokalyptische Wahnvorstellungen eingelassen. Im Talmud lesen wir (*Sabbath,* Abschn. 6): „Es ist zwischen der gegenwärtigen und der messianischen Zeit kein Unterschied, als dass der Druck, unter dem Israel bis dahin schmachtet, aufhört." (Dagegen sehe man im Traktat *Sanhedrin* des babylonischen Talmuds fol. 966 ff. das wüste Durcheinander und die durchgängige Puerilität der messianischen Vorstellungen). Ich meine nun in meinen obigen Ausführungen den Kern der Frage getroffen zu haben: bei einer durchaus historischen Religion, wie die jüdische, ist der sichere Besitz der Zukunft eine ebenso unabweisbare Notwendigkeit wie der sichere Besitz der Vergangenheit; von den frühesten Zeiten an sehen wir diesen Gedanken an die Zukunft die Juden beseelen, er beseelt sie noch heute; je nach den Einflüssen der Umgebung verlieh das phantasiearme Volk seinen Erwartungen verschiedene Formen, wesentlich ist einzig die felsenfeste Überzeugung, die sie niemals verliess, die Juden würden einmal die Welt beherrschen. Dies ist eben ein Bestandteil ihres Charakters, die sichtbare Hinausprojicierung ihres innersten Wesens. Es ist ihr Ersatz für Mythologie.

[1]) Tertullian macht dazu die reizend naive Bemerkung: „Pilatus war bereits im Herzen Christ!" (*Apologeticus,* XXI).

der einzig in der Geschichte lebte, dem der „heidnische“ Begriff der Sittlichkeit und Heiligkeit fremd war, da er nur ein „Gesetz“ kannte und dieses Gesetz wiederum aus ganz praktischen Gründen, nämlich, um Gottes Zorn nicht auf sich zu laden und um seine historische Zukunft zu sichern, befolgte, der Jude beurteilte eine Erscheinung wie die Christi rein geschichtlich, und musste mit Recht rasend werden, wenn das ihm verheissene Königreich, um dessen Gewinnung er Jahrhunderte lang gelitten und geduldet, um dessen Besitz er sich von allen Menschen der Erde geschieden hatte und allen verhasst und verächtlich geworden war, wenn dieses Königreich, wo er alle Nationen in Ketten und alle Fürsten auf den Knieen „staubleckend“ vor sich zu erblicken hoffte, nun auf einmal aus einem irdischen umgewandelt werden sollte in ein Reich „nicht von dieser Welt“. Jahve hatte seinem Volke oft versprochen, er werde es „nicht betrügen“; die Juden musste das aber Betrug dünken. Nicht Einen bloss, Viele haben sie hingerichtet, weil sie für den versprochenen Messias gehalten wurden oder sich dafür ausgaben. Und mit Recht, denn der Zukunftsglaube war eben so sehr eine Säule ihrer Volksidee, wie der Vergangenheitsglaube. Und nun gar diese galiläische Irrlehre! Auf der altgeweihten Stätte des hartnäckigen Materialismus die Fahne des Idealismus aufzupflanzen! Den Gott der Rache und des Krieges in einen Gott der Liebe und des Friedens umzuzaubern! Den stürmischen Willen, der beide Hände nach allem Gold der Erde ausstreckte, zu lehren, er solle das, was er besitze, wegwerfen und im eigenen Innern den vergrabenen Schatz suchen — — — Das jüdische Synedrium hat tiefer geblickt als Pilatus (und als viele Tausende von christlichen Theologen). Mit vollem Bewusstsein nicht, gewiss nicht, aber mit jenem unfehlbaren Instinkt, den reine Rasse verleiht, ergriff es den, der die historische Grundlage des jüdischen Lebens untergrub, indem er lehrte: „Sorget nicht für den morgigen Tag,“ den, der in einem jeden seiner Worte und Thaten das Judentum in sein Gegenteil verklärte, und liess ihn nicht wieder aus den Händen, bis er seine Seele ausgehaucht hatte. Und so nur, durch den Tod, war das Schicksal erfüllt, das Beispiel gegeben. Durch Lehren konnte

kein neuer Glaube gestiftet werden; an edlen weisen Sittenlehrern fehlte es damals nicht, keiner hat über die Menschen etwas vermocht; es musste ein Leben gelebt und dieses Leben sofort als weltgeschichtliche That in die grosse bestehende Weltgeschichte eingereiht werden. Einzig eine jüdische Umgebung entsprach diesen Bedingungen. Und gerade so wie das Leben Christi nur mit Zuhilfenahme des Judentums gelebt werden konnte, trotzdem es seine Verleugnung war, ebenso entwickelte die junge christliche Kirche eine Reihe von uralten arischen Vorstellungen — von der Sünde, der Erlösung, der Wiedergeburt, der Gnade u. s. w. (lauter Dinge, die den Juden gänzlich unbekannt waren und blieben) — nunmehr zu klarer und sichtbarer Gestalt, indem sie sie in das jüdische historische S c h e m a einfügte.[1]) Es wird nie gelingen, die Erscheinung Christi von diesem jüdischen Grundgewebe ganz abzulösen; versucht wurde es gleich in den ersten christlichen Jahrhunderten, doch ohne Erfolg, da dadurch die tausend Züge, in denen die Persönlichkeit ihre Eigenart geoffenbart hatte, verwischt wurden und nur eine Abstraktion zurückblieb.[2])

---

[1]) Der Mythus des Sündenfalles steht zwar gleich am Beginn des ersten Buches Mose, jedoch offenbar als Lehngut, da die Juden ihn nie verstanden und er in ihrem System keine Verwendung fand. Wer das Gesetz nicht übertritt, ist nach ihrer Auffassung sündenlos. Ebensowenig hat ihre Erwartung eines Messias irgend etwas mit unserer Vorstellung der „Erlösung“ zu thun. Näheres in den Kap. 5 u. 7.

[2]) Das ist die Tendenz der Gnosis überhaupt; den vollkommen durchdachten, edelsten Ausdruck findet diese Richtung, soweit ich mir ein Urteil zutrauen darf, in Marcion (Mitte des 2. Jahrhunderts), der von dem d u r c h a u s N e u e n des christlichen Ideals so durchdrungen war, wie vielleicht kein Religionslehrer seit ihm; gerade an einem solchen Beispiel lernt man aber am deutlichsten einsehen, wie verhängnisvoll es ist, das geschichtlich Gegebene ignorieren zu wollen. (Vergl. jede beliebige Kirchengeschichte. Dagegen muss ich den Wissbegierigen ausdrücklich warnen, dass die drei Zeilen, die Professor Ranke diesem wahrhaft grossen Manne widmet, *Weltgeschichte,* II, 171, nicht ein einziges Wort von dem enthalten, was hier zu sagen war.) [Für die Kenntnis Marcion's und der Gnosis überhaupt sind Mead's *Fragmente eines verschollenen Glaubens,* übers. von Ulrich, 1902 bei Schwetschke, zu empfehlen].

Noch tiefer greift der Einfluss des zweiten Charakterzuges.

Der Wille bei den Semiten

Wir haben gesehen, dass das, was ich den historischen Instinkt der Juden nannte, im letzten Grund auf dem Besitz eines abnorm entwickelten W i l l e n s beruht. Der Wille erreicht beim Juden eine solche Überlegenheit, dass er die übrigen Anlagen bezwingt und beherrscht. Dadurch entsteht nun auf der einen Seite Ausserordentliches, Leistungen, wie sie anderen Menschen kaum möglich wären, andrerseits aber eigentümliche Beschränkungen. Gleichviel; sicher ist, dass wir diese selbe Vorherrschaft des Willens bei Christus überall antreffen: häufig unjüdisch in den einzelnen Äusserungen, ganz jüdisch, insofern der Wille fast ausschliesslich betont wird. Dieser Zug greift ungemein tief und verzweigt sich tausendfach, wie ein Aderngeäst, bis in jedes einzelne Wort, bis in jede einzelne Vorstellung. Durch einen Vergleich hoffe ich das Gemeinte klar fasslich hinstellen zu können.

Man betrachte die hellenische Vorstellung des Göttlichen und Menschlichen und ihres Verhältnisses zu einander. Einige Götter kämpfen für Troja, andere für die Achaier; indem ich einen Teil der Gottheit mir befreunde, befremde ich mir den andern; das Leben ist ein Kampf, ein Spiel, der Edelste kann zu Grunde gehen, der Jämmerlichste siegen; die Sittlichkeit ist gewissermassen eine persönliche Angelegenheit, seines eigensten Innern ist der Mensch Herr, nicht seines Schicksals; eine sorgende, strafende und belohnende Vorsehung giebt es nicht. Sind doch auch die Götter nicht frei; Zeus selber muss dem Geschicke sich beugen. „Dem bestimmten Verhängnis zu entgehen, ist selbst einem Gott nicht möglich“, schreibt Herodot. Ein Volk, welches die Ilias erzeugt, wird später grosse Naturforscher und grosse Denker hervorbringen. Denn wer die Natur mit offenen, durch keine Selbstsucht verblendeten Augen ansieht, wird überall in ihr das Walten des G e s e t z e s entdecken; die Gesetzlichkeit auf moralischem Gebiete heisst Schicksal für den Künstler und Prädestination für den Philosophen. Für den treuen Beobachter der Natur ist der Gedanke der Willkür zunächst einfach unfassbar; selbst einem Gotte kann er sich nicht entschliessen anzu-

dichten, er thue, was er wolle. Schönen Ausdruck verleiht dieser Weltauffassung Here in Goethe's Achillëis-Fragment:

> Willkür bleibet ewig verhasst den Göttern und Menschen,
> Wenn sie in Thaten sich zeigt, auch nur in Worten sich kundgiebt.
> Denn so hoch wir auch stehen, so ist der ewigen Götter
> Ewigste Themis[1]) allein, und diese muss dauern und walten.

Dagegen kann der jüdische Jahve als die Inkarnation der Willkür bezeichnet werden. Gewiss tritt uns dieser Gottesbegriff in den Psalmen und in Jesaia überaus grossartig entgegen; er ist auch — für das auserwählte Volk — eine Quelle hoher und ernster Moral. Was Jahve ist, ist er aber, weil er so sein will; er steht über aller Natur, über jedem Gesetz, der absolute, unbeschränkte Autokrat. Gefällt es ihm, ein kleines Völkchen aus der Menschheit herauszuwählen und ihm allein seine Gnade zu erweisen, so thut er es; will er es quälen, so schickt er es in Sklaverei; will er dagegen ihm Häuser schenken, die es nicht gebaut, Weinberge, die es nicht gepflanzt hat, so thut er es und vernichtet die unschuldigen Besitzer; eine Themis giebt es nicht. Ebenso die göttliche Gesetzgebung. Neben moralischen Geboten, die zum Teil hohe Sittlichkeit und Menschlichkeit atmen, stehen direkt unsittliche und unmenschliche;[2]) andere wiederum bestimmen die trivialsten Dinge: was man essen und was man nicht

---

[1]) Die Themis ist bei uns Modernen zu einer Allegorie der unparteiischen Gerichtspflege herabgesunken, d. h. also eines durchaus willkürlichen Übereinkommens, und wird, bezeichnender Weise, mit verbundenen Augen dargestellt; als die Mythologie noch lebte, bezeichnete sie das Walten des Gesetzes in der gesamten Natur, und die antiken Bildner geben ihr besonders grosse, weit offene Augen.

[2]) Neben den unzähligen göttlich befohlenen Raubzügen mit Massenmord, wo auch „die Köpfe der Kinder gegen die Steine zerschellt“ werden sollen, bemerke man die Fälle, wo geboten wird, „den Bruder, Freund und Nächsten“ meuchelmörderisch zu überfallen (2. *Mose* XXXII, 27), und auch die Ekel erregenden Befehle, wie *Hesekiel* IV, 12-15.

essen darf, wie man sich waschen soll u. s. w., kurz, überall die unbeschränkte Willkür. Wer tiefer blickt, wird nicht umhin können, hier die Verwandtschaft zwischen dem ursemitischen Götzenkultus und dem Jahveglauben zu erblicken. Von dem indoeuropäischen Standpunkt aus betrachtet, wäre Jahve eigentlich eher ein idealisierter Götze, oder wenn man will, ein Anti-Götze zu nennen als ein Gott. Dafür enthält jedoch diese Gottesauffassung etwas, was ebensowenig wie die Willkür aus der Beobachtung der Natur zu entnehmen war: den Gedanken an eine Vorsehung. Nach Renan ist „der übertriebene Glaube an eine besondere Vorsehung die Basis der ganzen jüdischen Religion“.[1]) Ausserdem hängt mit jener Freiheit des Gottes eine andere eng zusammen: die Freiheit des menschlichen Willens. Das *liberum arbitrium* ist entschieden eine semitische, und in seiner vollen Ausbildung speziell eine jüdische Vorstellung; sie hängt mit der besonderen Gottesidee unzertrennlich zusammen.[2]) Die Freiheit des Willens bedeutet nicht weniger als ewig wiederholte Schöpfungsakte; bedenkt man das, so begreift man, dass diese Annahme (sobald sie die Welt der Erscheinung betrifft) nicht allein aller physischen Wissenschaft, sondern auch aller Metaphysik widerspricht und eine Verleugnung

---

[1]) *Histoire du peuple d'Israël* II, S. III.

[2]) Mit welchem sehr logischen Fanatismus die Rabbiner bis heute die unbedingte und nicht etwa metaphysisch zu deutende Freiheit des Willens verfechten, kann man in jeder Geschichte des Judentums verfolgen. Diderot sagt: *„Les Juifs sont si jaloux de cette liberté d'indifférence, qu'ils s'imaginent qu'il est impossible de penser sur cette matière autrement qu'eux.“* Und wie genau dieser Begriff mit der Freiheit Gottes und mit der Vorsehung zusammenhängt, erhellt aus dem Sturm, den es hervorrief, als Maimonides die göttliche Vorsehung auf die Menschheit beschränken wollte und behauptete, nicht jedes Blatt werde durch sie bewegt, nicht jeder Wurm durch ihren Willen erzeugt. — Von den sog. „Grundsentenzen“ des berühmten Talmudisten Rabbi Akiba lauten die beiden ersten: 1. Alles und Jedes ist von Gottes Vorsehung beaufsichtigt; 2. die Willensfreiheit ist gesetzt (Hirsch Graetz: *Gnosticismus und Judentum,* 1846, S. 91).

jeder transscendenten Religion bedeutet. Hier stehen Erkenntnis und Wille sich schroff gegenüber. Überall nun, wo wir Einschränkungen dieses Freiheitsbegriffes begegnen — bei Augustinus, bei Luther, bei Voltaire, bei Kant, bei Goethe — können wir sicher sein, dass hier eine indoeuropäische Reaktion gegen semitischen Geist stattfindet. So z. B. wenn Calderon in der *Grossen Zenobia*den wilden, eigenmächtigen Aurelian spotten lässt über Denjenigen,

Der den Willen frei genannt.

Denn — muss man sich gewiss auch sehr hüten, mit derartigen formelhaften Vereinfachungen Missbrauch zu treiben — man kann doch die Behauptung aufstellen: der Begriff der N o t w e n d i g k e i t ist ein in allen indoeuropäischen Rassen besonders stark ausgeprägter, dem man bei ihnen auf den verschiedensten Gebieten immer wieder begegnet; er deutet auf hohe leidenschaftslose Erkenntniskraft; dagegen ist der Begriff der W i l l k ü r, d. h. einer unbeschränkten Herrschaft des Willens, für den Juden spezifisch charakteristisch: er verrät eine im Verhältnis zum Willen sehr beschränkte Intelligenz. Es handelt sich hier nicht um abstrakte Verallgemeinerungen, sondern um thatsächliche Eigenschaften, die wir noch heute täglich beobachten können; in dem einen Falle wiegt der Gedanke vor, in dem andern der Wille.

Man gestatte mir ein handgreifliches Beispiel aus der Gegenwart. Ich kannte einen jüdischen Gelehrten, der, da in seiner Branche die Konkurrenz wenig Geld verdienen liess, Seifenfabrikant wurde, und zwar mit grossem Erfolg; als aber später auch hier wieder ausländische Konkurrenz ihm den Boden unter den Füssen wegschnitt, da wurde er auf einmal, als Mann in reiferen Jahren, Theaterdichter und Belletrist und erwarb sich dabei ein Vermögen. Von Universalgenie konnte in diesem Falle gar nicht die Rede sein; die intellektuelle Begabung war mässig und jeglicher Originalität bar; mit diesem Intellekt machte aber der Wille, was er wollte.

Der abnorm entwickelte Wille der Semiten kann zu zwei

Extremen führen: in dem einen Fall zur Erstarrung, wie bei Mohammed, wo der Gedanke an die unbeschränkte göttliche Willkür vorwiegt; in anderen, wie beim Juden, zu phänomenaler Elasticität, was durch die Vorstellung der eigenen menschlichen Willkür hervorgebracht wird. Dem Indoeuropäer sind beide Wege versperrt. In der Natur beobachtet er überall Gesetzmässigkeit, und von sich selbst weiss er, dass er nur dann sein Höchstes leisten kann, wenn er der inneren Not gehorcht. Freilich kann auch bei ihm der Wille Heldenthaten vollbringen, nur aber, wenn seine Erkenntnis irgend eine Idee erfasst hat — eine künstlerische, religiöse, philosophische, oder eine auf Eroberung, Beherrschung, Bereicherung, vielleicht auf Verbrechen hinzielende; gleichviel, bei ihm gehorcht der Wille, er befiehlt nicht. Darum ist ein mässig begabter Indoeuropäer so eigentümlich charakterlos im Vergleich zum unbegabtesten Juden. Aus eigenen Kräften wären wir gewiss nie zu der Vorstellung eines freien allmächtigen Gottes und einer sozusagen „willkürlichen Vorsehung“ gekommen, einer Vorsehung nämlich, die eine Sache so bestimmen kann, und dann, durch Gebete oder andere Beweggründe veranlasst, wieder anders.[1]) Wir sehen nicht, dass man ausserhalb des Judentums auf den Gedanken einer ganz intimen und beständigen persönlichen Beziehung zwischen Gott und Mensch gekommen sei, auf den Gedanken eines Gottes, der, wenn ich so sagen darf, lediglich der Menschen wegen da zu sein scheint. Zwar sind die alten indoarischen Götter wohlwollende, freundliche, fast gutmütig zu nennende Mächte; der Mensch ist ihr Kind, nicht ihr Knecht; ohne Furcht naht er sich ihnen; beim Opfern „ergreift er des Gottes rechte Hand“;[2]) der Mangel an Demut der Gottheit gegen-

[1]) Nie sind bei Indoeuropäern die Götter „Weltschöpfer“; wo das Göttliche als Schöpfer aufgefasst wird, wie beim Brahman der Inder, bezieht sich das auf eine rein metaphysische Erkenntnis, nicht auf einen historisch-mechanischen Vorgang, wie in *Genesis* I; sonst entstehen die Götter „diesseits der Schöpfung“, man redet von ihrer Geburt und von ihrem Tode.

[2]) Oldenberg: *Die Religion des Veda,* S. 310.

über hat sogar Manchen entsetzt: doch findet man, wie gesagt, nirgendwo die Vorstellung der willkürlichen Allmacht. Und damit hängt eine auffallende Untreue zusammen: man betet bald Diesen, bald Jenen an, oder, wird das Göttliche als ein einheitliches Prinzip aufgefasst, so denkt es sich die eine Schule so, die andere anders (ich erinnere an die sechs grossen philosophisch-religiösen Systeme Indiens, die alle sechs als orthodox galten); das Gehirn arbeitet eben unaufhaltsam weiter, neue Bilder, neue Gestalten erzeugend, das Unbegrenzte ist seine Heimat, die Freiheit sein Element, die Schöpferkraft seine Freude. Man betrachte doch folgenden Anfang eines religiösen Hymnus aus dem *Rigveda* (6, 9):

> Das Ohr geht auf, es öffnet sich mein Auge,
> Das Licht in meinem Herzen wird lebendig!
> Der Geist in weite Fernen suchend ziehet:
> Was soll ich sagen? und was soll ich dichten?

und vergleiche ihn mit den ersten Versen irgend eines Psalmes, z. B des sechsundsiebzigsten:

> Gott ist in Juda bekannt,
> In Israel ist sein Name herrlich;
> Zu Salem[1]) ist sein Gezelt
> Und seine Wohnung zu Zion.

Man sieht, welch‘ wichtiges Element des Glaubens der Wille ist. Während der erkenntnisreiche Arier „in weite Fernen suchend ziehet“, lässt der willensstarke Jude Gott sein Gezelt ein für alle Mal in seiner Nähe aufschlagen. Die Wucht seines Willens zum Leben hat dem Juden nicht allein einen Glaubensanker geschmiedet, der ihn festkettet an den Boden der historischen Überlieferung, sondern sie hat ihm auch das, unerschütterliche Vertrauen eingeflösst zu einem persönlichen, unmittelbar gegenwärtigen Gott, der allmächtig ist zu geben und zu verderben; und sie hat ihn, den Menschen, in ein moralisches Verhältnis zu

---

[1]) Abkürzung für Jerusalem.

diesem Gott gebracht, indem der Gott in seiner Allmacht Gebote erliess, die der Mensch frei ist zu befolgen oder nicht zu befolgen.[1])

Prophetismus

Und noch Eins darf in diesem Zusammenhang nicht übergangen werden: die einseitige Vorherrschaft des Willens macht die Chroniken des jüdischen Volkes im Allgemeinen öde und hässlich; trotzdem erwuchs in dieser Atmosphäre eine Reihe bedeutender Männer, deren eigenartige Grösse sie jedem Vergleich mit anderen Geistesheroen entzieht. Ich habe dieser „Verneiner" des jüdischen Wesens, die dabei selber so jüdisch von der Sohle bis zum Haupte blieben, dass sie mehr als alles andere zur Ausbildung des starrsten Hebraismus beitrugen, schon in der Einleitung zu diesem Abschnitt gedacht[2]) und komme im zweitnächsten Kapitel auf sie zurück; nur so viel muss hier gesagt werden: indem diese Männer den religiösen Materialismus von seiner abstraktesten Seite erfassten, erhoben sie ihn in morali-

[1]) Wäre hier der Ort dazu, ich würde gern noch näher nachweisen, wie diese jüdische Vorstellung des allmächtigen, als freie Vorsehung waltenden Gottes die h i s t o r i s c h e Auffassung dieses Gottes unabweislich bedingt, und wie gerade hiergegen immer wieder und immer wieder jede echt arische Erkenntnis sich sträubt. So ist z. B. das ganze tragische Gedankenleben Peter Abälard's dadurch bedingt, dass er, trotz der heissesten Sehnsucht nach Rechtgläubigkeit, seinen Geist dem jüdischen Religionsmaterialismus nicht anbequemen kann. Immer wieder z. B. kommt er zu dem Schluss, Gott thue, was er thue, mit N o t w e n d i g k e i t (wobei er sich auf die früheren Schriften des Augustinus berufen konnte, namentlich auf sein *De libero arbitrio*): das ist geistiger Antisemitismus in seiner höchsten Potenz! Er leugnet auch jede Handlung, jede Bewegung bei Gott; das Wirken Gottes ist für ihn das Eintreffen einer ewigen Willensbestimmung: „b e i G o t t g i e b t e s k e i n e Z e i t f o l g e". (Siehe A. Hausrath: *Peter Abälard,* S. 201 fg.). Damit verschwindet die Vorsehung. — Übrigens, wozu erst gelehrte Belege suchen? Der edle Don Quixote setzt mit rührender Naivetät seinem treuen Sancho auseinander: „für Gott giebt es keine Vergangenheit und keine Zukunft, sondern alles ist G e g e n w a r t" (Buch IX, Kap. 8): damit bezeichnet der ewig grosse Cervantes kurz und bündig den unhistorischen Standpunkt aller Nichtsemiten.

[2]) S. 47.

scher Beziehung auf eine sehr hohe Stufe; ihr Wirken hat der Auffassung Christi in Bezug auf das Verhältnis zwischen Gott und Mensch in wesentlichen Punkten historisch vorgearbeitet. Ausserdem spricht sich ein wichtiger Zug, der ganz und gar im Wesen des Judentums begründet liegt, bei ihnen am deutlichsten aus: die historische Religion dieses Volkes legt den Nachdruck nicht auf den Einzelnen, sondern auf die ganze Nation; der Einzelne kann der Gesamtheit nützen oder schaden, sonst aber ist er unwichtig; daraus folgte mit Notwendigkeit ein ausgesprochen s o z i a l i s t i s c h e r Zug, der in den Propheten oft gewaltigen Ausdruck findet. Der Einzelne, der zu Glück und Reichtum gelangt, während seine Brüder darben, verfällt dem Fluche Gottes. Wenn nun Christus in einer Beziehung das genau entgegengesetzte Prinzip vertritt, dasjenige nämlich des extremen Individualismus, der Erlösung des Einzelnen durch Wiedergeburt, so deutet andrerseits sein Leben und sein Lehren unverkennbar auf einen Zustand, der nur durch G e m e i n s a m k e i t verwirklicht werden kann. Der Kommunismus des „Eine Herde und Ein Hirt" ist gewiss ein anderer als der ganz und gar politisch gefärbte, theokratische Kommunismus der Propheten; wiederum ist jedoch der Untergrund ein ausschliesslich und charakteristisch jüdischer.

Christus ein Jude

Mag man nun über diese verschiedenen jüdischen Vorstellungen denken wie man will, Grösse wird ihnen Niemand absprechen, noch die Fähigkeit, auf die Gestaltung des menschlichen Lebens eine fast unermessliche Wirkung auszuüben. Es wird auch Niemand leugnen, dass der Glaube an die göttliche Allmacht, an die göttliche Vorsehung, und auch an die Freiheit des menschlichen Willens,[1]) sowie die fast ausschliessliche Betonung der m o r a l i s c h e n Natur der Menschen und ihrer Gleichheit vor Gott („die Letzten werden die Ersten sein") Grundpfeiler der Persönlichkeit Christi bilden. Weit mehr als das Anknüpfen an die Propheten, weit mehr auch als seine Achtung vor den jüdischen Gesetzesvorschriften lassen uns diese Grundanschauungen

---

[1]) Letzterer allerdings, wie es scheint, mit bedeutenden Einschränkungen, da der arische Gedanke der G n a d e bei Christus mehr als einmal deutlich auftritt.

Christum als moralisch zu den Juden gehörig erkennen. Ja, wenn wir sehr tief hinabsteigen, bis zu jenem Mittelpunkt der Erscheinung Christi, der Umkehr des Willens, so müssen wir erkennen — und ich habe es am Anfang dieses Kapitels in dem Vergleich mit Buddha schon angedeutet — dass hier ein Jüdisches vorliegt, im Gegensatz zur arischen Verneinung des Willens. Letztere ist eine Frucht der Erkenntnis, der übergrossen Erkenntnis; Christus dagegen wendet sich an Menschen, bei denen der Wille übermächtig ist, nicht der Gedanke; was er um sich erblickt, ist der unersättliche, ewig gierige, ewig beide Hände nach aussen ausstreckende jüdische Wille; er erkennt die Macht dieses Willens und gebietet ihm — nicht Schweigen, sondern eine andere, neue Richtung. Hier muss man sagen: Christus ist ein Jude, und seine Erscheinung kann nur verstanden werden, wenn wir diese speziell jüdischen Anschauungen, die er vorfand und sich zu eigen machte, kritisch begreifen gelernt haben.

Ich sagte soeben, Christus gehöre „moralisch“ zu den Juden. Dieses ziemlich zweideutige Wort „Moral“ muss hier in einer engeren Bedeutung gefasst werden. Denn gerade in der moralischen Anwendung dieser Vorstellungen von Gottes Allmacht und Vorsehung, von den daraus folgenden unmittelbaren Beziehungen zwischen dem Menschen und der Gottheit und von dem Gebrauch des freien menschlichen Willens wich der Heiland *in toto* von den Lehren des Judentums ab; das liegt Jedem offen dar und ich habe es ausserdem im Vorhergehenden deutlich fühlbar zu machen gesucht; die Vorstellungen selbst aber, der Rahmen, in welchen die moralische Persönlichkeit sich einfügte und aus welchem sie nicht herausgelöst werden kann, die fraglose Annahme dieser Voraussetzungen, Gott und den Menschen betreffend, welche dem menschlichen Geist durchaus nicht ohne Weiteres zu eigen sind, sondern im Gegenteil die ganz individuelle Errungenschaft eines bestimmten Volkes im Laufe einer Jahrhunderte währenden geschichtlichen Entwickelung darstellen: das ist das Jüdische in Christus. Schon in den Kapiteln über hellenische Kunst und römisches Recht machte ich auf die Macht der Ideen aufmerksam; hier haben wir wieder ein leuch-

tendes Beispiel davon. Wer in der jüdischen Gedankenwelt lebte, konnte sich der Macht jüdischer Ideen nicht entziehen. Und brachte er auch der Welt eine ganz neue Botschaft, wirkte auch sein Leben wie das Anbrechen eines neuen Morgens, war seine Persönlichkeit auch eine so göttlich grosse, dass sie uns eine Kraft im menschlichen Innern entdeckte, fähig — wenn das je begriffen würde — die Menschheit völlig umzuwandeln: so waren doch nichtsdestoweniger die Persönlichkeit, das Leben und die Botschaft an die grundlegenden Ideen des Judentums gebunden; nur in diesen konnten sie sich offenbaren, bethätigen und kundthun.

Das 19. Jahrhundert

Ich hoffe, mein Zweck wird erreicht sein. Von der Betrachtung der Persönlichkeit in ihrer individuellen, autonomen Bedeutung ausgehend, habe ich nach und nach den Kreis erweitert, um die Lebensfäden aufzuzeigen, die sie mit der Umgebung verbinden. Hierbei war eine gewisse Ausführlichkeit unentbehrlich; den einzigen Gegenstand dieses Buches, die Grundlagen des 19. Jahrhunderts, habe ich jedoch nicht einen Moment aus den Augen verloren. Denn wie sollte ich, Einzelner, mich chronistisch oder encyklopädisch an jenes Säculum heranwagen? Die Musen mögen mich vor einem derartigen Wahnwitz bewahren! Dagegen soll ich versuchen, den leitenden Ideen, den bildenden Gedanken unserer Zeit soweit möglich auf die Spur zu kommen; diese Ideen fallen aber nicht vom Himmel herab, sondern knüpfen an Vergangenes an; neuer Wein wird gar oft in alte Schläuche gegossen, und uralter, sauerer Wein, den kein Mensch kosten würde, wenn er seinen Ursprung kennte, in funkelnagelneue; überhaupt lastet auf einer so spätgeborenen Kultur wie die unsere, noch dazu in einer Zeit der atemlosen Hast, wo die Menschen zu viel lernen müssen, um viel denken zu können, der Fluch der K o n f u s i o n. Wollen wir Klarheit über uns selbst gewinnen, so müssen wir vor allem in den Grundgedanken und -vorstellungen klar sehen, die wir von den Altvordern geerbt haben. Wie äusserst verwickelt das hellenische Erbe, wie eigentümlich wider-

spruchsvoll das römische, zugleich wie tief eingreifend in unser heutiges Leben und Denken, hoffe ich recht fühlbar gemacht zu haben. Jetzt sahen wir, dass auch die Erscheinung Christi, welche auf der Schwelle zwischen Alt- und Neuzeit steht, durchaus nicht in so einfacher Gestalt unserem ferngerückten Auge sich bietet, dass wir sie leicht aus dem Labyrinth der Vorurteile und Lügen und Irrtümer herausschälen könnten. Und doch ist nichts nötiger, als gerade diese Erscheinung deutlich und wahrheitstreu zu erblicken. Denn — wie unwürdig wir uns dessen auch erweisen mögen — unsere gesamte Kultur steht, gottlob! noch unter dem Zeichen des Kreuzes auf Golgatha. Wir sehen wohl dieses Kreuz; wer aber sieht den Gekreuzigten? Er aber, und Er allein, ist der lebendige Born alles Christentums, sowohl des intolerant Dogmatischen wie auch des durchaus ungläubig sich Gebenden. Dass man das hat bezweifeln können, dass das 19. Jahrhundert sich von Büchern genährt hat, in denen dargethan wurde, das Christentum sei so von ungefähr entstanden, aus Zufall, als mythologische Anwandlung, als „dialektische Antithese", was weiss ich alles, oder wiederum als notwendiges Erzeugnis des Judentums u. s. w., das wird in späteren Zeiten ein beredtes Zeugnis für die Kindlichkeit unseres Urteils abgeben. Die Bedeutung des Genies k a n n gar nicht hoch genug geschätzt werden: wer erkühnt sich, den Einfluss Homer's auf den Menschengeist zu berechnen? Christus aber war grösser. Und wie das ewige „Hausfeuer" der Arier, kann auch die Wahrheitsleuchte, die Er uns anzündete, nie mehr verlöschen; mag auch zu Zeiten ein Schatten der Nacht die Menschheit weithin umfinstern, es genügt ein einziges glühendes Herz, damit von Neuem Tausende und Millionen taghell aufflammen. — — Hier jedoch kann und muss man mit Christus fragen: „Wenn aber das Licht, das in dir ist, Finsternis ist, wie gross wird dann die Finsternis selber sein?" Schon die Entstehung der christlichen Kirche führt uns in tiefste Finsternis hinein, und ihre weitere Geschichte macht uns mehr den Eindruck eines Herumtappens im Dunkeln als eines sonnigen Sehens. Wie sollen wir also unterscheiden können, was in dem sogenannten Christentum Geist von Christi Geist ist, und was da-

gegen als hellenische, jüdische, römische, ägyptische Zuthat hinzukam, wenn wir nie gelernt haben, diese Erscheinung selbst in ihrer erhabenen Einfachheit zu erblicken? Wie sollen wir über das Christliche in unseren heutigen Konfessionen, in unseren Litteraturen und Künsten, in unserer Philosophie und Politik, in unseren sozialen Einrichtungen und Idealen reden, wie sollen wir Christliches von Antichristlichem trennen und mit Sicherheit beurteilen können, was in den Bewegungen des 19. Jahrhunderts auf Christus zurückzuführen ist, was nicht, oder auch inwiefern es christlich ist, ob in der blossen Form oder auch dem Inhalt nach, oder vielleicht dem Inhalt, d. h. der allgemeinen Tendenz nach, nicht aber in Bezug auf die charakteristische jüdische Form, — wie sollen wir vor allem dieses für unseren Geist so drohend gefährliche spezifisch Jüdische von dem „Brot des Lebens“ zu sondern und zu sichten verstehen, wenn nicht die Erscheinung Christi in ihren allgemeinen Umrissen uns klar vor Augen steht, und wenn wir nicht imstande sind, an diesem Bilde das rein Persönliche von dem Historischbedingten deutlich zu unterscheiden? Gewiss ist das eine wichtigste, unentbehrlichste Grundlage für viele Urteile und Einsichten.

Das in bescheidenem Masse anzubahnen, war der Zweck dieses Kapitels.

ABSCHNITT II

DIE ERBEN

Der hohe Sinn, das Rühmliche
Von dem Gerühmten rein zu unterscheiden.
Goethe

EINLEITENDES

Rechtfertigung

Wer trat das Erbe des Altertums an? Diese Frage ist mindestens ebenso gewichtig wie die nach der Erbschaft selbst und womöglich noch verwickelter. Denn sie führt uns in das Studium der Rassenprobleme hinein, Probleme, welche die Wissenschaft des letzten Vierteljahrhunderts nicht gelöst, sondern im Gegenteil in ihrer vollen Unentwirrbarkeit aufgedeckt hat. Und doch hängt jedes wahre Verständnis des 19. Jahrhunderts von der klaren Beantwortung dieser Frage ab. Hier heisst es also zugleich kühn und vorsichtig sein, wollen wir der Mahnung meines Vorwortes eingedenk bleiben und zwischen jener Scylla einer fast unerreichbaren und in ihren bisherigen Ergebnissen höchst problematischen Wissenschaft und der Charybdis unstatthafter, grundloser Verallgemeinerungen sicher hindurchsteuern. Die Not zwingt uns, das Wagnis zu unternehmen.

Das Völkerchaos

Rom hatte den Schwerpunkt der Civilisation nach Westen verlegt. Dies erwies sich als eine jener unbewusst vollzogenen welthistorischen Thaten, die durch keine Gewalt rückgängig gemacht werden können. Der von Asien abgewandte Westen Europas sollte der Herd aller ferneren Civilisation und Kultur sein. Das geschah aber nur nach und nach. Zunächst war es lediglich die Politik, die sieh immer mehr nach Westen und nach Norden wandte; geistig blieb Rom selbst lange in starker Abhängigkeit vom früheren östlichen Kulturcentrum. In den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung kommt ausser Rom nur was

südlich und östlich von ihm gelegen ist in geistiger Beziehung in Betracht: Alexandria, Ephesus, Antiochia, überhaupt Syrien, dann Griechenland mit Byzanz, sowie Karthago und die übrigen Städte aus der *Africa vetus,* das sind die Gegenden, wo die Erbschaft angetreten und lange verwaltet wurde, deren Einwohner sie späteren Zeiten und anderen Völkern übermittelten. Und gerade diese Länder waren damals wie Rom selbst nicht mehr von irgend einem bestimmten Volke bewohnt, sondern von einem unentwirrbaren Durcheinander der verschiedensten Rassen und Völker. Es ist ein Chaos. Und dieses Chaos ist nicht etwa später vernichtet worden. An vielen Orten durch vordringende reine Rassen zurückgedrängt, an anderen durch seine eigene Charakterlosigkeit und Untüchtigkeit aus den Reihen der Mitzurechnenden herausgefallen, hat sich zweifelsohne dieses chaotische Element doch im Süden und Osten erhalten; durch neue Mischungen wurde es ausserdem häufig wieder gestärkt. Das ist ein erster Punkt von weittragender Wichtigkeit. Man bedenke zum Beispiel, dass alle Grundlagen zur historischen Gestaltung des Christentums von dieser Mestizenbevölkerung gelegt und ausgebaut wurden! Mit Ausnahme einiger Griechen (die aber auch alle, Origenes an der Spitze, höchst unorthodoxe, direkt antijüdische Lehren verbreiteten, mit denen sie nicht durchdrangen),[1])

---

[1]) Origenes zum Beispiel war ausgesprochener Pessimist (im metaphysischen Sinne des Wortes), wodurch allein schon er seine indoeuropäische Rasse dokumentiert; er sah in der Welt überall Leiden und zog daraus den Schluss, ihr Hauptzweck sei nicht der Genuss eines gottgeschenkten Glückes, sondern die Abwendung eines Übels (man denke an die Hauptlehre Christi von der „Umwendung des Willens“ vergl. S. 200). Augustinus, der afrikanische Mestize, hatte leichtes Spiel, ihn zu widerlegen; er berief sich auf das erste Kapitel des ersten Buches der jüdischen Thora, um unwiderlegbar darzuthun, alles sei gut und „die Welt bestehe aus keinem anderen Grunde, als weil es einem guten Gott gefallen habe, das absolut Gute zu schaffen“. (Man sehe die höchst lehrreiche Auseinandersetzung im *De civitate Dei,* Buch XI, Kap. 23.) Augustinus führt hier triumphierend noch ein zweites Argument an: wenn Origenes Recht hätte, so müssten die sündhaftesten Wesen die schwersten Körper besitzen und die Teufel sichtbar sein, nun hätten aber

könnte man von kaum einem Kirchenvater auch nur vermuten, welchem Volksstamme er der Hauptsache nach angehörte. Das selbe gilt für das *corpus juris;* auch hier war es das Chaos (nach hellenischer Vorstellung die Mutter des Erebos und der Nyx, der Finsternis und der Nacht), welchem die Aufgabe zufiel, das lebendige Werk eines lebendigen Volkes zu einem internationalen Dogma aus- und umzuarbeiten. Unter dem nämlichen Einfluss wurde die Kunst immer mehr des persönlichen, freischöpferischen Momentes beraubt und zu einer hieratisch-formelhaften Übung umgewandelt, und an die Stelle der hohen, philosophischen Spekulation der Hellenen schob man deren Nachäffung, den kabbalistischen Spuk der Demiurgen und Engel und Dämonen, lauter Vorstellungen, die man im besten Falle als „luftigen Materialismus“ bezeichnen könnte.[1]) Jenem V ö l k e r c h a o s müssen wir also zunächst unsere Aufmerksamkeit schenken.

Die Juden

In seiner Mitte ragt, wie ein scharfgeschnittener Fels aus gestaltlosem Meere, ein einziges Volk empor, ein ganz kleines Völkchen, die Juden. Dieser eine einzige Stamm hat als Grundgesetz die Reinheit der Rasse aufgestellt; er allein besitzt daher Physiognomie und Charakter. Blickt man auf jene südlichen und östlichen Kulturstätten des in Auflösung begriffenen Weltreiches, lässt man das prüfende Auge durch keine Sympathien und Antipathien irregeleitet werden, so muss man sagen, als Nation verdient damals die jüdische allein Achtung. Wohl mögen wir auf dieses Volk das Wort Goethe's anwenden: „Glaube weit, eng der Gedanke.“ Im Verhältnis zu Rom und gar erst zu Hellas erscheint uns sein geistiger Horizont so eng, seine geistigen Fähigkeiten so beschränkt, dass wir eine durchaus andere Wesensgattung vor uns zu haben wähnen; was jedoch dem Gedanken an Weite und an schöpferischer Befähigung abgehen mag, wird durch die Gewalt des Glaubens reichlich aufgewogen, eines Glau-

---

die Teufel luftartige, unsichtbare Körper, folglich u. s. w. So siegten Gedanken des Chaos über metaphysische Religion. (Ganz buchstäblich die selben Argumente findet man in dem *Führer der Irrenden* des Juden Maimuni)

[1]) „Luftiges Gesindel“, sagt Bürger in seiner „Lenore“.

bens, den man zunächst sehr einfach bestimmen könnte: es ist der Glaube an sich. Und da dieser Glaube an sich den Glauben an ein höheres Wesen einschloss, so entbehrte er nicht einer ethischen Bedeutung. Wie armselig das jüdische „Gesetz" sich auch ausnehmen mag, wenn man es mit den religiösen Schöpfungen der verschiedenen indoeuropäischen Völker vergleicht, einen Vorzug besass es im damaligen verfallenen römischen Reich ganz allein: es war eben ein G e s e t z; ein Gesetz, dem Menschen demütig gehorchten, und gerade dieser Gehorsam musste in einer Welt der Zügellosigkeit ethisch von grosser Wirkung sein. Hier wie überall werden wir finden, dass der Einfluss des Juden — zum Guten und zum Bösen — in seinem Charakter, nicht in seinen geistigen Leistungen begründet liegt.[1]) Gewisse Historiker des 19. Jahrhunderts, sogar ein geistig so bedeutender wie Graf Gobineau, haben die Ansicht vertreten, das Judentum wirke stets lediglich auflösend auf alle Völker. Ich kann diese Überzeugung nicht teilen. Zwar, wo die Juden in einem fremden Lande sich stark vermehren, da mögen sie es sich angelegen sein lassen, die Verheissungen ihrer Propheten zu erfüllen und nach bestem Wissen und Gewissen „die fremden Völker zu fressen"; sagten sie doch schon zu Lebzeiten des Moses von sich selbst sie seien „als wie die Heuschrecken"; man muss aber das Judentum von den Juden trennen und zugeben, dass das Judentum als Idee, zu den konservativsten Gedanken der Welt gehört. Der Begriff der physischen Rasseneinheit und -reinheit, welcher den Kern des Judentums ausmacht, bedeutet die Anerkennung einer grundlegenden physiologischen Thatsache des Lebens; wo immer wir auch Leben beobachten, vom Schimmelpilz bis zum edlen Rosse, bemerken wir die Bedeutung der „Rasse": das Judentum heiligte dieses Naturgesetz. Darum drang es auch in jenem kritischen Augenblick der Weltgeschichte, wo eine reiche Erbschaft ohne würdige Erben dastand, siegreich durch. Es beförderte nicht die allgemeine Auflösung, im Gegenteil, es gebot ihr Einhalt. Das jüdische Dogma war wie eine scharfe Säure,

---

[1]) Siehe S. 241 fg.

die man in eine in Zersetzung geratene Flüssigkeit giesst, um sie zu klären und vor dem weiteren Verfaulen zu bewahren. Mag auch diese Säure nicht Jedem munden, sie hat in der Geschichte der Kulturepoche, zu der wir gehören, eine so entscheidende Rolle gespielt, dass wir dem Spender Dankbarkeit schulden und anstatt unwillig zu sein, besser thun werden, uns Klarheit zu verschaffen über die Bedeutung dieses E i n t r i t t e s d e r J u d e n i n d i e a b e n d l ä n d i s c h e G e s c h i c h t e — für unsere ganze noch im Werden begriffene Kultur jedenfalls ein Ereignis von unermessbarer Tragweite.

Ein Wort noch zur Erläuterung. Ich rede von Juden, nicht von Semiten im Allgemeinen; nicht weil ich die Rolle der Letzteren in der Weltgeschichte verkenne, sondern weil meine Aufgabe zeitlich und räumlich beschränkt ist. Zwar hatten schon seit vielen Jahrhunderten andere Zweige der semitischen Rasse mächtige Reiche an den Süd- und Ostküsten des Mittelländischen Meeres und Handelsniederlassungen bis an die Küsten des Atlantischen Ozeans gegründet; zweifelsohne hatten sie auch manche Anregungen vermittelt und manche Kenntnisse und Fertigkeiten verbreitet; zu einer näheren geistigen Berührung zwischen ihnen und den übrigen Einwohnern des zukünftigen Europa war es jedoch nirgends gekommen. Das geschah erst durch die Juden; nicht aber durch die Millionen von Juden, die in der Diaspora lebten, sondern erst durch die c h r i s t l i c h e Idee. Erst als die Juden Christum an das Kreuz schlugen, brachen sie, unwissend, den Bann, der sie bisher in ignorantem Hochmut isoliert hatte. — Später freilich stürzte noch einmal eine semitische Flut über die europäische, asiatische und afrikanische Welt, eine Flut, wie sie, ohne die Vernichtung Karthagos durch Rom, schon tausend Jahre früher und dann auf immer entscheidend Europa überschwemmt haben würde.[1]) Auch hier wieder bewährte sich die semitische „Idee“ — Glaube weit, eng der Gedanke — als viel mächtiger denn ihre Träger; die Araber wurden nach und nach zurückgeworfen, im Gegensatz zu den Juden verblieb kein

[1]) Siehe S. 137.

einziger auf europäischem Boden; doch wo ihr abstrakter Götzendienst[1]) Fuss gefasst hatte, schwand jede Möglichkeit einer Kultur; edle Menschenrassen wurden durch das semitische Dogma des Materialismus, das sich in diesem Falle, und im Gegensatz zum Christentum, frei von allen arischen Beimischungen erhalten hatte, für immer entseelt und aus dem „ins Helle strebenden Geschlecht“ ausgeschlossen. — Von den Semiten haben, wie man sieht, einzig die Juden an unserer Kultur positiv mitgearbeitet und auch, so weit ihr sehr assimilationsfähiger Geist es ihnen erlaubte, sich als Erben an dem Vermächtnis des Altertums beteiligt.

Die Germanen

Den Widerpart zu der Verbreitung dieses winzigen und doch so einflussreichen Völkchens bildet der E i n t r i t t d e r G e r m a n e n i n d i e W e l t g e s c h i c h t e. Auch hier sehen wir, was reine Rasse zu bedeuten hat, zugleich aber auch, was Verschiedenheit der Rassen ist — jenes grosse Naturprinzip der Vielseitigkeit, sowie der Ungleichheit in den Anlagen, welches heute fade, feile und ignorante Schwätzer wegleugnen möchten, dem Völkerchaos entsprossene Sklavenseelen, denen einzig im Urbrei der Charakter- und Individualitätslosigkeit wohl zu Mute ist. Noch immer stehen sich diese beiden Mächte — Juden und Germanen — dort, wo das neuerliche Umsichgreifen des Chaos ihre Züge nicht verwischt hat, bald freundlich, bald feindlich, stets fremd gegenüber.

Ich verstehe in diesem Buche unter dem Wort „Germanen“ die verschiedenen nordeuropäischen Völkerschaften, die als Kelten, Germanen und Slaven in der Geschichte auftreten und aus denen — meist in unentwirrbarer Vermengung — die Völker des modernen Europa entstanden sind. Dass sie ursprünglich einer einzigen Familie entstammten, ist sicher, ich werde im sechsten Kapitel den Nachweis führen; doch hat sich der Germane im engeren, taciteischen Sinne des Wortes so sehr als geistig, sittlich und physisch unter seinen Verwandten hervorragend bewährt, dass wir berechtigt sind, seinen Namen als Inbegriff der

[1]) Siehe S. 243.

ganzen Familie hinzustellen. Der Germane ist die Seele unserer Kultur. Das heutige Europa, weithin über den Erdball verzweigt, stellt das bunte Ergebnis einer unendlich mannigfaltigen Vermischung dar: was uns alle aneinander bindet und zu einer organischen Einheit verknüpft, das ist germanisches Blut. Blicken wir heute umher, wir sehen, dass die Bedeutung einer jeden Nation als lebendige Kraft von dem Verhältnis des echt germanischen Blutes in seiner Bevölkerung abhängt. Nur Germanen sitzen auf den Thronen Europas. — Was in der Weltgeschichte voranging, sind für uns Prolegomena; wahre Geschichte, die Geschichte, welche heute noch den Rhythmus unseres Herzens beherrscht und in unseren eigenen Adern zu fernerem Hoffen und Schaffen kreist, beginnt in dem Augenblick, wo der Germane das Erbe des Altertums mit kraftstrotzender Hand ergreift.

VIERTES KAPITEL
DAS VÖLKERCHAOS

So viel ist wohl mit Wahrscheinlichkeit
zu urteilen: dass die Vermischung der
Stämme, welche nach und nach die
Charaktere auslöscht, dem Menschen-
geschlecht, alles vorgeblichen Philanthro-
pismus ungeachtet, nicht zuträglich sei.
Immanuel Kant

Wissenschaftliche Wirrnis

Zur allgemeinen Einführung in dieses Kapitel über das Völkerchaos des untergehenden römischen Imperiums werden die Worte genügen, die ich dem Gegenstand in der Einleitung zu diesem zweiten Abschnitt gewidmet habe; sie erklären, was ich räumlich und zeitlich als Völkerchaos bezeichne. Die historischen Kenntnisse setze ich, mindestens in den allgemeinen Umrissen, hier wie überall, voraus, und da ich nun ausserdem in diesem ganzen Buche keine Zeile schreiben möchte, die nicht aus dem Bedürfnis entspränge, das 19. Jahrhundert besser zu begreifen und zu beurteilen, so glaube ich den vorliegenden Gegenstand vor Allem zu der Prüfung und Beantwortung der wichtigen Frage benützen zu sollen: ist Nation, ist Rasse ein blosses Wort? Soll, wie der Ethnograph Ratzel es beteuert, die V e r s c h m e l z u n g a l l e r M e n s c h e n in eine Einheit als „Ziel und Aufgabe, Hoffnung und Wunsch“ uns vorschweben? Oder entnehmen wir nicht vielmehr aus dem Beispiel, einerseits von Hellas und Rom, anderseits vom pseudorömischen Imperium, sowie aus manchen anderen Beispielen der Geschichte, dass nur innerhalb jener Abgrenzungen, in denen scharf ausgeprägte, individuelle Volkscharaktere entstehen, der Mensch sein höchstes Mass erreicht? Ist wirklich unser jetziger Zustand in Europa mit seinen vielen, durchgebildeten Idiomen, ein jedes mit einer eigenen, eigenartigen Poesie und Litteratur, ein jedes der Ausdruck einer bestimmten, charakteristischen Volksseele, ist dieser Zustand ein Rückschritt gegenüber der Zeit, wo Lateinisch und Griechisch als eine Art Zwillingsvolapük die vaterlandslosen römischen Unterthanen alle

miteinander verbanden? Ist Blutgemeinschaft nichts? Kann Gemeinsamkeit der Erinnerung und des Glaubens durch abstrakte Ideale ersetzt werden? Vor allem, handelt es sich um eine Sache des persönlichen Gutdünkens, und liegt kein deutlich erkennbares Naturgesetz vor, nach welchem unser Urteil sich richten m u s s ? Lehren uns nicht die biologischen Wissenschaften, dass im gesamten Tier- und Pflanzenreich ausnehmend edle Geschlechter — das heisst also, Geschlechter mit ungewöhnlichen Leibes- und Geisteskräften begabt — nur unter bestimmten, die Zeugung neuer Individuen beschränkenden Bedingungen entstehen? Ist es nicht unter Berücksichtigung dieser sämtlichen, menschlichen und aussermenschlichen, Phänomene möglich, eine klare Antwort auf die Frage zu erhalten: W a s i s t R a s s e ? Und wird sich nicht aus dem Bewusstsein dessen, was Rasse ist, dann ohne Weiteres ergeben, was das Fehlen bestimmter Rassen für die Geschichte bedeuten muss? Zu allen diesen Fragen regt der Anblick jener unmittelbaren Erben des grossen Vermächtnisses lebhaft an. Fragen wir zunächst nach Rassen ganz im Allgemeinen; daran erst wird sich eine nutzbringende Betrachtung der hier speziell vorliegenden Verhältnisse und ihrer Bedeutung im Gange der Geschichte, somit auch für das 19. Jahrhundert knüpfen.

Vielleicht giebt es keine Frage, über die selbst bei hochgebildeten, ja gelehrten Männern eine so mitternächtliche Unwissenheit herrscht, wie über das Wesen und die Bedeutung des Begriffes „R a s s e“. Was sind reine Rassen? Woher kommen sie? Haben sie geschichtlich etwas zu bedeuten? Ist der Begriff weit oder eng zu nehmen? Weiss man etwas darüber, oder nicht? Wie verhalten sich die Begriffe Rasse und Nation zu einander? Ich gestehe, mein Leben lang über alle diese Dinge lauter Unzusammenhängendes, Widerspruchsvolles gehört und gelesen zu haben, ausser von einigen Specialisten unter den Naturforschern, die aber nur in den seltensten Fällen ihr klares, ausführliches Wissen auf das Menschengeschlecht anwenden. Kein Jahr vergeht, ohne dass uns auf internationalen Kongressen von tonangebenden Nationalökonomen, Ministern, Bischöfen, Natur-

forschern versichert werde, es gebe zwischen den Völkern keinen Unterschied, keine Ungleichheit. Germanen, die auf das Moment der Rassenverwandtschaft Nachdruck legen, Juden, die unter uns sich fremd fühlen und sich in ihre asiatische Heimat zurücksehnen, pflegen gerade von Männern der Wissenschaft mit Tadel und Hohn überschüttet zu werden. Professor Virchow zum Beispiel sagt[1]) von den Regungen des Stammesbewusstseins unter uns, sie seien nur durch den „Verlust des gesunden Menschenverstandes“ zu erklären; im Übrigen stünde man „ratlos vor einem Rätsel, von dem Niemand weiss, was es eigentlich soll in dieser Zeit der Rechtsgleichheit.“ Nichtsdestoweniger schliesst der gelehrte Mann seinen Vortrag mit dem Wunsche nach „in sich selbst ruhenden, schönen Persönlichkeiten.“ Als ob die gesamte Geschichte nicht da wäre, um uns zu zeigen, wie Persönlichkeit und Rasse auf das Engste zusammenhängen, wie die Art der Persönlichkeit durch die Art ihrer Rasse bestimmt wird und die Macht der Persönlichkeit an gewisse Bedingungen ihres Blutes geknüpft ist! Und als ob die wissenschaftliche Tier- und Pflanzenzüchtung uns nicht ein ungeheuer reiches und zuverlässiges Material böte, an dem wir sowohl die Bedingungen, wie auch die Bedeutung von „Rasse“ kennen lernen! Entstehen die sogenannten (und mit Recht so genannten) „edlen“ Tierrassen, die Zugpferde vom Limousin, die amerikanischen Traber, die irischen Renner, die absolut zuverlässigen Jagdhunde durch Zufall und Promiskuität? Entstehen sie, indem man den Tieren Rechtsgleichheit gewährt, ihnen das selbe Futter vorwirft und über sie die nämliche Rute schwingt? Nein, sie entstehen durch geschlechtliche Zuchtwahl und durch strenge Reinhaltung der Rasse. Und zwar bieten uns die Pferde, namentlich aber die Hunde jede Gelegenheit zu der Beobachtung, dass die geistigen Gaben Hand in Hand mit den

---

[1]) *Der Übergang aus dem philosophischen in das naturwissenschaftliche Zeitalter,* Rektoratsrede 1893, S. 30 fg. — Ich wähle dieses eine Beispiel aus hunderten, weil Virchow als einer der fleissigsten Anthropologen und Ethnographen des 19. Jahrhunderts, auch sonst ein vielerfahrener und gelehrter Mann, hier eigentlich hätte Bescheid wissen müssen.

physischen gehen; speziell gilt dies von den moralischen Anlagen. Ein Bastardhund ist nicht selten sehr klug, jedoch niemals zuverlässig, sittlich ist er stets ein Lump. Andauernde Promiskuität unter zwei hervorragenden Tierrassen führt ausnahmslos zur Vernichtung der hervorragenden Merkmale von beiden![1]) Warum sollte die Menschheit eine Ausnahme bilden? Ein Kirchenvater mochte das wohl wähnen; steht es aber einem hochangesehenen Naturforscher gut an, das Gewicht seines grossen Einflusses in die Wagschale mittelalterlichen Aberglaubens und Unwissens zu werfen? Wahrlich, man möchte unseren philosophisch so verwahrlosten naturwissenschaftlichen Autoritäten einen logischen Kursus bei Thomas von Aquin wünschen; er könnte ihnen nur heilsam sein. In Wahrheit sind die Menschenrassen, trotz des breiten, gemeinsamen Untergrundes, von einander in Bezug auf Charakter, auf Anlagen, und vor Allem in Bezug auf den Grad der einzelnen Befähigungen so verschieden wie Windhund, Bulldogge, Pudel und Neufund- länder. Die Ungleichheit ist ein Zustand, auf den die Natur überall hinarbeitet; nichts Ausserordentliches entsteht ohne „Specialisierung“; beim Menschen, genau so wie beim Tier, ist es die Specialisierung, welche edle Rassen hervorbringt; die Geschichte und die Ethnologie sind da, um dem blödesten Auge dieses Geheimnis zu enthüllen. Hat nicht jede echte Rasse ihre eigene Physiognomie, herrlich, unvergleichlich? Wie wäre hellenische Kunst ohne Hellenen entstanden? Wie bald hat nicht die eifersüchtige Feindschaft zwischen den einzelnen Städten des kleinen Griechenland jedem Teilchen seine eigene scharf ausgeprägte Individualität innerhalb des eigenen Familientypus gespendet! Wie schnell ward sie wieder verwischt, als Makedonier und Römer mit ihrer nivellierenden Hand über das Land hinwegführen! Und wie entfloh nach und nach alles, was dem Wort „hellenisch“

---

[1]) Siehe namentlich Darwin *Animals and Plants under Domestication,* Kap. XV und XIX. *„Free crossing obliterates characters.“* Über „die abergläubische Sorgfalt, mit welcher die Araber ihre Pferderasse rein erhalten“, findet man interessante Angaben in Gibbon's *Roman Empire,* Kap. 50. Siehe auch Burton's *Meccah.* Kap. 29.

ewigen Sinn verliehen hatte, als von Norden, von Osten und von Westen immer neue Scharen unverwandter Völker ins Land zogen und mit echten Hellenen sich vermengten! Die Gleichheit, vor der Professor Virchow seinen Bonzendienst verrichtet, war jetzt da, alle Wälle waren geschleift, alle Grenzen bedeutungslos; auch war die Philosophie, gegen die sich Virchow in dem selben Vortrag so sehr ereifert, ausgetilgt und durch den allergesündesten „Menschenverstand“ ersetzt; die schöne hellenische Persönlichkeit jedoch, ohne die wir alle noch heute nur mehr oder weniger civilisierte Barbaren wären, — sie war verschwunden, auf ewig verschwunden. *„Crossing obliterates characters.“*

Wenn nun die Männer, die über Wesen und Bedeutung der Rassen am genauesten Bescheid wissen sollten, einen so unglaublichen Mangel an Urteil an den Tag legen, wenn sie dort, wo reichste Anschauung sicherste Erkenntnis giebt, ihr hohle politische Phrasen entgegenstellen, wer soll sich da noch wundern, dass ungelehrte Menschen viel Unsinn reden, selbst dann, wenn ihr Instinkt sie den richtigen Weg weist? Denn das Interesse für diesen Gegenstand ist in weiten Schichten geweckt, und da der Gelehrte kläglich versagt, sucht der Ungelehrte sich allein zu helfen. Als Graf Gobineau in den fünfziger Jahren sein geniales Werk über die Ungleichheit der menschlichen Rassen veröffentlichte, blieb es unbeachtet; kein Mensch wusste, was eine solche Betrachtung sollte; man stand, wie der arme Virchow, „ratlos vor einem Rätsel“. Seit dem Ausgang des 19. Jahrhunderts ist es anders geworden: der leidenschaftlichere, treibende Teil der Nationen schenkt jetzt gerade dieser Frage viel Aufmerksamkeit. Aber in welchem Wirrwarr von Widersprüchen, von Irrtümern, von Wahngebilden bewegt sich die öffentliche Meinung! Man sehe doch, wie Gobineau seine Darlegung — so erstaunlich reich an später bestätigten intuitiven Ahnungen und an historischem Wissen — auf die dogmatische Annahme gründet, die Welt sei von Sem, Ham und Japhet bevölkert worden; e i n solch' klaffender Riss in dem Urteilsvermögen genügt, um ein derartiges Werk, trotz aller dokumentarischen Begründung, in die hybride Gattung der „wissenschaftlichen Phantasmagorieen“ zu verweisen. Hiermit

hängt Gobineau's weitere Wahnvorstellung zusammen: die von Hause aus „reinen“, edlen Rassen vermischten sich im Verlauf der Geschichte und würden mit jeder Vermischung unwiederbringlich unreiner und unedler, woraus sich dann notwendigerweise eine trostlos pessimistische Ansicht über die Zukunft des Menschengeschlechtes ergeben muss. Die erwähnte Annahme beruht jedoch auf einer gänzlichen Unkenntnis der physiologischen Bedeutung dessen, was man unter „Rasse“ zu verstehen hat. Eine edle Rasse fällt nicht vom Himmel herab, sondern sie w i r d nach und nach edel, genau so wie die Obstbäume, und dieser Werdeprozess kann jeden Augenblick von Neuem beginnen, sobald ein geographisch-historischer Zufall oder ein fester Plan (wie bei den Juden) die Bedingungen schafft. Ähnlichen Widersinnigkeiten begegnen wir überall auf Schritt an Tritt. Wir haben z. B. eine mächtige „antisemitische“ Bewegung: ja, sind denn die Juden und die übrigen Semiten identisch? Haben sich nicht die Juden gerade durch ihre Entwickelung zu einer besonderen, reinen Rasse tief differenziert? Ist es sicher, dass der Entstehung dieses Volkes nicht eine wichtige Kreuzung voranging? Und was ist ein A r i e r ? Wir hören so Vieles und Bestimmtes darüber aussagen. Dem Semiten, unter dem wir im gewöhnlichen Leben lediglich den Juden verstehen (was doch wenigstens eine durchaus konkrete, auf Erfahrung beruhende Vorstellung bedeutet) stellen wir den Arier entgegen. Was ist das aber für ein Mensch? Welcher konkreten Vorstellung entspricht er? Nur wer nichts von Ethnographie weiss, kann eine bestimmte Antwort auf diese Frage wagen. Sobald man diesen Ausdruck nicht auf die zweifelsohne miteinander verwandten Indo-Eranier beschränkt, gerät man in das Gebiet der ungewissen Hypothesen.[1]) Physisch weichen die Völker, die wir unter dem

[1]) Selbst mit dieser so sehr eingeschränkten Behauptung, die ich aus den besten mir bekannten Büchern schöpfte, scheine ich mehr vorausgesetzt zu haben, als die Wissenschaft mit Sicherheit behaupten kann; denn ich lese in einer Specialarbeit: *Les Aryens au nord et au sud de l'Hindou-Kousch* von Charles de Ujfalvi (Paris 1896, S. 15) : *„Le terme d'aryen est de pure convention; les peuples*

Namen „Arier“ zusammenzufassen gelernt haben, weit von einander ab; sie weisen den verschiedensten Schädelbau auf, auch verschiedene Farbe der Haut, der Augen und des Haares; und gesetzt, es habe eine gemeinsame indoeuropäische Urrasse gegeben, was kann man gegen das sich täglich anhäufende Material anführen, welches wahrscheinlich macht, dass auch andere, ganz unverwandte Typen von jeher in unseren heutigen sog. arischen Nationen reichlich vertreten sind, wonach man höchstens von einzelnen Individuen, nimmer von einem ganzen Volke sagen dürfte, es sei „arisch“? Sprachliche Verwandtschaft liefert keinen zwingenden Beweis für Gemeinschaft des Blutes; die auf sehr geringe Indizien hin vorausgesetzte Einwanderung der sogenannten Indoeuropäer aus Asien stösst auf die grosse Schwierigkeit, dass die Forschung immer mehr Gründe zu der Annahme findet, die Bevölkerung, welche wir als europäische Arier zu bezeichnen pflegen, sei seit undenklichen Zeiten in Europa ansässig;[1]) für die umgekehrte Hypothese einer Kolonisation Indiens von Europa aus finden sich nicht die geringsten Anhaltspunkte... kurz, es ist diese Frage das, was die Bergleute ein „schwimmendes Land“ nennen; wer die Gefahr kennt, wagt sich möglichst wenig darauf. Je mehr man sich bei den Fachmännern erkundigt, um so weniger kennt man sich aus. Ursprünglich waren es die Sprachforscher, die den Kollektivbegriff „Arier“ aufstellten. Dann

---

éraniens au nord et les tribus hindoues au sud du Caucasc indien diffèrent absolument comme type et descendent, sans aucun doute de deux races différentes.“

[1]) G. Schrader (*Sprachvergleichung und Urgeschichte*), der die Frage mehr vom rein linguistischen Standpunkt aus studiert hat, gelangt zu dem Schluss: „Die uralte Ansässigkeit der Indogermanen in Europa ist erwiesen“; Johannes Ranke (*Der Mensch*) meint, es sei nunmehr erhärtet, dass wenigstens ein grosser Teil der Bevölkerung Europas schon zur Steinzeit „Arier gewesen sind“; und Virchow, dessen Autorität auf anthropologischem Gebiete um so grösser ist, als er unbedingten Respekt vor Thatsachen beweist und nicht wie Huxley und manche Andere darwinistische Luftschlösser aufbaut, Virchow meint, man könne nach dem anatomischen Befund die Behauptung aufstellen: „Die ältesten Troglodyten Europas seien vom arischen Stamme gewesen!“ (nach Ranke: *Der Mensch,* II, 578 citiert).

kamen die anatomischen Anthropologen; die Unzulässigkeit der Schlüsse aus blosser Sprachenkunde wurde dargethan, und nun ging es ans Schädelmessen; die Craniometrie wurde ein Beruf, sie lieferte auch eine Menge enorm interessanten Materials; neuerdings aber ereilt diese sog. „somatische Anthropologie“ das selbe Schicksal wie seiner Zeit die Linguistik: die Ethnographen haben zu reisen und wissenschaftlich-planmässige Beobachtungen am l e b e n d e n Menschen zu unternehmen begonnen und dabei dargethan, dass der Knochenmessung durchaus nicht die Wichtigkeit zukommt, die man ihr beizulegen pflegte; einer der bedeutendsten Schüler Virchow's ist zu der Überzeugung gelangt: der Gedanke, durch Schädelmessungen Probleme der Völkerkunde zu lösen, sei unfruchtbar.[1]) Diese ganze Entwickelung hat in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stattgefunden; wer weiss, was man im Jahre 1950 über den „Arier“ lehrt? Heute jedenfalls, ich wiederhole es, kann der Laie nur schweigen.[2]) Schlägt er aber bei einem der bekannten Fachmänner nach, so wird er belehrt, die Arier „seien eine Erfindung der Studierstube und kein Urvolk“,[3]) erkundigt er sich bei einem anderen, so wird ihm geantwortet, die gemeinsamen Merkmale der Indoeuropäer, vom Atlantischen Ozean bis nach Indien, seien genügend, um die thatsächliche Blutsverwandt s c h a f t ausser allen Zweifel zu stellen.[4])

---

[1]) Ehrenreich: *Anthropologische Studien über die Urbewohner Brasiliens* (1897).

[2]) Wenn ich in diesem Buche das Wort Arier gebrauche, so thue ich es in dem Sinne des ursprünglichen Sanskritwortes ârya = „zu den Freunden gehörig“, ohne mich zu irgend einer Hypothese zu verpflichten. Die Verwandtschaft im Denken und im Fühlen bedeutet auf alle Fälle eine Zusammengehörigkeit. (Vgl. das S. 121, Anmerk. 1 Gesagte).

[3]) R. Hartmann: *Die Negritier* (1876) S. 185. Ähnlich Luschan und viele Forscher. Salomon Reinach z. B. (*L'origine des Aryens,* 1892, S. 90) schreibt: *„Parler d‘une race aryenne d‘il y a trois mille ans, c‘est émettre une hypothèse gratuite: en parler comme si elle existait encore aujourd‘hui, c‘est dire tout simplement une absurdité.“*

[4]) Friedrich Ratzel, Johannes Ranke, Paul Ehrenreich u. s. w.,

Ich hoffe, in diesen zwei Absätzen die grosse Konfusion veranschaulicht zu haben, welche unter uns heute in Bezug auf den Begriff „Rasse“ besteht. Diese Konfusion ist nicht nötig, d. h., bei uns praktischen, handelnden, dem Leben angehörigen Männern nicht. Und zwar darum nicht, weil wir, um die Lehren der Geschichte zu deuten und um, im Zusammenhang hiermit, unsere Gegenwart zu begreifen, gar nicht nach verborgenen Ursprüngen und Ursachen zu forschen brauchen. Schon im vorigen Abschnitt habe ich Goethe‘s Worte angeführt: „Lebhafte Frage nach der Ursache ist von grosser Schädlichkeit.“ Was klar vor Aller Augen liegt, genügt schon, wenn nicht für die Wissenschaft, so doch für das Leben. Die Wissenschaft freilich muss ihren dornigen, doch ewig reizvollen Weg weiterwandeln; sie gleicht

---

überhaupt die neueren, vielgereisten Ethnographen. Jedoch geschieht das mit vielen Schwankungen, da die Verwandtschaft nicht notwendigerweise auf gemeinsamem Ursprung beruht, sondern auch durch Kreuzung entstanden sein könnte. Ratzel z. B., der an einer Stelle die Einheitlichkeit der gesamten indoeuropäischen Rasse positiv behauptet (siehe *Litterarisches Centralblatt,* 1897, S. 1295) sagt an einer anderen (*Völkerkunde,* 1895, II., 731): „die Annahme, dass alle diese Völker einerlei Ursprungs seien, ist nicht notwendig oder wahrscheinlich.“ — Sehr bemerkenswert ist es, dass auch die Leugner der arischen Rasse nichtsdestoweniger immerfort von ihr sprechen; als *„working hypothesis“* können sie sie nicht entbehren. Selbst Reinach redet, nachdem er nachgewiesen hat, eine arische Rasse habe es niemals gegeben, später doch in einem unvorsichtigen Augenblick von dem „gemeinsamen Ursprung der Semiten und der Arier“ (a. a. O., S. 98). — Der oben angeführte Ujfalvi ist infolge eingehenderer Studien später zu dem entgegengesetzten Schlusse gekommen und glaubt an eine *grande famille aryenne.* Überhaupt können Anthropologen, Ethnologen und selbst Historiker, Religionsforscher, Philologen, Rechtsgelehrte des Begriffes „Arier“ von Jahr zu Jahr weniger entraten. Und dennoch wird Unsereiner, wenn er noch so vorsichtigen und streng umschränkten Gebrauch von dieser Vorstellung macht, von akademischen Skribenten und namenlosen Zeitungsreferenten verhöhnt und verunglimpft. Möge der Leser dieses Buches der Wissenschaft mehr trauen als den offiziellen Verflachern und Nivellierern und als den berufsmässigen antiarischen Konfusionsmachern. Würde auch bewiesen, dass es in der Vergangenheit nie eine arische Rasse gegeben hat, so wollen wir, dass es in der Zukunft eine gebe; für Männer der That ist dies der entscheidende Gesichtspunkt.

einem Bergsteiger, der jeden Augenblick die höchste Kuppe zu erreichen wähnt, dahinter aber alsbald eine noch höhere entdeckt. Doch ist das Leben an diesen wechselnden Hypothesen nur ganz indirekt beteiligt. Eine der verhängnisvollsten Verirrungen unserer Zeit ist die, welche uns dazu treibt, den sogenannten „Ergebnissen“ der Wissenschaft ein Übergewicht in unseren Urteilen einzuräumen. Gewiss kann Wissen aufklärend wirken, das ist aber nicht immer der Fall, namentlich deswegen nicht, weil dieses Wissen ewig auf schwanken Füssen steht. Wie können denn einsichtsvolle Menschen bezweifeln, dass vieles, was wir heute zu wissen wähnen, in 100, 200, 500 Jahren als krasse Ignoranz belächelt werden wird? Manche Thatsachen mögen freilich schon heute als endgültig sichergestellt betrachtet werden; neues Wissen rückt aber die selben Thatsachen in ein völlig neues Licht, verbindet sie zu früher nicht geahnten Figuren, verrückt sie in der Perspektive; das Urteil nach dem jeweiligen Stand der Wissenschaft richten, ist das selbe, als wenn ein Maler die Welt durch ein durchsichtiges, ewig wechselndes Kaleidoskop statt mit dem blossen Auge betrachten wollte. Reine Wissenschaft (im Gegensatz zur industriellen) ist ein edles Spielzeug; ihr grosser geistiger und sittlicher Wert beruht zum nicht geringen Teil gerade darauf, dass sie nichts „nützt“; in dieser Beziehung ist sie der Kunst durchaus analog, sie bedeutet das nach aussen gewandte Sinnen; und da die Natur unerschöpflich reich ist, führt sie dadurch dem Inneren immer neues Material zu, bereichert dessen Inventar an Vorstellungen und bereitet der Phantasie eine neue Traumwelt als Ersatz für die allmählich ver- blassende alte.[1]) Das Leben dagegen, rein als solches, ist ein anderes Wesen als das systematische Wissen, ein weit stabileres, fester gegründetes, umfassenderes; es ist eben der Inbegriff aller Wirklichkeit, während selbst die präziseste Wissenschaft schon

---

[1]) In ähnlicher Weise äussert sich der Physiker Lichtenberg: „Die Naturlehre ist, für mich wenigstens, eine Art von *sinking fund* (Tilgungsfond) für die Religion, wenn die vorwitzige Vernunft Schulden macht.“ (*Fragmentarische Bemerkungen über physikalische Gegenstände,* 15.)

das verdünnte, verallgemeinerte, nicht mehr unmittelbare Wirkliche darstellt. Ich verstehe hier unter Leben, was man sonst wohl auch „Natur“ nennt, wie wenn zum Beispiel die moderne Medizin lehrt: durch das Fieber befördert die N a t u r den Stoffwechsel und verteidigt den Menschen gegen die Krankheit, die ihn beschlichen hat. Die Natur ist eben, was man „selbstwirkend“ nennt; ihre Wurzeln reichen weit tiefer hinunter, als bis wohin das Wissen wird jemals gelangen können. Und so meine ich nun, dass wir — die wir als denkende, vielwissende, kühn träumende und forschende Wesen doch gewiss eben solche integrierende Bestandteile der Natur sind wie alle anderen Wesen und Dinge und wie unser eigener Leib — mit grosser Zuversicht uns dieser Natur, diesem Leben anvertrauen dürfen. Wenn auch die Wissenschaft uns an gar vielen Stellen im Stiche lässt, wenn sie, wetterwendisch wie ein moderner Parlamentspolitiker, heute verlacht, was sie gestern als ewige Wahrheit lehrte, das darf uns nicht beirren; so viel wir zum Leben brauchen, werden wir schon erfahren. Überhaupt ist die Wissenschaft eine zwar herrliche, doch nicht ungefährliche Freundin; sie ist eine grosse Gauklerin und verführt den Geist leicht zu toller Schwärmerei; Wissenschaft und Kunst sind wie die Rosse an Plato‘s Seelenwagen; der „gesunde Menschenverstand“ (um dessen Verlust Professor Virchow klagte) bewährt sich nicht zum wenigsten darin, dass er die Zügel straff spannt und diesen edlen Tieren nicht gestattet, mit seinem natürlichen, gesunden Urteil durchzugehen. Einfach vermöge unserer Eigenschaft als lebendige Wesen steckt in uns eine unendlich reiche und sichere Fähigkeit, dort, wo es Not thut, auch ohne Gelehrsamkeit das Richtige zu treffen. Wer unbefangen und mit lauterem Sinn die Natur befragt — „die Mütter“, wie sie die alten Mythen nannten — kann sicher sein, eine Antwort zu erhalten, wie sie eine Mutter ihrem Sohne giebt, nicht immer logisch untadelhaft, doch wesentlich richtig, verständlich und auf das Beste des Sohnes mit sicherem Instinkte gerichtet. So auch in der Frage, was R a s s e zu bedeuten habe: eine der wichtigsten, vielleicht die allerwichtigste Lebensfrage, die an den Menschen herantreten kann.

Bedeutung von Rasse

Unmittelbar überzeugend wie nichts anderes ist der Besitz von „R a s s e“ im e i g e n e n Bewusstsein. Wer einer ausgesprochenen, reinen Rasse angehört, empfindet es täglich. Die Tyche seines Stammes weicht nicht von seiner Seite: sie trägt ihn, wo sein Fuss wankt, sie warnt ihn, wie der Sokratische Daimon, wo er im Begriffe steht, auf Irrwege zu geraten, sie fordert Gehorsam und zwingt ihn oft zu Handlungen, die er, weil er ihre Möglichkeit nicht begriff, niemals zu unternehmen gewagt hätte. Schwach und fehlervoll wie alles Menschliche, erkennt dennoch ein solcher Mann sich selbst (und wird von guten Beobachtern erkannt) an der S i c h e r h e i t seines Charakters, sowie daran, dass seinem Thun eine einfache Grösse zu eigen ist, die in dem bestimmt Typischen, Überpersönlichen ihre Erklärung findet. Rasse hebt eben einen Menschen über sich selbst hinaus, sie verleiht ihm ausserordentliche, fast möchte ich sagen übernatürliche Fähigkeiten, so sehr zeichnet sie ihn vor dem aus einem chaotischen Mischmasch von allerhand Völkern hervorgegangenen Individuum aus; und ist nun dieser edelgezüchtete Mensch zufällig ungewöhnlich begabt, so stärkt und hebt ihn die Rassenangehörigkeit von allen Seiten, und er wird ein die gesamte Menschheit überragendes Genie, nicht weil er wie ein flammendes Meteor durch eine Laune der Natur auf die Erde herabgeworfen wurde, sondern weil er wie ein aus tausend und abertausend Wurzeln genährter Baum stark, schlank und gerade zum Himmel emporwächst — kein vereinzeltes Individuum, sondern die lebendige Summe ungezählter, gleichgerichteter Seelen. Wer ein offenes Auge besitzt, erkennt ja bei Tieren „Rasse“ sofort. Sie zeigt sich an dem ganzen Habitus und bekundet sich in hundert Einzelheiten, die sich der Analyse entziehen; ausserdem bewährt sie sich in den Leistungen, denn ihr Besitz führt immer zu etwas Excessivem, Ungewöhnlichem, ja, wenn man will, zu Übertriebenem und Einseitigem. Man kennt Goethe‘s Behauptung, einzig das Überschwängliche mache die Grösse;[1]) das ist es, was

[1]) *Materialien zur Geschichte der Farbenlehre,* Abschnitt über Newton‘s Persönlichkeit.

eine aus vorzüglichem Material gezüchtete Rasse den Individuen verleiht: ein Überschwängliches. Und wahrlich, was jedes Rennpferd, jeder rein gezüchtete Fuchsterrier, jedes Cochinchinahuhn uns lehrt, das lehrt uns die Geschichte unseres eigenen Geschlechtes mit beredter Zunge! Ist nicht die Blüte des hellenischen Volkes ein Überschwängliches sondergleichen? Und sehen wir dieses Überschwängliche nicht erst entstehen, als die Zuzüge aus dem Norden aufgehört haben und die verschiedenen kräftigen Stämme auf der Halbinsel nunmehr abgeschlossen zu einer neuen Rasse verschmelzen, reicher und schillernder dort, wo das verwandte Blut aus verschiedenen Quellen zusammenfloss, wie in Athen, einfacher und widerstandsfähiger, wo selbst dieser Vermischung ein Riegel vorgeschoben worden war, wie in Lakedämon? Wird die Rasse nicht wie ausgelöscht, sobald das Schicksal das Land aus seiner stolzen Exklusivität losreisst und es einem grösseren Ganzen einverleibt?[1]) Lehrt nicht Rom das selbe? Sehen wir nicht auch hier aus einer besonderen Blut-

---

[1]) Dass dieses Auslöschen nur allmählich geschah, und zwar trotz einer politischen Situation, die eigentlich, wenn hier nicht Rassenanlagen bestimmend gewesen wären, das Hellenische sofort hätte aus der Welt austilgen müssen, ist bekannt. Bis weit in die christliche Zeit hinein blieb Athen der Mittelpunkt des geistigen Lebens der Menschheit; Alexandrien machte zwar mehr von sich reden, dafür sorgte das starke semitische Kontingent; wer aber ernstlich studieren wollte, reiste nach Athen, bis christliche Beschränktheit im Jahre 529 die dortigen Schulen auf immer schloss, und wir erfahren, dass noch damals selbst der Mann aus dem Volke sich in Athen „durch die Lebhaftigkeit seines Geistes, die Korrektheit der Sprache und die Sicherheit des Geschmackes auszeichnete“. (Gibbon, Kap. 40.) Eine ausführliche und in ihrer Klarheit höchst fesselnde Darlegung der allmählichen Vernichtung der hellenischen Rasse durch fremde Einwanderung findet man in George Finlay: *Medieval Greece,* ch. 1. Nacheinander waren römische Soldatenkolonien aus allen Teilen des Imperiums, dann Kelten, Germanen, Slavonier, Bulgaren, Wallachen, Albanesen u. s. w. in das Land gezogen und hatten sich mit der ursprünglichen Bevölkerung vermischt. Die Zakonen, die noch im 15. Jahrhundert zahlreich waren, jetzt aber fast ganz ausgestorben sind, sollen die einzigen reinen Hellenen sein.

mischung[1]) eine durchaus neue Rasse hervorgehen, keiner späteren in Anlagen und Fähigkeiten ähnlich, mit überschwänglicher Kraft begabt? Und vollbringt nicht hier der Sieg, was dort die Niederlage vollbrachte, nur noch viel schneller? Wie ein Katarakt stürzt das fremde Blut in das fast entvölkerte Rom, und alsbald haben die Römer aufgehört zu sein. Wäre von allen Semiten ein einziges winziges Völkchen zu einer die Welt umspannenden Macht geworden, wenn nicht die Reinheit der Rasse sein unerschütterliches Grundgesetz gebildet hätte? In Tagen, wo so viel Unsinn über diese Frage geredet wird, lasse man sich von Disraeli belehren, dass die ganze Bedeutung des Judentums in der Reinheit seiner Rasse liege, diese allein verleihe ihm Kraft und Bestand, und wie es die Völker des Altertums überlebt habe, so werde es, dank seiner Kenntnis dieses Naturgesetzes, die sich ewig vermischenden Stämme der Gegenwart überleben.[2])

Was sollen uns die weitläufigen wissenschaftlichen Untersuchungen, ob es unterschiedliche Rassen gebe? ob Rasse einen Wert habe? wie das möglich sei und so weiter? Wir kehren den Spiess um und sagen: dass es welche giebt, ist evident; dass die Qualität der Rasse entscheidende Wichtigkeit besitzt, ist eine Thatsache der unmittelbaren Erfahrung; Euch kommt nur zu, das Wie und das Warum zu erforschen, nicht Eurer Unwissenheit zuliebe die Thatsachen selbst abzuleugnen. Einer der bedeutendsten Ethnologen des heutigen Tages, Adolf Bastian, bezeugt: „Was wir in der Geschichte bemerken, ist keine Umwandlung, kein Übergehen der Rassen ineinander, sondern es sind neue und vollkommene Schöpfungen, die die ewig junge Produktionskraft der Natur aus dem Unsichtbaren des Hades hervortreten lässt.“[3]) Wer die kleine Strecke von

---

[1]) Vergl. S. 135, Anm.

[2]) Siehe die Romane *Tancred und Coningsby*. In letzterem sagt Sidonia: „Rasse ist alles; es giebt keine andere Wahrheit. Und jede Rasse muss zu Grunde gehen, die ihr Blut sorglos Vermischungen hingiebt.“

[3]) *Das Beständige in den Menschenrassen und die Spielweite ihrer Veränderlichkeit,* 1868, S. 26.

Calais nach Dover zurückgelegt hat, glaubt sich auf einem anderen Gestirn angekommen, so tief ist der Unterschied zwischen den doch so vielfach verwandten Engländern und Franzosen. Zugleich kann der Beobachter an diesem Beispiel den Wert der reineren „Inzüchtung“ kennen lernen. England ist durch seine Insellage so gut wie abgeschnitten; die letzte (nicht sehr zahlreiche) Invasion fand vor 800 Jahren statt, seitdem sind nur einige Tausend Niederländer, später einige Tausend Hugenotten hinübergesiedelt (alles Stammesverwandte), und so ist die augenblicklich unzweifelhaft s t ä r k s t e Rasse Europas gezüchtet worden.[1])

Die unmittelbare Erfahrung bietet uns aber eine Reihe ganz andersgearteter Beobachtungen über Rasse, durch die wir nach und nach unser Wissen erweitern und bestimmter gestalten können. Im Gegensatz zu der neuen, werdenden, angelsächsischen Rasse sehe man sich zum Beispiel die Sephardim an, die sogenannten „spanischen Juden“; hier erfährt man, wie eine echte Rasse sich durch Reinheit Jahrhunderte, ja Jahrtausende hindurch edel erhalten kann, zugleich aber, wie sehr es not thut, zwischen den wirklich edel gezüchteten Teilen eines Volkes und den übrigen zu unterscheiden. In England, Holland und Italien giebt es noch echte Sephardim, wenige aber, da sie der Vermengung mit den Aschkenazim (den sogenannten „deutschen Juden“) kaum mehr ausweichen können. So haben zum Beispiel die Montefiores der jetzigen Generation alle ohne Ausnahme deutsche Jüdinnen geheiratet. Jeder aber, der im Osten von Europa gereist ist, wo die unverfälschten Sephardim noch heute jeglichem Verkehr mit deutschen Juden, vor denen sie einen fast

---

[1]) Hier wäre auch Japan zu nennen, wo ebenfalls eine glückliche Vermischung und nachher inselhafte Abgeschiedenheit zur Bildung einer sehr merkwürdigen Rasse geführt hat, viel stärker und (innerhalb der mongoloiden Möglichkeitssphäre) viel tiefer beanlagt als die meisten Europäer es ahnen. Vielleicht die einzigen Bücher, in denen man die japanische Seele kennen lernt, sind die des L a f c a d i o H e a r n: *Kokoro, hints and echoes of Japanese inner life; Gleanings in Buddha fields;* u. A.

komischen Abscheu an den Tag legen, möglichst aus dem Wege gehen, wird mir beistimmen, wenn ich sage, dass man erst durch den Anblick und den Verkehr mit diesen Männern die Bedeutung des Judentums in der Weltgeschichte begreifen lernt. Das ist Adel im vollsten Sinne des Wortes, echter Rassenadel! Schöne Gestalten, edle Köpfe, Würde im Reden und Gebahren. Der Typus ist „semitisch“ in dem selben Sinne wie der gewisser vornehmer syrischer oder arabischer Männer. Dass aus solcher Leute Mitte Propheten und Psalmisten hervorgehen konnten, das verstand ich beim ersten Anblick, was mir, aufrichtig gestanden, selbst bei der genauesten Betrachtung der vielen hundert Bochers in der Friedrichstrasse zu Berlin nie hatte gelingen wollen. Wenn wir in den heiligen Büchern der Juden Umschau halten, so sehen wir auch, dass die Umbildung des Monopolytheismus dieses Volkes zu der immerhin grossartigen (wenn auch für unser Gefühl zu mechanisch-materialistischen) Vorstellung eines wirkliche kosmischen Monotheismus das Werk nicht der Gesamtheit, sondern eines ganz kleinen Bruchteiles der Bevölkerung ist; ja, diese Minorität hat einen unaufhörlichen Kampf gegen jene Majorität zu führen, und sie muss ihr die edlere Lebensauffassung mit Macht aufzwingen, d. h. mit der höchsten menschlichen Gewalt, der Macht der Persönlichkeit. Die übrige Bevölkerung macht den Eindruck einer ungewöhnlich gemeinen, jeder höheren Regung baren Masse, die Reichen hart und ungläubig, die Armen wankelhaft und stets voll der Sehnsucht, sich dem erbärmlichsten schmutzigsten Götzendienst in die Arme zu werfen — oder es müssten die Propheten stark übertrieben haben. Der Gang der jüdischen Geschichte hat nun für eine eigentümliche Zuchtwahl der moralisch höher Stehenden gesorgt: durch die Exile, durch die fortwährende Ausscheidung in die Diaspora, welche eine Folge der Armut des Landes und der bedrängten Lage war, blieben (von den besseren Klassen) nur die gesinnungstreuesten zurück, und diese perhorrescierten jegliche eheliche Verbindung — auch mit Juden! — in welcher nicht beide Teile die ungetrübt reine Abstammung aus einem der Stämme Israels darthun konnten und deren strenge Orthodoxie nicht über jeden Zweifel erhaben

war.[1]) Da blieb denn keine sehr grosse Auswahl; denn die nächsten Nachbarn, die Samaritaner, waren heteredox, und in den ferneren Landesteilen war, ausser bei den getrennt sich haltenden Leviten, die Bevölkerung vielfach stark gemischt. Auf diese Art wurde dort Rasse gezüchtet. Und als nun die endliche Zerstreuung kam, wurden diese einzigen echten Juden alle, oder fast alle, nach Spanien übergeführt. Da die klugen Römer nämlich sehr wohl zu unterscheiden wussten, versetzten sie diese gefährlichen Fanatiker, diese stolzen Männer, deren blosser Blick Gehorsam von der Menge erzwang, aus ihrer östlichen Heimat in den fernsten Westen,[2]) wogegen sie das jüdische Volk ausserhalb des engeren Judäa nicht mehr belästigten als die Juden der Diaspora.[3]) — Da haben wir nun wieder einen höchst interessanten Anschauungsunterricht über Entstehung und Wert einer „Rasse“! Denn von allen den Menschen, die wir gewohnt sind als J u d e n zu bezeichnen, stammen verhältnismässig wenige von jenen echten, grossen Hebräern, vielmehr sind es die Nachkommen der Juden aus der Diaspora, Juden, die nicht die letzten grossen Kämpfe, ja, zum grossen Teil nicht einmal die Makkabäerzeit mitgemacht hatten; diese und dann das arme, in Palästina zurückgebliebene Landvolk, das später in christlichen Zeiten vertrieben wurde oder flüchtete, das sind die Leute, von denen „unsere Juden“ abstammen. Wer nun durch den Augenschein kennen lernen will, was edle Rasse ist und was nicht, der lasse

---

[1]) Uneheliche Kinder werden bei gläubigen Juden gar nicht in die Gemeinde aufgenommen. Bei den heutigen Sephardim im Osten Europas wird ein Mädchen, von welchem es ruchbar wird, dass sie gefehlt hat, sofort von Bevollmächtigten der Gemeinde in irgend ein fremdes Land geführt und dort untergebracht; weder sie noch ihr Kind darf je wieder etwas von sich hören lassen, sie gelten als gestorben. Auf diese Art wird dafür gesorgt, dass auch die blinde Liebe nicht fremdes Blut in den Stamm hineinbringe.

[2]) Siehe z. B. Graetz a. a. O., Kap. 9, „Der diasporische Zeitraum“.

[3]) In Tiberias z. B. bestand Jahrhunderte lang eine tonangebende Rabbinerschule. (Über die Veredlung der Sephardim durch Gotenblut, siehe weiter unten.)

sich aus Salonichi oder Sarajevo den ärmsten der Sephardim holen (grosse Reichtümer sind unter diesen Leuten sehr selten, denn sie sind makellos ehrenhaft) und stelle ihn neben einen beliebigen Baron Rothschild oder Hirsch hin: dann wird er den Unterschied gewahr werden zwischen dem durch Rasse verliehenen Adel und dem von einem Monarchen oktroyierten.[1])

Die fünf Grundgesetze

Weitere Beispiele liessen sich in HüIle und Fülle beibringen Ich glaube aber, wir haben schon jetzt alles beisammen, was nötig ist, um unser Wissen über Rasse systematisch zu analysieren und so die Grundprinzipien zu einem bewussten, sachgemässen Urteil zu gewinnen. Wir schliessen hier nicht von hypothetischen Urzuständen auf mögliche Folgen, sondern wir schreiten von sicheren Thatsachen auf ihre unmittelbaren Ursachen zurück. Die Ungleichheit der Anlagen selbst zwischen offenbar nahe verwandten Stämmen ist evident; ausserdem ist aber für Jeden, der genauer beobachtet, ebenso evident, dass hier und dort, während längerer oder kürzerer Zeit, ein Stamm sich nicht allein von den anderen unterscheidet, sondern sie mächtig überragt, weil in ihm ein Überschwängliches an Begabung und Leistungsfähigkeit sich kundgiebt. Dass dies auf Rassenzüchtung beruht, habe ich durch die vorangehenden Beispiele anschaulich zu machen versucht. Was sich aus diesen Beispielen (die jeder beliebig vermehren mag) ergiebt, gestattet nun, die Entstehung solcher edler Rassen als von fünf Naturgesetzen abhängig zu erkennen.

1. Die erste, grundlegende Bedingung ist unstreitig das Vor-

---

[1]) Die Goten, die später in hellen Scharen zum Mohammedanismus übertraten, dessen edelste und fanatischeste Verfechter sie wurden, sollen früher in grossen Zahlen das Judentum angenommen haben, und ein gelehrter Fachmann der Wiener Universität versichert mir, die moralische und intellektuelle, sowie auch die physische Überlegenheit der sog. „spanischen“ und „portugiesischen“ Juden sei eher aus diesem reichlichen Zufluss echt germanischen Blutes zu erklären, als aus jener Züchtung, die ich einzig hervorgehoben habe, und deren Bedeutung er übrigens auch nicht unterschätzt wissen wollte. Ob diese Ansicht Berechtigung besitzt, möge dahingestellt bleiben.

handensein v o r t r e f f l i c h e n Materials. Wo es nichts giebt, verliert der König seine Rechte. Wenn Jemand aber fragt, woher kommt dieses Material? so antworte ich, ich weiss es nicht, ich bin in dieser Beziehung ebenso ignorant als wäre ich der grösste aller Gelehrten, und ich verweise den Frager auf die Worte des erhabenen Weltweisen des 19. Jahrhunderts, Goethe: „Was nicht mehr entsteht, können wir uns als entstehend nicht denken. Das Entstandene begreifen wir nicht". Soweit unser Blick zurückreicht, sehen wir Menschen, sehen, dass sie grundverschieden in ihrer Anlage sind, und sehen, dass Einige kräftigere Wachstumskeime zeigen, als andere. Nur Eines kann man, ohne den Boden historischer Beobachtung zu verlassen, behaupten: hohe Vortrefflichkeit tritt nur durch die Veranlassung besonderer Umstände nach und nach in die Erscheinung, sie wächst durch erzwungene Bethätigung; andere Umstände können sie gänzlich verkümmern lassen. Der Kampf, an dem ein von Hause aus schwaches Menschenmaterial zu Grunde geht, stählt das starke; ausserdem stärkt der Kampf ums Leben dieses Starke durch Ausscheidung der schwächeren Elemente. Die Kindheit grosser Rassen sehen wir stets von Krieg umtobt, selbst die der metaphysischen Inder.

2. Das Vorhandensein wackerer Menschen giebt jedoch noch lange kein Überschwängliches; solche Rassen wie die Griechen, die Römer, die Franken, die Schwaben, die Italiener und Spanier der Glanzzeit, die Mauren, die Engländer, solche abnorme Erscheinungen wie die arischen Inder und die Juden entstehen nur durch fortgesetzte I n z u c h t. Sie entstehen und sie vergehen vor unseren Augen. Inzucht nennt man die Erzeugung von Nachkommenschaft ausschliesslich im Kreise der engeren Stammesgenossen mit Vermeidung jeder fremden Blutmischung. Schlagende Beispiele habe ich schon oben genannt.

3. Jedoch die Inzucht *pure et simple* reicht zu dem Werke nicht hin; mit der Inzucht muss Auswahl oder, wie die Fachmänner sagen, „Z u c h t w a h l" Hand in Hand gehen. Am besten begreift man dieses Gesetz, wenn man die Prinzipien der künstlichen Züchtung im Pflanzen- und Tierreich studiert; das möchte

ich auch Jedem anempfehlen, denn es giebt wenige Dinge, welche unsere Vorstellungen von den plastischen Möglichkeiten des Lebens so bereichern.[1]) Hat man nun einsehen gelernt, welche Wunder die Wahl vollbringt, wie ein Rennpferd oder ein Dachshund oder ein „überschwängliches“ Chrysanthemum nach und nach durch sorgfältige Ausscheidung alles Minderwertigen erzeugt wird, dann wird man das selbe Phänomen auch im Menschengeschlecht als wirksam erkennen, wenngleich es hier natürlich nie mit der Klarheit und Bestimmtheit wie dort auftreten kann. Als Beispiel führte ich vorhin die Juden an; das Aussetzen schwächlicher Kinder ist ein weiteres und war jedenfalls eines der segenvollsten Gesetze der Griechen, Römer und Germanen; harte Zeiten, welche nur der stämmige Mann, das ausdauernde Weib überlebt, wirken in ähnlichem Sinne.[2])

4. Wenig beachtet wurde bisher ein weiteres Grundgesetz, welches mir mit voller Sicherheit aus der Geschichte hervorzugehen scheint, ebenso wie es eine Erfahrungsthatsache der Tierzüchtung ist: dem Entstehen ausserordentlicher Rassen geht ausnahmslos eine B l u t m i s c h u n g voraus. Wie der scharfsinnige Denker, Emerson, sagt: *„We are piqued with pure descent, but nature loves inoculation.“* Von den arischen Indern können wir freilich in dieser Beziehung nichts aussagen, ihre Vorgeschichte verliert sich in zu nebelhaften Fernen; dagegen liegen betreffs der Juden, Hellenen und Römer die Thatsachen vollkommen klar vor Augen, nicht minder klar in Betreff aller Nationen Europas, die sich durch Gesamtleistungen und durch die Hervorbringung einer grossen Zahl „überschwänglich“ begabter Individuen ausgezeichnet haben. Bezüglich der Juden

---

[1]) Die Litteratur ist enorm; wegen der Einfachheit, Verständlichkeit und umfassenden Vielseitigkeit sei jedem Laien vor Allem Darwin‘s *Animals and Plants under Domestication* empfohlen. Im *Origin of Species* ist über das selbe Thema etwas zu kurz und tendenziös berichtet.

[2]) Dass zum Beispiel die viele Jahrhunderte umfassende Epoche der Wanderung im Sinne einer zunehmend veredelnden Zuchtwahl auf die Germanen hat wirken müssen, veranschaulicht Jhering mit besonderer Klarheit (*Vorgeschichte,* S. 462 fg.).

verweise ich auf das folgende Kapitel, bezüglich der Griechen, der Römer und der Engländer habe ich schon öfters auf diese Thatsache hingedeutet;[1]) jedoch, ich möchte den Leser ersuchen, sich die Mühe nicht verdriessen zu lassen, in Curtius und in Mommsen jene Kapitel am Anfang, die man wegen der vielen Namen und des wirren Durcheinanders gewöhnlich mehr durchblättert als studiert, einmal aufmerksam zu lesen. Nie hat eine so gründliche und günstige Vermischung stattgefunden, wie in Griechenland: aus einem gemeinsamen Urstock hervorgegangen, bilden sich in Ebenen, die durch Berge oder Meere getrennt sind, charakteristisch unterschiedene Stämme, jagende, friedlich Ackerbau treibende, seefahrende u. s. w.; und nun findet unter diesen differenzierten Bestandteilen ein Durcheinanderschieben, eine Vermengung statt, wie sie ein künstlich züchtender Verstand sich nicht vollkommener ausgerechnet haben könnte. Wir haben zunächst Wanderungen von Osten nach Westen, später umgekehrt von Westen nach Osten über das Ägäische Meer hinüber; inzwischen sind aber die Stämme des äussersten Nordens (in erster Reihe die Dorier) bis nach dem äussersten Süden vorgedrungen, wobei sie viele der Edelsten, die sich nicht unterjochen lassen wollten, aus diesem Süden nach jenem Norden, aus dem sie selbst eben gekommen waren, oder auch über das Meer auf die Inseln und nach der hellenischen Küste Asiens hinüberdrängten. Eine jede dieser Verschiebungen bedingte aber Blutmischung. So zogen zum Beispiel die Dorier nicht alle nach dem Peloponnes, sondern Teile von ihnen blieben an jeder Station ihrer langsamen Wanderungen haften und verschmolzen dort mit den früheren Einwohnern. Ja, diese ursprünglichen Dorier selber, die uns als ein besonderes einheitliches Ganzes vorschweben, wussten in alter Zeit, dass sie aus drei verschiedenen Stämmen zusammengesetzt waren, von denen der eine ausserdem der Stamm der P a m p h y l e n hiess, d. h. „der Stamm der Leute von allerlei Herkunft“. Wo die glücklichste Mischung vor sich ging, da entstand die überschwänglichste Begabung: in Neu-Ionien und in

---

[1]) Siehe namentlich S. 135,273 und weiter unten S. 286 u. 292.

Attika. In Neu-Ionien „kamen Griechen zu Griechen, es kamen Ionier in ihre alte Heimat, aber sie kamen so umgewandelt, dass aus der neuen Vereinigung des ursprünglich Verwandten eine durchaus nationale, aber zugleich ungemein gesteigerte, reiche und in ihrem Ergebnisse vollständig neue Entwickelung in dem alten Ionierlande anhob“. Am lehrreichsten ist aber die Entstehungsgeschichte des attischen, speziell des atheniensischen Volkes. Gerade in Attika (wie sonst einzig in Arkadien) blieb die ursprüngliche pelasgische Bevölkerung festhaften, „sie wurde niemals von fremder Gewalt ausgetrieben“. Das zum Inselmeer gehörige Küstenland lud aber zur Einwanderung; diese kam auch von allen Seiten; und während die fremden Phönicier nur auf den benachbarten Inseln Handelsstationen gründeten, drangen die stammverwandten Griechen von diesseits und jenseits des Meeres ins Innere ein und vermischten sich nach und nach mit den früheren Einwohnern. Nun kam die Zeit der vorhin erwähnten dorischen Völkerwanderung und der grossen, langanhaltenden Umwälzungen; Attika allein blieb verschont; und da flüchteten neuerdings aus allen Himmelsrichtungen viele dorthin, aus Böotien, Achaja und Messenien, aus Argos und Ägina u. s. w.; diese neuen Einwanderer stellten aber nicht ganze Bevölkerungen dar, sondern waren in der überwiegenden Mehrzahl ausgewählte Männer, Männer aus erlauchtem, oft königlichem Geschlecht. Durch sie fand eine ungewöhnliche Bereicherung des einen kleinen Landes an echtem, gezüchtetem Rassenadel statt. Dann erst, also erst aus einer bunten Vermischung, entstand jenes Athen, welchem die Menschheit mehr verdankt als je auszurechnen wäre.[1]) — Die geringste Überlegung wird nun zeigen, wie das selbe Gesetz sich bei Deutschen, Franzosen, Italienern und Spaniern bewährt.

---

[1]) Siehe Curtius: *Griechische Geschichte,* Buch I, Kap. 4 und Buch II, Kap. 1 und 2. — Dass Graf Gobineau lehrt, die ausserordentliche geistige und namentlich künstlerische Begabung der Griechen sei auf eine Infiltration semitischen Blutes zurückzuführen, zeigt, zu welchen unsinnigen Annahmen man durch falsche, künstliche, der Geschichte und der Naturbeobachtung widersprechende Grundhypothesen gedrängt wird.

Die einzelnen germanischen Stämme zum Beispiel sind wie eine rein brutale Naturkraft, bis sie sich miteinander zu vermengen beginnen; man sehe, wie das an bedeutenden Männern reiche Burgund durch ein inniges Gemisch des germanischen mit dem romanischen Element seine ihm eigentümliche Bevölkerung erhält und in Folge der lang anhaltenden politischen Isolierung zur charakteristischen Individualität ausbildet;[1]) die Franken erwachsen zur vollen Kraft und schenken der Welt einen neuen Typus des Menschlichen dort, wo sie mit den vorangegangenen germanischen Stämmen und mit Galloromanen verschmelzen, oder aber dort, wo sie, wie in Franken, gerade den Vereinigungspunkt der verschiedensten deutschen und slavischen Elemente bilden; Schwaben, das Vaterland Mozart‘s und Schiller‘s, ist von einem halbkeltischen Stamme bewohnt; Sachsen, welches dem deutschen Volke so viele seiner grössten Männer geschenkt hat, enthält eine fast durchwegs mit slavischem Blute verquickte Bevölkerung; und hat Europa es nicht innerhalb der letzten drei Jahrhunderte erlebt, dass eine erst neu entstandene Nation, bei welcher die Blutmischung eine noch viel gründlichere war, die preussische, sich durch ihre hervorragende Kraft zum Führer des gesamten deutschen Reiches aufgeschwungen hat? — Es kann natürlich an diesem Orte nicht meine Aufgabe sein, das hier Angedeutete ausführlich zu begründen; da ich jedoch gerade die hohe Bedeutung von reingezüchteten Rassen verfechte, so muss es mir besonders am Herzen liegen, die Notwendigkeit, oder zum

---

[1]) Diese innige Vermischung fand dadurch statt, dass die Burgunder im ganzen Lande einzeln angesiedelt und jeder von ihnen der *„Hospes“* eines früheren Einwohners wurde, von dessen bebautem Land er zwei Drittel, von dessen Hof und Garten er die Hälfte zu eigen erhielt, während Wälder und Weideplätze gemeinschaftlich blieben. Mochte nun zunächst gewiss keine grosse Sympathie zwischen dem Eingedrungenen und seinem Wirt bestehen, sie lebten doch Thür an Thür und waren miteinander solidarisch bei Grenzstreitigkeiten und ähnlichen auf den Besitz sich beziehenden Rechtsfragen; da konnte die Verschmelzung nicht lange ausbleiben. Vergl. namentlich Savigny: *Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter,* Kap. 5, Abschn. 1.)

Mindesten Nützlichkeit der Blutmischung zu betonen, und zwar nicht allein um dem Vorwurf der Einseitigkeit und der apriorischen Voreingenommenheit zu begegnen, sondern weil ich glaube, die Vertreter dieser Sache haben ihr gerade durch die Verkennung des wichtigen Gesetzes der Vermischung sehr geschadet. Sie geraten dann auf den mystischen Begriff einer an und für sich „reinen Rasse", welcher ein luftiges Gedankending ist und, anstatt zu fördern, nur hemmt. Weder die Geschichte, noch die Experimentalbiologie spricht zu Gunsten einer derartigen Auffassung. Die Rasse der englischen Vollblutpferde ist durch die Kreuzung arabischer Hengste mit gewöhnlichen (natürlich ausgesuchten) englischen Stuten erzeugt worden, gefolgt von Inzucht, jedoch so, dass neuerliche Kreuzung zwischen Varietäten von geringer Abweichung, oder auch mit Arabern, von Zeit zu Zeit ratsam ist; eines der edelsten Wesen, welches die Natur überhaupt aufweisen kann, der sogenannte „echte" Neufundländer, ist ursprünglich aus der Kreuzung zwischen dem Eskimohund und einem französischen Hetzhund entstanden, sodann, in Folge der abgeschiedenen Lage Neufundlands, durch andauernde Inzucht fest und „rein" geworden, zuletzt, als Exemplare dieser Rasse von Liebhabern nach Europa gebracht wurden, durch Zuchtwahl zur höchsten Veredelung ausgebildet worden. — Vielleicht lächelt mancher Leser, wenn ich immer wieder von Tierzüchtung spreche? Sicherlich sind aber die Gesetze des Lebens grosse, einfache Gesetze, welche alles Lebende umfassen und gestalten; wir haben nicht die geringste Veranlassung, das Menschengeschlecht als eine Ausnahme zu betrachten; und da wir gerade in Bezug auf Rassenzüchtung leider nicht in der Lage sind, Experimente mit Menschen anzustellen, so müssen wir die an Tieren und Pflanzen gemachten Versuche zu Rate ziehen. — Ich darf jedoch die Besprechung des vierten Gesetzes nicht abschliessen, ohne eine andere Seite dieses Vermischungsgesetzes hervorgehoben zu haben; fortgesetzte Inzucht innerhalb eines sehr kleinen Kreises, das, was man „Engzucht" nennen könnte, führt mit der Zeit zur Entartung und namentlich zur Sterilität. Zahllose Erfahrungen der Tierzucht beweisen das. Es genügt dann bisweilen eine

einzige Kreuzung, nur an einzelnen Mitgliedern einer Meute zum Beispiel vorgenommen, damit die geschwächte Rasse wieder aufblühe und die geschlechtliche Fruchtbarkeit sich wieder einstelle. Bei Menschen sorgt schon der Schalk Eros so ausgiebig für diese Auffrischung, dass wir nur in hochadeligen Kreisen und bei einigen königlichen Familien[1]) zunehmenden Verfall der geistigen und physischen Anlagen in Folge von „Engzucht“ beobachten können.[2]) Die geringste Entfernung im Verwandtschaftsgrade der sich ehelich Verbindenden (auch innerhalb genau des selben Typus) genügt, um die hohen Vorzüge der Inzucht mit Ausschluss dieser Nachteile zu sichern. Doch sieht Jeder, dass hier sich irgend ein geheimnisvolles Lebensgesetz kund thut, ein so dringendes Lebensgesetz, dass im Pflanzenreich — wo die Befruchtung innerhalb einer und der selben Blüte auf den ersten Blick das Natürliche und Unvermeidliche dünkt — meistens die kompliziertesten Einrichtungen vorhanden sind, um dies zu verhindern und um zugleich dafür zu sorgen, dass, wenn der männliche Pollenstaub nicht im Winde fliegt, er durch Insekten von einem Individuum zum anderen getragen werde.[3]) Die Einsicht

---

[1]) Siehe die Angaben bei Haeckel: *Natürliche Schöpfungsgeschichte* (Vorl. 8). Weit ausführlichere Angaben in einem Buche von P. Jacoby: *Études sur la sélection dans ses rapports avec l‘hérédité chez l‘homme,* das ich leider nicht vor Augen habe.

[2]) Hierher gehören allerdings auch die allbekannten schlimmen Folgen der Ehen zwischen Nächstverwandten; die Sinnesorgane (sowie überhaupt das Nervensystem) und die Geschlechtsorgane haben am häufigsten darunter zu leiden. (Siehe George H. Darwin‘s Vorträge: *Die Ehen zwischen Geschwisterkindern und ihre Folgen,* Leipzig 1876.)

[3]) Die leider noch zahlreichen Menschen, die der Naturforschung fernstehen, mache ich auf Christian Konrad Sprengel‘s: *Das entdeckte Geheimnis der Natur im Bau und in der Befruchtung der Blumen,* 1793, aufmerksam. Dieses Werk sollte ein Stolz der ganzen deutschen Nation sein; es liegt seit 1893 in einem Facsimiledruck (Berlin bei Mayer & Müller) vor und kann vom Ungelehrtesten gelesen werden. Von neueren Publikationen ist namentlich Hermann Müller‘s: *Alpenblumen, ihre Befruchtung durch Insekten und ihre Anpassungen an dieselben* (Engelmann 1881) anregend, durch die vielen Illustrationen anschaulich, auch vollständig.

in ein offenbar so grundlegendes Naturgesetz lässt vermuten, dass die Entstehung ausgezeichneter Rassen aus einer ursprünglichen Durchdringung verschiedener Stämme, wie wir sie in der Geschichte beobachteten, nicht ein Zufall war; vielmehr bilden die historischen Thatsachen weitere Belege dafür, dass Blutvermischung für die Entstehung edler Rassen besonders günstige physiologische Bedingungen schafft.[1])

5. Noch ein fünftes Gesetz muss namhaft gemacht werden, wenngleich es mehr einschränkend und erläuternd ist, als dass es ein neues Element zur Rassenfrage beibrächte. Nur ganz bestimmte, beschränkte Blutmischungen sind für die Veredelung einer Rasse, resp. für die Entstehung einer neuen, förderlich. Auch hier wieder liefert uns die Tierzüchtung die klarsten, unzweideutigsten Beispiele. Die Blutmischung muss zeitlich streng beschränkt, ausserdem muss sie eine zweckmässige sein; nicht alle beliebigen Vermischungen, sondern nur bestimmte können die Grundlage zur Veredelung abgeben. Mit zeitlicher Beschränkung will ich sagen, dass die Zufuhr neuen Blutes möglichst schnell vor sich gehen und dann aufhören muss; fortdauernde Blutmischung richtet die stärkste Rasse zu Grunde. Um ein extremes Beispiel zu nehmen, die berühmteste Windhundmeute Englands wurde ein einziges Mal mit Bulldoggen gekreuzt, wodurch sie an Mut und Ausdauer gewann; dagegen

---

Zusammenfassend und die aussereuropäischen Pflanzen berücksichtigend ist des selben Verfassers: *Blumen und Insekten* in der Trewendt'schen Encyklopädie der Naturwissenschaften. Es giebt wohl wenige Betrachtungen, die uns auf so kurzem Wege unmittelbar in die geheimnisvollsten Wunder der Natur hineinführen, wie diese Aufdeckung der gegenseitigen Lebensbeziehungen zwischen Pflanzen- und Tierwelt. Was heisst unser Wissen, was bedeuten unsere Hypothesen solchen Erscheinungen gegenüber? Diese lehren uns treu beobachten und uns im Kreise des Erreichbaren bescheiden. (Während der Drucklegung dieses Buches begann Knuth's: *Handbuch der Blütenbiologie* bei Engelmann zu erscheinen.)

[1]) Zu dieser Frage der für die Entstehung ausserordentlich leistungsfähiger Rassen unentbehrlichen Blutmischung ist namentlich Reibmayr: *Inzucht und Vermischung beim Menschen,* 1897, zu Rate zu ziehen.

lehren weitere Experimente, dass bei Fortsetzung einer derartigen Kreuzung die Charaktere beider Rassen verschwinden und gänzlich charakterlose Bastarde übrig bleiben.[1]) *Crossing obliterates characters.* Die bestimmt zweckmässige Beschränkung bezieht sich darauf, dass nur g e w i s s e Kreuzungen, nicht alle, veredeln. Es giebt Mischungen, die, weit entfernt veredelnd zu wirken, beide Rassen verderben, und es kommt ausserdem recht häufig vor, dass die bestimmten, wertvollen Charaktere zweier verschiedener Typen sich gar nicht miteinander zu verschmelzen vermögen; im letzteren Falle richtet sich ein Teil der Nachkommenschaft nach dem einen Elternteil, der andere nach dem anderen, aber natürlich mit vermischten Zügen, oder aber es kommen die eigentlichen echten Bastarde zum Vorschein, Wesen, deren Körper den Eindruck macht, als sei er aus unzusammengehörigen Teilen zusammengeschraubt, und deren geistige Beschaffenheit der körperlichen entspricht.[2]) Wobei noch ausserdem zu bemerken ist, dass die Verbindung von Bastard mit Bastard den vollkommenen Niedergang aller und jeder hervorragenden Rasseneigenschaft mit rasender Schnelligkeit vollbringt. Man darf also durchaus nicht glauben, dass Blutvermischung zwischen verschiedenen Stämmen die Rasse unter allen Umständen veredelt und als Bereicherung ihrer Anlagen durch fremde Anlagen wirkt. Das ist nur unter seltenen, bestimmten Bedingungen und strengen Einschränkungen der Fall; als Regel führt Blutvermischung zur Entartung. Es zeigt sich namentlich das Eine recht deutlich: dass Vermischung zweier sehr fremdartiger Wesen nur dann zur Bildung einer edlen Rasse führt, wenn sie höchst selten stattfindet und von strenger Inzucht gefolgt wird (wie beim englischen Vollblutpferd und beim Neufundländer), dagegen sonst Vermischung nur wo sie zwischen nahen Verwandten, zwischen Angehörigen des selben Grundtypus vorkommt, von Erfolg ist. — Auch hier wiederum kann Keiner, der die ausführlichen Ergebnisse

---

[1]) Darwin: *Animals and Plants,* Kap. 15.

[2]) Auch hierfür findet man bei Darwin zahlreiche Beispiele. Was speziell die Hunde betrifft, so sind Beispiele Jedem gegenwärtig.

der Tierzucht kennt, im Zweifel sein, dass die Menschengeschichte vor uns und um uns herum dem selben Gesetze gehorcht. Natürlich tritt es hier zunächst nicht mit der gleichen Deutlichkeit auf wie dort; wir sind nicht in der Lage, eine Anzahl Menschen einzuhegen und durch etliche Generationen hindurch Versuche mit ihnen anzustellen; ausserdem, was dem Pferde die Schnelligkeit, was dem Hunde die merkwürdig plastisch bewegliche Gestalt ist, das ist dem Menschen der Geist: hier drängt bei ihm alle Lebenskraft hin, hier konzentriert sich darum seine Variabilität, und gerade diese Unterschiede in Charakter und Intelligenz sind dem Auge nicht sichtbar.[1]) Doch hat die Geschichte Experimente im grossen Stil durchgeführt, und Jeder, dessen Auge nicht an Einzelheiten kleben bleibt, sondern grosse Komplexe zu übersehen gelernt hat, Jeder, der das Seelenleben der Völker verfolgt, wird Bestätigungen für das hier genannte Gesetz in Hülle und Fülle entdecken. Entstehen z. B. die überschwänglich begabte attische und die unerhört kluge und starke römische Rasse durch die Vermengung mehrerer Stämme, so sind dies miteinander nahe verwandte und edle, reine Stämme, und diese Elemente werden durch die Staatenbildung dann Jahrhunderte lang von aussen abgeschlossen, so dass sie Zeit haben, sich zu einem neuen festen Gebilde zu amalgamieren; als dagegen diese Staaten jedem Fremden aufgerissen werden, geht die Rasse zu Grunde, und zwar in Athen langsam, weil dort in Folge der politischen Lage nichts Besonderes zu holen war, die Vermengung folglich

---

[1]) Nur darf nicht übersehen werden, dass, wenn man in der Lage wäre, künstliche Menschenzüchtungen anzustellen, man sicherlich auch körperlich die ungeheuersten Unterschiede erzielen würde in Bezug auf Grösse, Behaarung, Proportionen u. s. w. Man stelle nur einen Zwerg aus den Urwäldern am mittleren Congo, wenig über einen Meter hoch, den ganzen Körper mit Haarflaum bedeckt, neben einen preussischen Gardegrenadier: man wird sehen, welche plastische Möglichkeiten in der menschlichen Körperbildung schlummern. — Was den Hund anbelangt, so ist noch daran zu erinnern, dass seine verschiedenen Rassen „sicherlich von mehr als einer wilden Stammart herzuleiten sind“ (Claus: *Zoologie,* 4. Aufl., II, 458); daher seine fast beängstigende Polymorphie.

nur nach und nach und dann noch zum grössten Teil mit Indoeuropäischen Völkern stattfand,[1]) in Rom mit furchtbarer Schnelligkeit, nachdem Marius und Sulla die Blüte der echten Römer ermordet, den Urquell edlen Blutes also eingedämmt und im selben Augenblick durch die Freisprechung der Sklaven wahre Fluten afrikanischen und asiatischen Blutes ins Volk gebracht hatten und bald darauf Rom das Stelldichein aller Mestizen der Welt, die *cloaca gentium,* geworden war.[2]) Ähnliches bemerken wir auf allen Seiten. Wir sehen die Engländer aus einer gegenseitigen Durchdringung getrennter, doch nahe verwandter germanischer Stämme hervorgehen; die normannische Invasion giebt hier gewissermassen die letzte Würze, den letzten Glanz; dagegen haben es die historisch-geographischen Bedingungen mit sich gebracht, dass die verwandtschaftlich etwas ferner stehenden Kelten bei Seite blieben und selbst noch heute nur nach und nach mit der herrschenden Rasse verschmelzen. Wie offenbar anregend und auffrischend wirkt auf die Bevölkerung Berlins (noch bis heute) die Einwanderung der französischen Hugenotten, fremd genug, um das Leben durch Neues zu bereichern, freund genug, um mit ihren preussischen Wirten nicht zusammengeschraubte Bastarde, sondern charakterstarke Männer von seltener Begabung zu zeugen. Um das Entgegengesetzte zu erblicken, brauchen wir nur nach Südamerika hinüberzuschauen. Giebt es einen jammervolleren Anblick als den der südamerikanischen Mestizenstaaten? Die sogenannten Wilden von Zentralaustralien führen ein weit harmonischeres, menschenwürdigeres, sagen wir ein „heiligeres“ Dasein, als diese unseligen Peruaner, Para-

---

[1]) Wogegen die Beobachtung höchst lehrreich ist, dass in Ionien der Hellene, den buntesten Bastardierungen ausgesetzt, viel schneller verschwand.

[2]) Lange vor mir hatte Gibbon die Ursachen des Untergangs des römischen Reiches in der physischen Verschlechterung der Rasse erkannt; jetzt wird das selbe in ausführlicher Weise von O. Seeck in seiner *Geschichte des Unterganges der antiken Welt* dargethan. Nur die Einwanderung der kraftstrotzenden Germanen hat das chaotische Reich noch künstlich ein paar Jahrhunderte länger am Leben erhalten.

guayaner u. s. w., Blendlinge aus zwei (und oft aus mehr) unvereinbaren Rassen, aus zwei Kulturen, denen nichts gemeinsam war, aus zwei Entwickelungsstufen, zu verschieden an Alter und Gestalt, um eine Ehe eingehen zu können, Kinder einer naturwidrigen Unzucht. Wer sich ernstlich über die Bedeutung von Rasse belehren will, kann recht viel an diesen Staaten lernen; nehme nur die Statistiken zur Hand; er wird die verschiedensten Verhältnisse finden zwischen der rein europäischen resp. rein indianischen Bevölkerung und der halbschlächtigen, und er wird sehen, dass die relative Entartung mit der Blutvermischung genau Schritt hält. Ich nehme die zwei extremen Fälle, Chile und Peru. In Chile, dem einzigen dieser Staaten,[1]) der einigen, bescheidenen Anspruch auf wahre Kultur erheben kann und der auch verhältnismässig geordnete politische Zustände aufweist, sind gegen 30 Prozent der Bewohner noch rein spanischer Herkunft, und dieses Drittel genügt schon, um die moralische Auflösung hintanzuhalten;[2]) dagegen giebt es in Peru, das bekanntlich den anderen Republiken mit dem Beispiel des totalen moralischen und materiellen Bankerotts vorangegangen ist, fast gar keine Indoeuropäer reiner Rasse mehr; mit Ausnahme der noch uncivilisierten Indianer des Innern besteht dort die gesamte Bevölkerung aus Cholos, Musties, Fusties, Terceronen, Quarteronen u. s. w., Kreuzungen zwischen Indianern und Spaniern, zwischen Indianern und Negern, Spaniern und Negern, weiter zwischen den verschiedenen Rassen und jenen Mestizen oder Kreuzungen der Mestizenarten untereinander; in letzterer Zeit sind viele Tausende von Chinesen hinzugekommen... Da sehen wir die von Virchow und Ratzel ersehnte Promiskuität am Werke, und wir sehen, was dabei herauskommt! Freilich ist es ein sehr extremes Beispiel, aber um so lehrreicher. Wenn nicht die enorme Macht der umgebenden Civilisation einen solchen Staat von allen Seiten

[1]) Im portugiesischen Brasilien herrschen wesentlich andere Verhältnisse.

[2]) Nach Albrecht Wirth: *Volkstum und Weltmacht in der Geschichte,* 1901, S. 159, kommt den Chilenen noch zugute, dass ihre Indianer — die Araukaner — einer besonders edlen Rasse angehören.

künstlich unterstützte, wenn er z. B. durch einen Zufall abgeschnitten und sich selbst überlassen bliebe, er würde in kurzer Zeit in völlige Barbarei verfallen, nicht in eine menschliche, nein, in eine bestialische Barbarei. Einem ähnlichen Schicksal gehen alle diese Staaten entgegen.[1]) — Auch hier überlasse ich dem Leser das weitere Nachdenken und Belegesammeln bezüglich dieses fünften Naturgesetzes, welches uns zeigt, dass jede Blutmischung eine gefährliche Sache ist und nur unter Beobachtung bestimmter Kautelen zur Veredelung der Rasse beitragen kann, sowie dass viele mögliche Kreuzungen unbedingt schädlich und zerstörend wirken; sind dem Leser die Augen erst geöffnet, so wird er für dieses Gesetz wie für die anderen vier in Gegenwart und Vergangenheit überall Belege finden.[2])

Das sind also die fünf Prinzipien, die mir grundlegend erscheinen: die Qualität des Materials, die Inzucht, die Zuchtwahl, die Notwendigkeit von Blutmischungen, die Notwendigkeit, dass diese Blutmischungen in der Wahl und in der Zeit streng beschränkt seien. Aus diesen Prinzipien ergiebt sich dann des Weiteren als Folgesatz, dass die Entstehung einer hochedlen Menschenrasse unter Anderem auch von bestimmten h i s t o r i s c h - g e o g r a p h i s c h e n B e d i n g u n g e n abhängt; diese sind es, welche die Veredelung des Grundmaterials, sowie die Inzucht und die Zuchtwahl unbewusst vollbringen, sie auch — wenn ein guter Stern über der Geburtsstätte eines neuen

---

[1]) Bekanntlich herrschen sehr ähnliche Verhältnisse in den spanischen Kolonien. Eine einzige Ausnahme bildet die Insel Porto-Rico; hier wurden nämlich die eingeborenen Kariben gänzlich ausgerottet, und die Folge ist eine rein indoeuropäische Bevölkerung, welche sich durch Fleiss, Klugheit und Ordnungssinn auszeichnet: ein eklatantes Beispiel von der Bedeutung von Rasse!

[2]) Heinrich Schurtz kommt in seinem Werk *Altersklassen und Männerbünde* (S. 32) zu dem Schluss: „Erfolgreiche Kreuzungen sind nur innerhalb einer gewissen Verwandtschaftssphäre möglich und vorteilhaft. Ist die Verwandtschaft zu eng, wirklich nahe Blutsverwandtschaft, dann werden krankhafte Neigungen nicht kompensiert, sondern gesteigert; ist sie zu weit, dann ist keine günstige Mischung der Eigenschaften mehr möglich…“.

Volkes waltet — führen die glücklichen Stammesehen herbei und wenden die Prostitution des Edlen in den Armen des Unedlen ab. Dass es im 19. Jahrhundert eine Zeit gab, wo gelehrte Forscher (Buckle an der Spitze) lehren konnten, die geographischen Verhältnisse erzeugten die Rassen, des dürfen wir heute füglich mit der kargen Ehre einer Paralipse gedenken; jene Lehre bedeutet einen Schlag ins Gesicht aller Geschichte und aller Beobachtung. Dagegen lässt jedes einzelne der aufgezählten Gesetze, dazu namentlich die Beispiele aus Rom, Griechenland, England, Judäa und Südamerika so deutlich begreifen, inwiefern die historisch-geographischen Bedingungen zu dem Entstehen und zu dem Vergehen eines Stammes nicht nur beitragen, sondern geradezu ein entscheidendes Moment dabei bilden, dass ich hier von weiteren Ausführungen absehen kann.[1])

Andere Einflüsse

Ist hiermit die Rassenfrage erschöpft? Weit entfernt davon! Diese biologischen Probleme sind ganz ausserordentlich verwickelt. Sie umfassen z. B. die noch so geheimnisvolle Thatsache der Vererbung, über deren Grundprinzipien die bedeutendsten Fachleute alle Tage uneiniger werden.[2]) Ausserdem wären noch allerhand andere Umstände in Betracht zu ziehen, die ein eingehendes Studium zu Tage fördert. Die Natur ist eben ein Unerschöpfliches; wir mögen das Lotblei noch so tief senken, den Boden erreichen wir niemals. Wer über diese Dinge nachdenken will, wird z. B. nicht übersehen dürfen, dass geringe

---

[1]) Wäre z. B., wie man häufig behauptet, das Klima von Attika das Ausschlaggebende gewesen, so wäre nicht einzusehen, warum die Genialität seiner Einwohner nur unter gewissen Rassenbedingungen entstand und nach ihrer Aufhebung auf ewig verschwand; ganz klar wird dagegen die Bedeutung der historisch-geographischen Verhältnisse, sobald wir gewahr werden, dass sie Attika während Jahrhunderte von den endlosen Umwälzungen der Völkerwanderung abschieden, zugleich aber dazu dienten, ihr eine ausgewählte edle Bevölkerung aus verschiedenen, doch stammverwandten Volkszweigen zuzuführen, die nun miteinander zu einer neuen Rasse verschmolzen.

[2]) Eine interessante Zusammenfassung der verschiedenen Meinungen aus neuester Zeit findet der Leser in Friedrich Rohde's *Entstehung und Vererbung individueller Eigenschaften,* 1895.

Zahlen fremder Elemente von einer starken Rasse in kurzer Zeit ganz und gar absorbiert zu werden pflegen, dass es aber hierfür, wie die Chemiker sagen, eine bestimmte Kapazität, das heisst, ein bestimmtes Aufnahmevermögen giebt, über welches hinaus das Blut getrübt wird, was durch die Abnahme des Charakteristischen sich kundthut. Italien, in welchem die stolzleidenschaftlichen, überaus genialen Geschlechter kraftvoller Germanen, welche bis ins 14. Jahrhundert ihr Blut rein erhalten hatten, sich später, nach und nach, mit gründlich bastardierten Italikern und Italioten vermengten und so aus der Welt verschwanden, liefert ein Beispiel (siehe Kap. 6 und 9): *crossing obliterates characters.* Der sorgfältig Beobachtende wird ferner entdecken, dass bei Kreuzungen zwischen Menschenstämmen, die miteinander nicht nächstverwandt sind, die relative Zeugungskraft ein Faktor ist, der noch nach Jahrhunderten durchdringen und den Niedergang des edleren Bestandteiles eines gemischten Volkes nach und nach herbeiführen kann, weil nämlich die relative Zeugungskraft häufig im umgekehrten Verhältnis zum Rassenadel steht.[1]) Hierfür er-

---

[1]) Professor August Forel, der bekannte Psychiater, hat in den Vereinigten Staaten und auf den Westindischen Inseln interessante Studien über den Sieg gemacht, den geistig niedrige Rassen über höherstehende durch ihre grössere Zeugungsfähigkeit davontragen. „Ist das Gehirn des Negers schwächer als das der Weissen, so sind seine Fortpflanzungskraft und das Überwiegen seiner Eigenschaften bei den Nachkommen um so mehr denjenigen der Weissen überlegen. Immer strenger sondert sich (darum) die weisse Rasse, nicht nur in sexueller, sondern in allen Beziehungen, von ihnen ab, weil sie endlich erkannt hat, dass d i e M i s c h u n g i h r U n t e r g a n g i s t." Forel zeigt an zahlreichen Beispielen, wie unmöglich es dem Neger ist, unsere Civilisation mehr als hauttief zu assimilieren und wie er überall „der totalsten urafrikanischen Wildheit anheimfällt", sobald er sich selbst überlassen bleibt. (Zu näherer Belehrung hierüber ist namentlich das interessante Buch von Hesketh Prichard: *Where black rules white, Hayti,* 1900, zu empfehlen; wer in den Phrasen von der Gleichheit aller Menschen u. s. w. erzogen ist, wird schaudern, wenn er erfährt, wie es in Wirklichkeit zugeht, sobald in einem Staate die Neger das Heft in der Hand halten.) Und Forel, der als Naturforscher in dem Dogma der einen, überall gleichen „Menschheit" auferzogen ist, kommt zu dem Schlusse: „Zu ihrem

leben wir ein Beispiel im heutigen Europa, wo die kurzen runden Schädel immerwährend an Zahl zunehmen und somit langsam die schmalen „Dolichocephalen“ verdrängen, aus denen, nach übereinstimmenden Gräberbefunden, fast die Gesamtzahl der echten alten Germanen, Slaven und Kelten bestand; man erblickt darin das Überhandnehmen einer von den Indogermanen besiegten fremdartigen Rasse (heute meistens als „turanische“ bezeichnet), welche durch animalische Kraft den geistig Überlegeneren allmählich überwindet.[1]) Hierher gehört vielleicht auch die eigentümliche Thatsache des zunehmenden Übergewichtes der dunklen Augen vor den grauen und blauen, indem bei Ehen zwischen Menschen mit verschieden gefärbten Augen die dunklen fast

---

eigenen Wohl sogar müssen die Schwarzen als das, was sie sind, als eine durchaus untergeordnete, minderwertige, in sich selbst kulturunfähige Menschenunterart behandelt werden. Das muss einmal deutlich und ohne Scheu erklärt werden.“ (Man sehe den Reisebericht in Harden‘s *Zukunft* vom 17. Februar 1900.) — Über diese Frage der Rassenmischungen und des beständigen Sieges der niedriger stehenden Rasse über die höher stehende, vergleiche man auch die an Thatsachen und Einsichten gleich reiche Arbeit Ferdinand Hueppe‘s: *Über die modernen Kolonisationsbestrebungen und die Anpassungsmöglichkeit der Europäer an die Tropen* (Berliner klinische Wochenschrift, 1901). In Australien z. B. findet in aller Stille, aber mit grosser Schnelligkeit, eine Auslese statt, durch welche der hochgewachsene blonde Germane — so stark vertreten im englischen Blute — verschwindet, wogegen das beigemengte Element des *Homo alpinus* die Oberhand gewinnt.

[1]) Eine klare, leichtverständliche Zusammenfassung bei Johannes Ranke: *Der Mensch* II, 296 fg. Gründlicher, aber darum auch viel schwieriger, ist die Besprechung aller dieser Fragen im zweiten Teil von Topinard‘s *L‘Anthropologie.* Merkwürdig ist bei letzterem nur die Anwendung des Wortes „Rasse“ für eine hypothetische Wesenheit, deren thatsächliches Dasein zu keiner Zeit nachgewiesen werden kann. *„Il n‘y a plus de races pures“;* wer beweist, dass es in diesem apriorischen Sinne anthropologischer Voraussetzungen jemals welche gab? Reine Tierrassen werden nur durch Züchtung und mit Zugrundelegung von Blutmischungen erzielt; warum sollte beim Menschen das Umgekehrte gelten? — Übrigens ist diese ganze „turanische“ Hypothese, wie alle diese Dinge, ein noch sehr luftiges Gedankenbild. Näheres über diese Fragen weiter unten, im Kap. 6.

ausnahmslos weit zahlreicher in der Nachkommenschaft vertreten sind.[1])

Wollte ich hier fortfahren, wir kämen in eines der dornigsten Gebiete der heutigen Wissenschaft hinein. Es ist aber für meinen Zweck durchaus unnötig. Ohne mich um eine Definition zu kümmern, habe ich Rasse im eigenen Busen, in den Hochthaten der Genies, auf den glänzendsten Blättern der Menschengeschichte am Werke gezeigt; dann habe ich auf die wichtigsten Bedingungen aufmerksam gemacht, welche die wissenschaftliche Beobachtung als grundlegend für die Entstehung edler Rassen erhärtet. Dass aus dem Eintritt entgegengesetzter Bedingungen Entartung oder zum Mindesten die Hintanhaltung in der Ausbildung edler Anlagen folgen m u s s, scheint höchst wahrscheinlich und dürfte durch Vergangenheit und Gegenwart vielfach belegt werden. Ich war absichtlich vorsichtig und zurückhaltend; durch solche labyrinthisch verwickelte Fragen führt der engste Pfad am sichersten: mir lag einzig daran, eine recht lebhafte Vorstellung davon zu wecken, was reingezüchtete Rasse ist, was sie für das Menschengeschlecht bedeutet hat und noch heute bedeutet.

Die Nation

Eine sehr wichtige Einsicht habe ich noch nicht ausdrücklich formuliert; sie ergiebt sich aus allem Gesagten von selbst: der Begriff Rasse hat nur dann einen Inhalt, wenn wir Ihn nicht möglichst weit, sondern möglichst eng nehmen; folgen wir dem herrschenden Gebrauch und bezeichnen wir mit diesem Worte möglichst weit zurückliegende, hypothetische Geschlechter, so wird es zuletzt kaum mehr als ein blasses Synonym für „Menschheit“ überhaupt, womöglich mit Einschluss der lang- und der kurzschwänzigen Affen; Rasse heisst nur dann etwas, wenn es sich auf Erfahrungen der Vergangenheit und auf Erlebnisse der Gegenwart bezieht.

Hier lernen wir nun einsehen, was N a t i o n für Rasse zu bedeuten hat. Fast immer ist es die Nation, als politisches Gebilde, welche die Bedingungen zur Rassenbildung schafft oder

---

[1]) Alphonse De Candolle: *Histoire des sciences et des savants depuis deus siècles,* 2e éd.; pag. 576.

wenigstens zu den höchsten, individuellsten Bethätigungen der Rasse führt. Wo, wie in Indien, die Bildung von Nationen ausbleibt, da verkümmert der durch Rasse angesammelte Kraftvorrat. Die Konfusion aber, welche unter uns in Bezug auf den Begriff Rasse herrscht, verhindert selbst die Gelehrtesten, diese hohe Bedeutung der Nationen einzusehen, wodurch zugleich das Verständnis für die grundlegenden Thatsachen der Geschichte verschlossen bleibt. Denn in der That, was lehren uns unsere heutigen Historiker über das Verhältnis zwischen Rasse und Nation?

Ich nehme ein beliebiges Buch zur Hand — Renan's Rede *„Was ist eine Nation?“* In Hunderten von anderen begegnet man den gleichen Lehren. Die These ist bei Renan deutlich formuliert: „Die Thatsache der Rasse“, schreibt er, „ursprünglich von entscheidender Wichtigkeit, verliert täglich an Bedeutung.“[1]) Wie wird diese Behauptung begründet? Durch den Hinweis auf die Thatsache, dass die tüchtigsten Nationen Europas aus gemischtem Blute entstanden sind. Welch eine Menge Trugschlüsse birgt nicht dieser eine Satz, welche Unfähigkeit, sich durch Anschauung belehren zu lassen! Die Natur und die Geschichte zeigen uns kein einziges Beispiel hervorragend edler, physiognomisch individueller Rassen, welche nicht aus einer Vermischung hervorgegangen wären; und jetzt soll eine Nation von so ausgesprochener Individualität wie die englische keine Rasse darstellen, weil sie „aus der Vermengung von Angelsachsen, Dänen und Normannen“ (noch dazu eng verwandte Stämme) hervorgegangen ist! Die klarste Evidenz, die mir den Engländer als ein mindestens ebenso ausgeprägtes Sonderwesen wie den Griechen und den Römer der Glanzepochen zeigt, muss ich leugnen, leugnen zu Gunsten eines willkürlichen, in alle Ewigkeit unbeweisbaren Gedankendinges, zu Gunsten der vorausgesetzten, ursprünglichen „reinen Rasse“. Zwei Seiten früher hatte Renan selber auf

---

[1]) Renan: *Discours et Conférences,* 3e éd., p. 297: *„Le fait de la race, capital à l'origine, va donc toujours perdant de son importance.“*

Grund der anthropologischen Befunde festgestellt, dass bei den ältesten Ariern, Semiten, Turaniern *(„les groupes aryen primitif, sémitiqtue primitif, touranien primitif“)* man Menschen von sehr verschiedenem Körperbau antrifft, langschädelige und kurzschädelige, also auch sie hätten keine „gemeinsame „physiologische Einheit“ besessen. Gott, welche Wahngebilde entstehen nicht, sobald der Mensch nach angeblichen „Ursprüngen“ forscht! Immer wieder muss ich Goethe‘s grosses Wort anführen: „Lebhafte Frage nach der Ursache ist von grosser Schädlichkeit.“ Anstatt das Gegebene, das Erforschbare so zu nehmen wie es ist und uns mit der Erkenntnis der nächsten, nachweisbaren Bedingungen zu begnügen, glauben wir immer wieder von möglichst weit zurückliegenden, gänzlich hypothetischen Ursachen und Annahmen ausgehen zu müssen, denen wir das Gegenwärtige, Zweifellose ohne Scheu opfern. So sind unsere „Empiriker“ beschaffen. Dass sie nicht weiter als ihre eigene Nase sehen, das glauben wir ihnen gern aufs blosse Wort, leider sehen sie aber nicht einmal so weit, sondern rennen mit besagter Nase gegen faustdicke Thatsachen an und klagen dann über die betreffenden Thatsachen, nicht über ihre eigene Kurzsichtigkeit. Was für ein Ding ist denn diese ursprünglich „physiologisch einheitliche Rasse“, von der Renan redet? Vermutlich ein naher Verwandter von Haeckel‘s Menschenaffen. Und dieser hypothetischen Bestie zuliebe soll ich leugnen, dass das englische Volk, das preussische Volk, das spanische Volk einen bestimmten, ganz und gar individuellen Charakter besitzt! Herr Renan vermisst die physiologische Einheit: ja, sieht er denn nicht ein, dass die physiologische Einheit durch die Ehe herbeigeführt wird? Wer sagt ihm denn, dass die hypothetischen Urarier nicht auch g e w o r d e n waren! Wir wissen allesamt nichts davon: was wir aber wissen, lässt es analogisch vermuten. Es gab unter ihnen schmale Köpfe und breite Köpfe: wer weiss, ob diese Mischung nicht nötig war, um eine edelste Rasse hervorzubringen? Das gemeine englische Pferd und das (zweifellos ursprünglich selber aus einer Mischung hervorgegangene) arabische Pferd waren „physiologisch“ ebenfalls sehr verschieden, und

aus ihrer Verbindung erzeugte sich doch im Laufe der Zeit die physiologisch einheitlichste und edelste Tierrasse der Welt, das englische Vollblut. Nun sieht der grosse Gelehrte Renan das englische Menschenvollblut gewissermassen vor seinen Augen, nämlich die historischen Zeiten, entstehen. Was folgert er daraus? Er sagt: da der heutige Engländer weder der Kelte aus Caesar's Zeiten, noch der Angelsachse des Hengist, noch der Däne des Knut, noch der Normanne des Eroberers, sondern das Ergebnis einer Durchdringung aller vier sei, so könne man von einer englischen Rasse überhaupt nicht sprechen. Also, weil die englische Rasse eine geschichtlich gewordene ist (wie alle, von denen wir sichere Kunde besitzen), weil sie etwas durchaus neues, eigenartiges ist: darum existiert sie gar nicht! Wahrhaftig, es geht nichts über Gelehrtenlogik!

> „Was ihr nicht rechnet,
> Glaubt ihr, sei nicht wahr.“

Wir werden über die Bedeutung der Nationen für Rassenbildung ganz anders urteilen. Das römische Reich in seiner lmperiumzeit war die Verkörperung des a n t i n a t i o n a l e n Prinzips; dieses Prinzip führte zur Rassenlosigkeit und zugleich zum geistigen und moralischen Chaos; die Errettung aus dem Chaos geschah durch die zunehmend scharfe Ausbildung des entgegengesetzten Prinzips der N a t i o n e n.[1]) Nicht immer hat die politische Nationalität bei der Erzeugung individueller Rassen die selbe Rolle gespielt wie in unserer neueren Kultur; ich brauche nur auf Indien, Griechenland und auf die Israeliten zu verweisen; jedoch schöner, folgenreicher und, wie es scheint, dauerhafter wurde das Problem nie gelöst als bei uns Germanen. Als hätte man sie aus dem Boden gestampft, ist in diesem kleinen europäischen Weltteil eine Reihe durchaus neuer, unterschiedener Gebilde hervorgegangen. Renan meint, nur in der alten P o l i s hätte es Rasse gegeben, weil allein dort die numerische Beschränktheit Blutgemeinschaft gestattet habe; das ist ganz

---

[1]) Dies bildet den Gegenstand des achten Kapitels.

falsch; man braucht nur wenige Jahrhunderte zurückzurechnen, und jeder Mensch zählt Hunderttausende von Voreltern; was also in dem engen Gebiet Athens in verhältnismässig kurzer Zeit geschah, die physiologische Aneinanderknüpfung, das geschah bei uns im Laufe etlicher Jahrhunderte und setzt sich heute noch fort. Weit entfernt, dass die Bildung der Rasse in unseren Nationen abnähme, nimmt sie notwendiger Weise täglich zu. Je länger ein bestimmter Länderkomplex politisch vereinigt bleibt, umso inniger wird jene geforderte „physiologische Einheit", um so schneller und gründlicher saugt sie fremde Elemente auf. Unsere Anthropologen und Historiker setzen ohne weiteres voraus, in ihren hypothetischen Urrassen seien die spezifischen, unterscheidenden Charakteristika hoch entwickelt gewesen, jetzt jedoch befänden sie sich in progressiver Abnahme; es fände also ein Fortgang aus ursprünglicher Mannigfaltigkeit zu zunehmender Einfältigkeit statt. Diese Annahme widerspricht aller Erfahrung, welche uns vielmehr lehrt, dass Individualisierung eine Frucht wachsender Differenzierung und Absonderung ist. Gegen die Voraussetzung, ein organisches Wesen trete zuerst mit scharf ausgesprochenen Kennzeichen auf, die sich dann allmählich verwischen, spricht die gesamte biologische Wissenschaft; diese zwingt uns geradezu die umgekehrte Hypothese auf: dass das frühe Menschengeschlecht ein bewegliches, verhältnismässig farbloses Aggregat war, aus welchem heraus die einzelnen Typen in zunehmender Divergenz und zunehmend scharfer Individualität hervorgewachsen sind; eine Hypothese, welche durch alle Geschichte bestätigt wird. Nicht also aus Rassentum zur Rassenlosigkeit ist der normale, gesunde Entwickelungsgang der Menschheit, sondern im Gegenteil, aus der Rassenlosigkeit zur immer schärferen Ausprägung der Rasse. Die Bereicherung des Lebens durch neue Individualitäten scheint überall ein höchstes Gesetz der unerforschlichen Natur zu sein. Hier spielt nun bei uns Menschen die Nation, welche fast immer Vermischung, gefolgt von Inzucht bewirkt, eine ausschlaggebende Rolle. Ganz Europa beweist es. Renan zeigt, wie viele Slaven mit den Germanen verschmolzen sind, und stellt ziemlich hämisch die Frage, ob man

überhaupt berechtigt sei, die heutigen Deutschen „Germanen“ zu nennen: nun, mich dünkt, über Namen braucht man in solchen Fällen nicht zu streiten, — was die heutigen Deutschen s i n d, hat Herr Renan im Jahre 1870 erfahren können; er erfuhr es ausserdem durch die Gelehrten, deren Fleiss er neun Zehntel seines Wissens verdankt. Das ist der Erfolg von Rassenerzeugung durch Nationenbildung. Und da Rasse nicht bloss ein Wort ist, sondern ein organisches lebendiges Wesen, so folgt ohne weiteres, dass sie nie stehen bleibt: sie veredelt sich, oder sie entartet, sie entwickelt sich nach dieser oder jener Richtung und lässt andere Anlagen verkümmern. Das ist ein Gesetz alles individuellen Lebens. Der feste nationale Verband ist aber das sicherste Schutzmittel gegen Verirrung: er bedeutet gemeinsame Erinnerung, gemeinsame Hoffnung, gemeinsame geistige Nahrung; er festet das bestehende Blutband und treibt an, es immer enger zu schliessen.

Der Held

Ebenso wichtig wie die klare Erkenntnis des organischen Verhältnisses zwischen Rasse und Nation, ist die des organischen Verhältnisses zwischen der Rasse und ihrer Quintessenz, dem H e l d e n, oder Genie. Gemeiniglich glauben wir wählen zu müssen zwischen Heldenanbetung und Heldengeringschätzung. Beides zeugt von ungenügender Einsicht. Was ich schon in der allgemeinen Einleitung ausgeführt habe, braucht nicht wiederholt zu werden; hier aber, wo die Rassenfrage im Vordergrunde steht, tritt uns dieses Problem in einer besonders klaren Fassung entgegen, und bei einiger Kraft der Anschauung müssen wir doch einsehen: der Einfluss der geistig hervorragenden Individuen in einem Geschlecht, wie das menschliche, dessen Eigenheit auf der Ausbildung seiner geistigen Fähigkeiten beruht, ist unermesslich, zum Guten und auch zum Bösen; diese Individuen sind die tragenden Füsse, die bildenden Hände jedes Volkes, sie sind das Antlitz, welches wir Andere erblicken, sie sind das Auge, welches selber die übrige Welt in einer bestimmten Weise erschaut und dem übrigen Organismus mitteilt. Hervorgebracht werden sie jedoch vom gesamten Körper; nur durch dessen Lebensthätigkeit können sie entstehen, nur an ihm und in ihm gewinnen sie Bedeutung.

Was soll mir die Hand, wenn sie nicht aus einem kräftigen Arm als ein Stück, ein Teil davon herauswächst? Was soll mir das Auge, wenn die strahlenden Gestalten, die es erschaute, sich nicht weiterspiegeln in einer dahinter liegenden dunklen, fast amorphen Gehirnmasse? Erscheinungen erhalten erst dadurch Bedeutung, dass sie mit anderen Erscheinungen in Verbindung stehen. Je reicher das Blut unsichtbar in den Adern kreist, umso üppiger werden die Blüten des Lebens hervorsprossen. Die Behauptung, Homer habe Griechenland geschaffen, spricht zwar buchstäbliche Wahrheit aus, bleibt aber einseitig und irreleitend, solange nicht hinzugefügt wird: nur ein unvergleichliches Volk, nur eine ganz bestimmte, geadelte Rasse k o n n t e diesen Mann hervorbringen, nur eine Rasse, bei der das sehende und gestaltende Auge in überschwänglichster Weise zur Ausbildung gelangt war.[1]) Ohne Homer wäre Griechenland nicht Griechenland geworden, ohne Hellenen wäre Homer nie geboren. Die Rasse, die den grossen Seher der Gestalten gebar, gebar auch den erfindungsreichen Seher der Figuren, Euklid, den luchsäugigen Ordner der Begriffe, Aristoteles, den Mann, der das System des Kosmos zuerst durchschaute, Aristarchos u. s. w. *ad infinitum.* Die Natur ist nicht so einfach, wie die Schulweisheit es sich träumt: ist grosse Persönlichkeit unser „höchstes Glück“, so ist doch gemeinschaftliche Grösse der einzige Boden, auf dem sie erwachsen kann. Die ganze Rasse z. B. ist es, welche die Sprache schafft, damit zugleich bestimmte künstlerische, philosophische, religiöse, ja sogar praktische Möglichkeiten, aber auch unübersteigliche Schranken. Auf hebräischem Boden konnte niemals ein Philosoph entstehen, weil der Geist der hebräischen Sprache die Verdolmetschung metaphysischer Gedanken absolut unmöglich macht; aus dem selben Grunde konnte kein semitisches Volk eine Mythologie im gleichen Sinne wie die Inder und die

---

[1]) Wer von der ungeheueren Kraft dieser Geschlechter, fähig einem Homer als Grundlage zu dienen, sich eine lebendige Vorstellung machen will, der lese die Beschreibung der Burgen von Tiryns und Mykenä aus atridischer Zeit, wie sie heute noch, nach Jahrtausenden, dastehen.

Germanen besitzen. Man sieht, welche bestimmte Wege auch die grössten Männer durch die gemeinsamen Leistungen der ganzen Rasse gewiesen werden.[1]) Die Sprache ist es aber nicht allein. Homer musste die Mythen vorfinden, um sie gestalten zu können; Shakespeare brachte auf die Bühne die Geschichte, die das englische Volk gelebt hatte; Bach und Beethoven entspriessen Stämmen, die schon den Alten durch ihr Singen auf gefallen waren. Und Mohammed? Hätte er die Araber zu einer Weltmacht erheben können, wenn sie nicht als eine der reinst gezüchteten Rassen der Erde bestimmte „überschwängliche“ Eigenschaften besessen hätten? Hätte ohne den neuen Stamm der Preussen der Grosse Kurfürst das Gebäude begründen, der grosse Friedrich ausbauen, der grosse Wilhelm vollenden können, welches jetzt Deutschland umfasst?

Das rassenlose Chaos

Hiermit ist unsere erste Aufgabe in diesem Kapitel erledigt: wir haben eine deutliche, konkrete Vorstellung davon bekommen, was Rasse ist und was sie für das Menschengeschlecht zu bedeuten hat; wir haben auch an einigen Beispielen der Gegenwart gesehen, wie verhängnisvoll die Abwesenheit von Rasse, d. h. also das Chaos unindividualisierter, artenloser Menschenagglomerate wirkt. Wer das nun alles einsieht und darüber nachsinnt, wird allmählich erkennen lernen, was es für unsere germanische Kultur bedeuten mag, dass die auf sie herabgeerbte Kultur des Altertums, welche an wichtigen Punkten noch immer nicht allein ihre Grundlage, sondern auch ihr Gemäuer bildet, ihr nicht durch ein bestimmtes Volk vermittelt wurde, sondern durch ein nationloses, physiognomiebares Gemenge, in welchem die Bastarde das grosse Wort führten, nämlich durch das Völkerchaos des untergehenden römischen Imperiums. Unsere gesamte geistige Entwickelung steht noch heute unter dem Fluche dieser unseligen Zwischenstufe; sie ist es, welche noch im 19. Jahrhundert den

[1]) Nach Renan (*Israël,* I, 102) vermag die hebräische Sprache weder einen philosophischen Gedanken, noch eine mythologische Vorstellung, noch das Gefühl des Unendlichen, noch die Regungen des menschlichen Innern, noch die reine Naturbetrachtung überhaupt zum Ausdruck zu bringen.

antinationalen, rassenfeindlichen Mächten die Waffen in die Hand gab.

Schon vor Julius Cäsar beginnt das Chaos zu entstehen; durch Caracalla wird es zum offiziellen Prinzip des römischen Reiches erhoben.[1]) So weit das Imperium reichte, so weit hat gründliche Blutvermischung stattgefunden, doch so, dass die eigentliche Bastardierung, das heisst, wie wir jetzt wissen, die Kreuzung zwischen unverwandten oder zwischen edlen und unedlen Rassen fast ausschliesslich im südlichsten und im östlichsten Teil vorkam, dort, wo die Semiten mit den Indoeuropäern zusammentrafen — also in den Hauptstädten Rom und Konstantinopel, dann an der Nordküste Afrikas ganz entlang (sowie auch an den Küsten Spaniens und Galliens), vor Allem in Ägypten, Syrien und Kleinasien. Es ist ebenso leicht als wichtig, sich den Umfang dieses Länderkomplexes vorzustellen. Die Donau und der Rhein treffen an ihrem Ursprung fast zusammen; die beiden Flussgebiete greifen so genau ineinander über, dass es in der Nähe des Albulapasses einen kleinen See giebt, der bei hohem Wasserstande, so wird versichert, auf der einen Seite in die Albula und den Rhein, auf der anderen in den Inn und die Donau abfliesst. Verfolgt man nun den Lauf dieser Flüsse von der Mündung des Alten Rheins in die Nordsee, bei Leyden, den Rhein hinauf und die Donau hinunter bis zu ihrer Mündung in das Schwarze Meer, so erhält man eine ununterbrochene Linie, welche den europäischen Kontinent in der Richtung von Nordwesten nach Südosten durchkreuzt; sie bildet die durchschnittliche Nordgrenze des römischen Reiches während langer Zeit; ausser in Teilen von Dacien (im heutigen Rumänien) haben sich die Römer niemals nördlich und östlich von dieser Grenze dauernd behauptet.[2]) Diese Linie teilt

---

[1]) Siehe S. 147.

[2]) Das römische Grenzwallsystem schnitt allerdings ein ziemliches Stück nördlich von der Donau und östlich vom Rhein ab, indem der Limes oberhalb Regensburgs nach Westen abzweigte, bis in die Nähe von Stuttgart, von dort wieder nach Norden, bis er westlich von Würzburg den Main traf. Doch wurde dieses sog. „Zehnt-

Europa (wenn man den asiatischen und afrikanischen Besitz Roms dazurechnet) in fast zwei gleiche Teile. In dem südlichen Teile hat nun die grosse Bluttransfusion (wie die Ärzte die Einspritzung fremden Blutes in einen Organismus nennen) stattgefunden. Betitelt Maspero in seiner *Geschichte der Völker der klassischen Orients* den einen Band „das erste Durcheinander der Völker", so könnte man hier von einem zweiten Durcheinander reden. In Britannien, sowie in Rhätien, im allernördlichsten Gallien u. s. w. scheint es freilich trotz der römischen Herrschaft zu keiner eigentlichen Durchdringung gekommen zu sein; auch im übrigen Gallien, sowie in Hispanien hatten wenigstens die aus Rom importierten neuen Elemente etliche Jahrhunderte verhältnismässiger Abgeschiedenheit zur Verschmelzung mit den früheren Einwohnern, ehe andere nachkamen, ein Umstand, welcher die Ausbildung einer neuen, sehr charakteristischen Rasse, der gallo-römischen, ermöglichte. Im Südosten dagegen, und namentlich an allen Kulturzentren (die, wie bereits hervorgehoben, einzig im Süden und Osten lagen) ergab sich ein um so gründlicheres, verderblicheres Durcheinander, als die aus dem Orient Hinzuströmenden selbst lauter halbschlächtige Menschen waren. Unter da- maligen Syriern z. B. darf man sich nicht eine bestimmte Nation, irgend ein Volk, eine Rasse vorstellen, sondern vielmehr ein bunte Agglomeration pseudohethitischer, pseudosemitischer, pseudohellenischer, pseudopersischer, pseudoskythischer Bankerte. Leichte Begabung, oft auch eigentümliche Schönheit, das, was die Franzosen *un charme troublant* nennen, ist Bastarden häufig zu eigen; man kann dies heutzutage in Städten, wo, wie in Wien, die verschiedensten Völker sich begegnen, täglich beobachten; zugleich aber kann man auch die eigentümliche Haltlosigkeit, die geringe Widerstandskraft, den Mangel an Charakter, kurz, die moralische Entartung solcher Menschen wahrnehmen. Den Syrier mache ich darum namhaft, weil ich nicht durch wortreiche

---

land" nicht von Italern, sondern, wie Tacitus erzählt, von „den Leichtfertigsten der Gallier" bezogen. (Vgl. Wietersheim: Völkerwanderung I, 161 ff.)

Aufzählungen, sondern durch Beispiele reden möchte; er aber war das Muster des aus allem völkischen Zusammenhang losgerissenen Bastards; gerade deswegen hat er bis zum Einbruch der Germanen (und noch darüber hinaus) eine grosse Rolle gespielt. Wir finden Syrier auf dem kaiserlichen Throne; Caracalla gehört zu ihnen, und das in Seide und Gold gekleidete, wie eine Tänzerin geschmückte Monstrum Heliogabalus wurde direkt aus Syrien importiert; wir finden sie in allen Verwaltungen und Präfekturen; sie, sowie ihr Seitenstück, die afrikanischen Bastarde, reden ein grosses Wort mit bei der Kodifikation des Rechtes und ein geradezu ausschlaggebendes bei der Ausbildung der römischen Universalkirche. Schauen wir uns einen dieser Männer näher an; wir bekommen dadurch sofort ein lebhaftes Bild des damaligen civilisierten Bruchteils Europas und seiner geschäftigen Kulturträger und erhalten somit einen Einblick in die Seele des Völkerchaos.

Lucian

Der Schriftsteller Lucian ist wohl Jedem, wenigstens dem Namen nach, bekannt; seine hervorstechende Begabung zieht unwillkürlich die Aufmerksamkeit auf ihn. Geboren an den Ufern des Euphrats, unfern der ersten Ausläufer des taurischen Gebirges in denen noch energische Stämme indoeuropäischer Herkunft wohnten) lernt der Knabe neben der syrischen Landessprache auch griechisch radebrechen. Er zeigt Talent für Zeichnen und Bildhauerei und wird zu einem Bildhauer in die Lehre gegeben, doch erst, nachdem ein Familienconcilium stattgefunden hat, um zu beraten, wie der Junge am schnellsten zu recht viel Geld kommen könne. Diese Sorge ums Geld bleibt fortan das ganze Leben hindurch, trotz der später angehäuften Reichtümer, der Leitstern — — — nein, das wäre zu schön gesagt, der treibende Impuls dieses begabten Syriers; in seiner Schrift *Nigrinus* gesteht er mit beneidenswerter Offenheit, das Liebste auf der Welt sei ihm Geld und Ruhm, und noch als alter Mann schreibt er ausdrücklich, er nehme die ihm von Commodus (dem Gladiatorenkaiser) angebotene hohe Beamtenstelle des Geldes wegen an. Doch mit der Kunst wird‘s nichts. In einer hochberühmten, aber meines Wissens bisher von keinem Historiker nach ihrem wahren

Inhalt gewürdigten Schrift, *„der Traum“*,[1]) sagt uns Lucian, weswegen er die Kunst aufgab und es vorzog, Jurist und Litterat zu werden. Im Traume waren ihm zwei Weiber erschienen; die eine „sah nach Arbeit aus“, hatte schwielige Hände, das Gewand über und über von Gips befleckt; die andere war elegant angezogen und stand gelassen da; die eine war die Kunst, andere... wer es nicht schon weiss, wird es nie erraten, andere war — die B i l d u n g. [2]) Die arme Kunst bemüht sich, durch das Beispiel von Phidias und Polyklet, Myron und Praxiteles ihren neuen Jünger anzueifern, doch vergeblich; denn die Bildung thut überzeugend dar, die Kunst sei eine „unedle Beschäftigung“; den ganzen Tag bleibe der Künstler in einem schmutzigen Kittel über seine Arbeit gebückt, wie ein Sklave; selbst Phidias sei nur „ein gemeiner Handwerker“ gewesen, der „von seiner Hände Arbeit lebte“; — wer dagegen statt Kunst die „Bildung“ erwähle, dem stünden Reichtum und hohe Ämter in Aussicht, und wenn er auf der Strasse spazieren gehe, dann würden sich die Leute anstossen und sagen: „Schau', da geht der berühmte Mann!“[3]) Schnell entschlossen springt Lucian auf: „das unschöne, arbeitsvolle Leben verliess ich und trat zur Bildung über.“ Heute Bildhauer, morgen Advokat; wer ohne Bestimmung geboren ist, kann alles erwählen;[4]) wer nach Geld und Ruhm geht, braucht nicht in die Höhe zu schauen und riskiert also nicht, wie der Held des deutschen Kindermärchens, in den

---

[1]) Nicht mit dem „Traum des Schusters Micyllus“ zu verwechseln.

[2]) So wird, und wohl mit Recht, das griechische Wort παιδεία von den besten Übersetzern hier verdeutscht; um Kindererziehung handelt es sich nicht und „Wissenschaft“ würde zu viel besagen. Dem etwaigen Einwurf, dass die erste Frau sich zunächst nicht als die „Kunst“ kurzweg, sondern als „die Kunst, Hermen zu schnitzen vorstellt, ist zu entgegnen, dass sie doch später einfach als Τέχνη bezeichnet wird, und dass die Berufung auf Phidias und andere Künstler keinem Zweifel über die Absicht Raum lässt.

[3]) Das leise Echo vernahmen wir im 19. Jahrhundert: „Nennt man die besten Namen, so wird auch der meine genannt!“

[4]) Vergl. S. 244.

Brunnen zu fallen. Man glaube nicht, jener *„Traum“* sei etwa eine Satire; als Rede gab ihn Lucian in seiner Vaterstadt zum Besten, als er sie später einmal, mit Gold und Lorbeeren bedeckt, besuchte; der Jugend von Samosata hielt er — er selber sagt es — seinen Lebenslauf als Beispiel vor. Welche bittere Satire ihr ganzes Schicksal auf das Leben der wahrhaft Grossen bedeutet, verstehen solche Menschen, sonst so geistvoll, niemals; wie hätte sonst ein Heine sich in eine Linie mit einem Goethe stellen können? Nun, Lucian hatte die Bildung erwählt; um sie zu erwerben, begab er sich nach Antiochien. Athen war freilich noch immer die wahre hohe Schule des Wissens und des Geschmackes, galt aber für altmodisch; das syrische Antiochien und das angeblich hellenische, doch bereits im 2. Jahrhundert mit fremden Elementen durch und durch getränkte Ephesus übten eine weit stärkere Anziehung auf die internationale Jugend des römischen Reiches aus. Dort studierte Lucian das Recht und die Beredsamkeit. Doch als intelligenter Mensch empfand er peinlich die Misshandlung der griechischen Sprache seitens seiner Lehrer; er erriet den Wert eines reinen Stiles und setzte nach Athen hinüber. Bezeichnend ist es, dass er nach kurzen Studien daselbst als Anwalt und Redner aufzutreten sich erkühnte; alles hatte er inzwischen gelernt, nur nicht, was sich schickt; die Athener brachten es ihm bei, sie lachten über den „Barbaren“ mit seinen angelernten Fetzen fremder Bildung und gaben ihm damit einen Wink vom Himmel; er entwich nach einem Ort, wo man es mit dem Geschmack nicht so genau nahm, nach Massilia. Diese phönizisch-diasporische Hafenstadt hatte soeben durch die Ankunft Tausender von palästinischen Juden ein so ausgesprochenes Gepräge erhalten, dass sie einfach „d i e J u d e n s t a d t“ hiess; doch kamen hier Gallier, Römer, Spanier, Ligurier, alles Erdenkliche zusammen. Hier, in Neuathen, wie ihre Einwohner mit zarter Anerkennung ihres eigenen Geisteswertes Massilia zu nennen beliebten, lebte Lucian viele Jahre und wurde ein reicher Mann; die Advokatur gab er auf, dazu hätte er Lateinisch gründlich studieren müssen, ausserdem war die Konkurrenz gross, und schon in Antiochien hatte er als Jurist keinen besonderen

Erfolg gehabt; was diese reich gewordenen Kaufleute am nötigsten brauchten, war Bildung, „moderne" Bildung und Anstandslehre. War nicht gerade „Bildung" Lucian's Ideal, sein Traum gewesen? Hatte er nicht in Antiochien studiert und sogar in Athen „öffentlich geredet"? Er hielt also Vorträge; die Zuhörer verhöhnten ihn aber nicht, wie in Athen, sondern zahlten jedes Honorar, das er zu fordern beliebte. Ausserdem reiste er in ganz Gallien als bestellter Prunkredner herum, damals ein sehr einträgliches Geschäft: heute die Tugenden eines Verblichenen feiernd, den man niemals im Leben sah, morgen zur Verherrlichung eines religiösen Festes beitragend, das zu Ehren irgend einer lokalen gallorömischen Divinität gegeben wurde, deren Namen ein Syrier nicht einmal aussprechen konnte. Wer sich von dieser Rednerei eine Vorstellung machen will, sehe sich die *Florida* des gleichzeitigen, aber afrikanischen Mestizen Apulejus an;[1]) es ist dies eine Sammlung kürzerer und längerer oratorischer Effektstücke, geeignet in Jede beliebige Rede eingeschoben zu werden, um dann, als scheinbar plötzliche Eingebung, die ganze Versammlung durch den Reichtum des Wissens, den Witz, die Empfindungstiefe des Redners zu verblüffen und hinzureissen; es liegt da alles nebeneinander „auf Lager": das Gedankentiefe, das fein Pointierte, die geistreiche Anekdote, das devot Unterthänige, das von Freiheitsgelüsten Strotzende, ja, die Entschuldigung, nichts vorbereitet zu haben, und der Dank für die Standbilder, mit welchen man den Redner überraschen könnte! Gerade solche Dinge malen einen Menschen, und ihn nicht allein, sondern eine ganze Kultur, oder, um mit Lucian zu sprechen, eine ganze „Bildung". Wer den Fürsten Bismarck in einer seiner grossen Reden hat mühsam nach dem Worte ringen gehört, wird mich schon verstehen. — Mit 40 Jahren kehrt Lucian Gallien den Rücken; sich in einem bestimmten Orte niederlassen, sein Geschick mit dem irgend eines Landes dauernd verbinden, das kommt ihm nicht bei; Nationen

[1]) Apulejus rühmt sich ausdrücklich seiner gemischten Herkunft. Übrigens hat auch er in Syrien und Ägypten studiert und ist in Griechenland gereist, hat also ungefähr den selben Bildungsgang wie Lucian gehabt.

gab es ausserdem keine; kehrt Lucian jetzt vorübergehend in seine Heimat zurück, so geschieht das ebenfalls nicht aus einem Herzensbedürfnis, sondern, wie er selber aufrichtig gesteht, „um sich denen, die ihn arm gekannt hatten, reich und schön gekleidet zu zeigen."[1]) Dann richtet er sich auf längere Zeit in Athen ein, schweigt aber diesesmal still und studiert fleissig Philosophie und Wissenschaft in dem redlichen Bemühen, endlich herauszufinden, was sich wohl hinter dieser ganzen vielgerühmten hellenischen Kultur verberge. Dass dieser Mann, der 20 Jahre lang „hellenische Bildung" gelehrt und dabei Reichtum und Ehren eingeheimst hat, plötzlich merkt, er habe niemals auch nur das erste Wort von dieser Bildung verstanden, das ist ein fast rührender Zug und ein Beweis ungewöhnlicher Begabung. Daher habe ich gerade ihn herausgewählt. In seinen Schriften findet man auch neben den Wortwitzeleien und den vielen guten Spässen und ausser dem Talent, flott zu erzählen, manche scharfe, bisweilen schmerzdurchzuckte Bemerkung. Was konnte aber bei diesem Studium herauskommen? Wenig oder nichts. Wir Menschen sind eben nicht Brettsteine; man wurde in Athen ebensowenig ein Anderer durch gelehrten Unterricht, als man heute in Berlin, wie es Professor Virchow von dem Einfluss der dortigen Universität erhofft, eine „schöne Persönlichkeit" wird, wenn man nicht bei der Immatrikulation schon eine war. Das Wissen des Menschen ist an nichts so eng geknüpft wie an sein Sein, mit anderen Worten, an seine bestimmte Art zu sein, seine bestimmte Organisation. Plato meinte: Wissen sei Erinnerung; die heutige Biologie deutet dieses Wort ein wenig um, giebt dem Philosophen jedoch Recht. In einem durchaus inhaltreichen Sinne darf man behaupten, jeder Mensch kann nur w i s s e n, was er i s t. Lucian empfand selber,

[1]) Die *Fliegenden Blätter* 1896 haben ein Bild, welches einen Kommerzienrat und seine Frau, soeben in ihren Wagen eingestiegen, zeigt:

S i e: Wo fahren wir denn heute hin?

E r: Na, natürlich durch die Stadt; lassen uns von den Leuten beneiden!

Das ist genau die nämliche Kulturstufe.

alles, was er bisher gelernt und gelehrt hatte, sei blosses Flitterwerk; That-sachen, nicht die Seele, aus welcher diese Thaten erwachsen; die Hülle, doch ohne den Leib; die Schale, doch ohne den Kern. Und als er nun endlich das einsah und die Schale aufbrach, was fand er? Nichts. Natürlich nichts. Erst bringt die Natur den Kern hervor, die Schale ist eine spätere Accrescenz; erst wird der Leib geboren, dann hüllt man ihn ein; erst schlägt ein Heldenherz, dann werden die Heldenthaten vollbracht. Lucian konnte als Kern nur sich selbst finden; sobald er sich die Fetzen römischen Rechtes und hellenischer Poesie vom Leibe riss, entdeckte er einen begabten syrischen Mestizen, einen Bastard aus fünfzig ungeklärten Blutmischungen, den selben, der mit dem sichern Instinkt der Jugend Phidias als einen Handwerker verachtet und für sich das erwählt hatte, was bei möglichst wenig Mühe möglichst viel Geld und die Bewunderung des gemeine Trosses einbrächte. Alle Philologen der Welt mögen mir versichern, Lucian‘s Bemerkungen über Religion und Philosophie seien tief, er sei ein kühner Kämpfer gegen Aberglauben u. s. w., nie werde ich es ihnen glauben. Lucian war ja unfähig zu wissen, was Religion, was Philosophie überhaupt ist. In vielen seiner Schriften führt er alle möglichen „Systeme“ nacheinander auf, z. B. im *Ikaromenippus,* im *Verkauf der philosophischen Charactere,* u. s. w.; immer ist es nur das Alleräusserlichste, was er begreift, das formelle Moment, ohne welches die Kundgebung eines Gedankens nicht möglich ist, das aber wahrlich mit dem Gedanken selber nicht verwechselt werden darf. Ebenso in Betreff der Religion. Aristophanes hatte gespottet wie später Voltaire; bei diesen beiden Männern ging aber die Satire aus einem positiven, konstruktiven Gedanken hervor, und überall leuchtet die fanatische Liebe zur eigenen Volksart durch, zu dieser festen, bestimmten Blutgemeinde, die einen Jeden von ihnen mit ihren Traditionen, ihrem Glauben, ihren grossen Männern umfing und trug; Lucian dagegen spottet wie Heine,[1]) es ist kein edles Ziel,

[1]) Nur hinkt dieser zweite Vergleich einigermassen, da Heine doch einem bestimmten Volk angehörte und in Folge dessen eine bestimmtere Physiognomie besass.

keine tiefe Überzeugung, kein gründliches Verstehen vorhanden; wie ein Wrak auf dem Ocean treibt er ziellos herum, nirgends daheim, nicht ohne edle Regung, doch ohne einen Gegenstand, dem er sich hätte opfern können, hochgelehrt, doch ein Muster jener Bildungsungeheuer, von denen Calderon sagt, dass sie

Alles wissen, nichts erfahren.

Eines aber verstand er, und das macht auch seinen ganzen Wert als Schriftsteller für uns aus: er verstand den Geist, dem er glich, nämlich die ganze bastardierte, verkommene, entartete Welt um ihn herum; er schildert sie und geisselt sie, wie das nur einer konnte, der selber dazu gehörte, der ihre Motive und ihre Methoden aus eigener Erfahrung kannte. H i e r fehlte der Kern nicht. Daher die köstlichen Satiren auf die Homerkritiker, auf den bis auf das Mark der Knochen verderbten Gelehrtenstand, auf die religiösen Schwindler, auf die aufgeblasenen roh-ignoranten Millionäre, auf die ärztlichen Quacksalber u. s. w. Hier wirkten sein Talent und seine Welterfahrung zusammen, um Ausserordentliches zu stande zu bringen. — Und damit meine Schilderung nicht unvollendet bleibe, will ich noch hinzufügen, dass jener zweite Aufenthalt in Athen, wenn er den Lucian auch nicht lehrte, was Mythologie und Metaphysik, noch was heldenhafte Gesinnung sei, doch für ihn die Quelle neuer Einnahmen wurde. Dort wandte er sich nämlich fleissig der Schriftstellerei zu, schrieb seine Göttergespräche, seine Totengespräche, wahrscheinlich überhaupt die meisten seiner besten Sachen. Er erfand eine leichte dialogische Form (wofür er sich den Ehrentitel „Prometheus der Schriftsteller“ beilegte!); im Grunde genommen sind es gute Feuilletons, von der Art wie der Philister sie früh zum Kaffee noch jetzt gern liest. Sie brachten ihm, als er sich nun wieder auf Reisen begab und sie öffentlich vortrug, Unsummen ein. Doch auch diese Mode ging vorbei, oder vielleicht hatte der ältere Mann das Nomadisieren satt. Er liess das eine Erbe, hellenische Kunst und Philosophie, liegen, und wandte sich zum andern, zum römischen Recht; er wurde Staatsanwalt (sagen die Einen), Gerichtspräsident (sagen die Andern) in Ägypten und starb in diesem Amte.

Ich glaube, eine einzige solche Laufbahn führt uns das seelische Chaos, welches damals unter dem einförmigen Gewand des streng verwaltenden römischen Imperiums verborgen lag, deutlicher zu Gemüt, als manche gelehrte Auseinandersetzung. Man kann von einem Mann wie Lucian nicht sagen, er sei unmoralisch gewesen, nein, was man an einem solchen Beispiel einsehen lernt, ist, dass Moral und Willkür zwei sich widersprechende Begriffe sind. Menschen, die nicht mit ihrem Blute bestimmte Ideale erben, sind weder moralisch noch unmoralisch, sondern einfach „amoralisch". Wenn ich mir ein Modewort für meinen Zweck zurechtlegen darf: sie sind diesseits von gut und böse. Sie sind auch diesseits von schön und hässlich, diesseits von tief und flach. Der Einzelne vermag es eben nicht, sich ein Lebensideal und ein moralisches Gesetz zu erschaffen; gerade diese Dinge können nur bestehen, wenn sie g e w a c h s e n sind. Darum war es auch sehr weise von Lucian, dass er es trotz seines Talentes zeitig aufgab, dem Phidias nachzueifern. Ein Schönredner für die Marseilleser konnte er werden, auch ein Gerichtspräsident für die Ägypter, ja, selbst ein Feuilletonist für alle Zeiten, ein Künstler aber nie, ein Denker ebensowenig.

Augustinus

Nun könnte man freilich einwerfen, es seien aus dem damaligen Völkerchaos sehr bedeutende Männer hervorgegangen, die in einem tiefer eindringenden Sinne als Lucian auf die zukünftigen Geschlechter bis heute hinab gewirkt haben. Hierdurch wird die unwiderlegbare Erkenntnis von der Bedeutung der Rasse für das Menschengeschlecht durchaus nicht aufgehoben. Mitten in einem Chaos können einzelne Individuen noch ganz reiner Rasse sein, oder, wenn das nicht, doch vorwiegend einer bestimmten Rasse angehören. Ein solcher Mann, wie Ambrosius z. B., ist ganz gewiss aus echtem, edlem Stamme, aus jener starken Rasse, die Roms Grösse gemacht hatte; zwar kann ich es nicht beweisen, denn in jener chaotischen Zeit weiss die Geschichte von keinem bedeutenden Manne genau anzugeben, woher er stammte; es kann aber auch Niemand das Gegenteil beweisen, und so muss seine Persönlichkeit entscheiden. Ausserdem darf nicht übersehen werden, dass, wenn die planlose Vermischung nicht ganz

wild vor sich geht, die Vorzüge einer prädominierenden Rasse noch während Generationen vorhalten, wenn auch noch so geschwächt, und dass sie in einzelnen Individuen atavistisch von Neuem aufflammen können. Dafür bietet die Tierzüchterei experimentelle Beweise in grosser Anzahl. Man nehme ein Stück Papier und zeichne sich einen Stammbaum; man wird sehen, dass, wenn man nur vier Generationen zurücksteigt, ein Individuum schon dreissig Voreltern zählt, dreissig Menschen, deren Blut in seinen Adern fliesst. Nimmt man nun zwei Rassen, A und B, an, so wird eine solche Tafel deutlich machen, wie verschiedengradige Bastardierung bei einer Völkermischung vorkommen muss, von dem direkt aus A und B zusammengesetzten Vollbastard, bis zu dem Individuum, bei welchem nur einer der sechzehn Urahnen ein Bastard war u. s. w. Ausserdem entstehen gerade durch Kreuzung, wie es die Erfahrung täglich lehrt, häufig ungewöhnlich schöne und begabte Menschen; es kommt aber, wie ich gesagt habe, nicht allein auf das Individuum an, sondern auf dessen Verhältnis zu anderen Individuen, zu einem einheitlichen Komplex; kommt dieser einzelne Bastard in eine bestimmte Rassenumgebung hinein, so kann er sehr auffrischend auf sie wirken, gerät er in einen Menschen h a u f e n, so ist er, wie Lucian, ein Span unter Spänen, nicht ein Zweig an einem lebendigen Baume. Auch die unermessliche M a c h t d e r I d e e n muss in Anschlag gebracht werden. Zwar werden sie von unechten Erben missdeutet, misshandelt, missbraucht — wie wir das beim pseudorömischen Recht und bei der platonischen Philosophie sahen — doch wirken sie gestaltend weiter. Was hielt denn diese Völkeragglomeration noch zusammen bis zur erlösenden Ankunft des starken Dietrich von Bern, wenn nicht die Agonie des alten, echten Imperiumgedankens? Woraus schöpften jene Menschen des Völkerchaos Gedanken und Religion? Aus sich selbst nicht, nur von Juden und Hellenen. Und so war denn alles Bindende, Leben-erhaltende der Erbschaft grosser Rassen entnommen. — Man nehme irgend einen der Grössten aus dem Völkerchaos, z. B. den ehrwürdigen, durch Temperament und Gaben gleich ausgezeichneten A u g u s t i n u s. Um ohne Vor-

eingenommenheit zu urteilen, wolle man vom eigenen reinreligiösen Standpunkt absehen, und dann frage man sich, ob es in diesem so eminenten Kopfe nicht heillos chaotisch zuging? Jüdischer Jahveglaube, hellenische Mythologie, alexandrinischer Neoplatonismus, römische Hieratik, paulinische Theophanie, der Blick auf den Gekreuzigten... alles das ist in seiner Vorstellungswelt durcheinander geworfen. Manche ungleich höherstehenden — weil eben reinen, rassenechten — religiösen Gedanken eines Origenes muss Augustinus des hebräischen Materialismus wegen verwerfen, zugleich führt aber gerade er die urarische Vorstellung der Notwendigkeit als Prädestination in die Theologie ein, wodurch das Urdogma alles Judentums, die unbedingte Willkür des Willens, in die Brüche geht. [1]) Zwölf Jahre schreibt er an einem Buche gegen die heidnischen Götter, glaubt jedoch selber an ihre Existenz in einem so handgreiflichen, fetischistischen Sinne wie seit tausend Jahren vor ihm kein kultivierter Grieche; er hält sie nämlich für Dämonen und als solche für Geschöpfe Gottes, man dürfe nur nicht, meint er, sie für Schöpfer halten *(„immundos spiritus esse et perniciosa daemonia, vel certe creaturas non Creatorem, veritas christiana convincit“).* In seinem Hauptwerk *De civitate Dei* streitet Augustinus Kapitel lang mit seinem Landsmann Apulejus über die Natur der Dämonen und sonstiger guter und schlechter Geister, bestrebt, sie, wenn auch nicht zu leugnen, so doch zu einem geringfügigen einflusslosen

---

[1]) Zwar ist Augustinus so vorsichtig wie nur möglich; so sagt er z. B. von dem Vorherwissen Gottes und dem dieser Annahme widersprechenden freien Willen des Menschen: „Wir umarmen beide Überzeugungen, wir bekennen uns zu beiden, treu und wahrhaftig; zu jener, damit wir rechtgläubig seien, zu dieser, damit wir tugendhaft leben“ *(illud, ut bene credamus; hoc, ut bene vivamus);* vergl. *De civitate Dei* V. 10. Hiermit hängt dann jene weitere Frage eng zusammen, ob Gott selber „frei“ sei oder unter dem Gesetze stehe; der Intellekt neigt bei Augustinus offenbar zu letzterer Annahme, sein dogmatisches Glaubensbekenntnis zu ersterer. Ist eine Handlung schlecht, weil Gott sie verboten hat, oder musste sie Gott verbieten, weil sie schlecht ist? In seinem *Contra mendacium,* c. 15, spricht sich Augustinus für die zweite Alternative aus; in anderen Schriften für die erste.

Element herabzudrücken und somit wüsten Aberglauben durch echte Religion zu ersetzen; nichtsdestoweniger neigt er allen Ernstes zu der Ansicht, Apulejus selber sei durch die Salbe der thessalischen Hexe in einen Esel verwandelt worden, was um so komischer wirkt, als Apulejus zwar Manches über Dämonen geschrieben, niemals aber daran gedacht hatte, diese Verwandlung für eine wahre Begebenheit auszugeben, als er seinen Roman: *Die Metamorphosen oder der Goldene Esel* verfasste. [1]) Auf diesen Gegenstand kann ich mich natürlich hier nicht näher einlassen, das würde mich viel zu weit führen; er verdiente ein ganzes Buch für sich; und doch wäre die ausführliche Kennzeichnung des geistigen Zustandes der Edlen unter diesen Söhnen des Chaos die rechte Ergänzung zu der Skizze des leichtsinnigen Lucian.[2]) Man würde sehen, dass überall das Gleichgewicht gestört ist; hier, bei Lucian, redet der entfesselte Intellekt das grosse Wort und der Mangel an moralischer Kraft richtet die schönsten Anlägen zu Grunde, dort, bei Augustinus, ringt der Charakter in einem verzweifelten Kampfe und ruht nicht eher, als bis er sein Denken zu Boden geworfen und in Fesseln geschlagen hat.

So sahen die Menschen aus, durch welche uns Neueren das Erbe des Altertums übermacht wurde. „Wie Schiffbrüchige sind wir, die eine wilde Brandung ans Ufer geworfen hat“, ruft Ambrosius schmerzerfüllt aus. Durch die Hände dieser Schiffbrüchigen gingen Philosophie und Recht, die Begriffe über Staat, Freiheit, Menschenwürde; sie waren es, welche den früher nur im ignorantesten Abschaum der Bevölkerung lebenden Aberglauben (Dämonenglauben, Hexenwesen u. s. w.) zu der Würde aner-

---

[1]) Diese Erzählung scheint damals kursiert zu haben; denn auch Lucian hat einen: *Lucius oder der bezauberte Esel,* der allerdings so aussieht, als wäre er aus Bruchstücken des Apulejischen übersetzt. Augustinus meint von der Verwandlung *„aut finxit, aut indicavit“,* neigt aber offenbar zu letzterer Annahme.

[2]) Über die unvereinbaren Widersprüche im religiösen Denken und Fühlen des Augustinus habe ich im 7. Kapitel ausführlich gesprochen und somit die hier gefühlte Lücke einigermassen ausgefüllt.

kannter Dogmen erhoben; sie waren es, welche aus den disparatesten Elementen eine neue Religion zusammenschmiedeten und welche die Welt mit der römischen Kirche beschenkten, einer Art Wechselbalg des römischen Imperiumgedankens; zugleich waren sie es, die mit der Wut der Schwachen alles Schöne aus der Vergangenheit, wo sie nur die Hand darauf legen konnten, jede Erinnerung an grosse Geschlechter zerstörten. Hass und Verachtung wurde gegen jede Errungenschaft der reinen Rassen gelehrt; ein Lucian verspottet die grossen Denker, ein Augustinus schmäht die Heiden aus Roms heroischer Zeit, ein Tertullian schimpft Homer „einen Lügner". Sobald die orthodoxen Kaiser Constantius, Theodosius u. s. w. auf den Thron kommen (ohne Ausnahme Rassenbastarde, der grosse Diocletian war der letzte Kaiser aus reinem Blute)[1]) wird mit der systematischen Vernichtung aller Monumente des Altertums begonnen. Zugleich wird die bewusste L ü g e zur angeblichen Beförderung der Wahrheit eingeführt: so bedeutende Kirchenväter wie Hieronymus und Chrysostomus ermutigen die *„pia fraus"*, den frommen Betrug; bald darauf kommt die Begründung von Macht und Recht des römischen Stuhles anstatt durch Mannesmut und Sieg durch grossartig betriebene Dokumentenfälschung; ein so ehrwürdiger Historiker wie Eusebius hat die einer besseren Sache würdige Naivetät, einzugestehen, er modele Geschichte um, überall, wo dadurch der „guten Sache" Vorschub geleistet werde. Fürwahr, dieses aus der Rassenvermischung und dem antinationalen Universalwahn hervorgegangene Chaos ist ein grauenvoller Anblick!

Asketischer Wahn

Vielleicht hat man noch nie — ich wenigstens wüsste nicht wo — darauf hingewiesen, dass die plötzlich über die damalige Welt hereingebrochene Epidemie der Asketik unmittelbar mit dem Ekel vor jener entsetzlichen Welt zusammenhing; Einige wollen darin einen unerhörten religiösen Aufschwung, Andere eine religiöse Krankheit erblicken; das heisst aber die Thatsachen Allegorisch deuten, denn Religion und Askese hängen nicht not-

---

[1]) Vergl. auch das S. 150 fg. Ausgeführte.

wendig zusammen. Nichts in dem Beispiel Christi konnte zur Askese anregen; den frühen echten Christen war sie gänzlich unbekannt; noch 200 Jahre nach Christus schrieb Tertullian: „Wir Christen gleichen nicht den Brahmanen und Gymnosophisten Indiens, wir leben nicht in Wäldern, noch verbannt aus der Gesellschaft der Menschen: wir fühlen, dass wir Gott, dem Herrn und Schöpfer, für Alles Dank schulden, und von keinem seiner Werke verbieten wir den Genuss; nur mässigen wir uns, damit wir dieser Dinge nicht mehr als zuträglich geniessen oder einen schlechten Gebrauch davon machen“ (*Apologeticus,* Kap. 42). Warum drang nun auf einmal unchristliche Askese in das Christentum ein? Ich meinesteils glaube, hier liegen physische Ursachen zu Grunde. Aus dem durch und durch bastardierten Ägypten und Syrien war die Askese schon vor der Geburt Christi hervorgegangen; überall dort, wo das Blut am gemischtesten war, hatte sie Fuss gefasst. Pachomius, der Gründer des ersten christlichen Klosters, der Urheber der ersten Mönchsregel, ist ein oberägptischer Serapisdiener, der das, was er in den Genossenschaften der fastenden und sich kasteienden Serapisasketen gelernt hatte, ins Christliche übertrug.[1]) Wer in jener Welt des unnationalen Chaos noch einen Funken edler Regung besass, musste eben vor sich selber Widerwillen empfinden. Nirgends, wo gesunde Verhältnisse herrschten, ist die unbedingte Keuschheit gepredigt worden; im Gegenteil, die alten Völker — Arier, Semiten, Mongolen — durch einen wunderbaren Instinkt geleitet, stimmen in diesem einen Punkte überein, dass sie das Erzeugen von Kindern als eine der heiligsten Pflichten betrachten; wer ohne Sohn starb, war ein Fluchbeladener. Freilich kannte das alte Indien Asketen; diese durften aber nicht eher in die Einsamkeit der Wälder scheiden, als bis des Sohnes Sohn geboren war; was hier als Idee und Absicht zu Grunde liegt, Ist also der syrisch-christlichen Asketik fast diametral entgegengesetzt. Heute verstehen wir das; denn wir sehen, dass nur eins zur Veredelung des Menschen führt: die Zeugung reiner Rassen,

---

[1]) Vergl. Otto Zöckler: *Askese und Mönchtum,* 1897, I. 193 fg.

die Begründung bestimmter Nationen. Söhne zu zeugen, die r e c h t e n S ö h n e, ist also unfraglich die heiligste Pflicht des Individuums der Gesellschaft gegenüber; was er auch sonst leisten mag, nichts wird von so dauerndem, unauslöschbarem Einfluss sein wie der Beitrag zur zunehmenden Veredelung der Rasse. Von dem beschränkten, falschen Standpunkt Gobineau's aus ist es allerdings ziemlich gleichgültig, denn wir können nur schneller oder langsamer zu Grunde gehen; noch weniger Recht haben Diejenigen, welche ihm zu widersprechen scheinen, dabei aber die selbe hypothetische Annahme ursprünglich reiner Rassen machen; wer aber belehrt ist, wie edle Rasse in Wahrheit entsteht, weiss, dass sie jeden Augenblick von Neuem entstehen kann; das hängt von uns ab; hier hat die Natur uns eine hohe Pflicht deutlich gewiesen. Jene Männer aus dem Chaos also, welche die Zeugung für eine Sünde und die gänzliche Enthaltung von ihr für die höchste aller Tugenden hielten, sie begingen ein Verbrechen gegen das heiligste Gesetz der Natur, sie suchten durchzusetzen, dass alle guten, edlen Männer und Frauen ohne Nachkommenschaft blieben und nur die bösen sich vermehrten, d. h. sie thaten, was an ihnen lag, um die V e r s c h l e c h t e r u n g des Menschengeschlechtes herbeizuführen. Ein Schopenhauer mag die Aussprüche gegen die Ehe aus den Kirchenvätern freudig zusammentragen und darin eine Bestätigung seines Pessimismus erblicken; für mich ist der Zusammenhang ein ganz anderer: dieser plötzliche Abscheu gegen die natürlichsten Triebe des Menschen, ihre Umwandlung aus heiligster Pflicht in schmählichste Sünde, hat eine tiefere Begründung in jenen unerforschlichen Urquellen unseres Wesens, wo das Physische und das Metaphysische noch nicht auseinander getreten sind. Nach Kriegen und Pesten, sagt die Statistik, mehren sich die Geburten in anormaler Weise — die Natur hilft sich selber; in jenem Chaos, welches aller Kultur mit ewigem Niedergange drohte, mussten die Geburten möglichst hintangehalten werden; mit Abscheu wandten sich die Edlen von jener Lasterwelt hinweg, vergruben sich in die Wüsteneien, verbargen sich in die Felsenhöhlen, stellten sich hinauf auf hohe Säulen, kasteiten sich und

thaten Busse. Kinderlos schwanden sie dahin.[1]) Selbst wo die menschliche Gesellschaft in Auflösung begriffen ist, sehen wir eben einen grossen Zusammenhang; was der Einzelne denkt und thut, lässt allemal eine zweifache Deutung zu: die individuelle und die Deutung in Bezug auf das Allgemeine.

Heiligkeit reiner Rasse

Hier berühren wir nun eine tiefe Erkenntnis; wir sind nahe daran, das gewichtigste Geheimnis aller menschlichen Geschichte zu erschliessen. Dass der Mensch nur im Zusammenhang mit dem Menschen im wahren Sinne des Wortes überhaupt „Mensch" wird, das sieht wohl Jeder ein. Manche haben auch das tiefe Wort Jean Paul's, das ich einem früheren Kapitel als Motto voranstellte, begriffen: „Nur durch den Menschen tritt der Mensch in das T a g e s l i c h t des Lebens ein"; Wenige aber sind bisher zu der Erkenntnis vorgedrungen, dass dieses Menschwerden und dieses „ins Tageslicht des Lebens eintreten" dem Grade nach von bestimmten organischen Bedingungen abhängt, Bedingungen, die früher vom Instinkt unbewusst geachtet wurden, die es aber jetzt — wo durch die Vermehrung des Wissens und die Ausbildung des Denkens die instinktiven Regungen an Kraft verloren haben — an uns wäre, bewusst anzuerkennen und zu achten. Aus dieser Betrachtung des römischen Völkerchaos ersehen wir nämlich, dass R a s s e — und die die Rassenbildung ermöglichende Nation — nicht allein eine physisch-geistige, sondern auch eine moralische Bedeutung besitzt. Hier liegt etwas vor, was man als h e i l i g e s G e s e t z bezeichnen kann, das heilige Gesetz des Menschwerdens: ein „Gesetz", da es in der ganzen Natur angetroffen wird, „heilig", insofern es bei uns Menschen unserem freien Willen anheimgegeben bleibt, ob wir uns veredeln oder

---

[1]) Im vierten Jahrhundert zählte das römische Imperium Hunderttausende von Mönchen und Nonnen. Dass ein Abt 10 000 Mönche in einem Kloster vereinigte, war nicht selten, und im Jahre 373 zählte die eine einzige ägyptische Stadt Oxyrynchus 20 000 Nonnen und 10 000 Mönche! Nun bedenke man die damaligen Gesamtbevölkerungszahlen, und man wird sehen, welchen grossen Einfluss diese asketische Epidemie auf das Nichtvermehren der Bastardengeschlechter haben musste. (Nähere Angaben siehe bei Lecky: *History of European Morals,* 11th edition II, 105 fg.)

entarten wollen. Dieses Gesetz lehrt uns nun die p h y s i s c h e Beschaffenheit als die Grundlage jeder Veredelung erkennen. Was ist denn auch ein vom Physischen getrenntes Moralisches? Was wäre eine Seele ohne Leib? Ich weiss es nicht. Birgt unser Busen ein unsterbliches Teil, reichen wir Menschen mit unseren Gedanken bis an ein Transscendentes, welches wir, wie ein Blinder, mit sehnsuchtsvollen Händen betasten, ohne es je erschauen zu können, ist unser Herz der Kampfplatz zwischen dem Endlichen und dem Unendlichen, so muss auch die Beschaffenheit dieses Leibes — der Busen, das Hirn, das Herz — von unermesslicher Tragweite sein. „Wie auch immer der gewaltige dunkle Hintergrund der Dinge in Wahrheit beschaffen sein mag, der Zugang zu ihm steht uns einzig in eben diesem unserem armen Leben offen, und also schliesst auch unser vergängliches Thun diese ernste, tiefe und unentrinnbare Bedeutung ein“, sagt Solon in dem schönen Dialog Heinrich‘s von Stein.[1]) „Einzig in diesem Leben!“ Womit leben wir aber, wenn nicht mit unserem Leibe? Ja, hier brauchen wir gar nicht in irgend ein Jenseits, (welches Manchem problematisch erscheinen wird) hinüberzuschauen, wie es Stein‘s Solon in der angeführten Stelle thut: der Zugang auch zu diesem irdischen Leben steht uns doch offenbar einzig und allein durch unsern Leib offen, und dieses Leben wird für uns arm oder reich, hässlich oder schön, schal oder kostbar sein, je nach der Beschaffenheit dieses unseres einzigen allumfassenden Lebensorganes. Nun habe ich aber oben an Beispielen aus der methodischen Tierzüchtung, sowie an Beispielen aus der menschlichen Geschichte deutlich gemacht, wie R a s s e entsteht und progressiv veredelt wird, auch wie sie andrerseits vergeht; was ist nun diese Rasse, wenn nicht ein Kollektivbegriff für eine Reihe einzelner Leiber? Es ist jedoch kein willkürlicher Begriff, kein Gedankending, sondern diese Individualitäten sind durch eine unsichtbare, dabei aber durchaus reelle, auf materiellen Thatsachen beruhende Macht miteinander verkettet. Freilich besteht die Rasse aus Individuen; doch das Individuum selbst kann nur

---

[1]) *Helden und Welt: dramatische Bilder* (Chemnitz 1883).

innerhalb bestimmter Bedingungen, welche in das Wort „Rasse" zusammengefasst werden, zu der vollen, edelsten Entfaltung seiner Anlagen gelangen. Zu Grunde liegt zwar ein einfaches Gesetz, das jedoch nach zwei Seiten zugleich hindeutet. Die gesamte organische Natur, die vegetabilische sowohl wie die animalische, beweist, dass die Wahl der miteinander Zeugenden von entscheidendstem Einfluss auf das neugezeugte Individuum ist; ausserdem beweist sie aber, dass das hier waltende Prinzip ein kollektives und progressives ist, indem zuerst ein gemeinsamer Grundstock nach und nach gebildet werden muss, woraus dann, ebenfalls nach und nach, Individuen von durchschnittlich höherem Werte hervorgehen als es ausserhalb eines solchen Verbandes der Fall ist, und unter diesen wieder zahlreiche Individuen mit geradezu „überschwänglichen" Eigenschaften entstehen. Das ist eine Thatsache der Natur, genau in dem selben Sinne wie irgend eine andere, nur sind wir hier, wie bei allen Phänomenen des Lebens, weit entfernt, sie analysieren und ausdeuten zu können. Was man nun beim Menschengeschlecht nicht übersehen darf, ist der Umstand, dass hier das Schwergewicht auf das Moralische und Geistige fällt. Darum bedeutet für uns Menschen der Mangel an organischem Rassenzusammenhang vor allem moralische und geistige Zerfahrenheit. Wer nirgends herkommt, geht auch nirgends hin. Das einzelne Leben ist zu kurz, um ein Ziel ins Auge zu fassen und zu erreichen. Das Leben eines ganzen Volkes wäre ebenfalls zu kurz, wenn nicht Rasseneinheit ihm einen bestimmten, beschränkten Charakter aufprägte, wenn nicht die überschwänglichste Blüte vielseitiger und abweichender Begabungen doch durch Stammeseinheit zusammengefasst würde, was ein allmähliches Reifen, eine allmähliche Ausbildung nach bestimmten Richtungen gestattet, und wodurch das begabteste Individuum schliesslich doch einem überindividuellen Zwecke lebt.

Man könnte die Rasse, wie sie in Zeit und Raum entsteht und besteht, mit dem sogenannten Kraftfeld eines Magneten vergleichen. Nähert man einen Magnet einem Haufen von Eisenfeilspänen, so nehmen diese bestimmte Richtungen an, so dass

eine Figur entsteht, mit einem deutlich markierten Mittelpunkt, von wo aus nach allen Richtungen Linien ausstrahlen; je näher man den Magneten rückt, um so fester und mathematischer erscheint die Zeichnung; nur wenige Spänchen haben sich in genau die gleiche Richtung gelagert, alle aber sind durch den Besitz des gemeinsamen Mittelpunktes und dadurch, dass die relative Lage jedes Individuums zu allen anderen keine willkürliche, sondern eine gesetzmässige ist, zu einer thatsächlichen und zugleich zu einer idealischen Einheit verknüpft. Das ist jetzt kein Haufen mehr, sondern eine Gestalt. So unterscheidet sich eine Menschenrasse, eine echte N a t i o n von einem Menschenhaufen. Dem Näherrücken des Magneten gleicht der durch reine Zucht immer fester sich ausprägende Rassencharakter. Die einzelnen Mitglieder der Nation mögen noch so verschieden beanlagt sein, nach noch so verschiedenen Richtungen in ihren Bethätigungen auseinanderstrahlen, zusammen bilden sie eine gestaltete Einheit, und die Kraft — oder sagen wir lieber die Bedeutung — jedes Einzelnen ist durch seinen organischen Zusammenhang mit zahllosen anderen vertausendfacht.

Wir sahen vorhin den hochbegabten Lucian sein Leben schier vergeuden; wir sahen den edlen Augustinus zwischen den erhabensten Gedanken und dem krassesten, dümmsten Aberglauben ratlos hin- und herpendeln: solche, aus aller notwendigen Angehörigkeit losgerissene Menschen, solche arme Bastarde unter Bastarden befinden sich in einer fast ebenso naturwidrigen Lage, wie eine unselige Ameise, die man zehn Meilen weit von ihre Neste trüge und dort hinsetzte. Diese wäre doch wenigstens nur durch äussere Verhältnisse verunglückt, jene aber sind durch ihre eigene innere Beschaffenheit aus jeder echten Zusammengehörigkeit verbannt. Man lernt eben bei dieser Betrachtung einsehen, dass, was man auch über die *causa finalis* des Daseins denken mag, das menschliche Individuum jedenfalls nicht als vereinzeltes Individuum, nicht als beliebig austauschbarer Brettstein, sondern nur als Teil eines organischen Ganzen, eines besonderen Geschlechtes seine höchste Bestimmung erfüllen kann.[1])

[1]) „Die Individuen und die Gesamtheit sind identisch“, hatten

Die Germanen

Kein Zweifel! das rassen- und nationalitätlose Völkerchaos des spätrömischen Imperiums bedeutete einen unheilvollen, Verderbnis bringenden Zustand, eine Versündigung gegen die Natur. Nur e i n Lichtstrahl glänzte über jene entartete Welt. Er kam aus dem Norden. *Ex septentrione Lux!* Nimmt man eine Karte zur Hand, so scheint freilich auf den ersten Blick das Europa des 4. Jahrhunderts auch nördlich der Imperium-Grenzen ziemlich chaotisch; gar viele Völker stehen da nebeneinander und verschieben sich unaufhörlich: die Alemannen, die Marcomannen, die Sachsen, die Franken, die Burgunder, die Goten, die Vandalen, die Slaven, die Hunnen und noch manche andere. Chaotisch sind jedoch dort nur die p o l i t i s c h e n Verhältnisse; die Völker sind echte, reingezüchtete Rassen, Männer, die ihren Adel als einzige Habe dorthintragen, wohin das Schicksal sie treibt. In einem der nächsten Kapitel werde ich von ihnen zu reden haben. Den weniger Belesenen möchte ich vorläufig nur warnen, dass er sich die Sache nicht etwa so vorstelle, als seien die „Barbaren“ plötzlich in das hochcivilisierte römische Reich „eingebrochen“. Diese in weiten Schichten der oberflächlich Gebildeten verbreitete Vorstellung entspricht den Thatsachen ebenso wenig wie die fernere, dass dann in Folge dieses Einbruches die „Nacht des Mittelalters“ herabgesunken sei. Durch diese Geschichtslüge wird uns die vernichtende Wirkung jener nationlosen Zeit verhüllt, und aus dem Erretter, aus dem Töter des nächtlichen Wurms ein Zerstörer gemacht. Während Jahrhunderte waren schon die Germanen ins römische Reich eingedrungen, und wenn auch manchmal mit feindlicher Gewalt, so doch im Ganzen als das einzige Prinzip des Lebens und der Kraft. Ihr allmähliches Eindringen in das Imperium, ihr allmähliches Aufsteigen zu einer ausschlaggebenden Macht hatte seitdem nach und nach stattgefunden, ebenso wie ihre allmähliche Civilisierung;[1]) bereits im

---

die indischen Denker gelehrt (siehe Garbe‘s *Sâmkhya-Philosophie,* S. 158).

[1]) Hermann ist ein römischer Kavalier, spricht fliessend lateinisch und hat römische Verwaltungskunst eingehend studiert. Ähnlich die meisten anderen Germanenfürsten. Auch ihre Truppen

4. Jahrhundert zählte man zahlreiche Soldatenkolonien aus den verschiedensten germanischen Stämmen (Batavier, Franken, Suevier u. s. w.) im ganzen europäischen Bereich des römischen Imperiums;[1]) in Spanien, in Gallien, in Italien, in Thracien, ja, selbst oft in Kleinasien sind es der Hauptsache nach zuletzt Germanen, die gegen Germanen die Schlachten schlagen. Germanen waren es, welche immer wieder die asiatische Gefahr vom östlichen Reiche heldenmütig abwehrten; Germanen retteten vor hunnischer Verwüstung auf den catalaunischen Gefilden das westliche Reich. Schon früh im 3. Jahrhundert war ein kühner gotischer Hirt zum Imperator ausgerufen worden. Man braucht nur eine Karte vom Ausgang des 5. Jahrhunderts anzuschauen, um sofort zu erblicken, welche einzig segensvolle Kraft der Gestaltung hier einzugreifen begonnen hatte. Sehr auffallend ist ebenfalls der Unterschied, der sich hier in hundert Dingen kundthut zwischen dem angeborenen Anstand, dem Geschmack, der Intuition rauher aber reiner, edler Rassen und der Seelenbarbarei der civilisierten Mestizen. Theodosius, seine Helfershelfer (die christlichen Fanatiker) und seine Nachfolger hatten ihr Möglichstes gethan, um die Monumente der Kunst zu vernichten; dagegen war die erste Sorge Theodorich‘s, des Ostgoten, umfassende Massregeln zum Schutz und zur Ausbesserung der römischen Denkmäler zu treffen. Dieser Mann konnte nicht schreiben, seine Unterschrift musste er durch eine Metallschablone durchzeichnen — das Schöne aber, an welchem die einzig mit ihrer „Bildung“, ihrer Jagd nach Ämtern und Auszeichnungen, ihrer Goldgier beschäftigten Bastardseelen achtlos vorübergingen, das Schöne, welches den edleren Geistern des Völkerchaos als ein Werk des Teufels verhasst war, der Gote verstand sofort es zu schätzen; die Bildwerke Roms erregten dermassen seine Bewunderung, dass er einen besonderen Beamten zu ihrem Schutze ernannte. Auch

---

waren im ganzen römischen Imperium zu Hause und dadurch mit den Sitten sog. civilisierter Menschen bekannt, lange ehe sie mit Kind und Kegel in diese Länder einzogen.

[1]) Zusammenfassung bei Gobineau: *Ungleichheit der menschlichen Rassen,* Buch VI, Kap. 4.

die religiöse Toleranz blitzte vorübergehend überall dort auf, wo der noch unverdorbene Germane Herr wurde. Bald traten auch die grossen christlichen Bekehrer auf, alles Männer aus dem hohen Norden, Männer, die nicht durch „fromme Lügen“, sondern durch die Reinheit ihrer Herzen überzeugten.

Lediglich der falsche Begriff eines Mittelalters ist es, im Bunde mit der Unwissenheit in Bezug auf die Bedeutung von Rasse, der zu der bedauerlichen Vorstellung führt: der Eintritt der rauhen Germanen bedeute das Einbrechen einer tiefen Nacht über Europa. Es ist unbegreiflich, wie solche Hallucinationen so lange vorhalten können. Will man wissen, wohin die imperiale Afterkultur noch hätte führen können, so schaue man sich um in der Geschichte, in der Litteratur und in der Wissenschaft des späteren Byzanz, an denen unsere Historiker gerade heute mit einer Ausdauer arbeiten, einer besseren Sache würdig. Es ist ein jämmerliches Schauspiel. Dagegen wirkt die Besitznahme des weströmischen Reiches durch die Barbaren wie das Es werde Licht! der Bibel. Freilich musste ihr Wirken zunächst der p o l i t i s c h e n, nicht der civilisatorischen Gestaltung gelten, und das war ein schwieriges Werk, welches heute noch nicht ganz beendet ist. War das aber ein Geringes? Wodurch hat denn Europa Physiognomie und Bedeutung, wodurch seine geistig-moralische Präponderanz erhalten, wenn nicht durch die Begründung und Ausbildung von N a t i o n e n? Gerade dieses Werk war die Erlösung aus dem Chaos. Wenn wir heute etwas sind, wenn wir hoffen dürfen, vielleicht noch etwas mehr zu werden, so verdanken wir es in erster Reihe jener politischen Umgestaltung, die im 5. Jahrhundert (nach langen Vorbereitungen) begann, und aus der im Laufe der Zeit neue grosse Volksrassen, herrliche neue Sprachen, eine neue, zu den kühnsten Hoffnungen berechtigende Kultur entsprangen. Dietrich von Bern, der starke und weise, der ungelehrte Freund von Kunst und Wissenschaft, der tolerante Vertreter der Gewissensfreiheit inmitten einer Welt, wo Christen wie Hyänen sich gegenseitig zerfleischten, ist uns wie ein erstes Pfand, dass es doch wieder einmal Tag werden könne auf dieser armen Erde. Und wenn in der

nun folgenden Zeit des wilden Kampfes, in jenem Fieber, durch welches allein die europäische Menschheit genesen und aus dem bösen Traum der entarteten, fluchbeladenen Jahrhunderte des scheinbar geordneten Chaos zu frischem, gesundem, stürmisch pulsierendem, nationalem Leben erwachen sollte, wenn da Gelehrsamkeit und Kunst, sowie auch das Flitterwerk angeblicher Civilisation unbeachtet, fast vergessen blieben, so bedeutet das, bei Gott, keine Nacht, sondern den Anbruch des Tages. Ich weiss nicht, woher die Herren vom Gänsekiel die Berechtigung nehmen, nur ihre eigenen Waffen zu ehren; unsere europäische Welt ist zunächst und zuvörderst das Werk — nicht von Philosophen und Bücherschreibern und Bildermalern — sondern sie ist das Werk der grossen germanischen Fürsten, das Werk der Krieger und Staatsmänner. Derjenige Entwickelungsgang, aus dem unsere heutigen Nationen hervorgegangen sind — und das ist doch offenbar der politische — ist der grundlegende, entscheidende. Man übersehe jedoch nicht, dass wir auch alles andere, was zu besitzen wert war, diesen echten, edlen Menschen verdanken. Jedes jener Jahrhunderte, das 7., das 8., das 9., hat grosse Gelehrte; wer sie beschützt und ermutigt, sind die Fürsten. Man pflegt zu sagen, die Kirche sei die Retterin des Wissens, der Kultur gewesen: das ist nur in einem sehr bedingten Sinne wahr. Man muss — was ich im folgenden Abschnitte dieses ersten Teiles zeigen werde — lernen, die frühe christliche Kirche nicht als einen einfachen, einheitlichen Organismus zu betrachten, selbst nicht innerhalb des westeuropäischen römischen Verbandes; die Zentralisierung und der blinde Gehorsam gegen Rom, die wir heute erleben, waren in früheren Jahrhunderten gänzlich unbekannt. Freilich gehörte fast jede Gelehrsamkeit und Kunst der Kirche an; ihre Klöster und Schulen waren die Schutz- und Pflegestätten, wohin friedliche Gedankenarbeit in jenen rauhen Zeiten sich flüchtete; doch bedeutete damals der Eintritt in die Kirche als Mönch oder Weltgeistlicher kaum mehr als die Aufnahme in einen privilegierten, besonderen Schutz geniessenden Stand, welche den so Bevorzugten keine nennenswerten Verpflichtungen als Gegenleistung auferlegte. Jeder gebildete Mensch,

jeder Lehrer und Student, jeder Arzt und Rechtskundige gehörte bis zum 13. Jahrhundert der Klerisei an; es handelt sich aber hierbei um eine rein formelle Sache, die ihren Grund lediglich in gewissen Rechtsverhältnissen findet; und gerade aus diesem Stand heraus, das heisst aus der Mitte jener Männer, welche die Kirche genau kannten, ist alle Empörung gegen sie hervorgegangen, gerade die Universitäten wurden die Hochschulen der Befreiung der Nationen. Die Fürsten haben die Kirche beschützt, wogegen die gelehrten Kleriker sie befehdet haben. Deswegen hat aber auch die Kirche ununterbrochen gegen die grossen Geister, die sich, um in Ruhe zu arbeiten, in ihren Schutz begeben hatten, Krieg geführt; hätte es an ihr gelegen, so wären Wissen und Kultur nie wieder flügge geworden! Doch die selben Fürsten, welche die Kirche beschützten, beschützten die von ihr verfolgten Gelehrten. Schon im 9. Jahrhundert taucht im fernen Norden (aus den schon damals an bedeutenden Männern reichen Schulen Englands hervorgegangen) der grosse Scotus Erigena auf: die Kirche that, was sie konnte, um dieses hellglänzende Licht auszulöschen; doch Karl der Kahle (der selbe, welcher angeblich dem römischen Papste grosse Schenkungen gemacht hatte) streckte seine fürstliche Hand über Scotus aus; als dieser Schutz nicht mehr hinreichte, lud ihn Alfred nach England ein, wo er die Schule von Oxford zu hoher Blüte trieb, bis er im Auftrag der kirchlichen Zentralgewalt von Mönchen erdolcht wurde. Vom 9. bis zum 19. Jahrhundert — von der Ermordung des Scotus bis zum Erlass des Syllabus — blieb das Verhältnis unverändert. In letzter Instanz ist die geistige Wiedergeburt das Werk der Rasse im Gegensatz zur rassenlosen Universalkirche, das Werk germanischen Wissensdurstes und germanischen, nationalen Freiheitsdranges. Aus dem Schosse der katholischen Religion sind ununterbrochen grosse Männer hervorgegangen: Männer, welche, wie man anerkennen muss, der spezifisch katholische Gedanke mit seiner umfassenden Grösse, seinem harmonischen Aufbau, seiner symbolischen Reichhaltigkeit und Schönheit getragen und grösser gemacht hat, als sie ohne ihn geworden wären; die römische Kirche aber, rein als solche, d. h. als organi-

sierte, weltliche Theokratie, hat stets als Tochter des verfallenen Imperiums, als letzte Vertreterin des universalen, antinationalen Prinzips gehandelt. Mehr als alle Mönche der Welt hat der eine Karl der Grosse für die Verbreitung von Unterricht und Wissen gethan. Er hatte eine vollständige Sammlung der Nationalpoesie der Germanen anlegen lassen: die Kirche vernichtete sie. Ich nannte auch vorhin Alfred. Wo hat ein Kirchenfürst, wo hat ein Scholastiker für die Erweckung neuer Geisteskräfte, für die Klärung lebender Idiome, für die damals doch einzig dringende Förderung nationalen Bewusstseins so viel gethan, wie dieser eine Fürst? Der bedeutendste neuere Historiker Englands hat die Persönlichkeit dieses grossen Germanen in das eine Wort zusammengefasst: „er war ein echter K ü n s t l e r.“[1]) Von wem aus dem Völkerchaos könnte man das selbe sagen? In jenen angeblich dunklen Jahrhunderten sehen wir ein um so regeres geistiges Leben, je weiter wir nach Norden gehen, d. h. je mehr wir uns von dem Herd der verderblichen „Bildung“ entfernen, und je ungemischter die Rassen sind, die uns entgegentreten. Die grossartigste Litteratur entfaltet sich — nebst menschenwürdiger Freiheit und Ordnung — vom 9. bis zum 13. Jahrhundert in der fernen Republik Island; ebenso finden wir im abseits gelegenen England im 7., 8. und 9. Jahrhundert eine Blüte echter Volkspoesie, wie seither nur selten.[2]) Die leidenschaftliche Liebe zur Musik, die hier zu Tage tritt, berührt uns, als vernähmen wir den Flügelschlag eines vom Himmel sich langsam herabsenkenden Schutzengels, eines Engels, der künftige Zeiten verkündet; hören wir König Alfred in seinem auserwählten Sängerchor selber mitsingen, sehen wir ein Jahrhundert später den wildleidenschaftlichen Gelehrten und Staatsmann Dunstan niemals, weder auf dem Pferde noch im Rate, die Harfe aus der Hand geben, dann gedenken wir dessen, dass auch bei den Griechen H a r m o n i a die Tochter des Kriegsgottes Ares war. Krieg an Stelle scheinbarer Ordnung brachten unsere rauhen

[1]) Green: *History of the English People,* Buch I, Kap. 3.
[2]) Oliver F. Emerson: *History of the English Language,* S. 54.

Väter, zugleich aber Schöpferkraft an Stelle öder Sterilität. Und in der That, in allen bedeutenderen Fürsten jener Zeit begegnen wir einer eigentümlich ausgebildeten Vorstellungskraft; sie sind eben Gestalter. Man hätte alles Recht, was Karl der Grosse an der Grenze des 8. und 9. Jahrhunderts war und that, mit dem zu vergleichen, was Goethe an der Grenze des 18. und 19. war und that. Beide waren Ritter im Kampfe gegen die Mächte des Chaos, beide Gestalter; beide „bekannten sich zu dem Geschlecht, das aus dem Dunkeln ins Helle strebt".

Nein und tausendmal nein! Die Vernichtung jenes Undinges eines unnationalen Staates, jener Form ohne Inhalt, jenes seelenlosen Menschenhaufens, jener Vereinigung der nur durch gleiche Steuern und gleichen Aberglauben, nicht durch gleiche Herkunft und gleichen Herzschlag aneinandergeknüpften Bastarde, jener Versündigung an dem Geschlechte der Menschen, die wir in das Wort Völkerchaos zusammengefasst haben — sie bedeutete nicht das Niedersinken der Nacht, sondern das Entreissen eines grossen Erbes aus unwürdigen Händen, das Anbrechen eines neuen Tages.

Doch bis heute ist es uns noch nicht gelungen, alle Gifte jenes Chaos aus unserem Blute zu entfernen. Auf weiten Gebieten behielt schliesslich das Chaos doch die Oberhand. Überall, wo der Germane nicht zahlreich genug auftrat, um physisch die übrigen Einwohner durch Assimilation zu überwinden, also namentlich im Süden, machte sich das chaotische Element immer mehr geltend. Ein Blick auf unseren heutigen Zustand zeigt, wo Kraft ist, wo nicht, und wie dies von der Zusammensetzung der Rassen abhängt. Ich weiss nicht, ob man schon bemerkt hat, wie eigentümlich genau die heutige Grenze der römischen Universalkirche mit der früher bezeichneten durchschnittlichen Grenze des römischen Imperiums zusammenfällt, also mit der Grenze der chaotischen Bastardierung? So ist z. B. der Oude Rijn heute nur noch ein schmaler Kanal; trotzdem bildet dieses frühere Flussbett noch immer die Religionsgrenze zwischen Katholiken und Protestanten. Der östliche Teil fällt freilich weg, weil hier (in Serbien, Bosnien u. s. w.) die slavischen Einwanderer des 8. Jahr-

hunderts und die Bulgaren alles Fremde niedermachten; in wenigen Gegenden des heutigen Europa ist die Rasse so ungemischt, und r e i n e Slaven haben niemals die römische Kirche angenommen. Auch an anderen Stellen giebt es hier und da ein Hinüber- und ein Herübergreifen über die frühere Grenzlinie, doch nur um ein Weniges, was überdies leicht durch politische Verhältnisse zu erklären wäre. Im Ganzen ist die Übereinstimmung auffallend genug, um zu ernsten Gedanken anzuregen: Hispanien, Italien, Gallien, die Rheingegenden, die Länder südlich von der Donau! Noch ist es erst Morgen und immer wieder strecken die Mächte der Finsternis ihre Polypenarme aus, saugen sich an hundert Orten an uns fest und suchen uns in das Dunkel, aus dem wir hinausstrebten, zurückzuziehen. Ein Urteil über diese scheinbar höchst verwickelten, in Wahrheit durchsichtigen Verhältnisse erlangen wir weniger durch ausführliches chronistisches Detailwissen, als durch die klare Erkenntnis der in diesem Kapitel vorgetragenen geschichtlichen Grundthatsachen.

FÜNFTES KAPITEL
DER EINTRITT DER JUDEN IN DIE ABENDLÄNDISCHE GESCHICHTE

Vergessen wir, woher wir stammen.
Nichts mehr von „deutschen“ Juden,
nichts mehr von „Portugiesen“! Über
den Erdboden zerstreut, bilden wir doch
nur ein einziges Volk!
Rabbiner Salomon Lipmann-Cerfberr
(Eröffnungsrede gehalten am 26. Juli 1806
bei der vorbereitenden Versammlung für
das von Napoleon zusammenberufene
Synedrium des Jahres 1807.)

Die Judenfrage

Hätte ich vor hundert Jahren geschrieben, so würde ich mich kaum veranlasst gefühlt haben, an dieser Stelle dem Eintritt der Juden in die europäische Geschichte ein besonderes Kapitel zu widmen. Allerdings hätte ihre Beteiligung an der Entstehung des Christentums, wegen des von dort aus infiltrierten besonderen und durchaus unarischen Geistes, die volle Aufmerksamkeit verdient, sodann auch ihre wirtschaftliche Rolle in allen christlichen Jahrhunderten; doch hätte eine gelegentliche Erwähnung dieser Dinge genügt, mehr wäre ein Zuviel gewesen. Herder schrieb denn auch damals: „Die jüdische Geschichte nimmt mehr Platz in unserer Historie und Aufmerksamkeit ein, als sie an sich verdienen möchte."[1]) Inzwischen ist jedoch eine grosse Änderung vorgegangen: die Juden spielen in Europa und überall, wo europäische Hände hinreichen, eine andere Rolle heute als vor hundert Jahren; wie Viktor Hehn sich ausdrückt: wir leben heute in einem „jüdischen Zeitalter";[2]) mag man über die vergangene Historie der Juden denken wie man will, ihre gegenwärtige nimmt thatsächlich so viel Platz in unserer eigenen Geschichte ein, dass wir ihr unmöglich die Aufmerksamkeit verweigern können. Herder hatte trotz seines ausgesprochenen Humanismus doch gemeint:

---

[1]) *Von den deutsch-orientalischen Dichtern,* Abschn. 2.

[2]) *Gedanken über Goethe,* 3. Aufl., S. 40. Ungekürzt lautet die Stelle: „Als Goethe am 22. März 1832 starb, da datierte Börne von diesem Tage die Freiheit Deutschlands. Wirklich war damit eine Epoche geschlossen, und es begann das jüdische Zeitalter, in dem wir jetzt leben."

„Das Volk der Juden ist und bleibt auch in Europa ein unserem Weltteil fremdes, asiatisches Volk, an jenes alte, unter einem entfernten Himmelsstrich ihm gegebene und nach eigenem Geständnis von ihm unauflösbare Gesetz gebunden.“[1]) Ganz richtig. Dieses fremde Volk aber, ewig fremd, weil — wie Herder treffend bemerkt — an ein fremdes, allen anderen Völkern feindliches Gesetz unauflösbar gebunden, dieses fremde Volk ist gerade im Laufe des 19. Jahrhunderts ein unverhältnismässig wichtiger, auf manchen Gebieten geradezu ausschlaggebender Bestandteil des Lebens geworden. Schon vor hundert Jahren durfte jener selbe Zeuge mit Wehmut gestehen, die „roheren Nationen Europas“ seien „freiwillige Sklaven des jüdischen Wuchers“;[2]) heute könnte er das selbe von dem weitaus grössten Teil der civilisierten Welt überhaupt sagen. Der Geldbesitz an und für sich ist aber das Wenigste; unsere Regierungen, unsere Justizpflege, unsere Wissenschaft, unser Handel, unsere Litteratur, unsere Kunst.... so ziemlich alle Lebenszweige sind mehr oder weniger freiwillige Sklaven der Juden geworden und schleppen die Fronkette, wenn auch noch nicht an beiden Füssen, so doch an einem. Dabei ist jenes von Herder betonte „Fremde“ immer stärker hervorgetreten; vor hundert Jahren hatte man es doch mehr nur geahnt; jetzt hat es sich bethätigt und bewährt, sich dem Unaufmerksamsten aufgedrängt. Von idealen Beweggründen bestimmt, öffnete der Indoeuropäer in Freundschaft die Thore: wie ein Feind stürzte der Jude hinein, stürmte alle Positionen und pflanzte — ich will nicht sagen auf den Trümmern, doch auf den Breschen unserer echten Eigenart die Fahne seines uns ewig fremden Wesens auf.

Sollen wir die Juden darob schmähen? Das wäre ebenso unedel, wie unwürdig und unvernünftig. Die Juden verdienen Bewunderung, denn sie haben mit absoluter Sicherheit nach der Logik und Wahrheit ihrer Eigenart gehandelt, und nie hat die

---

[1]) *Bekehrung der Juden.* Abschnitt 7 der *Unternehmungen des vergangenen Jahrhunderts zur Beförderung eines geistigen Reiches.*

[2]) *Ideen zur Geschichte der Menschheit,* Th. III, Buch 12. Abt. 3.

Humanitätsduselei (welche die Juden nur insofern mitmachten, als sie ihnen selber zum Vorteil gereichte) sie auch nur für einen Augenblick die Heiligkeit der physischen Gesetze vergessen lassen. Man sehe doch, mit welcher Meisterschaft sie das Gesetz des Blutes zur Ausbreitung ihrer Herrschaft benutzen: der Hauptstock bleibt fleckenlos, kein Tropfen fremden Blutes dringt hinein; heisst es doch in der Thora: „kein Bastard soll in die Gemeinde Jahve‘s kommen, auch nicht nach zehn Generationen“ (*Deuteronornium* XXIII, 2); inzwischen werden aber Tausende von Seitenzweiglein abgeschnitten und zur Infizierung der Indoeuropäer mit jüdischem Blute benutzt. Ginge das ein paar Jahrhunderte so fort, es gäbe dann in Europa nur noch ein einziges rassenreines Volk, das der Juden, alles Übrige wäre eine Herde pseudohebräischer Mestizen, und zwar ein unzweifelhaft physisch, geistig und moralisch degeneriertes Volk. Denn selbst der grosse Judenfreund Ernest Renan gesteht: *„Je suis le premier à reconnaître que la race sémitique, comparée à la race indo-européenne, représente réellement une combinaison inférieure de la nature humaine.“*[1]) Und in einer seiner besten, doch leider wenig bekannten Schriften, sagt der selbe Gelehrte: *„L‘épouvantable simplicité de l‘esprit sémitique rétrécit le cerveau humain, le ferme à toute idée délicate, à tout sentiment fin, à toute recherche rationelle, pour le mettre en face d‘une éternelle tautologie: Dieu est Dieu“*[2]); und er führt aus, für die Kultur gäbe es nur dann eine Zukunft,

---

[1]) *Histoire générale et système comparé des langues sémitiques,* 5e éd., p. 4: „Ich gestehe aufrichtig, dass die semitische Rasse, verglichen mit der indo-europäischen, wirklich einen minderwertigen Typus der Menschheit darstellt.“ — Dass die Juden keine reinen Semiten, sondern halbe Syrier sind (wie ich das gleich ausführen werde), wird an diesem Urteile wenig ändern.

[2]) *De la Part des peuples sémitiques dans l‘histoire de la civilisation,* p. 39. „Die grauenhafte Einförmigkeit des semitischen Geistes schnürt das menschliche Gehirn zusammen, verschliesst es vor jeder zarteren Gedankenfassung, vor jeder feineren Empfindung, vor jeder rationellen Fragestellung, um es der einen ewigen Tautologie gegenüberzustellen: Gott ist Gott.“

wenn die christliche Religion sich immer mehr „vom Geiste des Judentums entfernte“ und „das indoeuropäische Genie“ auf allen Gebieten immer mehr zur Geltung käme. Jene Vermischung bedeutet also ganz ohne Zweifel eine Entartung: Entartung des Juden, dessen Charakter ein viel zu fremder, fester, starker ist, als dass er durch germanisches Blut aufgefrischt und veredelt werden könnte, Entartung des Europäers, der durch die Kreuzung mit einem „minderwertigen Typus“ — wofür ich lieber sagen möchte, mit einem so andersgearteten Typus — natürlich nur verlieren kann. Während die Vermischung vorgeht, bleibt aber der grosse Hauptstamm der reinen, unvermischten Juden unangetastet. Als Napoleon, zu Beginn des 19. Jahrhunderts, unzufrieden, dass die Juden, trotz ihrer Emanzipation, in hochmütiger Isolation verharrten, erzürnt, dass sie sein ganzes Elsass, obwohl nunmehr jede Laufbahn ihnen offen stand, mit schändlichstem Wucher aufzufressen fortfuhren, an den Rat ihrer Ältesten ein Ultimatum sandte und die rückhaltlose Verschmelzung der Juden mit der übrigen Nation forderte, nahmen die Delegierten der Juden Frankreichs alle ihnen vorgeschriebenen Artikel bis auf einen an: den, der die unbeschränkte Ehe mit Christen bezweckte. Ihre Töchter, ja, die durften ausserhalb des israelitischen Volkes heiraten, ihre Söhne nicht; der Diktator Europas musste nachgeben.[1]) Das ist jenes bewunderungswürdige Gesetz, durch welches das eigentliche Judentum begründet wurde. Zwar gestattet das Gesetz in seiner strengsten Fassung gar keine Ehe zwischen Juden und Nichtjuden: im *fünften Buche Moses,* VII, 3, lesen wir: „Eure Töchter sollt ihr nicht geben ihren Söhnen und ihre Töchter sollt ihr nicht nehmen euren Söhnen“; doch wird im Allgemeinen nur auf die letzte Forderung Gewicht gelegt: z. B. im *zweiten Buche Moses,* XXXIV, 16 wird einzig den Söhnen verboten, fremde Töchter zu nehmen, nicht den Töchtern, fremde Söhne, und in *Nehemia* (XIII) wird, nachdem

---

[1]) Über dieses berühmte Synedrium und sein kasuistisches Unterscheiden zwischen religiösem und civilem Gesetz — eine Unterscheidung, welche weder Thora noch Talmud anerkennen — wäre erst im zweiten Buche Näheres zu berichten.

das beiderseitige Verbot erfolgt ist, doch nur die Ehe des S o h n e s mit einem fremden Weibe als „eine Sünde gegen Gott" bezeichnet. Das ist auch eine vollkommen richtige Auffassung. Durch die Ehe der Tochter mit einem Goy wird die Reinheit des jüdischen Stammes in keiner Weise alteriert, während dieser Stamm dadurch Fuss fasst im fremden Lager; wogegen die Ehe des Sohnes mit einer Goya „den heiligen Samen gemein macht" (wie das Buch *Esra* IX, 2 sich drastisch ausdrückt).[1]) Auch der etwaige Übertritt der betreffenden Goya zum Judentum würde nichts nützen: dem älteren Gesetz war der Begriff eines derartigen Übertritts mit Recht vollkommen fremd — handelt es sich doch um physische Verhältnisse der Abstammung — das neuere Gesetz sagt aber mit beneidenswerter Einsichtskraft: „Proselyten sind für das Judentum so schädlich, wie Geschwüre am gesunden Leibe."[2]) So wurde und so wird noch heute die jüdische Rasse rein erhalten: Töchter aus dem Hause Rothschild haben Barone, Grafen, Herzöge, Fürsten geheiratet, sie lassen sich ohne Umstände taufen; kein Sohn hat je eine Europäerin geehelicht; thäte er es, er müsste aus dem Hause seiner Väter und aus der Gemeinschaft seines Volkes ausscheiden.[3])

---

[1]) In der neuen wortgetreuen Übersetzung des Professor Louis Segond heisst es: „d i e h e i l i g e R a s s e durch Vermischung mit fremden Völkern verunreinigt"; in der Übersetzung De Wette's lautet diese Stelle: „sie haben den heiligen Samen vermischt mit den Völkern der Erde."

[2]) Aus dem Talmud, nach Döllinger: *Vorträge,* I, 237. An einer anderen Stelle nennt der Talmud die Proselyten eine „Last" (siehe des Juden Philippson: *Israelitische Religionslehre,* 1861, II, 189).

[3]) Wie rein die jüdische Rasse noch am heutigen Tage ist, hat Virchow's grosse anthropologische Untersuchung sämtlicher Schulkinder Deutschlands ergeben; hierüber berichtet Ranke, *Der Mensch,* 2. Aufl., II, 293: „Je reiner die Rasse, desto geringer ist die Zahl der Mischformen. In dieser Hinsicht ist es gewiss eine sehr wichtige Thatsache, dass bei den Juden die geringste Zahl der Mischlinge angetroffen wurde, woraus sich ihre entschiedene A b s o n d e r u n g a l s R a s s e den Germanen gegenüber, unter denen sie wohnen, auf das deutlichste zu erkennen giebt." — Inzwischen haben die

Durch diese Ausführungen falle ich gewissermassen mit der Thür ins Haus; eigentlich hätten sie an eine spätere Stelle des Buches hingehört; mir lag jedoch daran, sofort und auf dem kürzesten Wege den Einwurf zu entkräften — der leider noch immer von manchen Seiten zu gewärtigen ist — es existiere gar keine „jüdische Frage", woraus dann weiter zu folgern wäre, der Eintritt der Juden in unsere Geschichte habe nichts zu bedeuten. Andere wiederum reden von R e l i g i o n: es handle sich, so sagen sie, lediglich um religiöse Differenzen. Wer das sagt, übersieht, dass es gar keine jüdische Religion gäbe, wenn keine jüdische Nation existierte. Die existiert aber. Die jüdische Nomokratie (d. h. Herrschaft des Gesetzes) vereinigt die Juden, zerstreut wie sie auch sein mögen durch alle Länder der Welt, zu einem festen, einheitlichen, durchaus politischen Gebilde, in welchem die Gemeinsamkeit des Blutes die Gemeinsamkeit der Vergangenheit bezeugt und die Gemeinsamkeit der Zukunft verbürgt. Wenn auch manche Elemente nicht im engeren Sinne des Wortes reinjüdisch sind, so ist doch die Macht dieses Blutes, verbunden mit der unvergleichlichen Macht der jüdischen Idee, so gross, dass diese fremden Bestandteile schon längst assimiliert wurden; sind doch fast zwei Jahrtausende vergangen seit der Zeit, wo die Juden ihre vorübergehende Neigung zur Proselytenmacherei aufgaben. Freilich muss man, wie ich im vorigen Kapitel ausführte, zwischen Juden edler und Juden minder edler Abstammung unterscheiden; was aber die disparaten Teile aneinander kettet, ist (ausser der allmählichen Verschmelzung) die zähe Existenz ihres nationalen Gedankens. Dieser Nationalgedanke gipfelt in der unerschütterlichen Hoffnung auf die von Jahve verheissene Weltherrschaft der Juden. Naive „Christgeborene" (wie Auerbach sich in seiner Lebensskizze Spinoza's ausdrückt) wähnen, die Juden hätten jene Hoffnung aufgegeben,

---

Messungen in Amerika, nach dem *American Anthropologist,* Ed. IV, zu dem Ergebnis geführt, dass auch dort „sich die jüdische Rasse v o l l s t ä n d i g r e i n erhalten hat" (citiert nach der *Politisch-Anthropologischen Revue,* 1904, März, S. 1003).

doch irren sie gewaltig; denn „die Existenz des Judentums ist von der Festhaltung der Messiashoffnung bedingt", wie einer der sehr mässigen, liberalen unter ihnen unlängst schrieb.[1]) Die ganze jüdische Religion ist ja auf diese Hoffnung gegründet. Der jüdische Gottesglaube, das, was man bei diesem Volke „Religion" nennen kann und auch darf (denn er ist die Quelle einer achtungswerten Moralität geworden) ist ein Teil dieses Nationalgedankens, nicht umgekehrt. Zu behaupten, es gebe eine jüdische Religion, doch keine jüdische Nation, heisst darum einfach Unsinn reden.[2])

---

[1]) S k r e i n k a : *Entwickelungsgeschichte der jüdischen Dogmen,* S. 75.

[2]) Auf dem jüdischen Kongress, gehalten in Basel im Jahre 1898, erklärte Dr. Mandelstam, Professor an der Universität Kiew, in der Hauptrede der Sitzung vom 29. August, „dass die Juden d a s A u f g e h e n i n d i e ü b r i g e n N a t i o n a l i t ä t e n m i t a l l e r E n e r g i e z u r ü c k w e i s e n, und dass sie ihre historische Hoffnung (d. h. also auf Weltherrschaft) festhalten" (nach dem Bericht eines Teilnehmers am Kongress in der Pariser Zeitung *Le Temps* vom 2. September 1898). Die Wiener Zeitungen vom 30. und 31. Juli 1901 berichten über eine Rede, die der Wiener Rabbiner, Herr Dr. Leopold Kahn, in einem Saale der orthodoxen jüdischen Schule in Pressburg über den Zionismus hielt. In dieser Rede machte Dr. Kahn folgendes Geständnis: „Der Jude wird sich nie assimilieren können; er wird niemals die Sitten und Gebräuche anderer Völker annehmen. Der Jude bleibt Jude unter allen Umständen. Jede Assimilation ist nur eine rein äusserliche." Beherzigenswerte Worte! In der *Festschrift zum 70. Geburtstage A. Berliner's,* 1903, veröffentlicht ein Dr. B. Felsenthal eine Reihe *Jüdischer Thesen,* in denen er mit aller Energie die These verficht, das Judentum sei e i n V o l k, n i c h t e i n e R e l i g i o n. „Das Judentum ist ein besonderer Stamm, und jeder Jude wird in diesen Stamm hineingeboren." Dieser Stamm ist nach ihm „eins der ethnisch reinsten Völker, die es überhaupt giebt." Felsenthal berechnet, dass von Theodosius an bis zum Jahre 1800 „vielleicht noch keine 300 Nichtsemiten in das jüdische Volk aufgenommen wurden", und charakteristisch ist es, dass er den Proselyten das Recht bestreitet, sich als Vollblutjuden zu betrachten. „Das jüdische Volk, der jüdische Stamm ist das Gegebene, das Bleibende, das notwendige Substrat, der substanzielle Kern. Die jüdische Religion ist ein diesem Kern Anhaftendes, Eigenschaftliches — ein Accidens,

Der Eintritt der Juden in die abendländische Geschichte bedeutet also ohne Frage den Eintritt eines bestimmten, von allen europäischen Völkern durchaus verschiedenen, ihnen gewissermassen gegensätzlichen Elements, eines Elements, welches, während die Nationen Europas die verschiedensten Phasen durchmachten, sich wesentlich gleichblieb; welches im Verlaufe einer oft harten und grausamen Geschichte niemals die Schwäche hatte, auf Verbrüderungsvorschläge einzugehen, sondern im Besitze seiner nationalen Idee, seiner nationalen Vergangenheit, seiner nationalen Zukunft, die Berührung mit anderen Menschen wie eine Verunreinigung empfand und noch heute empfindet; welches, Dank der Sicherheit des Instinktes, die aus strenger Einheitlichkeit des Nationalempfindens entspringt, es stets vermochte, auf Andere tiefgreifenden Einfluss auszuüben, wogegen die Juden selber von unserer geistigen und kulturellen Entwickelung nur hauttief berührt wurden. Um diese höchst eigentümliche Situation vom Standpunkt des Europäers aus zu kennzeichnen, müssen wir mit Herder wiederholen: das Volk der Juden ist und bleibt ein unserem Weltteil f r e m d e s Volk; vom Standpunkt des Juden aus erhält die selbe Erkenntnis eine etwas abweichende Formulierung; wir wissen aus einem früheren Kapitel, wie der grosse freisinnige Philosoph Philo sie fasste: „einzig die Israeliten sind Menschen im wahren Sinne des Wortes.“[1]) Was der Jude hier im intoleranten Ton des Rassenhochmuts vorbringt, genau das selbe hat unser grosser Goethe in liebenswürdigerer Weise ausgesprochen, indem er eine Gemeinsamkeit der Abstammung zwischen den Juden und den Indoeuropäern, und legte man sie noch so weit zurück, in Abrede stellt: „Dem auserwählten Volke wollen wir die Ehre seiner Abstammung von Adam keineswegs streitig machen. Wir andere aber hatten gewiss auch andere Urväter.“[2])

---

wie es in der philosophischen Schulsprache genannt wird.“ (Ich citiere nach dem Sonderabdruck, Berlin, bei Itzkowski).

[1]) Siehe S. 223.

[2]) *Eckermann's Gespräche,* 7. Oktober 1828. Das selbe hatte Giordano Bruno gelehrt, welcher behauptete, einzig die Juden stammten von Adam und Eva ab, die übrigen Menschen von einer weit älteren Rasse (siehe *Lo spaccio della bestia trionfante*).

Das „fremde Volk“

Aus diesen Erwägungen ergiebt sich für uns die Berechtigung und die Verpflichtung, den Juden als ein besonderes und zwar als ein fremdes Element in unserer Mitte zu erkennen. Äusserlich erbte er das selbe wie wir; innerlich erbte er einen grundverschiedenen Geist. Ein einziger Zug genügt, um die gähnende Kluft, welche hier Seele von Seele scheidet, in fast erschreckender Weise dem Bewusstsein zu enthüllen: die Erscheinung Christi ist für den Juden ohne Bedeutung! Ich rede hier gar nicht von frommer Rechtgläubigkeit. Man lese aber z. B. bei dem offenkundigen Freidenker Diderot die wundervollen Worte über den Gekreuzigten, man sehe, wie Diderot den Menschen in seinem höchsten Leid sich an den Göttlichen wenden und die christliche Religion als die einzige der Welt empfinden lässt. *„Quelle profonde sagesse il y a dans ce que l‘aveugle philosophie appelle la folie de la croix! Dans l‘état où j‘étais, de quoi m‘aurait servi l‘image d‘un législateur heureux et comblé de gloire? Je voyais l‘innocent, le flanc percé, le front couronné d‘épines, les mains et les pieds percés de clous, et expirant dans les souffrances; et je me disais: Voilà mon Dieu, et j‘ose me plaindre!“* Eine förmliche Bibliothek jüdischer Bücher habe ich durchgesucht in der Erwartung, ähnliche Worte zu finden — nicht den Glauben an die Gottheit Christi natürlich, auch nicht den Begriff der Erlösung, sondern das rein menschliche Gefühl für die Bedeutung eines leidenden Heilands, doch vergebens. Ein Jude, der das fühlt, ist eben kein Jude mehr, sondern ein Verneiner des Judentums. Und während wir sogar in Mohammed‘s *Koran* mindestens eine Ahnung von der Bedeutung Christi und eine tiefe Ehrfurcht vor seiner Erscheinung finden, nennt ein kultivierter, führender Jude des 19. Jahrhunderts Christus: „d i e N e u g e b u r t m i t d e r T o t e n m a s k e“, die dem jüdischen Volke neue und schmerzliche Wunden geschlagen habe; etwas Anderes vermag er in ihm nicht zu erblicken.[1]) Er versichert uns beim Anblick des Kreuzes: „Die Juden brauchen gar nicht diese krampfhafte Erschütterung zur inneren Besserung“, und

[1]) Graetz: *Volkstümliche Geschichte der Juden,* I, 591.

lügt hinzu: „namentlich nicht in den mittleren Klassen der Städtebewohner“. Weiter reicht das Verständnis nicht. In einer im Jahre 1880 neu verlegten (!) Schrift eines spanischen Juden (Mose de Leon) wird Jesus Christus ein „t o t e r H u n d“ genannt, „der in einem Düngerhaufen begraben“ liege. Ausserdem haben die Juden gerade in den letzten Jahrzehnten des 19. Säculums für mehrere Ausgaben (natürlich in hebräischer Sprache) der sogenannten „Censurstellen“ aus dem *Talmud* gesorgt, nämlich jener sonst ausgelassenen Stellen, in denen Christus als „Narr“, als „Zauberer“, als „Gottloser“, als „Götzendiener“, als „Hund“, als „Bastard“, als „Kind der Wollust“, als „Hurensohn“ u. s. w. dem Hohn und dem Hass preisgegeben und empfohlen wird; seine erhabene Mutter desgleichen.[1]) Wir thun den Juden gewiss kein Unrecht, wenn wir sagen, dass ihnen die Erscheinung Christi einfach ein Unbegreifliches und ein Ärgernis ist. Obwohl sie scheinbar aus ihrer Mitte hervorging, verkörpert sie dennoch die Verleugnung ihres ganzen Wesens — wofür die Juden ein viel feineres Gefühl haben als wir. Diese Veranschaulichung der tiefen Kluft, welche uns Europäer vom Juden scheidet, gebe ich durchaus nicht, um das Schwergewicht auf den gefährlichen Boden religiöser Voreingenommenheit hinüberzuwälzen, sondern weil mich dünkt, dass das Gewahrwerden zweier so grundverschiedener Gemütsanlagen einen wahren Abgrund aufdeckt; es thut gut, einmal in

---

[1]) Siehe Laible: *Jesus Christus im Talmud,* S. 2 fg. (Schriften des Institutum Judaicum in Berlin, Nr. 10; im Anhange sind die hebräischen Urtexte mitgeteilt). Dieser durchaus unparteiische, judenfreundliche Gelehrte bezeugt: „Der Hass und Hohn der Juden warf sich zunächst immer auf die Person Jesu selbst“ (S. 25). „Der Jesushass der Juden ist eine feststehende Thatsache, nur wollen sie ihn möglichst wenig zur Schau gestellt wissen“ (S. 3). Den Hass gegen Jesus bezeichnet der selbe Gelehrte als „den nationalsten Zug des Judentums“ (S. 86); er sagt: „bei Annäherung des Christentums erfasste je und je die Juden ein an W a h n s i n n s t r e i f e n d e r Zorn und Hass“ (S. 72). Noch heute darf kein gläubiger Jude den Namen Christi mündlich oder schriftlich aussprechen (S. 3 und 32); die üblichsten Kryptonymen sind „d e r Bastard“ oder „d e r Hurensohn“ oder „d e r Gehenkte“, häufig auch „Bileam“.

diesen Abgrund hinunterzuschauen, damit man nicht an anderen Orten, wo scheinbare Annäherung stattfindet, das tief Trennende übersehe.

Aber noch eine weitere Erwägung muss sich uns aus dem Gewahrwerden dieser Trennung ergeben. Der Jude versteht uns nicht, das ist sicher; können wir hoffen, ihn zu verstehen, ihm gerecht zu werden? Vielleicht, wenn wir ihm nämlich in der That geistig und moralisch überlegen sind, wie Renan an der vorhin angeführten Stelle behauptete, und wie andere, vielleicht zuverlässigere Gelehrte ebenfalls gemeint haben.[1]) Wir müssten ihn aber dann wirklich auch von der Höhe unserer Überlegenheit aus beurteilen, nicht aus den Niederungen des Hasses und des Aberglaubens, noch weniger aus den Sümpfen des Missverständnisses, in denen unsere Religionslehrer seit 2000 Jahren herumwaten. Dem Juden Gedanken zuschreiben, die er niemals gedacht, ihn als den Träger der grossartigsten religiösen Intuitionen verherrlichen, die ihm ferner als vielleicht irgend welchen Menschen auf Erden lagen und im allerbesten Falle nur hier und dort als ein Schrei der Empörung gegen die besondere Gemütshärte dieses Volkes in dem Herzen Vereinzelter sich regten — und ihn dann dafür verdammen, dass er heute so ganz anders ist, als er nach diesen Erdichtungen sein sollte, das ist doch offenbar ungerecht. Es ist nicht allein ungerecht, sondern für das öffentliche Gefühl bedauerlich irreleitend; denn durch das Verhältnis zu unserem religiösen Leben, welches wir dem Juden angedichtet haben, erscheint sein Haupt in einer Art Glorienschein, und wir sind dann höchlich empört, wenn aus dieser *auréole postiche* kein Heiliger uns entgegentritt. Wir stellen höhere Ansprüche an den Juden als an uns selber, blosse Heidensöhne. Da ist doch das jüdische Zeugnis ganz anders zutreffend; es

---

[1]) Siehe namentlich die berühmte Stelle in Lassen's: *Indische Altertumskunde,* wo der grosse Orientalist seine Überzeugung, dass die indoeuropäische Rasse „höher und vollständiger begabt", dass in ihr allein „das harmonische Gleichmass aller Seelenkräfte" ausgebildet sei, ausführlich begründet (I, 414, Ausgabe des Jahres 1847).

spannt die Erwartungen so wenig hoch, dass wir über jeden edlen Zug, den wir später entdecken, über jede Erklärung, die wir für jüdische Gebrechen finden, uns aufrichtig freuen. Jahve zum Beispiel wird nicht müde zu erklären: „Ich sehe, dass dies Volk ein halsstarriges Volk ist“,[1]) und Jeremia giebt von der moralischen Beschaffenheit der Juden eine Charakterisierung, wie sie Monsieur Edouard Drumont nicht farbenreicher wünschen könnte: „Ein Freund täuscht den andern und redet kein wahres Wort; sie fleissigen sich darauf, wie Einer den Anderen betrüge, und ist ihnen leid, dass sie es nicht ärger machen können“.[2]) Kein Wunder, nach dieser Schilderung, dass Jeremia die Juden „einen frechen Haufen“ nennt und nur eine Sehnsucht kennt: „Ach, dass ich eine Herberge hätte in der Wüste! so wollte ich mein Volk verlassen und von ihnen ziehen!“ Für die unglaubliche Unwissenheit über die Natur des Juden, die unter uns herrscht, sind wir also allein verantwortlich; nie hat ein Volk ein so umfassendes, aufrichtiges Bild seiner Persönlichkeit gegeben wie der Hebräer in seiner Bibel, ein Bild, welches (so weit ich nach Bruchstücken urteilen darf) durch den Talmud, wenn auch in verblasster Manier, noch ergänzt wird. Ohne also in Abrede zu stellen, wie schwer es uns — „von anderen Urvätern Abgestammten“ — fallen muss, das „fremde, asiatische Volk“ richtig zu beurteilen, müssen wir doch einsehen, dass die Juden von jeher alles Mögliche thaten, um dem Unvoreingenommenen Aufschluss über sich zu geben, ein Umstand, welcher wohl zu der Hoffnung berechtigt, grundlegende Einsichten über ihr Wesen gewinnen zu können. — Eigentlich müssten die Vorgänge, die sich unter unseren Augen abspielen, zu besagtem Zwecke genügen. Ist es möglich, täglich Zeitungen zu lesen, ohne jüdische Sinnesart, jüdischen Geschmack, jüdische Moral, jüdische Ziele kennen zu lernen? Ein paar Jahrgänge der *Archives israélites* belehren ja mehr als eine ganze antisemitische Bibliothek, und zwar durchaus nicht bloss über die minder angenehmen, sondern auch über

---

[1]) *2 Moses* XXXII, 9, XXXIV, 9, *5 Moses* IX, 13 u. s. w.
[2]) IX, 5.

die vortrefflichen Charakterzüge der Juden. Doch hier, in diesem Kapitel, will ich die Gegenwart nicht heranziehen. Sollen wir uns ein sachliches, vollgültiges Urteil darüber bilden, was der Jude als Miterbe und als Mitarbeiter im neunzehnten Jahrhundert zu bedeuten hatte, so müssen wir vor allen Dingen uns darüber klar werden, was er i s t. Aus dem, was ein Mensch von Natur ist, folgt mit strenger Notwendigkeit, was er unter gegebenen Bedingungen thun wird; der Philosoph sagt: *operari sequitur esse;* ein altes deutsches Sprichwort drückt das selbe gemütlicher aus: „Nur was ein Mensch ist, kann man aus ihm herauskriegen."

Historische Vogelschau

Reine Historie führt nun hier weder schnell noch sicher zum Ziel, ausserdem kann es nicht meine Aufgabe sein, eine Geschichte der Juden zu bieten. Wie in anderen Kapiteln so auch hier perhorresziere ich das Abschreiben. Jedermann weiss ja, wie und wann die Juden in die abendländische Geschichte eintraten: erst durch die Diaspora, dann durch die Zerstreuung. Ihr wechselndes Schicksal in verschiedenen Ländern und Zeiten ist ebenfalls bekannt, wenn man auch freilich Manches weiss, was absolut unwahr ist, und Manches nicht weiss, was zu wissen not thäte. Keinem brauche ich aber erst mitzuteilen, dass durch die christlichen Jahrhunderte hindurch die Juden eine, wenn auch manchmal eng beschränkte, so doch wichtige Rolle spielten. Schon in den frühesten westgotischen Zeiten verstanden sie es, als Sklavenhändler und Geldvermittler sich Einfluss und Macht zu verschaffen. Waren sie auch nicht allerorten, wie bei den spanischen Mauren, mächtige Staatsminister, die, dem Beispiel Mardochai's folgend, die einträglichsten Ämter mit „der Menge ihrer Brüder" füllten, brachten sie es auch nicht überall, wie im katholischen Spanien, zum Bischof und Erzbischof,[1]) so war doch ihr Einfluss überall und immer ein grosser. Schon die Baben-

[1]) Siehe das Buch des Juden David Mocatta: *Die Juden in Spanien und Portugal* (deutsch von Kayserling 1878), wo ausführlich erzählt wird, wie in Spanien, „Geschlechter und Geschlechter von g e h e i m e n J u d e n lebten, vermischt mit allen Klassen der Gesellschaft, im Besitze jeder Stellung im Staate u n d b e s o n d e r s i n d e r K i r c h e"!

berg'schen Fürsten des 13. Jahrhunderts gaben ihren Nachfolgern das Beispiel, die Finanzen des Landes von Juden verwalten zu lassen und diese Verwalter durch Ehrentitel auszuzeichnen;[1]) der grosse Papst Innocenz III. vergab wichtige Stellen in seinem Hofstaate an Juden;[2]) die Ritter Frankreichs mussten Gut und Habe an die Juden verpfänden, um an den Kreuzzügen teilnehmen zu können;[3]) Rudolph von Habsburg begünstigte die Juden in jeder Weise, er „vindizierte sie als Knechte seiner kaiserlichen Kammer", und indem er sie der gewöhnlichen Gerichtsbarkeit entzog, machte er es sehr schwer, eine Klage gegen einen Juden überhaupt durchzuführen;[4]) kurz: das, was ich den Eintritt der Juden in unsere europäische Geschichte nenne, hat nicht aufgehört, zu jeder Zeit und an jedem Orte sich fühlbar zu machen. Wer befähigt wäre, Geschichte mit dem einen Zweck zu studieren, den jüdischen Einfluss genau zu entwirren, würde, glaube ich, unerwartete Ergebnisse zu Tage fördern. Ohne Detailforschung können wir diesen Einfluss nur dort deutlich und unzweifelhaft feststellen, wo die Juden in grösserer Zahl vorhanden waren. Im 2. Jahrhundert z. B. sind die Juden auf der Insel Cypern in der Mehrzahl; sie beschliessen, einen Nationalstaat zu gründen, und befolgen zu diesem Zweck das aus dem Alten Testament bekannte Verfahren: sie erschlagen an einem Tage die sämtlichen übrigen Bewohner, 240 000 an der Zahl; und damit dieser Inselstaat nicht ohne einen sichern Rückhalt auf dem Festland bleibe, erschlagen sie zugleich die 220 000 nicht-jüdischen Bewohner der Stadt Cyrene.[5]) In Spanien verfolgen sie den selben Zweck mit grösserer Vorsicht und erstaunlicher Beharrlichkeit. Gerade unter der Regierung desjenigen Westgotenkönigs, der sie mit Wohlthaten überhäuft hatte, rufen sie die stammverwandten Araber aus Afrika herüber; ohne Hass, nur weil sie dabei zu profitieren hoffen,

---

[1]) Graetz: a. a. O. II, 563.
[2]) Israel Abrahams: *Jewish Life in the Middle Ages.*
[3]) André Réville: *Les Payans au Moyen-Age,* 1896, p. 3.
[4]) Siehe u. A. Realis: *Die Juden und die Judenstadt in Wien,* 1846, S. 18 u. s. w.
[5]) Mommsen: *Römische Geschichte,* V, 543.

verraten sie ihren edlen Beschützer; unter den Kalifen bekommen sie dann nach und nach einen immer grösseren Anteil an der Regierung; „sie konzentrierten“, schreibt der durchaus judenfreundliche Geschichtsschreiber Heman, „sowohl die geistigen als die materiellen Kräfte vollständig in ihrer Hand“; dabei ging allerdings der blühende maurische Staat geistig und materiell zu Grunde, was aber den Juden gleichgültig war, da sie inzwischen im christlichen Staat der Spanier, berufen den maurischen zu ersetzen, eben so festen Fuss gefasst hatten. „Der bewegliche Reichtum des Landes lag hier ganz in ihren Händen; der Grundbesitz kam immer mehr in die selben Hände durch Wucher und Aufkauf der verschuldeten Adelsgüter. Vom Staatssekretär und finanzminister ab waren alle Beamtungen, die mit Steuer und Geldsachen zu thun hatten, in jüdischen Händen. Durch Wucher war ihnen fast ganz Aragonien verpfändet. In den Städten bildeten sie die Majorität der begüterten Bevölkerung.“[1]) Ganz schlau waren sie aber, wie immer, auch dort nicht; ihre Macht hatten sie benutzt, um sich allerhand Privilegien zu erwirken, so z. B. genügte der Eid eines einzigen Juden, um Schuldforderungen gegen Christen zu beweisen (wie übrigens im Erzherzogtum Österreich und vielerorten), während das Zeugnis eines Christen vor Gericht gegen einen Juden nichts galt, und anderes dergleichen; diese Privilegien missbrauchten sie in so massloser Weise, dass endlich das Volk sich erhob. Nicht unähnlich wäre es in Deutschland ergangen, hätten nicht die Kirche und einsichtige Staatsmänner bei Zeiten dem Übel gesteuert. Karl der Grosse hatte sich Juden für die Verwaltung seiner Finanzen aus Italien verschrieben; bald sicherten sie sich allerorten als Steuerpächter Reichtum und Einfluss und benutzten diese, um für ihre Nation wichtige Vorrechte auszumachen: Handelsprivilegien, geringeres Strafmass bei Verbrechen u. s. w., ja, man zwang die gesamte Bevölkerung, ihre Märkte auf den Sonntag

---

[1]) Heman: *Die historische Weltstellung der Juden,* 1882, S. 24 fg. — Für eine anders gefärbte Darstellung, die aber im Thatsächlichen vollkommen übereinstimmt, siehe Graetz: *Volksth. Gesch. d. Juden* II, 344 fg.

zu verlegen, weil der bisher übliche Samstag den Juden ihres Sabbats wegen unangenehm war; es gehörte damals zum höfischen *bon ton,* die Synagogen zu besuchen! Doch hier trat die Reaktion ziemlich bald ein und kräftig, und zwar durchaus nicht allein, wie es die Historiker meistens darzustellen belieben, als Folge pfäffischen Aufhetzens — solche Erscheinungen gehören zur Schale, nicht zum Kern der Geschichte — sondern in erster Reihe darum, weil der Germane eben so sehr ein geborener Industrieller und Kaufmann, wie ein geborener Krieger ist, und er daher, sobald mit der Städtebildung diese Instinkte in ihm wach wurden, dem unlauteren Wettbewerber in sein Spiel sah und voll heftiger Empörung seine Entfernung forderte. Und so liesse sich, wenn das der Zweck dieses Kapitels wäre, Flut und Ebbe des jüdischen Einflusses bis heute herab verfolgen, wo alle Kriege des 19. Jahrhunderts in so eigentümlichem Konnex mit jüdischen Finanzoperationen stehen, von Napoleon‘s russischem Feldzug und Nathan Rothschild‘s Zuschauerrolle bei der Schlacht von Waterloo an bis zu der Zuziehung der Herren Bleichröder deutscherseits und Alphonse Rothschild französischerseits zu den Friedensverhandlungen des Jahres 1871 und bis zur „Commune“, welche von Anfang an allen Einsichtigen eine jüdisch-napoleonistische Machination dünkte.

Consensus ingeniorum

Dieser politisch-soziale Einfluss der Juden wurde nun sehr verschieden beurteilt, doch von den grössten Politikern zu allen Zeiten für verderblich gehalten. Cicero z. B. (wenn auch kein grösster Politiker, so doch ein erfahrener Staatsmann) legt eine wahre Furcht vor den Juden an den Tag; wo eine gerichtliche Verhandlung ihre Interessen berührt, redet er so leise, dass die Richter allein ihn hören, denn er weiss, sagt er, wie alle Juden zusammenhalten und wie sie den zu verderben verstehen, der sich ihnen entgegenstellt; sonst, gegen Griechen, gegen Römer, gegen die mächtigsten Männer seiner Zeit donnert er die ärgsten Beschuldigungen, den Juden gegenüber rät er Vorsicht, sie sind ihm eine unheimliche Macht, und mit möglichster Hast gleitet er hinweg über jene Hauptstadt „des Argwohns und der Verleumdung“, Jerusalem: so urteilte ein Cicero unter dem Konsulat eines

Julius Caesar![1]) Kaiser Tiberius, nach manchen Geschichtsschreibern der tüchtigste Herrscher, den das römische Imperium besessen, erkannte in der Immigration der Juden (also ebenfalls schon vor der Zerstörung Jerusalems!) eine n a t i o n a l e Gefahr; Friedrich II., der Hohenstaufe, gewiss einer der genialsten Menschen, die je die Krone getragen und das Schwert geführt haben, ein freier denkender Mann als irgend ein Monarch des 19. Jahrhunderts, ein begeisterter Bewunderer des Morgenlandes und generöser Unterstützer hebräischer Gelehrten, hielt es dennoch für angezeigt (entgegen der Sitte seiner Zeitgenossen), die Juden von allen öffentlichen Ämtern auszuschliessen, und wies warnend darauf hin, dass, wo man auch den Juden zur Gewalt zulässt, er sie missbraucht; genau das selbe lehrte der andere grosse Friedrich II., der Hohenzoller, der jede Freiheit gewährte, nur nicht die der Juden; nicht unähnlich hat Fürst Bismarck, als er noch offen reden durfte, sich im Landtag (1847) geäussert, und der grosse Geschichtsforscher Mommsen spricht vom Judentum als von einem „Staat im Staate". — Was speziell den sozialen Einfluss betrifft, so will ich mich begnügen, zwei weise, gerechte Männer anzuführen, deren Urteil selbst den Juden nicht verdächtig sein kann, Herder und Goethe. Der Erste behauptet: „Ein Ministerium, bei dem der Jude Alles gilt, eine Haushaltung, in der ein Jude die Schlüssel zur Garderobe oder der ganzen Kasse des Hauses führt, ein Departement oder Kommissariat, in welchem die Juden die Hauptgeschäfte treiben — — sind unauszutrocknende pontinische Sümpfe"; und er meint, die Gegenwart einer unbestimmten Menge Juden sei für einen europäischen Staat so verderblich, dass man sich „nicht durch allgemeine menschenfreundliche Grundsätze leiten lassen dürfe", sondern es handle sich um eine S t a a t s f r a g e, und es sei Pflicht eines jeden Staates, festzustellen: „wie viele von diesem fremden Volke dürfen ohne Nachteil der Eingeborenen geduldet werden".[2]) Goethe geht noch tiefer: „Wie sollten wir dem Juden den Anteil an der höchsten Kultur

---

[1]) Siehe die *Verteidigung des Lucius Flaccus,* Abschn. XXVIII.
[2]) *Adrastea: Bekehrung der Juden.*

vergönnen, deren Ursprung und Herkommen er verleugnet?“ Und er gerät in „leidenschaftlichen Zorn“, als das Gesetz des Jahres 1823 die Heirat zwischen Juden und Deutschen gestattet, er prophezeit „die schlimmsten und grellsten Folgen“, namentlich die „Untergrabung aller sittlichen Gefühle“, und vermutet, die Bestechung durch den „allmächtigen Rothschild“ müsse dieser „Albernheit“ zu Grunde liegen.[1]) Goethe und Herder urteilen also genau so wie der grosse Hohenstaufe, wie der grosse Hohenzoller, und wie alle grossen Männer vor und nach ihnen: ohne in abergläubischer Weise dem jüdischen Volke seine Eigenart zum Vorwurf zu machen, halten sie es für eine thatsächliche Gefahr für u n s e r e Civilisation und für u n s e r e Kultur; sie würden ihm einen thätigen Anteil daran nicht vergönnen. Über einen derartigen *consensus ingeniorum* kann man doch nicht so ohne Weiteres zur Tagesordnung übergehen. Denn allen diesen wohlerwogenen, ernsten, aus der Fülle der Erfahrung und dem Scharfblick der bedeutendsten Geister hervorgegangenen Urteilen hat man weiter nichts entgegenzustellen, als die hohlen Phrasen der *droits de l‘homme* — eines parlamentarischen Wisches.[2])

---

[1]) *Wilhelm Meister‘s Wanderjahre,* Buch III, Kap. 11 und Gespräch mit von Müller vom 23. 9. 1823.

[2]) Ich habe meine Citate mit Absicht beschränkt. Doch kann ich mich nicht enthalten, mindestens in einer Anmerkung den grossen Voltaire gegen die jetzt so ziemlich allerorten eingebürgerte Fabel in Schutz zu nehmen, als habe er so überaus günstig und „humanitär“ flach, wie unsere Zeit es wünschen möchte, über den Einfluss der Juden auf unsere Kultur geurteilt. Selbst Juden von so umfassender Bildung wie ein James Darmesteter (*Peuple Juif,* 2. éd. p. 17) drucken den Namen Voltaire in fetten Buchstaben und stellen ihn als einen der geistigen Urheber ihrer Emanzipation dar. Das Gegenteil ist wahr; mehr als einmal rät Voltaire, man solle die Juden nach Palästina zurückschicken. Voltaire gehört zu den Autoren, die ich am besten kenne, weil ich die kurzweiligen Bücher den langweiligen vorziehe, und ich glaube, ich könnte leicht hundert Citate aggressivster Art gegen die Juden zusammenstellen. In dem Aufsatz des *Dictionnaire Philosophique* (Ende von *section I*) sagt er: *„Vous ne trouverez dans les Juifs qu‘un peuple ignorant et barbare, qui joint depuis longtemps la plus sordide avarice à la plus détestable superstition et à la plus invincible haine pour tous les*

Fürsten und Adel

Andererseits ist es sicher und muss wohl beachtet werden, dass, wenn die Juden die Verantwortung für manche grauenhafte

peuples qui les tolèrent et qui les enrichissent.“ In *Dieu et les hommes* (ch. X) nennt er die Juden: *„la plus haïssable et la plus honteuse des petites nations“*. Mehr kann man wirklich kaum verlangen, um über seine Meinung ins Klare zu kommen! Doch diese Meinung sollte umso mehr Gewicht haben, als gerade Voltaire in vielen und umfangreichen Schriften sich eingehend mit jüdischer Geschichte und mit dem Studium des jüdischen Charakters abgegeben hat (so eingehend, dass der als „oberflächlicher Dilettant“ Verrufene heutzutage gelegentlich von einem Fachgelehrten ersten Ranges wie Wellhausen citiert wird). Und so ist es beachtenswert, wenn er schreibt (*Essai sur les Moeurs,* ch. XLII): *„La nation juive ose étaler uno haine irréconciliable contre toutes les nations, elle se révolte contre tous ses maîtres; toujours superstitieuse, toujours avide du bien d'autrui, toujours barbare, — rampante dans le malheur, et insolente dans la prospérité“*. Auch über die geistigen Anlagen der Juden urteilt er kurz und apodiktisch; er behauptet: *„Les Juifs n'ont jamais rien inventé“* (*La défense de mon oncle,* ch. VII), und in dem *Essai sur les Moeurs* führt er in mehreren Kapiteln aus, die Juden hätten stets von anderen Nationen gelernt, niemals aber selber die anderen etwas gelehrt; selbst ihre Musik, sonst allgemein gelobt, kann Voltaire nicht ausstehen: *„Retournez en Judée le plus tôt que vous pourrez — — — vous y exécuteriez à plaisir dans votre détestable jargon votre détestable musique“* (6me *lettre du Dictionnaire*). Diese eigentümliche geistige Sterilität der Juden erklärt er an anderen Orten durch die unmässige Gier nach Gold: *„L'argent fut l'objet de leur conduite dans tous les temps“* (*Dieu et les hommes,* XXIX). An hundert Stellen spottet Voltaire über die Juden, z. B. in *Zadig* (ch. X), wo der Jude einen feierlichen Dank zu Gott emporsendet für einen gelungenen Betrug; die beissendste Satire auf das Judentum, die es überhaupt giebt, ist ohne Frage die Schrift *Un Chrétien contre six Juifs*. Und doch haftete allen diesen Äusserungen eine gewisse Reserve an, da sie für die Veröffentlichung bestimmt waren; wogegen Voltaire in einem Brief an den Chevalier de Lisle vom 15. Dezember 1773 (also an seinem Lebensende, nicht in der Hitze der Jugend) seine Meinung ohne Zurückhaltung aussprechen durfte: *„Que ces déprépucé d'Israël se disent de la tribu de Nephthali ou d'Issachar, cela est fort peu important; ils n'en sont pas moins les plus grand gueux qui aient jamais souillé la face du globe“*. — Man sieht, der feurige Franzose urteilt über die Juden wie nur irgend ein fanatischer Bischof; er unterscheidet sich höchstens durch den Zusatz, den er hin

historische Entwickelung, für den Verfall mancher heldenmütiger, kraftstrotzender Völker trifft, diese Verantwortung noch schwerer auf den Häuptern jener Europäer lastet, welche die zersetzende Thätigkeit der Juden aus den schnödesten Gründen stets ermutigt, beschützt, gefördert haben, und das sind in erster Reihe die Fürsten und der Adel — und zwar von dem ersten Säculum unserer Zeitrechnung an bis zum heutigen Tage. Man schlage die Geschichte welches europäischen Volkes man will auf, überall wird man, sobald die Juden zahlreich sind und sich „zu fühlen" beginnen, bittere Klagen aus dem Volk, aus dem Kaufmannsstand, aus den Kreisen der Gelehrten und der dichterischen Seher gegen sie erheben hören, und immer und überall sind es die Fürsten und der Adel, welche sie beschützen: die Fürsten, weil sie Geld zu ihren Kriegen brauchen, der Adel, weil er leichtsinnig lebt. Von Wilhelm dem Eroberer z. B. erzählt Edmund Burke,[1]) dass, da die Einkommen aus *„talliage"* und aus allerhand anderen drückenden Steuern ihm nicht genügten, er von Zeit zu Zeit den Juden ihre Schuldscheine entweder konfiszierte oder für ein Spottgeld abzwang, wodurch dann, da fast der gesamte anglo-normännische Adel des 11. Jahrhunderts in den Händen der jüdischen Wucherer lag, der

---

und wieder seinen heftigsten Ausfällen anhängt *„Il ne faut pourtant pas les brûler."* Ein fernerer Unterschied liegt in der Thatsache, dass es ein humaner, toleranter und gelehrter Mann ist, der dieses überaus scharfe Urteil fällt. Doch wie erklärt man das Vorhandensein einer so erbarmungslos einseitigen, jede Hoffnung ausschliessenden Gesinnung bei einem so liberal denkenden Manne, einer Gesinnung, die in ihrer Masslosigkeit unvorteilhaft von den oben angeführten Worten der deutschen Weisen absticht? Hier könnte unsere Zeit viel lernen, wenn sie es wollte! Denn man sieht, dass diesem gallischen Drang nach Gleichheit und Freiheit nicht die Liebe zur Gerechtigkeit, nicht die Achtung vor der Individualität zu Grunde liegt; und man darf weiter folgern: nicht aus Prinzipien ergiebt sich Verständnis, nicht aus allgemeiner Menschenfreundlichkeit die Möglichkeit, in würdevollem Frieden nebeneinander zu leben, sondern einzig die rücksichtslose Anerkennung des Trennenden der eigenen Art und der eigenen Interessen kann gerecht machen gegen fremde Art und fremde Interessen.

[1]) *An Abridgment of English History,* book III., ch. 2.

König selber der erbarmungslos strenge Gläubiger seiner hervorragendsten Unterthanen wurde. Dabei beschützte er zugleich die Juden und verlieh ihnen Privilegien aller Art. Dieses eine Beispiel stehe für Tausende und Abertausende.[1]) Haben also die Juden einen grossen und historisch verderblichen Einfluss ausgeübt, so ist es nicht zum Wenigsten Dank der Komplizität jener beiden Elemente, die in geradezu niederträchtiger Weise die Juden zugleich verfolgten und ausnutzten. Und zwar dauert dies bis hinab ins 19. Jahrhundert: Graf Mirabeau steht schon vor der Revolution mit den Juden in engster Fühlung,[2]) Fürst Talleyrand verficht in der Constituante ihre unbedingte Emanzipation gegen die Vertreter aus den bürgerlichen Ständen, Napoleon beschirmt sie, als nach so wenigen Jahren schon aus ganz Frankreich klagende Bitten um Schutz gegen sie bei der Regierung eingereicht werden, und zwar thut er es, obwohl er selber im Staatsrate ausgerufen hatte: „Heuschrecken und Raupen sind diese Juden, sie fressen mein Frankreich auf!“ — er brauchte eben ihr Geld; Fürst Dalberg verkauft den Frankfurter Juden, der gesamten Bürgerschaft

---

[1]) Der berühmte Nationalökonom Dr. W. Cunningham vergleicht in seinem Buche *The Growth of English industry and commerce during the early and middle ages* (3. Aufl., 1896, S. 201) die Wirksamkeit der Juden in England vom 10. Jahrhundert an mit einem S c h w a m m e, der alle Wohlhabenbeit des Landes aufsaugt und dadurch jede wirtschaftliche Entfaltung hintanhält. Interessant ist daselbst der Nachweis, dass schon zu jenen frühen Zeiten die Gesetzgebung sich alle Mühe gab, die Juden zu der Annahme anständiger Gewerbe und ehrlicher Arbeit zu veranlassen, und dadurch zugleich zur Amalgamierung mit der übrigen Bevölkerung, doch alles ohne Erfolg.

[2]) Über Mirabeau‘s Beeinflussung durch „die klugen Weiber aus der Judenschaft“ (wie Gentz sagt) und seine Zugehörigkeit zu wesentlich jüdischen geheimen Verbindungen siehe, ausser Graetz: *Volkst. Geschichte der Juden* (III, 600, 610 fg.), ganz besonders l‘Abbé Lémann: *L‘entrée des Israélites dans la société française,* Buch III, Kap. 7; als konvertierter Jude versteht dieser Autor, was andere nicht verstehen, und zugleich sagt er, was die jüdischen Autoren verschweigen. Vor Allem wichtig dürfte bei Mirabeau die Thatsache sein, dass er von Jugend auf stark verschuldet an die Juden war (Carlyle: *Essay on Mirabeau*).

zum Trotz, die vollen Bürgerrechte für eine halbe Million Gulden (1811), die Hardenbergs und die Metternichs lassen sich beim Wiener Kongress vom Bankhaus Rothschild umgarnen, und, entgegen den Stimmen sämtlicher Bundesvertreter, verfechten sie den Nachteil der Deutschen und den Vorteil der Juden und setzen schliesslich ihren Willen durch, ja, die beiden durch sie vertretenen konservativsten Staaten sind die ersten, welche diejenigen Mitglieder des „fremden, asiatischen Volkes", die in den Jahren der allgemeinen Not und des Jammers auf unsauberem Wege zu ungeheueren Reichtümern gelangt waren, in den erblichen Adelstand erheben, was ehrlichen und verdienten Juden nie geschehen war.[1]) Waren also die Juden für uns eine verderbliche Nachbarschaft, so fordert doch die Gerechtigkeit das Geständnis, dass sie nach der Natur ihrer Instinkte und ihrer Gaben handelten, wobei sie zugleich ein wahrhaft bewunderungswürdiges Beispiel der Treue gegen sich selbst, gegen die eigene Nation, gegen den Glauben der Väter gaben; die Versucher und die Verräter waren nicht sie, sondern wir. Wir selber waren die verbrecherischen Helfershelfer der Juden, das war so und ist noch heute so; und wir selber übten Verrat an dem, was der erbärmlichste Bewohner des Ghetto heilig hielt, an der Reinheit des ererbten Blutes: auch das war schon früher so, und ist so heute mehr denn je. Einzig die christliche Kirche scheint unter den grossen Mächten im Ganzen gerecht und weise gehandelt zu haben (wobei man natürlich von jenen Bischöfen absehen muss, die eigentlich weltliche Fürsten waren, sowie von einzelnen Päpsten). Die Kirche hat die Juden im Zaum gehalten, sie als fremde Menschen behandelt, zugleich aber sie vor Verfolgung geschützt. Jede anscheinend „kirchliche" Verfolgung wurzelt in Wahrheit in unerträglich gewordenen ökonomischen Zuständen; nirgends sieht

[1]) Übrigens ist dies eine alte Gepflogenheit der Fürsten, die nicht den Juden allein zu Gute kommt; schon Martin Luther muss berichten: „Die Fürsten lassen die Diebe hängen, die einen Gulden oder einen halben gestohlen haben, und handthieren mit denen, die alle Welt berauben und stehlen mehr, denn alle Andern" *(Von Kaufhandlung und Wucher).*

man das deutlicher als in Spanien. Heute, wo die öffentliche Meinung so arg irregeleitet wird, indem die Juden ihre unversöhnliche Feindschaft vor allem gegen jede Erscheinung des christlichen Glaubens bethätigen, mag es gut sein, daran zu erinnern, dass die letzte Handlung der vorbereitenden Versammlung jenes ersten in unseren Zeiten zusammenberufenen Synedriums des Jahres 1807 eine spontane Kundgebung des Dankes an die Geistlichen der verschiedenen christlichen Kirchen war für ihren durch Jahrhunderte gewährten Schutz.[1])

Innere Berührung

Doch genug dieser flüchtigen historischen Fragmente. Sie zeigen, dass „der Eintritt der Juden“ auf den Gang der europäischen Geschichte seit dem 1. Jahrhundert einen nicht geringen und einen nach manchen Richtungen hin gewiss verhängnisvollen Einfluss ausgeübt hat. Damit ist aber über den Juden selber noch wenig ausgesagt; dass der nordamerikanische Indianer an dem Kontakt des Indoeuropäers ausstirbt, beweist noch nicht, dass letzterer ein schlechter. verderbnisvoller Mensch sei: dass der Jude uns schadet oder nützt, ist eine zu vielseitig bedingte Aussage, um ein sicheres Urteil über sein Wesen zu gestatten. Überhaupt steht der Jude seit 19 Jahrhunderten nicht bloss in

---

[1]) Diogène Tama: *Collection des actes de l'Assemblée des Israélites de France et du royaume d'Italie* (Paris 1807. p. 327, 328; der Verfasser ist Jude und war Sekretär des Abgesandten der Juden der Bouches-du-Rhône, M. Constantini). Nach einer ausführlichen Begründung schliesst das betr. Dokument: *„Les députés israélites arrêtent: Que l'expression de ces sentiments sera consignée dans le procès-verbal de ce jour pour qu'elle demeure à jamais comme un témoignage authentique de la gratitude des Israélites de cette Assemblée pour les bienfaits que les générations qui les ont précédés ont reçus des ecclésiastiques des divers pays d'Europe.“* Eingebracht wurde der Antrag von M. Isaac Samuel Avigdor, Vertreter der Juden in den Alpes-Maritimes. Tama setzt hinzu, die Rede des Avigdor sei mit Beifall aufgenommen und ihre Aufnahme *in extenso* ins Protokoll beschlossen worden. — Die heutigen jüdischen Historiker melden kein Wort von dieser wichtigen Begebenheit. Nicht allein Graetz übergeht sie mit Stillschweigen, sondern auch Bédarride: *Les Juifs en France* (1859), trotzdem er sich den Anschein giebt, als berichte er ausführlich protokollarisch.

ä u s s e r e r Beziehung mit unserer Kultur als mehr oder weniger willkommener Hospitant, sondern auch in i n n e r e r Berührung. Wie Kant mit Recht bemerkt, ist die Erhaltung des Judentums in erster Reihe das Werk des Christentums.[1]) Aus seiner Mitte — wenn auch nicht aus seinem Stamm und seinem Geist — ging Jesus Christus, gingen die frühesten Bekenner der christlichen Religion hervor. Jüdische Geschichte, jüdische Vorstellungen jüdisches Denken und Dichten wurden zu wichtigen Bestandteilen unseres seelischen Lebens. Es geht wohl doch nicht an, jene äussere Reibung von dieser inneren Durchdringung ganz zu trennen. Hätten wir den Juden nicht feierlich zu unserem Ohm ernannt, er wäre bei uns ebensowenig heimisch geworden wie der Sarazene, oder wie jene übrigen Wracke halbsemitischer Völkerschaften, welche nur durch bedingungsloses Aufgehen in den Nationen Südeuropas ihr Leben — doch nicht ihre Individualität — retteten. Der Jude dagegen war ein gefeites Wesen; mochte er auch hin und wieder auf den Scheiterhaufen geschleppt werden, die blosse Thatsache, dass er Jesum Christum gekreuzigt hatte, umgab ihn mit einem feierlichen, Furcht erregenden Nimbus. Und während das Volk auf diese Weise fasciniert wurde, studierten die Gelehrten und heiligen Männer Tag und Nacht in den Büchern der Hebräer: von den Aussprüchen jüdischer Hirten, wie Amos und Micha, getroffen, fielen die Denkmäler einer Kunst, wie sie die Welt nie wieder erblickt hat; vor dem Hohn jüdischer Priester sank die Wissenschaft verachtet dahin; entvölkert wurden Olymp und Walhall, weil es die Juden so wollten; Jahve, der zu den Israeliten gesprochen hatte: „Ihr seid mein Volk und ich bin euer Gott“, wurde nun der Gott der Indoeuropäer; von den Juden übernahmen wir die verhängnisvolle Lehre von der unbedingten religiösen Intoleranz. Zugleich aber übernahmen wir sehr grosse erhabene Seelenregungen; wir gingen bei Propheten in die Lehre, welche eine so herbe, reine Moral predigten, wie ihresgleichen nur noch auf dem fernen Boden Indiens zu finden gewesen wäre; wir lernten einen so lebendigen, Leben gestalten-

[1]) *Die Religion,* allg. Anm. zum 3. Stück.

den Glauben an eine höhere göttliche Macht kennen, dass er notwendigerweise unsere Seele umgestalten und ihr eine neue Richtung geben musste. War auch Christus der grosse Baumeister, die Architektur entlehnten wir von den Juden. Jesaia, Jeremia, die Psalmisten wurden und sind noch lebendige Kräfte in unsrem seelischen Leben.

Wer ist der Jude?

Heute nun, wo diese innere Berührung schwächer zu werden beginnt, während jene früher genannte äussere Reibung täglich zunimmt, heute, wo wir der jüdischen Nähe gar nicht mehr ausweichen können, darf es uns nicht genügen zu wissen, dass fast alle hervorragenden und freien Männer, von Tiberius an bis zu Bismarck, die Gegenwart des Juden in unserer Mitte als eine politisch-soziale Gefahr betrachtet haben, sondern wir müssen im Stande sein, auf Grundlage ausreichender Sachkenntnis selber bestimmte Urteile zu fällen und darnach zu handeln. Man hat „Antisemitenkatechismen" herausgegeben, in denen Hunderte von Aussagen bekannter Männer gesammelt sind; abgesehen davon aber, dass mancher Spruch, aus dem Zusammenhang gerissen, nicht ganz redlich die Absicht des Verfassers wiedergiebt, und dass aus manchen anderen ignorantes, blindes Vorurteil spricht, ist doch offenbar ein eigenes Urteil mehr wert, als zweihundert nachgeplapperte, und ich wüsste nicht, wie wir zu einem kompetenten Urteil gelangen könnten, wenn wir nicht einen höheren Standpunkt einnehmen lernen als den der bloss politischen Betrachtung, auch wüsste ich nicht, wie dieser Standpunkt gewonnen werden könnte auf einem anderen Boden, als auf dem der Geschichte, nicht aber unserer modernen Geschichte — denn hier Wären wir Richter und Partei zugleich — sondern der Geschichte von dem Werden des jüdischen Volkes. Dokumente liegen in Hülle und Fülle vor; gerade im 19. Jahrhundert sind sie durch die hingebende Arbeit gelehrter Männer — zumeist Deutscher, doch auch hervorragender Franzosen, Holländer und Engländer — geprüft, kritisch gesichtet und historisch klassifiziert worden; viel bleibt noch zu thun, doch ist schon genug geschehen, damit wir eines der merkwürdigsten Blätter menschlicher Historie im Grossen und Ganzen deutlich und sicher überblicken können.

Dieser Jude, der so ewig unveränderlich, so beharrlich, wie Goethe sagt, erscheint, er ist doch g e w o r d e n, langsam geworden, ja, „künstlich“ geworden. Sicherlich wird er auch, wie alles Gewordene, vergehen. Schon das bringt ihn uns menschlich näher. Was ein „Semit“ ist, das vermag kein Mensch zu sagen. Vor hundert Jahren glaubte es die Wissenschaft zu wissen: Semiten waren die Söhne Sem‘s; jetzt wird die Antwort immer unbestimmter; man hatte gewähnt, das sprachliche Kriterium sei entscheidend: ein gewaltiger Irrtum! Zwar bleibt der Begriff „Semit“ unentbehrlich, weil durch ihn ein vielseitiger Komplex historischer Erscheinungen in seiner Zusammengehörigkeit bezeichnet wird; es fehlt jedoch jede feste Grenzlinie; an der Peripherie schmilzt diese ethnographische Vorstellung mit anderen zusammen. Schliesslich bleibt der „Semit“ als Begriff einer Urrasse, gleichwie der „Arier“, einer jener Rechenpfennige, ohne die man sich nicht verständigen könnte, die man sich aber wohl hüten muss für bare Münze zu halten. Die wirkliche bare Münze sind dagegen jene empirisch gegebenen, historisch gewordenen nationalen Individualitäten, von denen ich im vorigen Kapitel gesprochen habe, solche Individualitäten wie z. B. die Juden. Rasse ist nicht ein Urphänomen, sondern sie wird erzeugt: physiologisch durch charakteristische Blutmischung, gefolgt von Inzucht; psychisch durch den Einfluss, welchen lang anhaltende, historisch-geographische Bedingungen auf jene besondere, spezifische, physiologische Anlage ausüben.[1]) Wollen wir also (und das, meine ich, muss die Hauptaufgabe dieses Kapitels sein) den Juden fragen: w e r b i s t d u ? so müssen wir zuerst erforschen, ob dieser so scharf ausgeprägten Individualität nicht eine Blutmischung zu Grunde liegt, und sodann — wenn das Resultat ein bejahendes ist — verfolgen, wie die hierdurch entstandene eigenartige Seele sich immer weiter differenzierte. Wie nirgends an- derswo kann man gerade beim Juden diesen Vorgang verfolgen; denn die gesamte jüdische Nationalgeschichte gleicht einem fortwährenden Ausscheidungsverfahren; der Charakter des jüdischen

[1]) Vergl. S. 288. (Betreffs des Semiten siehe auch S. 349.)

Volkes wird immer individueller, immer ausgesprochener, immer einfacher: zuletzt bleibt gewissermassen vom ganzen Wesen nur das mittlere Knochengerüst übrig: die langsam gereifte Frucht wird ihrer flaumigen, farbigen Hülle, ihres saftigen Fleisches beraubt, denn diese könnten von aussen befleckt und angefressen werden: einzig der steinigte K e r n besteht weiter, zwar verschrumpft und dürr, der Zeit aber trotzend. Doch, wie gesagt, das war nicht immer so. Was aus den heiligen Büchern der Hebräer in die christliche Religion übergegangen ist, stammt nicht aus diesem Greisenalter des eigentlichen Judentums, sondern teils aus der Jugend des viel weiteren, phantasievolleren „israelitischen" Volkes, teils aus dem Mannesalter des kaum erst von Israel getrennten, noch nicht von den übrigen Nationen der Erde hochmütig sich scheidenden Judäers. Der Jude, den wir jetzt kennen und am Werke sehen, ist erst nach und nach Jude geworden; nicht jedoch, wie die historische Lüge noch immer zu behaupten beliebt, im Laufe des christlichen Mittelalters, sondern auf nationalem Boden, im Verlaufe seiner selbständigen Geschichte; sein Schicksal schuf sich der Jude selber; in Jerusalem stand der erste Ghetto, die hohe Mauer, welche den Rechtgläubigen und Rechtgeborenen von den Goyim schied, diesen den Eintritt in die eigentliche Stadt verwehrend. Weder Jakob, noch Salomo, noch Jesaia würden in Rabbi Akiba (dem grossen Schriftgelehrten des Talmud) ihren Enkel erkennen, geschweige ihren Urenkel in Baron Hirsch oder dem Diamanten-Barnato.[1])

---

[1]) Für die messianische Zeit war der Traum der späteren Juden (im Gegensatz zu den freier denkenden Israeliten früherer Jahrhunderte), den Fremden den Eintritt in Jerusalem überhaupt zu verwehren; man schlage nur *Joel* III, 22 nach; und da dieser sehr späte Prophet -— aus der hellenischen Zeit — zugleich sagt, Gott Werde ewig in Jerusalem und nur in Jerusalem wohnen, so bedeutet jenes Verbot das Ausschliessen aller Völker von Gottes Gegenwart. Das war die Toleranz der Juden! — Dass die meisten Rabbiner alle Nichtjuden vom Anteil an einer zukünftigen Welt ausschlossen, andere sie nur als eine verachtete Menge dort duldeten (siehe Traktat Gittin fol. 57a des *Babylonischen Talmud,* und Weber, *System der altsynagogalen palästinischen Theologie,* S. 372, nach Laible), ist

Versuchen wir also, uns auf dem kurzen Wege möglichster Vereinfachung die wesentlichen Züge dieser eigenartigen Volksseele, wie sie nach und nach immer schärfere und einseitigere Ausprägung gewannen, deutlich vorzuführen. Der Gelehrsamkeit bedarf es keineswegs; denn auf die Frage: wer bist du? erteilt, wie schon bemerkt, der Jude selber und gleichfalls sein Vorahne, der Israelit, von jeher die klarste Antwort; dazu kommt dann die Summe wissenschaftlicher Arbeit, von Ewald bis Wellhausen und Ramsay, von De Wette und Reuss bis Duhm und Cheyne; wir haben nur das Facit zu ziehen, wie es der praktische Mann braucht, der, inmitten des brausenden Weltgetriebes, sein Urteil auf bestimmte Einsichten will gründen können.

Nur noch zwei, rein methodische Bemerkungen. Da früher, namentlich in dem Kapitel über die Erscheinung Christi, schon eingehend von den Juden die Rede war und dieses Thema voraussichtlich später wieder auftauchen wird, so durfte sich der Verfasser hier auf die Kernfrage beschränken und im Übrigen für manche Ausführung auf bereits Gesagtes oder später zu Sagendes verweisen. Was andrerseits die benutzten Autoren anbelangt, so war es nicht zu umgehen, dass ausser der Bibel und einigen eingehend studierten neueren jüdischen Schriftstellern auch viele nichtjüdische Gelehrte zu Rate gezogen wurden; für die Kenntnis der Propheten und für die richtige Auffassung geschichtlicher Vorgänge war das unentbehrlich; jedoch sind diese Gelehrten, selbst die freisinnigsten unter ihnen, lauter Männer, welche für das jüdische Volk — mindestens in seiner früheren Gestalt — eine grosse, vielleicht übertriebene Bewunderung an den Tag legen, und welche alle geneigt sind, dieses Volk als ein in irgend einem Sinne religiös „auserwähltes“ zu betrachten. Dagegen blieben ausgesprochene Antisemiten grundsätzlich unberücksichtigt; es geschah im Interesse der Darstellung.

---

schliesslich nur logisch; was dagegen komisch wirkt, ist die Behauptung der heutigen Juden, ihre Religion sei „die Religion der Humanität“!

Gliederung der Untersuchung

Über einen Gegenstand, der mir ausserordentlich wichtig dünkt, hat die Wissenschaft der letzten Jahre viel Licht verbreitet, nämlich über die Anthropogenie der Israeliten, d. h. über die physische Entstehungsgeschichte dieser besonderen nationalen Rasse. Freilich giebt es hier wie überall eine ewig unerforschliche Vergangenheit, und ohne Zweifel wird auch Manches, was kühne Archäologen eigentlich mehr mit den Fühlhörnern ihres wunderbar geübten Instinktes abgetastet und erraten, als mit ihren Augen zur Evidenz erschaut haben, durch neuere Forschungen und Entdeckungen noch weitgehende Korrekturen erfahren. Doch das gilt uns hier gleich. Das Wichtige und das, was eine feste Errungenschaft der Geschichte ausmacht, ist: erstens, dass das israelitische Volk das Produkt vielfältiger Mischungen darstellt, und zwar nicht Mischungen zwischen verwandten Typen (wie etwa die alten Griechen oder die heutigen Engländer), sondern zwischen physisch und moralisch durchaus von einander abweichenden Typen; zweitens, dass echt semitisches Blut (wenn dieser Notbegriff überhaupt einen Sinn behalten soll) wohl kaum die Hälfte dieses Gemenges ausmacht. Das sind sichere Ergebnisse der exakten anatomischen Anthropologie und der Geschichtsforschung, zweier Wissenszweige, welche sich hier gegenseitig helfend die Hand reichen. Eine dritte Einsicht ergänzt die genannten; wir verdanken sie den kritischen Bemühungen der biblischen Archäologie, durch welche in die höchst verwickelte Chronologie der aus den verschiedensten Jahrhunderten stammenden und dann ganz willkürlich, doch nicht planlos, zusammengestellten Schriften des Alten Testamentes endlich Licht gebracht worden ist: diese belehren uns, dass der eigentliche Jude nicht mit dem Israeliten im weiteren Sinne des Wortes zu identifizieren ist, dass das Haus Juda schon bei der Ansiedlung in Palästina sich von dem (die übrigen Stämme umfassenden) Hause Joseph durch Blutmischung und Anlage in etlichen Punkten unterschied, und zwar so, dass der Judäer zum Josephiten in einer Art geistiger Abhängigkeit stand, und dass er erst relativ sehr spät, nach der gewaltsamen Absonderung von seinen Brüdern, eigene Wege — die Wege, die zum Judentum führten — zu wandeln begann,

welche ihn dann bald durch seine zum religiösen Prinzip erhobene Inzucht von der ganzen Welt isolierten. Der Jude kann insofern ein Israelit genannt werden, als er ein Schössling aus jener Familie ist; der Israelit dagegen, auch der aus dem Stamme Juda, war zunächst kein Jude, sondern der Jude begann erst dann zu entstehen, als die kräftigeren Stämme des Nordens durch die Assyrer vernichtet worden waren. Um zu erfahren, wer der Jude ist, haben wir also zunächst festzustellen, wer der Israelit war, und sodann erst nachzufragen, wie der Israelit des Stammes Juda (und Benjamin) zum Juden wurde. Und da ist Vorsicht im Gebrauch der Quellen nötig. Erst n a c h der babylonischen Gefangenschaft künstelte man nämlich den spezifisch jüdischen Charakter in die Bibel hinein, indem ganze Bücher erfunden und dem Moses zugeschrieben wurden, und indem häufig Vers für Vers Interpolationen und Korrekturen die freiere Anschauung Altisraels verwischten und durch den engen jerusalemitischen Jahvekultus ersetzten, als habe dieser von jeher in Folge göttlicher Satzung bestanden. Dies hat das Verständnis des allmählichen und durchaus menschlich-historischen Werdeganges des jüdischen Nationalcharakters lange verdunkelt. Nun endlich ist es auf diesem Gebiete ebenfalls hell geworden. Und auch hier können wir sagen: wir halten eine dauernde Errungenschaft wissenschaftlicher Forschung in der Hand. Ob spätere Untersuchungen diesen und jenen Satz des Hexateuchs, den man heute der „jahvistischen“ Abfassung zuschreibt, als der „elohistischen“, oder als dem spätesten „Redaktor“ angehörig nachweist, ob ein bestimmter Spruch von dem wirklichen Jesaia oder von dem sogenannten Deuterojesaia herrührt, das hat alles seine Wichtigkeit, wird aber niemals etwas an der Erkenntnis ändern, dass das eigentliche Judentum mit seinem besonderen Jahveglauben und seiner ausschliesslichen Herrschaft des priesterlichen Gesetzes das Ergebnis einer nachweisbaren und höchst eigentümlichen, historischen Verkettung und des Eingreifens einzelner zielbewusster Männer ist.

Diese drei Thatsachen sind zunächst für jede Erkenntnis jüdischen Wesens grundlegend; sie dürfen nicht der Besitz einer gelehrten Minderheit bleiben, sondern müssen dem Bewusstsein

aller Gebildeten einverleibt werden. Ich wiederhole sie in präciserer Fassung:

1. Das israelitische Volk ist aus der Kreuzung durchaus verschiedener Menschentypen hervorgegangen;
2. das semitische Element mag wohl moralisch das kräftigere gewesen sein, physisch jedoch trug es kaum die Hälfte zur Zusammensetzung der neuen ethnologischen Individualität bei; es geht also nicht an, die Israeliten kurzweg „Semiten" zu nennen, sondern die Beteiligung der verschiedenen Menschentypen an der Bildung der israelitischen Rasse erfordert eine quantitative und qualitative Analyse;
3. der eigentliche J u d e entstand erst im Laufe der Jahrhunderte durch allmähliche physische Ausscheidung aus der übrigen israelitischen Familie, sowie durch progressive Ausbildung einzelner Geistesanlagen und systematische Verkümmerung anderer; er ist nicht das Ergebnis eines normalen nationalen Lebens, sondern gewissermassen ein künstliches Produkt, erzeugt durch eine Priesterkaste, welche dem widerstrebenden Volke mit Hilfe fremder Herrscher eine priesterliche Gesetzgebung und einen priesterlichen Glauben aufzwang.

Hierdurch ist die Gliederung für die folgende Darstellung gegeben. Ich werde zunächst die Geschichte und die Anthropologie befragen, damit wir erfahren, aus w e l c h e n R a s s e n die neue israelitische Rasse (als Grundlage der jüdischen) hervorging; sodann wird die Beteiligung dieser verschiedenen Menschentypen in ihrer physischen und namentlich in ihrer moralischen Bedeutung analysiert werden müssen, wobei unser Augenmerk sich natürlich ganz besonders auf die Auffassung der R e l i g i o n bei ihnen richten wird, da die Grundlage des Judentums der von ihm gelehrte Glaube ist und wir den Juden weder in der Geschichte noch heute in unserer Mitte richtig beurteilen können, wenn wir über seine Religion nicht vollständig im Klaren sind; zuletzt werde ich zu zeigen versuchen, wie unter dem Einfluss merkwürdiger historischer Begebenheiten das spezifische J u -

d e n t u m g e g r ü n d e t und dauernd in seiner besonderen unvergleichlichen Eigenart befestigt werde. Hiermit dürfte die Aufgabe dieses Kapitels, wie ich sie vorhin präcisierte, erledigt sein; denn die jüdische Rasse — wenn sie auch zu gewissen Zeiten später manches fremde Element aufnahm — blieb im Ganzen so rein wie sonst keine zweite, und die jüdische Nation ist von allem Anfang an eine wesentlich „ideale“ gewesen, d. h. sie bestand in dem Glauben an eine bestimmte Nationalidee, nicht in dem Besitz eines eigenen freien Staates, noch in dem gemeinschaftlichen Zusammenleben und -wirken auf dessen Boden, und diese Idee ist die selbe heute wie vor 2000 Jahren. Rasse und Ideal machen aber zusammen die Persönlichkeit des Menschen aus; sie beantworten die Frage: wer bist du?

Entstehung des Israeliten

Die Israeliten[1]) sind aus der Kreuzung zwischen drei (vielleicht sogar vier) verschiedenen Menschentypen hervorgegangen: dem semitischen Typus, dem syrischen (richtiger gesagt hethitischen) und dem indoeuropäischen (möglicher Weise floss auch turanisches oder, wie man in Deutschland es häufiger nennt, sumero-akkadisches Blut in den Adern ihrer Urväter).

Damit dem Leser ganz klar werde, wie diese Mischung stattfand, muss ich eine flüchtige historische Skizze vorausschicken; sie soll nur dazu dienen, das Gedächtnis für allbekannte Thatsachen aufzufrischen und das Verständnis der Entstehungsgeschichte der jüdischen Rasse anzubahnen.

Ist auch der Begriff „Semit“, insofern man darin eine von Uranfang existierende, reine, autonome Rasse, gleichsam eine besondere Schöpfung Gottes erblicken will, gewiss ein pures Gedankending, so steht es doch um diesen Begriff besser als um den

[1]) Und nicht sie allein, sondern ihre Stammesgenossen, die Ammoniter, die Moabiter und die Edomiter, die mit ihnen zusammen die Familie der H e b r ä e r ausmachen, ein Name, welcher mit Unrecht den Israeliten allein oder gar den blossen Juden beigelegt zu werden pflegt (siehe Wellhausen: *Israelitische und jüdische Geschichte,* 3. Ausg. S. 7); zu derselben Familie gehören ebenfalls die Midianiter und die Ismaeliter (Maspero: *Histoire ancienne,* éd. 1895, II. 65).

des „Ariers“, denn es lebt noch heute, unter unseren Augen, ein Volk, welches angeblich den reinen, ungetrübten Typus des Ursemiten darstellt: der Wüstenbeduin Arabiens.[1]) Lassen wir den luftigen Ursemiten und halten wir uns an den Beduinen in Fleisch und Blut. Man nimmt an, und man hat guten Grund zu dieser Annahme, dass schon etliche Jahrtausende vor Christus Menschen, den heutigen Wüstenbeduinen äusserst ähnlich, in einem fast ununterbrochenen Flusse von Arabien nach Osten und Norden in das Zweistromland auswanderten. Arabien ist gesund, daher vermehrt sich seine Bevölkerung; sein Boden ist äusserst arm, daher muss ein Teil seiner Einwohner an anderem Orte seine Nahrung suchen. Es scheint, als wären diese Exodien bisweilen von grossen bewaffneten Mengen unternommen worden: der angestaute Menschenüberfluss wurde in solchen Fällen mit unüberwindlicher Macht aus der Heimat hinausgeschleudert und fiel erobernd in die benachbarten Länder ein; in anderen Fällen dagegen wanderten einzelne Sippen mit ihren Herden so friedlich wie möglich über die nirgends genau bestimmte Grenze von einem Weideplatz zum andern: bogen sie nicht, wie manche von ihnen thaten, bald nach Westen ab, so konnte es geschehen, dass sie bis an den Euphrat gelangten und, nach und nach, dem Strome folgend, bis hoch in den Norden hinauf. Von der vorerwähnten gewaltsamen Art, sich des Überschusses der Bevölkerung zu entladen, kennen wir denkwürdige Beispiele aus historischen Zeiten

---

[1]) Dies scheint einstimmig von allen Autoren behauptet zu werden, Burkhardt habe ich im weiteren Verlaufe des Kapitels angeführt. Hier will ich mich einzig auf eine neuere und allseitig anerkannte Autorität berufen: William Robertson Smith. In seinem *Religion of the Semites* (ed. 1894, S. 8) sagt er: „Es kann als sicher angenommen werden, dass die Araber der Wüste seit unvordenklichen Zeiten eine ungemischte Rasse bilden.“ Zugleich macht der selbe Autor darauf aufmerksam, wie unzulässig es sei, die Babylonier, Phönicier u. s. w. kurzweg als „Semiten“ zu bezeichnen, da zunächst lediglich die Verwandtschaft der Sprachen feststehe, alle diese sogenannten „semitischen Nationen“ aber aus einer starken Blutmischung hervorgegangen seien.

(unter den Römern und nach Mohammed);[1]) das Werk einer gleichfalls durch grosse Massen bewirkten, doch friedlicheren Semitisierung erblicken wir in den grossen Kulturstaaten zwischen Tigris und Euphrat. Dort nämlich, wo, wie im Babylonischen Akkadien, die Semiten einer fertigen, starken, wehrhaften Kulturwelt begegneten, überwanden sie sie dadurch, dass sie mit ihr verschmolzen, ein Vorgang, den man jetzt für Babylonien fast Schritt für Schritt verfolgen kann.[2]) Dagegen wanderten die Beni Israel als einfache Hirten in kleinen Gruppen aus und mussten, um ihren Viehstand zu behaupten, jedem kriegerischen Unternehmen, für das ihre kleine Zahl sie ohnehin untüchtig gemacht hätte, sorglich ausweichen.[3]) — Natürlich giebt uns der biblische Bericht über die frühesten Wanderungen dieser Beduinenfamilie nur den matten Widerschein uralter mündlicher Traditionen, dazu vielfach gefälscht durch die Missverständnisse, Theorien und Absichten der spätgeborenen Skribenten; doch hat man keinen Grund, die Richtigkeit der allgemeinen Angaben zu bezweifeln, und zwar um so weniger, als sie nichts Unwahrscheinliches enthalten. Freilich ist alles in starker Verkürzung gesehen: ganze

---

[1]) Das letzte Beispiel bot uns das Ende des 19. Jahrhunderts, wo die Araber, die von jeher nicht allein nach Norden und Osten, sondern ebenfalls nach Westen und Süden ausgezogen waren, einen grossen Teil Innerafrikas gänzlich verwüsteten. Immense Reiche, die im Jahre 1880 dicht bevölkert und über und über bebaut waren, sind inzwischen eine Wüstenei geworden. Von einem einzigen Araberhäuptling behauptet Stanley, er habe ein Gebiet von 2000 Quadratmeilen verwüstet! (Siehe die Bücher von Stanley, Wissmann, Hinde u. s. w. und die kurze Zusammenfassung in Ratzel: *Völkerkunde,* 2. Aufl., II, 430. Vergl. auch oben das Kapitel „Römisches Recht“, S. 140 Anm.).

[2]) Über den verschwundenen Menschentypus der Akkadier oder Sumerier, der Schöpfer der grossartigen Babylonischen Kultur, und über ihre allmähliche Semitisierung siehe Hommel, Sayce, Budge, Maspero.

[3]) Zur Ergänzung und Berichtigung des Folgenden vergl. man das höchst interessante und empfehlenswerte Büchlein von Carl Steuernagel: *Die Einwanderung der israelitischen Stämme in Kanaan,* Berlin, 1901.

Familien sind zu einer einzigen Person verschmolzen (ein allgemeiner semitischer Brauch, „desgleichen es nur bei den Semiten giebt“, sagt Wellhausen); andere angebliche Vorahnen sind einfach die Namen der Ortschaften, in deren Nähe sich die Israeliten lange Zeit aufgehalten hatten; Bewegungen, welche das Leben mehrerer Geschlechter in Anspruch nahmen, werden von einem Einzelnen ausgeführt. Dieses Bedürfnis nach Vereinfachung des Vielfältigen, nach Zusammendrängung des Auseinanderliegenden ist dem Volke eben so angeboren wie dem bewusst schaffenden Poeten. So lässt die Bibel z. B. Abraham als schon verheirateten Mann aus der Gegend von Ur, am untersten Laufe des Euphrats, bis in das nördliche Mesopotamien, am Fusse des armenischen Berglandes, auswandern, in jenes Paddan-Aram, von dem das Buch Genesis so häufig redet und das jenseit des Euphrats, zwischen diesem und dem Seitenfluss Khabur, liegt (in gerader Linie etwa 600 Kilometer, dem Flussthal aber folgend und den Weidenplätzen nachgehend mindestens 1500 Kilometer von Ur entfernt (vergl. die Kartenskizze auf S. 353); damit nicht genug, soll dieser selbe Abraham später von Paddan-Aram nach Südwesten, nach dem Lande Kanaan gezogen sein, von hier weiter nach Ägypten und schliesslich (denn von seinen kleineren Zügen sehe ich ab) von Ägypten wieder nach Kanaan zurück, und das alles von so zahlreichen Viehherden begleitet, dass er, um genug Weideland für sie zu finden, gezwungen war, sich von seinen nächsten Anverwandten zu trennen (*Gen.* XIII). Trotz dieser Verkürzung birgt die alte hebräische Tradition alles, was zu wissen Not thut, namentlich an solchen Stellen, wo die älteste Tradition fast unverfälscht vorliegt, worüber die Kritik schon eingehende Auskunft giebt.[1]) Aus dieser Tradition entnehmen wir nun, dass die betreffende Beduinenfamilie zunächst bis in das Flussgebiet des südlchen Euphrats wanderte und sich längere Zeit in der Umgebung der Stadt Ur aufhielt. Diese Stadt lag südlich von dem grossen Fluss und bildete den äussersten Vorposten Chaldäas. Hier traten die

[1]) Vergl. namentlich Gunkel‘s *Handkommentar zur Genesis,* 1901. (Inzwischen in 2. verbesserter Auflage erschienen).

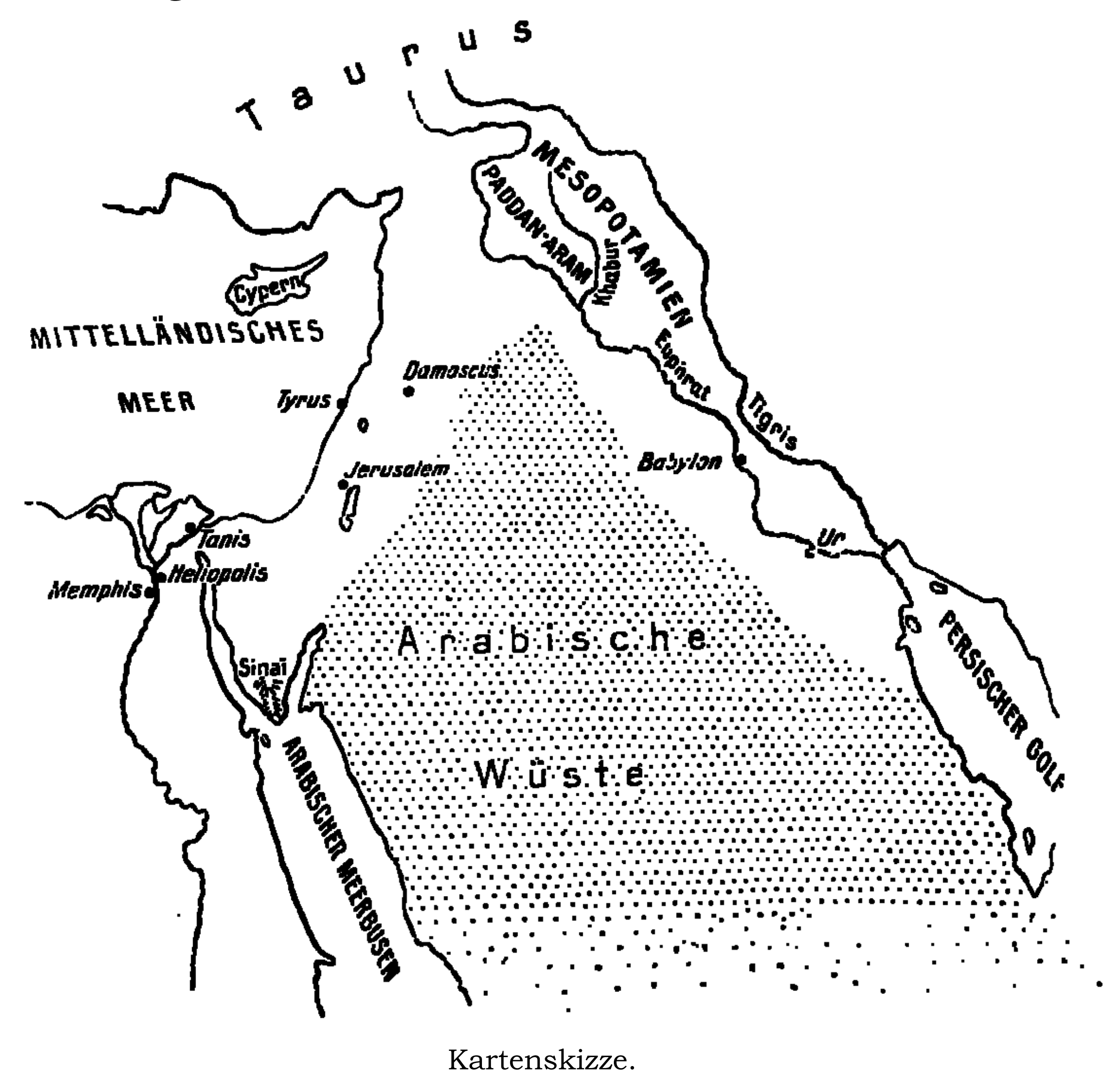
Nomaden zum erstenmal in Berührung mit Civilisation. Zwar konnten die Hirten nicht in deren eigentliches Gebiet eindringen, da prächtige Städte und ein hochentwickelter Bodenbau jeden Zoll Erde besetzt hielten, doch empfingen sie dort unvergängliche Eindrücke und Belehrungen (auf die ich noch zurückkomme); sogar solche Namen wie Abraham und Sarah haben sie dort erst kennen gelernt und erst später durch die von ihnen so beliebten Wortspiele ins Hebräische übertragen (*Gen.* XVII, 1-6). In der Nähe so hoher Kultur litt es sie jedoch nicht lange, oder vielleicht wurden sie von nachdrängenden Wüstensöhnen weitergeschoben. Und so sehen wir sie immer weiter nach Norden ziehen,[1]) bis in das damals spärlich bevölkerte Paddan-Aram,[2]) wo sie lange Zeit, mindestens etliche Jahrhunderte, verweilt haben müssen. Als aber die Weideplätze Mesopotamiens für den an Menschenzahl und Viehstand gewachsenen Familienverband nicht mehr ausreichten, da zog ein Teil aus jener nordöstlichen Ecke Syriens, Paddan-Aram, nach der südwestlichen, Ägypten zunächst gelegenen Ecke, Kanaan, wo er bei einem ansässigen, ackerbauenden Volke gastfreundliche Aufnahme fand und die Erlaubnis erhielt, seine Herden auf den Bergen zu weiden. Doch lebte Mesopotamien (Paddan-Aram) lange Zeit in dem Gedächtnis

---

[1]) Die Richtung war ihnen vorgezeichnet, sie konnten von Ur aus keine andere wählen; denn während mehrerer hundert Kilometer läuft die Wüste parallel mit dem Euphrat, nur ein schmaler Saum bewässerten Bodens trennt sie von ihm; plötzlich aber, genau unter dem 35. Grad, hört die Wüste auf und es öffnet sich nach Westen, Süden und Norden das Land S y r i e n. Syrien reicht im Süden bis nach Ägypten, gegen Abend bis zum mittelländischen Meere, gegen Norden bis zum Taurus, im Osten wird es heute vom Euphrat begrenzt, umschloss jedoch nach früheren Verhältnissen und Vorstellungen das jenseit des mittleren Euphrats gelegene Mesopotamien, in welchem die Kinder Abraham‘s Jahrhunderte lang Aufenthalt nahmen.

[2]) Später war Mesopotamien lange Zeit hindurch eine künstlich bewässerte und in Folge dessen reich kultivierte Gegend; in früheren Zeiten jedoch war es, gleich wie heute, ein armes Land, wo nur nomadische Hirten ihr Auskommen finden konnten (Vgl. Maspero: *Histoire ancienne,* I, 563).

der Abrahamiden als ihre echte Heimat fort. Jahve selber nennt Paddan-Aram Abraham‘s „Vaterland“ (*Gen.* XII, 1), und der mythische Abraham redet, nachdem er schon lange in Kanaan sich niedergelassen hat, noch immer mit Sehnsucht von seinem



Kartenskizze.

fernen „Vaterland“ und entsendet Boten in seine „Heimat“ (*Gen.* XXIV., 4 und 7), um mit den dort zurückgebliebenen Verwandten wieder anzuknüpfen. Und so bleiben die Abrahamiden, obwohl schon in Kanaan ansässig, während jener langen Zeiten, welche zu den beiden pseudomythischen Namen Isaak und Jakob zusammengezogen worden sind, immerwährend halbe Mesopotamier; es ist ein ewiges Hin und Her; der südliche Zweig fühlt

sich einem nördlichen Hauptstamm angehörig.[1]) Doch es kam der Augenblick, wo sie noch weiter nach Süden ziehen mussten; in dürren Jahren genügte das Weideland Kanaans nicht mehr, vielleicht waren sie auch durch grössere Zahl den Kanaanitern unbequem geworden; und so wanderten sie, unter der ihnen befreundeten Regierung der halbsemitischen Hyksos, nach dem zu Ägypten gehörigen Lande Gosen aus. Erst dieser lange Aufenthalt in Ägypten[2]) unterbrach den Verkehr zwischen den Mitgliedern dieser Familie und ihren Verwandten, den übrigen Hebräern (durch ganz Syrien zerstreut), so dass, als die Israeliten wieder nach Palästina zurückzogen, sie zwar in den Moabitern, Edomitern und anderen Hebräern noch entfernte Blutsangehörige erkannten, doch Hass und Geringschätzung statt der früheren Liebe für sie empfanden, eine Gesinnung, die erfrischend naiven Ausdruck in den Genealogien der Bibel fand, nach welchen einige dieser Geschlechter ihren Ursprung der Blutschande verdanken, andere von Kebsweibern herrühren sollen u. s. w.

Von Israeliten im historischen Sinne des Wortes können wir eigentlich erst von diesem Augenblick an reden, wo sie als nicht sehr zahlreiches, doch fest gegliedertes Volk, auf der Flucht aus Ägypten erobernd in Kanaan einfallen, um dort einen von wechselnden, meist recht traurigen Schicksalen heimgesuchten Staat zu bilden, der aber, trotzdem er (wie das übrige Syrien) gewissermassen zwischen Hammer und Amboss lag, nämlich

---

[1]) Diese Zeit, während welcher „der Vater Jakob sich zum Volke Israel ausbreitete“, bezeichnet Wellhausen als „einen Jahrhunderte langen Zwischenraum“ (*Israelitische und jüdische Geschichte,* S. 11).

[2]) Nach *Genesis* XV vierhundert Jahre, was natürlich nicht buchstäblich zu nehmen ist, sondern als der Ausdruck einer fast undenklich langen Zeit. Die Zahl 40 war bei den Hebräern der Ausdruck für eine unbestimmte grosse Menge, 400 *a fortiori.* Renan meint, der Aufenthalt der Israeliten in Ägypten habe nicht über ein Jahrhundert gedauert, nur die (mit ihnen vielleicht nicht näher verwandte und stark mit ägyptischem Blute versetzte) Familie der Josephiten sei dort sehr lange ansässig gewesen (*Histoire du peuple d'Israël,* 13. éd. I, p. 112, 141, 142).

mitten zwischen den sich bekämpfenden Grossmächten, es dennoch auf einen fast siebenhundertjährigen Bestand als unabhängiges Reich brachte. Dass diese Israeliten nicht sehr zahlreich waren, muss mit Nachdruck betont werden; es ist sowohl geschichtlich wie anthropologisch wichtig; denn diesem Umstande hat man es zuzuschreiben, dass die frühere und eigentlich a n s ä s s i g e Einwohnerschaft Kanaans (ein Gemisch von Hethitern und von indoeuropäischen Amoritern) nie vertilgt wurde und stets den Grundstock der Bevölkerung bildete, sogar am heutigen Tage noch bildet.[1]) Die Rassenmischungen, von denen ich sogleich reden werde, und die sofort beim ersten Betreten syrischen Bodens begonnen hatten, setzten sich in Folge dessen auch im autonomen Staate Israel, d. h. in Palästina, fort und nahmen erst nach dem babylonischen Exil, und zwar einzig in Judäa, durch ein neu eingeführtes Gesetz ein plötzliches Ende. Denn dass von den übrigen Israeliten sich später die Juden als ethnologische Einheit schieden, ist lediglich die Folge davon, dass die Einwohner Judäas endlich dieser fortwährenden Blutvermengung durch energische Gesetze Einhalt geboten (siehe *Esra* IX und X).

Diese vorausgesandte flüchtige Skizze mag der unkundige Wissbegierige durch das Studium von Wellhausen‘s so knapp gehaltener *Israelitische und jüdische Geschichte,* von Stade‘s *Geschichte des Volkes Israel,* durch Renan‘s ausführliche, leichtfüssig geschriebene *Histoire du peuple d‘Israël,* durch Maspero‘s, einen weiten, umfassenden Überblick gewährende *Histoire*

---

[1]) Sayce: *The races of the Old Testament,* 2d ed., p. 76, 113. „Der Römer vertrieb den Juden aus dem Lande, das seine Väter erobert hatten, dagegen war es den Juden nie gelungen, die echten Besitzer Kanaans hinauszutreiben. — — Der Jude hielt Jerusalem und Hebron, sowie die umliegenden Städte und Dörfer, sonst bildete er (auch im eigentlichen Judäa) ein Bruchteil der Bevölkerung. — — Sobald der Jude sich entfernte, z. B. beim babylonischen Exil oder nach der Zerstörung Jerusalems durch die Römer, vermehrte sich die vom Druck befreite ursprüngliche Bevölkerung — — — unter welcher die heutigen jüdischen Kolonien in Palästina eben solche Ausländer sind, wie etwa die deutschen Kolonien daselbst.“

ancienne des peuples de l'Orient classique ergänzen;[1]) inzwischen genügt sie, damit die Anthropogenie des Israeliten in ihren grossen Linien klar dargelegt und der anscheinend verwickelte Sachverhalt in möglichst einfacher Form dem Gedächtnis eingeprägt werden könne. Das will ich jetzt versuchen; wir werden sehen, wie der ursprüngliche, reinsemitische Auswanderer durch Blutmischung zuerst ein Hebräer wurde, sodann ein Israelit.

Der echte Semit

Die vorstehende historische Skizze zeigt uns als Ausgangspunkt eine Beduinenfamilie.[2]) Stellen wir zunächst das Eine fest: dieser reine S e m i t, der ursprüngliche Auswanderer aus den Wüsten Arabiens, ist und bleibt die treibende Kraft, das Lebensprinzip, die Seele der durch vielfache Kreuzungen entstehenden neuen ethnischen Einheit der Israeliten. Mochten im Verlauf der Zeiten, nicht allein in Folge ihres Schicksals, sondern vor Allem in Folge der Blutmischung mit durchaus abweichenden Menschentypen, seine Nachkommen sich noch so sehr, moralisch und physisch, von ihm, dem urväterlichen Beduinen unterscheiden, ihr *spiritus rector* blieb er doch in gar mancher Beziehung, sowohl

---

[1]) Ich nenne nur die neuesten, bedeutendsten und zuverlässigsten Bücher, von wahren Gelehrten geschrieben, doch Ungelehrten zugänglich. Von den älteren bleibt Duncker's *Geschichte des Altertums* in vielen Beziehungen unerreicht, auch für die Geschichte Israels.

[2]) Freilich, nach der jetzt fast überall herrschenden Anschauung soll der Semit überhaupt, auch jener reinste Beduinentypus, von Hause aus der absoluteste Mischling sein, den man sich denken kann, die Frucht einer Kreuzung zwischen Neger und Weissen! Gobineau hatte das vor 50 Jahren gepredigt und war ausgelacht worden; heute ist seine Meinung die orthodoxe; Ranke fasst sie in seiner *Völkerkunde* (II. 399) folgendermassen zusammen: „Die Semiten gehören zu den m u l a t t e n h a f t e n Übergangsgliedern zwischen Weissen und Schwarzen.“ Doch ich meine, Vorsicht im Urteil ist hier am Platze. Was unter unseren Augen vorgeht, lässt kaum glauben, dass aus Mulatten ein fester, unveränderlicher, alle Stürme der Zeit überlebender Typus hervorgehen könne; der Treibsand ist nicht beweglicher und unbeständiger als gerade dieser Bastard; hier müssten wir also, der Erfahrung zum Trotz, voraussetzen, das Undenkbare, das nie Beobachtete sei bei den Beduinen geschehen. (Vergl. auch August Forel's Ausführungen, 1900.)

im Guten wie auch im Bösen. Von den zwei oder drei Seelen, die in der Brust der späteren Israeliten wohnten, war diese die aufdringlichste und zäheste. Zu der Blutmischung ist dieser Beduinenfamilie aber gewiss nur Glück zu wünschen, denn die hohen Eigenschaften des unverfälscht reinsemitischen Nomaden sollen einer Änderung der Lebensweise nicht stichhalten. Sayce, einer der judenfreundlichsten Gelehrten unserer Zeit, schreibt: „Erwählt der Wüstenbeduin das ansässige Leben, so vereint er in der Regel alle Laster des Nomaden und des Bauern. Faul, verräterisch, grausam, habgierig, feig, wird er mit Recht von allen Völkern als ein Auswurf der Menschheit betrachtet.“[1]) Lange ehe sie ansässig wurde, war zum Glück diese Beduinenfamilie, die Beni Israel, durch reichliche Kreuzung mit Nichtsemiten solch grausamem Schicksal entgangen.

Wir sahen die ursprüngliche Beduinenfamilie sich zunächst längere Zeit am südlichen Euphrat aufhalten in der Nähe der Stadt Ur: hat dort schon Blutmischung stattgefunden? Man hat es behauptet. Und da der Grundstock der Bevölkerung des babylonischen Reiches damals vermutlich aus ziemlich echten Sumero-Akkadiern bestand — denn die Semiten hatten diesen Staat und seine hohe Civilisation bloss annektiert, sie leisteten weder die geistige Arbeit noch die manuelle[2]) — so hat man vorausgesetzt, der abrahamidische Stock sei durch sumero-akkadisches Blut aufgefrischt worden. Das Vorkommen solcher fremder Namen wie Abraham (so hiess der fabelhafte Begründer und erste König Ur's bei den Sumeriern) hat in dieser Ansicht bestärkt, ebenso wie die Brocken halbverstandener turanischer[3]) Weisheit und Mythologie, aus welcher die ersten Kapitel der Genesis zusammengesetzt sind. Doch bleiben solche Annahmen hypothetisch

---

[1]) *The races of the Old Testament,* p. 106.

[2]) Siehe namentlich Sayce: *Assyria,* S. 24 fg. und *Social Life among the Assyrians and Babylonians;* auch Winckler: *Die Völker Vorderasiens* (1900), S. 8.

[3]) Das Wort „turanisch“ ist meiner Feder entfahren, weil manche Autoren die Sumero-Akkadier für Turanier halten (siehe namentlich Hommel: *Geschichte Babyloniens und Assyriens,* S. 125, 244 fg.).

und sind darum vorderhand ernster Erwägung kaum wert. In diesem Falle spricht nicht einmal die Wahrscheinlichkeit dafür. Die armen Hirten hatten kaum den Saum der Civilisation berührt, wer wird sich mit ihnen näher eingelassen haben? Und was die Aneignung so dürftiger kosmogonischer Vorstellungen, wie wir sie in der Bibel vorfinden, anbelangt, so genügte dazu der Verkehr mit anderen Hebräern; denn sowohl die Mythologie wie die Wissenschaft und die Kultur der Sumerier (an der wir noch heute durch den Gedanken der Schöpfung und des Sündenfalles, durch die Einteilung der Woche und des Jahres, durch die Grundlegung der Geometrie und die Erfindung der Schrift teilhaben) hatte sich weithin verbreitet, Ägypten war ihr Schüler[1]) und der Semit, nicht fähig, so tief wie der Ägypter zu schauen, hatte längst, ehe die Beni Israel ihre Wanderungen begannen, sich soviel davon angeeignet, als ihm förderlich und praktisch erschien, und hatte als geschäftiger Zwischenhändler es nach allen Himmelsrichtungen hinausgetragen. Die Blutmischung mit Sumero-Akkadiern ist also ebenso unwahrscheinlich wie unerwiesen.

Sicheren Boden betreten wir dagegen, sobald die Auswanderer nach Norden und nach Westen ziehen. Denn jetzt stehen sie im Herzen Syriens, um es (mit Ausnahme des vorübergehenden Aufenthalts im ägyptischen Grenzgebiete) nie wieder zu verlassen. Hier, in Syrien, hat sich unsere rein semitische Beduinenfamilie durch Blutmischung verwandelt, hier sind ihre Mitglieder durch Vermengung mit einem durchaus anderen Menschentypus, dem syrischen, H e b r ä e r geworden — wie schon so manche frühere und manche nachfolgende Beduinenkolonie. Später erfolgte die notgedrungene Auswanderung eines Teiles der Sippe aus dem in der nordöstlichen Ecke gelegenen Mesopotamien nach der äussersten südwestlichen Ecke, nach Kanaan, wo nun ähnliche rassenbildende Einflüsse in noch bestimmterer Weise und um ganz neue vermehrt sich geltend machten. Hier erst, in K a n a a n, verwandelten sich die abrahamidischen Hebräer

---

[1]) Siehe Hommel: *Der babylonische Ursprung der ägyptischen Kultur* (1892).

nach und nach in echte Israeliten. In dieses selbe Kanaan kehrten nach dem Aufenthalte in Ägypten die inzwischen an Zahl gewachsenen Israeliten erobernd zurück und erhielten jetzt, ausser dem neuen Zufluss fremden Blutes, eine fremde Kultur geschenkt, welche sie aus Nomaden zu ansässigen Ackerbauern und Städtebewohnern umwandelte.

Wir können also, ohne fehlzugehen, zwei anthropogenetische Einflussphären unterscheiden, die nacheinander wirkten: eine allgemeinere, durch den Eintritt in Syrien überhaupt und speziell durch den langen Aufenthalt in Mesopotamien gegebene, über die wir keine genaueren historischen Daten besitzen, sondern auf die wir aus den jetzt bekannten ethnologischen Thatsachen schliessen dürfen und müssen; sodann eine speziellere kanaanitische, für welche wir uns auf das ausführliche Zeugnis der Bibel berufen können. Reden wir zuerst von der allgemeineren Einflussphäre, sodann von der spezielleren.

Der Syrier

Schlägt man irgend ein Lehrbuch der Geographie oder ein Konversationslexikon auf, so wird man die Angabe finden, die heutige Bevölkerung Syriens sei „grösstenteils semitisch". Das ist falsch; ebenso falsch wie die Behauptung, welche man den selben Quellen entnehmen wird, die Armenier seien „Arier". Es findet hier die so weit verbreitete Verwechselung statt zwischen Sprache und Rasse; man müsste logischer Weise dann lehren, die Neger der Vereinigten Staaten seien Angelsachsen. Die wissenschaftliche Anthropologie der letzten Jahre hat auf Grund eingehendster Forschungen an einem geradezu enormen Material folgende Thatsache unwiderleglich festgestellt: die Grundbevölkerung Syriens wird seit den ältesten Zeiten, bis zu welchen prähistorische Funde hinaufreichen, von einem Menschentypus gebildet, welcher physisch und moralisch von dem semitischen ganz und gar abweicht, ebenso wie von Allem, was man unter dem Begriff „Arier" zu subsumieren gewohnt ist. Und zwar nicht die Bevölkerung von Syrien allein, sondern auch von ganz Kleinasien *sensu proprio* und von dem weiten Gebiet, das wir heute Armenien nennen. Es giebt Rassen, denen das unstäte Herumziehen angeboren ist (z. B. die Beduinen, die Lappländer u. s. w.),

andere, die eine seltene Expansionskraft besitzen (z. B. die Germanen); dagegen scheint sich dieser syrisch-kleinasiatische Mensch durch zähes Festhalten an dem eigenen Boden und durch die unüberwindliche Macht grosser physischer Beharrlichkeit ausgezeichnet zu haben und noch heute auszuzeichnen. Sein Ursitz ein Tummelplatz der Völker, er selber fast immer der Unterlegene, auf dessen Rücken die Grossen dieser Welt ihre Kämpfe ausfochten — und dennoch überlebte er sie alle und drang so erfolgreich durch mit seinem Blut, dass der syrische Semit heute mehr der Sprache als dem Stamme nach Semit zu nennen ist, und der angeblich arische Armenier, phrygischen Ursprungs, vielleicht nicht zehn Prozent indoeuropäischen Blutes in seinen Adern hat. Dagegen sind der heutige sogenannte „Syrier“, der Jude und der Armenier kaum von einander zu unterscheiden, was leicht zu erklären ist, da die alle drei vereinigende Urrasse sie täglich mehr identifiziert. Von diesem syrischen Menschenstamme gilt im eminentesten Masse das Wort des Chores in Schiller's *Braut von Messina:*

> Die fremden Eroberer kommen und gehen;
> Wir gehorchen, aber wir bleiben stehen.

Diesem mächtigen ethnischen Einfluss blieb nun das Volk, welches als das der Israeliten später in die Geschichte tritt, lange Jahrhunderte hindurch, zum Mindesten weit über ein Jahrtausend, unterworfen. Das ist, was ich die allgemeine Einflussphäre nannte, durch welche unsere echt semitische Beduinenfamilie zu einer Gruppe der sogenannten „Hebräer“ wurde. Hebräer sind eben Bastarde zwischen Semiten und Syriern. Diese Mischung hat man sich nicht so vorzustellen, als hätten sich die Hirtennomaden sofort mit der fremden Rasse gekreuzt, sondern vielmehr in folgender Weise: einesteils fanden sie Viertel- und Halb-Hebräer in ziemlicher Anzahl vor, durch welche der Übergang vermittelt wurde, andernteils unterwarfen sie sich zweifellos die Ureinwohner (wie die Herrschaft der semitischen Sprachen, des Hebräischen, des Aramäischen u. s. w. beweist) und zeugten mit ihren syrischen Sklavinnen Söhne und Töchter: später (in halbhistorischen Zeiten) sehen wir sie mit unabhängigen Sippen des

fremden Volkes freiwillig Ehen schliessen, und ohne Zweifel war das inzwischen schon seit Jahrhunderten Sitte geworden. Doch, wie man sich auch den Vorgang der Vermischung vorstellen will, sicher ist, dass sie stattfand.

Um von jenem anderen, syrischen Menschentypus sprechen zu können, wäre es bequem, einen Namen für ihn zu haben. Hommel, der bekannte Münchener Gelehrte, nennt ihn den der A l a r o d i e r;[1]) er glaubt ihm eine weitere Verbreitung, auch über das südliche Europa, zuschreiben zu dürfen und will ihn in den Iberiern und in den heutigen Basken wiedererkennen. Doch müssen ungelehrte Menschen beim Gebrauch derartiger Hypothesen sehr vorsichtig sein; ehe die Drucklegung dieses Buches vollendet ist, können die Alarodier schon zum alten Eisen der Wissenschaft geworfen sein. Nachahmungswürdig erscheint das Beispiel des französischen Zoologen und Anthropologen G. de Lapouge, der den verschiedenen physischen Typen nach der Linnäischen Methode Namen giebt, ohne sich weiter um Geschichte und Ursprung zu kümmern: *Homo europaeus, Homo Afer, Homo contractus* u. s. w. Dieser kleinasiatische Typus würde sich, was die Schädelbildung anbelangt, mit Lapouge‘s *Homo alpinus* ziemlich decken;[2]) doch wollen wir ihn hier, ohne uns weiter zu exponieren, einfach als den *Homo syriacus* bezeichnen, den Ureinwohner Syriens. Und gerade so, wie wir für den semitischen Typus im Beduinen einen festen Anhaltspunkt gewannen, finden wir hier in dem zwar nicht mehr unter uns als nationale Individualität lebenden, doch aus der Geschichte und aus vielfachen Abbildungen täglich mehr bekannt werdenden Stamme der H e t h i t e r einen besonders charakteristischen Vertreter des syrischen Menschentypus, noch dazu gerade denjenigen, mit dem die Israeliten in Palästina enge Beziehungen an-

---

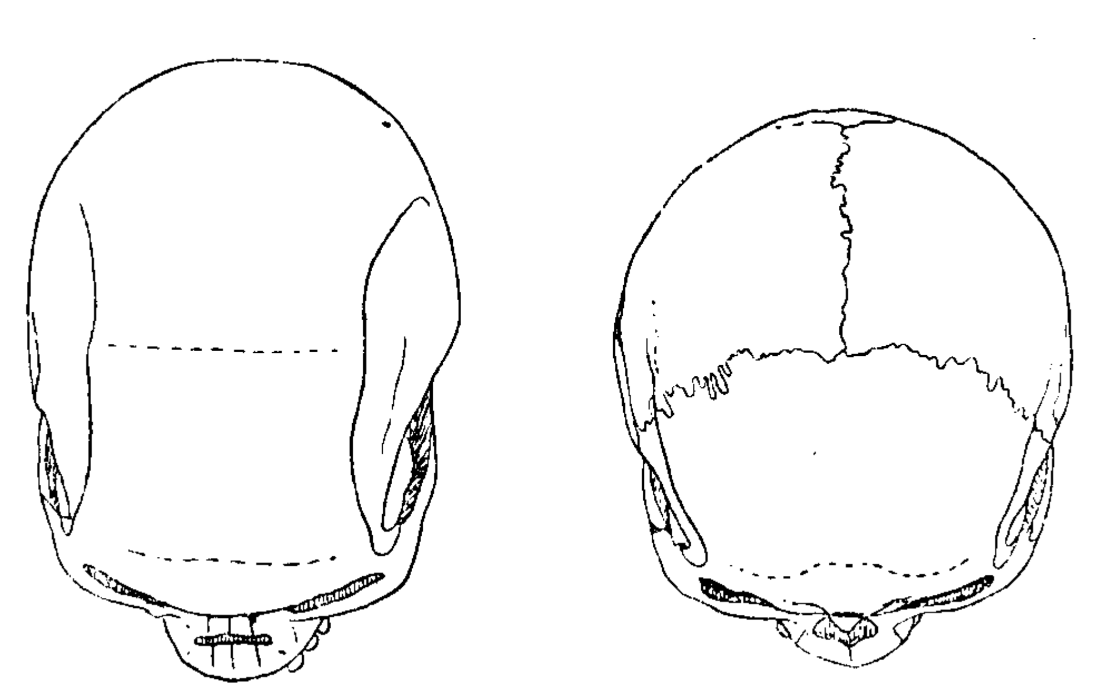
[1]) Er entlehnt den Namen einem von Herodot erwähnten, am Fusse des Ararat wohnenden Stamme.

[2]) Lapouge: *La dépopulation de la France, Revue d‘Anthropologie* 1888, p. 79. F. von Luschan hat ausdrücklich auf die Ähnlichkeit des syrischen Menschen mit dem Savoyarden hingewiesen.

knüpften.[1]) Dieser syrische Mensch ist nun durch das Vorwalten eines bestimmten anatomischen Charakters ausgezeichnet: er ist ein Rundkopf oder, wie die Naturforscher sagen, „brachycephal“, d. h. mit kurzem Schädel, einem Schädel, dessen Breite seiner Länge nahekommt.[2]) Der Beduin dagegen, und mit ihm jeder Semit, der nicht eine starke Vermischung mit fremdem Blut erfahren hat, ist ein ausgesprochener „Dolichocephal“. „Lange, schmale Köpfe“, schreibt von Luschan, „sind eine hervorragende Eigenschaft der heutigen Beduinen, die wir in gleichem Masse

[1]) Eine Zusammenfassung unserer heutigen Kenntnisse über die Hethiter findet der Leser in Winckler‘s *Die Völker Vorderasiens,* 1900, S. 18 ff. — Für mich bedeutet der Ausdruck „Hethiter“ in diesem Buche das selbe wie das *x* für einen Mathematiker in einer zweifellos richtig aufgestellten, jedoch noch nicht zahlenmässig aufgelösten Gleichung.

[2]) Der ausgesprochene Langschädel beginnt, wenn das Verhältnis der Breite zur Länge nicht über 75 zu 100, der ausgesprochene Kurzschädel, wenn es 80 oder mehr zu 100 beträgt. Als ich Anthro-

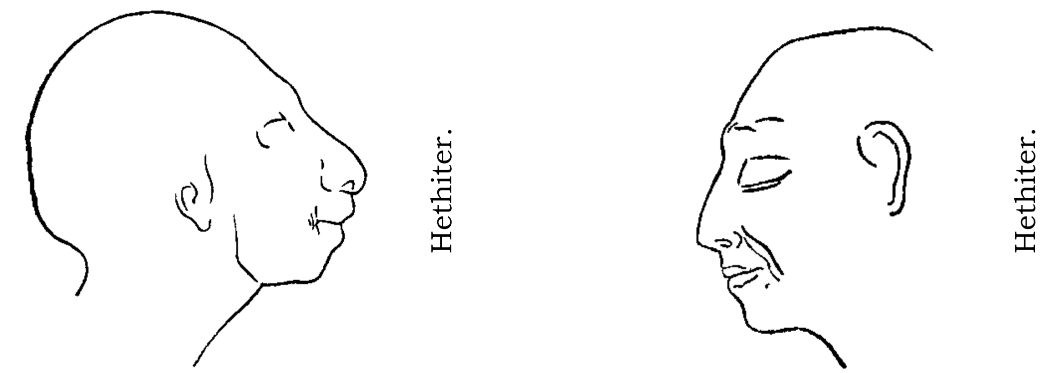


Langschädel (dolichocephal). Rundschädel (brachycephal).

(Nach de Mortillet.)

pologie bei Carl Vogt hörte, wurden an uns Allen craniometrische Messungen als Übung vorgenommen; bei dem einen Hörer wurde der seltene Index von 92 konstatiert, d. h. sein Kopf war fast kreisrund; es war ein Armenier, ein typischer Repräsentant jener syrischen Schädelbildung!

auch für die ältesten Araber in Anspruch nehmen müssten, selbst wenn dies nicht durch zahlreiche Abbildungen bestätigt würde, die uns glücklicher Weise auf alten ägyptischen Denkmälern erhalten sind".[1]) Natürlich bleibt es nicht bei diesem einen anatomischen Merkmal; dem runden Kopf entspricht eine gedrungene Gestalt; er ist der Ausdruck einer ganzen, besonderen physiologischen Anlage. Der Schädel ist aber bei der Beurteilung längst vergangener Menschenrassen das bequemste Stück des Knochengerüstes zu vergleichenden Studien, auch das vielsagendste, und bei unendlich reicher Abwechselung des Individuellen bewahrt er typische Gestaltungen mit grosser Hartnäckigkeit. Doch noch ein anderes und viel auffallenderes anatomisches Merkmal kennzeichnete den Hethiter, zwar ein äusserst vergängliches, da nicht Knochen, sondern Knorpel seine Grundlage bildet, doch auf Bildern prächtig aufbewahrt und uns



aus lebendiger Anschauung wohlbekannt: d i e N a s e. Die sogenannte „Judennase" ist ein hethitisches Erbstück. Der echte Araber, der unverfälschte Beduin, hat gewöhnlich „eine kurze, kleine und wenig gebogene Nase" (ich berufe mich auf von Luschan und verweise auf die beigegebenen Typenbilder), und auch dort, wo die Nase bei ihm mehr adlerförmig auftritt, besitzt er niemals ein „Löschhorn" (wie Philipp von Zesen, der Sprachverbesserer, sie nannte) von der spezifischen, unverkennbar jüdischen und armenischen Gestalt. Der Israelit hat nun durch die immerwährende Vermengung mit dem rundköpfigen Typus des fremden Volkes

---

[1]) F. von Luschan: *Die anthropologische Stellung der Juden* (*Vortrag,* gehalten in der Allgem. Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft des Jahres 1892). Aus diesem Vortrag, der ausgedehnte Arbeiten kurz zusammenfasst, werde ich auch im Folgenden mehreres anführen; man findet ihn im Correspondenzblatt der betreffenden Gesellschaft für 1892, Nr. 9 und 10.

nach und nach seinen schmalen, langen Beduinenkopf eingebüsst und als Ersatz die sogenannte Judennase zum Geschenk bekommen. Gewiss kam der Langkopf noch vor, namentlich im Adel wird er sich länger erhalten haben; auch die heutigen Juden weisen einen geringen Prozentsatz echter Langköpfe auf;



Echter Beduin des heutigen Tages.[1])

er verschwand aber immer mehr. Auf die Nase allein darf man sich bei der Diagnostik betreffs der Angehörigkeit zum jüdischen Stamm durchaus nicht verlassen; man sieht auch warum: dieses syrische Erbstück ist allen mit syrischem Blute vermengten Völkern gemeinsam. Bei diesem anthropologischen Befund handelt es sich um keine hypothetische Behauptung, wie solche uns in theologisch-kritischen und historischen Werken so überreich umranken, sondern er ist das sichere Ergebnis exakter wissenschaftlicher Forschung an einem hinreichend grossen Material,[2]) einem Material, welches von sehr alter Zeit bis zur Gegenwart reicht und welches durch die zahlreichen, in Ägypten und Syrien entdeckten und nach und nach genau datierten Abbildungen auf das Schönste unterstützt wird. Man kann auf den ägyptischen Denkmälern gewissermassen das „Judewerden“ der Israeliten verfolgen, wenn sie auch freilich selbst auf den allerältesten (die ja nicht sehr weit in die israelitische Geschichte hinaufreichen, da das Volk erst unter Salomo über seine Grenzen hinaus bekannt wurde) wenig vom unverfälschten semitischen Typus mehr zeigen.

---

[1]) Nach einer Photographie in Ratzel‘s *Völkerkunde*. Die übrigen Typenbilder sind nach den bekannten Reliefs auf den ägyptischen Monumenten.

[2]) Von Luschan‘s Mitteilungen des Jahres 1892 stützen sich auf 60 000 Messungen.

Wir sehen hier, als israelitische Soldaten abgebildet, echte Hethiter und Halbhethiter; nur die Führer — man sehe z. B. das angebliche Porträt des Königs Rehabeam (Salomo‘s Sohn) — könnten allenfalls an Beduinenphysiognomien erinnern, gemahnen aber bisweilen noch mehr an gute europäische Gesichter.

Mit diesen letzten Bemerkungen treten wir aus der allgemeinen prähistorischen Einflusssphäre in die speziellere, kanaanitische über, die ebenfalls weit über ein Jahrtausend wirkte, und wo uns sichere Thatsachen reichlich zur Verfügung stehen. Denn



Amoritischer Israelit, angeblich ein Sohn Salomo‘s.

ehe den hebräischen Israeliten die Ehre der Verewigung durch die Kunst ägyptischer Maler zu Teil wurde, waren sie aus Mesopotamien nach Kanaan gezogen. Wir müssen zwischen dem ersten kanaanitischen Erscheinen und dem zweiten unterscheiden: beim ersten weilten sie dort als nomadisierende Hirten im besten Einvernehmen mit den rechtmässigen Einwohnern der Städte und der urbar gemachten Strecken, beim zweiten fielen sie als Eroberer ins Land. Das erste Mal waren sie eben wenig zahlreich, das zweite Mal ein ganzes Volk. Wie unsicher und umstritten manche historischen Detailfragen noch sein mögen, eine Thatsache steht fest: beim allerersten Betreten des Landes fanden die Israeliten die Hethiter dort zu Hause, jene Hethiter, die einen wichtigsten Stamm des *Homo syriacus* bildeten. Abraham spricht zu den Einwohnern Hebrons, „den Kindern Heth‘s“, wie er sie ausdrücklich nennt: „Ich bin ein Fremder, der unter euch wohnt“ (*Gen.* XXIII, 4), und er bittet, wie nur ein geduldeter Gast bitten konnte, um ein Grab für sein Eheweib Sarah. Isaak‘s ältester Sohn, Esau, hat nur Hethiterinnen zu Frauen (*Gen.* XXVI, 34); der jüngere, Jakob, wird in das ferne Mesopotamien geschickt, damit er ein hebräisches Weib zur Ehe nehmen könne, woraus man schliessen muss, dass es in Palästina gar keines gab, kein

hebräisches Mädchen wenigstens, welches dem Vermögen nach für ihn gepasst hätte. Isaak hätte nicht darauf gedrungen, ihm wäre eine wohlhabende Hethiterin recht gewesen, doch Rebekka, seine mesopotamische Frau, vertrug sich schlecht mit ihren hethitischen Schwiegertöchtern, den Frauen Esau's, und meinte, sie würde lieber sterben, als mehr solche ins Haus bekommen (*Gen.* XXVII, 46). Unter Jakob's Söhnen wiederum wird speziell von J u d a berichtet, er habe Hethiterinnen geehelicht (I. *Chron.* II, 3). Aus diesen Volkserzählungen erhalten wir historische Belehrung: wir sehen, dass die Israeliten die deutliche Erinnerung besassen, als eine sehr kleine Anzahl von Hirten inmitten eines fremden, kultivierten, städtebewohnenden und freundlichen Volkes gelebt zu haben; die reichen Sippenältesten konnten sich den Luxus gestatten, für ihre Söhne Eheweiber aus der früheren Heimat holen zu lassen; doch selbst diese Söhne folgten lieber der unmittelbaren Neigung, als dem Prinzip der Exklusivität: sie heirateten die Mädchen, die sie um sich sahen — es mussten denn gerade solche herzlose Geschäftsjobber sein wie Jakob; für das ärmere Volk gilt selbstverständlich, dass es Weiber nahm, wo es sie fand. Dazu kommt noch das Zeugen von Kindern mit Sklavinnen. Von Jakob's zwölf Söhnen z. B. sind vier von Sklavinnen geboren und geniessen die selben Rechte wie die anderen. — Dies Alles bezieht sich auf das frühere von der Bibel erwähnte Berühren mit den Hethitern Kanaans. Nun folgte, nach der Sage, der lange Aufenthalt an der Grenze Ägyptens, im Lande Gosen. Doch auch hier lebten die Israeliten von Hethitern umringt. Die Hethiter reichten nämlich bis an die Grenzen Ägyptens, wo gerade damals ihre Stammverwandten, die Hyksos, das Scepter führten; die Stadt T a n i s, welche den Versammlungspunkt der Israeliten in Gosen bildete, war wesentlich eine hethitische Stadt; seit jeher stand sie im engsten Verkehr mit Hebron; indem die Israeliten mit ihren Herden von Hebron nach der Gegend von Tanis zogen, blieben sie also in der selben ethnischen Umgebung.[1]) Und als sie später als Eroberer nach Kanaan zurück-

[1]) Vergl. Renan: *Israël* I, ch. 10.

kehrten, unterwarfen sie zwar die Kanaaniter, die zum grössten Teil aus Hethitern bestanden, nach und nach, doch traten sie jetzt erst recht in ein enges Verhältnis zu ihnen. Denn, wie ich schon früher hervorhob, der Kanaaniter verschwand nicht. Man lese nur das erste Kapitel des *Buches der Richter*. Wellhausen bezeugt denn auch: „Die Israeliten unterwarfen die ältere Bevölkerung nicht systematisch, sondern schoben sich zwischen sie ein.... Von einer vollständigen Eroberung des Landes (Palästina) war keine Rede.“ Und über die Art, wie dieses fremde, nicht-semitische Blut immer mehr in das hebräische eindrang, berichtet der selbe Autor: „Der wichtigste Vorgang in der Richterperiode ging im Allgemeinen ziemlich geräuschlos vor sich, nämlich die Verschmelzung der neuen (israelitischen) Bevölkerung des Landes mit der alten. Die Israeliten der Königszeit hatten eine s e h r s t a r k e B e i m i s c h u n g kanaanitischen Blutes; sie waren keineswegs reine Abkömmlinge derer, die einst aus Ägypten gezogen waren.... Hätten die Israeliten die alteingessenen Landeskinder vertilgt, so würden sie das Land zur Wüste gemacht und sich selbst um den Gewinn der Eroberung gebracht haben. Indem sie sie schonten und s i c h s e l b e r i h n e n g l e i c h s a m a u f p r o p f t e n, wuchsen sie zugleich in ihre Kultur hinein. In Häuser, die sie nicht gebaut, in Felder und Gärten, die sie nicht urbar gemacht und angelegt hatten, nisteten sie sich ein. Überall traten sie als glückliche Erben in den Genuss der Arbeit ihrer Vorgänger. So vollzog sich bei ihnen eine folgenreiche innere Umwandlung; sie wurden rasch ein Kulturvolk.“[1]) Schon früher hatten die Israeliten von den Hethitern das Schreiben gelernt (sei es in Hebron, sei es in Tanis;[2]) jetzt lernten sie von ihnen den Acker- und den Weinbau, sie lernten Städte errichten und verwalten, kurz, sie wurden durch ihre Vermittlung civilisierte Menschen. Durch sie auch wurden sie erst ein Staat. Nie hätten diese in ewiger Eifersucht, in argwöhnischer

---

[1]) *Israelitische und jüdische Geschichte* (3. Ausg.). S. 37, 46 u. 48.

[2]) Renan: *Israël* I. 136.

Isolierung hausenden verschiedenen Stämme ohne das „staatverkittende Element“ der Kanaaniter sich zu einer Einheit zu verbinden verstanden. Und damit nicht genug, auch ihre religiösen Vorstellungen erhielten von den Kanaanitern die besondere Farbe und die Organisation: Baal, der Gott des Ackerbaues und der friedlichen Arbeit, verschmolz mit Jahve, dem Gott der Kriegsheere und der Raubzüge. Wie sehr Baal von den Israeliten ver- ehrt wurde, ersehen wir (trotz aller späteren Korrekturen der Juden) aus solchen Thatsachen, wie dass der erste israelitische Held auf palästinischem Boden Jerub b a a l heisst[1]) und ausserdem eine Hethiterin zur Frau nimmt, dass der erste König, Sau!, einen seiner Söhne I s b a a l nennt, David einen der seinigen B a a l iada, Jonathan seinen einzigen Sohn Meri b a a l, u. s. w. Auch das Prophetenwesen entlehnten die Israeliten den Kanaanitern, und von ihnen übernahmen sie den ganzen äusseren Kultus, sowie die Tradition der heiligen Orte.[2]) Ich brauche hier nicht auszuführen, was Jeder in der Bibel finden wird (allerdings manchmal unter so vielen fremdklingenden Namen verhüllt, dass man einen kundigen Führer braucht), nämlich welche grosse Rolle Hethiter, sowie ihre Stammesbrüder, die Philister, in der Geschichte Israels spielen. Bis die Verschmelzung sehr weit vorgedrungen und dadurch die Unterscheidung der Namen verschwunden ist, finden wir diese überall wieder, namentlich unter den tüchtigsten Soldaten; und wie vieles gerade von diesen Angaben wird durch die spätere jüdische Redaktion der Bibel, die möglichst das Fremde auszutilgen und die Fiktion einer rein abrahamidischen Herkunft einzuführen strebte, verschwunden sein! David‘s Leibgarde ist, wenn nicht ausschliesslich, so doch zum grossen Teil aus Männern zusammengesetzt, die nicht zu Israel gehören: Hethiter und Gethiter bekleiden darin wichtige Offiziersposten;

---

[1]) Eine Thatsache, welche die spätere Redaktion der Bibel zu vertuschen suchte (*Richter* VI, 32), während die ältere nicht daran gedacht hatte (I. *Sam.* XII, 11).

[2]) Vergl. hierzu Wellhausen a. a. O., S. 49 fg., 102 fg.; über die heiligen Orte des selben Autors *Prolegomena zur Geschichte Israels,* 4. Aufl., S. 18 fg.

Krethi und Plethi, Philister und allerhand anderes fremdes Volk, teils syrisch, teils fast rein europäisch, einiges hellenisch, bilden die Masse.[1]) David hat überhaupt den Thron nur mit Hilfe der Philister — und wahrscheinlich als ihr Vasall[2]) — erobert; er hat auch alles gethan, was an ihm lag, um die Verschmelzung der Israeliten mit ihren Nachbarn zu fördern und gab selber das Beispiel der Ehen mit den Töchtern aus syrischem und indoeuropäischem Stamme.

Der Amoriter

Doch, da das Wort „indoeuropäisch" meiner Feder entfährt, will ich gleich hier eine Thatsache besprechen, der ich bisher kaum flüchtig Erwähnung that. Die Kanaaniter bestanden vorwiegend, doch nicht einzig aus Hethitern; mit ihnen eng verbunden, doch häufig in getrennten Gauen ansässig und dadurch ihren Stamm relativ rein erhaltend, lebten die A m o r i t e r. Diese Amoriter waren grosse, blonde, blauäugige Menschen von lichter Hautfarbe; sie waren „aus dem Norden", d. h. aus Europa, eingedrungen, die Ägypter nannten sie daher T a m e h u, „das Volk der Nordländer", und zwar scheinen sie (doch ist dies natürlich problematisch) Palästina nicht sehr lange vor der Rückkehr der Israeliten aus Ägypten erreicht zu haben.[3]) Im Osten des Jordans hatten sie mächtige Reiche gegründet, mit denen die Israeliten später oft Krieg führen mussten; ein anderer Teil war in Palästina eingedrungen, wo er in engster Freundschaft mit den Hethitern lebte;[4]) wieder andere hatten sich zu den Philistern ge-

---

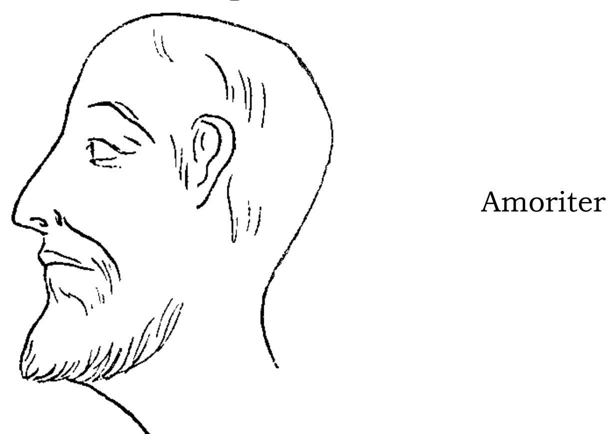
[1]) Dazu kommen Araber, Hebräer aus nicht israelitischen Stämmen, Aramäer und allerlei pseudosemitische Fremde. Da es nach der (allerdings ungewöhnlich stark erlogenen) Volkszählung unter David 1 300 000 kriegsfähige Männer in Israel und Juda gegeben haben soll (II. *Samuel* XXIV), so bekommen wir den Eindruck, dass die Israeliten selber wenig kriegerisch gesinnt waren. Siehe namentlich Renan: *Israël* II, livre 3, ch. I.

[2]) Wellhausen: *Israelitische und jüdische Geschichte* (3. Ausg.), S. 58.

[3]) Dass das Buch *Genesis* (XIV, 13) schon Abraham in friedlicher Bundesgenossenschaft mit drei Amoritern in der Ebene Hebrons leben lässt, hat natürlich auf historische Gültigkeit keinen Anspruch.

[4]) Siehe namentlich Sayce: *Races of the Old Testament,* S. 110 fg.

schlagen, und zwar in so grosser Zahl (vermehrt vielleicht durch direkte Zuzüge aus dem bereits durch und durch hellenischen Westen), dass manche Geschichtsforscher die Philister der Mehrzahl nach als arisch-europäischen Stammes betrachtet haben.[1]) Diese unsere eigenen Stammesbrüder sind jene E n a k s k i n d e r, die „Leute von grosser Länge", welche den Israeliten so schreckliche Angst einjagten, als diese sich das erste Mal kundschaftend ins südliche Palästina eingeschlichen hattet (IV *Mose* XIII): zu ihnen gehörte der tapfere Goliath, der die Israeliten zu einem ritterlichen Zweikampf auffordert, inzwischen aber dem tückisch geschleuderten Stein er-



Amoriter

liegt;[2]) zu ihnen auch jene „Rephaim", welche riesige Speere und schwere eherne Rüstung tragen (I *Sam.* XVII, 5 ff., II *Sam.* XXI, 16 ff.). Und weiss die Bibel viel zu erzählen von den Heldenthaten der Israeliten gegen diese grossen blonden Männer, so konnte sie andrerseits nicht verschweigen, dass gerade aus ihnen (namentlich aus dem noch sehr wilden, unver-

---

[1]) Vergl. Renan: *Israël* II, *livre* 3, ch. 3. Über den hellenischen Ursprung eines bedeutenden Teils der Philister und die Einführung einer Anzahl griechischer Worte durch sie ins Hebräische siehe auch Renan: *Israël,* Band I, S. 157 Anm. und Maspero: II, S. 698. Übrigens ist die Frage nach dem Ursprung der Philister und der Amoriter eine noch viel umstrittene; wir können den Streit getrost den Historikern und Theologen überlassen; die anthropologischen Ergebnisse sind Ergebnisse einer exakten Wissenschaft, und die Philologie muss sich nach ihnen richten, nicht umgekehrt. Dass die Amoriter, sowie mindestens ein Teil der Philister, grosse, blonde, blauäugige Dolichocephalen waren, ist sicher: somit gehörten sie zum Typus *Homo europaeus;* uns Ungelehrten genügt das.

[2]) Die Legende, welche diese feige That dem David zuschreibt, ist eine späte Interpolation; der ursprüngliche Bericht steht II. *Sam.* XXI, 19 (vergl. Stade: *Geschichte des Volkes Israel,* I, 225 fg.). Für die Beurteilung des Charakters David's ist es wichtig, dies zu wissen (siehe unten, S. 369).

mischt indoeuropäischen Stamm der Gethiter) David seine besten, zuverlässigsten Soldaten gewann. Nur durch die Philister wurden die Philister besiegt, nur durch die Amoriter die Amoriter. Die Gethiter z. B. waren nicht von David unterworfen, sondern folgten ihm freiwillig (II *Sam.* XV, 19 fg.), aus Lust am Kriege; ihr Führer, Ithai, wurde zum Befehlshaber eines Drittels der israelitischen Armee ernannt (II *Sam.* XVIII, 2). Von diesem „arischen Truppenteil", wie er ihn nennt, sagt Renan: „Er war eben so tapfer wie der Araber und unterschied sich von diesem durch seine Treue; um etwas Dauerhaftes zu gründen, musste man sich auf ihn stützen. — — Er war es, welcher die verräterischen Anschläge des Absalom, des Sebah, des Adoniah vereitelte; er war es, welcher den bedrohten Thron Salomo's rettete — — — er hat den Kitt des israelitischen Königreiches abgegeben."[1]) Jedoch nicht allein tapfere und treue Soldaten waren diese Männer, sondern auch Städtebauer; ihre Städte waren die am besten gebauten und die festesten (*Deuter.* I, 28)[2]) und namentlich eine ihrer Städte gewann Weltbedeutung: unweit Hebrons, der Hauptstadt ihrer hethitischen Freunde, gründeten die Amoriter eine neue Stadt, J e r u s a l e m. Der König von Jerusalem, der gegen Josua auszieht, ist ein Amoriter (*Jos.* X, 5), und wenn es auch heisst, er sei von diesem mit allen andern Königen geschlagen und erschlagen worden, so wird man das, sowie das ganze Buch Josua, *cum grano salis* zu nehmen haben; denn in Wirklichkeit wurde die Eroberung Palästinas den Israeliten sehr schwer und ging äusserst langsam und nur unter Zuziehung fremder Elemente vor sich;[3]) jedenfalls blieb die Stadt Jerusalem bis zu David's Zeiten eine amoritische, mit Beimischung vieler Hethiter (Jebusiter nennt die Bibel diese gemischte Bevölkerung), doch ohne Israeliten; erst im achten Jahre seiner Regierung er-

---

[1]) Renan: *Israël* II, 30—32.

[2]) Über Flinders Petrie's neuerliche Ausgrabungen amoritischer Städte mit Mauern von zweiundeinhalb Meter Dicke berichtet Sayce: *Races of the Old Testament,* p. 112.

[3]) Siehe namentlich Wellhausen's *Prolegomena* (an vielen Orten).

oberte David mit seinen fremden Söldnertruppen diese feste Burg und erwählte sie, ihrer starken Lage wegen, zu seiner Residenz. Die amoritisch-hethitische Bevölkerung blieb aber auch fernerhin durch Zahl und Stellung bedeutend:[1]) von einem wohlhabenden Amoriter muss David Boden kaufen, um darauf einen Altar zu errichten (II *Sam.* XXIV, 18 fg.), und bei einem Gethiter, einem seiner vertrauten Truppenführer, stellt er die heilige Bundeslade ein, als er sie nach Jerusalem übergeführt hat (II *Sam.* IV, 10).[2]) So lässt denn auch der Prophet Hesekiel (XVI) Gott der Stadt Jerusalem zurufen: „Von Ursprung und von Geburt bist du eine Kanaaniterin; dein Vater war ein Amoriter, deine Mutter eine Hethiterin!“ Und dann wirft er den israelitischen Bewohnern vor, dass sie sich mit diesen fremden Elementen vermengt hätten: „also triebest du Hurerei, dass du dich einem Jeglichen, wer vorüber ging, gemeinsam machtest und thatest seinen Willen“ — eine Naivetät des frommen Juden, da die Grossen des Reiches mit dem Beispiel nicht gekargt hatten und er selber, als Jerusalemit, das Kind dieser dreifachen Bastardierung war; Hesekiel, dem eigentlichen Erfinder des spezifischen Judentums, schwebte eben schon jene paradoxe Idee eines aus reiner Rasse hervorgegangenen Juden vor, was eine *contradictio in adjecto* ist. Gerade der Judäer hat nun unter allen Israeliten am meisten amoritisches Blut in sich aufgenommen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Amoriter den Süden Palästinas, die Gebiete Simeon‘s, Juda‘s und Benjamin‘s, ziemlich dicht bewohnten, während sie weiter nördlich spärlicher vertreten waren. Die ägyptischen Denkmäler, auf welchen die verschiedenen Völker äusserst charakteristisch abgebildet sind, beweisen unwiderruflich, dass zur Zeit Solomo‘s und seiner Nach-

[1]) Im Buche *Josua* XV, 63 lesen wir: „Die Jebusiter aber wohnten zu Jerusalem und die Kinder Juda‘s konnten sie nicht vertreiben; also blieben die Jebusiter mit den Kindern Juda's zu Jerusalem bis auf diesen Tag.“

[2]) Dass Obededom wirklich ein Gethiter war, wie die angeführte Stelle besagt, und nicht, wie die spätere Version lautet (I. *Chron.* XVI, 18), ein Levit, zeigt Wellhausen: *Prolegomena,* S. 43.

folger die Einwohner des südlichen Israel, besonders die Truppenanführer, sich durch das Vorwalten des ausgesprochenen amoritischen (indoeuropäischen) Typus auszeichneten.[1])

Ja, man hat sich bisweilen gefragt, ob nicht David selber halb oder dreiviertel Amoriter sei. Die Bibel legt an verschiedenen Orten besonderen Nachdruck auf seine B l o n d h e i t, und, wie Virchow durch unzählige Statistiken nachgewiesen hat, ist „die Haut mit ihrem Zubehör noch dauerhafter als der Schädel"; helle Haut und blondes Haar kam nun bei den Hebräern und den Menschen aus der syrischen Gruppe niemals vor, sondern diese Charakteristika des Europäers wurden erst durch die Amoriter und Hellenen ins Land gebracht; darum fiel ja auch David's Blondheit auf.[2]) Unter diesen Umständen ist es wohl nicht allzukühn, wenn man vermutet, dass ein in Bethlehem (d. h. gerade in der von Amoritern am dichtesten bevölkerten Gegend) geborener Hirte eine Amoriterin zur Mutter gehabt haben mag. Sein Charakter, sowohl dessen grosse Fehler wie auch dessen herzgewinnende Eigenschaften, seine Kühnheit, seine Vorliebe für das Abenteuerliche, seine Sorglosigkeit, sein schwärmerischer Sinn unterscheiden David, wie mir scheint, von allen Helden Israels, ebenfalls sein Bestreben, das Reich zu organisieren und die verzettelten Stämme zu einer Einheit zusammenzufassen (was ihm ja den Hass der Israeliten zuzog). Auch seine ausgesprochene Vorliebe für die Philister (siehe z. B. II. *Sam.* XXI, 3), unter denen er gern als Soldat gedient hatte, ist ein auffallender

---

[1]) Siehe Typenbild auf S. 367.

[2]) Luther hatte die bezüglichen Stellen (I *Samuel* XVI, 12, XVII, 42) mit „bräunlicht" übersetzt; Gesenius dagegen verdeutscht in seinem Wörterbuch das betreffende hebräische Wort mit „rot" und räumt ein, dass es gewöhnlich sich auf das Haar beziehe, nur giebt er sich grosse Mühe nachzuweisen, David müsse schwarzhaarig gewesen sein, und das „rot" beziehe sich also hier auf die Gesichtsfarbe (in der Ausg. von 1899 ist dieser apologetische Rettungsversuch gestrichen); die besten wissenschaftlichen Übersetzer der Gegenwart fassen aber die Bezeichnung direkt als blond, d. h. also blondhaarig, auf, und es scheint als sicher zu gelten, dass David ausgesprochen blond war.

Zug, ebenso wie die bemerkenswerte Thatsache, auf die Renan hinweist (*Israël* II, 35), dass er die Philister im Kriege edel behandelt, die hebräischen Völker dagegen mit furchtbarer Grausamkeit, als seien sie ihm im Herzen zuwider. Sollte diese Vermutung der Wirklichkeit entsprechen, dann wäre allerdings Salomo kaum ein Israelit zu nennen; denn es ist höchst unwahrscheinlich, dass seine Mutter Bathseba, das Eheweib des Hethiters Uria, eine Israelitin gewesen sei.[1]) So würde sich die eigentümliche Inkompatibilität zwischen Salomo‘s Wesen und Streben und dem Charakter Israel‘s und Juda‘s erklären. Renan sagt es rund heraus: *„Salomon n‘entendait rien à la vraie vocation de sa race“;*[2]) er war ein Fremder mit allen seinen Wünschen und Zielen inmitten des Volkes, welches er gross zu machen wähnte. Und so wäre diese kurze Episode der Glanzzeit des israelitischen Volkes — David, Salomo — in Wirklichkeit nichts weiter als eben eine „Episode“, herbeigeführt durch die übermütige Kraft eines durchaus verschiedenen Blutes, doch bald erstickt durch den unbezwingbaren Willen des Syro-Semiten, der nicht gesinnt war, diese Wege zu wandeln, noch auch die Fähigkeit dazu besessen hätte.

Vergleichende Zahlen

Über das, was ich oben die spezielle Einflussphäre nannte, besitzen wir, wie man sieht, hinreichend geschichtliches Material. Wenn unser Zweck nicht ein beschränkter wäre — nämlich den Ursprung des Juden darzuthun — so gäbe es gar vieles hinzuzufügen, z. B. dass die Josephiten, die begabtesten und energischesten unter allen Israeliten (ihnen entstammen Josua, Samuel, Jerubbaal u. s. w., sowie die grosse Dynastie der Omriden), halbe Ägypter waren (was *Genesis* XLI, 45 in der verkürzten Art solcher Volksmärchen erzählt, indem Joseph die Tochter eines Priesters aus Heliopolis heiratet, die ihm Ephraim und Manasse gebiert).... Doch besitzt diese Thatsache für die Feststellung des jüdischen Stammbaumes wenig oder gar

---

[1]) Renan: *Israël* II, 97.

[2]) *idem,* p. 174.

keine Bedeutung; denn Heiraten zwischen den verschiedenen Stämmen Israels waren durch das Gesetz fast unmöglich gemacht und bei der stets hervortretenden Antipathie der Josephiten gegen die Kinder Judas besonders unwahrscheinlich. Ebensowenig ist es nötig, hier von der Berührung mit manchen anderen hebräischen Sippen zu reden. Auch die viel später erfolgte Aufnahme von Negerblut seitens der Juden in der Alexandrinischen Diaspora — wofür mancher heutige Staatsbürger mosaischer Konfession den lebendigen Beweis liefert — ist nebensächlich. Das Gesagte ist ausführlich genug, damit sich Jeder die Anthropogenie des Juden in ihren grossen Linien klar vorstelle. Wir sahen: es kann nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, dass der historische Israelit, aus welchem sich der eigentliche „Jude" erst später absonderte, das Produkt einer Mischung ist. Er tritt schon in die Geschichte als Mischung ein, nämlich als Hebräer; dieser Hebräer geht aber dann weitere Ehen mit fremden, nicht semitischen Menschen ein: erstens mit den Hethitern, einem besonderen Stamm des weit verbreiteten, fest charakterisierten *Homo syriacus;* zweitens mit den grossen, blonden, blauäugigen Amoritern aus der indoeuropäischen Gruppe. Nun kommt zu dem historischen Zeugnis das unwiderlegliche Zeugnis der exakten Wissenschaft hinzu. F. von Luschan fasst es in seinem schon mehrfach erwähnten Vortrag folgendermassen zusammen: „Die Juden sind zusammengesetzt: erstens, aus wirklichen Semiten, zweitens, aus arischen Amoritern, drittens und h a u p t s ä c h l i c h aus den Nachkommen der alten Hethiter. Neben diesen drei wichtigsten Elementen des Judentums kommen andere Beimengungen gar nicht in Betracht." Diese Diagnostik gilt — das merke man wohl — für die Juden zur Zeit, als sie von Israel losgetrennt wurden, und sie gilt genau ebenso für heute; die Messungen haben sich auf altes Material und auf allerneuestes bezogen, und zwar mit dem Erfolg, dass die verschiedenen Aufnahmen von Fremden (Spaniern, Südfranzosen u. s. w.) in das Judentum, auf welche Feuilletonisten und salbungsvolle Moralisten vielen Nachdruck zu legen pflegen, gänzlich einflusslos geblieben sind: eine so charakteristisch zu-

sammengesetzte und dann streng rein gezüchtete Rasse saugt dergleichen Wassertropfen sofort auf.

Und so wäre der Punkt eins erledigt: das israelitische Volk ist aus der Bastardierung durchaus verschiedener Menschentypen hervorgegangen. Punkt zwei, in welchem das V e r h ä l t n i s der verschiedenen Rassen zu einander besprochen werden sollte, wird, insofern er blosse Statistik bringt, einen einzigen Absatz beanspruchen; doch was sollten uns diese Zahlen, wenn wir nicht bestimmte Vorstellungen mit ihnen verknüpften? Es wäre das reine x, y, z der elementaren Algebralehre: die Rechnung stimmt, bedeutet aber nichts, da alle drei Grössen unbekannt sind; die Qualität der verschiedenen Rassen wird uns also länger als die Quantität aufhalten.

Was zunächst die quantitative Zusammensetzung des israelitischen Blutes anbelangt, so darf man nicht übersehen, dass selbst 60 000 Messungen wenig sind im Vergleich zu den Millionen, die seit Jahrtausenden gelebt haben; es wäre unzulässig, sie auf das einzelne Individuum anzuwenden; die Massenstatistik vermag es nicht, auch nur den Saum zu lüften von dem Schleier, der die Persönlichkeit umgiebt. Jedoch, man bedenke auch dieses: ausser der Individualität des Einzelnen gieht es die Individualität der Gesamtheit eines Volkes; auf diese abstraktere Persönlichkeit lassen sich Zahlen schon bedeutend besser anwenden. Was ein bestimmter Mann in einem bestimmten Falle thun wird, kann ich aus seiner Rassenangehörigkeit nicht schliessen; wie aber z. B. eine zahlreiche Menge Italiener sich in diesem bestimmten Falle als Kollektivität benehmen wird, wie dagegen eine gleiche Menge Norweger, das vermag ich mit grosser Wahrscheinlichkeit vorauszusagen. Für die Erkenntnis eines Volkscharakters können uns folglich anthropologische Zahlen von wirklichem Werte sein. Diese Zahlen nun besagen für den Juden (von damals und von heute, im Osten und im Westen von Europa verglichen): 50 Prozent der Juden zeigen den Typus des *Homo syriacus* (kurze Köpfe, charakteristische, sog. „jüdische“ Nase, Neigung zur Fettleibigkeit u. s. w.) in ausgesprochenem Masse; nur 5 Prozent weisen Züge und anatomische Bildung des

echten Semiten (Wüstenbeduinen) auf; bei 10 Prozent trifft man eine Haut- und Haar-, manchmal auch eine Gesichtsfarbe an, die auf den Amoriter indoeuropäischen Stammes weist; 35 Prozent stellen undefinierbare Mischformen dar, etwa nach Art von Lombroso's „kombinierten Photographien", durch welche Gesichter zu Stande kommen, in denen ein Zug dem andern widerspricht: Schädel, die weder lang wie die der echten Semiten, noch halblang wie die der Amoriter, noch rund wie die der Syrier sind, Nasen, die weder hethitisch, noch arisch, noch semitisch genannt werden können, oder aber die syrische Nase ist da, doch ohne den dazu gehörigen Kopf u. s. w. ins Unendliche. — Das Hauptergebnis des anatomischen Befundes ist, dass die jüdische Rasse zwar eine permanente ist, zugleich aber eine durch und durch bastardierte, welche diesen Bastardcharakter bleibend bewahrt. Ich habe im vorigen Kapitel versucht, den Unterschied zwischen Mischungen und Bastardierungen klar zu machen. Alle historisch grossen Rassen und Nationen sind aus Mischungen hervorgegangen; wo aber der Unterschied der Typen ein unüberbrückbar tiefer ist, da entstehen Bastarde. Das ist hier der Fall. Die Kreuzung zwischen Beduin und Syrier war — anatomisch betrachtet — wohl noch ärger als die zwischen Spanier und südamerikanischem Indianer. Dazu nun, in später Stunde, das Ferment eines europäisch-arischen Zusatzes!

Rassenschuldbewusstsein

Es ist durchaus geboten, hierauf grossen Nachdruck zu legen; denn ein derartiger Vorgang, so unbewusst er auch geschieht, ist ein blutschänderisches Verbrechen gegen die Natur; auf ihn kann nur ein elendes oder ein tragisches Schicksal erfolgen. Die übrigen Hebräer, und mit ihnen die Josephiten, gingen elend zu Grunde; wie die Familien der bedeutenderen pseudosemitischen Mestizen (die Phönizier, Babylonier u. s. w.) schwanden sie spurlos dahin; der Jude dagegen erwählte das tragische Schicksal: das *beweist* seine Grösse, und das *ist* seine Grösse. Auf dieses Thema komme ich bald zurück, da dieser Entschluss die Begründung des Judentumes bedeutet; nur das Eine will ich gleich hier bemerken, denn es gehört hierher und wurde meines Wissens noch niemals gesagt: jenes tiefe Bewusstsein der

S ü n d e, welches das jüdische Volk (in seinen heroischen Tagen) bedrückte[1]) und in den Worten seiner auserwählten Männer ergreifenden Ausdruck fand, w u r z e l t i n d i e s e p h y s i s c h e n V e r h ä l t n i s s e n. Natürlich legte es der Verstand und die uns allen angeborene Eitelkeit wesentlich anders aus; doch der Instinkt griff tiefer als der Verstand, und sobald die Vertilgung der Israeliten und die eigene Gefangenschaft das Gewissen des Juden geweckt hatten, war seine erste That, jener Blutschande (wie ich sie oben in wörtlicher Anlehnung an Hesekiel nannte) ein Ende zu machen durch das strenge Verbot jeder Vermischung, selbst mit nahverwandten Stämmen. Man hat einen unerklärlichen Widerspruch darin gefunden, dass es die Juden sind, welche in die heitere Welt die ewig drohende Vorstellung der Sünde brachten, und dass sie dennoch unter Sünde etwas ganz anderes verstehen als wir. Die Sünde ist nämlich für sie eine Nationalsache, wogegen der Einzelne „gerecht" ist, wenn er das „Gesetz" nicht übertritt;[2]) „die Erlösung ist nicht die moralische Erlösung des Individuums, sondern die Erlösung des Staates";[3]) das ist für unser Verständnis schon eine Schwierigkeit. Dazu kommt aber eine andere: die u n b e w u s s t begangene Sünde gilt dem Juden einem bewussten Vergehen ganz gleich:[4]) „der Begriff der Sünde hat für den Juden keine notwendige Beziehung zu dem Gewissen des Sünders, er schliesst nicht die Vorstellung einer moralischen Schlechtigkeit ein, sondern deutet auf eine gesetzliche Verantwortlichkeit."[5]) Monte-

---

[1]) „Seit dem Exil wurde (bei den Juden) das Sündenbewusstsein gewissermassen permanent," sagt Wellhausen: *Prolegomena,* 4. Ausg., S. 431.

[2]) Siehe *Matthäus* XIX, 20. Die Äusserung des reichen Mannes billigt noch heute der Jude Graetz vollkommen und bezeugt, die Aufforderung, „die Sünden zu bereuen", habe für den Juden „g a r k e i n e n S i n n" (*Volkstümliche Geschichte der Juden,* I. 577).

[3]) W. Robertson Smith: *The Prophets of Israel and their place in history,* Ausg. von 1895, S. 247.

[4]) *idem,* S. 102; Montefiore: *Religion of the ancient Hebrews,* 2d ed., p. 558 (Anhang von Rabbi Schechter).

[5]) R. Smith, a. a. O., S. 103. An anderem Orte schreibt er:

fiore erklärt auch ausdrücklich, dass nach der Auffassung der postexilischen Gesetzgeber: „Sünde betrachtet wurde, nicht als eine Befleckung der individuellen Seele, sondern als eine Befleckung der physischen Reinheit, eine Störung jenes ungetrübt reinen Zustandes des Landes und seiner Einwohner, welcher die Bedingung ausmacht, unter der allein Gott fortfahren kann, unter seinem Volke und in seinem Heiligtum zu wohnen“ (a. a. O. S. 326). Wellhausen urteilt: „Bei den Juden.... besteht keine innere Verbindung zwischen dem Guten und dem Gute; das Thun der Hände und das Trachten des Herzens fällt auseinander.“[1]) Ich bin, wie gesagt, überzeugt, der Schlüssel zu dieser merkwürdigen, widerspruchsvollen Vorstellung liegt in der physischen Entstehungsgeschichte dieser Rasse: ihr Dasein ist Sünde, ihr Dasein ist ein Verbrechen gegen die heiligen Gesetze des Lebens; so wenigstens wird sie vom Juden selber in den Augenblicken, wo das Schicksal hart an seine Pforte klopft, empfunden. Nicht das Individuum, sondern das ganze Volk müsste rein gewaschen werden, doch nicht von einem bewusst, sondern von einem unbewusst begangenen Vergehen; und das ist unmöglich, „wenn du dich gleich mit Lauge wüschest und nähmest viel Seife dazu“, wie Jeremia seinem Volke zuruft (II, 22). Und um das Unwiederbringliche der Vergangenheit auszulöschen, um es in die Gegenwart zu rücken, wo Einsicht und Willenskraft der Sünde eine Grenze stecken, der Reinheit eine Stätte schaffen konnten, musste die gesamte jüdische Geschichte von Anfang an gefälscht, die Juden als ein von Gott unter allen Völkern auserwähltes Volk von makellos reiner Rasse dargestellt und von nun an drakonische Gesetze gegen jegliche Blutmischung eingeführt werden. Wer das vollbracht hat, waren nicht Lügner, wie man wohl gemeint hat, sondern Männer, die unter dem Druck jener Not handelten, welche allein uns über uns selbst hinaushebt und zu un-

---

„Sünde ist bei den Hebräern jede Handlung, durch welche man sich gegen Jemand im Unrecht befindet, der die M a c h t b e s i t z t, das Vergehen zu bestrafen“! (a. a. O., S. 246).

[1]) Israelit. und jüd. Geschichte, 3. Ausg., S. 380.

wissenden Werkzeugen mächtiger Schicksalswendungen schafft.[1]) Wenn irgend etwas geeignet ist, uns aus der Blindheit unserer Zeit, uns von der Phrasenmacherei unserer Autoritäten[2]) zu erretten und unsere Augen dem Naturgesetz zu öffnen, dass grosse Völker nur durch Veredelung der Rasse entstehen, Veredelung der Rasse aber nur unter bestimmten Bedingungen stattfindet, deren Nichtbeachtung Verfall und Sterilität nach sich zieht, so ist es der Anblick dieses hochgedachten, verzweiflungsvollen Kampfes der ihrer Rassensünde bewusst gewordenen Juden.

Homo syriacus

Kehren wir jetzt zu den anthropogenetischen Zahlen zurück, so finden wir uns einem schwierigem Thema gegenüber; Schädel konnten wir messen und Nasen zählen, aber wie thun sich diese Ergebnisse im inneren Wesen des Juden kund? Den Schädelknochen halten wir in der Hand, er ist, was Carlyle *„a hard fact“*

---

[1]) Man hat Jeremia‘s Worte: „Es ist doch eitel Lügen, was die Schriftgelehrten setzen“ (VIII, 8) auf die damals vor Kurzem geschehene Einführung des Deuteronomiums und die begonnene Um- und Ausarbeitung des sogenannten m o s a i s c h e n G e s e t z e s (von dessen Dasein keiner der Propheten etwas gewusst hatte) gedeutet, und zwar wahrscheinlich mit Recht (nach der Behauptung des gläubigen Juden C. G. Montefiore: *Religion of the ancient Hebrews,* 201, 202).

[2]) Auch Herr von Luschan erblickt, wie man aus dem Schlusse seiner in rein statistischer Beziehung so wertvollen Arbeit über die ethnographische Stellung der Juden erfährt, das Heil in einem „völligen Ineinanderaufgehen und Verschmelzen“ der verschiedenen Menschenrassen. Man traut seinen Augen und Ohren nicht, sobald diese Herren aus der Schule Virchow‘s von Thatsachen zu Gedanken übergehen. Die gesamte Geschichte der Menschheit zeigt uns ihren Fortschritt an progressive Differenzierung und Individualisierung gebunden; Leben und Streben finden wir nur dort, wo scharf charakterisierte Volkspersönlichkeiten im Kampfe nebeneinanderstehen (wie jetzt in Europa), die besten Anlagen verkümmern unter dem Einfluss der Uniformität der Rasse (wie z. B. in China), die Bastardierung gegensätzlicher Typen sehen wir auf allen Gebieten des Organischen zu Sterilität und Monstrosität führen — — und dennoch soll das „Ineinanderaufgehen“ unser Ideal sein! Sehen denn die Herren nicht ein, dass Einerlei und Chaos synonyme ausdrücke sind?

„Ich liebte mir dafür das Ewigleere!“

nennt, eine harte Thatsache. Freilich, dieser Schädel symbolisiert eine ganze Welt; wer seine Masse recht zu erwägen, wer seine Linien in ihrem gegenseitigen Verhältnis recht zu deuten verstünde, der könnte über das Individuum viel aussagen: Möglichkeiten würde er erblicken, welche der betreffenden Rasse selber erst nach Generationen zum Bewusstsein kommen, und Schranken, welche von vornherein einen Menschen vom andern trennen. Wer jene zwei Schädel auf S. 360 betrachtet, den langen und den runden, glaubt zwei Mikrokosmen zu erblicken. Doch die Macht der Deutung ist uns nicht gegeben; wir beurteilen die Menschen nach ihren Thaten, eigentlich also auf indirektem Wege und nach einer fragmentarischen Methode, denn diese Thaten werden nur durch besondere Umstände veranlasst. Alles bleibt hier Stückwerk. Nun ist aber das Protoplasma einer einzelligen Alge ein so enorm kompliziertes Gebilde, dass die Chemiker noch immer nicht wissen, wie viele Atome sie sich im Molekül denken, und wie sie sie zu einer halbwegs annehmbaren symbolischen Formel vereinigen sollen; wer dürfte sich erkühnen, einen Menschen, ein ganzes Volk auf eine Formel zurückzuführen? Folgende Charakteristika der Hethiter, der Amoriter und der Semiten sollen also nur zur allgemeinsten Orientierung dienen.

Die H e t h i t e r sehen auf den ägyptischen Bildern nichts weniger als geistreich aus. Die übertrieben „jüdische“ Nase setzt sich nach oben in eine zurückweichende Stirn fort, und unten schliesst sich ein bisweilen noch ärger zurücktretendes Kinn an.[1]) Vielleicht hat sich wirklich der *Homo syriacus* im Allgemeinen nicht durch den Besitz grosser und feuriger Begabung ausgezeichnet; ich wüsste auch nicht, dass er heute, wo er angeblich wieder überhandnimmt, hiervon Beweise gegeben habe. Doch besass er ohne Frage tüchtige Eigenschaften. Dass seine Rasse in den verschiedenen Mischungen siegreich durchgedrungen

---

[1]) Siehe namentlich die Figuren auf einem hethitischen Monument bei Aintab (Sayce: *Hittites,* p. 62) und die Typenbilder nach ägyptischen Monumenten auf S. 361.

ist und noch durchdringt, beweist grosse physische Kraft. Dieser Kraft entsprach Ausdauer und Fleiss. Klug muss er auch gewesen sein, nach den wenigen Bildern zu urteilen, sogar ungeheuer schlau (was ja mit Genialität nichts zu thun hat, im Gegenteil). Auch seine Geschichte zeigt ihn klug: er hat verstanden zu herrschen und er hat verstanden, sich unter möglichst günstigen Bedingungen der fremden Gewalt zu unterwerfen. Unwirtliche Gegenden machte er urbar, und als ihre Bevölkerung zunahm, baute er Städte und war ein so tüchtiger Kaufmann, dass im Alten Testament „Kaufmann“ und „Kanaaniter“ durch ein und das selbe Wort ausgedrückt werden. Dass er als Krieger tapfer zu sterben wusste, bezeugt sein langer Kampf gegen Ägypten[1]) und das Vorkommen solcher Charaktere wie Uria.[2]) Ein Zug von Güte ist auf allen jenen sonst recht verschiedenen Porträts zu lesen. Man stellt sich lebhaft vor, wie diese Menschen — gleich fern von symbolischer Mythologie und von fanatischem Wüstenwahn — jenen ungekünstelten Kultus einführen konnten, den die Israeliten in Palästina vorfanden und sich aneigneten: das Fest der Herbstlese (für sie zugleich Neujahr, von den Juden später Laubhüttenfest genannt), das Fest des Frühlings (Ostern, von den Juden später zum Passah umgedichtet) mit Darbringung der Erstgeburten von Rindern und Schafen, das Fest des vollendeten Getreideschnittes (Pfingsten, von den Juden Wochenfest genannt), lauter fröhliche Feste eines schon seit

---

[1]) Die Hethiter scheinen lange Zeit hindurch ganz Syrien beherrscht zu haben und wahrscheinlich ganz Kleinasien; ihre Macht war eben so gross wie die Ägyptens in seiner Glanzzeit (siehe Wright: *Empire of the Hittites,* 1886, und Sayce: *The Hittites,* 1892). Doch ist Vorsicht am Platze, denn die hethitische Schrift ist noch nicht entziffert, und wenn auch hethitische Physiognomie, Tracht, Kunst und Schreibart bereits einen bestimmten Begriff für die Wissenschaft bilden, die Geschichte dieses Volkes, von dem man vor wenigen Jahren noch nichts wusste, ist bis jetzt sehr dunkel geblieben.

[2]) Man lese (II *Sam.* XI) wie prächtig und männlich sich Uria benimmt; neben dem verbrecherischen Leichtsinn David‘s sticht diese strenge, wortkarge Pflichterfüllung angenehm ab.

langen Zeiten ansässigen, Ackerbau treibenden, nicht die eines nomadischen Volkes, Feste ohne tiefere Beziehung auf das Innenleben des Menschen, eine einfache Naturreligion, wie sie für schlichte, fleissige, „leidlich redliche“ Menschen gepasst haben mag und gewiss heute noch passen würde.[1]) Da wir Menschenopfer nur dort eingebürgert sehen, wo (wie in Phönizien) das semitische Element stark überwog,[2]) so dürfen wir voraussetzen, dass, wo der kanaanitische Baalsdienst derartige Greuel in dem Fest gestattet (wovon wir nur ausnahmsweise hören und wohl nur, wo fremde Fürstinnen durch Ehe ins Land gekommen sind), ein semitischer Brauch, nicht ein hethitischer, sich kundgiebt [3])… Im Ganzen machen uns die Hethiter mehr den Eindruck einer achtungswerten und hervorragend lebensfähigen Mittelmässigkeit als irgend einer Anlage zu ausserordentlichen Leistungen, sie besitzen mehr Zähigkeit als Kraft. Goethe sagt einmal, ohne Überschwänglichkeit gebe es keine Grösse; nach dieser Goetheschen Definition dürften die Hethiter schwerlich auf Grösse Anspruch erheben können.

---

[1]) Vergl. die Ausführungen bei Wellhausen: *Israelitische und jüd. Gesch.,* Kap. 6. Trotz der später vorgenommenen vorsichtigen Expurgierung sind doch hier und da in der Thora Erwähnungen dieses heiteren Naturkultus geblieben, so z. B. des im Gotteshaus zu Sichem gefeierten Weinlesefestes (*Richter* IX, 27). Siehe auch, wie die Bundeslade „mit Freuden und Jauchzen“, mit Musik, Gesang und Tanz von David nach Jerusalem geführt wird (II. *Sam.* VI, 12—15).

[2]) Von Luschan hat durch zahlreiche Messungen festgestellt, dass der phönizische Typus sich „eng an den arabischen anschloss“.

[3]) Über den viel komplizierteren Kultus in der früheren Hauptstadt des hethitischen Reiches, Carchemisch (Mabog), siehe Sayce: *The Hittites,* ch. 6. Doch dünkt mich Lucian, auf den er sich beruft, ein sehr später und wenig zuverlässiger Zeuge. Interessant ist es dagegen zu sehen, wie weit die Phantasielosigkeit der Hebräer sich erstreckte. Selbst die Anlage des jüdischen Tempels, des äusseren und inneren Hofes, des Vorhangs vor dem Allerheiligsten, sowie das Privilegium des Hohenpriesters, diesen Raum zu betreten: das alles (angeblich Moses am Sinai von Gott vorgeschrieben!) sind genaue Nachahmungen des uralten hethitischen Ritus.

Homo europaeus

Dagegen scheint in jenen Amoritern, „hoch wie die Cedern und stark wie die Eichen“ (*Amos* II, 9), mit ihren kecken Herausforderungen, ihrer unbändigen Abenteuerlust, ihrer wahnwitzigen Treue bis in den Tod gegen fremde, selbstgewählte Herren, ihren felsendicken Stadtmauern, aus denen sie so gern in die Berge hinausschweiften, in jenen Amoritern scheint mir das Überschwängliche recht sehr daheim. Ein wildes, grausames Überschwängliche war es noch, doch zu allem Höchsten fähig. Man glaubt ein anderes Wesen zu sehen, wenn man auf den ägyptischen Monumenten unter der Unzahl Physiognomien plötzlich dieses freimütige, charakterstarke, Intelligenz atmende Antlitz erblickt. Wie das Auge des Genies inmitten des gewöhnlichen Menschenhaufens, so muten uns diese Züge an unter der Menge der schlauen und schlechten und blöden und bösen Gesichter, unter diesem ganzen Gesinde! von Babyloniern und Hebräern und Hethitern und Nubiern und wie sie alle heissen mögen. O *Homo europaeus!* wie konntest du dich in diese Gesellschaft verirren? Ja, wie ein Auge, geöffnet in ein göttliches Jenseits, mutest du mich an. Und ich möchte dir zurufen: folge nicht dem Rat der gelehrten Anthropologen, geh nicht auf in jenem Haufen, vermenge dich nicht mit jener asiatischen Plebs, gehorche dem grossen Dichter deiner Rasse, bleib dir selber treu... Doch ich komme drei Jahrtausende zu spät. Der Hethiter blieb, der Amoriter schwand. Das ist, unter manchen andern, der eine Unterschied zwischen Edlem und Unedlem: jenes ist schwerer zu erhalten. Riesen an Gestalt, sind diese Menschen nichtsdestoweniger in Bezug auf innere Organisation sehr zart. Kein Mensch entartet so schnell wie Lapouge‘s *Homo europaeus;* wie schnell z. B. die Griechen Barbaren wurden, *„in Syros, Parthos, Aegyptios degenerarunt“,* bezeugt schon Livius (38, 17, 11). Er verliert seine Eigenheit gänzlich; dasjenige, was ihm allein zu Teil wurde, scheint er nicht weiter geben zu können, die Anderen besitzen das Gefäss nicht für diesen Inhalt; dagegen besitzt er selber eine verhängnisvolle Assimilationsfähigkeit für das Fremdartige. Zwar erzählt man uns von den blonden Syriern des heutigen Tages, auch hören wir von zehn Prozent blonder Juden;

doch Virchow belehrte uns, die Haut und das Haar seien „dauerhafter als der Schädel“, der Schädel vermutlich also dauerhafter als das Hirn; ich weiss es nicht, aber ich glaube wirklich, der Europäer liess in Asien, wie anderwärts, ausser der Erinnerung an seine Thaten, wenig mehr als Haut und Haar zurück. Ich habe ihn im Talmud gesucht, jedoch vergeblich.[1])

Homo arabicus

Recht schwer dünkt es mich, über den Dritten in diesem Bunde, den echten Semiten, etwas auszusagen: denn es bildet geradezu ein Kennzeichen dieses *Homo arabicus,* dass er erst dann mitwirkend in die menschliche Geschichte eintritt, wenn er nicht mehr ein echter Semit ist. So lange er in seiner Wüste bleibt (und seiner Seelengrösse und -Ruhe wegen sollte er stets da bleiben), gehört er eigentlich der Geschichte gar nicht an; es ist auch sehr schwer, um nicht zu sagen unmöglich, dort Eingehendes über ihn zu erfahren; wir hören nur, er sei tapfer, gastfreundlich, fromm, auch rachsüchtig und grausam — lauter Charaktereigenschaften, nichts, was uns über seine intellektuellen Anlagen Aufschluss gäbe. Burckhardt, der Jahre lang Arabien bereiste, schildert den Beduinen als geistig, absolut müssig, sobald nicht Krieg oder Liebe den schlaffen Bogen — dann allerdings sofort auf das Äusserte — spannt.[2]) Bricht er aber gewaltsam heraus in die Kulturwelt, so geschieht es, wie unter Abu Bekr und Omar, oder wie heute in Zentralafrika, um zu morden und zu brennen.[3]) Sobald er weithin alles verwüstet

---

[1]) Doch kommt ein thatsächlicher „Germane“ dort vor (Traktat Schabbath, VI. 8, fol. 23a des *Jerusalemischen Talmuds*). Er ist der Sklave eines Juden. Beauftragt, Rabbi Hila, einen Freund seines Herrn, nach Hause zu begleiten, rettet er diesen vom Tode, indem er einen tollen Hund, der den Rabbi angefallen, auf sich selber reizt und von ihm den tödlichen Biss empfängt. Doch entlockt diese Treue dem frommen Juden nicht ein Wort der bewundernden Anerkennung, sondern er citiert bloss *Jesaia* XLIII, 4: „Weil du so wert bist, Israel, vor meinen Augen geachtet, musst du auch herrlich sein, und ich habe dich lieb, darum gebe ich Menschen an deine Statt und Völker für deine Seele.“

[2]) *Beduinen und Wahaby* (Weimar 1831).

[3]) Man sehe doch, wie der berühmte maurische Geschichtsschreiber des 14. Jahrhunderts, Mohammed Ibn Khaldun, von Vielen

hat, verschwindet der echte Semit, wir hören nichts mehr von ihm; überall, wo er in der Kulturgeschichte wieder auftaucht, hat inzwischen Vermischung stattgefunden — denn kein Menschentypus scheint sich schneller und erfolgreicher zu vermischen als gerade dieser in einer Jahrtausende währenden, gezwungenen Inzucht Gezeugte. Der edle Maure Spaniens ist nichts weniger als ein reiner Wüstenaraber, er ist zur Hälfte ein Berber (aus der arischen Verwandtschaft) und nimmt so reichlich gotisches Blut in seine Adern auf, dass noch heute vornehme Einwohner Maroccos ihre Genealogie bis zu germanischen Ahnen zurückverfolgen können; Harun-al-Raschid's Regierung ist nur deswegen ein Glanzpunkt inmitten einer so traurigen Geschichte, weil die rein persische Familie der Barmekiden (welche der iranischen Religion des Zarathustra treu blieb)[1]) als civilisierendes und kulturelles Element dem Kalifen zur Seite steht. Kein einziger der stets sogenannten „semitischen Kulturstaaten“ des Altertums ist rein semitisch, kein einziger: weder der babylonische, noch der assyrische, noch der phönicische. Die Geschichte bezeugt es, und die Anthropologie bestätigt es. Noch immer hören wir „Wunder und wilde Mär“ über den reichen Segen, den wir dieser angeblich semitischen Kulturarbeit verdanken sollen; doch bei genauerem Zusehen finden wir den echten Semiten immer und überall dem wahrhaft schöpferischen Element nur „aufgepfropft“ (wie Wellhausen von den Israeliten sagte), und es ist in Folge dessen recht schwer zu entwirren, wie viel und was im Besonderen dem Semiten als solchem zuzuschreiben ist, was da-

---

als der Begründer wissenschaftlicher Geschichte angesehen und selber ein halber Araber, urteilt: „Schaut euch um, betrachtet alle Länder, welche seit den ältesten Zeiten von den Einwohnern Arabiens besiegt wurden! Die Civilisation und die Bevölkerung schwanden aus ihnen, ja der Boden selber schien sich bei ihrer Berührung zu verwandeln und unfruchtbar zu werden“ (*Prolegomena zur Weltgeschichte,* zweiter Teil; ich citiere nach Robert Flint: *History of the philosophy of history,* 1893, p. 166).

[1]) Renan: L‘islamisme et la science (*Discours et Conférences,* 3e éd., p. 382).

gegen seinem Wirt.[1]) Heute weiss man zum Beispiel, dass die Semiten ebensowenig die Buchstabenschrift erfunden haben, wie

---

[1]) Siehe Jhering's anregende, aber allerdings hochphantastische *Vorgeschichte der Indoeuropäer,* wo die gesamte babylonische Kultur, trotzdem der Verfasser selber zugiebt, die Semiten hätten sie „überkommen", trotzdem er uns die Sumero-Akkadier als lebendige Kraft noch in späten Zeiten am Werke zeigt (S. 133, 243 u. s. w.), einfach als „semitische Kultur" bezeichnet wird. Ähnlich von Luschan in dem erwähnten Vortrag, wo er sich bemüssigt fühlt, am Schlusse in die Posaune zu stossen zu Ehren der „Semiten", in d e m s e l b e n V o r t r a g, in welchem er soeben nachgewiesen hat, die berühmtesten semitischen Völker enthielten nur wenig semitisches Blut... o Logik der Naturforscher! Zum Schluss tischt er noch die alte Redensart von der „hohen Blüte der arabischen Wissenschaft in Spanien" auf, wo wir alle in die Schule gegangen seien — — — eine Märe, deren Nichtigkeit kein geringerer als Ernest Renan schon vor langen Jahren aufgedeckt hatte. „Der semitische Geist", schreibt dieser, „ist von Hause aus antiphilosophisch und antiwissenschaftich.... Man redet viel von einer arabischen Wissenschaft und einer arabischen Philosophie, und allerdings, die Araber waren während einem oder zwei Jahrhunderten unsere Lehrmeister; doch geschah das nur, weil die griechischen Originalschriften verschüttet lagen. Diese ganze arabische Wissenschaft und Philosophie war weiter nichts, als eine armselige Verdolmetschung hellenischen Wissens und Denkens. Sobald das authentische Griechenland aus dem Schatten hervortritt, verfallen diese jämmerlichen Produkte in Nichts, und nicht ohne Grund unternehmen alle Gelehrten der Renaissance einen wahren Kreuzzug gegen sie. Übrigens, näher betrachtet, war selbst diese also beschaffene arabische Wissenschaft in gar keiner Beziehung arabisch. Nicht allein war ihre Grundlage rein griechisch, sondern u n t e r d e n e n, w e l c h e s i c h d e r E i n b ü r g e r u n g d e s W i s s e n s w i d m e t e n, g a b e s n i c h t e i n e n e i n z i g e n e c h t e n S e m i t e n; Spanier waren es und (in Bagdad) Perser, welche sich der herrschenden arabischen Sprache bedienten. Genau ebenso verhält es sich mit der philosophischen Rolle, welche man den Juden im Mittelalter zuschreibt; sie haben aus fremden Sprachen übersetzt, weiter nichts. Die jüdische Philosophie ist die arabische Philosophie; nicht e i n neuer Gedanke kommt hinzu. Eine einzige Seite Roger Bacon's besitzt mehr wahrhaft wissenschaftlichen Wert als diese gesamte erborgte jüdische Weisheit, die zwar Achtung verdient, doch ledig der Originalität ist" (*De la part des peuples sémitiques dans l'histoire de la civilisation,* éd. 1875, p. 22 suiv.). Das selbe Thema behandelt Renan ausführlicher in seinem Vortrage des

sie die angeblich „arabischen Ziffern“ erfunden hatten; von den Hethitern stammt die sogenannte „phönicische“ oder überhaupt „semitische“ Buchstabenschrift[1]), und „die Legende von der Übermittelung des Alphabetes an die Arier durch die Phönicier ist nunmehr endgültig beseitigt“, da viel ältere Schriftzeichen als die ältesten pseudosemitischen aufgefunden wurden, Zeichen, die das Vorhandensein „einer urarischen-europäischen Schrift beweisen, die im Osten erst später von den asiatischen Schriften etwas beeinflusst wurde.“[2]) — — — Andererseits sehen wir, dass, wo der semitische Wille auf dem lauteren Gebiete der Religion (nicht des Besitzes) siegreich durchdrang, er die geistige Sterilität gebot und erzwang: wir sehen es an dem Juden nach dem babylonischen Gefangenschaft (denn der Sieg der frommen Partei ist ohne Frage ein Sieg des semitischen Elements), wir sehen es am Mohammedanismus. „Das jüdische Leben war fortan (nach dem Exil) bar aller intellektuellen und geistigen Interessen mit einziger Ausnahme der religiösen.... Der typische Jude

---

Jahres 1883: *L‘islamisme et la science.* „Nicht allein sind diese Denker und Gelehrten nicht aus arabischem Stamme“, sagt er da, „sondern die Richtung ihres Geistes ist durchaus nicht arabisch.“

[1]) Renan: *Israël* I, 134 suiv.

[2]) Professor Hueppe: *Zur Rassen- und Sozialhygiene der Griechen* (1897), S. 26. Dass die sogenannten „phönicischen“ Schriftzeichen nicht eine Erfindung des semitischen Geistes sind, wird heute von allen Gelehrten zugegeben; Halévy vermutet einen ägyptischen, Hommel (mit grösserer Wahrscheinlichkeit) einen babylonischen d. h. also sumerischen Ursprung. Delitzsch glaubt, die syrischen Halbsemiten hätten aus zwei verschiedenen Alphabeten, einem ägyptischen und einem babylonischen, das ihre zusammengeschmolzen; der letzte Bearbeiter dieses Gegenstandes gelangt dagegen zu dem Schluss, das Alphabet sei überhaupt eine Erfindung der Europäer, erst durch die hellenischen Mykenier nach Asien gebracht (siehe H. Kluge: *Die Schrift der Mykenier,* 1897). — Über die inzwischen genau bekannt gewordenen mykenischen Schriftzeichen schreibt ein unverdächtiger Zeuge, Salomon Reinach (*L‘Anthropologie,* 1902, XIII, 34): *Une chose est certaine: c‘est que l‘ecriture linéaire des tablettes ne dérive ni de l‘Assyrie ni de l‘Egypte, qu‘elle présente un caractère nettement européen, qu‘elle offre comme une image anticipée de l‘épigraphie hellénique.*

interessierte sich weder für Politik, noch für Litteratur, noch für Philosophie, noch für Kunst.... Die Bibel bildete eigentlich die gesamte Litteratur der Juden, deren Studium ihr einziges geistiges und intellektuelles Interesse“: das sagt ein unverdächtiger Zeuge, der jüdische Gelehrte C. G. Montefiore (a. a. O., S. 419 u. 543). Ein ebenso unverdächtiger, Hirsch Graetz, citiert einen Ausspruch Rabbi Akiba‘s: „Wer sich mit dem Lesen exoterischer Schriften (d. h. mit irgend einem Studium ausser dem der heiligen jüdischen Thora) beschäftigt, hat seinen Anteil an der zukünftigen Welt verwirkt.“[1]) Die Mischna lehrt: „seinen Sohn in griechischer Wissenschaft unterweisen lassen, ist genau ebenso fluchwürdig wie Schweinezucht betreiben.“[2]) Dass das Hethitertum, welches die Hälfte des jüdischen Blutes, wie wir gesehen haben, ausmacht, stets gegen derartige Lehren protestierte und sich mit Vorliebe allem „Exoterischen“ zuwandte, ist eine Sache für sich; ich suche hier einzig den „Semiten“ zu erfassen. Was den sterilisierenden Einfluss der echtesten semitischen Religion, der mohammedanischen, anlangt, so ist er zu offenbar, als dass ich ihn erst nachzuweisen hätte. Wir stehen also hier zunächst vor einer Menge negativer Thatsachen und sehr wenigen positiven; wer sich nicht mit Phrasen begnügen will, wird eben finden, dass es schwer ist, sich die Persönlichkeit des echten Semiten vorzustellen, und doch ist es für unser jetziges Vorhaben — für die Beantwortung der frage: Wer ist der Jude? so wichtig, dass wir durchaus zur Klarheit der Vorstellung durchdringen müssen. Rufen wir die Gelehrten zu Hilfe!

Schlage ich in dem Werke des bedeutendsten und darum zuverlässigsten aller Ethnographen Deutschlands, Oskar Peschel‘s, nach, so finde ich auf diese Frage gar keine Antwort; das war ein vorsichtiger Mann. Ratzel sagt folgendes: der Semit hat

---

[1]) *Gnosticismus und Judentum* (Krotoschin 1846, S. 99). Der sonst in diesem Zusammenhang nicht recht einleuchtende Sinn des Wortes „exoterisch“ wird durch die Herbeiziehung anderer Stellen erläutert, wo z. B. das Lesen griechischer Dichter eine „exoterische Beschäftigung“ genannt wird (S. 62).

[2]) Citiert nach Renan: *Origines du Christianisme,* I. 35.

vor dem Hamiten und dem Indogermanen die grössere Energie, wenn man will, Einseitigkeit des religiösen Empfindens voraus; die Gewaltsamkeit und Ausschliesslichkeit, kurz der Fanatismus zeichnet den Semiten aus; religiöse Ausschweifungen, bis zum Menschenopfer, sind nirgends so verbreitet; noch der Feldherr des Mahdi (1883) liess Gefangene lebendig in Kesseln braten; der Semit ist Individualist, er hängt mehr am Glauben und der Familie als am Staat; da der Semit keinen guten Soldaten abgiebt, hatte er mit fremden Söldnern seine Siege zu erfechten; vielleicht haben die Semiten in den ältesten Zeiten Grosses für die Wissenschaft geleistet, möglich ist es aber, dass diese Leistungen fremden Ursprungs sind, später jedenfalls treten sie auf diesem Gebiete ganz zurück, ihre grössten Leistungen liegen auch hier auf dem religiösen Gebiet.[1]) Mir scheint diese Charakterisierung recht zerfasert, wenig sagend und nebenbei oft falsch. Es ist ja ganz schön und gut, seine Feinde in Kesseln lebendig zu braten — von China bis zu den kunstbeflissenen Niederlanden des 16. Jahrhunderts, wo träfen wir Grausamkeit nicht an? — darin aber eine höhere „Energie des religiösen Empfindens“ zu erblicken, ist naiv, namentlich wenn man den Semiten in dieser Beziehung über den so tief religiösen und fabelhaft schöpferischen Ägypter stellt und über den Indogermanen, dessen religiöse Litteratur bei weitem die grösste der Welt ist, und dessen „religiöses Empfinden“ sich seit undenklichen Zeiten u. A. darin bekundet hat, dass Tausende und Millionen menschlicher Existenzen einzig und allein der Religion gewidmet und geopfert waren. Wenn der Brahmane in einem der ältesten Upanishads (mindestens 800 oder 1000 Jahre vor Christo)[2]) lehrt: Das Einatmen und das Ausatmen bei Tage und auch im Schlafe solle der Mensch als ununterbrochenes Opfer an die Gottheit betrachten,[3]) stellt

[1]) *Völkerkunde* II, 391; mit Benützung von Ratzel‘s eigenen Worten zusammengefasst.

[2]) Vergl. Leopold von Schröder: *Indiens Litteratur und Kultur* (1887), 20. Vorlesung.

[3]) *Kaushîtaki-Upanishad* II, 5. Deussen, die grösste lebende Autorität, giebt zu dieser Stelle folgende Glosse: der Brahmane will

das nicht die „höchste Energie des religiösen Empfindens“ dar, von der die Geschichte der Menschheit zu erzählen weiss? Und was soll das wieder heissen: der Semit ist Individualist? Soweit wir urteilen können, unterschied sich der Glaube dort, wo die Religion unter semitischen Einfluss geriet, dadurch vom indogermanischen (und vom ostasiatischen), dass er national wurde, dass das Individuum, ausser als Glied des Gemeinwesens, fast zu einer *quantité négligeable* zusammenschrumpfte (vgl. S. 247); und die pseudosemitischen Staaten haben ohne Ausnahme jegliche Freiheit des Individuums aufgehoben. Wahrer Individualismus scheint mir eher unter den Germanen daheim, als unter den semitischen Völkern; jedenfalls dürfte die Behauptung „der Semit ist Individualist“ nur mit vielen einschränkenden Vorbehalten ausgesprochen werden. — Viel tiefer geht der gründliche Christian Lassen, der mehr Seelen- als Schädelkenner war. Trotzdem seine Beurteilung des Semiten aus den vierziger Jahren datiert, wo man die Halbsemiten von dem echten Stamm noch nicht deutlich zu unterscheiden gelernt hatte, greift seine Charakteristik Momente heraus, welche den intellektuellen Kern der semitischen Persönlichkeit blosslegen. Er schreibt: „Die Anschauungsweise des Semiten ist subjektiv und egoistisch. Seine Poesie ist lyrisch, daher subjektiv, es spricht das Gemüt seine Freude und seinen Schmerz, seine Liebe und seinen Hass, seine Bewunderung und seine Verachtung aus; — — — das Epos, bei dem das Ich des Dichters vor dem Gegenstande zurücktritt, gelingt ihm nicht, noch weniger das Drama, welches eine noch vollständigere Abstreifung der eigenen Persönlichkeit bei dem Dichter erfordert.[1]) Auch die Philosophie gehört den Semiten

---

sagen: „nicht im äusseren Kultus soll die Religion bestehen, sondern darin, dass man das ganze Leben mit jedem Atemzuge in ihren Dienst stellt“ (*Sechzig Upanishad‘s des Veda,* S. 31).

[1]) Also doch Individualismus? Gewiss, doch in einem ganz anderen Sinne als beim Indogermanen. Beim Semiten steht, wie man diesen Ausführungen Lassens entnimmt, das Individuum sich selbst gewissermassen im Wege, daher sind seine wirklichen Leistungen nur kollektive, im Gegensatz zum Griechen und zum Germanen, bei

nicht; sie haben sich, und zwar nur die Araber, bei den Philosophen der Indogermanen eingemietet. Ihre Anschauungen und Vorstellungen beherrschen ihren Geist zu sehr, als dass sie sich zum Festhalten des reinen Gedankens richtig erheben und das Allgemeinere und Notwendige von ihrer eigenen Individualität und deren Zufälligkeiten trennen könnten.[1]) In seiner Religion ist der Semit selbstsüchtig und ausschliessend; Jehova ist nur der Gott der Hebräer, die ihn allein erkennen, alle anderen Götter sind absolut falsch und haben nicht den geringsten Anteil an der Wahrheit; wenn auch Allah nicht allein der Araber Gott sein will, sondern sich die ganze Welt unterwerfen soll, so ist sein Wesen ebenso egoistisch; auch er bestreitet jedem anderen Gott jedes Moment der Wahrheit, und es hilft nichts, dass du den Allah anerkennst, du kannst ihm nur wahrhaft dienen in der ausschliesslichen Form, dass Muhammed sein Prophet ist. Ihrer Lehre nach m u s s t e n die Semiten intolerant und zum Fanatismus, wie zur starren Anhänglichkeit an ihr religiöses Gesetz geneigt sein. Die Toleranz tritt am deutlichsten bei den indo-

---

denen jedes Werk den Stempel einer bestimmten Persönlichkeit, eines Individuums trägt. Genau die selbe Anschauung wie Lassen hegt auch Fr. von Schack: „Die ganze schaffende Thätigkeit der Araber trägt einen subjektiven Charakter. Überall sprechen sie vorzugsweise i h r Seelenleben aus, ziehen die Dinge der Aussenwelt in dasselbe hinein und zeigen wenig Neigung, der Wirklichkeit fest ins Auge zu sehen, um die Natur in scharfen und bestimmten Umrissen darzustellen, oder sich in die Individualität Anderer zu vertiefen und Menschen oder Lebensverhältnisse gegenständlich zu schildern. Hiernach mussten diejenigen Formen der Poesie, welche ein Heraustreten aus sich selbst und gestaltende Kraft verlangen, ihnen am fernsten liegen“ (*Poesie und Kunst der Araber* I, 99).

[1]) Über Wissenschaft speziell schreibt Grau in seinem bekannten philosemitischen Werke: *Semiten und Indogermanen* (2. Aufl., S. 33): „Die Hebräer, wie alle Semiten, sind viel zu subjektiv, als dass der reine Wissenstrieb eine Macht in ihnen werden konnte. Die Naturwissenschaft in dem objektiven Sinne, den sie bei den Indogermanen hat, mit welchem gegeben ist, dass die Natur nach ihrem eigenen Sinn und Wesen zur Geltung komme, der Mensch aber lediglich ihr Dolmetscher sei, kennen die Hebräer nicht.“ S. 50 schreibt Grau: „den Semiten liegt a l l e s O b j e k t i v e fern.“

germanischen Völkern hervor; diese Toleranz entspringt aus einer grösseren Freiheit des Gedankens, der sich nicht an die Form ausschliesslich bindet. — — Die Eigenschaften des semitischen Geistes, das leidenschaftliche Gemüt, der hartnäckige Wille, der feste Glaube an ausschliessliche Berechtigung, das ganze egoistische Wesen musste seine Besitzer für grosse und kühne Thaten im höchsten Grade tüchtig machen.“[1]) Hier geht dann Lassen zu einer Betrachtung der pseudosemitischen Staaten über, von denen er meint, diese gross angelegten Gebilde seien alle daran zu Grunde gegangen, dass „auch hier die unfügsame Willkür des starren selbstsüchtigen Willens störend eingriff.“[2]) — Mit dieser Charakterisierung ist uns wirklich etwas gegeben, fast alles sogar, nur muss sie noch geschliffen und zugespitzt werden, soll sich unserem Bewusstsein eine deutliche, allseitig durchsichtige Vorstellung aufthun. Das will ich versuchen. Lassen zeigt uns den W i l l e n als die vorherrschende Macht in der Seele des Semiten: das ist der Kern aller seiner Ausführungen. Dieser Wille fördert, zugleich aber hemmt er. Er befähigt seinen Besitzer zu grossen und kühnen Thaten; er steht ihm im Wege überall, wo der Geist zu höherer Bethätigung sich aufschwingt. Die Folge ist ein leidenschaftlicher, zu grossen Unternehmungen geneigter Charakter, gepaart mit einem Intellekt, welcher diesem Antrieb keineswegs adäquat ist, da er vor dem Ungestüm des Willens niemals zur Entfaltung gelangen kann. In diesem Menschen steht der Wille obenan, dann kommt das Gemüt, zuunterst

---

[1]) *Indische Altertumskunde* (ed. 1847), I, 414 — 416.

[2]) Interessant und wichtig ist es, festzustellen, wie das Organ des Menschengeistes, die Sprache, diesem besonderen semitischen Typus angepasst ist und ihm als Ausdruck dient. Renan schreibt: „Ein Köcher voll stählerner Pfeile, ein fest gewundenes Ankertau, eine eherne Posaune, deren wenige, gellende Töne die Luft zerreissen: das ist die hebräische Sprache. Diese Sprache ist unfähig, einen philosophischen Gedanken, ein wissenschaftliches Ergebnis, einen Zweifel, oder auch die Empfindung des Unendlichen auszusprechen. Sie kann nur wenig sagen, doch was sie sagt, ist wie das Schlagen des Hammers auf den Amboss“ (*Israël* I, 102). Ist das nicht die Sprache des hartnäckigen Willens?

steht der Verstand. Lassen legt einen besonderen Nachdruck auf den Egoismus des Semiten, immer wieder kommt er darauf zurück; bei seiner Poesie, seiner Philosophie, seiner Religion, seiner Politik, überall erblickt er ein „egoistisches Wesen“ am Werke. Das ist eine unausbleibliche Folge jener Hierarchie der Anlagen. Die Selbstsucht wurzelt im Willen; was sie vor Excessen bewahren kann, sind einzig die Gaben des Gemütes und des Verstandes — ein warmes Herz, eine tiefe Erkenntnis des Weltwesens, künstlerisch-schöpferisches Gestalten, der edle Wissensdurst. Doch, wie Lassen es andeutet, sobald der stürmische Wille mit seiner Eigensucht überwiegt, bleiben selbst schöne Anlagen verkümmert: die Religion entartet zum Fanatismus, das Denken ist Zauberei oder Willkür, die Kunst spricht nur die Liebe und den Hass des Augenblickes aus, sie ist Ausdruck, doch nicht Gestaltung, die Wissenschaft wird Industrie.

Dieser Semit wäre hiernach das rechte Gegenstück zum Hethiter: bei dem einen die schöne Harmonie eines allseitig massvoll entwickelten Wesens, zähe Beharrlichkeit des Willens vereint mit Klugheit und mit freundlicher Lebensauffassung, bei dem andern die Stimmung auf das Masslose, auf das Gewaltsame, ein Charakter mit gestörtem Gleichgewicht, in welchem die notwendigste und zugleich die gefährlichste Gabe des Menschen — der Wille — eine Ausbildung ins Ungeheuerliche erfahren hat. Wer nicht glaubt, dass die sogenannten „Rassen“ fertig vom Himmel gefallen sind, wer mit mir sich weigert, dem Wahngebild angeblicher Uranfänge Beachtung zu schenken (da das Werden nur eine Erscheinung des Seins ist, nicht umgekehrt), wird vielleicht vermuten, diese beispiellose Entwickelung der einen Fähigkeit bei entsprechender Verkümmerung der anderen sei das Werk eines vieltausendjährigen Lebens in der Wüste, wo der Intellekt ohne jegliche Nahrung blieb, das Gemüt sich nur auf einen engen Kreis erstrecken konnte, der Wille dagegen — der Wille dieses gänzlich auf sich selbst gestellten, dieses inmitten des ununterbrochenen Schweigens der Natur dennoch Tag und Nacht von Feind und Gefahr umgebenen Individuums — alle Säfte des

Leibes erheischen, alle Kräfte des Geistes ununterbrochen auf das Äusserste spannen musste. Sei dem wie ihm wolle, jedenfalls schliesst ein solcher Charakter die Möglichkeit wahrer Grösse ein. Die Überschwänglichkeit, die wir bei den Hethitern vermissten, ist hier gegeben. Und zwar sind wir jetzt, wo wir die Analyse bis ins Innere fortgesetzt haben, im Stande, den Finger auf den Punkt zu legen, wo hier einzig Grösse zu erwarten ist: offenbar einzig auf dem Gebiete des Willens und bei allen jenen Leistungen, die aus einem Vorwalten des Willens über andere Fähigkeiten erfolgen können. Jener Ibn Khaldun, welcher behauptet, der Semit „habe nicht die geringste Fähigkeit, etwas Dauerhaftes zu gründen“, lobt als unvergleichlich die Einfachheit seiner Bedürfnisse (Mangel an Phantasie), den Instinkt, der ihn eng an die Seinen bindet, von Anderen ihn scheidend (verkümmertes Gemüt), die Leichtigkeit, mit der er sich von einem Propheten in das Delirium der Begeisterung hinreissen lässt, in tiefster Demut dem göttlichen Gebote gehorchend (schlechte Urteilsfähigkeit infolge der Unentwickeltheit der Vernunft). Ich habe in diesem Satze zu jeder Behauptung lbn Khaldun's meinen Kommentar gemacht, doch nur um zu zeigen, dass eine jede der genannten Eigenschaften — Bedürfnislosigkeit, Familiensinn, Gottesglaube — in diesem Falle ein Triumph des Willens bedeutet, nicht etwa, um den Wert der Genügsamkeit, der Treue gegen die Seinen und des Gehorsams gegen Gott herabzusetzen. Es kommt aber darauf an zu u n t e r s c h e i d e n, — das ist sogar überhaupt das wichtigste Geschäft des Denkens — und um recht zu verstehen, was ein echter Semit ist, muss man einsehen lernen: dass die Bedürfnislosigkeit eines Omar, für den nichts auf der Welt Interesse bietet, nicht die selbe ist, wie die eines Immanuel Kant, der nur darum keine äusserlichen Gaben begehrt, weil sein allumfassender Geist die ganze Welt besitzt; dass die Treue gegen das eigene Blut etwas durchaus anderes ist, als z. B. die Treue jener Amoriter gegen den selbstgewählten Herrn — das eine ist lediglich eine instinktmässige Erweiterung des egoistischen Willenskreises, das andere ist eine freie Selbstbestimmung des Individuums, eine Art gelebte Dichtung;

vor allem muss man, oder vielmehr müsste man (denn ich darf nicht hoffen, es zu erleben) zwischen einem rasenden Gottesglauben und wahrer Religion unterscheiden lernen und auch Monolatrie mit Monotheismus nicht verwechseln. Das hindert durchaus nicht, die spezifisch semitische Grösse anzuerkennen. Mag der Mohammedanismus auch die schlechteste aller Religionen sein, wie Schopenhauer behauptet, wen durchschauerte es nicht mit fast unheimlicher Bewunderung, wenn er einen Mohammedaner in den Tod gehen sieht, so gelassen, als ginge er spazieren? Und diese Macht des semitischen Willens ist so gross, dass sie sich, wie im genannten Falle, Völkern aufzwingt, die nicht einen Tropfen arabischen Blutes in den Adern haben. Durch die Berührung dieses Willens wird der Mensch umgewandelt: es liegt in ihm eine derartige Suggestionskraft, dass sie uns fasciniert wie das Auge der Schlange den Vogel und wir auf ihr Gebot das Singen und das Fliegen plötzlich verlernen. Und so wurde denn der Semit eine Macht ersten Ranges in der Weltgeschichte. Gleich einer blinden Naturkraft — denn der Wille ist blind — stürzte er sich auf andere Völker: er verschwand in ihnen, sie nahmen ihn auf; man sah wohl, was diese Völker ihm gegeben hatten, doch nicht was er ihnen; denn was er gegeben, besass keine Physiognomie, keine Gestalt, es war nur Wille: eine erhöhte Energie (was oft zu grossen Leistungen anregte), eine schwer zu beherrschende Erregbarkeit und einen unstillbaren Durst nach Besitz (was oft den Untergang herbeiführte), kurz, eine bestimmte Willensrichtung; überall, wo er sich niederliess, hatte der Semit zunächst nur das Vorhandene angenommen und sich assimiliert, den Charakter der Völker hatte er aber geändert.

Homo judaeus

Wie flüchtig dieser Versuch, einige unterscheidende Merkmale der Hethiter, der Amoriter und der Semiten scharf zu beleuchten, auch sein mag, ich glaube doch, dass er zu einer vernünftigen, wahrheitsgemässen Erkenntnis des israelitischen und jüdischen Charakters beitragen wird. An ein derartiges Beginnen darf man überhaupt nur mit Bescheidenheit und voller Entsagung gehen. Jedenfalls werden deutliche Bilder von lebendigen Me-

schen und ihren Thaten uns zu einer farbenreicheren Vorstellung verhelfen als Zahlen, und Zahlen sind schon besser als Phrasen. Mit jedem Schritt müssen wir aber behutsamer werden, und blicken wir jetzt auf jene Zahlen zurück, so werden wir nicht geneigt sein, den Israeliten nach Prozentsätzen aus Semiten, Amoritern und Hethitern zu „konstruieren“, etwa wie der Koch eine Mehlspeise nach einem Recept macht, das wäre Kinderei. Dennoch rückt durch jene Betrachtung Manches unserem Verstande menschlich näher. Was z. B. in einem Nationalcharakter unlösbarer Widerspruch ist — und an solchen Widersprüchen ist das jüdische Volk reicher als irgend ein anderes — wirkt zunächst verwirrend, oft geradezu beunruhigend; doch verliert sich dieser Eindruck, wenn wir die organische Ursache des Widerspruchs kennen. So leuchtet es ohne Weiteres ein, dass aus der Vermengung von Hebräern und Hethitern widerspruchsvolle Tendenzen erfolgen mussten: denn, während die Hebräer sich den Hethitern physisch aufpfropften, wurde ihnen, den Hebräern, eine Kultur eingeimpft, die ihnen moralisch und intellektuell nicht angehörte, die nicht naturgemäss aus ihrer eigenen Not, aus einer erfinderischen Fülle des eigenen Geistes hervorgegangen war; es war Besitzergreifung im Gegensatz zu organischer Angehörigkeit. Zwar erwarben sich die Hebräer einen wirklichen Besitztitel an dieser Kultur, indem sie das Blut des schöpferischen Hethitervolkes in das ihre aufnahmen und Israeliten wurden; doch gerade hierdurch war fortan Gegensatz und innerer Zwist gegeben: die zwei Typen waren zu grundverschieden, um ganz ineinander aufgehen zu können, was sich besonders deutlich in dem bald hervortretenden Gegensatz zwischen Juda und Israel kundthat; im Norden nämlich prädominierte der syrische Mensch und war die Vermischung eine viel gründlichere und schnellere gewesen,[1]) im Süden dagegen wogen die Amoriter vor und fand eine fast unaufhörliche Einsickerung echten semitischen Blutes aus Arabien statt. Was hier zwischen Stamm und Stamm sich

---

[1]) Die Hethiter waren im Norden zahlreicher, die Amoriter im Süden (siehe Sayce: *Hittites;* pag. 13 und 17).

ereignete, wiederholte sich innerhalb des engeren Verbandes: so lange Jerusalem stand, sehen wir ununterbrochen die mattgläubigen, weltsüchtigen Elemente ausscheiden, sie flüchten förmlich aus der Heimat des strengen Gesetzes und des schmucklosen Lebens. Das selbe Phänomen währt heute noch, nur nicht so sichtbar. Ich glaube nicht, dass es Künstelei ist, wenn wir hierin den dauernden Einfluss einerseits des *Homo syriacus,* andrerseits des *Homo arabicus* erblicken.

Andere Betrachtungen dieser Art über die Beiträge der verschiedenen Typen zu der Bildung dieser besonderen Menschenrasse überlasse ich dem Leser und wende mich gleich dem wichtigsten Punkt zu — d e m E i n f l u s s d e s s e m i t i s c h e n G e i s t e s a u f d i e R e l i g i o n. Offenbar ist das die Kernfrage, um die Entstehung des Judentums und seinen Charakter zu verstehen; und während die besondere Befähigung für Geschäfte vielleicht eher ein hethitisches als ein semitisches Erbstück ist, dürfte in religiöser Hinsicht das semitische Element stark vorwiegen.[1]) Ich behandle diesen Gegenstand lieber gleich

---

[1]) Einen Beweis bezüglich des Geschäftlichen liefern uns die Armenier, in deren Adern das „alarodische“, d. h. syrische Blut in bedeutend stärkerem Prozentsatz fliesst (etwa 80% nach einer brieflichen Mitteilung des Herrn Professor Hueppe), sonst aber nur indoeuropäisches, phrygisches, nicht semitisches, und die — ausser der charakteristischen „Judennase“, jenes hethitischen Erbstückes — die selbe Habgier, die selbe geschäftliche Schlauheit und die selbe leidenschaftliche Vorliebe für Wucher wie die Juden, alles aber in noch stärkerem Grade an den Tag legen, so dass man in der Levante zu sagen pflegt: ein Armenier wiegt drei Juden auf. Interessante Mitteilungen über den Charakter der Armenier, namentlich auch über ihr Genie für das Intriguieren und Aufwiegeln, findet man aus neuester Zeit in David Hogarth: *A wandering scholar in the Levant* (1896 p. 147 fg.). Allerdings schildert Burckhardt in seinem berühmten Buche *Über die Beduinen und Wahaby* (Weimar 1831) die echten Semiten ebenfalls als arge, überschlaue Geschäftsleute: „In ihren Privatkäufen betrügen die Araber einander, so viel es nur immer gehen will“, sagt er, „auch Wucher treiben sie, wo es nur immer Gelegenheit dazu giebt“ (S. 149, 154). Doch hat Burckhardt, als er noch weitere Jahre bei den Beduinen gelebt hatte, sein Urteil dahin präcisiert, dass zwar die „Gier nach Gewinn“ einen Hauptzug

hier und von dem allgemeinen Standpunkte aus, als später, wo die jüdische Religion als besondere Erscheinung uns beschäftigen wird; denn der weitere Horizont wird einen weiteren Überblick gestatten, und fragen wir uns, wie wirkt überall und notwendigerweise auf das religiöse Empfinden der Völker der besondere semitische Geist, dessen Wesen wir nunmehr in der Vorherrschaft des Willens erkannt haben, so wird die Antwort uns sowohl über den vorliegenden Fall Aufschluss geben, wie auch zugleich unsere weitere Aufgabe im Verlauf dieses ganzen Werkes ungemein erleichtern. Denn es handelt sich um eine noch heute in unserer Mitte wirkende Kraft, die vermutlich noch in künftigen, fernen Jahrhunderten ihren Einfluss geltend machen wird, und die wir durch die alleinige Betrachtung des beschränkten, spezifischen Judentums nicht ergründen können.

Exkurs über semitische Religion

Ich sagte, der Semit habe den Charakter der Völker geändert. Die Veränderung des Charakters zeigt sich am deutlichsten auf dem Gebiete der Religion. Fällt es uns sonst schwer, die Beteiligung des spezifisch semitischen Geistes in den Mischvölkern herauszulösen, so sehen wir ihn hier unverkennbar deutlich am Werke; denn hier dehnt sich sein tyrannischer Wille zu kosmi-

---

ihres Charakters ausmache, doch die Neigung zum Betrug erst durch die Berührung mit den Städten und der dort ansässigen Gaunerbevölkerung entstehe (S. 292). Wer lügt, hat bei ihnen die Ehre verloren (S. 296), und Burckhardt darf behaupten: „mit allen ihren Fehlern sind die Beduinen eine der edelsten Nationen, mit welchen ich je bekannt zu werden Gelegenheit hatte“ (288). — In Bezug auf diese nicht unwichtige Frage sind die neuesten Erfahrungen der Franzosen in Algier von Interesse: die Kabylen kehren gern zur Civilisation zurück, wogegen die rein arabischen Stämme für sie wenig empfänglich sind und von der Welt Freiheit fordern, weiter nichts; sie erweisen sich als ein durch und durch antikulturelles Element. Schenken ist ihnen lieber als Verkaufen, Rauben lieber als Erfeilschen, jedem Gesetz ziehen sie die Ungebundenheit vor. In allen diesen Dingen ist der Kontrast zu den Hethitern, wie sie in der Geschichte uns entgegentreten, sehr auffallend. Der masslose Wille des Semiten, jene Gier nach Gewinn, von welcher Burckhardt spricht, wird die syrische Anlage für kaufmännische Geschäfte sehr verschärft haben, nichtsdestoweniger scheint diese Anlage selbst ein syrisches, nicht ein semitisches Erbstück zu sein.

schen Dimensionen aus und verwandelt die ganze Auffassung von „Religion“. Schopenhauer sagt einmal: „Religion ist die Metaphysik des Volkes“; nun denke man sich, wie die Religion von Menschen aussehen mag, für die der absolute Mangel an jeder metaphysischen Regung, an jeder philosophischen Anlage ein grundlegendes Kennzeichen ist![1]) Dieser eine Satz enthüllt die tiefe Gegensätzlichkeit zwischen Semit und Indoeuropäer. Es wäre unerklärlich, wie man im Semiten den religiösen Menschen κατ' ἐξόχην [katexochen] erblicken kann, wenn wir nicht noch heute im dichten Nebel historisch ererbter Vorurteile und Aberglauben lebten; sicher ist jedenfalls, dass, wo semitischer Einfluss hindrang, die Auffassung dessen, was Religion ist, eine tiefe Umwandlung erlitt.[2]) Denn überall sonst auf der ganzen Welt, selbst bei den wilden Völkern, ist die Religion mit Geheimnisvollem durchwebt. Plato meint, die Seele werde im Jenseits „in ein Geheimnis geweiht, welches man wohl das allerseligste nennen könne“;[3]) Jesus Christus sagt von der Lehre, welche seine ganze Religion einbegreift, sie sei ein „Geheimnis“.[4]) Was hier den höchsten Ausdruck fand, treffen wir aber auf allen Stufen der menschlichen Hierarchie an, mit Ausnahme der semitischen. Schopenhauer nennt das, von seinem Standpunkt als Philosoph aus, „Metaphysik“; wir dürfen, glaube ich, einfach sagen, dass der Mensch überall auf unlösbare Widersprüche stösst (Widersprüche im Gemütsleben ebenso wie im Denken); dadurch aufmerksam gemacht, ahnt er, dass sein Verstand nur einem Bruchteil des Seins adäquat ist, er ahnt, dass das, was seine fünf Sinne ihm vermitteln und was seine kombinierende Logik daraus konstruiert, weder das Wesen der Welt ausser ihm, noch sein eigenes Wesen erschöpfe; er errät neben dem wahrnehmbaren Kosmos einen unwahrnehmbaren, neben dem denkbaren einen undenkbaren, die einfache

---

[1]) Renan, *Histoire des langues sémitiques,* p. 18: *„L'abstraction est inconnue dans les langues sémitiques, la métaphysique impossible.“*

[2]) Siehe S. 220 u. fg.

[3]) *Phaidros* 250.

[4]) Siehe S. 199.

Welt erweitert sich zum „Doppelreich".[1]) Schon der Anblick des Todes weist ihn auf eine unbekannte Welt, und die Geburt mutet ihn an wie eine Botschaft aus dem selben Reiche. Auf Schritt und Tritt begegnen wir nur „Wundern"; das grösste sind wir uns selber. Wie naiv der Wilde sich wundert und überall ein Ausserweltliches vermutet, ist von vielen Reisenden geschildert worden und daher allbekannt; von Goethe andrerseits, vielleicht dem feinst organisierten Gehirn, welches die Menschheit bisher hervorbrachte, sagt Carlyle: „Vor seinem Auge liegt die ganze Welt ausgebreitet, durchsichtig, als wäre sie zu Glas verschmolzen, doch allseitig umgeben vom W u n d e r, alles Natürliche in Wahrheit ein Übernatürliches;"[2]) und Voltaire, der angebliche Spötter, beschliesst seine naturwissenschaftlichen Untersuchungen mit den Worten: *„Pour peu qu'on creuse, on trouve une abîme infini"*. So reichen sich die Menschen die Hände von der untersten Stufe bis zur obersten: die lebendige Empfindung eines grossen Weltgeheimnisses, die Ahnung, dass das Natürliche „übernatürlich" sei, ist Allen gemeinsam, sie vereinigt den Australneger mit einem Newton und einem Goethe. Einzig der Semit steht abseits. Von dem Wüstenaraber sagt Renan: „Kein Mensch der Welt ist der Mystik so wenig zugänglich wie dieser, kein Mensch so wenig zur Betrachtung und zur Andacht gestimmt. Gott ist Schöpfer der Welt, er hat sie gemacht, das genügt ihm als Erklärung."[3]) Es ist dies der pure Materialismus im Gegensatz zu dem, was andere Menschen Religion nennen, worunter sie alle ein Unausdenkbares, Unaussprechbares verstehen. So rühmt denn auch Montefiore von der Religion seiner Väter, in welcher semitischer Religionsdrang seine höchste,

---

[1]) *Faust,* zweiter Teil, I. Akt, Faustens letzte Worte.

[2]) In dem Aufsatz *Goethe's Works,* gegen Schluss.

[3]) *L'islamisme et la science,* p. 380. Hier liegt offenbar ein geistiges Manco vor, was auch Renan an anderer Stelle zugiebt, wo er berichtet: „Den semitischen Völkern geht die fragende Wissbegierde fast gänzlich ab; n i c h t s e r r e g t b e i i h n e n S t a u n e n" (*Langues sémitiques,*p. 10). Nach Hume ist das Fehlen des Staunens das charakteristische Merkmal geringer intellektueller Begabung.

durchgebildetste Form gefunden hat, sie enthalte nichts Esoterisches, nicht die geringste innere Unbegreiflichkeit; daher komme es, dass diese Religion, die weder Aberglauben noch Geheimnis kenne, die Lehrmeisterin der Völker geworden sei.[1]) Der selbe jüdische Autor wird nicht müde, voll Bewunderung hervorzuheben, die Semiten hätten nie etwas von Sündenfall, von Rechtfertigung durch den Glauben, von Erlösung, von Gnade gewusst;[2]) womit er jedoch nur zeigt, dass sie das, was die übrige Welt Religion nennt, kaum ahnen. In Dr. Ludwig Philippson's *Israelitische Religionslehre* (Leipzig 1861), einer orthodox jüdischen, „der Zukunft der israelitischen Religion" gewidmeten Darstellung, wird als eines der drei „unterscheidenden Merkmale" dieser Religion der Satz hingestellt: „Die israelitische Religion hat und kennt keine Geheimnisse, keine Mysterien" (I, 34). Ebenso gesteht einmal Renan in einer Anwandlung rücksichtsloser Aufrichtigkeit: „Der semitische Gottesglaube (Monotheismus) ist in Wirklichkeit die Frucht einer Menschenrasse, deren religiöse Bedürfnisse sehr gering sind. Er b e d e u t e t e i n M i n i m u m a n R e l i g i o n."[3]) Ein grosses, wahres Wort, welches nur darum seine Wirkung verfehlt hat, weil Renan nicht zeigte, inwiefern und aus welchem zwingenden Grunde der wegen der Glut seines Glaubens berühmte Semit dennoch nur ein Minimum an wahrer Religion besitzt. Die Erklärung liegt offen vor uns: wo Verstand und Phantasie vom blinden Willen unterjocht sind, da kann, da darf es kein Wunder geben, nichts Unerreichbares, keinen „Weg ins Unbetretene, nicht zu Betretende",[4]) nichts, was die Hand nicht ergreifen und der Augenblick (sei es auch

---

[1]) Vergl. *Religion of the ancient Hebrews,* p. 160.

[2]) A. a. O., namentlich S. 514, 524 und 544, aber auch an vielen anderen Orten.

[3]) *Nouvelles considérations sur les peuples sémitiques* (Journal Asiatique 1859, p. 254). Auch Robertson Smith: *The Prophets of Israel,* p. 33, bezeugt, der echte Semit habe „wenig Religion".

[4]) Oder wie die *Brihadâranyaka — Upanishad* die selbe Vorstellung wiedergiebt: „die Wegspur des Weltalls, der man nachzugehen hat, um a u s d e m T e i l i n s g a n z e W e l t a l l zu gelangen (1, 4, 7).

nur als klar vorstellbare Hoffnung) nicht besitzen kann. Selbst ein so hoher Geist wie Deuterojesaia betrachtet den religiösen Glauben als etwas, was auf empirischer Grundlage ruhe und durch ein gewissermassen gerichtliches Verfahren geprüft werden könne: „Lasst die Heiden Zeugen stellen und b e w e i s e n, so wird man es hören und sagen: es ist die Wahrheit“ (XLIII, 9). Genau das selbe lesen wir in der zweiten Sura des *Koran:* „Rufet eure Zeugen, wenn ihr wahr sprechet.“ Der oben angeführte heutige jüdische Religionslehrer Philippson setzt ausführlich auseinander, der Jude glaube einzig und allein das, w a s e r m i t A u g e n g e s e h e n h a b e, ein „blinder Glaube“ sei ihm unbekannt, und in einer langen Anmerkung führt er sämtliche Stellen der Bibel an, in welchen von „Glauben an Gott“ die Rede ist, und behauptet, dieser Ausdruck komme ausnahmslos nur dort vor, wo „von voraufgegangenen sichtbaren Erweisen gehandelt ist“.[1]) Immer also handelt es sich um äussere Erfahrung, nicht um innere; immer sind die Vorstellungen durchaus konkrete, materielle; wie Montefiore uns versichert, selbst in der ausgebildeten jüdischen Religion giebt es nichts, was nicht der dümmste Mensch sofort verstünde und bis auf den Boden ausdenken könnte; sobald Einer ein Mysterium ahnt, sobald er z. B. in der Schöpfungsgeschichte Symbolik vermutet, ist er ein Ketzer und verfällt dem Henker;[2]) selbst die möglichst materialisierte Schöpfungsgeschichte des Buches *Genesis* ist ein so offenbar fremdes, entlehntes Gut, dass sie inmitten der israelitischen Tradition vollkommen isoliert und ohne wirkliche Beziehung auf sie bleibt.[3]) Der Wille führt eben den Verstand und die Phantasie an kurzen Ketten. Daher schlägt der ungläubig gewordene Semit sofort in den Atheisten um; ein Geheimnis, ein Mysterium gab es ja ohnehin nicht: ist nicht Allah der Schöpfer, so ist es die Materie; als

---

[1]) Philippson: *Israelitische Religionslehre,* I, 35 fg.

[2]) Siehe z. B. in Graetz: *Gnosticismus und Judentum,* den Abschnitt über Ben Soma.

[3]) Ausführlich behandelt von Renan: *Langues sémitiques,* p. 482 suiv., siehe auch die Anmerkung auf S. 485, und mein Citat aus Darmesteter, S. 399, Anm. 2. Vergl. auch das Vorwort zur 4. Aufl. dieses Buches.

Welterklärung ist zwischen beiden Annahmen kaum der Schatten eines Unterschiedes, denn bei keiner von beiden fühlt sich der Semit in Gegenwart eines unlösbaren Rätsels, eines übermenschlichen Geheimnisses.

Wollen wir aber den Einfluss semitischen Wesens auf die Religion überblicken, so dürfen wir nicht bloss von Verstehen und Nichtverstehen, von der Empfindung und der Nichtempfindung des Geheimnisses reden; es muss ebenfalls des gestaltenden Einflusses der Phantasie, jener „allverschwisternden Himmelsgenossin“ (wie Novalis sie nennt), gedacht werden. Die Phantasie ist die Magd der Religion, sie ist die grosse Vermittlerin; geboren, wie Shakespeare sagt, aus der Ehe des Kopfes und des Herzens, bewegt sie sich auf der Grenze des Goethe‘schen „Doppelreiches“ und setzt somit die eine Hälfte mit der andern in Verbindung: ihre Gestalten bedeuten mehr als das blosse Auge daran erblickt, ihre Worte künden mehr als das blosse Ohr vernimmt. Sie vermag es nicht, das Unerschlossene zu erschliessen, doch stellt sie die Maja vor uns hin und überzeugt unsere Augen, dass ihr Schleier nicht gelüftet werden kann. Die Symbolik, als notwendige Sprache des unaussprechbaren Weltgeheimnisses, ist ihr Werk; Plato nennt diese Sprache ein Schwimmbrett, das uns den Lebensstrom hinunterträgt; sie ist ebenso allgemein verbreitet wie die Empfindung dieses Geheimnisses, ihr Vokabularium so verschieden wie die Kulturstufen und die Himmelsstriche. So z. B. haben die Samoaner das unergründliche und doch von ihnen, wie man sieht, so unmittelbar empfundene Mysterium der Allgegenwart Gottes sich folgendermassen versinnbildlicht. Sie stellen sich den Körper ihres Gottes Saveasiuleo als aus zwei trennbaren Teilen bestehend vor; der obere, menschlich gestaltete Teil (der eigentliche Gott) weilt im „Hause der Geister“, bei den Verstorbenen, der untere Teil ist ein ungeheuer langes, seeschlangenartiges Gebilde, das sich um alle Inseln des grossen Meeres schlingt, aufmerksam auf das, was die Menschen thun.[1]) Freilich ist es ein weiter Weg von einer verhältnismässig

[1]) E. B. Tylor: *Die Anfänge der Kultur,* deutsch von Spengel und Poske, 1873, II, 309.

so rohen Phantasie bis zu der christlich-theologischen Vorstellung der Allgegenwart Gottes, und noch weiter liegt sie von dem transscendentalen Idealismus, der einem Çankara zur Vorstellung des selben Geheimnisses dient, doch kann ich einen grundsätzlichen Unterschied nicht erblicken. Ausserdem sehen wir an anderen Beispielen, wie diese Bethätigung der Imagination bei religiösen Vorstellungen überall nach und nach zu sehr geklärten Ideen führt. Tylor, dieser so vorsichtige, zuverlässige Gelehrte, behauptet, dass es wahrscheinlich auf dem ganzen afrikanischen Kontinent, von den Hottentotten bis zu den Berbern, keinen Stamm gebe, der nicht an eine oberste Gottheit glaube, und er zeigt, wie diese Auffassung sich allmählich aus dem einfachen Animismus herausbilde. Doch finden es die meisten, so z. B. die Neger der Goldküste, unwürdig, den grossen Weltgeist mit den geringfügigen irdischen Angelegenheiten beschäftigt zu denken; nur selten, meinen sie, greife er in diese ein. Ein anderer Stamm, der der Yorubas (auf einer merklich höheren Kulturstufe stehende Neger von der Sklavenküste) lehrt: „Niemand kann sich Gott direkt nähern, sondern der Allmächtige selbst hat Fürsprecher und Mittler zwischen ihm und dem Menschengeschlechte eingesetzt. Gott bringt man keine Opfer dar, weil er nichts bedarf, dagegen die Mittler, die den Menschen sehr ähnlich sind, werden durch Geschenke an Schafen, Tauben und anderen Dingen erfreut“.[1]) Das dünkt mich schon eine recht hochgeartete „Volksmetaphysik“, eine Religion, die Achtung verdient. Andrerseits wissen wir, wie die reichste Mythologie der Welt, die der indischen Arier, schon in den urältesten Hymnen (vor der Einwanderung nach Indien) lehrte: „Die vielen Götter sind ein einziges Wesen, das unter verschiedenen Namen verehrt wird“,[2]) und wie diese Mythologie später zur erhabensten Vorstellung des Eingottes im Brahman führte, überhaupt zu einer wunderbar erhabenen, wenn auch einseitigen und darum unterlegenen Religion;

---

[1]) Tylor: a. a. O., S. 348, 349.
[2]) *Rigveda,* I, 164, 46 (citiert nach Barth: *Religions de l'Inde,* p. 23).

ferner wissen wir, wie aus der gemeinsamen Wurzel jener ewig blühende Garten des hellenischen Olymps und jene bewunderungswürdige Sittenlehre des Avesta und des Zoroaster hervorwuchs; wir wissen endlich, wie alle diese Dinge, vereint mit den daran geknüpften metaphysischen Spekulationen und mit der stets weiter gestaltenden Not unseres angeborenen schöpferischen Triebes, das Christentum vor dem Schicksal retteten, ein blosser Annex des Judentums zu werden, wie sie ihm mythischen (d. h. unerschöpflichen) Inhalt und Augenzauber verliehen, wie sie es mit den tiefsten Symbolen indoeuropäischen Sinnes verquickten und zu einem heiligen Gefäss für die Geheimnisse des Menschenherzens und des Menschenhirns gestalteten, zu einem „Weg ins Unbetretene, nicht zu Betretende", zu einer „Wegspur des Weltalls".[1]) Über die Bedeutung der Phantasie für die Religion kann demnach kein Zweifel bestehen. Sollen wir nun sagen, der Semit besitze gar keine Phantasie? Alle solche absolute Behauptungen sind falsch; zwingt auch die notwendige Kürze des geschriebenen Gedankens häufig zu dieser Form, so darf wohl vorausgesetzt werden, dass der Leser die nötige Korrektur automatisch ausführt. Der Semit ist ein Mensch wie andere; es handelt sich lediglich um Gradunterschiede, die aber allerdings in diesem Falle, dank dem extremen Charakter dieses menschlichen Typus, der Grenze des absoluten Ja und Nein, des Sein oder Nichtsein nahekommen. Alle, die überhaupt das Recht haben, mitzureden, bezeugen nämlich einstimmig, dass der Mangel an Phantasie, oder sagen wir, die Armut der Phantasie ein Grundzug des Semiten sei. Ich habe schon wichtige Belege gebracht, z. B. die Ausführungen Lassen's, und könnte noch viele hinzufügen, doch die Frage verdient keine Diskussion mehr: der Mohammedanismus und das Judentum sind genügende Beweise; was man uns vom Beduinen erzählt,[2]) zeigt uns nur den Ursprung dieser Armut. Wie Renan sehr glücklich sagt: *„le sémite a l'imagination comprimante",* d. h. seine Phantasie wirkt beengend, einschnürend,

[1]) Über die Mythologie im Christentum, siehe Kap. 7.
[2]) Siehe S. 404.

verschmächtigend; ein grosser Gedanke, ein tief symbolisches Bild kommt klein und dünn, „plattgeschlagen“, der weithin reichenden Bedeutung beraubt, aus seinem Gehirn wieder heraus. „Unter den Händen der Semiten wurden die Mythologien, die sie fremden Völkern entlehnten, zu flachen historischen Berichten.“[1]) „Die Entfärbung der Mythen ist gleichbedeutend mit ihrer Hebraisierung“, sagt Wellhausen.[2]) Und nicht allein besassen die Semiten wenig schöpferische Phantasie, sondern sie unterdrückten systematisch jede derartige Regung. Ebenso wie der Mensch nicht denken, nicht sich wundern soll, ebenso soll er sich auch nichts vorstellen. Jeglicher Versuch, sich Übermenschliches vorzustellen, ist Götzendienst; der Saveasiuleo der Samoaner ist ein Götze, die Sixtinische Madonna Raffael‘s ein Götze, das Symbol des Kreuzes ein Götze.[3]) Ich werde hier nicht wiederholen, was ich in einem früheren Kapitel über diesen besonderen Gegenstand vorgebracht habe, ich bitte aber, es nachzulesen (S. 230 fg.). Dort habe ich versucht, klar zu machen, warum der Semit diese Auffassung besitzen m u s s t e, wie die Glut und die besondere Art seines aus dem Willen entsprungenen Glaubens sie ihm aufzwang; ich wies auch darauf hin, wie der Semit überall, wo er diesem Gesetz seiner Natur trotzte (wie in Phönicien) selber der gräulichste Götzenanbeter wurde und vielleicht der einzige echte Götzenanbeter, von dem die Menschheit zu erzählen weiss. Denn während der Inder die Verneinung des Willens, Christus dessen „Umkehr“ lehrte, ist für den Semiten ganz im Gegenteil Religion die Vergötterung seines Willens, dessen glühendste, massloseste, rasendste Behauptung. Hätte er nicht diesen Glauben, der ihn zum Protagonisten der fanatischen Intoleranz und zugleich zum Muster aller Dulder macht, er hätte gar keine Religion, fast gar keine; daher die ewig wiederkehrende Mahnung seiner Gesetzgeber gegen „gegossene Götter“.

---

[1]) Renan: *Israël* I, 49, 77, 78.

[2]) *Prolegomena,* 4. Ausg., S. 321.

[3]) Dass das Kreuz den Götzen des Heidentums gleich zu achten sei, sagt Prof. Graetz ausdrücklich: *Volkstümliche Geschichte der Juden* II, 218.

Aus diesen Ausführungen ergiebt sich zunächst Folgendes: der Semit verbannt aus der Religion das gedankenvolle Verwundern, jedes Gefühl eines übermenschlichen Geheimnisses, er verbannt ebenfalls die schöpferische Phantasie; von beiden duldet er nur das durchaus unentbehrliche Minimum, jenes „Minimum an Religion“, von dem Renan sprach. Wo also semitischer Einfluss sich geltend macht, sei es durch physische Vermengung (wie bei den Juden), sei es durch die blosse Macht der Idee (wie im Christentum), werden wir diesen beiden charakteristischen Bestrebungen begegnen. Beide kann man in ein einziges Wort zusammenfassen: M a t e r i a l i s m u s. Einer der gewaltigsten Denker, die je gelebt, dessen Denken ausserdem eine symbolische Plastizität besass, die beispiellos, selbst von Plato unerreicht dasteht, so dass seine Weltanschauung in mancher Beziehung mit Religion verwandt erscheint, Schopenhauer, hat als Metaphysiker den Satz aufgestellt: „die Materie ist die blosse Sichtbarkeit des Willens… was in der Erscheinung, d. h. für die Vorstellung, Materie ist, das ist an sich selbst Wille.“[1]) Ich will hier keine Metaphysik treiben, auch nicht Schopenhauer‘s spekulative Symbolik vertreten; auffallend aber ist es, wie auf dem Gebiete der rein empirischen Psychologie ein analoges Verhältnis sich unentrinnbar behauptet. Wo der Wille den fragenden Verstand und das phantasiereiche Gemüt geknechtet hat, da kann es keine andere Lebensanschauung und keine andere Weltanschauung geben, als die materialistische. Ich gebrauche das Wort nicht in einem wegwerfenden Sinne, ich leugne nicht die Vorteile des Materialismus, ich bestreite nicht, dass er mit Moral vereinbar sei: ich konstatiere einfach eine Thatsache. Unverfälschter Materialismus ist die religiöse Lehre des Arabers Mohammed, eben-

[1]) Die *Welt als Wille und Vorstellung,* 2. Band, 2. Buch, Kap. 24. In gar keinem Zusammenhang hiermit, doch immerhin interessant als eine Widerspiegelung der selben Erkenntnis, ist die Lehre der Sâmkhya-Philosophie (des rationalistischen Systems der brahmanischen Inder), wonach das Wollen keine geistige, sondern eine physische Funktion sei. (vergl. Garbe: *Die Sâmkhya-Philosophie,* S. 251).

sowohl die augenblicklichen Vorgänge der Offenbarungen Gottes an ihn, wie sein Paradies mit Essen und Trinken und schönen Houris; unverfälschter Materialismus ist der Kontrakt, welchen Jakob mit Jahve (nach *Gen.* XXVIII, 20—22) eingeht, in welchem er fünf Bedingungen, oder, wie der Jurist sagen würde, Stipulationen festsetzt und dann schliesst: so du das thust, sollst du mein Gott sein. Die ganze Schöpfungsgeschichte der *Genesis* — die in ähnlicher Fassung alle Hebräer und, wie es scheint, alle syrischen Semiten, sowie auch die babylonischen besassen —[1]) ist reiner Materialismus; sie war es ursprünglich nicht, sondern war die mythisch-symbolische Vorstellung eines mit Phantasie begabten Volkes (vermutlich der Sumero-Akkadier), doch, wie Renan uns soeben belehrte, der Mythus wird unter den Händen der Semiten zu historischer Chronik.[2]) Von all den tiefen Ideen, welche sinnende und sinnige Gemüter in diese Erzählung hineingeheimnisst hatten, merkten die Semiten gar nichts, so rein gar nichts, dass die Juden z. B. die Vorstellung eines bösen Geistes, dem guten entgegengesetzt, erst während der babylonischen Gefangenschaft durch Zoroaster kennen lernten; bis dahin hatten sie

[1]) Vergl. Gunkel: *Handkommentar zur Genesis,* S. XLI fg.

[2]) Von der hervorragenden Phantasie der Sumero-Akkadier zeugen ihre wissenschaftlichen Leistungen, ausserdem soll aber ihre Sprache auf eine ganz besondere Neigung zur Abstraktion schliessen lassen, denn sie ist reicher an abstrakten Begriffen als an *nomina concreta* (siehe Delitzsch: *Die Entstehung des ältesten Schriftsystems* 1898, S. 118). Ein direkterer Gegensatz zur semitischen Anlage ist undenkbar; man stellt sich leicht vor, welche Verballhornung die sumerischen Theorien der Schöpfung unter israelitischen Händen mögen erlitten haben. — Es wird aber immer wahrscheinlicher, dass diese ganze Mythologie von altarischen Vorstellungen durchtränkt ist, wozu z. B. der Weltbaum, die Sintflut, die Gottheit im Wasser (woher die Taufe), die Versuchungsgeschichten u. s. w., gehören. Prof. Otto Franke (Königsberg) schreibt in der *Deutschen Literaturzeitung,* 1901, Nr. 44, Kolumne 2763 ff.: „Überall stehen derartige Stücke in der semitischen Überlieferung vereinzelt und fremdartig in fremder Umgebung, bilden hingegen organische Glieder ganzer Gedankensysteme bei den Ariern; sie sind oft dürr und schematisch bei den Semiten, während sie bei den Ariern als überschäumende Bäche aus lebendig sprudelnden Quellen hervorströmen."

in der Schlange ihrer Bibel eben lediglich eine Schlange erblickt![1]) Was sage ich, sie hätten keine Vorstellung eines bösen Prinzips gehabt? Trotz ihres Buches der *Genesis,* Kap. 1 und 2, war den Israeliten auch die Idee eines G o t t e s, Schöpfers des Himmels und der Erde, bis zum babylonischen Exil g ä n z l i c h u n b e k a n n t! Der Gedanke taucht zum erstenmal im sogenannten Deutero-Jesaia auf. (Siehe Kap. XL bis LVI des Buches *Jesaia.*) Dem wirklichen Jesaia, sowie Jeremia, war die Vorstellung noch fremd.[2]) Die in der *Genesis* enthaltenen phantastisch-wissenschaftlichen Ideen über die Entstehung der organischen Welt, der tiefsinnige Mythus des Sündenfalls, die Vermutung über die Entwickelung der Menschheit bis zur ersten Organisierung der Gesellschaft.... das war jetzt alles „Geschichte", wodurch es zugleich jede Bedeutung als religiöser Mythus verlor; denn der Mythus ist elastisch, unerschöpflich, wogegen hier eine einfache C h r o n i k von Thatsachen, eine Aufzählung geschehener Begebnisse vorliegt.[3]) Das ist Ma-

[1]) Vergl. Montefiore a. a. O., S. 453. Wie tief im Organismus der Semiten diese Unfähigkeit begründet liegt, ersehen wir daraus, dass ein Mann wie James Darmesteter, einer der am meisten genannten Orientalisten des 19. Jahrhunderts, ein Mann von universeller Gelehrsamkeit, im Jahre des Heils 1882 schreiben konnte: „Die biblische Kosmogonie, aus fremder Quelle hastig entlehnt, sowie alle ihre Erzählungen von Äpfeln und Schlangen, über welche die Geschlechter der Christen schlaflose Nächte verbrachten, haben unseren israelitischen Doktoren niemals die geringste Qual verursacht, noch ihr Denken beschäftigt." Ein tieferes Verständnis hat seine Gelehrsamkeit diesem durchaus freidenkerischen Juden — „einem ehrlichen Juden", wie Shakespeare gesagt hätte — nicht geben können; und so dürfen wir wohl lächeln, wenn er uns, nachdem er die Äpfel abgethan hat, belehrt, das Kreuz sei schon „verfault" und das Christentum eine „abortierte" Religion. Doch die gähnende Kluft (S. 330) reisst sich tief auf vor unseren Augen bei dem Anblick so bodenlosen Unverstandes! (Siehe *Coup d'oeil sur l'histoire du peuple juif,* p. 39 suiv.).

[2]) Selbst der jüdische Gelehrte Montefiore giebt das ausdrücklich zu: *Religion of the ancient Hebrews,* p. 269. Für Näheres siehe weiter unten, S. 403.

[3]) Nähere Ausführungen über die Bibel als geschichtliches

terialismus. Überall, wo semitischer Geist geweht hat, wird man diesem Materialismus begegnen. Sonst ist auf der ganzen Welt Religion eine idealistische Regung; Schopenhauer nannte sie „Volksmetaphysik", ich möchte sie eher Volksidealismus nennen; auch bei dem Semiten beobachten wir dieses sehnsuchtsvolle Erwachen einer Empfindung des Übermenschlichen (man lese nur das Leben Mohammed's), doch ergreift sofort der gebieterische Wille jedes Symbol, jede tiefe Ahnung des sinnenden Gedankens und wandelt sie zu harten empirischen Thatsachen um. Und so kommt es denn, dass bei dieser Auffassung die Religion nur p r a k t i s c h e Zwecke verfolgt, durchaus keine ideale: sie soll für das Wohlergehen auf dieser Welt sorgen und zielt namentlich auf Herrschaft und Besitz; ausserdem soll sie das Wohlergehen in der künftigen Welt verbürgen (dort wo der Begriff der Unsterblichkeit vorhanden ist, der in den israelitischen Glauben z. B. erst durch persischen Einfluss, in den arabischen durch das Christentum aufgenommen wurde). Nackter Materialismus! wie schon der Vergleich mit dem Saveasiuleo der Samoaner und dem grossen Weltgeist der Yorubas zeigt.

Das wäre ein negativer Einfluss des Judentums auf alle Religion: die Infizierung mit materialistischen Grundanschauungen. Jetzt müssen wir den positiven betrachten, der gemeiniglich einzig ins Auge gefasst wird. Nirgends — das kann man, glaube ich, ohne jede Einschränkung behaupten — nirgends auf der ganzen Welt trifft man den G l a u b e n ähnlich an wie bei den Semiten, so glühend, so rückhaltlos, so unerschütterlich. Vielleicht besässen wir ohne sie den Begriff des religiösen Glaubens, der *fides* gar nicht. Das deutsche Wort „Glaube" ist sehr zweideutig; von Hause aus schmeckt es eben so sehr nach Zweifeln wie nach Überzeugtsein; die Grundbedeutung ist ja ein blosses „Gutheissen".[1]) Wenn wir zum Lateinischen greifen, kommen wir

---

Werk und über die Bedeutung, die ihr als solches für das jüdische Volk zukommt, enthält das Kapitel über die Erscheinung Christi, S. 233 fg. Siehe auch weiter unten S. 453.

[1]) Kluge: *Etymologisches Wörterbuch.*

auch nicht besser weg, denn in Wahrheit heisst *fides* Vertrauen, weiter gar nichts;[1]) die *bona fides* der rechtlichen Verträge zeigt das Wort in seiner ursprünglichen Bedeutung, die spätere *fides salvifica* ist ein *pis aller.* Charakteristischer Weise zeichnet sich auch im Sanskrit das Wort *çraddhâ,* der Glaube, durch schwankenden, farblosen Begriffskreis aus im Vergleich zum semitischen „Glauben"; man erhält den Eindruck, den jeder forschende Blick über die Vorgänge der Geschichte bestätigen wird, dass es sich hier um zwei verschiedene Dinge handelt.[2]) Sehr häufig kann es ja vorkommen, dass eine Zunahme der Quantität die Qualität völlig umwandelt;[3]) das scheint auch hier der Fall zu sein. Der echt semitische Glaube kann durch nichts zerstört, durch nichts auch nur angetastet werden, er widersteht jeder Erfahrung, jeder Evidenz. Hier triumphiert der Wille, und zwar — das merke man wohl, denn da liegt der psychologische Kern der merkwürdigen Erscheinung — triumphiert er nicht allein wegen seiner ungewöhnlichen Kraft, sondern zugleich in Folge der Verkümmerung von Verstand und Phantasie: einem Minimum von Religion gegenüber befindet sich ein Maximum von unbedingter, unerschütterlicher Glaubensfähigkeit, von einem Glaubensbedürfnis, das wie eine gierige Hand sich ausstreckt und dem Gläubigen, aber auch ihm persönlich und allein, mit Ausschluss jedes Anderen, die ganze Welt zu eigen schenken will und muss. Charakteristisch für den Absolutismus dieses „Glaubenswillens" (wenn ich das Wort schmieden darf) ist es, dass ursprünglich jeder Stamm, jedes Stämmchen der Semiten seinen eigenen Gott hat; nie würde der Semit mit einem Andern teilen wollen, sein Wille ist unbedingt, er allein muss alles besitzen; und so unbegrenzt wie sein Wille

---

[1]) Das griechische πίστις ebenfalls.

[2]) *Çraddhâ* bedeutet „Vertrauen, Zuversicht, Glaube, auch Treue, Aufrichtigkeit", das Verbum *çrad-dhâ* „vertrauen, für wahr halten". Doch hat der Begriff etwas Mattes, Farbloses an sich, und vor allem muss die Thatsache unsere Aufmerksamkeit erregen, dass das Wort *çraddhâ* überhaupt eine recht unbedeutende Rolle in dem Leben dieses so hervorragend religiös beanlagten Volkes spielt.

[3]) Siehe Seite 61.

ist sein Glaube; diese zwei Ausdrücke sind bei ihm fast synonym. Die Religion erscheint gewissermassen nicht um ihrer selbst willen da, sondern als ein Mittel, als eine Handhabe, um das Gebiet durch den Willen zu Erreichenden möglichst erweitern zu können.[1]) Die Annahme, der Semit sei von Hause aus Monoist, eine Annahme, zu der Renan's berühmte Phrase: *„le désert est monothéiste“*[2]) viel beigetragen hatte, ist längst als irrig erwiesen;[3]) wir sehen jeden kleinen Stamm der Hebräer seinen eigenen Gott besitzen, der nur über diese besondere Familie und innerhalb dieses besonderen Landstriches Gewalt übt; verlässt Einer den Familienverband, tritt er in ein anderes Gebiet, so gerät er unter die Botmässigkeit eines anderen Gottes: das ist doch kein Monotheismus.[4]) Ich halte den Gedanken der göttlichen Einheit

[1]) Dass die echten Wüstenbeduinen noch heute den kosmopolitischen Gott des Korans in Wahrheit nicht anerkennen, wird von vielen Autoren bezeugt. Robertson Smith: *Religion of the Semites,* p. 71, deutet an, der Mohammedismus sei gewissermassen eine s t ä d t i s c h e Religion im Gegensatz zur Religion der Wüste. Ähnlich Burckhardt: *Beduinen,* S. 156.

[2]) *Langues sémitiques,* éd. 1878, p. 6 (diese Worte sprach Renan ursprünglich im Jahre 1855).

[3]) Man vergleiche Robertson Smith: *Religion of the Semites* (ed. 1894, p. 75 fg.). Welche eifrige Polytheisten viele pseudosemitische Nationen waren, ist bekannt; allerdings hat man nicht das Recht, ohne weiteres auf die reinen Semiten Rückschlüsse zu ziehen. Auf diese fast niemals beobachtete Reserve hatte Renan gleich im Vorwort zu der ersten Ausgabe seiner *Langues sémitiques* grossen Nachdruck gelegt.

[4]) David, von Saul aus Palästina vertrieben, kann nicht anders, als auf fremdem Boden „fremden Göttern dienen“ (I. *Sam.* XXVI, 19); vergl. hierzu namentlich Robertson Smith: *Prophets of Israel* (ed. 1895, p. 44) und die Zusammenstellung der charakteristischen Stellen, aus welchen die selbe Vorstellung erhellt, bei Wellhausen: *Prolegomena,* 4. Ausg., S. 22. Besonders naiv tritt der Polytheismus im Lobgesange Mosis auf: „Herr, wer ist dir gleich unter den Göttern?“ (*Ex.* XV, 11). Im viel späteren *Deuteronomium* wird zwischen Jahve und den „fremden Göttern“ als durchaus gleichnamigen Wesen unterschieden (XXXII, 12), und nur bei sehr feierlichen Gelegenheiten wird jener angerufen als „Gott aller Götter“ (X, 17). Noch zur Zeit der Makkabäer (mehr als ein halbes Jahr-

für durch und durch unsemitisch, für geradezu antisemitisch, schon deswegen, weil er nur der Spekulation entspringen kann: in dem überreichen Material, das die Phantasie angesammelt hat, schafft der Gedanke Ordnung und gelangt so zur Vorstellung der Einheit; hier dagegen ist weder Phantasie noch Spekulation, sondern Geschichte und Wille: daraus konnte niemals der eine kosmische Weltgeist der Inder, Perser, Hellenen und Christen entstehen, noch der „einigeine“ Gott der Ägypter.[1]) In das Juden- tum ist nachweislich die Idee des einen Weltgottes nur in der spätesten, postexilischen Zeit langsam eingedrungen, und ohne allen Zweifel unter fremdem, namentlich persischem Einfluss; wollten wir ganz wahr sprechen, wir müssten sagen: diese Idee drang niemals ein, denn heute noch, wie vor 3000 Jahren, ist Jahve nicht der Gott des kosmischen Weltalls, sondern der Gott der Juden; er hat nur die übrigen Götter umgebracht, vertilgt, wie er auch die übrigen Völker noch vertilgen wird, mit Ausnahme derer, die den Juden als Sklaven dienen sollen.[2]) Das ist

---

tausend später) begegnen wir diesem selben Ausdruck „Gott aller Götter“ im Buche *Daniel* XI, 36 und finden bei Jesus Sirach die Vorstellung von „Nebengöttern“, die im Auftrage Jahve‘s über die verschiedenen Völker regieren (*Jes. Sir.* XVII, 17).

[1]) Über den ägyptischen Monotheismus wurde viel gestritten, doch mit Unrecht, denn es ist unmöglich, ihn in Zweifel zu ziehen, wenn man im *Totenbuch* liest: „Du bist der Eine, der Gott aus den Uranfängen der Zeit, der Erbe der Ewigkeit, selbsterzeugt und selbstgeboren; du schufest die Erde, du machtest die Menschen.... “ (Einleitende Hymnen an Ra; siehe die vollständige Übersetzung des *Totenbuches* nach der Thebanischen Rezension von E. A. W. Budge. 1898). Budge macht darauf aufmerksam (S. XCVIII), dass die Formel in *Deuteronomium* IV, 4: „Der Herr, unser Gott, ist ein einiger Gott“ eine buchstäbliche Nachahmung des Ägyptischen ist.

[2]) Man sehe z. B. die *Apokalypse des Baruch* (LXXII), ein berühmtes jüdisches Werk aus dem Schluss des 1. Jahrhunderts nach Christo: „Die Männer aller Nationen sollen Israel unterthan sein, doch diejenigen, die über euch geherrscht haben, sollen durch das Schwert vertilgt werden“ (citiert nach Stanton: *The jewish and the christian Messiah,* p. 316). Man sieht, wie engnational dieser angebliche Schöpfer des Himmels und der Erde geblieben ist.

doch kein wirklicher Monotheismus, sondern, wie schon früher bemerkt, ungeschminkte Monolatrie!

Dagegen lehrt uns gerade diese Betrachtung einsehen, welche wichtige und eigentümliche Wahrheit unter den nur zu allgemein gehaltenen Worten Renan's steckte; wie so häufig, hatte er richtig gesehen, aber äusserst oberflächlich analysiert. Er hatte geschrieben: „Die Wüste ist monotheistisch; das Erhabene ihrer unermesslichen Einförmigkeit offenbarte zum ersten Male den Menschen die Vorstellung des Unendlichen." Wie falsch alles ist, was in diesem Satz dem Semikolon folgt, zeigen ja Renan's eigene Ausführungen an anderem Orte, wo er darthut, gerade die semitischen Sprachen seien „unfähig, die Empfindung des Unendlichen zum Ausdruck zu bringen" (siehe S. 295). In den dunklen Urwäldern Indiens hat die Empfindung des Unendlichen eine solche Intensität gewonnen, dass der Mensch sein eigenes Ich in das All sich auflösen fühlte, wogegen der Bewohner der sonnendurchglühten Wüste, geblendet vom Übermass des Lichtes, an Augenkraft verlor und nur sich selber erblickte; weit entfernt, das Unendliche zu empfinden, das sich uns nur in der Nacht oder durch die Millionen Stimmen des wimmelnden Lebens offenbart, fühlte er sich einsam, einsam und doch gefährdet, einsam und doch kaum im Stande, sich die nötigen Nahrungsmittel zu verschaffen, und gar nicht mehr im Stande, es zu thun, sobald eine andere Sippe sich der seinen hätte zugesellen wollen. Dieses Leben war in Kampf, ein Kampf, in dem nur der rücksichtslose Egoismus

---

Das giebt auch Montefiore zu, indem er schreibt: „Jahve war freilich nach und nach zum einen Weltgott geworden, doch blieb dieser Gott noch immer Jahve. Trotzdem er nunmehr der unbeschränkte Beherrscher des Universums geworden, hörte er nicht auf, der Gott Israels zu sein" (a. a. O., S. 422). Robertson Smith, einer der ersten Autoritäten unserer Zeit in diesen Fragen, deutet *Jesaia* Kap. 2 als eine Prophezeiung, dass Jahve nach und nach durch die Anerkennung seiner Herrschertugenden sich zum Gott der ganzen Menschheit a u f s c h w i n g e n werde. Also selbst in den erhabensten Phasen der semitischen Religionsauffassung, selbst wo von Gott die Rede ist, das Vorwalten des rein historischen, flagrant anthropomorphischen, unbedingt materialistischen Standpunktes!

bestehen konnte. Während der Inder, ganz in Denken versunken, die Hand nur nach den Bäumen auszustrecken brauchte, wenn ihn hungerte, stand der Beduine Tag und Nacht auf dem *Qui-vive* und hatte etwas anderes zu thun, als über das Unendliche nachzusinnen, wozu er ausserdem so gänzlich unfähig und unbeanlagt war, dass ihm seine Sprache nicht die mindeste Handhabe dazu bot. Dagegen können wir uns recht wohl vorstellen, wie die einförmige Armut der Umgebung zu der unvergleichlichen Armut mythologischer Vorstellungen führen konnte: der Mensch ist nämlich durchaus unfähig, seine Phantasie aus eigener Kraft zu speisen; sie wird, wie Shakespeare sagt, „im Auge geboren"; wo dem Auge lediglich Einförmigkeit geboten wird, wird sie zur Einförmigkeit verdorren.[1]) Und was wir ebenfalls verstehen können, ist, wie in einer solchen Umgebung sich jener durchaus egoistische Monotheismus entwickeln konnte, wo der eine Gott nicht der grosse überweltliche Geist ist, wie für die armen Neger der Sklavenküste, sondern ein harter, grausamer Herr, der nur für mich, den e i n e n, da ist, für mich und meine Kinder, der mir, wenn ich mich blind ihm unterwerfe, die Länder schenkt, die ich nicht urbar gemacht habe, voll Öl und Wein, die Häuser, die ich nicht gebaut, die Brunnen, die ich nicht gegraben — alle jene Herrlichkeiten, die ich nur hin und wieder aus der Ferne erblickt habe, wenn ich, von Hunger getrieben, meine Wüste zu Streifzügen verliess; ja, und diese Menschen alle, die dort in Arbeit und Reichtum schwelgen und mit freudigem Tanz und Gesang und fetten Opfern Götter anbeten, welche ihnen alle diese Reichtümer schenken, sie will ich meinem Wüstengotte hinschlachten, ihre Altäre umwerfen, nur mein Gott soll hinfürder Gott sein, nur ich allein auf Erden Herr! Dies ist der Monotheismus der Wüste; nicht aus der Idee des Unendlichen entspringt er, sondern aus der Ideenlosigkeit eines armen, hungrigen, gierigen Menschen, dessen

[1]) Burckhardt, der Jahre lang in Arabien gelebt hat, bezeugt, dass die Einförmigkeit des Wüstenlebens und der Mangel an jeglicher Beschäftigung in ihm auf den Geist unerträglich drückt und ihn zuletzt völlig lahmlegt (*Beduinen und Wahaby,* S. 286).

Gedankenkreis sich kaum über die Vorstellung erhebt, dass Besitz und Macht höchste Wonne wäre.

Um die tiefgreifende Verwandlung der Gesinnung klar zu machen, die durch diese semitische Auffassung des Glaubens in dem menschlichen Gemüt bewirkt wird, kann ich nichts Besseres thun als Goethe citieren. Überall und immer werden seine Worte angeführt: „Das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Konflikt des Unglaubens und des Glaubens.“[1]) Doch weit bedeutender ist folgender Passus im vierten Buch von *Wahrheit und Dichtung:* „Die allgemeine, natürliche Religion bedarf eigentlich keines Glaubens: denn die Überzeugung, dass ein grosses, hervorbringendes, ordnendes und leitendes Wesen sich gleichsam hinter der Natur verberge, um sich uns fasslich zu machen, eine solche Überzeugung drängt sich einem Jeden auf, ja, wenn er auch den Faden derselben, der ihn durchs Leben führt, manchmal fahren liesse, so wird er ihn doch gleich und überall wieder aufnehmen können. Ganz anders verhält sich‘s mit der besonderen Religion, die uns verkündigt, dass jenes grosse Wesen sich eines Einzelnen, eines Stammes, eines Volkes, einer Landschaft entschieden und vorzüglich annehme. Diese Religion ist auf den Glauben gegründet, der unerschütterlich sein muss, wenn er nicht sogleich von Grund aus zerstört werden soll. Jeder Zweifel gegen eine solche Religion ist ihr tödlich. Zur Überzeugung kann man zurückkehren, aber nicht zum Glauben.“ Diese Betrachtung führt uns auf die richtige Spur, sie ermöglicht es uns, mit absoluter Präcision festzustellen, was der Semit hier der Welt geschenkt, oder, wenn man will, aufgezwungen hat; eine wichtige Untersuchung, denn hier liegt seine weltgeschichtliche Bedeutung als Einfluss auf Andere, und hier liegt auch die heutige — von Herder und von so vielen grossen Geistern als „fremd“ empfundene — besondere Kraft des Judentums. Goethe hat den wesentlichsten Punkt gut erkannt und auch angedeutet, doch leider nicht in so

---

[1]) *Noten zum West-Östlichen Divan* (Israel in der Wüste).

ausführlicher Weise, dass jeder ihn so sieht, wie er: denn er unterscheidet zwischen einer natürlichen Religion und einer anderen, also nicht natürlichen; nun ist aber nach Goethe‘s Denkweise der Gegensatz zum Natürlichen das Willkürliche, dasjenige, wo der Wille „kürt“, dasjenige, heisst das, wo der Wille, nicht die reine Erkenntnis, auch nicht der ungetrübt-natürliche Instinkt den Ausschlag giebt. Und somit weist er uns nicht allein darauf hin, dass es zwischen Religion und Religion wesentliche Unterschiede giebt, so wesentliche, dass das selbe Wort zwei verschiedene Dinge bezeichnen kann, sondern er sagt damit zugleich, worin dieser Unterschied seinen letzten Grund findet: jene Religion, welche er der natürlichen entgegenstellt, ist eben die Religion des Willens. Hingegen ist der Gebrauch des Wortes „Glaube“ bei ihm unklar und irreführend; er hat zu sehr vereinfachen wollen. Goethe sagt: „die natürliche Religion bedarf eigentlich keines Glaubens“; doch wird in Wahrheit in den nicht-semitischen Religionen mehr geglaubt als in den semitischen; der Glaubensstoff, heisst das, ist reicher; auch wird „Glaube“ ausdrücklich von ihnen gefordert. Wie verhält es sich nun hiermit? Die Natur des Glaubens ist eben hier und dort genau so verschieden, wie die der Religion; dem Wort „Religion“ giebt Goethe in der angeführten Stelle zwei Bedeutungen, dem Wort „Glauben“ nur eine, daher das Missverständnis. In Wahrheit finden wir nirgends Religion ohne Glauben; ohne Glauben im spezifisch-semitischen Sinne allerdings, doch nicht ohne Glauben überhaupt. Der Glaube ist überall die unsichtbare Seele, die Religion der sichtbare Leib. Wir müssen also weiter vordringen, wollen wir Goethe‘s Satz bis zur vollen Anschaulichkeit entwickeln. Ich greife wieder zur Illustration.

Soweit mir bekannt, ist der Dogmatismus und der Begriff der Offenbarung nirgends so ausgebildet, wie bei den arischen Brahmanen; dennoch ist der Erfolg ein ganz anderer, als bei den Semiten. Die heiligen Veden der Inder galten als göttliche Offenbarung; jedes ihrer Worte war für alle Glaubenssachen autoritativ und unbestreitbar — und trotzdem entblühten diesem einen Boden eines allseits als „unfehlbar“ anerkannten Schriftenkom-

plexes sechs durchaus verschiedene Weltanschauungen,[1]) Systeme, in welchen (wie das dem Indischen Geist eigen ist) Philosophie und Religion untrennbar verschlungen aufwachsen, so dass die Auffassung von der Natur der Gottheit, von dem Verhältnis des Individuums zu ihr, von der Bedeutung der Erlösung u. s. w. in den einzelnen Systemen sehr verschieden ist, wodurch also nicht allein die Philosophie, sondern vor Allem die Religion des Bekenners berührt wird: und alle diese Lehren, die sich in wesentlichen Punkten häufig direkt widersprechen, galten nichtsdestoweniger als orthodoxe, die eine ebenso wie die andere. Sie alle fussten ja auf den selben Schriften, gingen, mit anderen Worten, von den gleichen mythologischen Grundbildern der Hymnen aus und bekundeten die selbe Verehrung für die tiefen Spekulationen der Kultusvorschriften und der Upanishad's: das genügte. Geschichtliche Daten, eine Chronik der Weltschöpfung und der Geschlechter, an die man blind glauben musste, gab es nicht; denn was es derartiges gab, war von vornherein lediglich als Bild, als Symbol gegeben. So sagt z. B. der streng orthodoxe Kommentator der heiligen Schriften, Çankara, über verschiedene auf die Weltschöpfung angewandte Bilder und Spekulationen: „Die Schrift hat gar nicht die Absicht, über die mit der Schöpfung beginnende Weltausbreitung eine Belehrung zu erteilen, weil weder ersichtlich ist, noch auch irgendwo gesagt wird oder auch denkbar ist, dass irgend etwas, worauf es für den Menschen ankommt, hiervon abhängig sei.“[2]) In derselben Weise war ein Jeder frei, über das Verhältnis zwischen Geist und Stoff zu denken, was er wollte. Der Monist war eben so orthodox wie der Dualist, der Idealist wie der Materialist. Man begreift, wie bei einer derartigen Auffassung der Religion und des Glaubens „in

---

[1]) Es gab noch mehr, doch lassen sich die anderen unter die sechs grossen Rubriken subsumieren.

[2]) *Die Sûtra's des Vedânta* (von Paul Deussen übersetzt, Brockhaus 1887 I, 4, 14). Wer denkt da nicht an das grosse Wort Goethe's: „Lebhafte Frage nach der Ursache ist von grosser Schädlichkeit!“ (siehe S. 234 und S. 270). Schön sagt Carlyle in seinem Aufsatz über Diderot: „jeder religiöse Glaube, der auf Ursprünge zurückgeht, ist unfruchtbar, unwirksam, unmöglich“.

Indien zu allen Zeiten die a b s o l u t e s t e G e d a n k e n f r e i h e i t geherrscht hat“,[1]) ich meine, wie es möglich war, Rechtgläubigkeit und ungehinderte metaphysische Spekulation nebeneinander bestehen zu lassen. Doch nein! uns, die wir heute unter dem Einfluss der semitischen Glaubensauffassung leben, fällt es sehr schwer, diese Vorstellungen zusammenzureimen: die anerkannte Infallibilität heiliger Religionsbücher, und zugleich absoluteste Gedankenfreiheit! Nun merke man aber noch Folgendes wohl, denn erst hierdurch wird diese Illustration für die Frage über die Natur des Glaubens lehrreich: das Leben war in Indien weit religiöser als es bei uns jemals, selbst im kirchlichen Zeitalter, gewesen ist, und die indische Religion, als solche, hat Früchte ganz anderer Art getragen als z. B. das Judentum, wo die Religion (wie ein jüdischer Autor uns vorhin mitteilte) Wissenschaft, Kunst, Litteratur, alles (ausser Glauben und Gehorsam) aus dem Leben verbannte.[2]) Denn die enorme geistige Thätigkeit des indischen Volkes, dessen poetische Litteratur allein an Umfang „die ganze klassische Litteratur von Griechenland und Italien zusammengenommen übertrifft“,[3]) wurzelt in seinem Glauben; seine bedeutendsten Thaten, auch auf fernab liegenden Gebieten, strahlen von seiner tiefen Religiosität aus. Ein Beispiel. Pânini‘s *Grammatik der Sanskritsprache,* vor 2500 Jahren geschrieben und zwar als Kulminationspunkt einer langen, Jahrhunderte zurückreichenden wissenschaftlichen Entwickelung ist anerkanntermassen die grösste philologische Leistung der Menschheit; Benfey schreibt darüber: „eine so vollständige Grammatik hat keine Sprache der Welt aufzuweisen, selbst trotz der staunenswerten Grimm‘schen Arbeiten unsere deutsche Mutter-

---

[1]) Richard Garbe: *Die Sâmkhya-Philosophie,* S. 121.

[2]) Siehe S. 381. Auch Spinoza, der in jedem seiner Gedanken so durch und durch Jude und Antiarier ist, schreibt: „Fidei scopus nihil est praeter obedientiam et pietatem“ (*Tract. theol.-pol.* c. 14); dass Religion ein schöpferisches Lebenselement sein könne, ist eine Vorstellung, die diesem Gehirne völlig unzugänglich blieb.

[3]) Max Müller: *Indien in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung* (1884), S. 68.

sprache nicht“; Georg von der Gabelentz sagt (*Die Sprachwissenschaft,* 2. Aufl. 1901, S. 22): „Pânini‘s Wunderwerk ist die einzige wahrhaft vollständige Grammatik, die eine Sprache aufzuweisen hat“: Pânini bildet noch heute den Eckstein dieser Wissenschaft: nun, was hatte die indischen Denker zu so hohen wissenschaftlichen Thaten angeeifert? Die Sehnsucht, die heiligen Lieder des Rigveda, die im Laufe der Jahrhunderte schwer verständlich geworden waren, zu neuem Leben zu erwecken. Nicht eine ziellose Begeisterung für reine „Wissenschaft“, sondern religiöse Begeisterung hatte — Benfey bezeugt es — sie „zu dieser Kraft erstarkt“.[1]) Auch ihre so eminenten Leistungen auf dem Gebiete der Mathematik — man weiss, dass die indischen Arier die Erfinder der sogenannten „arabischen Ziffern“ sind — nehmen ihren Ausgang von der Religion: die Lösung des bekannten geometrischen Problems, die bei uns als Ruhmestitel dem Pythagoras zugeschrieben wird, hatten die Inder vor undenklichen Zeiten gefunden, gewissermassen ohne es zu ahnen, als eine notwendige Folge der zu Opferzwecken vorgeschriebenen Messungen; hier, in diesen religiösen Berechnungen, war die Brutstätte, aus welcher die klare Erkenntnis der irrationalen Zahlen und später die höhere Algebra, die Zahlentheorie u. s. w. hervorgingen.[2]) In welchem Sinne kann Goethe nun von einer derartigen Religion, von einer Religion, welche das ganze öffentliche Leben gestaltete und zugleich so mächtig eindringend auf Geist und Phantasie wirkte, sagen, sie bedürfe e i g e n t l i c h keines Glaubens? Habe ich nicht Recht, wenn ich behaupte, in jener Goethe‘schen Stelle beziehe sich das eine Wort „Glaube“ auf zwei verschiedene Dinge? Gewiss; so verschieden wie die Menschen, deren Seelen sie widerspiegeln. Goethe geht eben von der semitischen Auffassung aus, und nach dieser Auffassung richtet sich (im Gegensatz zur indischen) der religiöse Glaube lediglich auf g e s c h i c h t l i c h e Daten und auf m a t e r i e l l e

[1]) *Geschichte der Sprachwissenschaft* (1869), S. 77 und 55.
[2]) Vergl. Schroeder: *Pythagoras und die Inder,* Kap. 3.

Thatsachen: Gott ist hier durch geschichtlich bezeugte Theophanien (Erscheinungen) bekannt, nicht aus innerer Erfahrung postuliert, nicht aus Betrachtung der Natur erraten, nicht durch Kraft der Phantasie ahnend gestaltet; hier ist alles noch einfacher als Ernst Haeckel's Schöpfungsgeschichte. Das Einzige, was Not thut, ist blinder Glaube, und auf diesen Glauben konzentriert sich denn auch die ganze Kraft der grossen leitenden Geister und der verantwortlichen Hüter des Volkes: Strafen auf der einen Seite, Versprechungen auf der anderen, dazu historische Beweise und naturwidrige Wunder. — Man betrachte doch als Kontrast zu jedem unverfälscht semitischen Credo das sogenannte apostolische Glaubensbekenntnis der christlichen Kirche! Die Hälfte der Sätze besagt unvorstellbare Mysterien, von denen die Theologen selber zugeben: „der Laie kann sie nicht verstehen"; in Wahrheit ist aber von einem „Verstehen" in der logischen, sinnfällig fasslichen Bedeutung des Wortes überhaupt so wenig die Rede, dass man diesem einen kurzen Credo die verschiedensten einander widersprechenden Lehren entnommen hat.[1]) Und nun nehme man gar das Athanasische Symbolum! Hier besteht der Stoff des religiösen Glaubens ausschliesslich aus den abstraktesten Spekulationen des Menschenhirns. Wie sollte der Glaube, im semitischen Sinn, Begriffe auffassen können, mit denen nicht ein Mensch in einer Million auch nur die blasseste Vorstellung zu verbinden vermag? Schon Jesus Christus selber, obwohl er sagt: „derer, welche wie diese Kinder sind, ist das Himmelreich", sprach dennoch an dem selben Orte: „Das Wort fasset nicht Jedermann, sondern denen es gegeben ist. Wer es fassen mag, der fasse es!" (*Matth.,* XIX., 11, 12).[2]) Ganz anders der Semit, und darum auch ganz anders seine Glaubenskraft. Selbst der einfache Satz: Ich glaube an Gott,

---

[1]) Vergl. z. B. Harnack: *Dogmengeschichte* (Grundriss, 2. Aufl.), S. 63 fg.

[2]) In der syrischen Übersetzung des ältesten Textes steht: „Jeder, der die Kraft besitzt...", so dass die Deutung nicht zweifelhaft ist (siehe die Übersetzung der Palimpsesthandschrift von Adalbert Merx, 1897).

Schöpfer Himmels und der Erden, bildet keinen Teil seines Credos; dieses Umstandes wird im Koran nur beiläufig und in den gesamten heiligen Schriften der Juden kaum dreimal Erwähnung gethan. Dagegen lautet gleich das erste Gebot Mosis: Ich bin der Herr, der ich dich aus Ägyptenland geführt habe! Der Glaube knüpft, wie man sieht, sofort an geschichtliche Thatsachen an, die das Volk für sicher bezeugt hält, und niemals erhebt er sich über das Niveau des gewöhnlichen Auges. Wie Montefiore uns vorhin belehrte: Die jüdische Religion kennt kein Geheimnis (siehe S. 392 fg.). Wenn man also von der unvergleichlichen Kraft des semitischen Glaubens spricht, so darf man nicht übersehen, dass dieser Glaube sich auf einen äusserst dürftigen, beschränkten Stoff richtet, dass er das grosse Weltwunder grundsätzlich ausser Acht lässt, und dass er durch die Auferlegung eines „Gesetzes“ (im juristischen Sinn des Wortes) ebenfalls das innere Herzensleben auf ein Minimum reduziert, — wer dem Gesetz gehorcht, ist ohne Sünde, weiter braucht er sich den Kopf nicht zu zerbrechen: Wiedergeburt, Gnade, Erlösung, das existiert alles nicht. Wir lernen also einsehen: dieser starke Glaube setzt als Gegenbedingung ein Minimum an Glaubensstoff, ein Minimum an Religion voraus. Moses Mendelssohn hat es einsichtsvoll und ehrlich ausgesprochen: „Das Judentum ist nicht geoffenbarte Religion, sondern geoffenbarte Gesetzgebung.“[1])

„Der Semit hat eigentlich wenig Religion“, seufzt der genaueste Kenner semitischer Religionsgeschichte, Robertson Smith; „ja, aber viel Glauben“, ruft Goethe zurück; und Renan liefert den Kommentar: „der Geist des Semiten vermag nur äusserst wenig zu umfassen, doch dieses Wenige umfasst er mit grosser Kraft“.[2]) Ich glaube aber, wir fangen jetzt schon an, uns in der Konfusion zwischen Glauben und Glauben, Religion und Religion, besser als Smith, Goethe und Renan zurecht zu finden; bald werden wir bis auf den Boden sehen. Zur vollkom-

---

[1]) *Rettung der Juden,* 1872. (Ich citiere nach Graetz: *Volkst. Gesch.* III, 578).
[2]) Renan: *Langues sémitiques,* p. 11.

menen Aufklärung muss ich hier noch ein letztes Mal dem Semiten den Inder entgegenstellen.

Der arische Inder kann als Beispiel des extremen Gegenteils des Semiten gelten, eines Gegenteils aber, das bei allen semitenfreien Völkern, selbst bei den australischen Negern, deutlich hervortritt und in unser aller Herzen schlummert. Des inders Geist umfasst enorm viel, zu viel für sein irdisches Glück; sein Gemüt ist innig und mitleidsvoll, sein Sinn fromm, sein Denken das metaphysisch tiefste der Welt, seine Phantasie ebenso üppig wie seine Urwälder, so kühn wie jenes höchste Gebirge der Erde, das sein Auge stets nach oben zieht. Zwei Dinge fehlen ihm indes fast ganz: er hat gar keinen geschichtlichen Sinn, alles hat dieses Volk hervorgebracht, nur keine Geschichte seines eigenen Lebenslaufes, nicht die Spur einer Chronik; das wäre das erste, das zweite, was ihm mangelt, ist die Fähigkeit, seine Phantasie zu zügeln, wodurch er, als Hyperidealist, den rechten Massstab für die Dinge dieser Welt und — trotzdem kein todesmutigerer Mensch auf Erden lebt — leider auch seine Stellung als energischer Gestalter der Weltgeschichte verliert. Er war nicht Materialist genug. Weit entfernt, sich mit semitischem Hochmut für „den einzigen Menschen im wahren Sinne“, zu halten, schätzte er die Menschheit überhaupt als eine Erscheinung des Lebens den anderen Erscheinungen gleichartig und lehrte als Grundlage aller Weisheit und Religion das *tat tvam asi:* das bist auch du, d. h. der Mensch solle in allem Lebendigen sich selber wiedererkennen. Da sind wir allerdings weit von dem auserwählten Völkchen, zu dessen Gunsten die Schöpfung des Kosmos unternommen wurde, zu dessen Vorteil allein die gesamte übrige Menschheit lebt und leidet, und es ist ohne Weiteres klar, dass die Gottheit, resp. Gottheiten, dieser Inder nicht solche sein werden, die man in einer Bundeslade herumträgt oder in einem Stein sich gegenwärtig denkt. Schon das eine *tat tvam asi* deutet auf eine kosmische Religion, und eine kosmische Religion wiederum impliziert — im Gegensatz zu einem Nationalglauben — ein unmittelbares Verhältnis zwischen dem Individuum und dem göttlich Übermenschlichen. Welch einen anderen Sinn als für den Se-

miten musste für diesen arischen Inder Religion und Glauben haben. „Eigentlich keinen Glauben“, sagte der deutsche Weise, und der Franzose echot mit parodistischer Oberflächlichkeit: „die Indoeuropäischen Völker haben ihren Glauben nie für die absolute Wahrheit gehalten.“[1]) Ach nein! das ist doch nicht möglich, und es wird durch das Leben der Brahmanen in glänzendster Weise widerlegt. Denn auch die Indoarier „stellen ihre Zeugen“, wenngleich nicht ganz in dem selben Sinne wie Deuterojesaia und Mohammed es gemeint hatten. Wenn der Arier von Weib, Kindern und Kindeskindern Abschied nimmt, um nunmehr von aller Habe entblösst, von Wurzeln sich nährend, nackt, in der Einsamkeit der Wälder seine letzten Jahre der frommen Betrachtung und der Erlösung seiner Seele zu widmen; wenn er sein Grab mit eigenen Händen gräbt und beim Herannahen des Todes sich hineinlegt, um mit gefalteten Händen, ergeben und beglückt, zu sterben:[2]) kann man da sagen, er „habe eigentlich keinen Glauben?“ er „halte seinen Glauben nicht für die W a h r h e i t?“ Nun, über Worte will ich nicht rechten, dieser Mann hat aber jedenfalls R e l i g i o n, und zwar, wie mich dünkt, ein M a x i m u m an Religion. In seiner Jugend hatte er die üppigste Mythologie kennen gelernt, die ganze Natur war für sein kindliches Auge belebt, beseelt, und zwar von grossen, freundlichen Gestalten belebt,[3]) an denen seine Phantasie sich unaufhörlich übte

---

[1]) Renan: *Langues sémitiques,* p. 7.

[2]) Noch heute begegnet man frischen Gräbern dieser Art in den Waldestiefen. Ohne Krampf noch Kampf gehen diese heiligen Männer aus der Zeit in die Ewigkeit ein, so dass man beim Anblick ihrer Leichen glauben würde, es hätte die Hand der Liebe ihnen die Glieder zurecht gelegt und die Augen geschlossen. (Nach mündlichen Mitteilungen und Zeichnungen nach der Natur.) Wie lebendig und unverändert, einem ewig sich gleichbleibenden inneren Nährboden entspriessend, altarische Religion noch heute blüht, kann man aus Max Müller‘s zu Weihnachten 1898 erschienenem Lebensbericht über einen erst 1886 gestorbenen heiligen Mann aus brahmanischer Familie ersehen: *Râmakrishna, his life and sayings.*

[3]) Oldenberg: *Religion des Veda* bezeugt, dass die Götter der arischen Inder, im Gegensatz zu anderen, lichte, wahre, wohlwollende

und durch die neuen Lieder, die er nach und nach zu hören bekam, immer neu angeregt wurde, sich zu üben. Wie Carlyle von Goethe rühmte, so sah sich dieser indische Jüngling „vom Wunder umgeben, alles Natürliche in Wahrheit ein Übernatürliches“. Das ernste Mannesalter brachte Neues; jetzt wurde die Denkfähigkeit an den schwierigsten Problemen geübt und gestärkt, zugleich eine allumfassende Symbolik durch die an die Opferzeremonien geknüpften Betrachtungen gelehrt, die unser heutiges Vorstellungsvermögen fast übersteigt,[1]) deren Hauptergebnis wir aber aus dem Erfolg deutlich entnehmen. Mehr und mehr begriff der reifende Mann, nicht allein, dass jene mythologischen Gestalten nur in seinem Hirn Dasein besässen, nur für seinen besonderen, beschränkten Menschengeist überhaupt Sinn hätten, mit anderen Worten S y m b o l e eines der Vernunft Unerreichbaren seien, sondern dass auch das ganze Leben, die Welt, die ihm als Schauplatz dient, die Handelnden, die sich auf dieser Bühne bewegen, die Gedanken, die wir denken, die Liebe, die uns trunken macht, die Pflichten, die wir erfüllen — lediglich als S y m b o l aufzufassen seien; er leugnete nicht die Wirklichkeit dieser Dinge, bestritt aber, dass ihre Bedeutung durch das empirisch Wahrnehmbare erschöpft werde: „Auf dem Standpunkt der höchsten Realität existiert das ganze empirische Treiben nicht,“ lehren die heiligen Schriften der Inder,[2]) eine Erkenntnis die durch Goethe dauernden Ausdruck gefunden hat:

Alles V e r g ä n g l i c h e

Ist nur ein G l e i c h n i s.

Und je tiefer diese Überzeugung sich in sein Bewusstsein ein-

---

Gestalten sind, ohne Tücke, Grausamkeit und Wortbruch (S. 30, 92, 302 etc.).

[1]) Oldenberg, *Religion des Veda:* „die Inder sprachen die Verhältnisse des Opfers an als analoge, durch ein mystisches Band mit ihnen geeinte Verhältnisse des Universums repräsentierend.“ Belege hierfür findet man auf jeder Seite des *Satapatha-Brâhmana,* jenes merkwürdigen Kodex für Opferzeremonien.

[2]) Çankara: *Vedântasûtra‘s* II, 1, 14, (auch für das folgende Citat).

senkte, um so höher stieg die Vorstellung von der Tragweite seines individuellen Lebens; dieses Leben gewann jetzt kosmische Bedeutung. Hatte doch die Schrift ihn gelehrt: „nur die Einheit allein ist im höchsten Sinne real, die Vielheit klafft nur aus einer falschen Erkenntnis heraus.“ Die guten Werke, die ihm früher als Teil des göttlichen Gebotes erschienen waren, galten jetzt nichts mehr: jetzt galt nur noch die innerste A b s i c h t, d. h. also das innerste Leben, jede Regung des Gedankens, jede Zuckung des Herzens. Schaute das semitische Gesetz lediglich auf den Erfolg, gar nicht auf die Absicht, so war hier das andere Extrem erreicht: jeder Erfolg war ausgeschlossen und ohnehin gleichgültig. Es galt jetzt, den höchsten schöpferischen Akt zu vollbringen, das eigene Wesen umzugestalten, jede leiseste Regung der bethörten individuellen Selbstsucht — nicht zu kasteien, das ist ein Geringes, sondern — umzuwandeln, bis der Eine in dem All aufging. Das war „Erlösung“. Doch glaube man nicht, hierin einen rein philosophischen Vorgang erblicken zu dürfen, es war ein tief religiöser; denn eigene Kraft reichte nicht aus: das Sanskrit-Wort für die höchste, alleinige Gottheit ist Brahman, d. h. das „Gebet“; nur durch G n a d e konnte der Mensch der Erlösung teilhaftig werden, und ehe man eine solche Gnade durch inbrünstiges Gebet erstreben durfte, musste man durch ein frommes Leben sich dessen würdig gezeigt haben. War aber dieser Punkt erreicht, dann glaubte der Einzelne nicht mehr für sich allein, sondern für die ganze Welt zu leben und zu sterben: daher das Gefühl der allumfassenden Verantwortlichkeit. Der Eine stand für Alle; sein Thun, welches der frühere Wahn der fast gleichgültigen Entscheidung seiner Willkür anheimzustellen schien, war jetzt von unvergänglicher Bedeutung; denn so wie das Natürliche in Wahrheit ein Übernatürliches ist, ebenso schliesst der Augenblick die Ewigkeit ein und ist nur deren Symbol. — Das galt bei den arischen Indern als Religion, das verstanden sie unter Glauben.

Durch diesen Kontrast hoffe ich die ganz besondere und unterscheidende Art der semitischen Auffassung von Religion und Glauben deutlich gemacht zu haben; ich glaube, gezeigt zu haben,

worin ihre grosse -— zu mancher kühnen That und manchem aufopferungsvollen Gedanken befähigende — Kraft lag, worin auch ihre Beschränkung; mehr ist hier nicht nötig; welche geschichtliche Bedeutung diese Kraft und diese Beschränkung erreichten, ist bekannt. Man wäre fast geneigt, das Paradoxon zu wagen: Religion und Glaube schliessen sich gegenseitig aus, oder wenigstens zu sagen, wenn eins von beiden zunimmt, nimmt das andere ab. Doch wäre das ein Spiel mit Worten, da offenbar Religion und Glaube für den Semiten einen ganz anderen Sinn besitzen, als für andere Menschen. Die Sache wird erst dort verwickelt, wo wir nicht mehr dem reinen Semiten oder, wie bei den Juden, dem einseitig starken Vorwalten des semitischen Geistes begegnen, sondern bloss einer Infiltration des semitischen Geistes, wie in unserer eigenen europäischen Geschichte seit dem Beginn der christlichen Zeitrechnung. Dadurch entsteht eine fast unentwirrbare Konfusion der Begriffe, und darum habe ich mit einer gewissen Ausführlichkeit dieses Thema erörtern müssen; denn am folgenreichsten ward der „Eintritt der Juden in die abendländische Geschichte“ durch die Begründung der christlichen Kirche auf einer semitischen Grundlage und durch die Einführung der Begriffe „Glaube“ und „Religion“ im semitischen Sinne des Wortes in eine Religion, welche, im Grunde genommen und schon durch das Leben Christi, die direkte, unbedingte Leugnung der semitischen Auffassung war, und welche ausserdem, durch ihren weiteren mythologischen und philosophischen Ausbau, zu einem durchaus indoeuropäischen, unsemitischen Gebilde wurde. Es ist unmöglich, den Einfluss des Judentums auf unsere ganze Geschichte vom Anfang an bis zum heutigen Tage klar herauszusondern, wenn man nicht über diese fundamentalen Begriffe „Religion“ und „Glaube“ bis zur vollen anschaulichen Deutlichkeit durchgedrungen ist. Ich gestehe, noch nie ein Werk gesehen zu haben, von welcher Art es auch immer sei, dem das nur annähernd gelungen wäre; meistens wird das Problem als solches gar nicht empfunden. Eine abstrakte Definition von Religion nützt uns wenig, sie klärt das Urteil gar nicht auf; auch die gelehrten und hochinteressanten Untersuchungen über den

Ursprung der Religion und ihre Evolution haben für unseren jetzigen Zweck keinen Wert. Vielmehr kommt es darauf an, mit Augen zu sehen, was semitische (und speziell jüdische) Religion ist, welche Merkmale sie unterscheiden; nachher werden wir uns dann klar darüber werden, wie viel Semitisches in unser eigenes Denken übergegangen ist. Denn aus dem Charakter dieser Religion ergiebt sich notwendiger Weise die Art ihres Einflusses; und da andrerseits die Heftigkeit des Willens ein besonderes Kennzeichen des Semiten ist, so dürfen wir erwarten, dass dieser Einfluss ein grosser sein werde. Der Materialismus der Anschauungen, die Hervorhebung des geschichtlichen Momentes dem idealen gegenüber, die starke Betonung der „Gerechtigkeit" im weltlichen Sinne des Wortes, d. h. also des gesetzmässigen und moralischen Handelns und der Werkheiligkeit (im Gegensatz zu jedem Versuch innerer Umwandlung und zur Erlösung durch metaphysische Einsicht oder durch göttliche Gnade),[1]) die Einschränkung der Phantasie, das Verbot der Gedankenfreiheit, die prinzipielle Intoleranz gegen andere Religionen, der glühende Fanatismus: das sind Erscheinungen, die wir überall in grösserem oder geringerem Grade anzutreffen erwarten müssen, wo semitisches Blut oder semitische Ideen eingedrungen sind. Wir werden ihnen noch häufig im Verlaufe dieses Buches begegnen, sogar in den allermodernsten „freiesten" Anschauungen des 19. Jahrhunderts, z. B. im doktrinären Sozialismus. Was speziell die Intoleranz anbetrifft, diese so gänzlich neue Erscheinung im Leben der indoeuropäischen Völker, so behalte ich mir das, was in dieser Beziehung über den „Eintritt der Juden" zu sagen ist, für das zweitnächste Kapitel vor, wo wir sehen werden, dass die ältesten Christen in beredten Worten die unbedingte religiöse Freiheit forderten, die späteren dagegen aus dem Alten Testament das göttliche Gebot der Intoleranz entnahmen.

---

[1]) Der indoeuropäischen Auffassung im Gegensatz zur semitischen verleiht an einer Stelle Zoroaster kräftigen Ausdruck: „Weltliche Gerechtigkeit, du Geizhals! du bildest die ganze Religion der bösen Geister und bist die Vernichtung der Religion Gottes! (*Dinkard* VII, 4, 14).

Israel und Juda

Und so nehme ich den Faden dort wieder auf, wo wir die Betrachtung über das Verhältnis der verschiedenen Typen im Blute der Israeliten und über den möglichen Einfluss dieser Mischungen auf ihren Charakter (bis auf die inzwischen erörterte religiöse Frage) beendet hatten. Dass in Bezug auf Religion innerhalb Israels das semitische Element mit der Zeit das hethitische besiegen musste, ist nach allem Gesagten klar; doch ward dieser Sieg schwer und langsam errungen, und zwar nur im Süden, d. h. in Judäa (Juda und Benjamin), wo ein häufiger Zufluss von frischem arabischen (also fast rein-semitischen) Blut das Seinige dazu beigetragen haben mag.[1]) In Israel (d. h. also im Norden des Landes) blieb der alte syrische Kultus bis zuletzt in Ehren: die Feste auf den Höhen, die Pilgerfahrten an heilige Orte, die Baalsbilder u. s. w.; selbst ein gegen „fremde Götter“ so gestrenger Prophet wie Elias hatte gegen die Verehrung der goldenen Stiere nicht das Geringste einzuwenden,[2]) er verteidigte nur den „Gott in Israel“ gegen die durch phönizische Königstöchter importierten fremden Götter. Aus dem eigentlichen Israel wäre nie ein „Judentum“ entstanden. Umso dringender ist es nötig, dass wir jetzt die j ü d i s c h e I d e e kennen lernen, die spezifisch j ü d i s c h e im Gegensatz zu der des Volkes Israel. Und so gehe ich jetzt zu unserem dritten Punkt über, welcher besagte: der eigentliche Jude entstand erst im Laufe der Jahrhunderte durch allmähliche physische Ausscheidung aus der übrigen israelitischen Familie, sowie durch progressive Ausbildung einzelner Geistesanlagen und systematische Verkümmerung anderer; er ist nicht das Ergebnis eines normalen nationalen Lebens, sondern gewissermassen ein künstliches Produkt, erzeugt durch eine Priesterkaste, welche dem widersprechenden Volke mit Hilfe fremder Herrscher eine priesterliche Gesetzgebung und einen priesterlichen Glauben als von Gott gegeben aufzwang (S. 347).

---

[1]) Robertson Smith: *The Prophets of Israel* legt grossen Nachdruck hierauf (p. 28); siehe auch Wellhausen: *Prolegomena.*

[2]) Ausführlicheres bei Wellhausen und Robertson Smith (z. B. *Prophets of Israel,* p. 63, 96).

Wie flüchtig meine Schilderung auch war, und trotzdem ich manche Thatsache, der Vereinfachung wegen, unerwähnt liess, glaube ich doch, dass der Leser eine ziemlich lebhafte und in ihren Grundzügen durchaus zutreffende Vorstellung von dem *mixtum compositum* erhalten hat, aus welchem das israelitische Volk hervorging; er hat auch bemerkt, dass die Zusammensetzung des Blutes im Süden des Landes, wo Juda und Benjamin lagen,[1]) schon von dem Augenblick der Ankunft in Palästina an, zum Teil anderen modifizierenden Einflüssen unterlag als weiter nördlich, und zwar nach der Richtung hin, dass das semitische Element im Süden fortwährend Zuwachs erfuhr. Wahrscheinlich reichte dieser Unterschied noch weiter zurück. Von Anfang an sehen wir die grossen, starken Stämme der Josephiten, Ephraim und Manasse, um die sich die meisten übrigen Stämme wie eine Familie gruppierten, mit einer gewissen Geringschätzung oder vielleicht mit Misstrauen auf Juda blicken.[2]) Der Auszug aus Ägypten und die Eroberung Palästinas geschieht unter der Führung der Josephiten; Moses gehört zu ihnen, nicht zu Juda (wenn er nicht überhaupt ein gänzlich unsemitischer Ägypter war);[3])

---

[1]) Die Grenzen Judas und Judäas (wozu seit David auch Benjamin gehörte) haben im Laufe der Zeiten sehr gewechselt: der ganze südliche Teil wurde nach dem Exil zu Idumäa geschlagen, dagegen dehnte sich das Gebiet durch die Annexionen des Judas Makkabäus später ein wenig nach Norden aus, in das frühere Ephraimitische.

[2]) Schon im Alten Testament wird in späterer Zeit zwischen J u d a und I s r a e l scharf unterschieden: „Und ich zerbrach meinen Stab genannt ‚Einigkeit', dass ich aufhöbe die Brüderschaft zwischen Juda und Israel" (*Zacharia* XI, 14, siehe auch I. Sam. XVIII, 16); nicht selten wird auch Israel (d. h. die zehn Stämme ausser Juda und Benjamin) einfach als „das Haus Joseph's" bezeichnet, im Gegensatz zum „Haus Juda's" (so z. B. *Zacharia* X, 6).

[3]) Renan meint: *„il faut considérer Moïse presque comme un Égyptien"* (*Israël* I, 220); sein Name soll ägyptischen, nicht hebräischen Ursprungs sein (idem p. 160). Ähnlich Kuenen: *National Religions and Universal Religions,* 1882, *p.* 315. Nach der ägyptischen Tradition ist er ein entlaufener Priester aus Heliopolis, Namens Osarsyph (siehe Maspero: *Histoire ancienne* II, 449). Heute, als Reaktion gegen frühere Übertreibungen, ist es Mode, jeden Ein-

Josua gehört zu ihnen, Jerubbaal ebenfalls, überhaupt alle Männer von Bedeutung bis einschliesslich Samuel; Juda spielt in früheren Zeiten eine so unscheinbare Rolle, dass z. B. dieser Stamm in dem Triumphlied der Deborah gar nicht genannt wird: wie Simeon und Levi, war auch Juda beim Betreten Palästinas fast vernichtet worden, so dass er „kaum mitgerechnet" wurde; von den drei Zweigen, aus denen er bestand, war ein einziger übrig geblieben, und erst durch die Amalgamierung mit den angesessenen Hethitern und Amoritern erstarkte Juda nach und nach zu neuem Leben.[1]) Mit David tritt er auch nur vorübergehend in den Vordergrund, und zwar nachdem der Benjaminit Saul, aus der nächsten ephraimitischen Verwandtschaft, den Schwerpunkt ein wenig nach Süden verlegt hatte. Gleich nach Salomo's Tod gerieten die Könige Judas in eine Art Vasallenverhältnis zu denen Israels, zum mindesten waren sie deren gezwungene und untergeordnete Bundesgenossen. Doch handelt es sich hier nicht bloss um politische Eifersüchtelei — diese würde unsere Aufmerksamkeit nicht verdienen — sondern um einen tiefgehenden Unterschied in der Begabung und in der moralischen Veranlagung, um einen Unterschied, der in allen Geschichtswerken hervorgehoben wird, und der eine wichtigste Grundlage zu der späteren so eigentümlichen und durchaus antiisraelitischen Entwickelung des Judentums abgiebt. Später wurde ja Juda materiell von Israel durch die Gefangennahme und entführung dieses letzteren isoliert und auf ewig geschieden (sieben Jahrhunderte vor Christo); Juda behielt aber von seinem Bruder ein geistiges Erbe: die Geschichte des Volkes, die Grundlagen seiner politischen Organisation, seiner

---

fluss Ägyptens auf den israelitischen Kultus zu leugnen; diese Frage können nur Fachgelehrte entscheiden, namentlich insofern sie Zeremoniell, priesterliche Kleidung u. s. w. betrifft; doch muss uns Ungelehrten das eine auffallen, dass die Kardinaltugenden der Ägypter — Keuschheit, Barmherzigkeit, Gerechtigkeit, Demut (siehe Chantepie de la Saussaye: *Religionsgeschichte* I, 305), — welche zu denen der Kanaaniter wenig stimmen, gerade diejenigen sind, welche das mosaische Gesetz ebenfalls am höchsten stellt.

[1]) Wellhausen: *Die Komposition des Hexateuchs,* 2. Ausg, S. 320, 355.

Religion, seines Kultus, seines Gesetzes, seiner Poesie. Alles dies, d. h. also alles Schöpferische, ist in den wesentlichsten Stücken israelitisches Werk, nicht das Werk Juda's. Nun aber blieb Juda allein zurück und bearbeitete dieses Material seinem besonderen Geiste gemäss; daraus — aus dieser Thätigkeit der bisher unmündigen, nunmehr plötzlich sich selbst überlassenen Söhne Juda's — wurde das Judentum; und (wie aus der Henne das Ei und aus dem Ei die Henne) aus dem Judentum entsprang der Jude.

In dem Betonen der geistigen Überlegenheit des Hauses Joseph sind alle Autoren einig; einen einzigen will ich als Beleg anführen. Robertson Smith schreibt: „Das nördliche Reich war es, welches die Fahne Israels hochhielt: seine ganze Geschichte ist interessanter und reicher an heroischen Elementen; seine Kämpfe, seine Niederlagen und seine Ruhmesthaten, alles ist gewaltiger — — — Das Leben im Norden war ruheloser, es war aber auch geistig regsamer und intensiver. Ephraim war der Führer nicht allein in Politik, auch in Litteratur und Religion. In Ephraim, viel mehr als in Juda, wurden die Überlieferungen der Vergangenheit heilig gehalten, zugleich aber fand gerade dort jene Entwickelung der Religion statt, welche zu neuen Problemen und somit zum Auftreten der Propheten führte. So lange das nördliche Reich stand, war Juda sein Schüler, der beides, Gutes und Übles, von ihm annahm. Es wäre leicht nachzuweisen, dass jede bedeutende Regung des Lebens und Denkens in Ephraim im südlichen Reiche ein abgeschwächtes Echo hervorrief".[1]) Alles Geschichtliche, was das Alte Testament aus vorexilischer Zeit enthält, bis zu David, sowie auch manches spätere, stammt aus Israel, nicht aus Juda. Um das nachzuweisen, müsste ich die Resultate der biblischen Kritik mit einiger Ausführlichkeit analysieren, was zu weit führen würde; die klarste und kürzeste Zusammenfassung findet der Laie in Renan's *Israël,* Buch IV, Kap. 2 und 3; ungleich mehr Belehrung (wenn er die Mühe daran wenden

---

[1]) *The Prophets of Israel,* p. 192. Hier ist in anschaulicher Weise kurz zusammengefasst, was der selbe Gelehrte und andere an vielen Orten ausführlich begründet haben.

will) und daher auch tiefere Einsicht gewähren die kritischen Werke Dillmann's, Wellhausen's u. s. w. Das in IV *Mose* XXI, 14 genannte „Buch der Kriege Jahve's" und andere verschwundene Quellen, aus denen nicht allein die geschichtlichen Teile des Hexateuch, sondern auch die Bücher Samuelis, der Könige u. s. w. später redigiert wurden, sind im Hause Joseph, dessen Ruhm sie singen, entstanden. Wo der Stamm Juda überhaupt genannt wird, geschieht es in der offenbaren Absicht, ihn herabzusetzen, z. B. *Gen.* XXXVII, wo Juda allein auf den niederträchtigen Einfall gerät, Joseph für Geld zu verkaufen, und noch mehr im folgenden Kapitel, wo dieser Stamm von Beginn an als ein sittenloser und aus Blutschande hervorgegangener dargestellt wird, worauf als Kontrast sofort die Geschichte des keuschen Joseph folgt. Dies lediglich als Beispiel. Auch das religiöse Gesetz stammt in seinen grossen grundlegenden Zügen aus Israel, nicht aus Juda. Über die zehn Gebote ist viel hin- und hergestritten worden, namentlich seit Goethe's Entdeckung — von Wellhausen der Vergessenheit entrissen und wissenschaftlich ausgeführt — dass die ursprünglichen zehn Gebote (*Exodus* XXXIV) durchaus anders lauteten, als die später interpolierten, und sich lediglich auf Angelegenheiten des Kultus bezogen.[1]) Uns kann es genügen, dass auch der spätere Dekalog aus *Exodus* XX, der im christlichen Katechismus einen Platz gefunden hat, nach der Meinung eines so gelehrten und gläubigen Rabbiners wie Salomon Schechter das Werk eines Priesters aus dem nördlichen Reiche, nicht aus Judäa ist, eines Mannes, der etwa im 9. Jahrhundert gelebt haben dürfte, also mindestens 100 bis 150 Jahre n a c h Salomo, zur Zeit der grossen Dynastie der Omriden.[2]) Diese Feststellung ist nicht allein interessant, sondern geradezu „pikant"; denn die späteren reinjüdischen Redakteure der heiligen Bücher haben sich alle erdenkliche Mühe gegeben, das israelitische

---

[1]) Goethe: *Zwo wichtige, bisher unerörterte biblische Fragen, zum ersten Mal gründlich beantwortet. Erste F r a g e: Was stund auf den Tafeln des Bundes?*

[2]) Siehe Schechter's Nachtrag zu Montefiore: *Religion of the ancient Hebrews,* p. 557.

Reich als ein abtrünniges, heidnisches hinzustellen, und nun kommt es heraus, dass die Grundlagen des religiösen Gesetzes gerade aus diesem verpönten Reich, nicht aus dem frommen Juda stammen. Für die genaue Umschreibung des spezifisch Jüdischen ist es wichtig, dies zu wissen: durch Schöpferkraft, selbst auf dem beschränkten, religiös gesetzgeberischen Gebiet hat sich der Jude nie ausgezeichnet; selbst sein Eigenstes ist entlehnt. Denn auch die grosse prophetische Bewegung, welche, wohl beachtet, die einzige Erscheinung des hebräischen Geistes ist, die dauernden inneren Wert besitzt, entstand im Norden. Elias, in mancher Beziehung die merkwürdigste, am meisten phantastische Erscheinung der gesamten israelitischen Geschichte, wirkt nur dort. Die Berichte über Elias sind so karg, dass Manche ihn überhaupt für eine erdichtete Persönlichkeit halten;[1]) doch meine ich mit Wellhausen, dass dies historisch unmöglich sei, denn Elias ist der Mann, der den Stein ins Rollen bringt, der Erfinder gewissermassen der wahren Jahvereligion, der grosse Geist, der den monotheistischen Kern, wenn er ihn auch noch nicht deutlich sieht, doch ahnt. Hier wirkt eine grosse Persönlichkeit, und um zu wirken, muss sie gelebt haben. Von besonderem Interesse ist die einzige genauere Nachricht, die wir über ihn besitzen: darnach wäre er nämlich kein Israelit, sondern ein „halbberechtigter Einsasse“ von jenseit des Jordans, von der äussersten Grenze des Landes, ein Mann also, in dessen Adern aller Wahrscheinlichkeit nach ziemlich reines arabisches Blut floss.[2]) Das ist interessant, denn es zeigt das echt semitische Element am Werk, um sein Religionsideal zu retten, welches im Süden durch den Eklekticismus solcher halber Amoriter wie David und amoritischer Hethiter wie Salomo, im Norden durch die weltlich gesinnte Toleranz der vorwiegend kanaanitischen Bevölkerung arg bedroht war. Im Norden allein, der durch die Lage begünstigt war und dessen Bewohner sich wahrscheinlich auch durch grösseren Fleiss und Handelssinn auszeichneten, war nämlich schon Wohlstand

---

[1]) Siehe namentlich Renan: *Israël,* II, 282 suiv.

[2]) Siehe vor Allem Graetz: *Geschichte der Juden* I, 113; auch Maspero: *Histoire ancienne* II, 784.

und mit ihm Luxus und Kunstsinn heimisch geworden; eine der Sünden, die Amos den Israeliten vorwirft, ist, dass sie „Lieder machen wie David“. Da empörte sich der anticivilisatorische Instinkt des echteren Semiten; der edel Gesinnte empfand instinktiv und gewaltig die Inkompatibilität zwischen der fremden Kultur und den geistigen Anlagen seines Volkes; er sah vor seinen Füssen die Grube sich öffnen, in die in der That alle bastardierten semitischen Reiche schnell und spurlos versunken sind, und, furchtlos wie der Beduin, erhob er sich zum Kampf. Sofort, von Elias an, gleicht diese Prophetenbewegung einem gesunden, trockenen Wüstenwinde, der, von fernher heranstürmend, die Blüten der Fäulnis — doch zugleich auch die Knospen der Schönheit und der Kultur — versengt. Auch Elisa, der Nachfolger des Elias, hat seinen Wohnort in Ephraim. Nun tritt aber der erste grosse Prophet auf, dessen Worte wir noch besitzen. Ich sage „gross“, wenn er auch wegen des geringen Umfanges seiner Schriften zu den sogenannten „kleinen Propheten“ gerechnet wird; denn Amos ist, was Tiefe des religiösen Gedankens, sowie Schärfe des politischen Blickes anbelangt, den grössten ebenbürtig. Dieser Prophet soll zwar aus Judäa stammen, doch wird dies von Vielen (z. B. von Graetz) bezweifelt;[1]) jedenfalls kennt er das josephitische Reich, als wäre es seine Heimat, und seine Ermahnungen gelten lediglich diesem Reiche. Der nächste grosse „kleine Prophet“, Hosea, eine ebenso einzige Erscheinung wie Amos, ist Ephraimiter; auch er geht auf in den Schicksalen des einen Hauses Joseph; mit ganzem Herzen hängt er an seinem geliebten Volk, und, wie das einmal Prophetenart ist, verkündigt er viele Dinge voraus, die nicht geschahen: die Errettung Israels durch den mitleidigen Jahve und die ewige Herrschaft dieses Volkes. Hiermit schliesst die Reihe, hiermit endet der Einfluss Israels auf Juda; denn vermutlich noch zu Lebzeiten Hosea‘s, jedenfalls bald nach seinem Tode, wird das ganze nördliche Volk

---

[1]) Auch von Neueren (z. B. Cheyne), seitdem nachgewiesen ist, dass die berühmte Stelle: „Der Herr wird aus Zion brüllen“ (*Amos* I, 2) eine späte jüdische Interpolation ist.

von den Assyrern in die Gefangenschaft weggeschleppt und kehrt nie wieder.

Das Werden des Juden

Erst von diesem Augenblick, d. h. vom Jahre 721 vor Christus an, konnte der eigentliche J u d e zu entstehen beginnen; bis dahin, wie wir soeben gesehen, hatte Juda politisch, sozial und religiös im Schlepptau des offenbar viel begabteren Israel schwimmen müssen; jetzt stand dieser Stamm allein, auf eigenen Füssen. Die Lage war eine furchtbare. Mit Zittern und Entsetzen hatten die Juden dem tragischen Schicksal ihrer Brüder zugesehen, welches sie selber ihres einzigen Schutzes beraubte; nunmehr schloss sich der Kreis der Feinde eng um das kleine Land; wie sollte es gegen Weltreiche bestehen? Zunächst fristete es sein Leben als des Assyrers freiwilliger Vasall und genoss dessen Schutz gegen seine nächsten Bedränger, die Damascener; dann benutzte es den Todeskampf des mächtigen Beschützers, um sich von ihm freizumachen, es intriguierte mit Ägypten, söhnte sich wieder durch Bezahlung schwerer Sühne und Abtretung gewisser Länderstriche mit den neuen Herren Kleinasiens, den Chaldäern, aus — — — kurz, das Königreich zog sein ziemlich kümmerliches Dasein noch etwa 120 Jahre hin, bis endlich, bei Gelegenheit eines neuerlichen Abfalles, Nebuchadrezzor die Geduld riss, und er den König samt zehntausend der angesehensten Leute nach Babylon in die Gefangenschaft führen liess; elf Jahre später, als die Intriguen noch immer nicht aufhören wollten, zerstörte er Jerusalem und den Tempel und liess die übrigen freien Männer Judäas mit ihren Familien ebenfalls nach Babylonien schleppen; einige (unter ihnen Jeremia) flohen nach Ägypten und gründeten die dortige Diaspora. Nach weiteren sechzig Jahren kehrte zwar ein Teil der Exulanten zurück, doch nur ein Teil: die Mehrzahl der Wohlhabenderen hatte es vorgezogen, in Babylon zurückzubleiben; über ein Jahrhundert dauerte es, bis die kleine heimgekehrte Kolonie, die eine unverhältnismässig grosse Anzahl Priester und Leviten enthielt, sich in Jerusalem und dem angrenzenden, sehr zusammengeschrumpften judäischen Gebiet organisiert, sowie einen Tempel und die Mauern der Stadt wieder aufgerichtet hatte; ohne den gnädigen Schutz der persischen Monarchen und ohne die

Gaben der im Ausland schnell reich gewordenen Brüder wäre es ihnen überhaupt nie gelungen. Ein Judäa und ein Jerusalem gab es also wieder, doch hat es von der Zeit an nie mehr einen unabhängigen judäischen Staat gegeben.[1])

Die Entwickelung aus dem Judäer zum eigentlichen Juden geschah also unter der Mitwirkung bestimmter historischer Bedingungen. Man pflegt zu sagen, die Geschichte wiederhole sich; sie wiederholt sich im Gegenteil nie;[2]) der Jude ist eine ganz einzige Erscheinung, zu der keine Parallele aufgewiesen werden kann; ohne die bestimmten historischen Bedingungen aber wäre er das nicht geworden, was er wurde; die besondere ethnologische Mischung, aus der er hervorgegangen, und seine weitere Geschichte bis zu seiner Isolierung von Israel hätten nicht das anormale Phänomen des Judentums hervorgebracht, wenn nicht eine Reihe merkwürdiger Umstände diese besondere Entwickelung begünstigt hätte. Diese Umstände sind leicht aufzuzählen; es sind ihrer fünf, die wie die Räder eines geschickt gebauten Uhrwerkes ineinandergreifen: die plötzliche Isolierung, die hundertjährige Frist zur Ausbildung der Eigenart, der Abbruch aller geschichtlichen Lokaltraditionen durch das Exil, die Wiederanknüpfung unter einer neuen, in der Fremde geborenen Generation, der Zustand politischer Abhängigkeit, in dem die Judäer sich fortan befanden. Eine kurze Betrachtung dieser historisch nacheinander zur Geltung gekommenen Momente wird uns das Werden des Judentums vollendet klar veranschaulichen.

1. Die Männer Judas waren gewohnt gewesen (sozusagen als Minderjährige) Anregung von dem älteren, stärkeren und begabteren Bruder zu erhalten: jetzt standen sie auf einmal allein, im Besitz einer wahrscheinlich nur fragmentarischen Tradition und genötigt, die weitere geistige Entwickelung selber zu leiten.

---

[1]) Nur mit Hilfe der Syrier gelangten die Makkabäer zur Herrschaft, und auch die ihnen entsprungenen Fürsten des Hasmonäischen Hauses haben nur hin und wieder einen Schein von Unabhängigkeit inmitten der Wirren, die der römischen Herrschaft vorangingen, errungen.

[2]) Vergl. S. 164 Anmerkung 2.

Es war wie ein plötzlicher, gewaltsamer Ruck, auf welchen keine andere Reaktion erfolgen konnte als eine gewaltsame, wenig harmonische.

2. Wären die Assyrer sofort in Juda eingefallen und hätten die Einwohner zerstreut, so wären diese ohne Frage eben so spurlos wie die Israeliten verschwunden. Nun blieben die Judäer aber über ein Jahrhundert verschont und zwar in einer Lage, welche sie geradezu z w a n g, die letzte Anregung, die sie von Israel erhalten, bis auf ihre äusserste, übertriebenste Konsequenz auszunutzen, und das war die von den Propheten Amos und Hosea ausgegangene: moralische Umkehr, Demütigung vor Gott, Vertrauen auf seine Allmacht. Das war auch wirklich der letzte Hoffnungsanker; an Sieg durch Menschenkraft gegen die heranrückende Weltmacht war nicht zu denken. Doch fassten die Judäer die hohe Lehre des Amos rein materialistisch auf. In ihrer Not verstiegen sie sich bis zu dem wahnsinnigen Gedanken, J e r u s a l e m s e i u n e i n n e h m b a r, als Jahve's Wohnort.[1]) Die vernünftigen Leute schüttelten freilich skeptisch den Kopf, doch als Sennacherib's Heer, nachdem es das umliegende Land verwüstet und die Belagerung Jerusalem's begonnen hatte, plötzlich abrücken musste, da behielten die Propheten Recht; eine Pest war im Lager ausgebrochen, sagen die Einen, innere Wirren, sagen die Anderen, verursachten diesen Rückzug;[2]) gleichviel: an jenem Morgen des Jahres 701 vor Christus, an dem die Bewohner Jerusalem's die Armee Sennacherib's nicht mehr unter ihren Mauern erblickten, ward der Jude geboren und mit ihm jener Jahve, den wir aus der Bibel kennen. D i e s e r T a g i s t d e r A n g e l p u n k t i n d e r G e s c h i c h t e J u d a 's. Selbst die fremden Völker erblickten in der Errettung Jerusalem's ein göttliches Wunder. Mit einem Schlag waren die bisher ver-

---

[1]) Siehe *Jesaia,* Kap. 37, namentlich die Verse 33—37.

[2]) Vergl. über diese Frage Cheyne: *Introduction to the Book of Isaiah,* p. 231 fg. Interessant ist es, aus den assyrischen Berichten zu erfahren, dass Jerusalem durch ein arabisches Söldnerheer verteidigt war; durch den Mangel an militärischer Befähigung hat sich Juda von jeher ausgezeichnet.

höhnten und verfolgten Propheten — Jesaia und Micha — die Helden des Tages; der König musste zu ihrer Partei übertreten und die Reinigung des Landes von fremden Göttern beginnen. Der Glaube an die Vorsehung Jahve's, die Meinung, dass alles Wohlergehen von dem passiven Gehorsam gegen seine Gebote abhänge, dass jedes nationale Unglück als Prüfung oder Strafe eintrete, die unerschütterliche Überzeugung, dass Juda das auserwählte Volk Gottes sei, wogegen die anderen Völker tief unter ihm stünden, kurz, der ganze Komplex von Vorstellungen, der die Seele des Judentums ausmachen sollte, entstand jetzt, entwickelte sich ziemlich rasch aus Keimen, die unter normalen Verhältnissen niemals solche Blüten hervorgebracht hätten, schenkte grosse Widerstandskraft, erstickte dafür viel Vernünftiges, Gesundes, Natürliches, wurde zu einer *idea fixa.* Jetzt erst wurden jene folgenschweren Worte geschrieben: „Zu deinen Vätern allein hat Gott Lust gehabt, dass er sie liebte, und nach ihnen ist es ihr Same, den er allein unter allen Völkern auserwählt hat" (*Deut.* X, 15). Vom Jahre 701 bis zum Jahre 586, wo Jerusalem zerstört wurde, hatten die Juden über ein Jahrhundert Zeit zur Ausbildung dieser Idee. Die Propheten und Priester, die jetzt das Heft in der Hand hielten, benützten die Frist gut. Trotz der liberalen Reaktion Manasse's haben sie es fertig gebracht, erst die anderen Götter zu vertreiben und sodann den genialen Wahngedanken einzuführen, man könne Gott einzig und allein in Jerusalem verehren, weswegen König Josia die „heiligen Höhen" und alle anderen heiligsten Altäre des Volkes zerstörte, die meisten Leviten dieser angeblich von den Patriarchen gegründeten, durch Theophanien geweihten Heiligtümer umbrachte, die übrigen zu untergeordneten Dienern des jerusalemitischen Gotteshauses machte; jetzt gab es nur noch einen Gott, einen Altar, einen Hohenpriester; die Welt war um den Begriff (wenn auch noch nicht um das Wort) Kirche reicher, die Grundlage zur heutigen römischen, mit ihrem unfehlbaren Oberhaupt, war gelegt. Um das zu vollbringen, hatte man allerdings zu einer geschickten Fälschung greifen müssen, dem Muster vieler späteren. Im Jahre 622 wurde bei einer Ausbesserung des Tempelgebäudes ein „Gesetzbuch"

angeblich „gefunden“;[1]) dass es erst damals geschrieben worden war, unterliegt heute nicht dem mindesten Zweifel. Das Deuteronomium oder fünfte Buch Mose („eine ganz überflüssigste Ausbreitung der zehn Gebote“, urteilt Luther) gilt der Einführung eines Priesterregimentes, wie es in Israel und Juda zu keiner Zeit bestanden hatte, und ausserdem der gesetzlichen (zugleich, wie immer bei den Hebräern, historischen) Begründung der einzigen Berechtigung Jerusalems — ein Gedanke, der, so lange das nördliche Reich, Israel, bestand, niemals hätte gefasst werden können, und der selbst dem so fanatisch patriotischen und jerusalemitisch gesinnten Jesaia noch gänzlich fremd gewesen war.[2]) Dies Alles nicht etwa aus schlechter, betrügerischer Absicht, sondern um den Kultus des rettenden Gottes Jahve fortan reinzuhalten, und zugleich als Beginn einer moralischen Regeneration. Hier taucht z. B. zum ersten Mal, schüchtern und verklauselt, das Gebot auf, man solle Gott den Herrn l i e b e n; zugleich brachte dieses Buch die fanatisch-dogmatische Versicherung, dass die Juden allein Gottes Volk seien, und damit in Verbindung tritt das Verbot von Mischehen zum ersten Mal auf, sowie auch das Gebot, alle „Heiden“ dort, wo Juden wohnen, „auszurotten“, und jeden Juden, Mann oder Weib, der nicht rechtgläubig sei, zu steinigen (XVII, 5); zwei Zeugen sollten genügen, um das Todesurteil zu sprechen: die Welt war um den Begriff der r e l i g i ö s e n I n t o l e r a n z reicher. Wie neu dieser Gedankengang dem Volke war, und unter welchen besonderen Umständen allein er Fuss fassen konnte — nämlich inmitten stündlicher Gefahr und nach der wunderbaren Errettung Jerusalems aus Sennacherib‘s Händen — zeigt die stets wiederkehrende

---

[1]) II *Könige* XXII.

[2]) R. Smith: *Prophets of Israel* p. 438. Im Deuteronomium wird der Grundstein zum eigentlichen Judentum gelegt. Es bildet den Mittelpunkt des Alten Testamentes in seiner jetzigen Gestalt: „von welchem aus vor- und rückwärts, mit einiger Aussicht auf richtiges Verständnis des übrigen, geforscht werden kann und muss“, sagte schon vor vielen Jahren Reuss in seiner grundlegenden Geschichte des Alten Testaments, § 286.

Formel: „der Herr hat geboten, dass wir ihn fürchten, auf dass es uns wohl gehe alle unsere Lebtage, wie es gehet heutigen Tages". Furchtbare Strafen auf der einen, masslose Verheissungen auf der anderen Seite, dazu die ewig wiederkehrende Aufzählung der Wunder, die Jahve zu Gunsten Israel's gethan hat: das sind die Überzeugungsmittel des Buches Deuteronomium, der ersten selbständigen That der Judäer auf religiösem Gebiete.[1]) Sehr erhaben ist dieses religiöse Motiv nicht, das muss ich allen jüdischen und christlichen Kommentatoren zum Trotz behaupten; jedoch, von einem fanatischen Glauben erfasst, ist es ein unvergleichlich kräftiges. Der Erstarkung dieses Glaubens gelten fortan alle Bemühungen, wiederum von den Umständen merkwürdig begünstigt.

3. Man möchte meinen, die Zerstörung Jerusalems und das Exil müssten das Vertrauen auf Jahve erschüttert haben; doch der Vernichtungsschlag kam nicht auf einmal, und die hinreissende Glaubenskraft eines Jeremia hatte hinreichend Zeit, sich auf neue Verhältnisse zu stimmen. Schnell war inzwischen bei den Grossen des Reiches die moralische Regeneration in ihr Gegenteil umgeschlagen; ohne Furcht thaten sie Übles. Doch Jeremia sah die Zukunft anders: in dem Babylonier erblickte dieser Prophet die Geissel Gottes, gesandt, Juda für seine Sünden zu strafen; wie die Errettung aus der Liebe Jahve's zu seinem auserwählten Volk hervorgegangen sei, ebenso sei jetzt die Züchtigung Liebe; und so weissagte Jeremia im Gegensatz zu Jesaia die Zerstörung Jerusalems und wurde dafür als Verräter, als ein Söldling der Babylonier verfolgt. Wiederum behielt aber der Prophet Recht, die klugen Weltmenschen Unrecht; denn diese Letzteren verliessen sich diesmal auf Jahve; hatte man sie denn nicht seit

---

[1]) Das Kapitel XXVIII (allerdings postexilisch) enthält die Segnungen: „so du nicht weichst von irgend einem Wort, das ich euch heute gebiete", und darauf die Flüche, über hundert an der Zahl, alles Entsetzlichste enthaltend, was eine krankhafte Phantasie sich ausdenken kann, „denn Gott wird sich freuen, dass er euch umbringe".

einem Jahrhundert gelehrt, Jerusalem sei uneinnehmbar? Und als die Zerstörung nun kam, sagte man: seht der Prophet hat wahrgesprochen, das ist die Hand Jahve‘s. Die hohe Bedeutung des Exils für die Weiterentwickelung und Befestigung dieser Wahnvorstellung ist leicht einzusehen. Ohne die Verbannung wäre das echte, so erstaunlich künstliche Judentum nie lebensfähig geworden. Die Könige Hiskia, Josia und Zedekia hatten die Altäre umwerfen und die heiligen Bäume abhauen können doch das Volk liess sich seine Heiligtümer nicht rauben; jetzt aber war es mit einem Mal aus aller Tradition losgerissen; der sechzigjährige Aufenthalt im babylonischen Reiche schnitt sozusagen den Faden der Geschichte entzwei; Keiner, der als urteilsfähiger Mann das Land seiner Väter verlassen hatte, kehrte wieder zurück. Wenn ein einzelner Mann sein Vaterland auf fünfzig Jahre verlässt, ja, nur auf zwanzig, kehrt er heim zu Verwandten und Freunden, ein Fremder unter Fremden; er vermag es nicht, sich in das spezielle organische Gesetz des individuellen Wachstums dieses besonderen Volkes wieder hineinzuleben, namentlich nicht, wenn er in früher Jugend das Heimatland verlassen hat. Hier verliess eine ganze Nation die historische Heimat; die später Zurückkehrenden waren fast ausnahmslos in der Fremde geboren und gross geworden, vielleicht lebte nicht Einer, der mit Bewusstsein sich Judäas entsann. Und inzwischen, in Babylon, während die segensreiche Verbindung mit der Vergangenheit (das Verhältnis des Kindes zur Mutter) abgebrochen war, brüteten die verbitterten Zeloten unter den Verbannten über ihr Schicksal und fassten Gedanken, die sie daheim nicht hätten denken können.[1]) im E x i l wurde das spezifische Judentum gegründet, und zwar in Hesekiel, einem Priester aus der hohenpriesterlichen Familie; den Stempel des Exils hat das Judentum daher von Anfang an

[1]) Über den unermesslich grossen Einfluss Babylon‘s auf alles jüdische Denken seit jeher unterrichtet man sich am ausführlichsten in Eberhard Schrader‘s *Die Keilinschriften und das Alte Testament,* 3. Aufl., neu bearbeitet von Zimmern und Winckler, 1903; eine kurze Zusammenfassung findet man in Winckler‘s *Die politische Entwickelung Babyloniens und Assyriens,* S. 17 fg.

getragen; sein Glaube ist nicht der Glaube eines gesunden, freien, um seine Existenz im ehrlichen Wettbewerb kämpfenden Volkes, sondern er atmet Ohnmacht und Rachedurst und sucht über das Elend des Augenblickes durch Vorspiegelung einer unmöglichen Zukunft hinwegzutäuschen. Hesekiel's Buch ist das furchtbarste der Bibel; durch Anwendung der äussersten Mittel — der entsetzlichsten Drohungen und der frevelhaftesten Verheissungen — wollte dieser gedankenarme, abstrakt formalistische, doch edle, patriotische Geist[1]) den stark erschütterten Glauben seiner Brüder und mit ihm die Nation retten. Bis zu seiner Zeit war in Israel die Religion, gleichwie in Rom, in Griechenland, in Ägypten, eine Erscheinung unter anderen des nationalen Lebens gewesen und das Priestertum ein Glied in der staatlichen Organisation; Hesekiel lehrte: nein, Israel ist nicht auf der Welt, um wie andere Völker zu schaffen und zu kriegen, zu arbeiten und zu ersinnen, sondern um Jahve's H e i l i g t u m zu sein; beobachtet es Jahve's Gesetz, so wird ihm Alles geschenkt werden; an Stelle des Staates sollte nunmehr die Herrschaft des religiösen Gesetzes treten, die sogenannte Nomokratie. Selbst das Deuteronomium hatte noch zugegeben, dass andere Völker andere Götter hätten; Amos, als vereinzelter grosser Geist, hatte einen kosmischen Gott geahnt, der etwas mehr sei als der blosse politische *deus ex machina* eines besonderen Völkchens: Hesekiel verband nun die beiden Vorstellungen und schmiedete daraus den Jahve des Judentums, den Monotheismus in grässlich verzerrter Gestalt. Gewiss, Jahve ist jetzt der alleinige und allmächtige Gott, doch lebt er einzig seinem eigenen Ruhme; mitleidig gnädig gegen die Juden (denn durch sie will er seinen Ruhm verkünden und seine

[1]) Vortrefflich charakterisiert im zwölften Kapitel von Duhm's: *Theologie der Propheten.* Eduard Meyer: *Die Entstehung des Judentums,* S. 219, sagt: „Hesekiel war offenbar eine ganz ehrliche Natur, aber ein bornierter, überdies in den engen Standesanschauungen des Priesters aufgewachsener Mensch, nicht in einem Atem zu nennen neben den gewaltigen Gestalten, denen er sich durch Umhängung eines sehr fadenscheinigen Prophetenmantels an die Seite zu stellen unterfing."

Macht zeigen unter der einen Bedingung, dass sie sich einzig und allein seinem Dienste widmen), doch allen anderen Völkern der Erde ein grausamer Gott, der sie „mit Pestilenz und Blut“ heimsuchen will, „damit er herrlich, heilig und bekannt werde“! Alle diese anderen Völker sollen vernichtet werden, und Jahve befiehlt seinem Propheten, die Vögel und die Tiere der Welt zusammenzurufen, „auf dass sie das Fleisch der Starken fressen und das Blut der Fürsten saufen sollen“. Nebenbei enthält das Buch den Entwurf zu der Organisation einer Hierokratie und zu einer neuen Kultuszwangsjacke: lauter Dinge, über die ein im Exil lebender Priester sich der ungezügelten Phantasie hingeben konnte, was unmöglich gewesen wäre, hätte er mitten in einem nationalen Leben gestanden, wo jede neue Verordnung gegen Sitte und Herkommen anzukämpfen gehabt hätte. Doch nicht lange nach Hesekiel‘s Tod eroberte der edle Perserkönig Cyrus die babylonischen Gebiete; mit der Naivetät des wenig gewitzigten Indoeuropäers gestattete er die Rückkehr der Juden und gewährte ihnen Unterstützung für den Wiederaufbau des Tempels; unter dem Schutz arischer Toleranz wurde der Herd aufgerichtet, aus dem semitische Intoleranz jahrtausendelang, allem Edelsten zum Fluche, dem Christentum zu ewiger Schmach, sich wie ein Gift über die Erde ergiessen sollte. Wer auf die Frage: wer ist der Jude? eine klare Antwort geben will, vergesse das Eine nie: dass der Jude, dank dem Hesekiel, der Lehrmeister aller Intoleranz, alles Glaubensfanatismus, alles Mordens um der Religion willen ist, dass er an die Duldsamkeit immer nur dann appellierte, wenn er sich bedrückt fühlte, dass er sie selber jedoch niemals übte noch üben durfte, denn sein Gesetz verbot es ihm und verbietet es ihm auch heute — und morgen.

4. Hesekiel hatte geträumt, doch durch die Rückkehr wurde sein Traum zur Wirklichkeit; s e i n Buch — nicht die Geschichte Israels, nicht die Stimmen der grossen Propheten — war fortan das Ideal, nach welchem das Judentum organisiert wurde. Und dies wiederum konnte nur dank dem Umstande geschehen, dass der geschichtliche Prozess bei einer neuen Generation anknüpfte, bei einer Generation, in welcher selbst die S p r a c h e der Väter

vergessen war und nur die Priester sie noch verstanden.[1]) Einzig dank dem Zusammentreffen so ungewöhnlicher Umstände ward jetzt etwas möglich, wovon die Weltgeschichte kein zweites Beispiel aufweist: dass von einzelnen zielbewussten Männern einem ganzen Volke eine durchaus erfundene, kunstgemäss erdachte, ungemein komplizierte Religions- und Kulturgeschichte als altgeheiligte Tradition aufgezwungen werden konnte. Der Vorgang ist ein ganz anderer als bei den christlichen Konzilien, wo beschlossen wurde, das und jenes müsse der Mensch glauben, denn es sei die ewige Wahrheit; dem Juden ist das Dogma in unserem Sinne fremd; für die materialistische Auffassung, die überall vorwaltet, wo der semitische Geist, sei es auch nur, wie hier, als *spiritus rector,* herrscht, muss jede Überzeugung auf geschichtlicher Grundlage ruhen. Und so wurden denn der neue exklusive Jahve-Glaube, die neuen Verordnungen für den Tempelkultus, die vielen neuen Religionsgesetze[2]) als historische, in alten Zeiten von Gott befohlene, seitdem stets (ausser von abtrünnigen Sündern) beobachtete Dinge eingeführt. Der Anfang war ja schon vor dem Exil mit dem *Deuteronomium* gemacht worden; doch war das nur ein schüchterner Versuch gewesen, und zwar dem damals noch lebendigen Volksbewusstsein gegenüber kein sehr erfolgreicher. Jetzt war die Lage eine ganz andere. Erstens hatte das Exil, wie ich schon sagte, den historischen

---

[1]) Bald darauf, mehr als 400 Jahre vor Christus, erlosch die hebräische Sprache überhaupt (Peschel: *Völkerkunde,* 2. Aufl., S. 532); ihre Wiederaufnahme viele Jahrhunderte später geschah künstlich und einzig, um die Juden von ihren Gastgebern in europäischen Ländern zu scheiden, woraus dann solche Eigentümlichkeiten sich ergaben, wie dass heutzutage die französischen Bürger „israelitischer Konfession" in Algerien ihre Wahlzettel nur hebräisch schreiben können, während Judas Makkabäus das nicht vermocht hätte! Das verwahrloste Sprachgefühl unserer heutigen Juden kommt daher, dass sie seit Jahrhunderten in g a r k e i n e r Sprache heimisch sind — denn eine tote Sprache kann nicht auf Befehl wieder lebendig werden — und das hebräische Idiom wird von ihnen ebenso gemisshandelt wie jedes andere.

[2]) Gesetz und Religion, man vergesse das nie, ist bei den Juden synonym (siehe Moses Mendelssohn).

Faden durchschnitten, sodann bestanden die heimgekehrten Exulanten der überwiegenden Mehrzahl nach aus zwei Menschenklassen: einerseits aus den ärmsten, unwissendsten, abhängigsten des Volkes, andrerseits aus Priestern und Leviten.[1]) Die reicheren, weltlich gesinnten Juden hatten es vorgezogen, in der Fremde zu bleiben; sie fühlten sich dort wohler als im eigenen Gemeinwesen, doch blieben sie (wenigstens zum grossen Teil) Juden, teils ohne Zweifel, weil dieser Glaube ihnen entsprach, teils wohl auch wegen der Privilegien, die sie sich überall zu sichern wussten, zu denen in erster Reihe die Befreiung vom Militärdienst gehörte.[2]) Man begreift, wie die Priesterschaft

---

[1]) Vergl. Wellhausen: Israelitische und jüdische Geschichte, S. 159. Der selbe Autor schreibt in seinen *Prolegomena,* S. 28: „Aus dem Exil kehrte nicht die Nation zurück, sondern eine religiöse Sekte."

[2]) Geschichtsphilosophisch würde man wohl diese eigentümliche Vorliebe der Juden für den abhängigen, gewissermassen parasitären Zustand aus dem lang andauernden Abhängigkeitsverhältnis zu Israel erklären. Es ist übrigens höchst bemerkenswert, dass die Judäer nicht erst auf das Exil (noch weniger auf die sog. Zerstreuung) warteten, um ihre Vorliebe für dieses Leben zu bethätigen. Man hat in einer Reihe von Städten an den Ufern des Tigris und des Euphrats israelitische Siegel aus älteren Epochen gefunden, und schon zur Zeit Sennacherib's, also hundert Jahre vor der ersten Zerstörung Jerusalems, war das grösste Bankhaus Babylons ein judäisches; diese Firma „Egibi Brüder" soll eine ähnliche Stellung im Orient eingenommen haben wie heute in Europa das Haus Rothschild. (Vergl. Sayce: *Assyria, its princes, priests and people,* p. 138). — Man lasse uns doch endlich einmal in Ruhe mit dem Ammenmärchen, die Juden seien „von Natur" Ackerbauer und nur im Laufe des Mittelalters, weil jede andere Beschäftigung ihnen abgeschnitten war, *à leur coeur défendant* Geldverleiher geworden; man lese lieber etwas fleissiger die Propheten, die immer über den Geldwucher klagen, der den Reichen als Mittel diene, die Bauern zu Grunde zu richten; man rufe sich die berühmte Talmudstelle ins Gedächtnis: „Wer hundert Gulden im Handel hat, kann alle Tage Fleisch essen und Wein trinken; wer hundert Gulden im Ackerwerk liegen hat, muss Kraut und Kohl essen, muss dazu graben, viel wachen und sich dazu Feinde machen. — — — Wir aber sind erschaffen, dass wir Gott dienen sollen; ist es nun nicht billig, dass wir uns o h n e S c h m e r -

nunmehr diese beiden Elemente vollkommen in der Hand hatte; das unwissende, durch keine Tradition gebundene Kolonistenvolk und die zwar gebildeten, doch vom einzigen Kultuszentrum entfernten Mitglieder der Diaspora. Und so errichtete sie denn das künstliche Gebäude: das Deuteronomium wurde ergänzt (namentlich durch die elf ersten, so wirkungsvollen historischen Kapitel), sodann entstand der sogen. „Priesterkodex" (das ganze Buch *Leviticus,* drei Viertel von *Numeri,* die Hälfte des *Exodus* und etwa elf Kapitel der *Genesis* umfassend);[1]) ausserdem wurden jetzt die geschichtlichen Bücher des Alten Testamentes in der Gestalt, in welcher sie auf uns gekommen sind, aus verschieden Quellen zusammengetragen und aufgesetzt, natürlich erst, nachdem jene Quellen revidiert, expungiert, interpoliert worden waren, um der neuen Hierokratie und dem neuen Jahveglauben, sowie dem neuen „Gesetz", unter dem die armen Juden fortan seufzen sollten, Vorschub zu leisten — eine Arbeit jedoch, welche die

---

zen nähren?" (Herder, dem ich das Citat entnehme, fügt hinzu: „Immerhin ohne Schmerzen! nur nicht durch Betrug und Überlistung." *Adrastea* V, 7.) Man lese auch *Nehemia,* Kap. 5, und sehe, wie, als die Juden alles vernachlässigten, um den zerstörten Tempel wieder aufzubauen, die Ratsherren und die Priester den feierlich-ernsten Augenblick benutzten, um Wucher zu treiben und sich „die Äcker, Weinberge, Ölgärten und Häuser" ihrer ärmeren Volksgenossen einzuschachern. Nichts fällt den Juden bei den arischen Medern so sehr auf, wie dass sie „nicht nach Silber suchen noch nach Gold geizen" (*Jesaia* XIII, 17); und unter den schrecklichsten Flüchen, mit denen Jahve seinem Volke im Falle des Ungehorsams droht (*Deut.* XXVIII, 44), lautet der eine: „dass der Jude dem Fremdling nicht mehr Geld leihen werde!" Man erinnere sich auch, wie im Buche *Tobias* (etwa 100 Jahre vor Christo geschrieben) ein Engel vom Himmel geschickt wird, um die Eintreibung von Geld, welches auf Zinseszins im Ausland angelegt ist, zu bewirken (Kap. V und IX). In diesem Zusammenhang verdient es auch Erwähnung, dass bereits zur Zeit Salomo's die Juden die Rosstäuscher für ganz Syrien waren (Sayce: *Hittites,* p. 13).

[1]) Vergl. Montefiore; *Ancient Hebrews,* p. 315, und für die ausführliche analytische Aufzählung Driver; *Introd. to the Literature of the Old Testament* (1892), p. 150 (abgedruckt in Montefiore S. 354).

Kraft des damaligen Bildungsgrades überstieg, so dass die Widersprüche an allen Ecken und Enden hervorplatzen und wir durch die Risse hindurch die fromme Willkür am Werke erblicken.[1]) Ergänzt wurde dann diese Thora (d. h. „Gesetz") nach und nach durch Auswahlen aus der zum Teil sehr alten Spruchlitteratur und durch ebenfalls stark bearbeitete Sammlungen der prophetischen Bücher, bereichert um möglichst viele *vaticinia ex eventibus,* doch so verständnislos redigiert, dass es heute nur mit unsäglicher Mühe gelingt, die Absicht der Propheten herauszuschälen; noch später kamen etliche freierfundene Lehrgedichte hinzu, wie Esther, Hiob, Daniel, auch die Psalmen u. s. w. Noch lange Zeit nach Esra wirkte (nach jüdischer Tradition) ein Kollegium von 120 Schriftgelehrten, die „grosse Synagoge", an der Vervollständigung und Redaktion des Kanons; die beiden Bücher der *Chronica* z. B. sind erst zwei Jahrhunderte später entstanden, „nach dem Untergange des persischen Reiches, schon mitten aus dem Judaismus heraus".[2]) Auf diese Religion Hesekiel's

---

[1]) Die alten Christen wussten sehr gut, dass das Alte Testament ein spätes und bearbeitetes Produkt sei. So beruft sich z. B. Abälard in seiner Beantwortung der einundvierzigsten Frage Heloisens auf den Kirchenhistoriker Beda, der zu Beginn des 8. Jahrhunderts schrieb und der gesagt haben soll: *„Ipse Esdras, qui non solum legem, sed etiam, ut communis majorum fama est, omnem sacrae Scripturae seriem, prout sibi videbatur legentibus sufficere, rescripsit...."* Was also die neueste, sowohl von den protestantischen wie von den katholischen Orthodoxen so sehr angefeindete „höhere Bibelkritik" zu Tage gefördert hat, ist nur die genaue wissenschaftliche Bestätigung einer Thatsache, die vor 1000 Jahren Besitz der *communis fama* war und an der die frömmste Seele keinen Anstoss nahm.

[2]) Wellhausen: *Prolegomena,* S. 170. Eine gemeinverständliche Darstellung der Entstehungsgeschichte des Alten Testaments, etwa nach Art von Wellhausen's *Israelitische und jüdische Geschichte,* ist mir nicht bekannt. Das grundlegende Werk von Eduard Reuss: *Gesch. der hl. Schriften alten Testaments* ist für Gelehrte gedacht und geschrieben, und Zittel: *Die Entstehung der Bibel* in Reclam's Universal-Bibliothek entspricht dem Titel keineswegs und kann darum auch bescheidenen Ansprüchen nicht genügen, so viel des Interessanten das Büchlein sonst auch enthält.

werde ich gleich zurückkommen müssen; doch will ich vorher noch den fünften und letzten historischen Umstand besprechen, ohne welchen sie trotz alles Vorhergegangenen nie dauernd hätte Fuss fassen können.

5. Nach dem babylonischen Exil bildeten die Juden nie mehr eine unabhängige Nation. Welchen tiefeingreifenden Einfluss diese Thatsache auf den Charakter des Volkes ausüben musste, hat Herder mit Recht hervorgehoben: „Das jüdische Volk verdarb in der Erziehung, weil es nie zur Reife einer politischen Kultur auf eigenem Boden, mithin auch nicht zum wahren Gefühl der Ehre und Freiheit gelangte.“[1]) Man darf nicht behaupten, den Juden hätte von Hause aus, gewissermassen als eine organische Lücke, das Gefühl für Ehre und Freiheit gefehlt; auch ihr Schicksal hätte vielleicht nicht genügt, eine so weitgehende Atrophie dieser kostbarsten Güter herbeizuführen, wenn nicht jetzt jener Glaube hinzugekommen wäre, der dem Individuum jegliche Freiheit nahm und auch das „w a h r e Gefühl der Ehre“ dadurch ausrottete, dass er anderen, höheren Völkern die Ehre absprach. Doch gerade diesen Glauben hätte sich das Volk aus dem Stamme Juda niemals aufzwingen lassen, wenn nicht die politische Ohnmacht es als kleinen, geduldeten Vasallenstaat an Händen und Füssen gebunden seinen Religionslehrern ausgeliefert hätte. Solche kurze Episoden halber Selbständigkeit wie unter Simon Makkabäus genügen nur, um zu zeigen, dass beim Eintritt in das praktische, lebendige Leben dieser Glaube, als echter Volksglaube, sich tiefgehende Modifikationen hätte gefallen lassen müssen; kamen doch die Makkabäer ursprünglich dadurch auf, dass sie (die Kinder aus dem fernen Modin, im früher ephraimitischen Gebirge) eines der strengsten Gesetze, das des Sabbats, verletzten.[2]) Wie unmöglich es gewesen wäre, diesen Priesterg1auben, diesen Priesterkultus, dieses Priestergesetz einem unabhängigen Volke aufzuzwingen, ersehen wir schon daraus, dass es selbst unter

---

[1]) *Ideen zur Geschichte der Menschheit,* T. III, Buch 12, Abschn. 3.

[2]) *Makkabäer* II, 41.

den gegebenen Bedingungen schwer genug fiel und ohne die thatkräftige Unterstützung der Könige von Babylon nicht gelungen wäre. Denn waren auch die Juden aus allen Traditionen entwurzelt worden, so hatte dieses Schicksal doch nicht ihre Nachbarn getroffen und ebenso wenig jene echtkanaanitische Stammbevölkerung, die in ziemlicher Anzahl in Judäa zurückgelassen worden war. Und so knüpften sich in der ersten Zeit nach der Rückkehr von allen Seiten wieder Beziehungen an. Die hethitisch-amoritischen Bauern wollten als Jahveanbeter wie früher am Opfer teilnehmen; sie ahnten nicht und wollten auch nicht zugeben, dass Jahve, ihr eigener Landesgott, fortan das Monopol der Juden sein sollte; andrerseits gingen die begüterten unter den zurückgekehrten Israeliten wie früher Ehen mit den Nachbarvölkern ein, unbekümmert darum, ob diese Milkom, oder Moloch, oder Baal, oder irgend einen anderen Landesgott verehrten; wir erfahren, dass, gerade so wie bei uns der Adel, und sei er noch so antisemitisch, mit Vorliebe reiche Jüdinnen heiratet, ebenso die Mitglieder der hohenpriesterlichen Kaste die Ehe mit einer Ammoniterin oder Edomiterin für „standesgemäss“ hielten, wenn nur das Mädchen genug Barschaft besass. Wie hätte unter solchen Bedingungen der Glaube, wie ihn Hesekiel lehrte, eingeimpft und das neue Gesetz mit seinen unzähligen Vorschriften eingeübt werden sollen? Nicht eine einzige Generation hätte es gewährt, bis die widernatürliche Geburt der überhitzten Priesterphantasie *ad patres* gelegt worden wäre. Die Juden bildeten aber keinen unabhängigen Staat. Nach Jerusalem waren sie unter Führung eines halbpersischen Landpflegers zurückgekehrt, der ohne Zweifel genaue Instruktionen hatte, den Pfaffen Vorschub zu leisten, dagegen jede Regung politischen Ehrgeizes zu unterdrücken. Als nun die fromme Partei das kaum begonnene Werk dennoch durch die soeben erwähnten Vorgänge gefährdet sah, sandte sie nach Babylon um Hilfe. Zunächst schickte man ihr eine Verstärkung an Priestern und Schriftkundigen und zwar gerade diejenigen, welche, mit Esra — „dem geschickten Schriftgelehrten“ — an der Spitze, die Thora aufsetzen sollten, zu-

gleich königliche Edikte und Geld.[1]) Doch auch das genügte nicht; man brauchte einen Mann der That, und so wurde der Mundschenk des Königs Artaxerxes, Nehemia, mit diktatorischer Vollmacht ausgerüstet, nach Jerusalem entsandt. Jetzt ging es energisch zu. „Mit Abscheu“ wurden diejenigen Jahveanbeter, die nicht offiziell zum jüdischen Volk gehörten, zurückgewiesen; nicht Glaube, sondern Genealogie sollte fortan den Ausschlag geben; alle Juden, die Nichtjüdinnen geheiratet hatten, mussten sich scheiden lassen oder auswandern; in den Leviticus schrieb man das Gesetz ein: „Ich habe euch a b g e s o n d e r t von den Völkern, dass ihr mein wäret“ (XX, 26); fortan sollte nie mehr ein Jude ausserhalb seines Volkes heiraten, bei Todesstrafe; namentlich beging jeder M a n n, der ein ausländisches Weib ehelichte, „eine Sünde gegen Gott“.[2]) Hohe Mauern baute auch Nehemia um Jerusalem und versah die Eingänge mit festen Thoren; dann verwies er den Fremden den Eintritt überhaupt, auf dass das Volk „gereinigt sei von allem Ausländischen“. „Esra und Nehemia“, sagt Wellhausen mit Recht, „sind, durch die Gnade des Königs Artaxerxes, die definitiven Konstitutoren des Judentums geworden.[3]) Was Hesekiel begründet, haben sie vollendet; sie haben den Juden das Judentum a u f g e z w u n g e n.

Das also wären die fünf historischen Momente, durch welche die Entstehung des Judentums ermöglicht und gefördert wurde.

---

[1]) An Geld allein brachte Esra ein Geschenk des Königs von mehr als fünf Millionen Mark! Die Echtheit (oder zum mindesten wesentliche Echtheit) der von Esra angeführten persischen Dokumente ist, entgegen der Ansicht von Wellhausen u. a., durch Eduard Meyer endgültig festgestellt worden: *Die Entstehung des Judentums* (1896), S. 1—71. Hiermit ist eine der wichtigsten Fragen der Geschichte entschieden. Wer das kleine, aber ungewöhnlich gehaltreiche Buch Meyer‘s gelesen hat, wird seine Schlussworte begreifen: „Das Judentum ist im Namen des Perserkönigs und kraft der Autorität seines Reiches geschaffen worden, und so reichen die Wirkungen des Achämenidenreiches gewaltig, wie wenig Anderes, noch unmittelbar in unsere Gegenwart hinein“ (S. 243).

[2]) *Nehemia* XIII, 27. Vergl. das am Anfang dieses Kapitels Gesagte. S. 326.

[3]) *Israelitische und jüdische Geschichte,* 3. Ausg., S. 173.

Noch einmal fasse ich sie kurz zusammen, damit sie fest im Gedächtnis haften: die unerwartete, plötzliche Lostrennung von dem überlegenen Israel; der hundertjährige Fortbestand des von allen Seiten bedrohten winzigen Staates, der einzig von einer übermenschlichen Macht Hilfe erhoffen konnte; das Durchreissen des geschichtlichen Fadens sowie aller örtlichen Traditionen durch die Fortführung des gesamten Volkes aus der Heimat in die Fremde; die Wiederanknüpfung unter einer im Ausland geborenen, selbst die Sprache der Väter kaum verstehenden Generation; der fortan dauernde Zustand politischer Abhängigkeit, aus welcher die Priesterherrschaft ihre dominierende Kraft sog.

Der neue Bund

Als Esra zum ersten Mal dem versammelten Volke aus dem neuen Gesetz vorlas, welches das „Gesetz Mose“ sein sollte, „da weinete alles Volk, da sie die Worte des Gesetzes höreten“; so berichtet Nehemia und wir glauben‘s ihm. Doch es half ihnen nichts, denn der grosse Jahve, „mächtig und schrecklich“, hatte es befohlen;[1]) und nun wurde der angebliche „alte Bund“ erneuert, aber diesmal schriftlich, wie ein notarieller Kontrakt. Jeder Priester, Levit und Grosse des Landes setzte sein Siegel darunter, auch jeder Schriftkundige; sie und alle anderen Männer „samt ihren Weibern, Söhnen und Töchtern“ mussten sich „eidlich verpflichten zu wandeln im Gesetz Gottes, das durch Mose, den Knecht Gottes, gegeben ist“.[2]) Das war jetzt der „neue Bund“. Es ist wohl das erste und einzige Mal in der Weltgeschichte, dass eine Religion auf diese Weise entstand! Zum Glück lebte noch religiöser Instinkt in dem Volke, aus dessen Mitte vor kurzem ein Jeremia und ein Deuterojesaia hervorgegangen waren; die menschliche Natur lässt sich nicht bis auf die letzte Spur ausstampfen und zerkneten; hier war jedoch das Mögliche nach dieser Richtung geschehen; und wenn die Juden

[1]) Nach dem Talmud beschäftigt sich Jahve am Sabbat selber mit Lesen in der Thora! (Wellhausen, *Isr. Gesch.,* S. 297; Montefiore p. 461).

[2]) Siehe *Nehemia,* Kap. 8—10.

in der Folge allen Völkern der Erde verhasst wurden, überall fremd, allen zuwider, so ist die Ursache davon einzig in diesem künstlich zugerichteten und mechanisch aufgezwungenen Glauben zu suchen, der sich nach und nach zu einer unausrottbaren nationalen Idee gestaltete und in ihren Herzen das uns allen gemeinsame reinmenschliche Erbe erstickte. In dem kanaanitisch-israelitischen Naturkultus, verquickt mit semitischem Ernst und amoritischem Idealismus, muss es manche Keime zu schönsten Blüten gegeben haben; wie sollten wir sonst eine derartige Entwickelung verfolgen können wie die, welche von dem orgiastischen Tanz um das Stierbild (im ganz Israel und Juda noch kurz vor dem Exil üblich) bis zum Gott des Amos führt, „der die Feiertage verachtet“ und „keinen Gefallen am Brandopfer hat“ (V, 21, 22), und bis zu Deuterojesaia, der jeden Tempelbau für Gottes unwürdig hält, dem Opfer und Weihrauch „Greuel“ sind, und der die fast indischen Worte schreibt: „Wer einen Ochsen schlachtet, ist eben als der einen Mann erschlüge“ (*Jesaia* LXVI, 1—3). Fortan war jedoch alle Entwickelung abgebrochen. Und was ich tausend Mal wiederholen muss, denn Niemand sagt es und es ist doch das Einzige, was not thut zu sagen, das Einzige, was auch die Stellung der Juden unter uns Kindern des neunzehnten Jahrhunderts begreiflich macht: diese sogenannte „Reform“ Esra‘s, welche in Wahrheit die Begründung des Judentums bedeutet, diese Reform, welche aus dem Zusammentreffen der fünf von mir aufgezählten historischen Umstände die Möglichkeit ihres Daseins schöpfte, bedeutet n i c h t eine Stufe in der religiösen Entwickelung, sondern ist eine heftige Reaktion g e g e n jegliche Entwickelung; sie lässt den Baum aufrecht, schneidet aber unterirdisch alle Wurzeln ab; nun mag er stehen und verdorren, ringsum von den sauber zugehauenen 13 600 Pfählen des Gesetzes unterstützt, auf dass er nicht umfalle. Wenn also selbst ein so bedeutender Gelehrter wie Delitzsch schreibt: „Die Thora spiegelt einen jahrtausendlangen Prozess der Fortbewegung des mosaischen Gesetzes in Bewusstsein und Praxis Israel‘s“, so müssen wir dagegen einwenden, dass die Thora im Gegenteil alles thut, was sie nur irgend kann, um den Entwickelungsprozess,

der bis zu ihr stattgefunden hatte, zu maskieren; dass sie vor keiner Unwahrheit zurückscheut, um das Gesetz als ein absolut Unbewegliches, von jeher Dagewesenes hinzustellen, nicht einmal vor solchen handgreiflichen Absurditäten wie die Märe von der Stiftshütte und ihrer Einrichtung; und wir müssen behaupten, dass die Thora nicht allein gegen den angeblichen „Götzendienst“ (aus dem der ganze israelitische Kultus hervorgegangen war) gerichtet ist, sondern eben so sehr gegen den freien Geist echter Religion, der sich in den Propheten zu regen begonnen hatte. Kein einziger jener grossen Männer, weder Elias noch Amos, noch Hosea, noch Micha, noch Jesaia, noch Jeremia, noch Deuterojesaia, hätte sein Siegel unter jenes Dokument des neuen Bundes gesetzt — er hätte ja erst seine eigenen Worte verleugnen müssen.

Die Propheten

Einen Augenblick muss ich mich bei den soeben genannten Propheten aufhalten. Denn gerade aus dem Kontrast zwischen dem, was sie erstrebten und lehrten, und den Lehren der jerusalemitischen Hierokraten wird ersichtlich, wie sehr der Jude zum „Juden“ erst g e m a c h t wurde, künstlich gemacht (sozusagen), und zwar durch die bewusste, wohlberechnete religiöse Politik einzelner Männer und einzelner Kreise und im Gegensatz zu jeder organischen Entwickelung. Für eine gerechte Beurteilung des israelitischen Charakters, der im Judentum gewissermassen strandete, ist es nötig, dies zu betonen. In dem neuen Bunde stehen die Kultusobservanzen im Mittelpunkt; das Wort „Heiligkeit“, welches so oft vorkommt, bedeutet in erster Reihe durchaus nichts anderes als die strikte Befolgung aller Verordnungen,[1]) an eine Reinheit des Herzens wird dabei kaum gedacht,[2]) die „Reinheit der Haut und des Geschirrs ist wichtiger“ (wie Reuss mit einiger Übertreibung sagt);[3]) und in der Mitte dieser Observanzen steht als Heiligstes ein ungemein kompliziertes Opferrituell.[4]) Eine flagrantere Abweichung von der prophetischen Lehre

[1]) Montefiore: *Religion of the ancient Hebrews,* p. 236.
[2]) Robertson Smith: *Prophets of Israel,* p. 424.
[3]) *Geschichte der heiligen Schriften Alten Testaments,* § 379.
[4]) Wer sich hiervon eine Vorstellung machen will, lese ausser

ist kaum denkbar. Man höre nur! Hosea hatte Gott sagen lassen: „Ich habe Lust an der Frömmigkeit und n i c h t am Opfer, und an der Erkenntnis Gottes, n i c h t am Brandopfer“ (VI, 6). Amos habe ich schon citiert (S. 436). Micha schreibt: „Womit soll ich den Herrn versöhnen? Mit Bücken vor dem hohen Gott? Soll ich mit Brandopfern und jährlichen Kälbern ihn versöhnen? (VI, 6.) Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der Herr von dir fordert, nämlich Gerechtigkeit üben, barmherzig sein und vor deinem Gott demütig“ (VI, 8). Jesaia äussert sich genau ebenso, nur viel ausführlicher und wie durch ein Wunder ist ein Spruch von ihm geblieben, in welchem er erklärt, „Gott möge den Sabbat nicht“ und „hasse in der Seele die Neumonde und festgesetzten Feiertage!“ — dagegen solle das Volk sich lieber mit anderen Dingen abgeben, „lernen Gutes thun, nach Recht trachten, dem Unterdrückten helfen, den Waisen Recht schaffen, der Witwe helfen“ (I, 13—17). Jeremia geht in der ihm eigenen heftigen Weise noch weiter; er stellt sich in dem Thorwege des Tempels zu Jerusalem auf und ruft den Eintretenden zu: „Verlasst euch nicht auf die Lügen, wenn sie sagen ‚Hier ist des Herrn Tempel! hier ist des Herrn Tempel!‘ sondern bessert euer Leben und Wesen, dass ihr Recht thut, Einer gegen den Andern, und den Fremdlingen, Waisen und Witwen keine Gewalt thut, und nicht unschuldig Blut vergiesst (d. h. nicht opfert) an diesem Ort“ (VII, 4—6); selbst von der altgeheiligten Bundeslade will Jeremia nichts wissen, man wird ihrer „nicht mehr gedenken, noch davon predigen, noch sie besuchen, noch daselbst mehr opfern“ (III, 16). Auch in den Psalmen lesen wir: „Du

---

den Büchern *Leviticus, Numeri* u. s. w. die elf Traktate der Opferangelegenheiten (Kodaschim) im *babylonischen Talmud* (deren haggadische Bestandteile den vierten Band von Wünsche‘s einzig massgebender Übersetzung bilden). Man kann auch nicht behaupten, dass die Juden seit der Zerstörung Jerusalems dieses Rituell losgeworden wären, denn sie studieren es nach wie vor, und gewisse Dinge, z. B. das Schächten, gehören dazu, weswegen das von einen Nichtjuden geschlachtete Vieh den Juden als „Aas“ gilt (siehe *Traktat Chullin* f. 13 b).

hast nicht Lust zum Opfer, und Brandopfer gefallen dir nicht. Das Opfer, das Gott gefällt, das ist ein zerschlagener Geist! O Gott! du verachtest ein zerschlagenes, betrübtes Herz nicht!“ (LI, 18—19).[1]) Dass auf alle diese Äusserungen fanatisch-nationale folgen, wie: Jerusalem sei Gottes Thron, alle anderen Götter seien Götzen, u. s. w., zeigt eine den Zeiten gemässe Beschränkung,[2]) hebt aber doch unmöglich die Thatsache auf, dass alle diese Männer eine progressive V e r e i n f a c h u n g des Kultus erstrebt und ebenso wie die Yoruba-Neger an der Sklavenküste (siehe S. 395) die Speiseopfer für unsinnig erklärt, ja womöglich die Abschaffung jeglichen Tempeldienstes gefordert hatten, wie jener grosse Ungenannte,[3]) der Gott sprechen lässt: „Der Himmel ist mein Stuhl und die Erde meine Fussbank; was ist es denn für ein Haus, das ihr mir bauen wollt? Oder welches ist die Stätte, da ich ruhen soll?.... Meine Augen richte ich auf andere Dinge: auf den Elenden und der zerbrochenen Geistes ist und auf den, der mein Wort fürchtet“ (LXVI, 1, 2). Schärfer könnte der Kontrast zu den bald darauf eingeführten Geboten der Thora nicht sein. Namentlich auch weil die ganze Tendenz der Propheten, wie man sieht, darauf hinausläuft, die Frömmigkeit ins H e r z zu legen: nicht wer opfert, sondern wer Gutes thut, nicht wer Sabbate hält, sondern wer den Bedrückten beschützt, ist nach ihrer Auffassung fromm. Auch muss bemerkt werden,

---

[1]) Siehe auch XL, 7 und L, 13.

[2]) Nachgewiesenermassen sind ausserdem fast alle derartige Stellen Interpolationen aus sehr später Zeit.

[3]) Über den meist als Jesaia II oder Deuterojesaia bezeichneten Verfasser der Kapitel XL bis LV des Buches Jesaia (der Einzige, der hin und wieder an Christus gemahnt, und dessen Namen die Juden charakteristischer Weise, gleich nachdem er gelebt hatte, nicht mehr wussten, während sie sonst die Genealogien ins hundertste Glied verfolgen) siehe namentlich Cheyne: *Introduction to the Book of Isaiah* (1895) und Duhm: Jesaia (1892). Deuterojesaia schrieb in der zweiten Hälfte des Exils, also anderthalb Jahrhunderte später als der historische Jesaia, Nach Cheyne sind die Kapitel LVI bis LXVI, die meistens dem Deuterojesaia zugeschrieben werden, wiederum von einem anderen, noch späteren Autor.

dass der Nationalismus bei den Propheten in keinem einzigen Falle (abgesehen von den nachträglichen Interpolationen) den dogmatischen und unmenschlichen Charakter des späteren offiziellen Glaubens zeigt. Amos, ein herrlicher Mann, dessen Buch die grosse Synagoge arg zugerichtet hat, macht die einzige humoristische Bemerkung, welche vielleicht die gesamte biblische Litteratur aufweisen kann: „Seid ihr Kinder Israels mir nicht gleich wie die Mohren, spricht der Herr?“ (IX, 7). Und er meint des Weiteren, ebenso wie Gott die Israeliten aus Ägypten, desgleichen habe er auch die Philister aus Caphthor und die Syrier aus Kir geführt. Ähnlich tolerant schreibt Micha: „Ein jegliches Volk wird wandeln im Namen seines Gottes, aber wir werden wandeln im Namen unseres Gottes“ (IV, 5). Deuterojesaia, der einzige wirkliche und bewusste Monotheist, sagt einfach: „Gott der ganzen Welt wird er geheissen“ (LIV, 5). Auch hier ist also eine Richtung deutlich vorgezeichnet, die später gewaltsam abgeschnitten wurde. Damit zugleich war jene vielverheissende Neigung, waren jene tastenden Versuche nach einer minder historischen, echteren Religion, nach einer Religion der individuellen Seele im Gegensatz zum Glauben an Volksschicksale im Keime erstickt; natürlich lebte sie in vielen einzelnen Herzen immer von Neuem auf, doch konnte sie dem durch den Priesterkodex erstarrten Organismus kein Leben mehr einflössen, denn für Entwickelung war kein Raum mehr. Und doch hatte Jeremia bedeutende Ansätze in diesem Sinne gemacht; er (oder irgend ein Anderer in seinem Namen) hatte Gott sagen lassen: „Ich kann das Herz ergründen und die Nieren prüfen und geben einem Jeglichen nach seinem Thun“ (XVII, 10). Ja, man glaubt, in absolutem Widerspruch zur Werkheiligkeit des Judentums (von dem sie der Katholizismus übernommen hat) die Vorstellung der G n a d e durchschimmern zu sehen, wenn Jeremia inbrünstig ausruft: „Heile d u mich, Herr, so werde ich heil! Hilf d u mir, so ist mir geholfen!“ (XVII, 14). Und mit Deuterojesaia‘s schönem Vers, in welchem Gott redet: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege,“ stehen wir an der Schwelle jener Ahnung eines transscendenten G e h e i m -

n i s s e s, wo für die Inder und für Jesus Christus wahre Religion beginnt. Wie Recht hat der Theologe Duhm, wenn er schreibt, die Deuteronomiker und Hesekiel und mit ihnen das Judentum bis zum heutigen Tage stünden „in religiöser und sittlicher Beziehung t i e f u n t e r J e r e m i a!“[1])

Ob aber bei den allgemeinen semitischen Anlagen, die sich auch in diesen Edelsten zeigen, sehr viel Religion in unserem Sinne des Wortes herausgekommen wäre, dünkt mich mehr als zweifelhaft; denn wie diese Citate (mit Ausnahme der zwei allerletzten) beweisen, ist es immer M o r a l, was die Propheten dem Kultus entgegenstellen, nicht ein neues oder reformiertes Religionsideal.[2]) Die israelitischen Propheten (zu denen man einige Psalmisten rechnen muss) sind gross durch ihre moralische Grösse, nicht durch schöpferische Kraft; darin zeigen sie sich als wesentlich Semiten — bei denen der Wille stets den Mittelpunkt bildet — und ihr Wirken auf rein religiösem Gebiet ist

---

[1]) Duhm: *Die Theologie der Propheten,* S. 251. Jeremia‘s Ahnung der „Gnade“ verschwand sofort, um nie wiederzukehren; selbst die edelsten, begabtesten Juden, wie Jesus Sirach, lehren: „wer das Gesetz k e n n t, ist tugendhaft“; Gott hat den Menschen erschaffen und ihn dann „seinem eigenen Rate überlassen“; darauf folgt logischerweise die Lehre der absoluten Willensfreiheit, losgelöst von jedem göttlichen Beistand: „vor dem Menschen stehen Leben und Tod, was er w i l l, erwählt er — — — wenn du w i l l s t, so kannst du das Gesetz halten“ (siehe z. B. *Ecclesiasticus* XV, 1, 12—15). Einzig die Essäer bilden eine Ausnahme, denn nach Josephus lehrten sie die Prädestination (*Jüd. Altertümer,*520); diese Sekte wurde aber auch nie anerkannt, sondern verfolgt, und zählte vermutlich wenige echte Juden; sie bildet eine vorübergehende, einflusslose Erscheinung.

[2]) Noch mehr gilt das von solchen späteren Erscheinungen wie Jesus Sirach, die sich im Grunde genommen damit begnügen, sehr weise, edle Lebensregeln zu geben: man solle nicht nach Reichtum streben, sondern nach Mildtätigkeit, nicht nach Gelehrsamkeit, sondern nach Weisheit u. s. w. (XXIX, XXXI u. s. w.). Der einzige (unter griechischem Einfluss unternommene) Versuch des jüdischen Religionsgeistes, ins Metaphysische hinüberzugelangen, endete gar kläglich: der sog. „Prediger Salomo“ weiss nichts Besseres zu empfehlen, als dass man für das Heute sorgen und sich seiner Werke freuen solle — „es ist alles ganz eitel!“

zum grossen Teil lediglich eine Reaktion gegen den kanaanitischen (dem Mose zugeschriebenen) Kultus, ohne dass sie etwas anderes brächten, was an dessen Stelle zu setzen wäre. Zu glauben aber, man könne dem Volk den einen Kultus nehmen, ohne ihm dafür einen anderen zu geben, zeugt nicht von besonderer Einsicht in den menschlichen Charakter; ebensowenig wie es von religiösem Verständnis zeugt, wenn die Propheten wähnten, der Glaube an einen nie vorgestellten, nie dargestellten, eigentlich lediglich in den politischen Ereignissen sich offenbarenden Gott, dem man allein mit Rechtthun und Demut diene, könne selbst den allerbescheidensten Bedürfnissen der Phantasie genügen. Gerade durch die Erhabenheit prophetischer Gesinnung, durch die Glut prophetischer Worte ward zum ersten Mal einem jener materialistischen, an religiösen Vorstellungen sehr armen syrosemitischen Völker die Kluft zwischen Gott und Mensch aufgedeckt, und nun gähnte sie drohend, ohne dass der geringste Versuch zu ihrer Überbrückung unternommen worden wäre. Und doch, was anders macht das Wesen der Religion aus, wenn nicht gerade diese Überbrückung? Das Übrige ist Philosophie oder Moral. Daher sind wir berechtigt, die Mythologie Griechenlands eine Religion zu nennen, denn sie vermittelt Vorstellungen und die Nähe des Göttlichen.[1]) Nicht der Gedanke an einen Gott, der Himmel und Erde ausgebreitet hat, sondern der Paraklet, der zwischen ihm und mir hin und her schwebt, bildet den wesentlichsten Inhalt aller Religion; Mohammed ist kaum geringer als Allah, und Christus ist Gott selber, zur Erde herabgestiegen. Und da müssen wir gestehen: Jesaia, der seine Prophezeiungen an den Strassenecken plakardiert, Jeremia, der scharfsichtigste Politiker seiner Zeit, Deuterojesaia, die hehre, liebreiche Gestalt

---

[1]) Nicht unwichtig ist es, hier zu bemerken, wie viel mehr Einsicht in das Wesen des religiösen Bedürfnisses ein Sokrates zeigt, welcher ebenfalls lehrte, nicht das Opfer selbst, nicht seine Kostbarkeit errege das Wohlgefallen der Götter, sondern die innerste Herzensgesinnung des Opfernden, aber nichtsdestoweniger die Darbringung der üblichen Opfer für eine Pflicht hielt (Xenophon: *Memorabilia* I, 3). Ähnlich Jesus Christus.

aus dem babylonischen Exil, dazu Amos, der Gutsbesitzer, der in der Korruption der leitenden Stände eine nationale Gefahr erblickt, Hosea, der die Priester für noch gefährlicher hält, Micha, der sozialdemokratische Bauer, der alle Städte (samt Jerusalem) von der Erdfläche vertilgen will — — das sind prächtige Männer, in denen wir mit Entzücken gewahren, wie glaubensstark und zugleich wie freimütig, wie edel, wie lebensvoll der israelitische Geist sich bewegte ehe ihm Handschellen und Maulknebel angelegt worden waren, doch religiöse Genies sind sie durchaus nicht. Hätten sie jene Kraft besessen, die sie nicht besassen, so wäre ihrem Volk sein herbes Schicksal erspart geblieben; es hätte nicht weinen müssen, „als es die Worte des Gesetzes vernahm“.

Die Rabbiner

Was die Propheten nicht vermocht hatten, das vollbrachten die Priester und Schriftgelehrten. Die Beziehung zwischen Gott und Mensch stellten sie durch Fixierung einer fingierten, doch genauen historischen Tradition, durch Beibehaltung und weitere Ausbildung des Opferdienstes und vor Allem durch das sogenannte „Gesetz” her, d. h. durch Hunderte von Vorschriften, welche jeden Schritt des Menschen den ganzen Tag über umzäunten und ihn durch alle Jahreszeiten — auf dem Felde, daheim, im Schlafen und im Wachen, beim Essen und Trinken — unausgesetzt begleiteten. Nach der talmudischen Tradition sind in den Tagen der Trauer um Moses‘ Tod 3000 solcher Vorschriften in Vergessenheit geraten;[1]) das kennzeichnet die Richtung. Offenbarer Zweck war, den Gedanken an Gott in den Leuten ununterbrochen wachzuhalten, damit zugleich den Gedanken an ihre eigene Auserwähltheit und an ihre Zukunft. Unedel war der Zweck nicht, das kann kein unparteiisch Urteilender behaupten, auch mag es wohl sein, dass dieses drakonische Regiment ein gesitteteres Leben zur Folge hatte, und dass Tausende von guten Seelen in der Erfüllung des Gesetzes zufrieden und beglückt lebten; und doch: was hier geschah, war ein Gewaltstreich gegen die Natur. Naturwidrig ist es, jeden Schritt des Menschen zu hemmen, natur-

[1]) *Traktat Themura* fol. 16 a (Wünsche).

widrig, ein ganzes Volk mit priesterlichen Tüfteleien zu quälen[1]) und ihm jede gesunde, freie, geistige Nahrung zu verbieten, naturwidrig, Hochmut und Hass und Abgeschiedenheit als die Grundlage sittlicher Verhältnisse zu den Mitmenschen zu lehren, naturwidrig, das ganze Trachten aus der Gegenwart in die Zukunft zu verlegen. Um das Judentum zu begründen, wurde eine Religion getötet und dann mumifiziert.

Ambrosius lobt an der Religionslehre der Juden ganz besonders „die Unterwerfung des Gefühles unter die Vernunft“.[2]) Das Wort Vernunft ist vielleicht nicht besonders glücklich gewählt, unter den „Willen“ würde wohl eher das Richtige getroffen haben; doch mit der Unterwerfung des Gefühles hat er vollkommen Recht, und er sagt damit in einfacher Form etwas von so grosser Tragweite, dass seine Worte mir weitläufige Erörterungen sparen. Wer aber wissen will, wohin diese Unterwerfung des Gefühles in einer Religion führt, der lasse sich über die Geschichte des Rabbinertums belehren und versuche, sich durch einige Bruchstücke des Talmud hindurchzulesen. Edle Rabbiner wird er antreffen und im Talmud mehr lobenswerte Regeln für Handel und Wandel (namentlich im Traktat *Pirke Aboth,* d. h. Sprüche der Väter) als er vielleicht vermutet, doch weist die gesamte Weltlitteratur nichts so trostlos ödes, so kindisch langweiliges, so gründlich von dem Wüstenstaub absolutester Sterilität Zugeschüttetes auf, wie diese Sammlung der weisesten Diskussionen, die Jahrhunderte hindurch über die Thora unter Juden gepflegt wurden.[3]) Und dieses geistlose Produkt galt den späteren Juden

---

[1]) Nach dem Zeugnis eines zeitgenössischen Juden, Rubens: *Der alte und der neue Glaube* (Zürich 1878, S. 79) braucht der Jude, der streng nach den Vorschriften lebt, „fast den halben Tag für die Religion allein“. Gott wollte, sagt Rabbi Chanania ben Akasiah, Israel Gelegenheit geben, sich Verdienst zu erwerben, deshalb überhäufte er es mit Satzungen und Observanzen.

[2]) In seiner Schrift *Von den Pflichten der Kirchendiener* I, 119.

[3]) Beispiele lehren mehr als Meinungsäusserungen. Zum Glauben an Gottes Allmacht: „Rabbi Janai fürchtete sich so vor Ungeziefer, dass er vier Gefässe mit Wasser unter die Füsse seines Bettes stellte. Einmal streckte er seine Hand aus und fand Un-

als heiliger denn die Bibel (*Traktat Pea* II, 5)! Ja, sie erdreisten sich zu der Äusserung: „Die Worte der Ältesten sind wichtiger

---

geziefer im Bett; da sprach er mit Hinweis auf Psalm CXVI, 6: „Hebt das Bett von den Gefässen auf, ich verlasse mich auf die göttliche Obhut" (*Traktat Terumoth* VIII, 3, 30a). Zur biblischen Exegese: „Rabbi Ismael hat gelehrt — es heisst Leviticus XIV, 9: ‚Am siebenten Tage schere er all sein Haar, sein Haupt und seinen Bart, seine Augenbrauen und all sein Haar soll er scheren'; all sein Haar, das ist g e n e r e l l; sein Haupt, sein Bart, seine Augenbrauen, das ist s p e z i e l l, und sein Haar, das ist wieder g e n e r e l l, Bei Generellem, Speziellem und Generellem lautet die Norm, dass du bloss das erweisen kannst, was dem Speziellen ähnlich ist, d. h. sowie das Spezielle ein Ort ist, welcher eine Sammlung Haare in sich begreift, so muss auch das Generelle ein Ort sein, welcher eine solche Sammlung von Haaren in sich begreift" (*Tr. Kidduschin,* I, 2, 9a). Zum Gesetz: „Rabbi Pinchas kam an einen Ort, wo die Leute vor ihm klagten, dass die Mäuse ihr Getreide frässen. Er gewöhnte die Mäuse, auf seinen Ruf zu hören; sie versammelten sich vor ihm und fingen an zu wispern. Versteht ihr, sprach der Rabbi zu den Leuten, was sie sprechen? Nein! war ihre Antwort. Sie sagen nämlich, dass ihr euer Getreide nicht verzehntet. Darauf sprachen die Leute, wir sind dir verpflichtet, dass du uns auf bessere Wege gebracht hast. Seitdem richteten die Mäuse keinen Schaden mehr an" (*Tr. Demai,* I, 3, 3b). Zur Erkenntnis der Natur: „Nach Rabbi Juda beträgt die Dicke des Himmels einen Weg von 50 Jahren, und da ein Mensch von mittleren Kräften in einem Tage 40 Mil und, bis die Sonne durch den Himmel bricht, 4 Mil weit gehen kann, so folgt daraus, dass die Zeit des Durchbruches durch den Himmel den zehnten Teil von einem Tage beträgt. Wie dick aber der Himmel ist, so dick ist auch die Erde und der Abgrund. Der Beweis (!) wird aus Jesaia XL, 20, Hi. XXII, 14 und Prov. VIII, 27 genommen" (*Tr. Berachoth* I, 1, 4b). Zum täglichen Leben: „Rabbi bar Huna frühstückte nicht, ehe er sein Kind in das Schulhaus geführt hatte" (*Tr. Kidduschin,* Abschn. I). — Dass man inmitten des talmudischen Wustes manche schöne Sprüche findet, muss andrerseits hervorgehoben werden, aber mit dem Zusatz, dass diese Sprüche einzig auf Moral sich beziehen; schöne G e d a n k e n enthalten diese Sammlungen nicht, überhaupt fast nichts, was mit einem Gedanken auch nur Familienähnlichkeit hätte. Und auch die schönen moralischen Sprüche gleichen gar zu oft den Gedichten Heine's: das Ende verdirbt den Anfang. Ein Beispiel: „Ein Mensch vermehre den Frieden mit seinen Brüdern und Verwandten und mit jedem Menschen, selbst mit einem Fremdling auf der Strasse" —

als die Worte der Propheten“ (*Traktat Berachoth* I, 4)! So sicher hatte sie der neue Bund den Weg des religiösen Verfalles

bis hierher kann kein Pfarrer auf der Kanzel bessere Ratschläge geben; aber nun das Warum, da pflegt es bei den Juden zu hapern (siehe S. 426): „damit er beliebt sei oben und angenehm unten“ (*Traktat Berachoth,* fol. 17a). Oder wiederum lesen wir mit Freuden: „Nehme ein Mensch Bedacht auf die Ehre seines Weibes, denn der Segen wird in dem Hause eines Menschen nur wegen seines Weibes gefunden“ — zwar nicht ganz wahr, doch zeugen diese Worte von einer Gesinnung, die man gern vernimmt; aber jetzt wiederum der Schluss: „Ehret eure Weiber, damit ihr reich werdet!“ (*Traktat Baba Mezia* f. 59a). — Doch auch das darf nicht verschwiegen werden, dass es neben den schönen moralischen Sprüchen gar hässliche, verabscheuungswürdige giebt; so z. B., dass ein Jude mit einer Nichtjüdin das sechste Gebot nicht übertreten kann: „denn ein Eheweib giebt es für die Heiden nicht, sie sind nicht wirklich ihre Weiber“ (*Traktat Sanhedrin,* f. 52b und 82a). Ich gebe absichtlich nur ein einziges Beispiel, damit der Leser den Ton sehe, das genügt: *ab uno disce omnes.* Zwar giebt es Rabbiner, die diese empörende Lehre bestreiten (daselbst); doch wo die Rabbiner sich widersprechen, darf der Jude frei wählen, und keine Kasuistik kann die Thatsache aus der Welt schaffen, dass die grundsätzliche Verachtung der Nichtjuden zu den Grundlagen des jüdischen Glaubens gehört; sie folgt logisch aus der wahnsinnigen Überschätzung des eigenen Selbst; „ihr seid Götter!“ lassen sich ja die Juden von Jahve zurufen (*Psalmen* LXXXII, 6). Auch andere Deutungen der zehn Gebote zeigen, wie der Begriff von Sittlichkeit nur hauttief in diese semitischen Hethiter eingedrungen war; so lehren die Rabbiner (*Sanhedrin,* f. 86a) : „die Worte des achten Gebotes, ‚du sollst nicht stehlen‘, beziehen sich nach der Schrift nur auf Menschendiebstahl“! — und da eine andere von moralischer empfindenden Schriftgelehrten ins Feld geführte Belegstelle, „du sollst nicht stehlen‘, aus *Leviticus* XIX, 11, sich ausdrücklich auf die lsraeiliten „Einer mit dem Andern“ bezieht, so löst sich hier wieder das einfache sittliche Gebot in einen Ocean der Kasuistik auf; zwar lehrt der Talmud nicht (so viel ich aus den mir zugänglichen Fragmenten entdecken konnte): du d a r f s t den Nichtjuden bestehlen, er lehrt aber nirgends das Gegenteil. — Entsetzlich sind auch im Talmud die vielen Vorschriften über Verfolgung und Ausrottung der unorthodoxen Juden: wie die Einzelnen gesteinigt und die Menge mit dem Schwerte hingerichtet werden sollen, und noch entsetzlicher die Beschreibungen der Folterungen und Hinrichtungen, über welche sich dieses ebenso grauenhafte wie geistlose Werk mit Wohlgefallen

geführt. In dem „Meer ohne Ende“, wie sie selber den babyloni-

auslässt; auch hier nur ein einziges Beispiel: „Man steckt den Verbrecher in Mist bis an seine Kniee; dann legt man ein hartes Tuch in ein weiches und wickelt es ihm um den Hals; der eine Zeuge zieht das eine Ende an sich und der andere zieht das andere Ende an sich, bis der Verbrecher seinen Mund aufthut. Indessen macht man das Blei heiss und schüttet es ihm in den Mund, so dass es in seine Eingeweide hinuntergeht und dieselben verbrennt“ (*Sanhedrin,* f. 52a). Über solche Dinge werden dann im Talmud gelehrte Diskussionen geführt, so meint z. B. der besonders fromme Rabbi Jehuda, es wäre zu empfehlen, dem armen Manne den Mund mit einer Zange zu öffnen, und das Blei schnell hinunterzugiessen, sonst könne es vorkommen, dass er an der Strangulation schon sterbe, und in diesem Falle wäre seine Seele nicht mitverbrannt.

Dahin kommt man mit der „Unterwerfung des Gefühles unter die Vernunft“!

Eine vollständige Übersetzung des Talmud giebt es immer noch nicht. Manche haben daraus den Schluss gezogen, er müsse schreckliche, für die Goyim gefährliche Dinge enthalten; man behauptet, es seien die Juden, welche jeden Versuch einer lückenlosen Übertragung bisher hintertrieben, ein Verdacht, durch den die Betreffenden sich sehr geschmeichelt fühlen. Der Historiker Graetz ereifert sich denn auch richtig gegen diejenigen seiner Landsleute, welche „die Blössen des Judentums vor den Augen christlicher Leser aufdecken“, und er munkelt Schreckliches über gewisse Schriften spanischer Juden, in denen „die Blössen der christlichen Glaubensartikel und Sakramente so offen dargestellt werden, dass man da, wo das Christentum herrschende Religion ist, n i c h t w a g e n d a r f d e n I n h a l t a u s e i n a n d e r z u s e t z e n“ (III, 8). Nun, wir sind nicht so keusch und so zartbesaitet, derlei „Entblössungen“ genieren uns nicht im mindesten; halten die Juden mit ihren litterarischen Produkten hinter dem Berge, so ist das ihre Sache; tragischer Argwohn ist jedoch nicht am Platze, sondern es handelt sich um ein begreifliches Schamgefühl. (Alle oben citierten Stellen sind den einzig massgebenden, von zwei Rabbinern revidierten Übersetzungen von Dr. Aug. Wünsche entnommen: *Der jerusalemische Talmud,* Zürich 1880, *Der babylonische Talmud,* Leipzig 1886—1889; einzig das Citat über Rabbi bar Huna ist nach der von Seligmann Grünwald herausgegebenen Sammlung talmudischer Aussprüche in der jüdischen Universal-Bibliothek. Man vergl. übrigens Strack: *Einleitung in den Talmud,* Nr. 2 der Schriften des Institutum Judaicum in Berlin, wo man unter Anderem eine lückenlose Aufzählung aller übersetzten Fragmente findet, S. 106 fg. Viel klarer,

schen Talmud nennen, waren ihre edleren religiösen Regungen auf ewig ertrunken.[1])

Der Messianismus

Das Alles stellte aber nur den gewissermassen negativen Bestandteil dieser Begründung des Judentums dar: aus dem schönen Erbe der Väter — naive lebensfrische Erinnerungen und Volksmären der Hebräer, eindrucksvolle Kultusverrichtungen der Kanaaniter, sowie viele Sitten, die auf sumero-akkadischem Einfluss beruhten und allen Westasiaten gemeinsam waren, wie der Sabbat — aus diesem Erbe hatten die Priester ein starres Gesetz gemacht, sie hatten durch Zauberkunst[2]) das warme Blut in kaltes Metall verwandelt und daraus für die Seele einen Schraubstock geschmiedet, eine Art eiserne Jungfrau wie die zu Nürnberg, sie hatten die Lebensader der unwillkürlichen Empfindung oder, wie Ambrosius sagt, „des Gefühles" unterbunden, die Lebensader der instinktiven schöpferischen Thätigkeit eines Volkes, durch welche sein Glaube, seine Sitten, seine Gedanken sich den wechselnden Zeiten anpassen und durch neue Gestaltungen das ewig Wahre des Alten zu neugegebenem Leben erwecken; ihr Werk wäre jedoch ohne Bestand gewesen, wenn sie auf halbem Wege Halt gemacht und sich mit diesem Negativen begnügt hätten. Schneidet man bei physiologischen Experimenten die Verbindung zwischen Herz und Hirn ab, so muss man für künstliche Atmung sorgen, sonst hören die Lebensfunktionen auf; das thaten die

---

bei minder gelehrtem Apparat, ist der Anhang über den Talmud in dem vortrefflichen Werkchen von William Rubens: *Der alte und der neue Glaube im Judentum,* 1878).

[1]) Noch heute, am Ende des 19. Jahrhunderts, betrachtet jeder gläubige Jude die rabbinischen Anordnungen als göttliche und hält an dem talmudischen Satze fest: „Wenn die Rabbiner rechts links und links rechts nennen, musst du es glauben" (siehe das Buch des antirabbinischen Juden Dr. William Rubens: a. a. O., S. 79). Die nahe Verwandtschaft mit dem Jesuitismus (worüber Näheres im folgenden Kapitel) tritt hierin, wie in so manchen anderen Dingen, klar zu Tage.

[2]) Man weiss, dass die Kabbalistik ein jüdisches Wort und ein jüdisches Ding ist. Die allen Menschen gemeinsame Regung, die bei uns zur Mystik führt, führt beim Semiten zur Zauberei. Immer und überall die Vorherrschaft des blinden Willens!

priesterlichen Religionsgründer durch die Einführung des M e s s i a n i s c h e n Z u k u n f t s r e i c h e s.

Ich habe schon mehrmals ausgeführt[1]) und will nicht wieder darauf zurückkommen, dass eine materialistische Weltanschauung eine g e s c h i c h t l i c h e Auffassung bedingt, und ausserdem, dass Geschichte, wo sie als Grundlage einer Religion dient, notwendigerweise ausser Vergangenheit und Gegenwart auch die Z u k u n f t umfassen muss. Ohne Zweifel waren also Zukunftsgedanken ein uralter Bestandteil des hebräischen Erbes. Doch wie bescheiden, wie natürlich, wie ganz innerhalb der Grenzen des Möglichen und Thatsächlichen! Nur Kanaan schenkte Jahve den Israeliten, war er doch selber nur von Kanaan der Gott; abgesehen von vielen unvermeidlichen Fehden lebte der Stamm Juda, genau so wie die andern Stämme, bis zum Exil im besten Einvernehmen mit seinen Nachbarn; man wandert ein und aus (siehe das Buch *Ruth*), man nimmt als etwas Selbstverständliches den Gott des Landes an, in dem man sich niederlässt (*Ruth* I, 15, 16); der nationale Hochmut ist kaum grösser als der deutsche oder französische heutzutage. Freilich hatte bei den Propheten, im Einklang mit ihren übrigen Ideen, namentlich auch mit Rücksicht auf die äusserst gefährliche politische Lage (denn Propheten standen nur bei Gelegenheit politischer Krisen auf, niemals in Friedenszeiten)[2]) die Zukunft mehr Farbe erhalten; als Folie zu den sittlichen Ermahnungen und angedrohten Strafen, die fast den gesamten Inhalt ihrer Kundgebungen bilden, brauchten sie ein glänzendes Bild der Segnungen, die einem frommen, gottesfürchtigen Volk zu Teil werden würden, doch ist von Universalherrschaft und dergleichen in den e c h t e n Schriften der vorexilischen Propheten niemals die Rede. Selbst Jesaia versteigt sich nicht weiter als bis zu dem Gedanken, dass Jerusalem uneinnehmbar sei und dass Strafe seine Feinde treffen werde; dann, in der „sicheren Wohnung“ wird „Heil, Weisheit, Klugheit, Furcht des Herrn der Einwohner Schatz sein“, und als ein be-

---

[1]) Siehe S. 234 fg., 246 Anm., 397, 400 fg., 415 u. s. w.

[2]) Wellhausen (nach Montefiore p. 154).

sonderer Segen schwebt dem grossen Mann noch vor, dass man zu jener Zeit „keine Schriftgelehrten sehen wird“![1]) Ich kann mich auf die grösste lebende Autorität berufen, um apodiktisch zu behaupten, die Vorstellung einer besonderen Heiligkeit des jüdischen Volkes — diejenige Vorstellung, welche der Religion des Judentums zu Grunde liegt — sei dem Jesaia gänzlich unbekannt.[2]) Alle jene Stellen, wie z. B. Kap. IV, 3: „wer wird übrig sein zu Sion, der wird heilig heissen“, Kap. LXII, 12: „man wird sie nennen das heilige Volk“, u. s. w. sind nachgewiesenermassen spätere Interpolationen, d. h. das Werk der vorhin genannten grossen Synagoge; die Sprache eines viel späteren; das Hebräische nicht mehr frei beherrschenden Jahrhunderts hat die frommen Fälscher verraten. Ebenso gefälscht sind auch fast alle jene „trostreichen Anhänge“, die man nach den meisten Drohungen bei Amos, Hosea, Micha, Jesaia, u. s. w. findet;[3]) und ganz und gar gefälscht, vom ersten bis zum letzten Wort, sind solche Kapitel, wie *Jesaia* LX, jene berühmte messianische Prophezeiung, nach welcher alle Könige der Welt vor den Juden im Staube liegen und die Thore Jerusalems Tag und Nacht offen bleiben werden, damit die Schätze[4]) aller Völker hineingetragen werden. Der echte Jesaia hatte seinem Volke als Lohn „Weisheit und Klugheit“ versprochen, der noch grössere Deuterojesaia (derjenige, der weder Opfer noch Tempel wollte) hatte sich als Herrlichstes gedacht, dass Juda „der Knecht Gottes“ werden solle, berufen, allüberall den Müden, den Blinden, den Armen, den Schwerbedrückten Trost zu bringen; doch das war jetzt anders geworden: der Fluch Gottes soll fortan denjenigen treffen, welcher behauptet, „das Haus Juda ist ein Volk wie alle anderen Völker“ (*Hesekiel* XXV, 8), denn es soll „ein Königreich von Priestern sein“ (*Exodus* XIX, 6).[5]) Den Juden wurde nunmehr

---

[1]) Siehe z. B. das Kap. XXXIII.

[2]) Cheyne: *Introduction to Isaiah* (ed. 1895) p. 27 und 53.

[3]) Cheyne in seiner Einleitung zu Robertson Smith: *Prophets of Israel,* p. XV fg.

[4]) Luther hat irrtümlicher Weise „Macht“.

[5]) Dass die Stelle XIX, 3—9 ein freier Zusatz aus post-deute-

die Weltherrschaft und der Besitz aller Schätze der Welt versprochen, namentlich alles Goldes und alles Silbers.[1]) „Dein Volk wird das Erdreich ewiglich besitzen“ (*Jesaia* LX, 21): das ist nunmehr die Zukunft, welche dem Juden vorgespiegelt wird. In Demut soll er sich vor Gott beugen, nicht aber in jener inneren Demut, von der Christus spricht, sondern er beugt das Haupt vor Jahve, weil ihm verheissen wird, durch die Erfüllung dieser Bedingung werde er allen Völkern der Welt den Fuss auf den Nacken setzen, Herr und Besitzer der ganzen Erde werden.[2]) Diese eine Grundlage jüdischer Religion schliesst also ein direktes verbrecherisches Attentat auf alle Völker der Erde ein, und zwar kann das Verbrechen nicht darum in Abrede gestellt werden, weil die Macht zur Ausführung bisher fehlte; denn die Hoffnung selbst ist es, die verbrecherisch ist und die das Herz des Juden vergiftet.[3]) — Zu dem Missverständnis und der absichtlichen Fälschung der Pro-

---

ronomischer Zeit ist, zeigt Wellhausen: *Composition des Hexateuchs,* S. 93, und vergl. S. 97.

[1]) *Jesaia:* das ganze sechzigste Kapitel. Siehe auch den nachexilischen Propheten Haggai, der den Juden „aller Heiden Schätze“ verheisst: „denn mein ist beides, Silber und Gold, spricht der Herr Zebaoth“ (II, 8, 9).

[2]) Die Absurdität des Gedankens, d i e s e Religion sei der Stamm des Christentums, das Christentum dessen Blüte, muss doch dem befangenste Menschen in die Augen springen.

[3]) Die jüdischen Apologeten werfen ein, sie gehorchen dem Gesetz, nicht „weil“ sie dadurch zur Herrschaft gelangen sollen, sondern weil Jahve es befiehlt; dass Jahve den Juden als dem heiligen Volk die Welt schenke, geschehe zu seinem eigenen, nicht zu ihrem Ruhm. Doch dünkt mich das pure Kasuistik, die eine Erwiderung nicht verdient. Ein unverdächtiger Autor, Montefiore, sagt buchstäblich: „Ohne Frage bildet das Argument — ‚Gehorche dem Gesetz, denn es wird sich auszahlen‘ — das zu Grunde liegende Hauptmotiv im *Deuteronomium*“ (a. a. O., p. 531). Dass unzählige Juden fromme Menschen sind, die das Gesetz erfüllen und ein reines edles Leben führen, ohne an Lohn zu denken, beweist nur, dass hier wie anderwärts Moral und Religion nicht zusammengehören, und dass es auf der ganzen Welt Menschen giebt, die unendlich viel besser als ihr Glaube sind. Noch heute aber schreiben selbst ziemlich freisinnige Juden: „Die Existenz des Judentums ist von der Festhaltung der Messiashoffnung bedingt“ — die bestimmte

pheten kamen noch andere Zukunftsträume, um die es aber nicht besser bestellt war. Von den Persern haften die Juden während ihrer Gefangenschaft zum ersten Mal über die Unsterblichkeit und über ein künftiges Leben dunkle Kunde vernommen, auch über Engel und Teufel, über Himmel und Hölle.[1]) Auf dieser Grundlage entstand nun eine unermessliche apokalyptische Litteratur (von der das Buch Daniel eine allzugünstige Vorstellung geben würde, trotz seiner sinnlosen Geheimthuerei), welche sich mit dem Ende der Welt, der Auferstehung der Gerechten u. s. w. beschäftigte, ohne dass aber dadurch die messianischen Hoffnungen irgendwie wesentlich idealisiert worden wären; im besten Fall handelt es sich um eine Wiederauferstehung des Leibes, welche der schwankenden Zuversicht aufhelfen soll: „heute musst du das Gesetz üben, später wirst du den Lohn erhalten“ (*Talmud,* Trakt. Erubin, Abschn. 2), und dieses jüdische „Reich Gottes“ wird, wie einer der bedeutendsten israelitischen Denker, Saadia, (10. Jahrhundert) versichert, „auf Erden vor sich gehen.“ Das Citat aus der *Apok. Baruch's* auf S. 403 zeigt, wie die Juden sich dies zukünftige Welt dachten; sie unterschied sich von der jetzigen fast lediglich durch die weltbeherrschende Stellung der jüdischen Nation. Von dieser Auffassung hat sich sogar eine interessante Spur in das Neue Testament hineinverirrt. Laut Matthäus werden die zwölf Apostel, auf zwölf Thronen sitzend, die zwölf Stämme Israels richten, was ohne Frage die Vorstellung einschliesst, dass keine andern Menschen als Juden in den Himmel aufgenommen werden.[2])

Erwartung der Weltherrschaft bildet also noch immer die Seele des Judentums (vergl. oben S. 328).

[1]) Über die unmittelbare Entlehnung zoroastrischer (halbverstandener) Vorstellungen durch die Begründer des Judentums, siehe Montefiore: *Religion of the ancient Hebrews,* p. 373, 429, 453 u. s. w.

[2]) *Matthäus* XIX, 28, *Lukas* XXII, 30. Dieser Christo in den Mund gelegten Behauptung widerspricht schnurstracks das *Matthäus* XX, 23 Gesagte. Auch das Festhalten an den zwölf Stämmen, trotzdem es seit mehr als einem halben Jahrtausend nur noch zwei gab, ist echt rabbinisch. Von den Rabbinern wird auch ausdrücklich gelehrt: „die Nichtjuden sind als solche vom Anteil an der zukünftigen

So wird die erdichtete, durch und durch verfälschte Vergangenheit durch eine eben so erdichtete, utopische Zukunft ergänzt, und so schwebt der Jude, trotz des Materialismus seiner Religion, zwischen Träumen und Trugbildern. Die *fata morgana* der urväterlichen Wüste zaubert diesem Halbsemiten süssen Trost für die Tragik seines Schicksals vor, einen luftigen, gehaltlosen, betrügerischen Trost, doch durch die Gewalt des Willens — genannt Glauben — eine genügende, für Andere oft gar gefährliche Lebenskraft. Hier triumphiert die Macht der Idee in einer erschreckenden Weise: in einem gut beanlagten, doch weder physisch noch geistig ungewöhnlich hervorragenden Volke erzeugt sie den Wahn einer besonderen Auserwähltheit, einer besonderen Gottgefälligkeit, einer unvergleichlichen Zukunft, sie schliesst es in tollem Hochmut von sämtlichen Nationen der Erde ab, zwingt ihm ein geistloses, unvernünftiges, in der Praxis gar nicht durchzuführendes Gesetz als ein gottgegebenes auf, nährt es mit erlogenen Erinnerungen und wiegt es in verbrecherischen Hoffnungen — und, während sie dieses Volk derart in seiner eigenen Einbildung zu babylonisch schwindligen Höhen emporhebt, druckt sie es in Wirklichkeit seelisch so tief herab, lastet so schwer auf seinen besten Anlagen, sondert es so gänzlich aus der leidenden, strebenden, schaffenden Menschheit, erstarrt es so hoffnungslos in den unseligsten fixen Ideen, macht es so unabwendbar in allen seinen Gestaltungen (von der äussersten Rechtgläubigkeit bis zum ausgesprochenen Freisinn) zu einem offenen oder versteckten Feind jedes anderen Menschen, zu einer Gefahr für jede Kultur, dass es zu allen Zeiten und an allen Orten den hochbegabten das tiefste Misstrauen einflösste und dem sicheren Instinkt des Volkes Abscheu. Ich sagte soeben, Rechtgläubigkeit und Freisinn könnten uns hier gleich gelten, und in der That, es kommt weniger darauf an, was ein Jude heute glaubt, als (wenn man mir die paradoxe Gegenüberstellung erlaubt) darauf, was

---

Welt ausgeschlossen“ (vergl. Laible: *Jesus Christus im Talmud,* S. 53). — Über die messianischen Erwartungen siehe auch die Ausführungen im dritten Kapitel, S. 238, Anm.

er glauben k a n n, was er zu glauben v e r m a g. Die intellektuelle Begabung und die Moralität sind individuelle Anlagen; der Jude ist, wie andere Menschen, klug oder dumm, gut oder schlecht; wer das leugnet ist nicht wert, dass man mit ihm rede; was dagegen nicht individuell ist, das sind *les plis de la pensée,* wie der Franzose sagt, die angeborenen Richtungen des Denkens und des Thuns, die bestimmten Falten, in die der Geist durch die Gewohnheiten von Generationen gelegt wird.[1]) Und so sehen wir denn heute jüdische Atheisten allermodernster Richtung, die durch ihre Neigung, unsinnige Hypothesen oder blosse Notvorstellungen der Wissenschaft für materielle, bare Thatsachen zu halten, durch ihre totale Unfähigkeit, sich über den borniertesten historischen Standpunkt zu erheben, durch ihr Talent, unmögliche sozialistische und ökonomische Messiasreiche zu planen, unbekümmert, ob sie dabei unsere ganze, mühsam erworbene Civilisation und Kultur zu Grunde richten, durch ihren kindlichen Glauben, man könne mit Dekreten und Gesetzen die Seelen der Völker von heute auf morgen umwandeln, durch ihre weitreichende Verständnislosigkeit für alles wahrhaft Grosse ausserhalb der engen Grenzpfähle ihres eigenen Gedankenzirkus und durch ihre lächerliche Überschätzung jeder liliputanischen Geistesthat, wenn sie nur einen Juden zum Urheber hat — man sieht, sage ich, solche angebliche Freigeister, die sich viel gründlicher und auffallender als echte Produkte jener jüdischen Thora- und Talmudreligion erweisen als mancher fromme Rabbiner, der die hohen Tugenden der Demut und der Gesetzestreue, verbunden mit Liebe zum Nächsten, Aufopferung für die Armen, Toleranz gegen Nichtjuden, übt und so lebt, dass er jedem Volk zur Ehre und jeder Religion zum Preise gereichen würde.

---

[1]) Die Generation mit 24 Jahren berechnet, was bei der Frühreife der Juden nicht übertrieben ist, steht der heutige Jude durchschnittlich in der hundertsten Generation seit der Rückkehr aus Babylon und der Begründung des Judentums. Das gilt natürlich nur für die männliche Folge; eine ununterbrochene weibliche Folge stünde jetzt etwa in der hundertundfünfzigsten Generation.

Das Gesetz

Was nun trotz alledem der spezifisch jüdischen Auffassung des Lebens Grösse giebt, das habe ich in einem früheren Teil dieses Kapitels bereits angedeutet (siehe S. 373 fg.). Wenn auch, wie Robertson Smith versichert, bei der folgenschweren Bestimmung der Zentralisierung des Kultes in dem einen einzigen Jerusalem die rein pekuniären Interessen der priesterlichen Adelskaste und ihr politischer Ehrgeiz von Einfluss gewesen sein mögen,[1]) so bin ich doch überzeugt, dass unproduktive, kritische Geister derartigen Erwägungen stets viel zu viel Gewicht beilegen. Durch rein egoistische Interessenberechnung gründet man nicht eine Nation, welche die Zerstreuung überlebt; es ist ein Urteilsfehler, das zu glauben.[2]) Wir sehen auch nicht, dass Hesekiel, Esra und Nehemia, welche die Last und die Gefahr getragen, persönlich irgend einen Vorteil dabei gehabt hätten. Es gehörte überhaupt Idealismus dazu, um Jerusalem gegen Babylon einzutauschen; die bequemeren Weltlichgesinnten blieben in der Metropolis am Euphrat zurück. Auch in der Folge war der Jude überall besser daran als daheim, und der Rabbiner, der sich durch Schustern und Schneidern seinen kümmerlichen Lebensunterhalt verdiente, um dann alle Mussestunden der Erforschung der Schrift, der Belehrung und der Diskussion zu widmen, war alles, was man will, nur nicht ein Mensch, der seinen pekuniären Interessen nachläuft. Ein Egoist, ja freilich, ein rasender Egoist, nur aber für seine ganze Nation, nicht für sich persönlich. Hier also, wie überall, ist die ideale Gesinnung die einzige, welche Macht hat zu schaffen und zu erhalten, und selbst die Religion des Materialismus ruht auf ihr. Gefälscht haben diese Männer, das steht ausser Frage, und Geschichte fälschen ist in einem gewissen Sinne noch schlimmer als Wechsel fälschen, es kann von unermesslicher Tragweite sein; die vielen Millionen, die durch oder

---

[1]) *Prophets of Israel* p. 365.

[2]) Ein wahrhaft klassisches Beispiel dieser angeblich kritischen, in Wahrheit ebenso kritiklosen wie verständnislosen Richtung bietet Prof. Hermann Oldenberg's: *Religion des Veda,* wo die Symbolik und die Mystik der Inder durchweg als p r i e s t e r l i c h e r S c h w i n d e l dargestellt werden!

für das Christentum hingeschlachtet wurden,[1]) sowie die vielen für ihren Glauben gestorbenen Juden sind alle Opfer der Fälschungen des Esra und der grossen Synagoge; doch dürfen wir die Motive dieser Männer nicht verdächtigen. Sie handelten in der höchsten Verzweiflung; sie wollten das Unmögliche vollbringen: ihre Nation vor dem Untergang retten. Gewiss ein edles Ziel! Siegen konnten sie nur durch die sofortige Anwendung der äussersten Mittel. Es war ein Wahngedanke, doch kein unedler, denn vor allem wollten sie ihrem Gott dienen. „An ihnen will ich erzeigen, d a s s i c h h e i l i g b i n“ (*Hesekiel* XXVIII, 25); „dies Volk habe ich mir zugerichtet, es soll m e i n e n R u h m erzählen“ (*Jesaia* XLIII, 21, nachexilische Einschaltung). Verschwand das jüdische Volk, so blieb Jahve ohne Ehre zurück. Dass die Begründer des Judentums so rein und selbstlos dachten, dass sie die Augen zu einem Gott emporhoben, das war die Quelle ihrer Kraft. Der Gedanke, die Nation durch das strenge Verbot der Mischehen zu isolieren und aus dem hoffnungslos bastardierten Israeliten eine Edelrasse zu züchten, ist geradezu genial; ebenso der Einfall, die Reinheit der Rasse als ein historisches Erbe, als das besondere, charakteristische Merkmal des Juden hinzustellen. Das gesamte Gesetz gehört ebenfalls hierher; denn durch dieses Gesetz erst gelang es, jeden anderen Gedanken als den an Jahve zu verbannen, das Volk also wirklich zu einem „heiligen“ (nach semitischen Begriffen) zu machen. Ein jüdischer Autor teilt uns mit: „für den Sabbat allein giebt es 39 Kapitel verbotener Beschäftigungen, jedes Kapitel wieder mit Unterabteilungen *ad infinitum.*“[2]) 365 Verbote und 248 Gebote sollen dem Moses auf dem Sinai gelehrt worden sein,[3]) und das giebt erst das vorläufige Gerüst ab für das ausführliche „Gesetz“.

---

[1]) Voltaire giebt in seiner Schrift *Dieu et les hommes* eine ausführliche Berechnung, wonach zehn Millionen Menschen als Opfer der christlichen Kirchenlehre gefallen wären, doch hat er überall die Zahlen sehr reduziert, bisweilen auf die Hälfte, um nur ja nicht der Übertreibung beschuldigt zu werden.

[2]) Montefiore: *Religion of the ancient Hebrews,* p. 504.

[3]) Talmud: *Traktat Makkoth,* Abschn. 3 (nach Grünwald).

Montefiore behauptet auch, die Befolgung des Gesetzes sei bald so sehr der vorherrschende Gedanke des Juden geworden, dass sie für ihn das *summum bonum,* die beste, edelste und süsseste Beschäftigung der Welt ausmachte.[1]) Während Gedächtnis und Geschmack auf diese Art mit Beschlag belegt wurden, erging es dem Urteilsvermögen nicht besser, es wurde vom Gesetz einfach geknickt: eine arme Frau, die am Sabbat trockenes Holz für ihre Feuerung auflas, beging durch diese Übertretung des Gesetzes ein genau ebenso grosses Verbrechen als hätte sie die Ehe gebrochen.[2]) — — — Ich sage also, die Männer, die das Judentum gründeten, wurden nicht von bösen, eigensüchtigen Absichten geleitet, sondern von einer dämonischen Kraft, wie sie nur ehrlichen Fanatikern eigen sein kann; denn das furchtbare Werk, welches sie vollbrachten, ist in jedem Punkte vollkommen.

Die Thora

Das ewige Denkmal dieser Vollkommenheit ist ihre Thora, die Bücher des Alten Testamentes. Hier gestaltet Geschichte wiederum Geschichte! Welches wissenschaftliche Werk könnte jemals hoffen, eine ähnliche Wirkung auf das Leben der Menschheit auszuüben? Man hat vielfach behauptet, den Juden fehle es an Gestaltungskraft; die Betrachtung dieses merkwürdigen Buches muss uns eines Besseren belehren; mindestens wurde ihnen in der höchsten Not diese Kraft zu Teil und schufen sie ein wahres Kunstwerk, namentlich darin ein Werk der Kunst, dass

---

[1]) Montefiore: a. a. O., S. 530. „Die ungeheure Anzahl zeremonieller Vorschriften ist das hohe Vorrecht Israels", sagt der Talmud (Montefiore S. 535), und in den *Klageliedern* (fälschlich Jeremia zugeschrieben) lesen wir: „Es ist ein köstliches Ding einem Manne, dass er das J o c h in seiner Jugend trage — — — dass er seinen Mund in den Staub stecke und der Hoffnung erwarte" (III, 27, 29). Um die entgegengesetzte Auffassung kennen zu lernen, lese man die schönen Bemerkungen in Immanuel Kant's *Anthropologie* § 10a über religiöse Verpflichtungen, worin der grosse Denker die Meinung ausspricht, nichts sei für einen vernünftigen Menschen schwerer, „als Gebote einer geschäftigen Nichtsthuerei, dergleichen die waren, welche das Judentum begründete".

[2]) Nach dem Gesetz (siehe *Num.* XV, 32—36) muss sie mit dem Tode bestraft werden!

in dieser Weltgeschichte, welche mit der Erschaffung des Himmels und der Erde beginnt, um mit dem zukünftigen Reich Gottes auf Erden zu enden, alle perspektivischen Verhältnisse die unvergleichliche Hervorhebung des einen einzigen Mittelpunktes — des jüdischen Volkes — bewirken. Und worin ruht die Kraft dieses Volkes, eine Lebenskraft, die jedem Schicksal bisher siegreich getrotzt hat, worin wenn nicht in diesem Buche? Wir haben erfahren, dass die Israeliten sich in früheren Zeiten in nichts von den zahlreichen anderen hebräischen Nachbarstämmen unterschieden, wir gewahrten in den syrischen Hethitern eine zwar ausserordentlich zähe, doch auffallend „anonyme“, physiognomielose Menschengattung, an der die Nase mehr auffiel als irgend etwas Anderes. Und die Judäer? Sie waren so wenig kriegerisch, so unzuverlässige Soldaten, dass ihr König fremden Söldnertruppen den Schutz des Landes und seiner Person anvertrauen musste, so wenig unternehmungslustig, dass der blosse Anblick des Meeres, auf welchem ihre Stammesvettern, die Phönizier, zu so glänzenden Geschicken aufblühten, sie erschreckte, so wenig Industriell, dass man zu jedem Unternehmen die Künstler, die Werkführer und für alle feineren Arbeiten auch die Handwerker aus den benachbarten Ländern verschreiben musste, so wenig zum Ackerbau befähigt, dass (wie aus vielen Stellen der Bibel und des Talmuds hervorgeht) die Kanaaniter hierin nicht allein ihre Lehrmeister waren, sondern bis zuletzt die arbeitende Kraft des Landes blieben;[1]) ja, sogar in rein politischer Beziehung waren sie solche Gegner aller stabilen, geordneten Zustände, dass keine vernünftige Regierungsform bei ihnen Bestand hatte und sie von früh an stets unter dem Druck fremder Herrschaft sich am wohlsten fühlten, was sie jedoch nicht verhinderte, auch

---

[1]) Darum bildet es eine der schlimmsten Drohungen gegen die Juden, falls sie Jahve‘s Gebote nicht hielten, würden sie „ihre Arbeiten selbst verrichten müssen, anstatt sie durch Andere verrichten zu lassen“ (Talmud, *Traktat Berachoth,* Kap. VI, nach Seligmann Grünwald). Die Vorstellung, dass „Ausländer die Ackerleute und Weingärtner seien“, findet man ebenfalls (als Prophezeiung) in *Jesaia* LXI, 5.

diese zu unterwühlen..... Ein solches Volk scheint zum schnellen Verschwinden aus der Weltgeschichte wie prädestiniert, und in der That, von den übrigen, viel tüchtigeren halbsemitischen Stämmen jener Zeit sind nur noch die Namen bekannt. Was schützte das kleine Volk der Juden vor dem selben Schicksal? Was hielt es noch fest zusammen, als es über die Erde zerstreut war? Was machte es möglich, dass aus seiner Mitte heraus das neue Weltprinzip des Christentums hervorging? Einzig dieses Buch. Es würde zu weit führen, wollte man die Eigenschaften dieses für die Weltgeschichte so wichtigen Werkes analysieren. Goethe schreibt einmal: „Diese Schriften stehen so glücklich beisammen, dass aus den fremdesten Elementen ein täuschendes Ganzes entgegentritt. Sie sind vollständig genug, um zu befriedigen, fragmentarisch genug, um anzureizen, hinlänglich barbarisch, um aufzufordern, hinlänglich zart, um zu besänftigen.“ Herder erklärt die weite Wirkung des Alten Testamentes vornehmlich daraus, dass es „der menschlichen Wissbegierde angenehm war, über das Alter und die Schöpfung der Welt, über den Ursprung des Bösen u. s. f. aus diesen Büchern so populäre Antworten zu erhalten, die Jeder versteht und fassen konnte.“ So sehen wir dieses Buch den Anforderungen des geläuterten Geistes und des gemeinen Volkes genügen — dem Einen, weil er in dem „täuschenden Ganzen“ die kühne Willkür bewundert, dem Andern, weil das Mysterium des Daseins den Augen, wie Jahve hinter den Tempelvorhang, entrückt wird, und er auf alle Fragen „populäre Antworten“ erhält. Dieses Buch bedeutet den Triumph der materialistischen Weltanschauung. Wahrlich nichts Geringes! Es bedeutet den Sieg des Willens über den Verstand und über jede fernere Regung der schöpferischen Phantasie. Ein solches Werk konnte nur aus frommer Gesinnung und dämonischer Kraft hervorgehen.

Man kann das Judentum und seine Macht, sowie seine unausrottbare Lebenszähigkeit nicht verstehen, man kann den Juden unter uns, seinen Charakter, seine Denkart nicht gerecht und treffend beurteilen, solange man dieses Dämonisch-geniale in seinem Ursprung nicht erkannt hat. Es handelt sich hier wirklich

um den Kampf Eines gegen Alle; dieser Eine hat jedes Opfer, jede Schmach auf sich genommen, um nur einmal, gleichviel wann, das messianische Weltreich der Alleinherrschaft, Jahve zu ewigem Ruhme, anzutreten. Der Talmud sagt es: „Wie aus der Übertretung des Gesetzes deine Zertretung erfolgt, so wird Gehorsam gegen das Verbot dadurch belohnt, dass du selber gebieten wirst“ (*Aboth* IV, 5; nach Montefiore).

Das Judentum

Zum Schluss noch Eines. Auf die Frage: wer ist der Jude? antwortete ich zunächst, indem ich seine Herkunft, das p h y s i s c h e S u b s t r a t u m zeigte, sodann, indem ich die leitende Idee des Judentums in ihrem Entstehen und ihrem Wesen hinzustellen suchte. Mehr kann ich nicht thun, denn die Persönlichkeit gehört dem einzelnen Individuum an, und nichts ist falscher als das verbreitete Verfahren, ein Volk nach Einzelnen zu beurteilen. Ich habe weder den „guten“ Juden noch den „schlechten“ Juden herangezogen: „Niemand ist gut,“ sagte Jesus Christus, und wo ist ein Mensch so tief erbärmlich, dass wir ihn unbedingt schlecht schelten möchten? Vor mir liegen mehrere Gerichtsstatistiken: die einen wollen beweisen, die Juden seien die lammfrommsten Bürger Europas, die andern erhärten das Gegenteil; wie sich Beides aus den selben Zahlen herausklügeln lässt, wundert mich, aber noch viel mehr wundert es mich, dass man auf diese Weise Völkerpsychologie zu treiben wähnt. Kein Mensch stiehlt zum Vergnügen, er sei denn ein Kleptoman. Ist wirklich der Mann, der durch Not oder in Folge üblen Beispiels ein Dieb wird, schlechterdings ein böser Mann und derjenige, der nicht die mindeste Veranlassung dazu hat, ein guter? Luther sagt: „Wer dem Bäcker Brot vom Laden nimmt ohne Hungersnot, ist ein Dieb; thut er‘s in Hungersnot, so thut er recht, denn man ist's schuldig, ihm zu geben.“ Man gebe mir eine Statistik, welche mir zeigt, wie viele Menschen, die in äusserster Not, Bedrängnis und Verlassenheit leben, n i c h t Verbrecher werden: hieraus könnte eventuell etwas geschlossen werden; und doch, nur wenig, sehr wenig. Waren nicht die Vorfahren unseres Feudaladels

Strassenräuber, und sind ihre Nachkommen nicht stolz darauf? Liessen die Päpste nicht Könige durch gedungene Mörder erschlagen? Gehört nicht in unserer heutigen gesitteten Gesellschaft Lügen und Irreführen einzig noch in der hohen Diplomatie zum guten Ton? Lassen wir also die Moralität bei Seite, ebenso wie die fast gleich schlüpfrige Frage nach der Begabung; dass es mehr jüdische als europäische Rechtsanwälte in einem Lande giebt, beweist doch zunächst nichts weiter, als dass es dort ein gutes Geschäft ist, Rechtsanwalt zu sein, eine besondere Begabung gehört nicht dazu — — —. Bei allen diesen Dingen, namentlich sobald sie statistisch gebracht werden, kann man überhaupt beweisen, was man will. Dagegen sind jene beiden Thatsachen: Rasse und Ideal durchaus grundlegend. Gute und schlechte Menschen giebt es nicht, für uns wenigstens nicht, nur vor Gott, denn das Wort „gut“ bezieht sich hier auf eine moralische Wertschätzung, und diese wiederum hängt von einer Kenntnis der Motivation ab, die nie erschlossen werden kann; „wer kann das Herz ergründen?“ rief schon Jeremia (XVII, 9);[1]) dagegen giebt es recht wohl gute und schlechte Rassen, denn hier handelt es sich um physische Verhältnisse, um allgemeine Gesetze, der organischen Natur, die experimental untersucht worden sind, um Verhältnisse, wo — im Gegensatz zu den oben genannten — Zahlen unwiderlegliche Beweise erbringen, um Verhältnisse, über die uns die Geschichte der Menschheit reiche Belehrung bietet. Und kaum minder fassbar sind die leitenden Ideen. In Bezug auf die Rasse sind diese ohne Frage zunächst als eine F o l g e zu betrachten; doch man unterschätze diese unsichtbare innere Anatomie, die rein geistige Dolichocephalie und Brachycephalie nicht, sie wirkt im weitesten Umfange auch als U r s a c h e. Daher hat jede kräftige Nation eine so grosse Assimilationskraft. Der Eintritt in den neuen Verband ändert zunächst kein Fäserchen an der physischen Struktur, und nur sehr langsam, im Laufe der

---

[1]) Wie Kant in seiner *Kritik der reinen Vernunft* sagt (Erläut. der kosmol. Idee der Freiheit) „Die eigentliche Moralität der Handlungen (Verdienst und Schuld) bleibt uns, selbst die unseres eigenen Verhaltens, gänzlich verborgen.“

Generationen, das Blut; doch viel schneller wirken die Ideen, indem sie fast sofort die ganze Persönlichkeit in andere Bahnen lenken. Und die jüdische Nationalidee scheint eine ganz besonders mächtige Wirkung auszuüben, vielleicht gerade darum, weil in diesem Falle die Nation l e d i g l i c h a l s I d e e e x i s t i e r t und vom Anbeginn des Judentums an niemals eine normale „Nation“ war, sondern vor allem ein Gedanke, eine Hoffnung. Darum ist es auch verkehrt, gerade bei Juden ein besonderes Gewicht auf die Aufnahme fremden Blutes, die von Zeit zu Zeit stattfand, zu legen, wie das z. B. von Renan mit grossem Nachdruck in seinen letzten Jahren geschah. Besser als jeder Andere wusste Renan, dass der Übertritt von Griechen und Römern zum Judentume eine durchaus belanglose Erscheinung war. Was waren diese „Hellenen“ aus Antiochien, von denen er uns in seinem Vortrag *„Judaïsme race ou religion?“* erzählt, und die angeblich haufenweise zum Judentum übertraten? (für die Thatsache besitzen wir nur das Zeugnis eines sehr unzuverlässigen Juden, des Josephus). Hebräisch-syrische Bastarde, weiter nichts, in deren Adern wahrscheinlich nicht ein Tropfen griechischen Blutes floss. Und diese „Römer“, für die sich Renan auf Juvenal (*Sat.* XVI, 95 fg.) beruft? Die Hefe des aus entfesselten asiatischen und afrikanischen Sklaven zusammengesetzten Volkes. Er nenne uns den bedeutenden Römer, der Jude geworden wäre! Solche Behauptungen bedeuten eine absichtliche Irreführung des ungelehrten Publikums. Doch, wenn sie auch auf Wahrheit statt auf tendenziöser Fälschung beruhten, was würde daraus folgen? Sollte die jüdische Nationalidee nicht die Kraft besitzen, die anderen Nationalideen eignet? Im Gegenteil, sie ist, wie ich gezeigt habe, machtvoll wie keine zweite und schafft die Menschen um zu ihrem Ebenbilde. Man braucht nicht die authentische Hethiternase zu besitzen, um Jude zu sein, vielmehr bezeichnet dieses Wort vor Allem eine besondere Art zu fühlen und zu denken; ein Mensch kann sehr schnell, ohne Israelit zu sein, Jude werden; Mancher braucht nur fleissig bei Juden zu verkehren, jüdische Zeitungen zu lesen und sich an jüdische Lebensauffassung, Litteratur und Kunst zu gewöhnen. Andrerseits ist

es sinnlos, einen Israeliten echtester Abstammung, dem es gelungen ist, die Fesseln Esra's und Nehemia's abzuwerfen, in dessen Kopf das Gesetz Mose und in dessen Herzen die Verachtung Andrer keine Stätte mehr findet, einen „Juden" zu nennen. „Welche Aussicht wäre es", ruft Herder aus, „die Juden in ihrer Denkart reinhumanisiert zu sehen!"[1]) Ein rein humanisierter Jude ist aber kein Jude mehr, weil er, indem er der Idee des Judentums entsagt, aus dieser Nationalität, deren Zusammenhang durch einen Komplex von Vorstellungen, durch einen „Glauben" bewirkt wird, *ipso facto* ausgetreten ist. Mit dem Apostel Paulus müssen wir einsehen lernen: „Denn das ist nicht ein Jude, der auswendig ein Jude ist, sondern das ist ein Jude, der inwendig verborgen ist."

Derartige nationale oder religiöse Ideale können nun in zwiefacher Weise ihren umwandelnden Einfluss zur Geltung bringen, positiv und negativ. Wir sahen, wie bei den Juden ein paar Männer einem Volk, welches durchaus nicht willig darauf einging, eine bestimmte nationale Idee aufzwangen und ihm den Stempel dieser Idee so tief eingruben, dass es den Anschein hat, als werde dieses Volk ihn nie mehr ausmerzen können; dazu gehörte aber Konsanguinität und Kongenialität: hier wirkte also die Idee positiv schöpferisch. Ein ebenso merkwürdiges Beispiel ist die plötzliche Umwandlung der blutgierigen, wilden Mongolen zu milden, frommen Menschen, von denen ein Drittel im Mönchsstande lebt, durch die Annahme des buddhistischen Glaubens.[2]) Eine Idee kann aber auch rein negativ wirken, sie kann den Menschen aus seiner eigenen Bahn lenken, ohne ihm dafür eine andere seiner Rasse angemessene zu öffnen. Ein allbekanntes Beispiel ist die Wirkung des Mohammedanismus auf die Turkomannen: durch die Annahme der fatalistischen Weltanschauung versank das wild-energische Volk nach und nach in volle Passivität. Wenn der jüdische Einfluss auf geistigem und kulturellem Gebiete in Europa die Oberhand gewänne, so wären wir um ein weiteres Beispiel negativer, zerstörender Wirkung reicher.

---

[1]) *Adrastea,* 7. Stück, V, Abschnitt „Fortsetzung".
[2]) Vergl. hierüber Döllinger: *Akademische Vorträge,* I, 8.

Ich habe soeben die von mir befolgte Methode, sowie ihre Hauptergebnisse angedeutet; eine andere Zusammenfassung dieses Kapitels mag ich nicht geben. Organischen Erscheinungen gegenüber sind Formeln stets Phrasen. Man kennt die Anekdote des *Le voilà, le chameau!* Selbst dem Kamel gegenüber ist eine derartige Prätention lächerlich, und nie könnte es mir einfallen, diese Skizze mit formelhaften Verallgemeinerungen zu schliessen, als wollte ich sagen: *Le voilà, le juif!* Ist doch das Thema unerschöpflich und unergründlich, habe ich doch von meinen Aufzeichnungen und Notizen kaum den zwanzigsten Teil verwendet! Was ich dagegen bestimmt erwarte, ist, dass, wer dieses Kapitel 5 liest, sich befähigt fühlen wird, ein schärferes, klareres Urteil als vorher über das Judentum und sein Erzeugnis, den Juden, zu fällen. Aus diesem Urteil wird sich das Weitere über die Bedeutung des Eintritts der Juden in die abendländische Geschichte von selbst ergeben. Diesen Einfluss durch die Jahrhunderte zu verfolgen, ist nicht meine Aufgabe. Da aber der indirekte Einfluss des Judentums auf das Christentum ein grosser war und noch ist, und da ausserdem der direkte Einfluss des Judentums gerade im 19. Jahrhundert (und erst im 19. Jahrhundert) sich wie ein neues Element in der Kulturgeschichte fühlbar gemacht hat, so dass die „jüdische Frage“ zu den brennenden unserer Zeit gehört, war ich verpflichtet, hier die Grundlage zu einem Urteil zu legen. Weder die leidenschaftlichen Behauptungen der Antisemiten, noch die dogmatischen Plattheiten der Menschheitsrechtler, selbst nicht die vielen gelehrten Bücher, aus denen ich in diesem Kapitel so reichlich geschöpft habe (die aber doch alle nur irgend eine besondere, meist die rein theologische oder die rein archäologische Seite beleuchten) können uns zum Ziel verhelfen. Dass ich diese Grundlegung unternahm war tollkühn, ich weiss es, und ich gestehe es; doch gehorchte ich dem Gebote der Not, und ich hoffe, nach klaren, richtigen Vorstellungen nicht umsonst gerungen zu haben; denn jene Not ist eine allgemeine. Bei dieser Frage handelt es sich nicht allein um unsere Gegenwart, sondern auch um unsere Zukunft.

SECHSTES KAPITEL

DER EINTRITT DER GERMANEN IN DIE WELTGESCHICHTE

Mon devoir est mon Dieu suprême.
Friedrich der Grosse
(Brief an Voltaire vom 12. Juni 1740).

Der Begriff „Germane“

Der Eintritt des Juden in die europäische Geschichte hatte (wie Herder sagte) den Eintritt eines fremden Elementes bedeutet — fremd gegen das, was Europa damals bereits geleistet hatte, fremd gegen das, was es noch zu leisten berufen war; umgekehrt verhält es sich mit dem Germanen. Dieser Barbar, der am liebsten nackend in die Schlacht zieht, dieser Wilde, der plötzlich aus Wäldern und Sümpfen auftaucht, um über eine civilisierte und kultivierte Welt die Schrecken einer gewaltsamen, mit der blossen Faust erfochtenen Eroberung zu giessen, ist nichtsdestoweniger der rechtmässige Erbe des Hellenen und des Römers, Blut von ihrem Blut, und Geist von ihrem Geist. Sein Eigenes ist es, was er, unwissend, aus fremder Hand entreisst. Ohne ihn ging der Tag des Indoeuropäers zu Ende. Meuchelmörderisch hatte sich der asiatische und afrikanische Knecht bis zum Thron des römischen Imperiums hinaufgeschlichen, inzwischen der syrische Bastard sich des Gesetzeswerkes bemächtigte, der Jude die Bibliothek zu Alexandria benutzte, um hellenische Philosophie dem mosaischen Gesetze anzupassen, der Ägypter, um die lebensvoll aufkeimende Naturkunde in den prunkvollen Pyramiden wissenschaftlicher Systematik auf unabsehbare Zeiten einbalsamiert zu begraben; bald sollte auch der Mongole die hehren Blüten des urarischen Lebens — indisches Denken, indisches Dichten — unter seinem rohen, bluttriefenden Fusse zertreten und der vom Wüstenwahnsinn bethörte Beduin jenen Edensgarten, in welchem Jahrtausende hindurch alle Symbolik der Welt gewachsen war, Eranien, zu ewiger Öde einäschern; Kunst gab es schon lange nicht mehr, sondern für die Reichen Schablonen und für das Volk

Zirkusreiten: somit, nach dem Worte Schiller‘s, das ich zu Beginn des ersten Kapitels anführte, eigentlich keine Menschen mehr, sondern nur Geschöpfe. Es war hohe Zeit, dass der Retter erschien. Zwar trat er nicht so in die Weltgeschichte ein, wie sich die kombinierende, konstruierende Vernunft, um ihren Rat befragt, einen rettenden Engel, den Spender eines neuen Menschheitsmorgens gedacht hätte; doch können wir heute, wo uns der Rückblick auf Jahrhunderte die Weisheit leicht erwirbt, nur das Eine bedauern, dass der Germane überall, wohin sein siegender Arm drang, nicht gründlicher vertilgte, und dass in Folge dessen die sogenannte „Latinisierung“, d. h. die Vermählung mit dem Völkerchaos, weite Gebiete dem einzig erquickenden Einfluss reinen Blutes und ungebrochener Jugendkraft, dazu der Herrschaft höchster Begabung, nach und nach wieder raubte. Jedenfalls vermag nur schändliche Denkfaulheit oder schamlose Geschichtslüge in dem Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte etwas anderes zu erblicken als die Errettung der agonisierenden Menschheit aus den Krallen des Ewig-Bestialischen.

Gebrauche ich hier das Wort „Germane“, so geschieht es, wie ich bereits in den einleitenden Zeilen zu diesem Abschnitt über die Erben bemerkte, der Vereinfachung wegen, einer Vereinfachung allerdings, durch welche die Wahrheit, die sonst verschleiert bleibt, zum Ausdruck kommt. Einigermassen elastisch aber, und insofern vielleicht unzulässig, erscheint zunächst dieser Begriff, gleichviel ob man ihn weit oder eng fasst, und zwar namentlich, weil das Bewusstsein eines spezifisch „Germanischen“ eine späte Errungenschaft ist, eine späte wenigstens bei uns Germanen. Nie hat es ein Volk gegeben, welches sich als „germanisch“ bezeichnet hätte, und niemals — von ihrem ersten Auftreten auf der weltgeschichtlichen Bühne bis zum heutigen Tage — haben sich sämtliche Germanen gemeinsam und vereint den Nichtgermanen entgegengestellt; im Gegenteil, von Anfang an liegen sie in Fehde mit einander, gegen keinen Menschen so ereifert wie gegen das eigene Blut. Zu Lebzeiten Christi verrät Inguiomer seinen nächsten Anverwandten, den grossen Hermann, an die Markomannen und verhindert dadurch das einheitliche

Vorgehen der nördlichen Stämme und die gänzliche Vernichtung des Römers; schon Tiberius durfte als sicherste Politik den Germanen gegenüber empfehlen: „Überlasst sie ihren eigenen inneren Zerwürfnissen;“ alle grosse Kriege der Folgezeit waren, mit Ausnahme der Kreuzzüge, Kriege zwischen Germanen, zum mindesten zwischen germanischen Fürsten; das 19. Jahrhundert zeigte in der Hauptsache das selbe Schauspiel. Der Fremde jedoch hatte sofort die Einheitlichkeit dieses starken Stammes erkannt und für dessen üppiges Geäst — an Stelle des unübersehbaren Namenbabels von Chatten, Chauken, Cheruskern, Gambriviern, Sueven, Vandalen, von Goten, Markomannen, Lugiern, Langobarden, Sachsen, Friesen, Hermunduren, u. s. w. — den umfassenden, einheitlichen Begriff der G e r m a n e n geschaffen, und zwar, weil sein Auge die Zusammengehörigkeit auf den ersten Blick erschaut hatte. Tacitus meint, nachdem er müde geworden ist, Namen aufzuzählen: „die Leibesbildung ist bei allen diesen Menschen die selbe“; das war die richtige empirische Grundlage für die weitere intuitiv richtige Einsicht: „Ich bin überzeugt, dass die verschiedenen Stämme Germaniens, unbefleckt durch Ehen mit fremden Völkern, seit jeher ein besonderes, unvermischtes Volk bilden, welches nur sich selber gleicht“ (*Germania,* 4). So viel deutlicher als der zunächst Beteiligte erkennt manchmal der Fernstehende, dessen Auge nicht durch Einzelheiten beeinflusst und befangen wird, den grossen Zusammenhang der Erscheinungen!

Heute jedoch ist es nicht allein Befangenheit, was uns hindert, das Wort „Germanen“ räumlich und phylogenetisch so einfach wie Tacitus anzuwenden: jene „verschiedenen Germanenstämme“, die er als unvermischtes, verhältnismässig einförmiges Volk erblickte, sind seitdem, wie früher die Hellenen, die mannigfachsten Vermischungen unter einander eingegangen, und ausserdem blieb nur ein Bruchteil „unbefleckt durch Ehen mit fremden Völkern“; wozu dann, in Folge der grossen Wanderungen, die besonderen kulturellen Einflüsse kamen, die aus geographischer Lage, klimatischen Verhältnissen, Bildungsgrad der nächsten Nachbarn u. s. w. sich ergaben. Das allein hätte schon genügt, um die Einheit in eine Vielheit zu spalten. Doch noch weit ver-

wickelter erscheint die Sachlage, wenn wir das, was die politische Geschichte lehrt, durch nähere vergleichende Untersuchungen auf den Gebieten der Volksseelenkunde, der Philosophie und der Kunstgeschichte, sowie auch andrerseits durch die Ergebnisse der prähistorischen und anthropologischen Forschungen der letzten fünfzig Jahre ergänzen. Denn dann gewinnen wir die Überzeugung, dass wir den Begriff der „Germanen“ b e d e u t e n d w e i t e r fassen dürfen und müssen als Tacitus, zugleich aber erblicken wir notwendige B e s c h r ä n k u n g e n, an die das unvollkommenere Wissen seiner Zeit nicht denken konnte. Um unsere Geschichte und unsere Gegenwart zu verstehen, müssen wir uns an Tacitus ein Beispiel nehmen und, wie er, zusammenfassen und ausscheiden, doch auf der breiteren Grundlage unseres heutigen Wissens. Nur durch die genaue Feststellung eines neuen Begriffes des „Germanischen“ gewinnt die Betrachtung des Eintrittes der Germanen in die Weltgeschichte praktischen Wert. Zweck dieses Kapitels ist, eine solche beschreibende Definition in aller Kürze zu geben. Bis wohin reicht das Stammverwandte? Wo treffen wir *„Arya“* (d. h. die zu den Freunden Gehörigen) an? Wo beginnt das Fremde, welches wir nach Goethe‘s Wort „nicht leiden dürfen“?

Erweiterung des Begriffes

Ich sagte, der Begriff „Germane“ sei weiter und dennoch zugleich enger zu fassen, als es Tacitus that. Die Erweiterung ergiebt sich sowohl aus historischen, wie auch aus anthropologischen Erwägungen, die Verengerung ebenfalls.

Erweitert wird der Begriff durch die Einsicht, dass der „Germane“ des Tacitus sich physisch und geistig weder von seinem Vorläufer in der Weltgeschichte, dem „Kelten“, noch von seinem Nachfolger, den wir mit noch verwegenerer Kühnheit zu dem Begriff „Slave“ zusammenzufassen gewohnt sind, scharf scheiden lässt. Kein Naturforscher würde zögern, diese drei Rassen nach den physischen Merkmalen als Spielarten eines gemeinsamen Stockes zu betrachten. Die Gallier, die im Jahre 389 vor Chr.

Rom eroberten, entsprechen nach den Beschreibungen genau der Schilderung, die Tacitus von den Germanen giebt: „strahlende blaue Augen, rötliches Haar, hohe Gestalt“; und andrerseits haben die Schädelbefunde aus den Grabstätten der ältesten heroischen Slavenzeiten zum Erstaunen der gesamten gelehrten Welt gezeigt, dass die Slaven aus der Völkerwanderung ebenso ausgesprochene Dolichocephalen (d. h. Langköpfe) und ebenso hochgewachsene Männer waren wie die alten Germanen und wie die Germanen echteren Stammes noch am heutigen Tage.[1]) Ausserdem haben Virchow‘s umfassende Untersuchungen über die Farbe des Haares und der Augen zu dem Ergebnis geführt, dass die Slaven von Haus aus ebenso blond waren (resp. in gewissen Gegenden noch sind) wie die Germanen. Ganz abgesehen also von der nur theoretisch und hypothetisch gewonnenen allgemeinen Vorstellung eines indoeuropäischen Menschen, scheint es, dass wir allen Grund haben, den Begriff des Germanen, wie wir ihn von Tacitus überkommen haben und den wir seither, in Folge rein sprachlicher Erwägungen, immer enger gezogen haben, eher im Gegenteil bedeutend weiter zu ziehen.[2])

---

[1]) Vergl. als Zusammenfassung Ranke: *Der Mensch,* 2. Ausgabe II, 297. Dass es sich etwa bei diesen Gräberfunden lediglich um normännische Waräger handle, ist ausgeschlossen, da die Untersuchungen Material aus den verschiedensten Fundorten umfassen, nicht allein auf russischem, sondern auch auf deutschem Boden.

[2]) Daher stellen unsere Anthropologen den Begriff des *Homo europaeus* (siehe S. 359), in einem viel genaueren Sinne als Linnaeus das Wort gebraucht hatte, auf; doch ist eine derartige Nomenklatur viel zu abstrakt für den Historiker, der darum auch bisher keine Notiz davon genommen hat. Um in weiten Kreisen Verständnis zu wecken, muss man die vorhandene, allbekannte Terminologie benutzen und sie neuen Bedürfnissen anpassen. Dies geschieht hier durch die Erweiterung der Vorstellung „Germane“, welche sich im ganzen ferneren Verlauf des Werkes Schritt für Schritt bewähren wird; erst hierdurch wird die Geschichte der letzten zwei Jahrtausende, sowie namentlich des 19. Jahrhunderts klar. Dass Kelten, Slaven und Germanen von einer einzigen reingezüchteten Menschenart abstammen, darf heute als völlig gesichertes Ergebnis der Anthropologie und Prähistorie betrachtet werden. (vergl. als letzte Zusammenfassung Dr. G. Beck: *Der Urmensch,* Basel 1899, S. 46 fg.).

Der Keltogermane

Sprechen wir zunächst vom Kelten.

Durch vorwiegend philologische Erwägungen dazu verleitet, da die keltischen Sprachen angeblich mit den italischen und griechischen näher als mit den germanischen verwandt sein sollen, sind wir daran gewöhnt worden, das so entscheidende physische Moment und das noch entscheidendere moralische hier zu übersehen.[1]) Wir schlagen den Kelten zu den Gräcoitalern, während er doch offenbar mit ihnen nur entfernt, mit den Germanen dagegen innig nahe verwandt ist. Mag der gänzlich romanisierte Gallier sich tief von seinem Überwinder, dem Burgunder oder Franken, unterschieden haben, jener ursprüngliche Eroberer Roms, ja, auch der spätere, seit Jahrhunderten schon in Norditalien ansässige Gallier, den Florus noch immer als einen „Übermenschen“ schildert (*corpora plus quam humana erant,* II, 4) gleicht offenbar physisch dem Germanen; doch nicht allein physisch, denn auch seine Wanderlust, seine Freude am Krieg, die ihn (wie später die Goten) bis nach Asien in den Dienst jedes Herrn führt, der Ihm die Gelegenheit giebt, sich zu schlagen, seine Vorliebe für Gesang..... das Alles sind wesentliche Züge dieser selben Verwandtschaft, während man verlegen wäre, die italo-griechischen Berührungspunkte nachzuweisen. Mit Kelten vermengt, von Kelten geführt, treten die Germanen im engeren, taciteischen Sinne des Wortes zum ersten Mal in die Weltgeschichte ein;[2])

Dazu kommt noch die historisch bezeugte gegenseitige Durchdringung dieser verschiedenen Stämme. So gelangt z. B. H. d'Arbois de Jubainville, Professor am Collège de France, in seinem Buche *Les Celtes,* 1904, zu dem Ergebnis: *Il y a probablement en Allemagne plus de sang Gaulois qu'en France.*

[1]) Schleicher z. B. vereint in seinem berühmten, überall nachgedruckten Stammbaum der indogermanischen Sprachen (vergl. *Die deutsche Sprache,* 1861, S. 82) die „italo-keltischen Sprachen“ zu einer Gruppe, die sich schon in unvordenklichen Zeiten von der „nordeuropäischen Grundsprache“ getrennt hätte; auch solche abweichende Auffassungen wie die bekannte „Wellentheorie“ Johannes Schmidt's fahren fort, den Kelten so darzustellen, als stünde er von allen Indoeuropäern dem Germanen am fernsten.

[2]) Bei dem Zug der Kimbern und Teutonen, 114 Jahre vor Christus.

das Wort „Germane“ ist ein keltisches. Begegnen wir nicht heute noch jenen hohen Gestalten mit blauen Augen und rötlichem Haar in Nordwestschottland, in Wales u. s. w., und sind sie nicht einem Teutonen ähnlicher als einem Südeuropäer? Sehen wir nicht heute noch die Bretonen als tollkühne Seefahrer den alten Normannen es gleichthun? Wie aber dieses wilde kelto-germanische Gemüt vielerorten nach und nach durch die Berührung mit römischer Civilisation verweiblicht *(effeminatum)* wurde, hat kein Geringerer als Julius Caesar im ersten Absatz des ersten Buches seines Gallischen Krieges gemeldet.[1])

Noch auffallender und für meine These noch entscheidender ist die Verwandtschaft der tieferen geistigen Anlagen zwischen Kelten und Germanen, welche uns aus der Geschichte entgegenleuchtet, die Verwandtschaft jener feinen Züge, welche Individualität ausmachen. Glaubt man denn — um gleich sehr tief zu greifen — es sei Zufall, dass Paulus seine Epistel von der Erlösung durch den G l a u b e n, von dem Evangelium der F r e i h e i t (im Gegensatz zum „knechtischen Joch“ des kirchlichen Gesetzes), von der Bedeutung der Religion als nicht in Werken liegend, sondern in der W i e d e r g e b u r t „zu einer neuen Kreatur“, glaubt man, es sei Zufall, dass gerade diese Schrift an die Galater, an jene fast rein keltisch gebliebenen „gallischen Griechen“ Kleinasiens, gerichtet ist, diese Schrift, in welcher man einen Martin Luther zu leicht zu bethörenden, doch für das Verständnis tiefster Mysterien unvergleichlich begabten Deutschen reden zu hören meint?[2]) Ich für mein Teil glaube nicht, dass bei

---

[1]) Über die physische Identität zwischen Kelten und Germanen hat vor kurzem Professor Gabriel de Mortillet so umfassendes Material zusammengetragen, und zwar sowohl anthropologisches als auch die Zeugnisse der altrömischen Schriftsteller, dass ich mich begnügen kann, auf seine *Formation de la nation française,* 1897 (S. 114 fg.) zu verweisen. Sein Schlusswort lautet: *„La caractéristique des deux groupes est donc exactement la même et s‘applique aussi bien au groupe qui a reçu le nom de Gaulois* (mit Kelten synonym, siehe S. 92) *qu‘au groupe qui depuis les invasions des Cimbres a pris le nom de Germains“.*

[2]) Dass Galatien „eine keltische Insel inmitten der Fluten der

derlei Dingen für Zufall Raum sei; ich glaube es hier um so weniger, weil ich sehe, welch' andere Sprache der selbe Mann führt, welch' endlose Umwege er wandelt, sobald er die gleichen Wahrheiten einer Gemeinde von Juden und von Kindern des Völkerchaos nahelegen will, wie in der *Epistel an die Römer.* Doch ruht unser Urteil nicht allein auf so hypothetischer Grundlage, auch nicht allein auf der Verwandtschaft zwischen altkeltischer und altgermanischer mythischer Religion, sondern auf der Beobachtung der Verwandtschaft zwischen den geistigen Anlagen überhaupt, für welche die gesamte Kulturgeschichte Europas bis zum heutigen Tag den Beweis liefert — überall dort liefert, wo der Kelte noch reines keltisches Blut bewahrt. So sehen wir z. B. aus den unverfälscht keltischen Teilen Irlands in früher Zeit (während des halben Jahrtausends, das von dem Kelten Scotus Erigena bis zu dem Kelten Duns Scotus führt) philosophisch hochbeanlagte Theologen hervorgehen, deren unabhängige Geistesrichtung und kühner Forschungsdrang ihnen Verfolgung seitens der römischen Kirche zuzieht; Im Herzen der Bretagne wird jener bahnbrechende Geist Petrus Abaielardus geboren, und — das merke man wohl — was ihn gleichwie jene auszeichnet, ist durchaus nicht allein das selbständige, nach Freiheit dürstende Denken, sondern vor allem der heilige Ernst seines Lebens, eine durchaus „germanische" Eigenschaft. Diese kraftstrotzenden keltischen Geister aus früheren Jahrhunderten sind nicht bloss frei, auch nicht bloss fromm, ebensowenig wie der heutige bretonische Seefahrer, sondern sie sind zugleich fromm u n d frei, und gerade hierdurch wird das spezifisch „Germanische" ausgesprochen, wie wir es von Karl dem Grossen und König Alfred bis zu Cromwell und Königin Luise, von den kühnen antirömischen Troubadours und den politisch so unabhängigen Minnesängern bis zu Schiller und Richard Wagner beobachten. Und sehen wir z. B. den soeben genannten Abälard aus tiefer

Ostvölker" war, in welcher sogar die keltische Sprache sich jahrhundertelang als Umgangssprache behauptete, bezeugt Mommsen: *Römische Geschichte,* 3. Auflage, V, 311 fg.

religiöser Überzeugung gegen den Sündenablass um Geld ankämpfen *(Theologia christiana),* zu gleicher Zeit die Hellenen in jeder Beziehung weit über die Juden stellen, die Moral ihrer Philosophen als der jüdischen Gesetzesheiligkeit überlegen, Plato‘s Weltanschauung für erhabener als die des Moses erklären, ja, sehen wir ihn sogar *(Dialogus inter philosophum, Judaeum et Christianum)* die Anerkennung der transscendentalen Idealität der räumlichen Vorstellung dem religiösen Denken zu Grunde legen, so dass nicht durch den Eintritt in einen empirischen Himmel, sondern einzig durch eine innere Umkehr des Gemütes der Mensch unmittelbar vor Gottes Angesicht stehe: müssen wir da nicht erkennen, diese Intelligenz sei nicht allein eine charakteristisch indoeuropäische im Gegensatz zu einer semitischen und zu einer spätrömischen, sondern hier bekunde sich eine Individualität, die in jedem einzelnen jener *plis de la pensée* (von denen ich im vorigen Kapitel sprach) die spezifisch g e r m a n i s c h e Eigenart verrät? Ich sage nicht „deutsche“ Eigenart, sondern germanische, ich rede auch nicht von heute, wo die Differentiation zu der Ausbildung äusserlich sehr scharf unterschiedener nationaler Charaktere geführt hat, sondern von einem Manne, der vor bald tausend Jahren lebte; und ich behaupte, dieser Bretone hätte recht gut, was die gesamte Richtung seines Denkens und Fühlens anbetrifft, im Herzen Germaniens geboren sein können. Ein typischer Kelte in der düsteren Leidenschaftlichkeit seines Wesens, ein neuer Tristan in seinem Liebesleben, ist er doch Fleisch von unserem Fleisch und Blut von unserem teutonischen Blut; er ist ein Germane. Ebenso Germane wie jene sogenannt „kerndeutsche“ Bevölkerung Schwabens und des Schwarzwaldes, der Heimat Schiller‘s, Mozart‘s und vieler anderer grössten „Deutschen“, welche ihren besonderen Charakter und ihre ungewöhnliche poetische Veranlagung ohne Zweifel der starken Beimischung keltischen Blutes verdankt.[1]) Diesen selben Geist Abälard‘s erkennen wir überall am Werke, wo Kelten nach-

---

[1]) Wilhelm Henke: *Der Typus des germanischen Menschen* (Tübingen, 1895). Ähnlich Treitschke: *Politik,* I, 279.

weisbar in grossen Zahlen vorhanden waren, wie in der Heimat der unglücklichen Albigenser im Süden Frankreichs, oder es noch sind, wie in dem Geburtsland der Methodisten, Wales. Ja, wir erkennen ihn auch in der angeblich stockkatholischen Bretagne, denn Katholizismus und Protestantismus sind zunächst blosse Worte; die Religiosität der Bretonen ist echt, in Wahrheit aber ihrer Farbe nach eher „heidnisch“ als christlich; hier lebt uralte Volksreligion unter katholischer Maske fort; ausserdem, wer erblickte nicht in der unentwurzelbaren Königstreue dieses Volkes einen ebenso gemeingermanischen Zug wie in der Kriegslust und Fahnentreue der Iren, die politisch gegen England schüren, zugleich aber drei Viertel der englischen Armee freiwillig stellen und für den fremden König, den sie zu Hause bekämpfen, in fernen Ländern sterben? — Am auffallendsten tritt jedoch ohne Frage die Zusammengehörigkeit zwischen Kelten und Germanen (im engeren Sinne des Wortes) in ihrer Dichtung zu Tage. Von Beginn an sind fränkische, deutsche und englische Dichtung mit echt keltischer innig verwoben, nicht etwa, als besässen jene nicht ebenfalls eigene Motive, sie nehmen aber die keltischen als urverwandte auf, denen ein gewisser Anstrich des Fremden, des nicht völlig Verstandenen, weil halb Vergessenen, eher erhöhten Reiz und kostbare Würze verleiht. Die keltische Poesie ist eine unvergleichlich tiefsinnige, an symbolischer Bedeutung unerschöpflich reiche, sie war offenbar an ihrem fernsten Ursprung mit der Seele unserer germanischen Dichtung, der Musik, innig verwoben. Wenn wir unter den Schöpfungen Musterung halten, welche bei dem Wiedererwachen des poetischen Triebes, an der Wende des 12. und 13. Jahrhunderts, in allen germanischen Ländern, vor allem aber im Frankenland ins Leben traten, wenn wir auf der einen Seite die *Geste de Charlemagne,* das *Rolandslied,* die *Berte aus grans piès, Ogier le Danois* u. s. w. betrachten, alles selbständige Versuche fränkischer Schaffenskraft, und auf der anderen Seite keltische Poesie wiederaufleben sehen in den Sagen von der *Queste du Graal,* von *Artus‘ Tafelrunde,* von *Tristan und Isolde,* von *Parzival* u. s. w., so können wir keinen Augenblick in Zweifel sein, wo die tiefere, reichere, echtere,

poetisch unerschöpfliche Gestaltungs- und Bedeutungsfülle zu finden ist. Und dabei war diese keltische Poesie des 13. Jahrhunderts im Nachteil, da sie nicht in ihrer eigenen Gestalt auftrat, sondern der Flügel des Gesanges beraubt, zum Roman breitgetreten, mit ritterlichen, römischen und christlichen Anschauungen verquickt, ihr echter, dichterischer Kern fast ebenso durch fremdes Beiwerk zugeschüttet wie die nordischen Mythen im deutschen Nibelungenliede. Je weiter wir zurückgreifen können, um so deutlicher erkennen wir — bei allem individuell Trennenden — die innige Verwandtschaft zwischen urkeltischer und urgermanischer dichterischer Anlage; von Stufe zu Stufe geht nach abwärts zu etwas verloren, so dass z. B., trotzdem Gottfried von Strassburg‘s *Tristan* als vollendetes Dichterwerk die französischen Bearbeitungen des selben Stoffes unfraglich übertrifft, doch mehrere der tiefsten und feinsten Züge, welche dieser unvergleichlichen, poetisch-mythisch-symbolischen Sage zu Grunde liegen, bei ihm fehlen, während der altfranzösische Roman sie besitzt und Chrestien de Troyes sie mindestens noch angedeutet hatte; das Gleiche gilt für Wolfram‘s *Parzival*[1]) Am überzeugendsten und ergreifendsten offenbart sich uns jedoch diese Verwandtschaft, wenn wir gewahr werden, dass in Wahrheit einzig deutsche Musik im Stande war, sowohl die urkeltische wie die urgermanische Poesie in ihrer ursprünglichen Absicht und Bedeutung zu neuem Leben zu erwecken; das lehrten uns die künstlerischen Grossthaten des 19. Jahrhunderts und deckten damit zugleich die innige Zusammengehörigkeit jener beiden Bronnen auf.

Der Slavogermane

Über den echten Slaven lässt sich weniger berichten, da wir verlegen sind, wo wir ihn suchen sollen, und zunächst nur das Eine sicher wissen, dass hier eine Verschiebung des Begriffes stattgefunden hat, in Folge deren das, was man heute für besonders charakteristisch „slavisch“ hält — wie z. B. gedrungene Gestalt, runde Köpfe, hohe Backenknochen, dunkles Haar — ge-

---

[1]) An diesem Orte habe ich mir gestattet, das Ergebnis eigener Studien zu verwerten (vergl. *Notes sur Parsifal* und *Notes sur Tristan* in der *Revue Wagnérienne,* Jahrgang 1886 und 1887).

wiss nicht Merkmale des Slaven waren, als dieser in die europäische Geschichte eintrat. Noch heute übrigens ist der blonde Typus im Norden und Osten des europäischen Russland vorherrschend, und auch der Pole unterscheidet sich von den südlichen Slaven durch die Hautfarbe (Virchow). In Bosnien fällt die ungewöhnliche Grösse der Männer, sowie die Häufigkeit des blonden Haares auf; den sogenannten slavischen, ins Mongolische hinüberspielenden Typus habe ich bei einer mehrmonatlichen Reise quer durch dieses Land nicht ein einziges Mal angetroffen, ebensowenig das charakteristische „Kartoffelgesicht“ des tschechischen Bauern; dasselbe gilt von dem herrlichen Stamm der Montenegriner.[1]) Trotz des allgemein verbreiteten Vorurteils giebt es also, wie man sieht, noch jetzt physische Anzeichen genug, dass der Germane, als er in die Weltgeschichte eintrat, ausser seinem älteren Bruder im Westen, einen jüngeren, ihm gar nicht so unähnlichen, im Osten besass. Sehr verwickelt und schwierig wird jedoch die Entwirrung des ursprünglich Slavischen durch die offenbare Thatsache, dass dieser Zweig der germanischen Familie sehr früh von anderen Menschenstämmen fast ganz verzehrt wurde, viel früher und gründlicher und auch rätselhafter als die Kelten; doch sollte uns das nicht abhalten, die verwandtschaftlichen Züge zu erkennen und anzuerkennen, sowie auch den Versuch zu unternehmen, sie aus jener fremden Masse auszuscheiden.

Dazu verhilft hier wiederum vor allem ein Eingreifen in die Tiefen der Seele. Wenn ich nach der einzigen slavischen Sprache,

---

[1]) Dagegen hat die Gestalt des Schädels eine progressive Veränderung erfahren: bei den heutigen Einwohnern Bosniens findet man nicht ganz 1½ Prozent Langköpfe, dagegen 84 Prozent ausgesprochene Rundköpfe, während die ältesten Gräber 29 Prozent Langköpfe und nur 34 Prozent Rundköpfe zeigen, und Gräber aus dem Mittelalter noch 21 Prozent Langköpfe aufweisen (siehe Weisbach: *Altbosnische Schädel,* in den *Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien,* 1897). Interessant ist die Bemerkung, dass die Gesichtsbildung, trotz dieser Schädeländerung, doch „leptoprosop“, d. h. länglich geblieben ist.

von welcher ich eine geringe Kenntnis besitze, der serbischen, urteilen darf, so möchte ich glauben, dass auch hier eine tiefgewurzelte Familienähnlichkeit mit den Kelten und Germanen in der poetischen Anlage nachgewiesen werden könnte. Der Heldencyklus, der jetzt an die grosse Schlacht auf dem Kossovopolje (1383) anschliesst, doch zweifelsohne in seinen poetischen Motiven viel weiter zurückreicht, erinnert durch die bekundete G e s i n n u n g — die Treue bis in den Tod, den Heldenmut, die Heldenweiber, sowie die hohe Achtung, welche diese geniessen, die Geringschätzung aller Güter im Vergleich zur persönlichen Ehre — an keltische und an germanische lyrische und epische Poesie. Ich lese in Litteraturgeschichten, derlei Poesien und solche Heldengestalten wie Marco Kraljevich seien aller Volksdichtung gemeinsam: das ist aber nicht wahr und kann nur einem durch Überfülle der Gelehrsamkeit für die Feinheiten der Individualität Blindgewordenen so erscheinen. Rama ist ein wesentlich anders gearteter Held als Achilles und dieser wiederum anders als Siegfried, während dagegen der keltische Tristan in vielen Zügen die unmittelbare Verwandtschaft mit dem deutschen Siegfried verrät, und zwar nicht allein in den Äusserlichkeiten des Ritterromanes (Drachenkampf u. s. w.), die teilweise spätere Zuthat sein mögen, sondern vielmehr in jenen ältesten, volkstümlichsten Gestaltungen, wo Tristan noch ein Hirt ist und Siegfried noch nicht ein Held am burgundischen Hofe: hier gerade sehen wir klar, dass ausser der ungeheuren Kraft, ausser dem Zauber der Unüberwindlichkeit und mehr dergleichen allgemeinsamen Heldenattributen b e s t i m m t e I d e a l e der Dichtung zu Grunde liegen; und in diesen, nicht in jenen, spiegelt sich die Eigenart einer Volksseele ab. So hier z. B. bei Tristan und bei Siegfried: die Treue als Grundlage des Ehrbegriffes, die Bedeutung der Jungfräulichkeit, der Sieg im Untergang (mit anderen Worten, die Verlegung des eigentlichen Heldentumes in den inneren Vorgang, nicht in den äusseren Erfolg). Derlei Züge unterscheiden einen Siegfried, einen Tristan, einen Parzival nicht allein von einem semitischen Simson, dessen Heldenkraft in den Haaren liegt, sondern ebenfalls von dem stammverwandten Achilles: den Grie-

chen ist die Reinheit fremd, die Treue kein Prinzip der Ehre, sondern nur der Liebe (Patroklos), der Held trotzt dem Tode, er überwindet ihn nicht, wie wir das von jenen sagen können. Gerade solche Züge echter Verwandtschaft finde ich in der serbischen Poesie, trotz aller Abweichungen der Form. Schon dass ihr Heldencyklus sich um eine grosse Niederlage, nämlich um die für sie vernichtende Schlacht bei Kossovo, nicht um einen Sieg bildet, ist von grosser Bedeutung; denn die Serben haben Siege genug errungen und waren unter Stephan Duschan ein mächtiger Staat gewesen; hier liegt also ohne Frage eine besondere Anlage vor, und wir dürfen mit Sicherheit schliessen, dass die reiche Fülle poetischer Motive, welche alle auf Untergang, auf Tod, auf ewige Trennung der Liebenden gehen, nicht erst nach jener unglückseligen Schlacht, nicht erst unter dem verdummenden Regiment des Mohammedanismus entstand, sondern ein uraltes Erbstück ist, genau so wie der Nibelungen N o t, „aller Leid Ende“, und nicht der Nibelungen Glück das deutsche Erbe war, und genau so wie keltische und fränkische Dichter hundert berühmte Sieger bei Seite liessen, um sich des obskuren b e s i e g t e n Roland zu bemächtigen und an ihm uralte poetische Momente in halbhistorischer Verjüngung wieder aufleben zu lassen. Solche Dinge sind entscheidend. Und ebenso entscheidend ist die besondere Art, wie das Weib bei den Serben geschildert wird, so zart, mutig und keusch, auch die hervorragend grosse Rolle, welche die Dichtungen ihr zuweisen. Hingegen kann nur ein Fachgelehrter entscheiden, ob die beiden Raben, die am Ende der Schlacht bei Kossovo auffliegen, um dem serbischen Volke seinen Untergang zu künden, mit Wodan‘s Raben verwandt sind, oder ob hier ein allgemeines indo-germanisches Motiv vorliegt, ein Überbleibsel der Naturmythen, eine Entlehnung, ein Zufall. Und so in Bezug auf tausend Einzelheiten. Zum Glück liegt aber hier wie überall das wirklich Entscheidende jedem unbefangenen Auge offen. — In der russischen Poesie findet man, wie es scheint, wenig mehr aus alter Zeit, ausser Sagen, Märchen und Liedern; doch auch hier zeigt die Melancholie einerseits und andrerseits das innige Verhältnis zur Natur,

namentlich zur Tierwelt (Bodenstedt: *Poetische Ukraine*) Züge, die unverkennbare germanische Eigenart bekunden.

Es ist nicht meine Absicht, diese Untersuchung noch weiter auszudehnen, der Raum, sowie mein Zweck verbieten es; die Kritik möge die Wahrheit dessen nachweisen, was untrügliches Gefühl jedem poetisch Empfindenden offenbaren wird, das ist ihr Amt. Dagegen muss ich jener zweiten Kundgebung innersten Seelenwesens noch erwähnen, durch welche das germanische Element im Slaven deutlich hervortritt: ich meine die R e l i g i o n.

Wohin wir blicken, sehen wir Ernst und Unabhängigkeit in religiösen Dingen die Slaven auszeichnen, namentlich in alter Zeit. Ein hervorstechender Zug dieser Religiosität ist ihr Durchdrungensein von vaterländischen Gefühlen. Schon im 9. Jahrhundert, noch ehe das Schisma zwischen Ost und West unwiderruflich geworden war, sehen wir die Bulgaren behufs dogmatischer Fragen mit Rom und mit Konstantinopel gleich freundlich verkehren; was sie fordern, ist einzig die Anerkennung ihrer kirchlichen Unabhängigkeit: Rom verweigert dies, Byzanz giebt es zu; und so entsteht in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts die e r s t e ihrer Verfassung nach unabhängige christliche Kirche.[1]) Die ungeheure Wichtigkeit eines derartigen Vorganges dürfte Jedem sofort ersichtlich sein. Michael von Bulgarien war es durchaus nicht um Glaubensdifferenzen zu thun; er war Christ und bereit, Alles zu glauben, was die Priester als christliche Wahrheit verkündeten; für ihn handelte es sich lediglich um eine Verfassungsfrage: seine bulgarische Kirche wollte er von einem eigenen bulgarischen Patriarchen in vollkommener Unabhängigkeit verwaltet wissen, kein Kirchenoberhaupt in Rom oder Byzanz sollte sich darein mischen. Was Manchem eine bloss administrative Frage dünken möchte, ist in Wahrheit die Erhebung des germanischen Geistes der freien Individualität gegen die letzte Verkörperung des aus dem Völkerchaos geborenen und die politischen Interessen des antinationalen, antiindividuellen, nivellierenden Prinzips vertretenden Imperiums. Dies ist nicht der Augen-

---

[1]) Vergl. Hergenröther: *Photius* II, 614.

blick, um näher auf diesen Gegenstand einzugehen, das kann erst in den zwei folgenden Kapiteln geschehen; doch wenn man dem selben Vorgang aller Orten unter den Slaven begegnet, so wird man seine symptomatische Bedeutung für die Beurteilung ihres ursprünglichen Charakters nicht leugnen können. Kaum waren z. B. die Serben zu einem Reich konstituiert, so schufen sie sich eine autonome Kirche, und der grosse Zar Stephan Duschan verteidigte seinen Patriarchen gegen die oberherrlichen Prätentionen der byzantinischen Kirche und erzwang seine rechtliche Anerkennung. Auch hier keine Glaubenssache; denn damals (Mitte des 14. Jahrhunderts) war das Schisma zwischen Rom und Konstantinopel eine längst vollendete Thatsache, und die Serben waren schon, wie noch heute, fanatische Griechisch-Orthodoxe; doch wie die Bulgaren die Einmengung Roms, so wiesen die Serben die Einmengung Konstantinopels zurück. Das Prinzip ist das selbe: die Wahrung der Nationalität. Die russische Kirche hat sich allerdings viel langsamer, sogar erst lange nach der Zerstörung des byzantinischen Reiches freigemacht; doch kann gerade Russland nur in einem sehr bedingten, ungermanischen Sinne ein slavisches Land geheissen werden, und heute besitzt es ja doch, neben England, allein von alten grösseren Nationen Europas eine durchaus nationale, autokephale Kirche. Besonders auffallend ist ferner in dieser Beziehung die Thatsache, dass unter allen Christen einzig die Slaven (mit Ausnahme der dem deutschen Einfluss unterlegenen Tschechen) niemals den Gottesdienst in einer anderen als Ihrer heimatlichen Sprache geduldet haben! Schon die grossen „Slavenapostel“ Cyrillus und Methodius hatten ihre Not hiermit; von den deutschen Prälaten, die an den „drei heiligen Sprachen“ (griechisch, lateinisch, hebräisch) festhielten, verfolgt, dem römischen Papste als Ketzer denunziert, wussten sie dennoch diesen Punkt als ein besonderes Recht durchzusetzen: auch die streng römisch-katholischen Slaven hatten alle ihre slavische Messe, und noch in den letzten Jahrzehnten des 19. Säculums gelang es Rom nicht, den Dalmatinern dieses Vorrecht zu entreissen. — Das Alles bildet jedoch nur die eine Seite slavischer Religiosität, die äussere (wenn auch

nicht äusserliche); die andere ist noch auffallender. Auch in Russland, dort, wo die Bevölkerung den grössten echtslavischen Prozentsatz aufweist (in Kleinrussland nämlich, in der vorhin genannten Heimat der schönsten Dichtungen), bekundet sich noch heute durch die unaufhörliche Sektenbildung ein ähnliches intensives, inneres Religionsleben wie in Württemberg und in Skandinavien. Die Verwandtschaft ist auffallend. Dagegen existiert in den sog. „lateinischen“ Ländern auch nicht eine Spur davon. In solchen Dingen spiegelt sich die innerste Seelenbeschaffenheit. Und auch hier handelt es sich um eine dauernde Eigenschaft, welche trotz aller Blutmischungen in allen Jahrhunderten sich kundthat. Schon die ungeheure Mühe, die es kostete, die Slaven zum Christentum zu bekehren, bezeugt ihre tiefe Religiosität: Italer und Gallier hat man am leichtesten, Sachsen schon nur mit dem Schwert, die Slaven erst im Laufe langer Zeiten und durch furchtbare Grausamkeiten von dem Glauben ihrer Väter abgebracht.[1]) Die berüchtigten Heidenhetzen dauerten ja bis an das Jahrhundert von Gutenberg. Besonders bezeichnend ist hier wieder das Verhalten jener sehr echten, physisch noch heute wenig verfälschten Slaven in Bosnien und der Herzegowina. Früh schon nahm der führende Teil der Nation die Lehren Bogumil‘s an (denen der Katharer oder Patarener verwandt), d. h. sie verwarfen alles Jüdische im Christentum und behielten neben dem Neuen Testament einzig die Propheten und die Psalmen, sie erkannten auch keine Sakramente und vor Allem keinerlei Priesterherrschaft an. Zu gleicher Zeit von zwei Seiten unaufhörlich bekämpft und bedrückt und zertreten — von den orthodoxen Serben und von den stets jedem Wink des römischen Papstes gehorsamen Ungarn — die blutigen Opfer also eines ununterbrochenen zwiefachen Kreuzzuges, hielt dieses kleine Volk an seinem Glauben durch Jahrhunderte fest; die Gräber seiner

[1]) Wie schwer es wurde, die Wenden und die Polen zum Christentum zu bekehren, kann man im ersten Abschnitt des sechsten Bandes von Neander‘s *Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche* lesen.

bogumilischen Helden zieren noch heute die Bergesspitzen, wohin die Leichen, der zu befürchtenden Schändung wegen, hinaufgetragen wurden. Erst der Mohammedaner hat durch erzwungene Bekehrungen mit dieser Sekte aufgeräumt. Der selbe Geist, der hier auf einem abgelegenen Fleck Erde ein mutiges, doch unwissendes Volk belebte, trug an anderen Orten reichere Früchte, wobei der slavische Zweig sich ebenso hervorthat wie die anderen aus der germanischen Verwandtschaft.

Die Reformation

Das wichtigste geschichtliche Ereignis unserer neunzehn Jahrhunderte ist ohne Frage die sogenannte „Reformation"; ihr liegt ein doppeltes Prinzip zu Grunde, ein nationales und ein religiöses: beiden gemeinsam ist die Lossagung vom fremden Joch, das Abschütteln jener „toten Hand" des längst gestorbenen römischen Imperiums, welches nicht allein über Güter und Gelder, sondern über Denken und Fühlen und Glauben und Hoffen der Menschen sich ausbreitete. Nirgends bewährt sich die organische Einheit des Slavokeltogermanentums überzeugender als in dieser instinktiven Auflehnung gegen Rom. Um diese Bewegung vom Standpunkt der Völkerpsychologie aus zu begreifen, darf man zunächst keinerlei dogmatischen Glaubensstreitigkeiten Aufmerksamkeit schenken; nicht was man über die Natur des Abendmahls für wahr hält, ist entscheidend, sondern es stehen sich hier lediglich zwei sich direkt widersprechende Prinzipien gegenüber: F r e i h e i t und U n f r e i h e i t. Der grösste Reformator fährt, nachdem er ausgeführt hat, es handle sich für ihn nicht um politische Rechte, fort: „aber im Geist und Gewissen sind wir die Allerfreiesten von aller Knechtschaft: da glauben wir Niemand, da vertrauen wir Niemand, da fürchten wir Niemand, ohne allein Christum." Das bedeutet aber eine Lossagung zugleich des Individuums und der Nation. Und wenn wir so gelernt haben, die „Reformation" nicht als eine rein kirchliche Angelegenheit, sondern als eine Empörung des ganzen Wesens gegen Fremdherrschaft, als eine Empörung der germanischen Seele gegen ungermanische Seelentyrannei zu erkennen, so werden wir zugeben müssen, dass die „Reform" begann, sobald Germanen durch Bildung und Musse zum Bewusstsein erwacht waren, und dass

sie noch heute fortfährt.[1]) Scotus Erigena (im 9. Jahrhundert) ist ein Reformator, da er sich weigert, sich den Befehlen Roms zu fügen, und lieber durch den Dolch der Mörder stirbt, als dass er ein Jota seiner „Geistes- und Gewissensfreiheit“ aufgäbe; Abälard ist im 11. Jahrhundert ein Reformator, da er bei aller Rechtgläubigkeit sich die Freiheit seiner religiösen Vorstellungen nicht rauben lässt und ausserdem die Verwaltung der römischen Kirche, den Sündenablass u. s. w. angreift; ebenso sind aber solche Leuchten der katholischen Kirche wie Döllinger und Reusch im 19. Jahrhundert Reformatoren; keine einzige dogmatische Frage schied sie von Rom, ausser der einen: Freiheit. In dieser folgenschweren Bewegung thaten sich nun, neben den Germanen im engeren Sinne des Wortes, nicht allein die Kelten hervor, sondern ebenfalls die Slaven. Was ich im letzten Absatz meldete: wie sie die fremde Einmengung in ihre Kirchenverwaltung abwiesen, und wie sie ihre Muttersprache als ihr heiligstes Erbgut hochhielten, gehört ja schon hierher, beides ist die Verleugnung der notwendigen Prinzipien Roms. Doch diese Bestrebungen hatten tiefere Wurzeln; im innersten Herzen handelte es sich um Religion, nicht lediglich um Nation. Und sobald die Reformation festen Fuss gefasst hatte — was zuerst im fernen England geschah — da strömten die slavischen Katholiken nach Oxford hin, angezogen durch eine offenbare Blutsverwandtschaft der heiligsten Gefühle. Ganz gewiss wäre die Reformation ohne den einen einzigen Martin Luther nicht das geworden, was sie geworden ist — unsere modernsten Historiker mögen sagen, was sie wollen, die Natur kennt keine grössere Kraft als die eines gewaltig grossen Mannes — doch der Boden, auf dem dieser deutsche Mann zu voller Kraft aufwachsen konnte, die Umgebung, in der er die belebende Luft zu seinem Kampfe fand, sie waren in allererster Reihe das Werk Böhmens und Englands.[2]) Schon hundert

---

[1]) Der Anthropolog Lapouge sagt in seiner rein naturwissenschaftlichen Definition, des *Homo europaeus: „en religion il est protestant.“* Siehe *Dépopulation de la France,* p. 79.

[2]) Luther schreibt denn auch an Spalatin (Februar 1520):

Jahre vor Luthers Geburt war In England jeder dritte Mann ein Antipapist[1]) und war Wyclif's Übersetzung der Bibel im ganzen Lande verbreitet. Böhmen blieb nicht zurück; bereits im 13. Jahrhundert wurde das Neue Testament in tschechischer Sprache gelesen, und zu Beginn des 15. Jahrhunderts revidierte Hus die vollständige Bibel in der Volkssprache. Doch die lebendigste Anregung war von Wyclif ausgegangen; er erst öffnete den Slaven die Augen für die evangelische Wahrheit, so dass Hieronymus von Prag von ihm sagen durfte: „Bisher hat man die Schale gehabt, erst Wyclif hat den Kern aufgedeckt.“[2]) Man macht sich ein durchaus falsches Bild von der slavischen Reformationsbewegung, wenn man sein Augenmerk vornehmlich auf Hus und die hussitischen Kriege wirft; das Vorwalten der politischen Kombinationen, sowie des Hasses zwischen Tschechen und Deutschen, verwirrte von da an die Gemüter und verdunkelte das reine Streben welches vorerst so hell geglänzt hatte. Schon hundert Jahre vor Hus lebte jener Mili?, der, selber ein rechtgläubiger Katholik und allen Grübeleien über Dogmatik in Folge seines auf praktische Seelsorge gerichteten Sinnes überhaupt abhold, den Ausdruck A n t i c h r i s t für die römische Kirche erfand; im Kerker zu Rom schrieb er seinen Traktat *De Antichristo,* worin er ausführt, der Antichrist werde nicht erst in Zukunft kommen, er sei schon da, er häufe „geistliche“ Reichtümer, er kaufe Präbenden, er verkaufe Sakramente. Von Mathias von Janow wird dieser Gedanke dann weiter ausgeführt und die eigentliche theologische Reformation angebahnt; freilich eifert er für die eine heilige Kirche, diese müsse aber von Grund aus gereinigt und neu aufgerichtet werden: „Es bleibt uns nun allein noch übrig, die R e f o r m a t i o n durch die Zerstörung des Antichrist selbst zu wünschen; erheben wir unsere Häupter, denn

---

„Vide monstra, quaeso, in quae venimus sine duce et doctore Bohemico.“

[1]) Fremantle: *John Wyclif* in dem Band *Prophets of the Christian Faith,* p. 106.

[2]) Neander: IX, 314.

schon ist die Erlösung nahe!“ (1389.) Auf ihn folgen Stanislaus von Znaim, welcher die 45 Sätze Wyclif‘s vor der Universität Prags verteidigt, Hus, der das „Apostolische“ vom „Päpstlichen“ scharf scheidet und erklärt, dem ersteren werde er gehorchen, dem Päpstlichen jedoch nur, insofern es mit dem Apostolischen übereinstimme, Nikolaus von Welenowic, der die Stellung der Priester als privilegierter Heilsvermittler leugnet, Hieronymus, jener herrliche Ritter und Märtyrer, der selbst einem Gleichgültigen, dem mehr um hellenische Litteratur als um Christentum besorgten, hauptsächlich als Sammler und Herausgeber obscöner Anekdoten berühmten Poggio, päpstlichem Sekretär, die Worte entriss: „O welcher Mann, der ewiges Andenken verdient!“ Und viele Andere. Man sieht, hier liegt nicht die That eines einzelnen, vielleicht erratischen Geistes vor; es spricht im Gegenteil eine Volksseele, Alles wenigstens, was in dieser Volksseele echt und edel war. Wie es diesem edlen Teil erging, wie er von der Erdoberfläche vertilgt wurde, ist bekannt. Der Papst und die römischen Bischöfe hatten das internationale Söldnerheer bezahlt, von dem er den Todesstoss am Weissen Berge empfing.[1]) Es handelt sich auch nicht etwa um eine tschechische Idiosynkrasie; die anderen katholischen Slaven verhielten sich genau ebenso. So z. B. wurden auf der ersten polnischen Druckpresse die Kirchenlieder Wyclif‘s gedruckt; auf das Tridentiner Konzil entsandte Polen so ausgesprochen protestantisch gesinnte Bischöfe, dass der Papst sie beim König als unbedingte Häretiker verklagte. Doch der polnische Reichstag liess sich auch hierdurch nicht einschüchtern: er forderte vom König eine vollkommene Reorganisation der polnischen Kirche unter e i n z i g e r Z u g r u n d e l e g u n g d e r h e i l i g e n S c h r i f t e n. Zugleich forderte er — *mirabile dictu!* — die „Gleichberechtigung aller Sekten“. Der Adel Polens und die gesamte geistige Aristokratie waren Protestanten. Doch die bald eingetretenen politischen Wirrnisse benutzten die Jesuiten, von Österreich und Frankreich unterstützt, um festen Fuss im Lande zu fassen; „blutig und schnell“, wie

---

[1]) Döllinger: *Das Haus Wittelsbach.* Akad. Vorträge I, 38.

Canisius es verlangt hatte, ging es freilich nicht, doch immer härter wurden die Protestanten verfolgt, zuletzt verbannt; mit der Religion sank auch die polnische Nation dahin.[1])

Da diese Dinge nicht einem Jeden gegenwärtig sind, habe ich mit einiger Ausführlichkeit darauf Nachdruck legen müssen, genügend, hoffe ich, um der Überzeugung von einer ursprünglichen, innigen Verwandtschaft zwischen dem echten Germanen, dem echten Kelten und dem echten Slaven Bahn zu brechen. Hier

---

[1]) Man lese das höchst interessante Werk des Grafen Valerian Krasinski: *Geschichte des Ursprungs, Fortschritts und Verfalls der Reformation in Polen,* Leipzig, 1841. Nirgends vielleicht findet man ein so vollständiges, reiches, überzeugendes, abgerundetes Material wie in Polen, um zu sehen, wie religiöse Unduldsamkeit und namentlich der Einfluss der Jesuiten ein blühendes Land, auf jedem geistigen und industriellen Gebiet einer glänzenden Zukunft entgegenreifend, vollständig zu Grunde richtet. Wie die Polen schon lange vor Luther zu Rom standen, geht am besten aus der Rede hervor, die Johann Ostrorog in der Ständeversammlung des Jahres 1459 hielt, in welcher er u. a. ausführte: „Es ist nichts dagegen einzuwenden, dieses Königreich dem Papste als ein katholisches Land zu empfehlen, es ziemt sich aber nicht, ihm einen unbeschränkten Gehorsam zu verheissen. Der König von Polen ist niemand unterworfen, und nur Gott steht über ihm; er ist nicht Roms Unterthan — — u. s w.“; dann geisselt der Redner die schamlose Simonie des päpstlichen Stuhles, den Ablasskram, die Geldgier der Priester und Mönche (a. a. O., S. 36 fg.). Diese ganze polnische Bewegung ist, wie die böhmische, durch einen frischen Zug des unabhängigen Nationalitätenbewusstseins, bei gleichzeitiger Geringschätzung dogmatischer Fragen (die Polen waren nicht einmal Utraquisten), ausgezeichnet; und (ebenfalls wie in Böhmen) geborene D e u t s c h e sind es, die f ü r Rom und gegen religiöse und politische Freiheit streiten und den Sieg erringen. Hosen (Kardinal Hosius) — der Mann, der dem Kardinal de Guise ein Glückwunschschreiben zur Ermordung des Admirals Coligny sendet und der „dem Allmächtigen für das grosse Geschenk, das Frankreich durch die Bartholomäusnacht erhalten hat, dankt und betet, dass Gott auch Polen mit gleicher Barmherzigkeit ansehen möge“ — dieser selbe Hosen steht an der Spitze der antinationalen Reaktion, er führt die Jesuiten ins Land ein, er verbietet das Lesen der heiligen Schrift, er lehrt, der Unterthan habe dem Fürsten gegenüber gar keine Rechte u. s. w. Wenn ein solcher ein G e r m a n e ist, jene Vorkämpfer für Freiheit nicht, dann ist dieser Name lediglich eine schimpfliche Bezeichnung.

giebt es, im Augenblick wo diese Völker in die Geschichte eintreten, nicht d r e i ethnische Seelen nebeneinander, sondern nur eine einzig; einheitliche. Mögen die Kelten sich an vielen Orten (doch, wie wir sahen, nicht überall) durch die Aufnahme von Virchow's hypothetischen „Präkelten" und von Elementen aus dem lateinischen Völkerchaos physisch so verändert haben, dass man heute allgemein unter „keltisch" den Gegenpart des ursprünglichen keltischen Typus versteht; mag ein ähnliches Schicksal die grossen blonden normannenähnlichen Slaven in vielleicht noch bedauerlicherem Masse ereilt haben: wir sahen doch durch die Jahrhunderte hindurch jenen unterschiedlichen, durchaus individuellen Geist am Werke, den ich ohne Zaudern den g e r m a n i s c h e n nenne, weil der echte Germane (im gewöhnlichen, beschränkteren Sinne des Wortes) trotz aller Bastardierungen, die ein grosser Teil seiner Söhne einging, ihn doch bei weitem am reinsten und daher am mächtigsten bewahrte. Es handelt sich hier nicht um müssige Wortklauberei, sondern um historische Einsicht im weitesten Sinne; es fällt mir auch nicht ein, dem eigentlichen Germanen, oder gar dem Deutschen, Thaten zu vindizieren, die er nicht vollbrachte, oder Ruhm zu schenken, der Anderen zukommt. Im Gegenteil, ich möchte das lebendige Gefühl der grossen nordischen Brüderschaft wachrufen, und zwar ohne mich irgend welchen anthropogenetischen oder prähistorischen Hypothesen zu verdingen, sondern indem ich mich auf das stütze, was allen Augen offen liegt. Ja, nicht einmal die Blutsverwandtschaft postuliere ich; zwar glaube ich an sie, doch bin ich mir der ungeheuren Verwickeltheit dieses Problemes zu wohl bewusst, ich sehe zu deutlich ein, dass der wahre Fortschritt der Wissenschaft hier vornehmlich in der Aufdeckung unserer unbeschränkten Ignoranz und der Unzulänglichkeit aller bisherigen Hypothesen bestanden hat, als dass ich die geringste Lust verspürte, jetzt, wo jeder echte Gelehrte zu schweigen beginnt, nun meinerseits mit dem Aufbauen neuer Luftschlösser fortzufahren. „Alles ist einfacher, als man denken kann, zugleich verschränkter, als zu begreifen ist", wie Goethe sagt. Inzwischen trafen wir verwandten Geist, verwandte Gesinnung, verwandte Körperbil-

dung an: das darf uns genügen. Wir halten ein bestimmtes Etwas in der Hand, und da dieses Etwas nicht eine Definition ist, sondern aus lebendigen Menschen besteht, so weise ich auf diese Menschen hin, auf die echten Kelten, Germanen und Slaven, damit man erfahre, was das Germanische sei.

Beschränkung des Begriffes

Hiermit hätte ich nun gezeigt, was unter der notwendigen Erweiterung des Begriffes „Germane" zu verstehen ist; worin besteht aber die ebenfalls als notwendig von mir bezeichnete B e s c h r ä n k u n g ? Auch hier wird die Antwort eine zwiefache sein, auf physische Eigenschaften einerseits und auf geistige andrerseits sich beziehend; im Grunde genommen sind dies aber lediglich verschiedene Erscheinungen des selben Dinges.

Das physische Moment darf nicht unterschätzt werden; es wäre vielleicht schwer, so weit zu gehen, dass man es überschätzte. Warum, das habe ich in der Abhandlung über die Rassenfrage im vorletzten Kapitel darzuthun versucht; ausserdem gehört diese Erkenntnis zu jenen, welche schon der blosse Instinkt, der dünnste Seidenfaden des Zusammenhanges mit dem Gewebe der Natur unmittelbar empfinden lässt, auch ohne gelehrte Beweise. Denn wie die Ungleichheit der menschlichen Individuen auf ihren Physiognomien, so ist die Ungleichheit der menschlichen Rassen in ihrem Knochenbau, in ihrer Hautfarbe, in ihrer Muskulatur, in den Verhältnissen ihres Schädels zu lesen; vielleicht giebt es keine einzige anatomische Thatsache des Körpers, auf welche die Rasse nicht ihren besonderen, unterscheidenden Stempel gedrückt hätte. Man weiss es ja, selbst die Nase, dieses bei uns Menschen zu so frostiger Unbeweglichkeit erstarrte Organ, welches, nach gewissen Schülern Darwin's, einer noch weiter reichenden Monumentalisierung durch gänzliche Verknöcherung entgegengeht, selbst die Nase, in dem Städteleben unserer Zeit eher eine Vermittlerin von Qualen als von Freuden, eine bloss lästige Zugabe, steht von der Wiege bis zum Grabe im Mittelpunkte unseres Antlitzes als Zeugin unserer Rasse! Wir müssen also zunächst mit allem Nachdruck betonen, dass diese Nordeuropäer[1]) — die Kelten, Germanen und Slaven

[1]) In neuester Zeit befestigt sich immer mehr bei den Ge-

— als physisch unter den Indoeuropäern unterschiedene, in ihrem Körperbau von den Südeuropäern abweichende, „nur sich selbst gleichende“ Menschen auftraten, woraus sich aber eine erste Beschränkung ohne weiteres ergiebt: dass nämlich, wer diese physischen Merkmale nicht besitzt, und sei er noch so sehr im Herzen Germaniens geboren und rede von Kindheit auf eine germanische Sprache, doch nicht als ein Germane zu betrachten ist. Die Bedeutung dieses physischen Momentes lässt sich leichter an grossen Volkserscheinungen als am Individuum nachweisen, denn es kann vorkommen, dass ein ungewöhnlich begabter Einzelner sich eine fremde Kultur aneignet und dann, gerade in Folge seiner innerlich abweichenden Eigenart, Neues und Erspriessliches zu Stande bringt; dagegen wird der besondere Wert der Rasse klar, sobald es sich um Gesamtleistungen handelt, was ich dem deutschen Leser gleich zu Herzen führe, wenn ich ihm in den Worten eines anerkannten Fachmannes mitteile, dass „die bevorzugten grossen Staatsmänner und Heerführer der Gründungszeit des neuen Reiches meist von der reinsten germanischen Abstammung sind,“ genau ebenso wie „die wetterfesten Seefahrer der Nordseeküste und die kühnen Gemsenjäger der Alpen“.[1]) Das sind Thatsachen, über die man viel und lange nachdenken sollte. In ihrer Gegenwart schrumpfen die bekannten Phrasen der Herren Naturforscher, Parlamentsredner u. s. w. über die Gleichheit der Menschenrassen[2]) zu einem so unsinnigen Gewäsch zusammen, dass man sich fast schämt, je auch nur mit einem einzigen Ohre auf sie hingehört zu haben. Sie lehren auch einsehen, in welchem genau bedingten Sinne das bekannte Wort jenes echt germanischen Mannes, Paul de Lagarde, Geltung beanspruchen darf: „Das Deutschtum liegt nicht

---

lehrten die Überzeugung, dass die Germanen nicht aus Asien eingewandert sind, sondern seit undenklichen Zeiten in Europa daheim waren. (Siehe u. A. Wilser: *Stammbaum der arischen Völker,* 1889 (Naturw. Wochensch.), Schrader: *Sprachvergleichung und Urgeschichte,* 2. Auflage, 1890, Taylor: *The Origin of the Aryans,* 1890, Beck: *Der Urmensch,* 1899, u. s w.).

[1]) Henke: *Der Typus des germanischen Menschen,* S. 33.

[2]) Siehe S. 264 fg., 374 Anm. 2, 493.

im Geblüte, sondern im Gemüte.“ Beim Einzelnen, ja, da mag das Gemüt das Geblüt beherrschen, hier siegt die Idee, doch bei einer grossen Menge nicht. Und um die Bedeutung des Physischen, sowie die Beschränkung, die es mit sich führt, zu ermessen, bedenke man ferner, dass das, was man „die germanische Idee“ nennen kann, ein unendlich zartgebauter, reichgegliederter Organismus ist. Man braucht ja nur zum Vergleich auf die jüdische hinzusehen, diese *enfance de l'art,* deren ganze Kunst darin besteht, die menschliche Seele so zusammenzuschnüren, wie die chinesischen Damen ihre Füsse, nur dass diese Damen sich dann nicht mehr rühren können, wogegen eine halberdrosselte Seele sich leichter trägt und dem geschäftigen Körper weniger Umstände verursacht als eine vollentwickelte, traumbeladene. In Folge dessen ist es verhältnismässig leicht, „Jude zu werden“, dagegen fast bis zur Unmöglichkeit schwer, „Germane zu werden“. Gewiss liegt das Germanentum im Gemüte; wer sich als Germane bewährt, ist, stamme er, woher er wolle, Germane; hier wie überall thront die Macht der Idee; doch man hüte sich, einem wahren Prinzip zu Liebe, den Zusammenhang der Naturerscheinungen zu übersehen. Je reicher das Gemüt, um so vielseitiger und fester hängt es mit dem Unterbau eines bestimmt gearteten Geblüts zusammen. Es ist evident und braucht nicht erst erwiesen zu werden, dass bei der Entfaltung menschlicher Anlagen, je weiter, je eigenartiger diese Entwickelung gediehen ist, um so höher die Differenzierung im physischen Substratum unseres geistigen Lebens fortgeschritten sein muss, wobei das Gewebe zugleich um so zarter wird. So sahen wir denn auch im vorigen Kapitel, wie der edle Amoriter aus der Welt verschwand: in Folge von Vermischung mit unverwandten Rassen wurde seine Physiognomie wie weggewischt, seine gigantische Gestalt schrumpfte zusammen, sein Geist entflog; wogegen der simple *Homo syriacus* heute der selbe ist wie vor Jahrtausenden und der bastardierte Semit sich aus der Mischung zu seiner dauernden Zufriedenheit als „Jude“ herauskrystallisiert hat. Ähnlich ging's allerorten. Welch' ein herrliches Volk war nicht das spanische! Den Westgoten war während Jahrhunderte die

Ehe mit „Römern“ (wie man die übrigen Bewohner nannte) unbedingt verboten, woraus ein Gefühl von Rassenadel sich entwickelte, welches auch später, als von oben her die Verschmelzung der Völker mit Gewalt betrieben wurde, diese Verschmelzung lange hintanhielt; doch nach und nach wurden immer tiefere Breschen in den Damm gebrochen, und bei der dann erfolgten Vermischung mit Iberern, mit den zahlreichen Überresten des römischen Völkerchaos, mit Afrikanern verschiedenster Provenienz, mit Arabern und Juden, verlor sich das, was die Germanen gebracht hatten: die Kriegstüchtigkeit, die bedingungslose Treue (siehe Calderon!), das hohe religiöse Ideal, die organisatorische Befähigung, die reiche schöpferische Künstlerkraft; was dann übrig blieb, als das germanische „Geblüt“, als das physische Substratum vertilgt war, sehen wir heute.[1]) Seien wir darum nicht zu schnell bei der Hand mit der Behauptung, das Germanentum liege nicht im Geblüte; es liegt doch darin; nicht in dem Sinne, dass dieses Geblüt germanische Gesinnung und Befähigung verbürge, doch aber, dass es sie ermögliche.

Diese Beschränkung ist also zunächst eine sehr klare: Germane ist der Regel nach nur, wer von Germanen abstammt.

---

[1]) Vergl. Savigny‘s *Geschichte des römischen Rechtes im Mittelalter,* Bd. I, Kap. 3 und 5. Diese Reinhaltung der germanischen Rasse durch Jahrhunderte hindurch, mitten unter einer minderwertigen Bevölkerung, fand nicht allein in Spanien statt, auch in Oberitalien lebten Germanen nach getrenntem Recht bis ins 14. Jahrhundert, worüber Näheres weiter unten und im 9. Kapitel. Bei Gelegenheit einer Kritik dieser Grundlagen schreibt Prof. Dr. Paul Barth in der *Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie,* Jahrgang 1901, S. 75: „Noch mehr als er es thut, hätte Chamberlain auf die Wirkung des semitischen Blutes, die sich bei den Spaniern offenbart, hinweisen können. Durch den semitischen Zusatz sind die Spanier fanatisch geworden, haben sie jeden Begriff ins äusserste Extrem ausgebildet, so dass er seinen vernünftigen Sinn verliert: die religiöse Hingebung bis zum „Kadavergehorsam“ gegen die Befehle des Oberen, die Höflichkeit bis zur peinlichen, ceremoniellen Etiquette, die Ehre zur wahnwitzigsten Empfindlichkeit, den Stolz zu lächerlicher Grandezza, so dass s p a n i s c h bei uns im Volksgebrauch fast gleichbedeutend mit u n v e r n ü n f t i g geworden ist.“

Doch muss ich gleich darauf aufmerksam machen, wie notwendig die vorangehende Erweiterung des Begriffes war, damit diese Beschränkung mit Verstand zur Anwendung komme. Sonst stellen sich solche lustige Folgerungen ein, denen selbst Henke in der oben angeführten Broschüre nicht ausweichen kann, wie dass Luther kein echter germanischer Mann war, und dass die Schwaben, die mit Recht in der ganzen Welt als hervorragende Vertreter des unverfälschten Germanentums gelten, ebenfalls nicht echte Germanen sind! Ein Mann, dessen Abstammung und dessen Gesichtsbildung ihn als das Ergebnis einer Mischung zwischen echtdeutschem und echtslavischem Blut bezeugen, wie dies Henke von Luther nachweist, ist ein echter germanischer Mann, aus glücklichster Mischung hervorgegangen, und ein Gleiches gilt von dem Volk der Schwaben, bei denen, wie ebenfalls Henke darthut, eine innige Vermengung von Kelten und Deutschen stattgefunden, welche zu reicher poetischer Begabung und ausnehmender Charakterfestigkeit führte. Über die hohen Vorteile der Kreuzungen zwischen nahe verwandten Völkern berichtete ich im vierten Kapitel (S. 279—283); bei den germanischen Völkern bewährte sich dieses Gesetz überall: bei den Franzosen, wo die mannigfachsten Kreuzungen germanischer Typen zu einer Überfülle reicher Talente führte, und wo noch heute, in Folge des Vorhandenseins vieler Centren verschiedenartigster Rassenreinkulturen, reiches Leben sich kundthut, bei den Engländern, den Sachsen, den Preussen u. s. w. Treitschke macht darauf aufmerksam, dass die „staatsbildende Kraft Deutschlands“ n i e in den ungemischt deutschen Stämmen gelegen habe. „Die eigentlichen Kulturträger und Bahnbrecher in Deutschland waren im Mittelalter das süddeutsche Volk, das keltisch gemischt ist; in der neueren Geschichte die slavisch gemischten Norddeutschen.“[1]) Diese Ergebnisse sind zugleich ein Beweis für die enge verwandtschaftliche Zusammengehörigkeit der Nordeuropäer, jenes Menschentypus, den man mit Lapouge-Linnaeus den *Homo europaeus* nennen kann, noch besser und einfacher aber den G e r m a n e n.

---

[1]) *Politik,* I, 279.

Jetzt, und jetzt erst, lernen wir in Bezug auf uns selber zwischen Kreuzung und Kreuzung unterscheiden. Durch Kreuzungen untereinander erleiden Germanen an ihrem Wesen keinen Eintrag, im Gegenteil, dagegen richten sie es durch Kreuzungen mit anderen nach und nach zu Grunde.

Das blonde Haar

Leider ist diese Beschränkung aber, so klar in der allgemeinen Definition, doch sehr schwer im Einzelnen durchzuführen. Denn man wird fragen: an welchen physischen Merkmalen erkennt man den Germanen? Ist z. B. wirklich die Blondheit ein charakteristisches Merkmal aller Germanen? Es scheint dies ein Grunddogma zu bilden, nicht allein für die alten Historiker, sondern auch für die neuesten Anthropologen, und doch sind mir Thatsachen aufgefallen, die es mich stark bezweifeln lassen. Zunächst eine Thatsache, über die man natürlich bei Virchow und seinen Kollegen nicht die geringste Auskunft findet, da das politische Vorurteil ihnen den Blick trübt; ich meine die Häufigkeit der dunklen Farbe bei den Mitgliedern des echtesten altgermanischen A d e l s. Sie ist namentlich in England auffallend. Hochgewachsene schlanke Körper, lange Schädel, lange Gesichter, der bekannte Moltketypus mit der grossen Nase und dem scharfgeschnittenen Profil (den auch Henke als den charakteristisch „rein germanischen“ betrachtet), Stammbäume, die bis in die Normannenzeit zurückreichen, kurz, unzweifelhaft echte, physisch und historisch bezeugte Germanen — aber schwarzes Haar. Bei Wellington fallen Eckermann die braunen Augen auf.[1]) In Deutschland habe ich das selbe in verschiedenen Familien altadeliger Herkunft bemerkt. Es ist mir ausserdem aufgefallen, dass Dichter aus dem äussersten Norden Deutschlands das dunkle Haar nicht allein beim Adel, sondern auch als für das Volk bezeichnend ziemlich oft anführen; so haben z. B. in Theodor Storm‘s Erzählung *Hans und Heinz Kirch* jene echten, trotzigen germanischen Seefahrer, Hans und Heinz, beide „schwarzbraune Locken“, und auch von einer anderen kecken Gestalt, dem Hasselfritz, heisst es, er habe braune Augen und braunes Haar; diese echtesten Germanen

[1]) *Gespräche mit Goethe,* 16. 2. 1826.

gleichen also dem Achilles mit seinem „bräunlichen Haupthaar“. Wie oft kommen auch in den Volksliedern „schwarzbraune Augelein“ vor! Auch Burns, der schottische Bauerndichter, schwärmt für die *„nut-brown maidens“* seiner Heimat.[1]) Als ich nun einmal bei einer Reise in Norwegen nördlich vom 70. Grad zufällig nach einer Inselgruppe verschlagen wurde, wohin sonst kaum je ein Fremder kommt, fand ich zu meinem Erstaunen unter der sonst blonden Fischerbevölkerung einzelne jenem Typus genau entsprechende Gestalten: ausnehmend schön gewachsene Männer mit edlen, imponierenden Vikinger-Physiognomien, dazu fast rabenschwarze Haare. Später begegnete ich diesem Typus im Südosten von Europa, in den deutschen Kolonieen Slavoniens, die, seit Jahrhunderten dort ansässig, ihr Deutschtum inmitten der Slaven makellos rein erhalten haben: die Gestalt, der Moltketypus (oder, wie der Engländer sagt, das Wellingtongesicht) und das schwarze Haar zeichnen diese Leute vor ihrer meist blonden und physiognomisch durchaus unbedeutenden Umgebung aus. Übrigens brauchen wir nicht so weit zu gehen: wir finden diesen Typus als den fast vorherrschenden im deutschen Tirol, von dem Henke sagt, seine Bewohner „stellen den wahren Typus der jetzt lebenden Urgermanen dar“. Dass auch sie meist dunkles, oft schwarzes Haar haben, erklärt allerdings der genannte Gelehrte dadurch, dass „die Sonne sie dunkel gebrannt hat“, und meint dazu, die Farbe sei „die Eigenschaft, die sich am leichtesten mit der Zeit verändert“. Virchow‘s Untersuchungen hatten aber schon längst das Gegenteil erwiesen (siehe S. 369), und wir könnten auf diese Behauptung mit der Frage antworten: warum war David blond? Warum behielten die Juden von den Amoritern eine gewisse Neigung zu rotblondem Haar, weiter nichts? Welche Sonne hat dem englischen Adel und gar erst dem Norweger im fernsten Norden, wo die Sonne monatelang gar nicht gesehen wird, die Haare dunkel gebrannt? Nein, hier liegen gewiss andere Verhältnisse vor, die erst physiologisch werden

---

[1]) Auch Goethe fordert vom Helden „schwarzes Haar“ und „schwarze Augen“.

aufgeklärt werden müssen, was bisher meines Wissens nicht geschah.[1]) Ebenso wie gewisse rote Blumen an bestimmten Standorten, oder auch unter dem Einfluss von Bedingungen, die sich der menschlichen Beobachtung entziehen, blau auftreten (bisweilen rot und blau auf demselben Stamme), und ebenfalls schwarze Tiergattungen bekannt sind, die weisse Abarten erzeugen, ebenso ist es durchaus nicht undenkbar, dass das Haarpigment innerhalb eines bestimmten Menschentypus zwar der Regel nach hellgefärbt sein, doch unter Umständen auch dem entgegengesetzten Ende der Farbenskala sich zuneigen kann. Denn das Entscheidende ist hier, dass wir dieses dunkle Haar gerade bei Menschen finden, deren unverfälschtes Germanentum nicht allein in meinem weiteren, sondern in dem engeren taciteischen Sinne des Wortes verbürgt ist und deren ganzes äusseres und inneres Wesen es ausserdem erweist. Doch, sobald man sich weiter umschaut, wird man genau diesen selben Menschentypus — hochgewachsen, schlank, dolichocephal, Moltkephysiognomie, dazu ein „germanisches Innere" — an den Südabhängen der Seealpen z. B. antreffen; man braucht nur von dem vom Völkerchaos besetzten Cannes und Nizza sich zwei Stunden nördlich in abgelegenere Teile des Gebirges zu begeben; auch hier die schwarzen Haare. Sind es Kelten? sind es Goten? sind es Langobarden? Ich weiss es nicht; es sind jedenfalls die Brüder der eben Genannten. Auch in den Gebirgen des nördlichen Italien findet man sie, abwechselnd mit dem kleinen, rundköpfigen, unarischen *Homo alpinus.* Von den Kelten hat Virchow schon gesagt, er sei „nicht abgeneigt, anzunehmen, dass die ursprüngliche keltische Bevölkerung nicht blond-arisch, sondern brünettarisch gewesen sei"; und gewappnet mit dieser kühnen „nicht abgeneigten Annahme" erklärt er dann alle dunklen Haare als keltische Beimischung. Doch werden uns von den Alten gerade die ursprünglichen Kelten als auffallend blond und „rothaarig" be-

[1]) Wenigstens konnte ich weder in physiologischen Lehrbüchern, noch in solchen Specialschriften wie die Waldeyer's etwas hierauf Bezügliches finden.

schrieben und wir können sie mit eigenen Augen noch heute so sehen, in Schottland und Wales; diese Hypothese steht also nur auf dem einen Beine, dass die Kelten, ausser blond, auch brünett — oder vielmehr, was nicht ganz das selbe ist, dunkelhaarig — sein können, wofür wir an Ort und Stelle, unter den unvermischten Kelten, Belege genug finden. Es liegt hier folglich der selbe Fall vor wie bei den Germanen. Von den Slaven kann ich nur das Eine berichten, dass selbst Virchow erklärt, sie seien „ursprünglich blond gewesen“. Sie waren es auch nicht bloss, sondern sind es noch heute; man braucht nur ein bosnisches Regiment vorbeidefilieren zu sehen, um sich davon zu überzeugen. Die Karte nach Virchow‘s Untersuchungen an Schulkindern zeigt, dass das ganze Posen, sowie Schlesien östlich der Elbe den selben geringen Prozentsatz dunkler Menschen aufweist (10—15 Prozent) wie die westlich gelegenen Länder; der grösste Prozentsatz von Brünetten findet sich in Gegenden, wohin nie ein Slave kam, nämlich in der Schweiz, im Elsass, im urdeutschen Salzkammergut. Ob es echte Slaven giebt, bei denen Melanismus des Haares vorkommt, wie bei den Germanen und Kelten, ist mir unbekannt.

Aus diesen Thatsachen geht unwiderlegbar hervor, dass dem Germanen nicht, wie es gewöhnlich geschieht, blondes Haar apodiktisch zugesprochen werden kann; auch schwarzes Haar kann den echtesten Sprossen dieser Rasse eigen sein. Zwar wird das Vorhandensein blonden Haares immer auf Germanentum (in meinem weiten Sinne des Wortes) raten lassen, und sei es auch nur als ferne Beimengung, doch die Abwesenheit der hellen Färbung gestattet nicht den umgekehrten Schluss. Bei der Anwendung dieser Beschränkung muss man also vorsichtig sein; das Haar allein genügt als Kriterium nicht, sondern es müssen die übrigen physischen Charaktere mit in Betracht gezogen werden.

Die Gestalt des Schädels

Somit gelangen wir zu der weiteren und wahrlich nicht minder schwierigen Frage: zu der nach der Schädelform. Hier scheint es, als müsse und könne eine Grenze gezogen werden. Denn, wie verwickelt die Verhältnisse auch heute liegen, sie lagen in alten Zeiten sehr einfach: die alten Germanen des Tacitus, sowie

die alten Slaven waren beide der Mehrzahl nach ausgesprochene Langköpfe; der lange Schädel und darunter das lange Gesicht sind so sichere Merkmale der Rasse, dass man sich wohl fragen darf, ob, wer sie nicht besitzt, zu ihr gezählt werden dürfe. In den germanischen Gräbern der Völkerwanderungszeit findet man fast die Hälfte der Schädel dolichocephal, d. h. mit einer Breite, welche sich zur Länge wie 75 (oder noch weniger) zu 100 verhält, und mit wenigen Ausnahmen nähern sich auch die übrigen Schädel dieser künstlich gewählten Verhältnisgrenze; wirkliche Rundköpfe (siehe S. 360) kommen fast gar nicht vor. In den altslavischen Gräbern ist das Verhältnis noch mehr zu Gunsten der extremen Langköpfe. In Bezug auf die alten Kelten besitzt man wenige Angaben; doch lässt die Neigung zur Dolichocephalie bei den Gälen Nordschottlands und den Kymren in Wales das selbe voraussetzen.[1]) Seitdem hat sich das sehr geändert, wenigstens in vielen Ländern. Zwar nicht hoch oben im Norden, in Skandinavien, im nördlichsten Deutschland (mit Ausschluss der Städte) und in England; im Gegenteil, die Dolichocephalie scheint z. B. in Dänemark noch ausgesprochener als bei den Germanen der Völkerwanderungszeit: sechzig vom hundert zählen dort die echten Langköpfe und nur sechs vom hundert die Kurzköpfe. Doch die Slaven Russlands sollen heute (nach Kollmann) kaum noch drei Langköpfe auf hundert aufweisen, dagegen 72 ausgesprochene Kurzköpfe, der Rest Mittelformen, die zur Brachycephalie neigen. Und gar erst die Altbayern! Johannes Ranke hat hier 1000 Schädel Lebender gemessen, mit dem Ergebnis, dass nur e i n e r von hundert den altgermanischen Schädel besitzt, dagegen 95 echte Kurzköpfe sind! Auch vergleichende Messungen der hellenischen Schädel aus der klassischen Zeit und derjenigen heutiger Griechen haben zu ähnlichen Resultaten geführt; denn wog auch bei jenen die mittlere Kopfform vor, so besassen sie doch ein Drittel echter Langköpfe, und in ihren Gräbern findet man noch weniger eigentliche Kurzköpfe als in den germanischen, während heute mehr als die Hälfte Kurzköpfe

---

[1]) Vergl. Ranke: *Der Mensch,* II, 298.

sind. Dass in diesen Erscheinungen die Infiltration einer ungermanischen Rasse vorliegt, einer Rasse, welche überhaupt nicht zum indoeuropäischen Verwandtschaftskreise gehört, sowie ausserdem der chaotischen Rassenlosigkeit, kann wohl nicht bezweifelt werden. Zwar giebt man sich alle Mühe, dieser Folgerung möglichst auszuweichen. So hat z. B. namentlich Kollmann (Professor in Basel) das Hauptgewicht vom Schädel weg auf das Gesicht zu legen gesucht, auf die Unterscheidung zwischen Langgesichtern und Breitgesichtern,[1]) und Johannes Ranke griff das auf und konstruierte als spezifisch germanischen Typus ein langes Gesicht unter einem kurzen Schädel; Henke wiederum möchte glauben, dass hier eine allmähliche Entwickelung stattgefunden hat, durch welche die Länge des Vorderkopfes eher zu- als abgenommen hätte, dagegen der Hinterkopf immer kürzer geworden wäre; die Dolichocephalie sei also gewissermassen auch jetzt noch bei den kurzköpfigen Germanen vorhanden, nur versteckt u. s. w. Doch, wie beachtenswert alle diese Betrachtungen auch sein mögen, keine schafft die Thatsache aus der Welt, dass die Germanen dort, wo sie noch wenige oder gar keine Vermischungen eingegangen sind, im Norden nämlich, dolichocephal und blond (resp. schwarz) sind, während dieser Charakter verschwindet: erstens, je näher man den Alpen kommt, zweitens, dort, wo historisch nachweisbar viel Kreuzung mit Völkern aus dem Süden oder mit bereits entarteten Keltogermanen oder Slavogermanen stattfand.

Natürlich wirkten die historischen Kreuzungen am schnellsten (Italien, Spanien, Südfrankreich u. s. w. sind allbekannte Beispiele); doch neben diesen Vermengungen — und an solchen Orten, wo sie gar nicht stattfanden, ganz allein — wirkte eine andere Ursache, so glaubt man heute, nämlich das Vorhandensein einer oder vielleicht auch mehrerer prähistorischer Rassen, die niemals (oder doch nur dunkel) als solche in der Geschichte auftraten, und die, auf einer tieferen Kulturstufe stehend, frühzeitig

---

[1]) *Correspondenzblatt der deutschen anthropologischen Gesellschaft,* 1883, Nr. II.

von den verschiedenen Zweigen der Indogermanen unterjocht und assimiliert wurden. Diese Ursache trägt wahrscheinlich noch heute nachhaltig zur Entgermanisierung bei. Bezüglich der Iberer z. B. hat schon Wilhelm von Humboldt die Vermutung aufgestellt, sie seien früher durch Europa weit verbreitet gewesen, und diese Annahme ist neuerdings von Hommel und Anderen vertreten worden. Rettete sich auch ein kleiner Teil in den fernsten Westen, dorthin, wo wir heute noch die Basken finden, starb auch vielleicht die Mehrzahl der Männer unter dem Feindesschwert, gänzliche Vernichtung des ganz Armen und Machtlosen kommt erfahrungsgemäss nie vor, man behält ihn als Sklaven, und man behält die Weiber. In den Alpen hat nun die selbe oder vielleicht eine andere, aber ebenfalls ungermanische, nicht indoeuropäische Rasse gehaust, oder sich wenigstens dorthin als auf die letzte Zufluchtsstätte gerettet; man wird zu dieser Annahme durch die Beobachtung gedrängt, dass gerade die Alpen heute den Hauptausstralungspunkt des ungermanischen, kurzköpfigen, brünetten Typus abgeben, sowohl nach Norden wie nach Süden; die jetzt noch anthropologisch unterschiedene Rasse der Rhätier ist vielleicht ein ziemlich echtes Überbleibsel dieser einstigen Pfahlbauer und mit Virchow‘s Präkelten vermutlich identisch. In den weiten Gebieten des östlichen Europa muss dann noch eine besondere, wahrscheinlich mongoloide Rasse vorausgesetzt werden, um die ganz spezifische Deformation zu erklären, welche so schnell aus den meisten Slavogermanen minderwertige „Slaven“ machte. Wie kämen wir nun dazu, diejenigen Europäer, welche von dieser durchaus ungermanischen Menschenart abstammen, bloss weil sie eine indoeuropäische Sprache sprechen und in indoeuropäische Kultur sich hineingelebt haben, als „Germanen“ zu betrachten? Ich halte es im Gegenteil für eine wichtigste Pflicht, will man vergangene und gegenwärtige Geschichte verstehen, hier recht klar zu scheiden. Indem wir die Menschen scheiden, lernen wir auch die Ideen in ihrer Besonderheit erkennen. Das ist umso nötiger, als wir unter uns Halbgermanen, Viertelgermanen, Sechzehntelgermanen u. s. w. zählen, und in Folge dessen auch eine Menge Ideen, eine Menge Arten

zu denken und zu handeln, die halb-, viertel-, sechzehntel-germanisch oder auch direkt antigermanisch sind. Einzig die Übung in der Unterscheidung des Reingermanischen und des absolut Ungermanischen kann lehren, sich in diesem angehenden Chaos zurecht zu finden. Überall ist das Chaos der gefährlichste Feind. Ihm gegenüber muss der Gedanke zu einer That werden: hierzu ist die Klarheit der Vorstellungen der erste unerlässliche Schritt; und auf dem Gebiet, welches wir augenblicklich durchwandern, besteht die Klarheit zunächst in der Erkenntnis, dass unser Germanentum heute eine grosse Menge ungermanischer Elemente enthält, und in dem Versuch, das Reine von dem mit fremden (in keinem Sinne germanischen) Bestandteilen Gemischten zu scheiden.

Doch, wie sehr zu diesem Behufe die Betonung des Anatomischen auch berechtigt sein mag, ich fürchte, allein wird dieses Anatomische nicht ausreichen; im Gegenteil, gerade hier wird augenblicklich die Wissenschaft auf einem Meer von Konfusionen und Irrtümern hin- und hergeworfen; wer sich von ihren Wahngebilden ergreifen lässt, m u s s sich dann zuletzt hineinstürzen. Denn das, was ich eben dargelegt habe von den verschiedenen Rassen, die aus vorarischen Zeiten in Europa übrig blieben, den Iberern, Rhätiern u. s. w., wenn auch entschieden richtig in den wesentlichsten Zügen, stellt nur die denkbar schlichteste Vereinfachung der Hypothesen dar, welche heute hundertfältig durch die Luft schwirren, und täglich wird die Sache noch komplizierter. So haben — um dem Laien nur ein einziges Beispiel zu geben — lange, sorgfältige Untersuchungen zu der Annahme geführt, dass es in Schottland in der ältesten Steinzeit eine langköpfige Menschenrasse gab, dass aber später, in der jüngeren Steinzeit, eine andere, ausserordentlich breitköpfige auftrat, welche dann, vermengt mit jener ersten und mit Mischformen, für die Bronzezeit bezeichnend wird; das alles spielte sich in unvordenklichen Zeiten ab, lange vor der Ankunft der Kelten; nun trafen die Kelten, als Vorhut der Germanen, ein, und es ist wohl kaum zu bezweifeln, dass sie durch den Kontakt mit dieser früher ansässigen Rasse Abänderungen erlitten, da noch heute, nachdem

so viele und so starke Menschenwellen über jenes Land hinweggeflutet sind, man in vielen Individuen Merkmale findet, die (so sagt ein Fachgelehrter) unmittelbar und unzweifelhaft auf jene schon aus der Vermengung von Lang- und Kurzköpfen hervorgegangene prähistorische Rasse aus der Bronzezeit zurückweisen![1]) Wie soll man nun den kraniologischen Einfluss solcher altansässiger Stämme auf die Germanen anatomisch entwirren, wenn sie selber bereits Langköpfe und Kurzköpfe und Mittelköpfe besassen? Und warum macht sich diese Wirkung heute nur nach der Kurzköpfigkeit zu geltend? Da kommen aber wieder andere Gelehrte und singen ein ganz anderes Lied: wir hätten keinen zwingenden Grund, an eine E i n w a n d e r u n g des Indoeuropäers zu glauben, er sei schon zur Steinzeit dagewesen, habe sich schon damals durch seinen Langkopf von einer anderen kurzköpfigen Rasse unterschieden und mit ihr um die Vorherrschaft gekämpft; jener Langkopf aus der älteren Steinzeit sei eben Niemand anders als der Germane! Virchow meint, auf anatomisches Material sich stützend, schon die ältesten Troglodyten Europas könnten von arischem Stamme gewesen sein, mindestens könne Niemand das Gegenteil beweisen.[2]) Vor der jüngeren Schule finden aber wiederum derlei vorsichtig abwartende Urteile keine Gnade; unter dem Vorwand streng wissenschaftlicher Vereinfachung schwenkt sie hoch die Fahne des Chaos und straft die gesamte Geschichte der Menschheit Lügen. Den klarsten Ausdruck haben diese neuesten Lehren durch Professor Kollmann gefunden. Er reduziert alle in Europa lebende Menschen auf vier Typen: lange Schädel mit langen, lange Schädel mit kurzen Gesichtern, kurze Schädel mit kurzen, kurze mit langen Gesichtern; diese vier Rassen hätten seit Jahrhunderten neben- und miteinander gelebt, und das sei noch heute der Fall. Und nun kommt der Pferdehuf: Alles, was uns die Geschichte lehrt von Völkerwanderungen, von Nationalitäten, von Verschieden-

---

[1]) Sir William Turner: *Early Man in Scotland,* Rede, gehalten in der Royal Institution in London am 13. Januar 1898.

[2]) Ranke: *Der Mensch,* II, 578.

heiten der Anlagen, von grossen schöpferischen Kulturwerken, die nur von einzelnen Volksindividualitäten ausgeführt, von anderen im besten Falle lediglich übernommen wurden, von dem noch unter uns sichtbaren Kampfe zwischen kulturförderlichen und kulturfeindlichen Elementen — — — das Alles wird als Plunder bei Seite geschoben und unser Glaube für folgendes Dogma gefordert: „Die Entwickelung der Kultur ist offenbar die gemeinsame That aller dieser Typen. Alle europäischen Rassen sind also, so weit wir bisher in das Geheimnis der Rassennatur eingedrungen sind, gleichbegabt für jede Aufgabe der Kultur.“[1]) Gleichbegabt? Man traut seinen Augen nicht! Für „jede“ Aufgabe „gleichbegabt“! Hierauf werde ich bald zurückkommen müssen; doch wollte ich dieses Gebiet der Kraniometrie nicht verlassen, ohne darauf hingewiesen zu haben: erstens, wie schwer es auch hier ist, durch blosse Formeln, durch Zirkel und Metermass das Germanische vom Ungermanischen zu scheiden; zweitens, welche gefährlichen Wege jene gelehrten Herren uns führen, die plötzlich ihre Erörterungen über „chamäprosope, platyrrhine, mesokonche, prognathe, proophryocephale, ooide, brachyklitometope, hypsistegobregmatische Dolichocephale“ unterbrechen, um allgemeine Betrachtungen daran anzuknüpfen über Geschichte und Kultur. Der Laie versteht ja von dem Übrigen wenig oder nichts; hoffnungslos watet er in jenem barbarischen Jargon neoscholastischer Naturwissenschaft herum; nur das Eine wandert dann durch alle Zeitungen als das sichtbare Ergebnis eines solchen Kongresses: die gelehrtesten Herren von Europa haben feierlich zu Protokoll gegeben, alle Rassen seien an der Entwickelung der Kultur gleichbeteiligt, alle seien zu jeder Aufgabe der Kultur gleichbegabt: Griechen hat es nie gegeben, Römer hat es nie gegeben, Germanen hat es nie gegeben, Juden hat es nie gegeben, sondern seit jeher leben brüderlich nebeneinander, respektiv fressen sich gegenseitig auf, leptoprosope Dolichocephalen, chamäprosope

[1]) Allgemeine Versammlung der deutschen anthropolog. Gesellschaft, 1892.

Dolichocephalen, leptroprosope Brachycephalen, und chamäprosope Brachycephalen, „alle miteinander an der Kultur arbeitend“ (sic!). Man lächelt wohl? Doch sind Vergehen gegen die Geschichte eigentlich zu ernste Frevel, als dass sie mit blossem Lachen bestraft werden dürften; hier muss der gesunde Menschenverstand aller einsichtsvollen Männer mit kräftiger Hand bei Zeiten den Riegel vorschieben und jenen Herren zurufen: Schuster, bleib‘ bei deinem Leisten![1])

Wie krass unwissenschaftlich ein solches Beginnen wie das jenige Kollmann‘s ist, liegt ausserdem auf der Hand. Weitgehende Vereinfachung ist ein Gesetz des künstlerischen Schaffens, nicht aber ein Gesetz der Natur; im Gegenteil, hier ist endlose Mannigfaltigkeit das Bezeichnende. Was würde man zu einem Botaniker sagen, der die Pflanzen nach der Länge und Breite ihrer Blätter in Familien einteilen wollte, oder auch nach irgend einem anderen e i n z i g e n Charakter? Das Verfahren Kollmann's bildet einen Rückschritt dem alten Theophrast gegenüber. So lange man künstliche Klassifikationen versuchte, rückte die systematische Kenntnis der Pflanzenwelt nicht um einen Schritt weiter; dann kamen aber geniale Männer von dem Schlage eines Ray, eines Jussieu, eines De Candolle, welche durch Beobachtung, gepaart mit schöpferischer Intuition, die Hauptfamilien der Pflanzen feststellten und d a n n erst die Charaktere entdeckten —. meistens sehr verborgene — die es gestatten, die Verwandtschaft auch anatomisch darzuthun. Ähnlich bei der Tierwelt. Jedes andere Verfahren ist durchaus künstlich und folglich blosse Spielerei. Darum dürfen wir auch beim Menschen nicht, wie Kollmann es thut, nach anatomischem Gutdünken ein System aufbauen, in welches sich die Thatsachen dann zu fügen haben, so gut oder schlecht es geht, sondern wir müssen zuerst feststellen, welche Gruppen als individualisierte, moralisch

---

[1]) Man vergl. die vortreffliche Satire M. Buchner‘s auf die moderne Craniometrie in der Beilage zur Münchener Allg. Ztg., 1899, Nr. 282—284. — Inzwischen hat J. Deniker eine neue Einteilung aller europäischen Menschen in sechs Haupt- und vier Nebenrassen vorgeschlagen. So wechselt das Bild von Jahr zu Jahr!

und intellektuell gekennzeichnete Rassen thatsächlich existieren, und sodann nachsehen, ob es anatomische Charaktere giebt, die zur Klassifikation verwertbar sind.

Rationelle Anthropologie

Ein solcher Exkurs in das Gebiet der anatomischen Wissenschaft hat nun zunächst das eine Gute, dass wir einsehen lernen, wie wenig sichere Hilfe, wie wenig nützliche, für das praktische Leben verwertbare Belehrung wir von dorther zu erhoffen haben. Entweder wandeln wir auf sandigem, schwebendem Boden, oder auf morastigem, wo wir gleich bei den ersten Schritten einsinken und festkleben, oder aber wir müssen auf den nadelscharfen Spitzen der Dogmatik von einem Gipfel zum anderen springen und fallen heute oder morgen in den Abgrund hinunter. Dieser Exkurs hat aber doch auch andere, positivere Vorteile: er bereichert unser Wissensmaterial und lehrt uns schärfer sehen. Dass die Rassen ebenso wenig wie die Individuen gleich begabt sind, das bezeugen Geschichte und tägliche Erfahrung; die Anthropologie lehrt uns nun ausserdem (und trotz Professor Kollmann), dass bei Rassen, welche bestimmte Thaten vollbrachten, eine bestimmte physische Gestaltung die vorherrschende war. Der Fehler ist der, dass man mit zufälligen Zahlen der Vergleichsobjekte operiert und nach willkürlich gewählten Verhältnissen misst. So wird z. B. festgesetzt, sobald die Breite eines Schädels zur Länge 75 (oder weniger) zu 100 betrage, sei dieser Schädel „dolichocephal“, mit 76 oder schon mit 75¼ ist er „mesocephal“ und von 80 ab „brachycephal“. Wer sagt das denn? Warum soll gerade in der Zahl 75 eine besondere Magie liegen? Eine andere Magie als die meiner Faulheit und Bequemlichkeit? Dass wir ohne *termini technici* und ohne Grenzen in der täglichen Praxis nicht auskommen können, begreife ich recht wohl, was ich aber nicht begreife, ist, dass ich sie für etwas anderes als willkürliche Grenzen und willkürliche Worte halten soll.[1]) Das

[1]) Höchst bemerkenswert sind in dieser Beziehung die von Dr. G. Walcher vor kurzem begonnenen Untersuchungen, aus welchen hervorgeht, dass die L a g e r u n g d e s K o p f e s d e s n e u g e b o r e n e n K i n d e s einen bestimmenden Einfluss auf die Bildung des Schädels ausübt. Bei „eineiigen“ Zwillingen gelang es auf

selbe gilt natürlich, wie für die langen und die breiten Schädel, auch für die hohen und die niedrigen Gesichter; überall handelt es sich um Verhältnisse, die gradweise ineinander übergehen. Nun ist es aber das Wesen des Lebens, plastisch beweglich zu sein; das lebendige Gestaltungsprinzip unterscheidet sich von Grund aus von dem krystallinischen dadurch, dass es nicht nach unabänderlichen Zahlenverhältnissen formt, sondern dass es, unter Beobachtung des Gleichgewichts der Teile und Festhalten desjenigen Grundschemas, welches durch das Wesen selbst gegeben ist, gewissermassen frei gestaltet. Nicht zwei Individuen sind einander gleich. Um die physische Struktur einer Rasse in irgend einem gegebenen Momente zu überblicken, müsste ich folglich die gesamten Vertreter dieser Rasse vor Augen haben und nun in diesem Komplex die einheitliche und vereinigende I d e e, die vorwaltende spezifische T e n d e n z der physischen Gestaltung, welche dieser Rasse als Rasse eigen ist, heraussuchen; ich würde sie ja mit Augen erschauen. Hätte ich nun, sagen wir zur Zeit des Tacitus, sämtliche Germanen vor Augen gehabt: die noch unvermischten Kelten, die Teutonen und die Germanoslaven, so hätte ich gewiss ein harmonisches Ganzes erblickt, in welchem ein bestimmtes Bildungsgesetz vorwaltete, um das sich die mannigfachsten, abweichendsten Gestaltungen herumgruppierten. Vermutlich hätte sich kein einziges Individuum gefunden, welches alle spezifischen Charaktere dieses plastischen Rassengedankens (denn so wäre es meinem sinnenden Hirn erschienen) in höchster Potenz, in vollendetem Gleichgewicht in sich vereinigt hätte: die grossen strahlenden Himmelsaugen, das goldene Haar, die Riesengestalt, das Ebenmass der Muskulatur, den länglichen Schädel (den ein ewig schlagendes, von Sehnsucht gequältes Gehirn aus der Kreislinie des tierischen Wohlbehagens nach vorn hinaushämmert), das hohe Antlitz (von einem gesteigerten Seelenleben zum Sitze seines Ausdrucks gefordert) —

---

diese Weise, den einen zu einem ausgesprochenen Dolichocephalen, den anderen zu einem ausgesprochenen Brachycephalen zu entwickeln! (Siehe *Zentralblatt für Gynäkologie,* 1905, Nr. 7.)

gewiss, kein Einzelner hätte das alles vereint besessen. War der eine Zug vollendet, so war der andere nur angedeutet. Hier und da hatte auch die ewig versuchende, nie sich wiederholende Natur das Gleichgewichtsgesetz durchrissen: ein übermässiger Riese schwang seine Keule über blöden Augen, unter einem allzulang gezogenen Schädel sass ein unverhältnismässig kurzes Gesicht, herrliche Augen strahlten unter einer hohen Stirn hervor, doch getragen von einem auffallend kleinen Körper u. s. w. *ad infinitum.* In anderen Gruppen wiederum werden geheime Gesetze der Wachstumskorrelation zur Erscheinung gekommen sein: z. B. hier Familien mit schwarzem Haar, zugleich mit besonders grossen kühnen Adlernasen und schlankerem Körperbau, dort rotes Haar mit auffallend weisser, fleckiger Haut und etwas breiterem Gesicht im Oberteil — — — denn jede geringste Änderung in der Gestaltung zieht andere nach sich. Noch viel zahlreicher werden freilich jene Gestaltungen gewesen sein, denen in ihrer durchschnittlichen Unauffälligkeit gar kein spezifisches Bildungsgesetz hätte entnommen werden können, wären sie nicht als Bestandteile eines grossen Ganzen aufgetreten, in welchem ihr Platz bestimmt bezeichnet war, so dass wir aus ihrer genauen Einfügung ersehen hätten, dass sie doch organisch dazu gehörten. Gerade Darwin, der sein Leben lang mit Zirkel, Zollmass und Gewichtswage gearbeitet hat, macht immer wieder bei seinen Studien über künstliche Züchtungen darauf aufmerksam, dass der B l i c k des geborenen und geübten Züchters Dinge entdeckt, für welche die Ziffern nicht den geringsten Beleg liefern und welche der Züchter selber meistens nicht in Worte fassen kann; dieser merkt, dass dies und jenes den einen Organismus vom anderen unterscheidet, und richtet sich bei seinen Züchtungen darnach; es ist dies eine Intuition, geboren aus vielem, unablässigem S c h a u e n. Ein derartiges Schauen müssten wir uns nun anüben; dazu hätte jener Gesamtüberblick über alle Germanen zu Zeiten des Tacitus gedient. Gewiss hätten wir nicht gefunden, dass bei allen diesen Menschen sich die Breite des Kopfes zur Länge wie 75 zu 100 verhielte; die Natur kennt derartige Begrenzungen nicht; in der unbeschränkten Mannigfaltigkeit aller

denkbaren Zwischenformen, sowie auch von Formen weiterer Entwickelung nach diesem und jenem Extrem hin, wären wir höchst wahrscheinlich hier und da auf ausgesprochene Brachycephalen gestossen, die Gräberfunde lassen es vermuten, und warum sollte die Plastizität der gestaltenden Kräfte es nicht bewirkt haben? Wir hätten auch nicht lauter Riesen gesehen und erklären können: wer nicht 1,97½ m erreicht, ist kein Germane. Dagegen hätten wir uns ganz gut die paradox klingende Behauptung gestatten dürfen: die kleinen Männer dieser Gruppe sind gross, denn sie gehören einer hochgewachsenen Rasse an, und aus dem selben Grunde sind jene Brachycephalen Langschädel; bei näherem Zusehen werdet ihr in ihrem Äussern und Innern die spezifischen Charaktere des Germanen schon entdecken. Die Hieroglyphen der Natursprache sind eben nicht so logisch mathematisch, so mechanisch deutbar wie mancher Forscher zu wähnen beliebt. Es gehört Leben dazu, um Leben zu verstehen. Dabei fällt mir eine Thatsache ein, die mir von verschiedenen Seiten gemeldet wird, dass nämlich ganz kleine Kinder, besonders Mädchen, häufig einen ausgeprägten Instinkt für Rasse besitzen. Es kommt nicht selten vor, dass Kinder, die noch keine Ahnung haben, was ein „Jude“ ist, noch dass es überhaupt so etwas giebt, zu heulen anheben, sobald ein echter Rassenjude oder eine Jüdin in ihre Nähe tritt! Der Gelehrte weiss häufig nicht einen Juden von einem Nichtjuden zu unterscheiden; das Kind, das kaum erst sprechen kann, weiss es. Ist das nicht eine trostreiche Erfahrung? Mich dünkt, sie wiegt einen ganzen anthropologischen Kongress, oder zum mindesten einen ganzen Vortrag des Herrn Professor Kollmann auf. Es giebt doch noch etwas auf der Welt ausser Zirkel und Metermass. Wo der Gelehrte mit seinen künstlichen Konstruktionen versagt, kann ein einziger unbefangener Blick die Wahrheit wie ein Sonnenstrahl aufhellen.

> Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
> Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

Den Anthropologen wollen wir ihre chamäprosopen Kreise nicht länger als nötig stören, doch das durch ihren Fleiss zu

Tage geförderte Material wollen wir ebensowenig geringschätzen, sondern es als wertvolle Bereicherung unserer Kenntnis des Germanen und als ernste Mahnung in Bezug auf das Vordringen des Nichtgermanen unter uns wohl zu benützen wissen.

Die so notwendige Beschränkung des Namens „Germane" auf diejenigen, welche wirklich Germanen oder zum Mindesten stark mit germanischem Blute durchsetzt sind, wird also niemals rein mathematisch durchzuführen sein, sondern immer jenen Blick des Züchters und jenen Instinkt des Kindes erfordern. Viel wissen sollte freilich hierzu nur von Nutzen sein, doch viel sehen und viel fühlen ist noch unentbehrlicher. Und somit tritt unsere Untersuchung der notwendigen Beschränkungen des Begriffes Germane auf das geistige Gebiet über, wo die Geschichte uns auf jeder Seite lehrt, das Germanische vom Ungermanischen zu scheiden, zugleich auch das Physische daran zu erkennen und hochzuhalten.

Physiognomik

Zugleich Geist und Körper, Seelenspiegel und anatomisches Faktum, fordert zunächst die Physiognomik unsere Aufmerksamkeit. Man betrachte z. B. das Antlitz Dante Alighieri's; man wird daraus eben soviel lernen wie aus seinen Dichtungen.[1])

---

[1]) Dass Dante ein Germane, nicht ein Kind des Völkerchaos ist, folgt nach meiner Überzeugung so evident aus seinem Wesen und Werke, dass ein Nachweis hierüber durchaus entbehrlich dünken muss. Doch ist es immerhin interessant zu wissen, dass der Name Alighieri ein gotischer ist, aus Aldiger korrumpiert; er gehört zu jenen deutschen Personennamen, denen wie Gerhard, Gertrud u. s. w. die Vorstellung gér = Speer zu Grunde liegt (eine Thatsache, welche mit Hinblick auf Shake-spear den Phantasten viel hätte zu denken geben sollen!). Dieser Name kam der Familie durch Dante's väterliche Grossmutter, eine Gotin aus Ferrara zu, die Aldigiero hiess. Über die Abstammung des väterlichen Grossvaters sowie der Mutter weiss man heute nur das Eine, dass die versuchte Anknüpfung an römische Geschlechter eine pure Erfindung jener italienischen Biographen ist, die es ruhmvoller fanden, Rom anzugehören als Germanien; da aber der Grossvater ein Krieger war, von Kaiser Konrad zum Ritter geschlagen, und Dante selbst angiebt, er gehöre zum kleinen Adel, so ist die Abstammung aus rein germanischem Stamme so gut als erwiesen. (Vergl. Frans Xaver

Das ist ein charakteristisch g e r m a n i s c h e s Gesicht! Kein Zug daran gemahnt an irgend einen bekannten hellenischen oder römischen Typus, geschweige an irgend eine der asiatischen und afrikanischen Physiognomien, welche die Pyramiden uns treu aufbewahrt haben. Ein neuer Mensch ist in die Weltgeschichte eingetreten! Die Natur hat in der Fülle ihrer Kraft eine neue



Seele erzeugt: schaut hin, dort spiegelt sie sich in einem noch nie erblickten Menschenantlitz wieder! „Über dem inneren Orkan, der im Antlitz Ausdruck fand, erhob sich kühn die fried-

---

Kraus: *Dante,* Berlin 1897, S. 21—25.) Noch bis an die Grenze des 15. Jahrhunderts werden in den Urkunden viele Italiener als Alemannen, Langobarden u. s. w. bezeichnet, *ex alamanorum genere, legibus vivens Langobardorum* etc. (und zwar trotzdem die meisten schon längst zum römischen Recht übergetreten waren, womit sonst die dokumentarische Sichtbarkeit ihrer Abstammung verschwand); so durch und durch war jenes Volk, in welchem die angebliche „römische Kultur“ heute ihren Herd erblicken will, mit rein germanischem Blut, und zwar als dem einzig schöpferischen Element, durchsetzt (siehe Savigny: *Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter,* I, Kap. 3).

liche Stirn und wölbte sich zur Marmorkuppel.“[1]) Ja, ja, Balzac hat Recht: Orkan und Marmorkuppel! Hätte er bloss gemeldet, Dante sei ein leptoprosoper Dolichocephal, es wäre damit nicht viel gesagt gewesen. Einen zweiten Dante wird man allerdings nicht finden, doch ein Gang durch die Büstensammlung des Berliner Museums wird überzeugen, wie sehr gerade dieser



Typus sich in dem durch und durch von Goten, Langobarden und Franken germanisierten Norditalien festgesetzt hatte; die nächste unzweifelhafte physiognomische Verwandtschaft finden wir noch heute in jenen vorhin genannten deutschen Tirolern, sowie in Norwegen, und einzelne verwandte Züge überall, wo es echte Germanen giebt. Jedoch, betrachten wir die grössten germanischen Männer, so werden wir nicht eine, sondern zahlreiche physiognomische Gestaltungen finden; zwar wiegt die kühne, mächtig geschwungene Nase vor, doch finden wir fast alle denkbaren Kombinationen bis zu jenem gewaltigen Kopfe, der in jedem Zug das Gegenstück zu dem Dante‘s abgiebt, gerade

---

[1]) Balzac: *Les Proscrits.*

in diesem Gegensatz die innige Verwandtschaft verratend: bis zu dem Kopf Martin Luther‘s. Hier umweht jener Orkan, von dem Balzac sprach, Stirn und Augen und Nase, keine Marmorkuppel wölbt sich darüber; es ruht aber dieser flammenspeiende Vulkan von Energie und Gedankenfülle auf Mund und Kinn wie auf einem granitnen Felsen. Jeder kleinste Zug des gewaltigen Antlitzes zeugt von Thatendurst und Thatkraft; bei diesem Anblick steigen Einem die Worte Dante‘s ins Gedächtnis:

> Colà dove si puote
> Ciò che si vuole!

Dieser Mann kann, was er will, und sein ganzes Wollen strebt hinaus zu grossen Thaten: in diesem Kopf wird nicht studiert, um gelehrt zu sein, sondern um Wahrheit zu erforschen, Wahrheit fürs Leben; er singt nicht um des Ohrenschmauses willen, sondern weil Gesang das Herz erhebt und kräftigt; er hätte es nicht wie Dante vermocht, stolz und verkannt abseits zu leben, seinen Ruhm künftigen Geschlechtern anvertrauend, — was gilt diesem Antlitz Ruhm? „Die L i e b e ist der Pulsschlag unseres Lebens,“ sagte er. Und wo kräftige Liebe, da ist auch kräftiger Hass. Von einem derartigen Antlitz zu sagen, wie Henke, es repräsentiere den norddeutsch-slavischen Typus, ist durchaus irrig.[1]) Eine so gewaltige Erscheinung ragt über derartige Spezifikationen weit hinaus; sie zeigt uns die äussere Einkleidung einer der erstaunlich reichen Entwickelungsmöglichkeiten des germanischen Geistes in ihrer höchsten Fülle. Wie Dante‘s, so gehört auch Luther‘s Antlitz dem gesamten Germanentum an. Man findet diesen Typus In England, wohin nie ein Slave drang, man begegnet ihm unter den thatkräftigsten Politikern Frankreichs. Lebhaft stellt man sich diesen Mann 1500 Jahre früher vor, hoch zu Ross, die Streitaxt schwingend zum Schutze seiner

---

[1]) A. a. O., S. 20. — Das hier über Luther Ausgeführte ist inzwischen von Dr. Ludwig Woltmann durch die streng anthropologische Untersuchung bestätigt worden; siehe *Politisch-Anthropologische Revue,* 1905, S. 683 ff.

geliebten nordischen Heimat, und dann wieder am trauten Herde inmitten der Kinder Schar, oder an der Männertafel, das Methorn bis auf den letzten Tropfen leerend und Heldenlieder den Ahnen zum Ruhme singend. — Zwischen Dante und Luther bewegt sich die reiche physiognomische Skala grosser Germanen. Wie Tacitus sagte: sie gleichen nur sich. Jeder Versuch aber einer Lokalisierung der Typen, etwa nach Nord und Süd oder nach keltischem Westen und slavischem Osten, ist offenbar verfehlt, verfehlt wenigstens, sobald man die bedeutenderen und darum charakteristischeren Männer ins Auge fasst und von den Zufälligkeiten der Tracht, namentlich der Barttracht, absieht. Goethe z. B. könnte der Gesichtsbildung nach jedem germanischen Stamme entsprossen sein, Johann Sebastian Bach auch, Immanuel Kant ebenfalls.

Freiheit und Treue

Und nun wollen wir versuchen, einen Blick in die Tiefen der Seele zu werfen. Welches sind die spezifischen geistigen und moralischen Kennzeichen dieser germanischen Rasse? Gewisse Anthropologen hatten uns belehren wollen, alle Menschenrassen seien gleichbegabt; wir wiesen auf das Buch der Geschichte hin und antworteten: das lügt ihr! Die Rassen der Menschheit sind in der Art ihrer Befähigung, sowie in dem Masse ihrer Befähigung sehr ungleich begabt, und die Germanen gehören zu jener Gruppe der Zuhöchstbegabten, die man als Arier zu bezeichnen pflegt. Ist diese Menschenfamilie eine durch Blutbande geeinigte, einheitliche? Entwachsen diese Stämme wirklich alle der selben Wurzel? Ich weiss es nicht, es gilt mir auch gleich; keine Verwandtschaft kettet inniger aneinander als Wahlverwandtschaft, und in diesem Sinne bilden ohne Frage die indoeuropäischen Arier eine Familie. In seiner *Politik* schreibt Aristoteles (I, 5): „Wenn es Menschen gäbe, die an Körpergrösse allein soweit hervorragten, wie die Bilder der Götter, so würde Jedermann gestehen, dass die übrigen von Rechtswegen sich diesen unterwerfen müssen. Ist aber dies in Beziehung auf den Körper wahr, so kann mit noch grösserem Rechte diese selbe Unterscheidung zwischen hervorragenden Seelen und gewöhnlichen gemacht werden.“ Körperlich und seelisch ragen die Arier unter

allen Menschen empor; darum sind sie von Rechtswegen (wie der Stagirit sich ausdrückt) die Herren der Welt. Aristoteles fasst übrigens seinen Gedanken noch knapper zusammen und sagt: „Einige Menschen sind von Natur frei, andere Sklaven;“ damit trifft er den moralischen Kernpunkt. Denn die Freiheit ist durchaus nicht ein abstraktes Ding, auf welches jeder Mensch von Hause aus ein Anrecht hätte, sondern ein Recht auf Freiheit kann offenbar einzig aus der Befähigung zu ihr hervorgehen, und diese wiederum setzt physische Kraft und geistige Kraft voraus. Man darf die Behauptung aufstellen, dass selbst die blosse Vorstellung der Freiheit den meisten Menschen gänzlich unbekannt ist. Sehen wir nicht den *Homo syriacus* sich genau eben so gut und glücklich entwickeln als Knecht wie als Herr? Bieten uns nicht die Chinesen ein grossartiges Beispiel der selben Gesinnung? Erzählen uns nicht alle Historiker, dass die Semiten und Halbsemiten trotz ihrer grossen Intelligenz niemals einen dauernden Staat zu bilden vermochten, und zwar weil stets Jeder die ganze Macht an sich zu reissen bestrebt war, somit zeigend, dass sie nur für Despotie und Anarchie, die beiden Gegensätze der Freiheit, Befähigung besassen?[1]) Und da sehen wir gleich, welche grosse Gaben Einer besitzen muss, damit von ihm gesagt werden könne, er sei „von Natur frei“, denn die erste Bedingung hierzu ist die Kraft der Gestaltung. Nur eine staatenbildende Rasse kann eine freie sein; die Begabung, welche den Einzelnen zum Künstler und Philosophen macht, ist wesentlich die selbe, welche, durch die ganze Masse als Instinkt verbreitet, Staaten bildet und dem Einzelnen das schenkt, was der gesamten Natur bisher unbekannt geblieben war: die Idee der Freiheit. Sobald wir das einsehen, fällt die nahe Verwandtschaft der Germanen mit den Hellenen und Römern auf, zugleich erkennen wir das sie Unterscheidende. Bei den Griechen überwiegt das individualistisch Schöpferische sogar bis in die Staatenbildung; bei den Römern ist die kommunistische Kraft der die Freiheit verleihenden Gesetzgebung, der die Freiheit verteidigenden Kriegsgewalt das Vor-

---

[1]) Vergl. S. 385.

herrschende; den Germanen dagegen ist vielleicht eine geringere Gestaltungskraft zu eigen, sowohl dem Einzelnen wie dem Gesamtkörper, doch besitzen sie eine Harmonie der Beanlagung, ein Gleichgewicht zwischen dem Freiheitsdrang des Einzelnen, der in der freischöpferischen Kunst seinen höchsten Ausdruck findet,[1]) und dem Freiheitsdrang der Gesamtheit, der den Staat schafft, durch welche sie sich den grössten Vorgängern ebenbürtig erweisen. Nie hat eine Kunst Gewaltigeres (wenn auch Formvollendeteres) geschaffen als die, welche zwischen der beschwingten Feder Shakespeare‘s und dem Ätzgriffel Albrecht Dürer‘s alles Menschliche einschliesst, und welche in ihrer ureigensten Sprache, der Musik, tiefer ins innerste Herz hineingreift als jeder vorangegangene Versuch, aus Sterblichem Unsterbliches zu schaffen, Stoff zu Geist umzuwandeln. Und inzwischen bewährten sich die von Germanen gegründeten Staaten Europas trotz ihres gewissermassen improvisierten, ewig provisorischen, wechselreichen Charakters — eher, sollte ich wohl sagen, dank diesem Charakter — als die dauerhaftesten der Welt, auch als die machtvollsten. Trotz aller Kriegesstürme, trotz der Bethörungen jenes Erbfeindes, des Völkerchaos, der das Gift bis in das Herz unserer Nationen hineintrug, blieben Freiheit und ihr Korrelat, der Staat, wenn auch manchmal das Gleichgewicht zwischen beiden arg gestört schien, doch durch alle Zeiten hindurch das gestaltende und erhaltende Ideal: deutlicher als je erkennen wir das heute.

Damit das stattfinden konnte, musste sich jener zu Grunde liegenden gemeinsamen „arischen“ Anlage zu freier Schöpfungskraft ein weiterer Zug beigesellen: die unvergleichliche und durchaus eigenartige g e r m a n i s c h e T r e u e. War jene geistige und körperliche Entwickelung, die bis zur Idee der Freiheit führt und auf der einen Seite Kunst, Philosophie und Wissenschaft, auf der anderen Staaten (sowie Alles, was an Kulturerscheinungen unter diesem Begriff sich subsumieren lässt) erzeugt, den Germanen mit den Hellenen und Römern gemeinsam, so ist dagegen die

[1]) Siehe S. 53, 62,69 u. s. w.

überschwängliche Auffassung der Treue ein spezifischer Charakterzug der Germanen. Wie der alte Johann Fischart singt:

> Standhaft und treu, und treu und standhaft,
> Die machen ein recht t e u t s c h Verwandtschaft!

Julius Caesar hatte neben der kriegerischen Tüchtigkeit auch die beispiellose Treue der Germanen sofort erkannt und bei ihnen so viele Reiter gedungen, wie er nur bekommen konnte. In der für die Weltgeschichte so entscheidenden Schlacht bei Pharsalus schlugen sie sich für ihn; die romanisierten Gallier hatten den Imperator in der Stunde der Not verlassen, die Germanen dagegen bewährten sich als eben so treu wie tüchtig. Diese Treue gegen den aus freier Entschliessung, eigenmächtig erwählten Herrn ist der bedeutendste Zug im Charakter der Germanen; an ihm können wir sehen, ob reines germanisches Blut in den Adern fliesst oder nicht. Man hat viel gespottet über die deutschen Söldnerheere, doch gerade an ihnen zeigt sich das echte, kostbare Metall dieser Rasse. Gleich der erste römische Alleinherrscher, Augustus, bildete seine persönliche Leibgarde aus Germanen; wo hätte er sonst auf unbedingte Treue rechnen dürfen? Während der ganzen Dauer des römischen West- und Ostreiches wird dieser selbe Ehrenposten mit den selben Leuten besetzt, nur schickt man immer weiter nach Norden, da mit der sogenannten „lateinischen Kultur“ die Pest der Treulosigkeit immer weiter in die Länder gedrungen war; zuletzt, ein Jahrtausend nach Augustus, sind es Angelsachsen und Normannen, die um den Thron von Byzanz Wache stehen. Der arme germanische Leibgardist! Von den politischen Prinzipien, welche die chaotische Welt zu einer scheinbaren Ordnung mit Gewalt zusammenschmiedeten, verstand er dazumal eben so wenig, wie von den Streitigkeiten über die Natur der Dreifaltigkeit, die ihm manchen Tropfen Blut kosteten: doch Eines verstand er: die Treue zu wahren dem selbsterwählten Herrn. Als unter Nero die friesischen Gesandten die hinteren Plätze, die man ihnen im Zirkus angewiesen hatte, verliessen und sich stolz auf die vordersten Bänke der Senatoren unter die reichgeschmückten Vertreter fremder Völker setzten, was gab den Besitzlosen,

die nach Rom gekommen waren, um sich Land zum Ackerbau zu erbitten, ein so kühnes Selbstbewusstsein? Wessen durften sie einzig sich rühmen? „Kein Mensch der Welt übertreffe die Germanen an T r e u e!“[1]) Über diesen grossen grundlegenden Charakterzug der Treue in seiner geschichtlichen Bedeutung hat Karl Lamprecht so schöne Worte geschrieben, dass ich mir einen Vorwurf daraus machen müsste, wollte ich sie hier nicht abdrucken. Er hat soeben von dem „Gefolge“ gesprochen, welches in dem altdeutschen Staate seinem Häuptling Treue bis in den Tod schuldete und bewährte, und fährt dann fort: „Es ist einer der grossartigsten Züge s p e z i f i s c h g e r m a n i s c h e r L e b e n s a u f f a s s u n g, welcher in der Bildung dieser Gefolge mitspricht, der Zug der Treue. Unverstanden dem Römer, unerlässlich dem Germanen, bestand es schon damals, jenes ewig wiederkehrende deutsche Bedürfnis engster persönlicher Aneinanderkettung, vollen Aufgehens ineinander, gänzlichen Austausches aller Strebungen und Schicksale: das Bedürfnis der Treue. Die Treue war unseren Altvordern nie eine besondere Tugend, sie war der Lebensodem alles Guten und Grossen; auf ihr beruhte der Lehensstaat des früheren, auf ihr das Genossenschaftswesen des späteren Mittelalters, und wer wollte sich die militärische Monarchie der Gegenwart denken ohne Treue?..... Man sang nicht bloss von der Treue, man lebte in ihr. Das Gefolge der Frankenkönige, die Hofgesellschaft der grossen Karlinge, die staatsmännische und kriegerische Umgebung unserer mittelalterlichen Kaiser, das Personal der Zentralverwaltungen unserer Fürsten seit dem 14. und 15. Jahrhundert sind nichts als Umformungen des alten germanischen Gedankens. Denn darin beruhte die wundersame Lebenskraft der Einrichtung, dass sie nicht in wandelbare politische oder auch moralische Grundlagen ihre Wurzel senkte, sondern in dem Urgrund wurzelte germanischen Wesens selbst, in dem Bedürfnis der Treue.“ [2])

Lamprecht hat, glaube ich, an dieser Stelle, so wahr und

[1]) Tacitus: *Annalen,* XIII, 54.
[2]) *Deutsche Geschichte,* 2. Auflage, I, 136.

schön auch Alles ist, was er sagt, den „Urgrund“ doch nicht vollkommen aufgedeckt. Die Treue, wenngleich sie einen unterscheidenden Zug den Mestizenvölkern gegenüber bildet, ist nicht ohne weiteres ein spezifisch germanischer Zug. Treue findet man bei fast allen reingezüchteten Rassen, nirgends mehr z. B. als bei Negern, und — ich frage es — welcher Mensch vermöchte in der Bewährung der Treue Höheres zu leisten als der edle Hund? Nein, um jenen „Urgrund germanischen Wesens“ aufzudecken, muss man zeigen, welcher Art diese germanische Treue ist, was aber nur gelingen kann, wenn man vorher die Freiheit als den intellektuellen Untergrund des gesamten Wesens erfasst hat. Denn das Kennzeichen dieser Treue ist ihre freie Selbstbestimmung; das ist es, was sie unterscheidet. Der menschliche Charakter gleicht dem Wesen Gottes wie die Theologen es darstellen: mannigfaltig und doch ununterscheidbar, untrennbar einheitlich. Diese Treue und jene Freiheit wachsen nicht eine aus der anderen, sondern sind zwei Erscheinungsformen des selben Charakters, welcher sich uns einmal mehr von der intellektuellen, das andere Mal mehr von der moralischen Seite zeigt. Der Neger und der Hund dienen ihrem Herrn, wer er auch sei: das ist die Moral des Schwachen, oder, wie Aristoteles sagt, des von Natur zum Sklaven Geborenen; der Germane wählt sich seinen Herrn, und seine Treue ist daher Treue gegen sich selbst: das ist die Moral des Freigeborenen. Doch hatte sie die Welt noch niemals in der Art erblickt wie beim Germanen. Die Untreue des übermässig begabten Verkünders der poetischen und politischen Freiheit, nämlich des Hellenen, war von jeher sprichwörtlich; der Römer war nur treu in der Verteidigung des Seinen, deutsche Treue blieb ihm, wie Lamprecht sagt, „unverstanden“; näher scheint hier (wie überhaupt auf moralischem Gebiete) die Verwandtschaft mit den Indoeraniern, doch fehlte diesen so auffällig der künstlerische Zug ins Abenteuerliche, das Leben Freigestaltende, dass auch ihre Treue jene schöpferische, weltgeschichtliche Bedeutung nicht erlangte, welche germanische Sinnesart ihr verlieh. Hier wieder, wie vorhin bei der Betrachtung des Freiheitsgefühles, finden wir bei dem Germanen eine höhere Harmonie des Charakters; daher

dürfen wir sagen, dass auf dem Erdenrund kein Mensch, auch die grössten nicht, ihn übertroffen hat. Eines ist sicher: will man die geschichtliche Grösse des Germanen erklären, indem man sie in ein einziges Wort zusammenfasst — immer ein bedenkliches Unternehmen, da alles Lebendige proteusartig ist — so muss man seine T r e u e nennen. Das ist der Mittelpunkt, von wo aus der gesamte Charakter, oder besser, die gesamte Persönlichkeit sich überblicken lässt. Nur muss man wohl verstehen, dass diese Treue nicht der Urgrund ist, wie Lamprecht meint, nicht die Wurzel, sondern die Blüte, die Frucht, an welcher wir den Baum erkennen. Daher ist gerade diese Treue der feinste Prüfstein, um echtes germanisches Wesen von unechtem zu scheiden; denn nicht an den Wurzeln, sondern an den Früchten erkennt man die Arten; doch bedenke man, dass bei schlechter Witterung mancher Baum keine Blüten oder nur verkümmerte treibt, was bei den hartbedrängten Germanen sich auch manchmal traf. Die Wurzel des besonderen Charakters ist ohne allen Zweifel jene allen Ariern gemeinsame und ihnen allein eigentümliche, bei den Griechen am üppigsten in die Erscheinung tretende freischöpferische Anlage, über die ich mich in dem Anfang des Kapitels über Hellenische Kunst und Philosophie ausgelassen habe (siehe Seite 53 fg.); alles leitet sich daher: Kunst, Philosophie, Politik, Wissenschaft; auch die Blüte der Treue finden wir durch diesen besonderen Saft gefärbt. Den Stamm bildet dann die positive Kraft, die physische und die intellektuelle (die von einander gar nicht zu scheiden sind); bei den Römern, denen wir die festen Grundlagen von Familie und Staat verdanken, war gerade dieser Stamm mächtig entwickelt. Doch die wahren Blüten eines derartigen Baumes sind die, welche Gemüt und Gesinnung zeitigen. Freiheit ist eine Expansivkraft, welche die Menschen auseinander sprengt, germanische Treue ist das Band, welches freie Menschen durch ihre innere Gewalt fester aneinander anschliesst als das Schwert des Tyrannen; Freiheit bedeutet Durst nach unmittelbarer, selbstentdeckter Wahrheit, Treue die Ehrfurcht vor dem, was den Ahnen wahr dünkte; Freiheit schafft sich ihre eigene Bestimmung, Treue hält unerschütterlich an dieser Bestimmung fest. Treue

gegen die Geliebte, Treue gegen Freund und Eltern und Vaterland finden wir vielerorten; doch hier, beim Germanen, ist etwas hinzugekommen, wodurch der grosse Instinkt zu einer unendlich tiefen Seelenkraft, zu einem Lebensprinzip wird. Shakespeare lässt den Vater seinem Sohne als höchsten Ratschlag für seinen Lebensweg, als diejenige Mahnung, welche alle anderen in sich beschliesst, die Worte mitgeben:

Dies Eine über Alles — sei dir selber treu!

Das Prinzip der germanischen Treue ist, wie man sieht, nicht das Bedürfnis der Aneinanderkettung, wie Lamprecht meint, sondern im Gegenteil das Bedürfnis der Beharrlichkeit innerhalb des eigenen, autonomen Kreises; sie bezeugt die Selbstbestimmung; in ihr bewährt sich die Freiheit; durch sie behauptet der Lehensmann, der Innungsgenosse, der Beamte, der Offizier seine persönliche Unabhängigkeit. Für den freien Mann heisst Dienen sich selber befehlen. „Erst die Germanen brachten der Welt die Idee der persönlichen Freiheit,“ bezeugt Goethe. Was bei den Indern Metaphysik war und insofern notwendiger Weise verneinend, weltabgewandt, ist hier als ein Ideal des Gemütes ins Leben übertragen, es ist der „Lebensodem alles Guten und Grossen“, in der Nacht ein Stern, dem Ermatteten ein Sporn, dem vom Sturm Gejagten ein Rettungsanker.[1]) Bei der Charakteranlage des Germanen ist Treue die notwendige Vollendung der Persönlichkeit, ohne welche sie auseinanderfällt. Immanuel Kant hat eine kühne, echt germanische Definition der Persönlichkeit gegeben: sie ist, sagt er, „die Freiheit und Unabhängigkeit von dem Mechanismus der ganzen Natur“; und was sie leistet, hat er folgendermassen geschildert: „Was den Menschen über sich selbst (als einen Teil der Sinnenwelt) erhebt, was ihn an eine Ordnung der Dinge knüpft, die nur der Verstand denken kann und die zugleich die ganze Sinnenwelt unter sich hat, ist die Persönlichkeit.“ Ohne die Treue wäre diese Erhebung aber eine todbringende;

---

[1]) Der indischen Empfindung jedoch durchaus analog, insofern auch hier das regulative Prinzip ins innerste Herz verlegt wird.

dank ihr allein kann der Freiheitsdrang sich entwickeln und Segen bringen statt Fluch. Treue in diesem germanischen Sinne kann ohne Freiheit nicht e n t stehen, doch ist nicht abzusehen, wie ein unbegrenzter, schöpferischer Drang nach Freiheit ohne Treue b e stehen könnte. Sie bezeugt die kindliche Angehörigkeit zur Natur und gestattet gerade dadurch dem Menschen, sich über die Natur zu erheben, ohne dass er, wie der hellenische Phaeton, zerschmettert zur Erde falle. Darum schreibt Goethe: „Treue wahrt uns die Person!“ Die germanische Treue ist der Gürtel, welcher dem vergänglichen Einzelnen unvergängliche Schönheit verleiht, sie ist die Sonne, ohne welche kein Wissen zur Weisheit reifen kann, der Zauber, durch den allein das leidenschaftliche Thun des Freien zur bleibenden That gesegnet.

Ideal und Praxis

Mit diesem Wenigen, höchst Vereinfachten halten wir, glaube ich, schon das wesentlich Unterscheidende an der geistigen und moralischen Veranlagung der Germanen. Die weitere Ausführung würde leicht ein ganzes Buch füllen, doch wäre es nur eine Ausführung. Will man den Germanen von seinen nächsten Anverwandten klar unterscheiden, so greife man in das tiefste Wesen hinein und stelle z. B. einen Kant als Morallehrer einem Aristoteles gegenüber. Für Kant ist „die Autonomie des Willens das oberste Prinzip der Sittlichkeit“; eine „moralische Persönlichkeit“ besteht für ihn erst von dem Augenblick an, wo „eine Person keinen anderen Gesetzen als die sie sich selbst giebt, unterworfen ist“. Und nach welchen Prinzipien soll diese autonome Persönlichkeit sich selbst Gesetze geben? Nach der Annahme eines unbeweisbaren „Reiches der Zwecke: freilich nur ein Ideal!“ Ein Ideal also soll das Leben bestimmen! Und in einer Anmerkung zu dieser selben Schrift *(Grundlegung zur Metaphysik der Sitten)* stellt Kant in wenigen Worten diese neue, spezifisch germanische Weltauffassung der hellenischen entgegen: „Dort ist das Reich der Zwecke eine theoretische Idee, zur Erklärung dessen, was da ist; hier (bei uns Germanen) ist es eine praktische Idee, um das, was nicht da ist, aber durch unser Thun und Lassen w i r k l i c h w e r d e n k a n n, zu Stande zu bringen.“ Welche Kühnheit, ein moralisches Reich, welches nicht da ist, durch unseren

Willen erschaffen, „wirklich“ werden lassen! Eine wie gefährliche Kühnheit, wäre nicht jenes Prinzip der Treue am Werk, das für Kant‘s eigene geistige Physiognomie so überaus charakteristisch ist! Und man merke wohl diese Gegenüberstellung: hier (beim Germanen) Ideal und zugleich Praxis, dort (beim Hellenen) das nüchtern Reale und als Geselle die Theorie. Der grosse Kapitän der Mächte des Chaos spottete über die deutschen „Ideologen“, wie er sie nannte: ein Beweis von Unverständnis, denn es waren praktischere Menschen als er selber. Nicht das Ideal sitzt in den Wolken, sondern die Theorie. Das Ideal ist, wie Kant es hier zu verstehen giebt, eine praktische Idee zum Unterschied von einer theoretischen Idee. Und was wir hier, auf den Höhen der Metaphysik, in scharfen Umrissen erblicken, wir finden es überall wieder: der Germane ist der idealste, doch zugleich der praktischste Mensch der Welt, und zwar, weil hier nicht Gegensätze vorliegen, sondern im Gegenteil Identität. Dieser Mensch schreibt die Kritik der reinen Vernunft, erfindet aber im selben Augenblick die Eisenbahn; das Jahrhundert Bessemer‘s und Edison‘s ist zugleich das Jahrhundert Beethoven‘s und Richard Wagner‘s. Wer hier die Einheit des Impulses nicht empfindet, wem es rätselhaft dünkt, dass der Astronom Newton seine mathematischen Forschungen unterbrechen konnte, um einen Kommentar zur Offenbarung Johannis zu schreiben, dass Crompton seine Spinnmaschine lediglich deswegen erfand, um mehr Musse für die ihm einzig teure Musik zu gewinnen, und dass Bismarck, der Staatsmann von Blut und Eisen, sich in den entscheidenden Augenblicken seines Lebens Beethoven‘s Sonaten vorspielen lassen musste, der versteht noch gar nichts vom Wesen des Germanen und kann auch folglich dessen Rolle in Vergangenheit und Gegenwart der Weltgeschichte nicht richtig beurteilen.

Germane und Antigermane

Darauf kommt es nun hier an. Wir haben gesehen, wer der Germane ist:[1]) sehen wir jetzt, wie sein Eintritt in die Geschichte sich gestaltete.

---

[1]) Das ganze neunte Kapitel, indem es die germanische Civilisation und Kultur in ihren Hauptlinien zu schildern unternimmt,

Ich bin nicht befähigt und auch nicht gewillt, in diesem Buche eine Geschichte der Germanen zu geben; doch können wir das 19. Jahrhundert weder insofern es ein Ergebnis der vorangegangenen ist, noch in seiner eigenen riesigen Expansivkraft begreifen und schätzen, wenn wir nicht klare Vorstellungen besitzen, nicht allein über das Wesen des Germanen, sondern auch über den Konflikt, der seit anderthalb Jahrtausenden zwischen ihm und dem Nicht-Germanen herrscht. Das Heute ist das Kind des Gestern; was wir h a b e n, ist zum Teil das Erbe des vorgermanischen Altertums, was wir s i n d, ist ganz das Werk jener Urgermanen, die man uns als „Barbaren" hinzustellen beliebt, als wäre die Barbarei eine Frage der relativen Civilisation und als bezeichne sie nicht einzig eine Verwilderung des Gemütes. Treffend leuchtete Montesquieu schon vor 150 Jahren in diese Begriffsverwirrung hinein. Nachdem er ausgeführt hat, wie alle Staaten, die das heutige Europa ausmachen (Amerika, Afrika, Australien kamen damals noch nicht in Betracht), das Werk der plötzlich aus unbekannten Wildnissen aufgetauchten germanischen Barbaren seien, fährt er fort: „Doch eigentlich waren diese Völker keine Barbaren, da sie frei waren; Barbaren sind sie erst später geworden, als sie, der absoluten Macht unterworfen, der Freiheit verlustig gingen."[1]) In diesen Worten ist sowohl der Charakter der Germanen ausgesprochen, wie auch das Schicksal, gegen welches sie unablässig anzukämpfen bestimmt waren. Denn es ist nicht abzusehen, welche einheitliche, in sich abgeschlossene Kultur auf einem reingermanischen Boden hätte entstehen können; statt dessen trat aber der Germane in eine schon fertig gestaltete Weltgeschichte ein, in eine Weltgeschichte, mit der er bisher in keine Berührung gekommen war. Sobald der nackte Kampf ums Dasein ihm Musse dazu liess, erfasste er mit Leidenschaft die beiden konstruktiven Gedanken, welche die in völliger Auflösung begriffene „alte Welt" noch in ihren Todeskämpfen

---

bildet eine Ergänzung zu dem hier mit möglichst wenig Strichen Skizzierten.

[1]) *Lettres persanes,* CXXXVI.

auszubilden bestrebt war: das Kaisertum und das Christentum. War das ein Glück? Wer dürfte die Frage bejahen? Keinen grossen Gedanken des Altertums überkam er in reiner Gestalt, sondern alle übermittelt durch die sterilen, schalen, lichtscheuen, freiheitsfeindlichen Geister des Völkerchaos. Doch dem Germanen blieb keine Wahl. Um zu leben, musste er die fremden Sitten, die fremden Gedanken sich zunächst so aneignen, wie sie ihm dargeboten wurden; er musste in die Lehre gehen bei einer Civilisation, die in Wahrheit nicht mehr wert war, ihm die Schuhriemen aufzulösen; gerade das, was ihm am nächsten verwandt gewesen wäre, hellenischer Schaffensdrang, römische Volksgesetzgebung, die erhaben einfache Lehre Christi, wurde seinem Auge gänzlich entzogen, um erst nach vielen Jahrhunderten durch seinen eigenen Fleiss ausgegraben zu werden. Seine bedenkliche Assimilationsfähigkeit kam ihm bei der Aneignung des Fremden sehr zu statten, auch jene „Blödigkeit“, die Luther lobt als „ein sicher Zeichen eines frommen, gottesfürchtigen Herzens“, die aber in ihrer übertriebenen Schätzung fremden Verdienstes zu mancher Bethörung führt. Deswegen bedarf es aber auch eines scharfen, kritischen Auges, um in Motiven und Gedanken jener alten Heldengeschlechter das echt Germanische von dem aus seinem natürlichen Stromwege Abgeleiteten, bisweilen auf ewig Abgeleiteten, zu scheiden. So ist z. B. die absolute religiöse Toleranz der Goten, als sie Herren jenes römischen Reiches geworden waren, wo lange schon das Prinzip der Intoleranz herrschte, eben so charakteristisch für germanische Gesinnung wie der Schutz, den sie den Denkmälern der Kunst gewährten.[1]) Wir sehen hier gleich jene beiden Züge: Freiheit und Treue. Charakteristisch ist auch die Beharrlichkeit, mit welcher die Goten den Arianismus festhielten. Gewiss hat Dahn Recht,

---

[1]) Siehe oben S. 315 und vergl. Gibbon: *Roman Empire,* chapter XXXIX, und Clarac: *Manuel de l'histoire de l'art chez les Anciens jusqu'à la fin du 6me siècle de notre ère,* II, 857 suiv. Die Mestizenvölker zerstörten die Denkmäler, teils aus religiösem Fanatismus, teils weil die Statuen den besten Baukalk abgaben und die Tempel vortreffliche Quadern. Wo sind die wahren Barbaren?

wenn er sagt, es sei Zufall, dass die Goten der Sekte der Arianer, nicht der der Athanasier zugeführt wurden; doch der Zufall hört dort auf, wo die Treue anfängt. Dank dem grossen Wulfila besassen die Goten die ganze Bibel in ihrer heimatlichen Sprache, und Dahn's Spott über die geringe Beanlagung dieser rauhen Männer für theologische Dispute ist wenig am Platze der Thatsache gegenüber, dass die Quelle ihres religiösen Glaubens ihnen aus diesem lebendigen Buche floss, was nicht jeder Christ des 19. Jahrhunderts von sich behaupten könnte.[1]) Und nun kommt das wirklich Entscheidende — nicht der öde Streit über Homousie und Homöusie, den schon Kaiser Konstantin für „müssig" erklärt hatte — sondern das treue Festhalten an dem einmal Erwählten und die Betonung der germanischen Eigenart und des Rechtes der Selbstbestimmung dem Fremden gegenüber. Wenn die Germanen wirklich so willenlose Barbaren gewesen wären, wie Dahn sie darstellt, eben so bereit, den Osiriskult anzunehmen wie irgend einen anderen Glauben, wie kommt es, dass sie im 4. Jahrhundert alle (Langobarden, Goten, Vandalen, Burgunder u. s. w.) den Arianismus annahmen und, während er anderswo kaum fünfzig Jahre sich behauptete, ihm, allein unter allen Menschen, Jahrhunderte lang treu blieben? Theologisches erblicke ich gar nicht darin, auch lege ich nicht den geringsten Wert auf jene Spitzfindigkeiten, die man aus Allem und Jedem herausklügeln kann, um eine vorgefasste These durchzuführen, sondern ich richte mein Augenmerk einzig auf die ganz grossen Charakterthatsachen, und ich sehe hier wiederum Treue und Unabhängigkeit. Ich sehe hier die Germanen die Lossagung von Rom tausend Jahre vor Wyclif instinktiv durchführen, zu einer Zeit, wo Rom als Kirche sich vom Kaiseramte noch gar nicht klar geschieden hatte,

---

[1]) Wie charakteristisch gerade das Bibelstudium für die Goten war, kann man bei Neander: *Kirchengeschichte,* 4. Auflage, III, 199 lesen. Neander citiert u. a. einen Brief, in welchem Hieronymus sein Erstaunen darüber ausspricht, wie „die barbarische Zunge der Goten nach dem reinen Sinne der hebräischen Urschrift forsche", während man im Süden „sich gar nicht darum kümmere". Das war schon im Jahre 403!

und vermag in einer solchen Erscheinung weder einen Zufall, noch eine „Nebensache“[1]) zu erblicken. Wie wenig nebensächlich diese religiöse Erscheinung ist, geht aus Karl Müller‘s Darstellung hervor (*Kirchengeschichte,* 1892, I. 263), wo wir in Bezug auf die arianischen Germanen lesen: „Jedes Reich hat seine eigene Kirche. Kirchliche Verbände im Stil der katholischen Kirche giebt es nicht.... Die neuen Priester... sind Bestandteile der Stammes- und Volksorganisation gewesen. Der Bildungsgrad des Klerus ist natürlich ein ganz anderer, als der des katholischen: rein national germanisch, ohne Berührung mit der kirchlichen und profanen Kultur der alten Welt. Dagegen steht nach allen christlichen Zeugnissen Sitte und Sittlichkeit der arianischen Germanen unermesslich höher als die der katholischen Romanen. Es ist die sittliche Reinheit eines noch unverdorbenen Volkes gegenüber einer durch und durch faulen Kultur.“ Duldsam, evangelisch, sittlich rein: so waren die Germanen, ehe sie dem Einfluss Roms unterlagen.

Eigentümlich ist es nun, wie später gerade Germanen sich umgarnen und zu Rittern der antigermanischen Mächte machen liessen; ich fürchte, es ist dies ebenfalls ein echt germanischer Zug, denn alles Lebende trägt in sich den Keim zu seinem eigenen Verderben und Tod. Zwar dachte Karl der Grosse nicht im Traume daran, dem römischen Bischof zu dienen, im Gegenteil, auch dessen Gewalt wollte er der seinen dienstbar machen; er behandelt den Papst wie ein Herr seinen Unterthanen,[2]) er wird von seinen Zeitgenossen ein „Reformator“ der Kirche genannt und setzt sogar in dogmatischen Dingen, wie in der Verehrung der Bilder, die er als echter Germane unbedingt verwarf, seinen Willen gegen den Roms durch. Doch verhindert das Alles nicht, dass gerade er das Papsttum aufrichtete, indem er ihm Macht und Ansehen verlieh und indem er jener Verquickung von deut-

---

[1]) Dahn, 2. Auflage von Wietersheim‘s *Völkerwanderung,* II. 60.

[2]) Dass der Papst auch thatsächlich der Unterthan des Kaisers war, steht juristisch und staatsrechtlich fest, so dass die leidenschaftlichen Dissertationen für und wider zwecklos sind. (Siehe Savigny: *Geschichte des römischen Rechtes im Mittelalter,* I, Kap. 5.)

schem Königtum mit römischem Christentum Vorschub leistete, von der bisher keine Rede gewesen war und die von nun an wie ein Alp auf Deutschland lastete. Man denke sich doch die Entwickelung der Dinge, wenn auch die Franken Arianer geworden wären, oder wenn sie als Katholiken sich früh, etwa unter Karl dem Grossen, von Rom losgesagt und national organisierte Kirchen gegründet hätten wie die meisten Slaven! Als die Päpste sich an Karl'‘s Vorgänger, Karl Martell und Pipin flehentlich um Hilfe wandten, war die Stellung Roms als Weltmacht verloren; die entschiedene Zurückweisung seiner Prätentionen hätte sie für alle Zeiten vernichtet. Ja, wenn nur Karl‘s Versuche geglückt wären, sich die Kaiserkrone nicht von den Römern, sondern von Byzanz aus verleihen zu lassen, so wäre die kirchliche Unabhängigkeit der Germanen nie ernstlich gefährdet worden. Karl‘s gesamte Lebensthätigkeit bezeugt eine so eminent deutsch-nationale Gesinnung in allen ihren Bestrebungen, dass man, allem Schein und auch manchen entgegengesetzten Folgen zum Trotz, die Germanisierung als sein Ziel anerkennen muss, und nicht allein als sein Ziel, sondern auch als sein Werk; denn er ist der Gründer Deutschlands, derjenige, welcher, wie schon der alte Widukind sagt, zuerst aus den Deutschen *quasi una gens* gemacht hat, und insofern ist er der wahre Urheber des heutigen nicht mehr „heiligen römischen“, sondern „heiligen deutschen“ Reiches. Die römische Kirche dagegen war von Hause aus und notwendiger Weise die Schild- und Waffenträgerin aller antigermanischen Bestrebungen; sie war es von Anfang an, musste es aber täglich mehr und offener werden, und war es daher nie deutlicher als am heutigen Tage. Und dennoch verdankt sie ihre Existenz den Germanen! Ich rede hier gar nicht von Glaubensdingen, sondern von dem Papsttum als idealer Weltmacht; gläubige Katholiken, die ich im Herzen verehre, haben das selbe eingesehen und ausgesprochen. Um nur ein einziges Beispiel zu geben, welches sich ausserdem an vor Kurzem Gesagtes anschliesst: wir sahen, dass die religiöse Duldsamkeit dem Germanen, als einem freiheitlich gesinnten Manne und als einem Manne, dem die Religion ein inneres Erlebnis bedeutet, von Hause aus natürlich ist; vor der Besitz-

ergreifung des römischen Reiches durch die Goten war die Verfolgung an der Tagesordnung gewesen, dann aber unterblieb sie lange Zeit, denn die Germanen machten ihr ein Ende. Erst als die Lehren und die Leidenschaften des Völkerchaos den Germanen seinem eigenen Selbst entfremdet hatten, begann der Franke den Sachsen das Christentum mit dem Schwerte zu predigen. Aus dem *De civitate Dei* entnahm Karl seine Pflicht zur gewaltsamen Bekehrung,[1]) wozu er von dem Papst, der ihm den Titel *Christianissimus Rex* verlieh, unaufhörlich angetrieben wurde; und so wütete jener erste Dreissigjährige Krieg unter germanischen Brüdern, verheerend, zerstörend, unauslöschbaren Hass säend, nicht aus eigenem Antrieb, sondern dank dem Einfluss Roms, genau ebenso, wie neunhundert Jahre später der zweite Dreissigjährige Krieg, den in manchen Teilen Deutschlands nur ein Fünfzigstel der Einwohner überlebte — jedenfalls eine praktische Art, die Germanen los zu werden, sie unter einander sich vertilgen zu lassen! Und inzwischen war die Lehre des Augustinus, des afrikanischen Mestizen, das Dogma der grundsätzlichen Unduldsamkeit und der Bestrafung des Irrglaubens mit dem Tode in die Kirche eingedrungen und wurde, sobald das germanische Element genügend geschwächt, das antigermanische Element genügend gestärkt war, feierlich zum Gesetz erklärt und während eines halben Jahrtausends, inmitten einer sonst auf allen Gebieten fortschreitenden Kultur, der Menschheit zur ewigen Schmach, ins Werk gesetzt. Wie urteilt nun einer der hervorragendsten Katholiken des 19. Jahrhunderts über diesen merkwürdigen Vorgang, über diese Verwilderung von Menschen, die sich früher, als angebliche Barbaren, so human gezeigt hatten? „Es war“, sagt er, „ein Sieg, welchen das altrömische Kaiserrecht über den germanischen Geist errang.“[2])

Wollen wir nun die notwendige Beschränkung des Begriffes „Germane“ durchführen, d. h. das Germanische von dem Unger-

---

[1]) Hodgkin: *Charles the Great,* 1897, p. 107, 248.

[2]) Döllinger: *Die Geschichte der religiösen Freiheit* (in seinen akademischen Vorträgen, III, 278).

manischen scheiden, so müssen wir erst, wie ich es im Anfang dieses Kapitels versuchte, klare Vorstellungen über die zu Grunde liegenden Charakter- und Geisteseigenschaften des Germanen zu gewinnen suchen und sodann, wie jetzt eben an einem Beispiel angedeutet ward, dem Gange der Geschichte mit kritischem Blicke folgen. Derlei „Siege über den germanischen Geist" wurden nämlich viele gewonnen, manche nur mit vorübergehendem Erfolg, manche so gründlich, dass edle Völker auf ewig aus dem germanischen Verbande schwanden und einem progressiven Verfall anheimfielen. Denn dieser unter so verwickelten, widerspruchsvollen, durch und durch verrotteten Verhältnissen in die Weltgeschichte eingetretene Germane ist sich selber entfremdet worden. Alles wurde ja in Bewegung gesetzt, um ihn zu bethören: nicht allein die Leidenschaften, die Habgier, die Herrschsucht, alle die schlimmen Untugenden, die ihm mit Anderen gemeinsam sind, nein, auch sein besseres Teil wurde zu diesem Zweck geschickt bearbeitet: seine mystischen Regungen, sein Wissensdurst, seine Glaubenskraft, sein Schaffensdrang, seine hohen organisatorischen und gestaltenden Eigenschaften, sein edler Ehrgeiz, sein Bedürfnis nach Idealen — — — Alles wurde gegen ihn selber ausgebeutet. Zwar nicht als ein Barbar, wohl aber als ein Kind war der Germane in die Weltgeschichte eingetreten, als ein Kind, das alten erfahrenen Wüstlingen in die Hände fällt. Daher kommt es, dass wir das Ungermanische in dem Herzen der besten Germanen eingenistet finden, wo es, dank germanischem Ernst und germanischer Treue, oft festere Wurzel fasste, als an irgend einem andern Ort; daher aber auch die grosse Schwierigkeit, unsere Geschichte zu enträtseln. Montesquieu sagte uns vorhin, der Germane sei durch den Verlust seiner Freiheit später Barbar geworden: doch wer raubte sie ihm? Das Völkerchaos im Bunde mit ihm selber. Dietrich von Bern hatte den Titel und die Krone des Imperators von sich gewiesen; er war zu stolz, um mehr sein zu wollen als König der Ostgoten; späteren Germanen dagegen schillerte der kaiserliche Purpur vor den Augen wie ein zaubergewaltiger Talisman, so ganz waren sie von ungermanischen Vorstellungen geblendet. Denn

inzwischen waren die *Jurisconsulti* des poströmischen Afterrechtes gekommen und hatten den germanischen Fürsten Wunderdinge über königliche Gerechtsame ins Ohr geflüstert; und die römische Kirche, welche die mächtigste Verbreiterin des justinianischen Rechtes war,[1]) lehrte, dieses Recht sei ein heiliges, gottgegebenes;[2]) nun trat der Papst hinzu und erklärte sich für den einzigen Herrn aller Kronen; er allein, als Vertreter Christi auf Erden, könne sie verleihen und abnehmen,[3]) und dem *servus servorum* sei der Kaiser als blosser *rex regum* untergeordnet. Wenn aber der Papst die Kronen schenkte oder bestätigte, so war jeder König fortan König von Gottes Gnaden, und wenn der Rechtsgelehrte darthat, dem Träger der Krone sei von Rechtswegen das ganze Land zu eigen, sowie unbeschränkte Allmacht über seine Unterthanen, so war die Verwandlung fertig, und an der Stelle eines Volkes von freien Männern stand nun ein Volk von Knechten. Das nennt Montesquieu, und nicht mit Unrecht, Barbarei. Die germanischen Fürsten, die nicht allein aus Herrsch- und Habsucht, sondern auch in Folge der Verwirrung aller Begriffe auf diesen Pakt eingegangen waren, hatten sich unbewusst den feindlichen Mächten verdungen; nunmehr waren sie Stützen der antigermanischen Bestrebungen. Wieder war ein Sieg über den germanischen Geist errungen!

Weitere Beispiele davon, wie der Germane sich selber nach und nach entfremdet wurde, überlasse ich dem Sinnen des Lesers. Hatte er erst die Freiheit zu handeln und die Freiheit zu glauben verloren, so war die Grundlage seines besonderen, unvergleichlichen Wesens in einer Weise untergraben, dass nur die heftigste Empörung ihn vor gänzlichem Untergang retten konnte. Wie frei und kühn war nicht das religiöse Denken der ersten nordischen Scholastiker gewesen, voll Persönlichkeit und Leben; wie ge-

---

[1]) Savigny: *Geschichte des römischen Rechts,* I, Kap. 3.

[2]) „Das Mittelalter stellte das römische Recht als geoffenbarte Vernunft in Dingen des Rechts *(ratio scripta)* dem Christentum als geoffenbarte Religion zur Seite“ (Jhering: *Vorgeschichte der Indoeuropäer,* S. 302).

[3]) Phillips: *Lehrbuch des Kirchenrechtes,* 1881 (!), § 102 u. s. w.

knechtet und geknebelt erscheint es nach Thomas von Aquin, der bis auf den heutigen Tag allen katholischen Schulen als Gesetz gilt![1]) Wie rührend ist es, die rauhen Goten im Besitze ihrer gotischen Bibel zu wissen, den Worten Christi mit staunendem Halbverständnis lauschend, als erklängen sie aus irgend einem uralten, fast vergessenen Märchen, oder als dränge eine noch ferne Stimme an ihr Ohr, sie zu einer schönen, unvorstellbaren Zukunft heranrufend, dann im einfach gezimmerten Gotteshause oder im Kirchenzelt[2]) auf die Kniee sinkend und wie die Kinder um das Allernächstliegende betend! Doch jetzt war das alles entschwunden: die Bibel sollte einzig und allein in der lateinischen Vulgata — also nur von Gelehrten — gelesen werden und war selbst Priestern und Mönchen bald so wenig bekannt, dass schon Karl der Grosse die Bischöfe ermahnen musste, sich ernstlicher mit der Erforschung der heiligen Schrift abzugeben;[3]) der heilige Gottesdienst durfte fortan nur in einer Sprache gehalten werden, die kein Laie verstand.[4]) Wie leuchtend klar tritt schon

---

[1]) Dass Thomas von Aquin durch seine Mutter vom staufischen Hause abstammte und frühzeitig deutsches Wissen und Denken auf sich einwirken liess (Albertus Magnus), darf freilich auch nicht vergessen werden. Wo hätte das Chaos etwas Grosses ausgerichtet — und Aquin‘s geistige Leistung ist eine bewundernswert grosse, starke — ohne die Hilfe von Germanen?

[2]) Siehe Hieronymus: *Epistola ad Laetam.*

[3]) Döllinger: *Das Kaisertum Karl‘s des Grossen,* in Akad. Vortr., III, 102.

[4]) Interessant ist es, in dieser Verbindung darauf aufmerksam zu machen, dass Papst Leo XIII. durch die Konstitution *Officiorum numerum* vom 25. Januar 1897 die Bestimmungen des Index verbotener Bücher „nicht unerheblich verschärft hat“ (so sagt der orthodox-römische Kommentator Professor Hollweck: *Das kirchliche Bücherverbot,* 2. Auflage, 1897, S. 15). Der alte freiheitliche germanische Geist hatte sich nämlich auch unter den gläubigen Katholiken in Frankreich und Deutschland im 19. Jahrhundert zu regen begonnen; kirchliche Lehrer behaupteten, der Index gelte für diese Länder nicht, Bischöfe verlangten weitgehende Änderungen in freiheitlichem Sinne, Laien (Koblenz 1869) vereinigten sich zu Adressen, in denen sie die völlige Abschaffung des Index forderten (siehe a. a. O., S. 13, 14); da antwortete Rom mit einer Verschär-

zu Beginn des 13. Jahrhunderts die Idee reiner Wissenschaft durch Roger Bacon zu Tage — Naturbeobachtung, wissenschaftlich zu

---

fung des Bücherverbotes, über welche jeder Laie sich in der genannten bischöflich approbierten Schrift unterrichten kann. Nach diesem Gesetze ist dem gläubigen römischen Katholiken so ziemlich die gesamte Weltlitteratur verboten, und selbst solche Autoren wie Dante dürfte er nur in stark expurgierten, „bischöflich approbierten“ Ausgaben lesen. Interessant in Bezug auf die Verschärfung, welche die neue Indexkonstitution eingeführt hat, ist die Thatsache, dass hinfürder nicht bloss Bücher, welche theologische Fragen berühren, bischöflich approbiert sein müssen, sondern nach § 42 und 43 auch solche, welche von Naturwissenschaft und Kunst handeln, von keinem gläubigen Katholiken *absque praevia Ordinariorum venia* veröffentlicht werden dürfen. Besonders bemerkenswert ist aber, dass das Lesen der Bibel in der Volkssprache nach einer getreuen, vollständigen Ausgabe, a u c h w e n n d i e s e v o n K a t h o l i k e n b e s o r g t w i r d, „bei schwerer Sünde“ verboten ist! Nur die besonders redigierten und mit Anmerkungen versehenen, vom heiligen Stuhl „approbierten“ Ausgaben dürfen gelesen werden (a. a. O., S. 29). Übrigens kann diese Sorge nur für schon wankende Gemüter gelten, denn es wird im Religionsunterricht u. s. w. so eindringlich vor der Lektüre der heiligen Schrift gewarnt, dass ich 20 Jahre in katholischen Ländern gelebt habe, ohne einen einzigen katholischen Laien anzutreffen, der jemals die vollständige Bibel auch nur in der Hand gehalten hätte; sonst findet der *Index librorum prohibitorum* wenig oder keine Geltung im praktischen Leben; als wirklich gefährliches Buch für Rom wird eben mit unfehlbarem Blick einzig jenes eine Buch betrachtet, aus welchem die schlichte Gestalt Christi uns entgegentritt. Vor dem tridentinischen Konzil, d. h. also zu der Zeit, wo sich der spätere „Protestant“ noch nicht sichtbar vom späteren „Katholiken“ losgetrennt hatte, stand es freilich in Deutschland anders; durch jene Vorläuferin der Reformation, die „deutsche Kunst“ der Buchdruckerei, war in kurzer Zeit (und trotz des damals schon bestehenden ausdrücklichen kirchlichen Verbots) „die Bibel nach recht gemeinem Deutsch“ das verbreitetste Buch im ganzen Land geworden (Janssen: *Geschichte des deutschen Volkes,* I, 20). Diesem Zustande machte aber das Tridentiner Konzil durch das *Decretum de editione et usu sacrorum librorum* ein für allemal ein Ende. Immanuel Kant bewunderte übrigens die eiserne Konsequenz der römischen Kirche und betrachtete das Verbot des Bibellesens als „den Schlusstein der römischen Kirche“ (Hasse: *Letzte Ausserungen Kant‘s,* 1804, S. 29). Zugleich pflegte

betreibende Philologie, Mathematik! Doch seine Werke werden von Rom verdammt und zerstört, er selber im besten Mannesalter in ein Kloster interniert, jede ernste Erforschung der Natur jahrhundertelang hintangehalten und dann Schritt für Schritt bekämpft. Dass solche Leuchten der Wissenschaft wie Kopernikus und Galilei gute Katholiken waren, solche Vorboten neuer kosmologisch-philosophischer Vorstellungen wie Krebs (Nicolaus von Cusa), Bruno, Campanella und Gassendi gar Kardinäle, Mönche und Priester, beweist nur, dass es sich bei allen diesen Erscheinungen nicht um religiöse Glaubensdifferenzen handelt, sondern um den Kampf zwischen zwei Weltanschauungen, oder noch besser, zwischen zwei menschlichen Naturen, der germanischen und der antigermanischen, was auch seinen deutlichen Ausdruck darin fand, dass die meisten dieser Männer verfolgt oder zum mindesten ihre Schriften verboten wurden.[1]) Kardinal Nicolaus Cusanus, der Vertraute der Päpste, der das Glück hatte, v o r der durch das tridentinische Konzil eingeleiteten retrograden Bewegung zu leben, bewährte sein echt germanisches Wesen dadurch, dass er als erster die Fälschung der Isidor'schen Dekretalien, der angeblichen Konstantin'schen Schenkung u. s. w. nachwies, und dass er als thätiger Reformator der Kirche zwar erfolglos, doch unermüdet das erstrebte, was später auf anderem Wege erzwungen werden musste. Der Mann, welcher Fälschungen aufdeckt, kann unmöglich mit denen, welche die Fälschungen begehen, moralisch Identisch sein. Und so dürfen wir denn ebensowenig nach Konfessionen wie nach Nationen trennen, um

---

er sich über die Protestanten lustig zu machen, „welche sagen: forschet in der Schrift selbst, aber ihr müsst nichts anderes darin finden, als was wir darin finden“ (Reicke: *Lose Blätter aus Kant's Nachlass* II, 34).

[1]) Höchst bemerkenswert ist es, dass solche bahnbrechende, freisinnige Philosophen wie Bruno und Campanella aus dem äussersten Süden Italiens stammen, wo selbst noch heute, nach den anthropologischen Feststellungen, der indogermanische, ausgesprochene Dolichocephal-Typus auf der Halbinsel verhältnismässig am stärksten vertreten ist (siehe Ranke: *Der Mensch,* II, 299).

das echt Germanische vom Antigermanischen zu scheiden. Nicht allein, dass vor dem Tridentiner Konzil zwischen römischen Christen und anderen nicht unterschieden werden kann, da ja manche grosse Kirchenlehrer, wie Origenes, und viele „katholische“ Doktoren in Anschauungen und Lehren, die von da an als häretisch galten, bedeutend weiter gegangen waren als ein Luther oder gar ein Hus; sondern auch später, und bis auf den heutigen Tag, sehen wir hervorragend germanische Geister aus tiefer Überzeugung, aus treuer Anhänglichkeit an die gewaltige Idee einer universellen Kirche im Gehorsam gegen Rom verbleiben und dennoch sich als echteste Germanen bewähren; während andrerseits jener Mann, in welchem die Empörung gegen die antigermanischen Mächte ihren gewaltigsten Ausdruck fand, Martin Luther, sich auf Augustinus beruft um die Fürsten zur Unduldsamkeit anzuhalten, und Calvin den grossen Arzt Michel Servet wegen seiner dogmatischen Ansichten verbrennt und dafür die Billigung selbst des humanen Melanchthon erhält. Wir dürfen also nicht einmal einzelne Menschen ohne weiteres als Muster des Germanen hinstellen; sondern sobald sie dem nichtgermanischen Einfluss in Erziehung, Umgebung u. s. w. unterworfen gewesen sind — und wer war das nicht während mindestens eines Jahrtausends? — müssen wir sorgfältig unterscheiden lernen zwischen dem, was aus der echten, reinen, eigenen Natur, sei es im Guten oder im Bösen, als lebendiger Bestandteil der Persönlichkeit hervorwächst und dem, was dieser Persönlichkeit gewaltsam aufgepfropft oder gewaltsam unterbunden wurde.

In einem gewissen Sinne kann man, wie man sieht, die geistige und moralische Geschichte Europas von dem Augenblick des Eintrittes der Germanen an bis auf den heutigen Tag, als einen Kampf zwischen Germanen und Nicht-Germanen, zwischen germanischer Gesinnung und antigermanischer Sinnesart betrachten, als einen Kampf, der teils äusserlich, Weltanschauung gegen Weltanschauung, teils innerlich, im Busen des Germanen selbst, ausgefochten wird. Doch hiermit deute ich bereits auf den folgenden Abschnitt hin. Das in diesem Gesagte will ich zum Schluss zusammenfassen, indem ich auf den vollendetsten Typus

des Antigermanen hinweise; es ist dies, glaube ich, die wertvollste Ergänzung zum positiven Bilde.

Ignatius von Loyola

Der Kampf gegen das Germanische hat sich in einem der ausserordentlichsten Männer der Geschichte gewissermassen verkörpert; hier wie anderwärts hat eine einzige grosse Persönlichkeit durch ihr Beispiel und durch die Summe von Lebenskraft, die sie in die Welt setzte, mehr vermocht als alle vielköpfigen Konzilien und alle feierlichen Beschlüsse grosser Körperschaften. Und es ist gut seinen Feind vor sich in einer Gestalt zu sehen, welche Achtung verdient, sonst kann Hass oder Geringschätzung das Urteil leicht trüben. Ich wüsste nicht, wer berechtigt wäre, Ignatius von Loyola aufrichtige Anerkennung zu versagen. Er erträgt physische Schmerzen wie ein Held,[1]) ist moralisch ebenso furchtlos, sein Wille ist eisern, sein Thun zielbewusst, sein Denken durch keine Gelehrsamkeit und Künstelei verdorben; er ist ein scharfsinniger, praktischer Mann, der nie über Kleinigkeiten stolpert und dennoch seiner Wirksamkeit gerade dadurch eine ferne Zukunft sichert, dass er stets die Bedürfnisse des Augenblicks als Grundlage seines Wirkens ergreift und ausnutzt; dazu selbstlos, ein Feind aller Phrasen, nicht eine Spur Komödiant; ein Soldat und ein Edelmann, der das Priestertum eher zu seinen Zwecken gebraucht, als ihm seinem Wesen nach jemals angehört. Dieser Mann nun war ein Baske; nicht allein war er in dem rein baskischen Teile Spaniens geboren, sondern seine Biographen versichern, er sei aus echtem, unvermischtem baskischen Stamme, d. h. also, er gehörte einer Menschenrasse an, die nicht allein ungermanisch ist, sondern in keinerlei Verwandtschaft zu der gesamten indoeuropäischen Gruppe steht.[2]) In Spanien bildeten seit der keltischen Einwanderung die gemischten Keltiberer einen Grundteil der Bevölkerung, doch in gewissen nördlichen Teilen

---

[1]) Sein in einer Schlacht zerschmettertes Bein liess er zweimal nach vollendeter Heilung wieder gewaltsam brechen, weil es kürzer als das andere geworden war und ihn somit zum Kriegsdienst untauglich machte.

[2]) Siehe Bastian: *Das Beständige in den Menschenrassen,* S. 110; Peschel: *Völkerkunde,* 7. Aufl., S. 539.

blieben bis auf den heutigen Tag die iberischen Basken unvermischt, und ein solches „echtes Kind des rätselhaften, verschlossenen, thatkräftigen und phantastischen Baskenstammes“ soll Ignatius, eigentlich lñigo, sein.[1]) Es ist, nebenbei gesagt (als Illustration für die unvergleichliche Bedeutung von Rasse), höchst bemerkenswert, dass der Mann, dem die Erhaltung des spezifisch-römischen, antigermanischen Einflusses auf Jahrhunderte hinaus zum grössten Teil zugeschrieben werden muss, nicht selber ein Kind des Chaos war, sondern ein Mann von echtem, reinem Stamm. Daher die Einfachheit und Kraft, die uns so wunderbar anmuten, wenn wir inmitten des römischen Babel des 16 Jahrhunderts, wo beim Erlebnis der Wiedergeburt germanischen Selbstbewusstseins (die wahre Renaissance!) alle Stimmen erschrocken und ratlos durcheinander kreischen, diesen einen Mann erblicken, der abseits, geräuschlos, völlig unbekümmert um das, was Andere beschliessen und erstreben (ausser insofern es seine Pläne berührt), seinen eigenen Weg geht und ohne Hast, mit voller Beherrschung seiner angeborenen Leidenschaftlichkeit, den Kriegsplan entwirft, die Taktik festsetzt, die Truppen eindrillt zu dem durchdachtesten und daher gefährlichsten Ansturm, der je auf germanisches Wesen — oder vielmehr auf arisches Wesen überhaupt — unternommen wurde. Wer es für einen Zufall hält, dass diese Persönlichkeit ein Baske war, wer es für einen Zufall hält, dass dieser Baske, obwohl er bald fähige und ihm ganz ergebene Mitarbeiter von verschiedenen Nationalitäten gefunden hatte, auf der Höhe seines Wirkens nur mit einem einzigen Manne intim, fast unzertrennlich lebte, mit ihm allein beratschlagte, durch ihn allein seinen Willen kundgab, und dass dieser Eine ein rassenechter, erst spät zum Christentum übergetretener Jude war (Polanco) — wer, sage ich, an derlei Erscheinungen achtlos vorübergeht, hat kein Gefühl für die Majestät der Thatsachen.[2]) Gewinnt man zu dem innersten Geistes-

---

[1]) Gothein: *Ignatius von Loyola und die Gegenreformation,* 1895, S. 209.
[2]) Es verdient noch bemerkt zu werden, dass die zwei ersten

leben dieses merkwürdigen Mannes Zutritt, was durch seine *Exercitia spiritualia* (ein Grundlehrbuch der Jesuiten noch heute) leicht gelingt, so hat man den Eindruck, als träte man in eine vollkommen fremde Welt ein. Zuerst fühlte ich mich in einer christlich ausstaffierten mohammedanischen Atmosphäre:[1]) der krasse Materialismus aller Vorstellungen — dass man z. B. den Gestank der Hölle riechen, ihre Flammenglut fühlen solle, der Gedanke, dass Sünden Vergehen gegen ein „paragraphoses" Gesetz sind, so dass man darüber Buch führen kann und soll nach einem bestimmt angegebenen Schema, und anderes dergleichen — gemahnen an semitische Religionen; doch thäte man letzteren sehr Unrecht, wollte man sie mit dem kaum übertünchten Fetischismus des Loyola identifizieren. Das Grundprinzip der Religion des Ignatius ist die Bekämpfung jeglicher Symbolik. Man hat ihn einen Mystiker genannt und mystische Einflüsse auf sein Denken nachzuweisen gesucht, doch ist dieser Kopf gänzlich unfähig, den Begriff der Mystik im indoeuropäischen Sinne auch nur zu fassen; denn alle Mystik, von Yâjñavalkya bis Jakob Böhme, bedeutet den Versuch, die Schlacken der Empirie abzuwerfen, um unmittelbar in einer transscendenten, empirisch unvorstellbaren Urwahrheit aufzugehen,[2]) während Loyola's ganzes Bestreben im genauen Gegensatz zum Mysticismus darauf hinausgeht, alle Mysterien der Religion als konkrete, sinnfällige Thatsachen hinzustellen: wir sollen sie sehen, hören, schmecken, riechen, betasten! Seine *Exercitia* bedeuten nicht eine Anleitung zu mystischer Betrachtung, sondern vielmehr die systematische

---

Männer, welche sich dem Ignatius anschlossen und somit seinen Orden mitbegründeten, ebenfalls nicht Indoeuropäer waren: Franz Xavier war, wie Ignatius, ein echter Baske, Faber ein echter, krass abergläubischer Savoyard (siehe S. 359. Anm. 2).

[1]) Seitdem Obiges geschrieben wurde, ist ein Buch erschienen von Hermann Müller: *Les origines de la compagnie de Jésus,* in welchem nachgewiesen wird, Ignatius habe die Organisation der mohammedanischen Geheimbünde sehr genau studiert und folge auch in seinen Exercitien vielfach mohammedanischen Auffassungen. Wahrlich, dieser Mann ist der personifizierte Antigermane!

[2]) Siehe Kap. 9, Abschnitt „Weltanschauung".

Ausbildung der in uns allen vorhandenen hysterischen Anlagen. Das rein sinnliche Element der Phantasie wird auf Kosten der Vernunft, auf Kosten der Urteilskraft grossgezogen und bis zur äussersten Leistungsfähigkeit getrieben; auf diese Weise siegt die animalische Natur über die intellektuelle, und nunmehr ist der Wille — nicht gebrochen, wie man allgemein behauptet, wohl aber in Ketten geschlagen. Im normalen Menschen bildet die Erkenntnis das Gegengewicht zum Willen; Loyola‘s Begriff richtet sich darum zunächst auf die Erkenntnis, als auf die Quelle der Freiheit und des Schaffensdranges; in einer seiner letzten Kundgebungen spricht er es knapp aus: er bezeichnet „den Verzicht auf den eigenen Willen und die Verleugnung des eigenen Urteils“ als „die Quelle der Tugenden“.[1]) Auch in den Exercitien heisst die erste Regel der Orthodoxie: „d i e V e r n i c h t u n g j e d e s e i g e n e n U r t e i l s“ (siehe die *Regulae ad sentiendum vere cum ecclesia,* reg. I).[2]) Hierdurch wird nun der Wille nicht ge-

[1]) Siehe das letzte Schreiben an die Portugiesen, analysiert und citiert bei Gothein: a. a. O., S. 450.

[2]) Der Jesuitenpater Bernhard Duhr hat in der 4. Aufl. seines bekannten Buches *Jesuiten-Fabeln* meinen *Grundlagen* einen Abschnitt gewidmet. Da die Darstellung einer abweichenden Auffassung immer anregend und aufklärend wirkt, würde ich gern diese Entgegnung allen meinen Lesern ebenso warm empfehlen wie ich jede Gelegenheit wahrgenommen habe, auf die Broschüre des katholischen Theologen Prof. Dr. Albert Ehrhard gegen diese *Grundlagen* hinzuweisen (Heft 14 der *Vorträge der Leogesellschaft*). Doch muss ich leider feststellen, dass mein jesuitischer Gegner vor Unwahrhaftigkeit nicht zurückscheut, wodurch er sich die Aufgabe zwar erleichtert, doch an Wirkungsfähigkeit bei vernünftigen, unabhängig denkenden Lesern einbüsst. Da eine Widerlegung Punkt für Punkt zu weit führen würde, wähle ich zwei Beispiele; sie werden genügen. — S. 936 sagt Duhr (unter Hinweis auf das von mir S. 523 Behauptete): „N i r g e n d s in den Exercitien wird darauf hingearbeitet, das eigene Urteil zu v e r n i c h t e n, im Gegenteil, eine Reihe von Anleitungen gegeben, unsere Kenntnis zu erweitern und darauf hin unser Urteil richtig zu bilden. Auch in der von Chamberlain angeführten Regel heisst es nur: „Mit B e i s e i t e s t e l l u n g unseres eigenen Urteils sollen wir uns bereit halten, in allem der wahren Braut Christi, der Kirche, zu gehorchen.“ Nun handelt

brochen, im Gegenteil, nur von dem Gehorsam gegen seinen natürlichen Herrn, das Individuum, losgebunden; was ihn aber jetzt meistert, ist die Zuchtrute der *Exercitia.* Durch diese wird, genau so wie bei den Fakiren, nur in weit überlegterer und darum erfolgreicherer Weise, ein pathologischer Zustand der gesamten Individualität erzeugt (und durch jährliche und bei widerstandsfähigen Personen noch häufigere Wiederholungen wird er immer von Neuem gestärkt), der genau so wirkt wie jede andere Hysterie. Die neuere Medizin fasst diese psycho-pathologischen

---

es sich schon nach dieser Deutung um einen frivolen Sophismus; denn wenn ich mein Urteil „beiseitestelle", um „in allem" das Urteil der Kirche als massgebend anzuerkennen, so habe ich kein eigenes Urteil mehr. In der von den Jesuiten selber herausgegebenen wörtlichen Übersetzung des spanischen Originals, *versio literalis ex autographo hispanico,* lesen wir aber: *Primo, deposito omni judicio proprio, debemus tenere animum paratum et promptum ad obediendum in omnibus verae sponsae Christi Domini nostri, quae est nostra sancta mater ecclesia hierarchica, quae romana est.* Und in der anderen von mir an besagtem Orte angerufenen Stelle, in Loyola's Brief an die Portugiesen, heisst es (§ 21): [*vos ego per Christum Dominum nostrum obtestor ut....*] *voluntatem dico atque judicium expugnare et subjicere studeatis.* Sind diese Worte nicht deutlich genug? Heisst *deponere,* heissen *expugnare* und *subjicere* wirklich „beiseitestellen"? — Der zweite Fall ist noch krasser. S. 665 habe ich einen Satz des Jesuiten Jouvancy über und gegen die Beschäftigung mit der Muttersprache angeführt; Duhr erwidert kecklich: „Eine so thörichte Behauptung hat Jouvancy nirgends aufgestellt." Dem gegenüber bitte ich folgendes Werk zur Hand zu nehmen: *Bibliothek der katholischen Pädagogik,* begründet unter Mitwirkung von G. R. Dr. L. Kellner, Weihbischof Dr. Knecht, Geistl. Rat Dr. Hermann Rolfus und herausgeg. von F. X. Kunz, Band X, *Der Jesuiten Sacchini, Juvencius und Kropf Erläuterungsschriften zur Studienordnung der Gesellschaft Jesu,* übersetzt von J. Stier, R. Schwickerath, F. Zorell, Mitgliedern derselben Gesellschaft, Freiburg i. B., bei Herder, 1898. Die Seiten 209 bis 322 enthalten die Übersetzung ins Deutsche von Jouvancy's *Lern- und Lehrmethode.* Und hier lesen wir, S. 229: „Bei dieser Gelegenheit müssen wir auf eine Klippe aufmerksam machen, die besonders jüngeren Lehrern gefährlich ist, nämlich das zu viele Lesen in Werken der Muttersprache, vorzüglich in poetischen. Dabei wird nicht nur viel Zeit verloren, sondern man leidet auch leicht Schiffbruch an der Seele."

Zustände unter der Bezeichnung „Zwangsneurose“ zusammen und weiss recht wohl, dass der Erkrankte nicht seinen Willen, wohl aber (innerhalb des Kreises der Zwangsvorstellungen) die f r e i e V e r f ü g u n g über seinen Willen gänzlich verliert! Natürlich kann ich hier nicht näher auf diesen höchst verwickelten Gegenstand eingehen, der gerade in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch die Experimente Charcot‘s und Anderer, sowie durch die wissenschaftliche Psychologie teilweise aufgehellt wurde, so weit wenigstens aufgehellt, dass man das Problem jetzt klar erfasst und die entsetzliche Macht der Physis über die Psyche deutlich erkennt;[1]) es genügt, wenn ich die V e r n i c h t u n g d e r p h y s i s c h e n G r u n d l a g e d e r F r e i h e i t als Loyola‘s erstes Ziel nachgewiesen habe. Dieser direkte Angriff auf den Leib des Menschen, nicht etwa, um den Leib dem Geist zu unterwerfen, sondern im Gegenteil, um durch Vermittlung des Leibes den Geist zu ergreifen und zu bemeistern, zeigt eine Gesinnung, die Allem, was wir Indoeuropäer jemals Religion genannt haben, widerspricht. Denn mit Askese hat Loyola‘s System nichts gemein; im Gegenteil, er perhorresciert die Askese und verbietet sie, und zwar von seinem Standpunkte aus mit Recht: denn die Askese steigert die intellektuellen Fähigkeiten und gipfelt, wenn mit eiserner Konsequenz durchgeführt, in der vollen Bewältigung der Sinne; diese mögen dann immerhin weiter, gleichsam als Material für die Phantasie, der mystischen Andacht einer heiligen Theresa oder der mystischen Metaphysik des Verfassers eines Chândogya dienen, fortan sind es dem Willen dienstbar gemachte, durch die Gewalt des Gemütes gehobene und geläuterte Sinne, was der indische Religionslehrer auszudrücken

---

[1]) Zu den interessantesten Zusammenfassungen aus letzter Zeit gehören die Aufsätze des Dr. Siegmund Freud: *Über die Ätiologie der Hysterie* und *Die Sexualität in der Ätiologie der Neurosen,* in den Jahrgängen 1896 und 1898 der Wiener klinischen Rundschau. Nach meiner Überzeugung bedeutet jeder starke Anreiz der äusseren Sinnenthätigkeit aus rein innerer Erregung, auch wo er nicht in sexueller Gestalt auftritt, eine Exacerbation des Sinnenlebens, dessen Sitz im Gehirn ist, und bedingt eine entsprechende Lähmung.

sucht, indem er schreibt; „der Wissende ist schon bei Lebzeiten körperlos“.[1]) Wogegen, wie gesagt, Loyola‘s Methode geradezu eine Gymnastik der Sinnlichkeit vorschreibt, durch welche, wie er es selber als Ziel bezeichnet, der Wille und das Urteil geknechtet werden. Während wahre Askese nur wenigen Auserwählten möglich ist, da hier der moralische Entschluss offenbar zu Grunde liegen und fortwährend die Zügel führen muss, wird für diese sogenannten „geistlichen Übungen“ Loyola‘s, die nie mehr als vier Wochen dauern dürfen (ausserdem aber nach der Anlage eines jeden Einzelnen vom Lehrer gekürzt und eingerichtet werden sollen) fast jeder Mensch, namentlich in jüngeren Jahren, ein eindrucksfähiges Subjekt abgeben. Die Suggestionskraft einer solchen krass mechanischen, mit unendlicher Kunst auf das Aufwühlen des ganzen Menschen angelegten Methode ist so gross, dass Niemand sich ihr ganz zu entziehen vermag. Auch ich fühle meine Sinne erzittern, wenn ich in diese Exercitien mich versenke; doch ist es nicht das anatomisch herausgeschnittene Herz Jesu, das ich erblicke (als ob der „Herz“ genannte Muskelapparat mit göttlicher Liebe etwas gemeinsam hätte!), sondern ich sehe den *Ursus spelaeus* beutegierig lauern; und wenn Loyola von der Furcht vor Gott spricht und lehrt, nicht die „kindliche Furcht“ dürfe uns genügen, sondern wir müssten erzittern „in jener anderen Furcht, genannt *timor servilis*“, d. h. in der schlotternden Angst hilfloser Sklaven, da höre ich auch jenen gewaltigen Höhlenbären brüllen und fühle es nach, wie die armen, nackten, wehrlosen Menschen der Diluvialzeit, Tag und Nacht von Gefahr umgeben, bei dieser Stimme erzitterten.[2]) Die gesamte geistige Ver-

---

[1]) Çankara: *Die Sûtra‘s des Vedânta,* I, 1, 4.

[2]) *Regulae ad sentiendum cum ecclesia,* Nr. 18. Höchst bemerkenswert in Bezug auf diese Grundlehre des Ignatius (und alles Jesuitismus) ist die Thatsache, dass der Kirchenvater Augustinus gerade die *timor servilis* für einen Beweis dafür hält, dass ein Mensch Gott n i c h t k e n n e! Von solchen Leuten sagt er: „sie fürchten Gott mit jener knechtischen Furcht, welche die Abwesenheit von Liebe beweist, denn vollkommene Liebe kennt keine Furcht“, *quoniam timent quidem Deum, sed illo timore servili, qui non est in charitate, quia perfecta charitas foras mittit timorem* (*De civi-*

fassung dieses Basken deutet auf ferne Jahrtausende zurück; von der geistigen Kulturarbeit der Menschheit hat er sich einiges Äusserliche als Material angeeignet, doch das innere Wachsen und Erstarken, jene grosse Emanzipation des Menschen von der Furcht, jenes allmähliche Abstreifen der Sinnestyrannei (die früher eine Existenzbedingung war und jede andere Anlage in ihrer Entwickelung hintanhielt), jener „Eintritt des Menschen in das Tageslicht des Lebens“ mit dem Erwachen seiner freischöpferischen Kraft, jene Richtung auf Ideale, die man nicht erst riecht und schmeckt, um an sie zu glauben, sondern die man „wirklich werden lässt“, weil der Mensch, zum moralischen Wesen ausgewachsen, es so will, jene göttliche Lehre, dass das Himmelreich nicht mit äusserlichen Geberden kommt, sondern Inwendig in uns liegt wie ein verborgener Schatz[1]) — — — alles das ist an diesem Manne spurlos vorübergegangen; abseits von jenen rastlos eilenden Gewässern, die zu dem grossen Strom des Ariertums zusammenfliessen, haben seine Vorfahren seit undenklichen Zeiten gelebt, stolz auf ihre Eigenart, organisch unfähig, von jener anderen Art innerlich irgend etwas zu erfahren. Und man glaube nicht, dass Ignatius in dieser Beziehung eine vereinzelte Erscheinung sei! Europa zählt Hunderttausende von Menschen, die unsere indoeuropäischen Sprachen reden, unsere Kleider tragen, an unserem Leben sich beteiligen, sehr tüchtige Leute sind, doch von uns Germanen ebenso geschieden, als bewohnten sie ein anderes Gestirn; hier handelt es sich nicht um eine Kluft, wie die, welche uns in so vielen Beziehungen vom Juden scheidet, über welche aber mancher Steg hinüber und herüber führt, sondern um eine Mauer, die, unübersteigbar, ein Land vom andern trennt. Die ausnehmende Wichtigkeit Loyola‘s liegt in seiner hervor-

---

tate Dei XXI, 24). Was jedem Germanen in dieser Beziehung heiliges Gesetz sein sollte, hat Goethe in den *Wanderjahren* (Buch II, Kap. 1) klar ausgesprochen: „Keine Religion, die sich auf Furcht gründet, wird unter uns geachtet.“ — Sehr fein bemerkt Diderot: *Il y a des gens dont il ne faut pas dire qu‘ils craignent Dieu, mais bien qu‘ils en ont peur* (*Pensées philosophiques,* VIII).

[1]) Siehe S. 199, 200.

ragenden Charaktergrösse; in einem solchen Manne erblicken wir darum das Ungermanische und das notwendiger Weise Antigermanische klar und gross, d. h. in bedeutender Gestalt, während es sonst, sei es durch scheinbare Geringfügigkeit, sei es durch die Unbestimmtheit eines Mestizenwesens leicht übersehen oder, wenn das nicht, doch schwer analysiert wird. Ich sagte „Charaktergrösse“, denn, in der That, andere Grösse ist hier ausgeschlossen: wir bemerken bei Loyola weder philosophische noch künstlerische Gedanken und ebensowenig eigentliche Erfindungskraft; selbst seine Exercitia sind in ihrer Anlage früheren Klosterübungen entlehnt[1]) und von ihm lediglich „materialisiert“ worden, und sein grosses Grundprinzip des widerspruchslosen Gehorsams ist die von einem alten Soldaten durchgeführte, gedankenlos rohe Übertragung einer militärischen Nottugend auf geistiges Gebiet. Aus seiner organisatorischen und agitatorischen Thätigkeit spricht feinste Schlauheit und genaue Kenntnis mittlerer Menschencharaktere (sehr bedeutende oder originelle Leute schloss er prinzipiell aus dem Orden aus), doch nirgends Tiefe. Um Missverständnisse und Missdeutungen abzuwenden, muss ich hinzufügen, dass ich nicht daran denke, ihm als A b s i c h t zuzuschreiben, was als Erfolg seines Thuns sich ergeben hat. Loyola hat nicht einmal seinen Orden mit dem Zweck, die Reformation zu bekämpfen, ins Leben gerufen — so versichern wenigstens die Jesuiten — viel weniger wird er irgend eine bestimmte Vorstellung mit dem Worte Germanen verknüpft und den Krieg gegen diese als Lebensziel aufgefasst haben. Man könnte fast ebenso gut behaupten, jene von den vordringenden Indoeuropäern immer weiter verjagte, vertriebene, verfolgte fremde Rasse der Basken habe sich durch ihn an dem Sieger rächen wollen. Doch gerade in diesem Buche, wo uns nicht Chronik, sondern die Auffindung grundlegender Geschichtsthatsachen beschäftigt, wäre zu betonen, wie viel Wahrheit sich hinter solchen chronistisch unhaltbaren Aussagen birgt. Denn nicht in dem, was er hat thun

---

[1]) Siehe auch das oben Nachgetragene über den mohammedanischen Einfluss auf die Abfassung der *Exercitia.*

w o l l e n, sondern in dem, was er hat thun m ü s s e n, liegt die Grösse jedes ausserordentlichen Mannes. Pater Bernhard Duhr mag uns in erregtestem Tone versichern,[1]) die Begründung des Jesuitenordens habe mit der Bekämpfung des Protestantismus nichts zu thun; seine Thätigkeit gipfelte nichtsdestoweniger von Anfang an so sichtbar und so erfolgreich in der Verfolgung dieses einen Zieles, dass schon die frühesten Biographen Loyola's ihm den Ehrentitel „Antiluther" verliehen. Und wer Antiluther sagt, sagt Antigermane — gleichviel ob er sich dessen bewusst ist oder nicht. Was aber die Rassenrache anbelangt, so beschäftigt die Thatsache des Wiederauflebens und der Vermehrung jener fast, doch niemals ganz ausgerotteten, in die Berge zurückgedrängten, physisch kräftigen, doch geistig untergeordneten, ungermanischen Rassen immer mehr die Aufmerksamkeit, nicht der Schwärmer, sondern der ernstesten Naturforscher.[2])

Mit Ignatius von Loyola stelle ich also den Typus des Antigermanen vor den Lesern hin und glaube damit der Definition des Germanen hinsichtlich jener notwendigen Beschränkung des im Anfang des Kapitels möglichst weit gefassten Begriffes gedient zu haben. Denn ich kann mir eine derartige Definition durchaus nicht als eine in Paragraphen vorgetragene denken — wir sahen ja, dass das nicht einmal beim physischen Menschen gelingt — sondern vielmehr als eine lebhaft vorgestellte, zu selbständigem Urteil befähigende. Hier noch mehr als anderwärts müssen wir

---

[1]) Siehe *Jesuitenfabeln,* 2. Auflage, S. 1 bis 11.

[2]) Vielleicht hätte ich hier mit grösserem Nachdruck darauf hinweisen sollen, dass von Beginn an die Wirksamkeit der Jesuiten sich hauptsächlich als eine antireformatorische bethätigt hat. So wussten z. B. zwei der unmittelbaren Schüler und Genossen des Ignatius, Salmeron und Lainez, auf dem Konzil von Trient die ausschlaggebenden Stellen zu erobern, der eine als Eröffner jeder Debatte, der andere als der das Schlusswort sprechende Redner. Kein Wunder, dass „die Freiheit eines Christenmenschen", über die Luther so herrliche Worte geschrieben hatte, auf diesem Konzil ein für alle Mal geknebelt wurde! Die grosse katholische Kirche betrat schon die Bahn, die sie nach und nach zu einer jesuitischen Sekte herabwürdigen sollte.

uns hüten, den Begriff im Worte erstarren zu lassen.[1]) Und derlei lebendige Begriffsbestimmungen sind nicht wie die mathematischen: es genügt nicht, zu sagen, das und jenes ist so und so, sondern erst durch die negative Ergänzung: nicht so und nicht so gewinnt die positive Schilderung Relief und wird der Begriff aus dem Worte erlöst.

Rückblick

Wir fanden in der Freiheit und der Treue die zwei Wurzeln des germanischen Wesens oder, wenn man will, die beiden Flügel, die es himmelwärts tragen. Nicht leere Worte waren das, sondern ein jedes umschloss einen weiten Komplex lebendiger Vorstellungen und Erfahrungen und geschichtlicher Thatsachen. Eine derartige Vereinfachung war äusserlich nur dadurch gerechtfertigt, dass wir reiche Gaben als die unumgängliche Grundlage dieser Eigenschaften nachwiesen: körperliche Gesundheit und Kraft, grosse Intelligenz, blühende Phantasie, unermüdlichen Schaffensdrang. Auch flossen Freiheit und Treue ineinander über wie alle wahren Naturkräfte: die spezifisch germanische Treue war eine Erscheinung der geläutertsten Freiheit, die Bewährung der Freiheit Treue gegen das eigene Wesen. Hier erhellt ebenfalls die spezifisch germanische Bedeutung des Begriffes P f l i c h t. Goethe sagt einmal — er redet von Kunstgeschmack, es gilt aber auf allen Gebieten: „Uns auf der Höhe unserer barbarischen Vorteile mit Mut zu erhalten, ist unsere Pflicht.“[2]) Das ist Shakespeare‘s: sei dir selber treu! Das ist Nelson‘s Signal am Morgen der Schlacht bei Trafalgar: „Das Vaterland erwartet, dass Jedermann seine Pflicht thue!“ Seine Pflicht? Die Treue gegen sich selbst, die Bewahrung seiner barbarischen Vorteile, d. h. (wie Montesquieu uns belehrte) der ihm angeborenen Freiheit. Im Gegensatz hierzu erblickten wir dann einen Mann, der die Vernichtung der Freiheit — Freiheit des Willens, Freiheit des Erkennens, Freiheit des Schaffens — als oberstes Gesetz verkündet, und der die Treue (welche ohne Freiheit bedeutungslos wäre) durch den Gehorsam ersetzt. Der Mensch soll werden

---

[1]) Vergl. Goethe: *Geschichte der Farbenlehre,* unter Scaliger.

[2]) *Anmerkungen zu Rameau‘s Neffe.*

— so sagt Loyola buchstäblich in den Konstitutionen für seinen Orden — „als ob er ein L e i c h n a m wäre, der sich auf jede Seite wenden und auf jede Weise mit sich verfahren lässt, oder wie der Stab eines Greises, der dem, welcher ihn in der Hand hält, überall und immer dient, wie und wo er ihn gebrauchen will.“[1]) Es wäre wohl unmöglich, den Gegensatz zu allem arischen Denken und Fühlen bestimmter auszusprechen als es in diesen Worten geschieht: dort sonnige, übermütige, tollkühne Schaffenslust, Menschen, welche unerschrocken die rechte Hand des Gottes, zu dem sie beten, ergreifen (S. 245), hier ein Leichnam, dem „die Vernichtung jedes eigenen Urteils“ als erste Lebensregel beigebracht worden und für den „die schlotternde, knechtische Furcht“ die Grundlage aller Religion ist.

Ausblick

Manchmal empfinde ich es schmerzlich, dass der gute Geschmack das Moralisieren in einem Buch wie das vorliegende verbietet. Denn sieht man jene prächtigen „Barbaren“ jugendfrisch, frei, zu allem Höchsten befähigt in die Weltgeschichte eintreten, gewahrt man sodann, wie sie, die Sieger, die echten Freigeborenen des Aristoteles, ihr reines Blut mit dem unreinen der Knechtgeborenen vermengen, wie sie bei den unwürdigen Epigonen grosser Geschlechter in die Lehre gehen müssen und sich nur unter unsäglichen Mühsalen aus der Nacht dieses Chaos zu einem neuen Tage hindurchringen, muss man des Weiteren erkennen, dass zu den alten Feinden und Gefahren alle Tage neue hinzutreten, dass diese wie die früheren von den Germanen mit offenen Armen aufgenommen, die warnenden Stimmen mit leichtem Sinn belächelt werden, dass während jeder Feind unserer Rasse mit vollem Bewusstsein und vollendeter List seine Absichten verfolgt, wir — noch immer grosse, harmlose Barbaren,

---

[1]) *„perinde ac si cadaver essent, quod quoquoversus ferri, et quacumque ratione tractare se sinit: vel similiter atque senis baculus, qui obicumque et quacumque in re velit eo uti, qui cum manu tenet, ei inservit.“*

das ganze Sinnen auf irdische und himmlische Ideale gerichtet, auf Besitz, auf Entdeckungen, auf Erfindungen, auf Bierbrauen, auf Kunst und Metaphysik, auf Liebe, und was weiss ich alles, doch jedes immer mit einem Stich ins Unmögliche, ins nie zu Vollendende, ins Jenseitige, denn sonst blieben wir lieber auf unseren Bärenhäuten liegen — wer es beobachtet, sage ich, wie wir ohne Waffe, ohne Abwehr, ohne Bewusstsein irgend einer Gefahr unseren Weg gehen, immer von Neuem bethört, immer bereit, das Fremde hochzuschätzen und das Eigene gering zu achten, die gelehrtesten aller Menschen und doch so wenig wissend über die uns zunächst umgebende Welt wie sonst keiner, die grössten Entdecker und doch mit chronischer Blindheit geschlagen: wer möchte da nicht moralisieren und etwa mit Ulrich von Hutten ausrufen: „O, freiwillig unglückliches Deutschland, der du mit sehenden Augen nicht siehst, und mit offenem Verstande nicht verstehst!“ Doch ich werde es nicht thun; ich fühle, dass dieses Amt mir nicht zukommt, und ich muss es gestehen, diese hochmütige Nichtbeachtung ist ein zu charakteristischer Zug, als dass ich ihn entbehren möchte. Der Germane ist nicht Pessimist wie der Inder, er ist auch kein guter Kritiker; eigentlich denkt er, im Vergleich mit anderen Ariern, überhaupt wenig; seine Gaben treiben ihn zum Handeln und zum Empfinden. Die Deutschen gar ein „Volk von Denkern“ zu nennen, ist bitterer Spott; ein Volk von Soldaten und von Kaufleuten wäre jedenfalls richtiger, auch von Gelehrten und von Künstlern — aber von Denkern? nein, diese sind spärlich gesäet.[1]) Darum konnte Luther die Deutschen geradezu „blinde Leute“ nennen; die übrigen Germanen sind es kaum weniger; denn zum Sehen gehört analytisches Denken, und dazu wiederum gehört Anlage, Zeit, Übung. Der Germane ist mit anderen Dingen beschäftigt; er hat seinen „Eintritt in die Weltgeschichte“ noch lange nicht beendet; er muss erst von der ganzen Erde Besitz ergriffen, die Natur nach allen Seiten erforscht, sich ihre Kräfte dienstbar ge-

[1]) Herder sagt (*Journal,* 1769, gegen Schluss): „die Deutschen denken viel und nichts.“

macht, er muss erst die Ausdrucksmittel der Kunst auf einen nie geahnten Grad der allseitigen Vollkommenheit gebracht und ungeheures, historisches Wissen als Material zusammengetragen haben — dann vielleicht wird er Zeit finden, sich zu fragen, was unmittelbar um ihn herum vorgeht. Bis dahin wird er fortfahren, am Rande des Abgrundes mit der selben Gemütsruhe fortzuschreiten wie auf blumiger Wiese. Daran lässt sich nichts ändern, denn diese Sorglosigkeit gehört, wie gesagt, zum Charakter des Germanen. Griechen und Römer waren nicht unähnlich: die Einen dichteten und dachten, die Anderen eroberten emsig weiter, ohne dass sie (wie die Juden) über sich selber zur Besinnung gekommen wären, ohne dass sie auch nur bemerkt hätten, wie der Gang der Ereignisse sie von der Erdoberfläche austilgte; nicht wie andere Völker fielen sie tot hin, sondern langsam stiegen sie in den Hades hinab, bis zuletzt lebendig, bis zuletzt voll Kraft, siegesbewusst und stolz.[1])

Und so muss es mir bescheidenen Historiker — der ich auf den Gang der Ereignisse nicht einzuwirken vermag, noch die Gabe besitze, die Zukunft hell zu erschauen — genügen, dem Zwecke dieses Buches gedient zu haben, indem ich das Germanische vom Ungermanischen schied. Dass der Germane eine der grössten Mächte, vielleicht die allergrösste, in der Geschichte der Menschheit war und ist, wird Keiner leugnen wollen; es war aber für die Beurteilung der Gegenwart nötig, genau festzustellen, wer als Germane betrachtet werden darf, wer nicht. Auch im 19. Jahrhundert, nur natürlich in sehr verschiedener Gruppierung und mit stets wechselnder Verteilung der relativen Kräfte, standen, wie in allen früheren Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, jene drei Erben in Europa neben einander: das Chaos der Mestizen aus dem früheren römischen Reich (dessen Germanisierung rückschreitet), die Juden und die Germanen (deren

[1]) Man denkt hierbei an das, was Goethe: „ein für allemal das grossartigste Symbol“ nannte: eine untergehende Sonne über einem Meere, mit der Legende ‚Auch im Untergehen bleibt sie die selbe‘. (*Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller,* 24. März 1824).

Bastardierung mit jenen Mestizen und mit den Resten unarischer Rassen fortschreitet). Kein humanitäres Gerede kann die Thatsache beseitigen, dass dies einen Kampf bedeutet. Wo der Kampf nicht mit Kanonenkugeln geführt wird, findet er geräuschlos im Herzen der Gesellschaft statt, durch Ehen, durch die Verringerung der Entfernungen, welche Vermischungen fördert, durch die verschiedene Resistenzkraft und Beharrlichkeit der verschiedenen Menschentypen, durch die Verschiebung der Vermögensverhältnisse, durch das Auftauchen neuer Einflüsse und das Verschwinden alter, u. s. w., u. s. w. Mehr als andere ist gerade dieser stumme Kampf ein Kampf auf Leben und Tod.

DIE GRUNDLAGEN
DES
NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERTS

II. HÄLFTE

DRUCK VON C. G. RÖDER G. M. B. H., LEIPZIG

HOUSTON STEWART CHAMBERLAIN

DIE GRUNDLAGEN
DES
NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERTS

II. HÄLFTE

Wir bekennen uns zu dem Geschlecht,
das aus dem Dunkeln ins Helle strebt.
GOETHE

(X. AUFLAGE)
VOLKSAUSGABE

MÜNCHEN 1912

VERLAGSANSTALT F. BRUCKMANN A.-G.

ABSCHNITT III

DER KAMPF

Your high-engender'd battles.
Shakespeare

EINLEITENDES

Leitende Grundsätze

Mit dieser Abteilung betreten wir ein anderes Feld: das eigentlich historische. Freilich waren auch das Erbe des Altertums und die Erben Erscheinungen in der Geschichte, doch konnten wir diese Erscheinungen gewissermassen herauslösen und sie somit zwar im Lichte der Geschichte betrachten, nichtsdestoweniger aber nicht historisch. Fortan handelt es sich in diesem Buche um Aufeinanderfolgen und Entwickelungsprozesse, also um Geschichte. Eine gewisse Übereinstimmung in der Methode wird sich trotzdem daraus ergeben, dass, ähnlich wie wir früher im Strome der Zeit das Beharrende erblickten, wir nunmehr aus der unübersehbaren Menge der vorübereilenden Ereignisse nur einzelne Punkte herauswählen werden, denen bleibende, heute noch wirksame, also gewissermassen „beharrende“ Bedeutung zukommt. Der Philosoph könnte einwenden, jeder Impuls, auch der kleinste, wirke durch die Ewigkeit weiter; doch lässt sich darauf erwidern, dass in der Geschichte fast jede einzelne Kraft ihre individuelle Bedeutung sehr bald verliert und dann nur den Wert einer Komponente unter unzählbaren, unsichtbaren, in Wahrheit nur ideell noch vorhandenen anderen Komponenten besitzt, während eine einzige grosse Resultante als wahrnehmbares Ergebnis der vielen widerstrebenden Kräfteäusserungen übrig bleibt. Nun aber — um den mechanischen Vergleich festzuhalten — verbinden sich diese resultierenden Kraftlinien wiederum zu neuen Kräfteparallelogrammen und erzeugen neue, grössere, augen-

fälligere, in die Geschichte der Menschheit tiefer eingreifende Ereignisse von bleibenderer Bedeutung — — — und das geht so weiter, bis gewisse Höhepunkte der Kraftäusserung erreicht sind, welche nicht überschritten werden. Einzig die höchsten dieser Gipfelpunkte sollen uns hier beschäftigen. Die geschichtlichen Thatsachen darf ich von nun an erst recht als bekannt voraussetzen; hier handelt es sich also lediglich darum, dasjenige deutlich hervorzuheben und zu gruppieren, was zu einer verständnisvollen Beurteilung des 19. Jahrhunderts mit seinen widerstreitenden Strömungen, seinen einander durchquerenden „Resultierenden", seinen leitenden Ideen unentbehrlich dünken muss.

Ursprünglich beabsichtigte ich, diesen dritten und letzten Abschnitt des ersten Teils „Die Zeit der wilden Gährung" zu nennen, musste mir aber sagen, dass wilde Gährung viel länger als bis zum Jahre 1200 gedauert hat, ja, dass um uns herum der Most an manchen Punkten sich noch heute ganz absurd gebärdet. Auch musste ich die geplanten drei Kapitel aufgeben — der Kampf im Staat, der Kampf in der Kirche, der Kampf zwischen Staat und Kirche — da dies mich viel tiefer ins Historische hineingeführt hätte als mit dem Zweck meines Werkes vereinbar war. Doch glaubte ich, in diesen einleitenden Worten jenes ersten Planes und der durch ihn bedingten Studien erwähnen zu sollen, da dadurch die jetzige weitgehende Vereinfachung mit der Einteilung in die zwei Kapitel „Religion" und „Staat" als ein letztes Ergebnis erkannt und gegen etwaige Bedenken geschützt wird. Zugleich wird begreiflich, inwiefern die Idee des Kampfes meine Darstellung beherrscht.

Die Anarchie

Goethe bezeichnet einmal das Mittelalter als einen Konflikt zwischen Gewalten, welche teils eine bedeutende Selbständigkeit bereits besassen, teils sie zu erringen strebten, und nennt das Ganze eine „aristokratische Anarchie".[1]) Für den Ausdruck „aristokratisch" möchte ich nicht einstehen, denn er impliziert stets — auch wenn als Geistesaristokratie aufgefasst — Rechte der Geburt; wogegen jene mächtige Gewalt, die Kirche, jedes

[1]) Annalen, 1794.

angeborene Recht leugnet: selbst die von einem ganzen Volke anerkannte Erbfolge verleiht einem Monarchen die Legitimität nicht, wenn nicht die Kirche sie aus freien Stücken bestätigt; das war (und ist noch heute) die kirchenrechtliche Theorie Roms, und die Geschichte bietet uns zahlreiche Beispiele davon, dass Päpste Nationen von ihrem Treueeid entbunden und zur Empörung gegen ihren rechtmässigen König aufgefordert haben. In ihrer eigenen Mitte anerkennt die Kirche keinerlei Individuelle Rechte; weder Geburts- noch Geistesadel besitzt für sie Bedeutung. Und kann man sie auch gewiss nicht eine demokratische Gewalt nennen, so darf man sie noch weniger als eine aristokratische auffassen; jede Logokratie war ihrem tiefsten Wesen nach stets anti-aristokratisch und zugleich anti-demokratisch. Ausserdem regten sich in jener von Goethe aristokratisch genannten Zeit andere, echt demokratische Gewalten. Als freie Männer waren die Germanen in die Geschichte eingetreten, und lange Jahrhunderte hindurch besassen ihre Könige ihnen gegenüber weit weniger Gewalt als über ihre besiegten Unterthanen aus dem römischen Länderkomplex. Diese Rechte zu schmälern und bald abzuschaffen, dazu genügte der doppelte Einfluss Roms — als Kirche und als Gesetz.[1]) Doch ganz unterdrückt konnte der Drang nach Freiheit nie werden; in jedem Jahrhundert sehen wir ihn sich regen, einmal im Norden, ein anderes Mal im Süden, bald als Freiheit des Denkens und des Glaubens, bald als einen Kampf um städtische Privilegien, um Handel und Wandel, um die Wahrung von Standesrechten, oder als Empörung gegen solche, bald auch in der Form von Einfällen noch ungebundener Völker in die halb-organisierte Masse der nachrömischen Reiche. Dass dagegen dieser Zustand eines allseitigen Kampfes A n a r c h i e bedeute, darin müssen wir Goethe unbedingt beipflichten. An Gerechtigkeit zu denken, dazu hatte damals ein vereinzelter

---

[1]) Deutlicher als in allgemeinen Geschichtswerken, weil mit anschaulicher Ausführlichkeit, in Savigny's: *Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter* zu verfolgen; siehe namentlich im vierten Kapitel des ersten Bandes die Abschnitte über die Freien und die Grafen.

grosser Mann kaum Zeit; im Übrigen verfocht jede Gewalt rücksichtslos ihre eigenen Ziele, ohne die Rechte anderer in Betracht zu ziehen: das war eine Existenzbedingung. Moralische Bedenken dürfen hier unser Urteil nicht beeinflussen: je rücksichtsloser eine Gewalt sich äusserte, um so lebensfähiger erwies sie sich. Beethoven sagt einmal: „Kraft ist die Moral der Menschen, die sich vor Andern auszeichnen;“ Kraft war ebenfalls die Moral jener Epoche der ersten wilden Gährung. Erst als die Bildung von Nationalitäten deutlich zu werden begann, als in Kunst, Wissenschaft und Philosophie der Mensch seiner selbst wieder bewusst wurde, als er durch Organisation zur Arbeit, durch die Bethätigung seiner erfinderischen Gaben, durch das Erfassen idealer Ziele von Neuem in den Zauberkreis echter Kultur, „in das Tageslicht des Lebens“ trat, erst dann fing die Anarchie an zu weichen, oder vielmehr sie ward zu Gunsten einer endgültige Gestalt annehmenden neuen Welt und neuen Kultur nach und nach eingedämmt. Dieser Vorgang dauert noch heute fort, wo wir in jeder Beziehung in einer „mittleren Zeit“ leben;[1]) doch ist der Kontrast zwischen der früheren reinen Anarchie und der gemässigten Anarchie unserer Zeit auffallend genug, um den prinzipiellen Unterschied scharf hervortreten zu lassen. Den Höhepunkt erreichte die politische Anarchie wohl im 9. Jahrhundert; man vergleiche mit ihm das 19., und man wird zugeben müssen: trotz unserer Revolutionen und blutigen Reaktionen, trotz Tyrannei und Königsmords, trotz des ununterbrochenen Gährens hier und dort, trotz der Verschiebungen des Besitzstandes verhielt sich das 19. Säculum zu jenem wie der Tag zur Nacht.

In diesem Abschnitt handelt es sich um jene Zeit, wo es fast einzig Kampf gab. Später, sobald nämlich Kultur dämmerte, findet eine Verschiebung des Schwerpunktes statt; zwar dauert der äussere Kampf noch fort, und mancher brave Geschichtsforscher erblickt auch ferner nur Päpste und Könige, Fürsten und Bischöfe, Adel und Innungen, Schlachten und Verträge; doch steht fortan neben diesen eine neue, unüberwindliche Gewalt, welche den

---

[1]) Siehe S. 11.

Geist der Menschheit ummodelt, ohne dass jene anarchische Kraft-Moral bei ihr zur Anwendung käme; ohne zu kämpfen, siegt sie. Die Summe von Geistesarbeit, welche zur Entdeckung des heliozentrischen Weltsystems führte, hat das Fundament, auf welchem die kirchliche Theologie und damit zugleich die kirchliche Gewalt ruhte, ein für allemal unterminiert — wie langsam und allmählich sich das auch herausstellen mag;[1]) die Einführung des Papiers und die Erfindung des Druckes haben das Denken zu einer Weltmacht erhoben; aus dem Schosse der reinen Wissenschaft gehen jene Entdeckungen hervor, welche, wie Dampf und Elektricität, das Leben der gesamten Menschheit und auch die rein materiellen Kraftverhältnisse der Völker vollkommen umwandeln;[2]) der Einfluss der Kunst und der Philosophie — z. B. solcher Erscheinungen wie Goethe und Kant — ist unberechenbar gross. Hierauf komme ich aber erst im zweiten Teil dieser Grundlagen, welcher die Entstehung einer neuen germanischen Welt behandelt, zurück; dieser Abschnitt soll lediglich dem Kampfe der grossen, um Besitz und Vorherrschaft ringenden Gewalten gelten.

Religion und Staat

Wollte ich nun hier, wie das sonst zu geschehen pflegt, und wie ich es selber ursprünglich geplant hatte, dem Staat die Kirche, nicht die Religion entgegenstellen und von dem Verhältnis zwi-

---

[1]) Augustinus sah das recht wohl ein und gesteht ausdrücklich (*De civitate Dei* XVI, 9): wenn die Welt rund ist und an den Antipoden Menschen leben, „deren Füsse den unseren entgegengesetzt sind“, Menschen, durch Oceane von uns getrennt, deren Entwickelung ausserhalb unserer Geschichte vor sich geht, dann hat die heilige Schrift „gelogen“. Augustinus muss eben als wahrhaftiger Mann gestehen, dass dann der Heilsplan, wie ihn die Kirche lehrt, sich als durchaus unzureichend erweist, und darum eilt er zu dem Schlusse: die Annahme solcher Antipoden und unbekannter Menschenrassen sei absurd, *nimis absurdum est.* Was hätte er erst bei der Feststellung des heliozentrischen Systems gesagt, sowie bei der Entdeckung, dass ungezählte Millionen von Welten sich im Raume bewegen?

[2]) So z. B. ist die arme Schweiz im Begriff, einer der reichsten Industriestaaten zu werden, da sie ihre ungeheure Menge Wasserkraft fast kostenlos in Elektricität umwandeln kann.

schen Staat und Kirche reden, so liefen wir Gefahr, uns in lauter Schemen zu bewegen. Denn die römische Kirche ist selber in allererster Reihe eine politische, d. h. also eine staatliche Macht; sie erbte die römische Imperiumsidee, und, im Bunde mit dem Kaiser, vertrat sie die Rechte eines angeblich göttlich eingesetzten, unumschränkt allmächtigen Universalreiches gegen germanische Tradition und germanischen nationalen Gestaltungstrieb. Religion kommt hierbei nur als ein Mittel zur innigen Amalgamierung aller Völker in Betracht. Schon seit uralten Zeiten war in Rom der *pontifex maximus* der oberste Beamte der Hierarchie, *judex atque arbiter rerum divinarum humanarumque,* dem (nach der rechtlichen Theorie) der König und später die Konsuln untergeordnet waren.[1]) Freilich hatte der ausserordentlich entwickelte politische Sinn der alten Römer verhindert, dass der *pontifex maximus* jemals seine theoretische Gewalt als Richter aller göttlichen und menschlichen Dinge missbrauchte, genau so wie die nach der rechtlichen Fiktion unbeschränkte Gewalt des *pater-familias* über Leben und Tod der Seinigen zu keinen Ausschreitungen Anlass gab;[2]) die Römer waren eben das extremste Gegenteil von Anarchisten gewesen. Jetzt aber, im entfesselten Menschenchaos, lebten der Titel und mit ihm seine Rechtsansprüche wieder auf; denn niemals hat man so viel vom theoretischen „Recht“ gehalten, niemals so unaufhörlich auf verbrieften Rechtstiteln herumgeritten, wie in dieser Zeit, wo einzig Gewalt und Tücke regierten. Perikles hatte gemeint, das ungeschriebene Gesetz stehe höher als das geschriebene; jetzt dagegen galt nur das geschriebene Wort; ein Kommentar des Ulpian, eine Glosse des Tribonian — auf ganz andere Verhältnisse berechnet — entschied jetzt in Ewigkeit als *ratio scripta* über die Rechte ganzer Völker; ein Pergament mit einem Siegel daran legalisierte jedes Verbrechen. Die Erbin, Verwalterin und Verbreiterin dieser staatsrechtlichen Auffassung war die Stadt Rom mit ihrem *pontifex maximus,* und selbstverständlich nützte sie diese Prinzipien

---

[1]) Siehe namentlich Leist: *Graeco-italische Rechtsgeschichte,* § 69.

[2]) Vergl. S. 178.

zu ihrem eigenen Vorteil. Zu gleicher Zeit aber war die Kirche die Erbin der jüdischen hierokratischen Staatsidee, mit dem Hohenpriester als oberster Gewalt; die Schriften der Kirchenväter vom 3. Jahrhundert ab sind so gesättigt mit den Vorstellungen und Aussprüchen des Alten Testamentes, dass man gar nicht bezweifeln kann, die Errichtung eines Weltstaates mit Zugrundelegung des jüdischen Priesterregimentes sei ihr Ideal gewesen.[1]) In diesen Beziehungen ist offenbar, ich wiederhole es, die römische Kirche als eine rein politische Macht aufzufassen: hier steht nicht eine Kirche einem Staate gegenüber, sondern ein Staat dem anderen, ein politisches Ideal einem anderen politischen Ideal.

Doch ausser dem Kampf im Staate, der nirgends so scharf und unerbittlich wütete, wie in dem Ringen zwischen römisch-imperialen und germanisch-nationalen Vorstellungen, sowie zwischen jüdischer Theokratie und christlichem „Gebet Caesar, was Caesar‘s ist“, gab es einen anderen, gar bedeutungsschweren Kampf: den um die R e l i g i o n selbst. Und dieser ist im 19. Jahrhundert ebensowenig beendet wie jener. In unseren verweltlichten Staaten schienen zu Beginn des Säculums die religiösen Gegensätze alle Schärfe verloren zu haben, das 19. Jahrhundert hatte sich als eine Epoche der unbedingten Toleranz angelassen; doch seit dreissig Jahren sind die kirchlichen Hetzer wiederum eifrig am Werke, und so finster umhüllt uns noch die Nacht des Mittelalters, dass gerade auf diesem Gebiete jede Waffe als gut gilt und sich thatsächlich als gut bewährt, und sei es auch Lüge, Geschichtsfälschung, politische Pression, gesellschaftlicher Zwang. In diesem Kampf um die Religion handelt es sich in der That um keine Kleinigkeit. Unter einem Dogmenstreit, so subtil, dass er dem Laien nichtig und insofern gänzlich gleichgültig dünkt, schlummert nicht selten eine jener für die ganze Lebensrichtung eines Volkes entscheidenden seelischen Grundfragen. Wie viele Laien z. B. giebt es in Europa, welche fähig sind, den

---

[1]) Natürlich sind die ältesten, die, wie Origenes, Tertullian u. s. w., keine Ahnung einer möglichen vorherrschenden Stellung des Christentums besassen, auszunehmen.

Gegenstand des Streites über die Natur des Abendmahles zu verstehen? Und doch war es das Dogma von der Transsubstantiation (im Jahre 1215 erlassen, genau in dem selben Augenblick, wo die Engländer ihrem König die *Magna Charta* abtrotzten), welches die unausbleibliche Spaltung von Europa in mehrere feindliche Lager herbeiführte. Zu Grunde liegen hier Rassenunterschiede. Doch ist Rasse, wie wir gesehen haben, ein plastisch bewegliches, vielfach zusammengesetztes Wesen, und fast überall ringen in ihr verschiedene Elemente um die Vorherrschaft; nicht selten hat der Sieg eines religiösen Dogmas die Präponderanz des einen Elements über das andere entschieden und damit zugleich die ganze fernere Entwickelung der Rasse oder Nation bestimmt. Das betreffende Dogma selbst hatte vielleicht auch der grösste Doktor nicht verstanden, denn es handelt sich um ein Unaussprechbares, Unausdenkbares: doch bei solchen Dingen ist d i e R i c h t u n g das Entscheidende, mit anderen Worten die Orientierung des Willens (wenn ich mich so ausdrücken darf). Und so begreift man leicht, wie Staat und Religion auf einander wirken können und müssen, und zwar nicht allein in dem Sinne eines Wettstreites zwischen universeller Kirche und nationaler Regierung, sondern auch dadurch, dass der Staat die Mittel besitzt (und bis vor Kurzem fast unbeschränkt besass), eine in der Religion sich äussernde, moralisch-intellektuelle Richtung auszurotten und damit zugleich sein Volk in ein anderes umzuwandeln, oder umgekehrt dadurch, dass der Staat selber, durch eine bis zum endgültigen Siege durchgedrungene religiöse Anschauung auf völlig neue Bahnen gelenkt wird. Ein unbefangener Blick auf die heutige Karte Europa‘s wird nicht bezweifeln lassen, dass die Religion ein mächtiger Faktor in der Entwickelung der Staaten und somit auch aller Kultur war und ist.[1]) Nicht allein z e i g t sie Charakter, sie z e u g t ihn auch.

Ich glaube also, meinem Zweck gemäss zu handeln, wenn ich aus dieser Epoche des Kampfes als die zwei Hauptzielpunkte alles

[1]) Besonders schön von Schiller am Anfang des I. Teiles seines Dreissigjährigen Krieges ausgeführt.

Kämpfens die Religion und den Staat herausgreife: den Kampf in der Religion und um die Religion, den Kampf im Staate und um den Staat. Nur muss ich mich gegen die Auffassung verwahren, als postulierte ich zwei völlig getrennte Wesenheiten, die nur durch die Fähigkeit, auf einander zu wirken, zu einem Ganzen verbunden würden; vielmehr bin ich der Ansicht, dass die gerade heute so beliebte völlige Absonderung des religiösen Lebens vom staatlichen auf einem bedenklichen Urteilsfehler beruht. In Wahrheit ist sie unmöglich. In früheren Jahrhunderten pflegte man die Religion die Seele, den Staat den Leib zu nennen;[1]) doch heute, wo die innige Verknüpfung von Seele und Leib im Individuum uns immer gegenwärtiger wird, so dass wir kaum wissen, wo wir eine Grenze annehmen sollen, heute sollte uns jene Unterscheidung eher stutzig machen. Wir wissen, dass sich hinter einem Streite über Rechtfertigung durch den Glauben und Rechtfertigung durch die Werke, der sich ganz und gar auf dem Forum der Seele abzuspielen scheint, recht „leibliche“ Dinge verhüllen können; der Gang der Geschichte hat es uns gezeigt; und andrerseits sehen wir die Gestaltung und den Mechanismus des staatlichen Leibes in weitreichendem Masse bestimmend auf die Beschaffenheit der Seele wirken (z. B. Frankreich seit der Bartholomäusnacht und den Dragonaden). In den entscheidenden Augenblicken fallen die Begriffe Staat und Religion völlig zusammen; ohne Metapher kann man behaupten, dass für den alten Römer sein Staat seine Religion, für den Juden dagegen seine Religion sein Staat war; und auch heute, wenn der Soldat sich in die Schlacht stürzt mit dem Rufe: für Gott, König und Vaterland! so ist das Religion und zugleich Staat. Dennoch, und trotz der Notwendigkeit einer solchen Verwahrung, dürfte die Unterscheidung sich als praktisch erweisen, praktisch für eine schnelle Übersicht jener Gipfelpunkte der Geschichte und praktisch für die spätere Anknüpfung an die Erscheinungen und Strömungen des 19. Jahrhunderts.

---

[1]) Z. B. Gregor II. in seinem vielgenannten Brief an Kaiser Leo den Isaurier.

SIEBENTES KAPITEL
RELIGION

Begreifet wohl das Vorwärtsdrängen
der Religion, thut was an euch liegt, um
es zu fördern und suchet hierin eure
Pflicht zu erfüllen.
Zoroaster.

Christus und Christentum

Schon bei einer früheren Gelegenheit (siehe S. 250) habe ich meine persönliche Überzeugung ausgesprochen, dass das Erdenleben Jesu Christi Ursprung und Quelle, Kraft und — im tiefsten Grund — auch Inhalt alles dessen ausmache, was jemals sich christliche Religion genannt hat. Das Gesagte will ich nicht wiederholen, sondern verweise ein für alle Mal auf das Kapitel über die Erscheinung Jesu Christi. Habe ich nun dort diese Erscheinung gänzlich aus allem historisch gewordenen Christentum herausgelöst, so beabsichtige ich, hier das ergänzende Verfahren anzuwenden, indem ich von der Entstehung und dem Werden der christlichen Religion spreche und einige leitende Grundideen möglichst klar heraus- und hervorzuheben versuche, ohne die unantastbare Gestalt des Gekreuzigten auch nur zu berühren. Diese Scheidung ist nicht nur möglich, sondern notwendig; denn es wäre blasphematorische Kritiklosigkeit, die wunderlichen Strukturen, welche menschlicher Tiefsinn, Scharfsinn, Kurzsinn, Wirrsinn, Stumpfsinn, welche Tradition und Frömmigkeit, Aberglaube, Bosheit, Dummheit, Herkommen, philosophische Spekulation, mystische Versenkung — unter nie endendem Zungengezänk und Schwertergeklirr und Feuergeprassel — auf dem einen Felsen errichtet haben, mit dem Felsen selbst identifizieren zu wollen. Der gesamte Oberbau der bisherigen christlichen Kirchen steht ausserhalb der Persönlichkeit Jesu Christi. Jüdischer Wille, gepaart mit arischem mythischen Denken, hat den Hauptstock geliefert; dazu kam noch Manches aus Syrien, Ägypten u. s. w.; die Erscheinung Christi auf Erden war zunächst nur die Ver-

anlassung zu dieser Religionsbildung, das treibende Moment — etwa wie wenn der Blitz durch die Wolken fährt und nun der Regen zur Erde herabfliesst, oder wie wenn auf gewisse Stoffe, die sonst keine Verbindung mit einander eingehen, plötzlich Sonnenstrahlen fallen und jene nunmehr, vom Lichte innerlich umgewandelt, unter zerstörendem Sprengen ihrer bisherigen Raumgrenzen zu einer neuen Substanz verschmelzen. Gewiss wäre es wenig einsichtsvoll, wollte man den Blitz, wollte man den Sonnenstrahl an diesen seinen Wirkungen messen und erkennen. Alle, die auf Christus bauten, wollen wir dafür, dass sie es thaten, verehren, im Übrigen aber uns weder Blick noch Urteil trüben lassen. Es giebt nicht allein eine Vergangenheit und Gegenwart, es giebt auch eine Zukunft; für diese müssen wir unsere volle Freiheit bewahren. Ich zweifle, ob man die Vergangenheit in ihrem Verhältnis zur Gegenwart überhaupt richtig zu beurteilen vermag, wenn nicht eine lebendige Ahnung der Bedürfnisse der Zukunft den Geist emporträgt. Auf dem Boden der Gegenwart allein streift der Blick zu sehr *à fleur de terre,* um die Zusammenhänge übersehen zu können. Ein Christ war es, und zwar einer, welcher der römischen Kirche sympathisch gegenüberstand, der am Morgen dieses Jahrhunderts sprach: „Das Neue Testament ist uns noch ein Buch mit sieben Siegeln. Am Christentum hat man Ewigkeiten zu studieren. In den Evangelien liegen die Grundzüge künftiger Evangelien.“[1]) Wer die Geschichte des Christentums aufmerksam betrachtet, sieht es überall und immer im Flusse, überall und immer in einem inneren Kampfe begriffen. Wer dagegen in dem Wahne lebt, das Christentum habe nunmehr seine verschiedenen endgültigen Gestalten angenommen, übersieht, dass selbst die römische Kirche, welche für besonders konservativ gilt, in jedem Jahrhundert neue Dogmen hervorgebracht hat, während alte (allerdings minder geräuschvoll) zu Grabe getragen wurden; er übersieht, dass gerade diese so fest gegründete Kirche noch im 19. Jahrhundert Bewegungen, Kämpfe und Schismen erlebt hat wie kaum eine zweite. Ein Solcher wähnt: da

---

[1]) Novalis: *Fragmente.*

der Entwickelungsprozess zu Ende sei, so halte er jetzt das Facit des Christentums in Händen, und aus dieser ungeheuerlichen Annahme konstruiert er in seinem frommen Herzen nicht allein Gegenwart und Zukunft, sondern auch die Vergangenheit. Noch viel ungeheuerlicher ist freilich die Annahme, das Christentum sei eine ausgelebte, abgethane Erscheinung, die sich nur noch nach dem Gesetz der Trägheit auf absehbare Zeiten weiterbewege; und doch schrieb mehr als ein „Ethiker" in den letzten Jahren den Nekrolog des Christentums, redete von ihm wie von einem nunmehr abgeschlossenen geschichtlichen Experiment, an dem sich Anfang, Mitte und Ende analytisch vordemonstrieren lasse. Der Urteilsfehler, der diesen beiden entgegengesetzten Ansichten zu Grunde liegt, ist, wie man sieht, ungefähr der gleiche, er führt auch zu gleich falschen Schlüssen. Vermieden wird er, wenn man den ewig sprudelnden, ewig sich gleichbleibenden Quell erhabenster Religiosität, die Erscheinung Christi, von den Notbauten unterscheidet, welche die wechselnden religiösen Bedürfnisse, die wechselnden geistigen Ansprüche der Menschen und — was noch weit entscheidender ist — die grundverschiedenen Gemütsanlagen ungleicher Menschenrassen als Gesetz und Tempel für ihre Andacht errichteten.

Das religiöse Delirium

Die christliche Religion nahm ihren Ursprung in einer sehr eigentümlichen Zeit, unter Bedingungen so ungünstig wie nur denkbar für die Errichtung eines einheitlichen, würdigen, festen Baues. Gerade in jenen Gegenden, wo ihre Wiege stand, nämlich im westlichsten Asien, nördlichsten Afrika und östlichsten Europa, hatte eine eigentümliche Durchdringung der verschiedenartigsten Superstitionen, Mythen, Mysterien und Philosopheme stattgefunden, wobei alle an Eigenart und Wert — wie nicht anders möglich — eingebüsst hatten. Man vergegenwärtige sich zunächst den damaligen politisch-sozialen Zustand jener Länder. Was Alexander begonnen, hatte Rom in gründlicherer Weise vollendet: es herrschte in jenen Gegenden ein Internationalismus, von dem wir uns heute schwer einen Begriff machen können. Die Bevölkerungen der massgebenden Städte am Mittelländischen Meere und in Kleinasien entbehrten jeglicher Rasseneinheit: in Gruppen

lebten Hellenen, Syrier, Juden, Semiten, Armenier, Ägypter, Perser, römische Soldatenkolonien, Gallier u. s. w. u. s. w. durcheinander, von zahllosen halbschlächtigen Menschen umgeben, in deren Adern alle individuellen Charaktere sich zur vollkommenen Charakterlosigkeit gemischt hatten. Das Vaterlandsgefühl war gänzlich geschwunden, weil jeder Bedeutung bar; gab es doch weder Nation noch Rasse; Rom war für diese Menschen etwa, was für unsern Pöbel die Polizei ist. Diesen Zustand habe ich durch die Bezeichnung V ö l k e r c h a o s zu charakterisieren und in dem vierten Kapitel dieses Werkes anschaulich zu machen versucht. Durch dieses Chaos wurde nun ein zügelloser Austausch der Ideen und Gebräuche vermittelt; eigene Sitte, eigene Art war hin, fieberhaft suchte der Mensch in einem willkürlichen Durcheinander fremder Sitten und fremder Lebensauffassungen Ersatz. Wirklichen Glauben gab es fast gar nicht mehr. Selbst bei den Juden — sonst inmitten dieses Hexensabbats eine so rühmliche Ausnahme — schwankte er nicht unbedenklich in weitauseinandergehenden Sekten. Und doch, noch niemals erlebte die Welt einen derartigen religiösen Taumel, wie er sich dazumal von den Ufern des Euphrats bis nach Rom fortpflanzte. Indischer Mysticismus, der unter allerhand Entstellungen bis nach Kleinasien eingedrungen war, chaldäische Sternenverehrung, zoroastrischer Ormuzddienst und die Feueranbetung der Magier, ägyptische Askese und Unsterblichkeitslehre, syrisch-phönizischer Orgiasmus und Sakramentswahngedanke, samothrakische, eleusinische und allerhand andere hellenische Mysterien, wunderlich verlarvte Auswüchse pythagoreischer, empedokleischer und platonischer Metaphysik, mosaische Propaganda, stoische Sittenlehre — — — das alles kreiste und schwirrte durcheinander. Was Religion ist, wussten die Menschen nicht mehr, versuchten es aber mit allem, von dem einen unklaren Bewusstsein getrieben, dass ihnen etwas geraubt war, was dem Menschen so nötig ist, wie der Erde die Sonne.[1]) In diese Welt fiel das Wort Christi;

---

[1]) Von dem Menschen dieser Zeit und Welt sagt Herder: „er hatte zu nichts anderm mehr Kraft, als zu g l a u b e n. Um sein

von diesen fieberkranken Menschen wurde das sichtbare Gebäude der christlichen Religion zunächst aufgeführt; die Spuren des Deliriums vermochte noch keiner ihm ganz abzustreifen.

Die zwei Grundpfeiler

Die Geschichte der Entstehung der christlichen Theologie ist denn auch eine der verwickeltsten und schwierigsten, die es überhaupt giebt. Wer mit Ernst und Freimut daran geht, wird heute viele und tief-anregende Belehrung empfangen, zugleich aber einsehen müssen, dass gar Vieles noch recht dunkel und unsicher ist, sobald nicht theoretisiert, sondern der wirkliche Ursprung einer Idee historisch nachgewiesen werden soll. Eine endgültige Geschichte, nicht der Entwickelung der Lehrmeinungen innerhalb des Christentums, sondern der Art und Weise, wie aus den verschiedensten Ideenkreisen Glaubenssätze, Vorstellungen, Lebensregeln in das Christentum eindrangen und dort heimisch wurden, kann noch nicht geschrieben werden; doch ist schon genug geschehen, dass ein Jeder sicher erkennen kann, dass hier ein Legieren (wie der Chemiker sagt) der verschiedensten Metalle stattgefunden hat. Der Zweck dieses Werkes gestattet mir nicht, diesen komplizierten Gegenstand einer genauen Analyse zu unterziehen, auch besässe ich dazu nicht die geringste Kompetenz;[1]) zunächst wird

---

elendes Leben besorgt, zitternd vor der Zukunft und vor unsichtbaren Mächten, den Gang der Natur zu erforschen scheu und ohnmächtig, liess er sich erzählen, weissagen, inspirieren, einweihen, schmeicheln, betrügen“ (*Sämtl. Werke,* Ausg. von Suphan, XIX, 290.).

[1]) Besondere Werke namhaft zu machen, kommt mir wohl kaum zu; die Litteratur ist selbst in ihrem für uns Laien zugänglichen Teile eine grosse; die Hauptsache ist, dass man aus verschiedenen Quellen Belehrung schöpfe und sich nicht bei der Kenntnis der Allgemeinheiten beruhige. So sind z. B. die kurzen Lehrbücher von Harnack, Müller, Holtzmann etc, in dem *Grundriss der theologischen Wissenschaften* (Freiburg bei Mohr) unschätzbar, ich habe sie fleissig benützt; doch wird gerade der Laie viel mehr aus grösseren Werken, wie z. B. aus Neander‘s *Kirchengeschichte,* aus Renan‘s *Origines du Christianisme* u. s. w. lernen. Noch lehrreicher, weil eine grössere Anschaulichkeit vermittelnd, sind die Werke der Specialisten, so z. B. Ramsay: *The Church in the Roman empire before A. D. 170* (1895, auch in deutscher Übersetzung), Hatch: *The influence of Greek ideas and usages upon the Christian Church* (ed. 1897), Hergenröther‘s grosses Werk: *Photius. sein Leben, seine*

es genügen, wenn wir die zwei Hauptstämme — das Judentum und das Indoeuropäertum — betrachten, aus denen fast der gesamte Bau aufgezimmert worden ist, und die das Zwitterwesen der christlichen Religion von Anfang an bis auf den heutigen Tag bedingen. Freilich wurde später manches Jüdische und Indoeuropäische durch den Einfluss des Völkerchaos, und zwar namentlich Ägyptens, bis zur Unkenntlichkeit gefälscht, so z. B. durch die Einführung des Isiskultus (Mutter Gottes) und der magischen Stoffverwandlung, doch ist auch hier die Kenntnis des Grundgebäudes unentbehrlich. Alles Übrige ist im Verhältnis nebensächlich; so — um nur ein Beispiel zu nennen — die offizielle Einführung der stoischen Lehren über Tugend und Glückseligkeit ins praktische Christentum durch Ambrosius, der, in seiner Schrift *De officiis ministrorum* einen Abklatsch von Cicero's *De officiis* gab, welch Letzterer wiederum vom Griechen Panaetius abgeschrieben hatte.[1]) Ohne Bedeutung ist so etwas gewiss nicht; Hatch zeigt z. B. in seinem Vortrag „über griechische und christliche Ethik", dass die Moral, die heute in unserem praktischen Leben Gültigkeit besitzt, viel mehr stoische als christliche Elemente umfasst.[2]) Doch haben wir schon früher gesehen, dass

---

Schriften und das griechische Schisma, welches mit der Gründung Constantinopel's beginnt und somit das Werden der griechischen Kirche von Anfang an mit voller Ausführlichkeit darlegt, Hefele: *Konziliengeschichte* u. s. w. *ad inf.* Unsereiner kann natürlich nur von einem kleinen Bruchteil dieser Litteratur ausführlich Kenntnis nehmen; doch, ich wiederhole es, nur aus Detailschilderungen, nicht aus zusammenfassendes Überblicken vermag man lebendige Ansicht und Einsicht zu schöpfen. (Eine wichtige Neuerscheinung ist Adolf Harnack's *Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten,* 1902; 2. Aufl. 1906).

[1]) Ambrosius giebt dies auch implicite zu, siehe I, 24. Manches ist ja eine fast wörtliche Wiederholung. Wie viel bedeutender sind aber auch seine selbständigen Sachen, wie die Rede auf den Tod des Kaiser Theodosius mit dem schönen, immer wiederkehrenden Refrain: „*Dilexi!* ich habe ihn geliebt!"

[2]) *The influence of Greek ideas etc.,* p. 139—170. In diesem Vortrag kommt Hatch auf die genannte Schrift des Ambrosius zu sprechen und meint, sie sei durch und durch, nicht allein in der Anlage, sondern auch in der Ausführung der Details stoisch. Zwar

Religion und Moral ziemlich unabhängig von einander bleiben (siehe S. 222 u. 456), überall dort wenigstens, wo jene von Christus gelehrte „Umkehr“ nicht stattgefunden hat; und ist es auch unterhaltend, einen Kirchenvater den Priestern seiner Diöcese die praktisch weltbürgerliche (um nicht zu sagen rechtsanwältliche) Moral eines Cicero als Muster vorhalten zu sehen, so greift doch derartiges nicht bis auf den Grund des religiösen Gebäudes. Ähnliches liesse sich über manche andere Zuthat ausführen und wird uns später noch beschäftigen.

Jene beiden Hauptpfeiler nun, auf denen die christlichen Theologen der ersten Jahrhunderte die neue Religion errichteten, sind jüdischer historisch-chronistischer Glaube und indoeuropäische symbolische und metaphysische Mythologie. Wie ich schon früher ausführlich dargethan habe, handelt es sich hier um zwei grundverschiedene Weltanschauungen.[1]) Jetzt wurden diese beiden Anschauungen mit einander amalgamiert. Indoeuropäer — Männer in hellenischer Poesie und Philosophie grossgezogen — gestalteten jüdische Geschichtsreligion so um, wie es ihrem phantasiereichen, nach Ideen dürstenden Geist zusagte; Juden andrerseits bemächtigten sich (schon vor der Entstehung des Christentums) der Mythologie und Metaphysik der Griechen, durchtränkten sie mit dem historischen Aberglauben ihres Volkes und spannen aus dem Ganzen ein abstraktes dogmatisches Gewebe, ebenso unfassbar wie die erhabensten Spekulationen eines Plato und doch zugleich alles Transscendent-Allegorische zu empirischen Gestalten materialisierend; auf beiden Seiten also das Walten eines unheilbaren Missverständnisses und Unverständnisses, wie es die gewaltsame Ablenkung aus der eigenen Bahn bedingt. Im Christentum diese fremden Elemente zusammenzuschweissen, war das Werk der ersten Jahrhunderte, ein Werk, das natürlich nur unter unaufhörlichem Kampfe gelingen

---

werde überall das Christliche hinzugefügt, doch lediglich als Zusatz; die Grundbegriffe der Weisheit, der Tugend, der Gerechtigkeit, der Mässigkeit seien ungeschminkte griechisch-römische Lehren aus der vorchristlichen Zeit.

[1]) Siehe namentlich S. 220 fg. und S. 391 fg.

konnte. Auf seinen einfachsten Ausdruck zurückgeführt, ist dieser Kampf ein Wettstreit zwischen indoeuropäischen und jüdischen religiösen Instinkten um die Vorherrschaft. Er bricht sofort nach dem Tode Christi aus zwischen den Judenchristen und den Heidenchristen, wütet Jahrhunderte lang auf das Heftigste zwischen Gnose und Antignose, zwischen Arianern und Athanasiern, wacht in der Reformation wieder auf und wird heute zwar nicht mehr in den Wolken oder auf Schlachtfeldern, jedoch unterirdisch auf das Lebhafteste weitergeführt. Diesen Vorgang kann man sich durch ein Gleichnis deutlich machen. Es ist als nähme man zwei Bäume verschiedener Gattung, köpfte sie und böge sie — ohne sie zu entwurzeln — gegeneinander und verbände sie dann derartig, dass ein jeder das Pfropfreis des anderen würde. Für beide wäre fortan ein Wachstum in die Höhe ausgeschlossen; eine Veredelung träte auch nicht ein, sondern eine Verkümmerung, denn eine organische Verschmelzung ist, wie jeder Botaniker weiss, in einem solchen Falle ausgeschlossen, und jeder der beiden Bäume (falls die Operation nicht den Tod herbeigeführt hätte) würde fortfahren, seine eigenen Blätter und Blüten zu tragen, und im Gewirr des Laubes stiesse überall Fremdes unmittelbar auf Fremdes.[1]) Genau also ist es dem christlichen Religionsgebäude ergangen. Unvermittelt stehen jüdische Religionschronik und jüdischer Messiasglaube neben der mystischen Mythologie der hellenischen *Décadence*. Nicht allein verschmelzen sie nicht, sondern in den wesentlichsten Punkten widersprechen sie sich. So z. B. die Vorstellung der Gottheit: hier Jahve, dort die altarische Dreieinigkeit. So die Vorstellung des Messias: hier die Erwartung eines Helden aus dem Stamme David‘s, der den Juden die Weltherrschaft erobern wird, dort der Fleisch gewordene Logos, anknüpfend an metaphysische Spekulationen, welche die griechischen

---

[1]) Hamann deutet, wie ich nachträglich sehe, diesen Vergleich an: „Gehen Sie in welche Gemeinde der Christen Sie wollen, die Sprache auf der heiligen Stätte und ihr Vaterland und ihre Genealogie verraten, dass sie heidnische Zweige sind, gegen die Natur auf einen jüdischen Stamm gepfropft.“ (Vergl. *Römer* XI, 24.)

Philosophen seit 500 Jahren vor Christi Geburt beschäftigt.[1]) Christus, die unleugbar historische Persönlichkeit, wird in beide Systeme hineingezwängt; für den jüdischen historischen Mythus muss er den Messias abgeben, wenngleich sich Keiner weniger dazu eignete; in dem neoplatonischen Mythus bedeutet er die flüchtige, unbegreifliche Sichtbarwerdung eines abstrakten Gedankenschemas — er, das moralische Genie in seiner höchsten Potenz, die gewaltigste religiöse Individualität, die jemals auf Erden gelebt!

Jedoch, wie sehr auch das notwendig Schwankende, Unzulängliche eines solchen Zwitterwesens einleuchten muss, man kann sich kaum vorstellen, wie in jenem Völkerchaos eine Weltreligion ohne das Zusammenwirken dieser beiden Elemente hätte entstehen können. Freilich, hätte Christus zu Indern oder Germanen gepredigt, so hätten wir seinem Worte eine andere Wirkung zu danken gehabt. Nie hat es eine weniger christliche Zeit gegeben — wenn mir das Paradoxon erlaubt ist — als diejenigen Jahrhunderte, in denen die christliche Kirche entstand. An ein wirkliches Verständnis der Worte Christi war damals nicht zu denken. Doch als nun von ihm in jene chaotische, verratene Menschheit die Anregung zu religiöser Erhebung hineingetragen worden war, wie hätte man für diese armseligen Menschen einen Tempel bauen können, ohne Zugrundelegung der jüdischen Chronik und der jüdischen Anlage, alles konkret-geschichtlich aufzufassen? Diesen Sklavenseelen, die keinen Halt in sich selbst und in dem sie umgebenden Leben einer echten Nation fanden, war einzig mit etwas durchaus Greifbarem, Materiellem, dogmatisch Sicherem gedient; sie brauchten ein religiöses G e s e t z an Stelle philosophischer Betrachtungen über Pflicht und Tugend; daher waren ja schon viele zum Judentum übergetreten. Allein das Judentum — als Willensmacht unschätzbar — besitzt nur eine sehr geringe, beschränkt-semitische Gestaltungsfähigkeit; der Baumeister musste also von anderwärts geholt werden. Ohne

---

[1]) Ich sage 500 Jahre, denn über die Identität des Logos und des Nus siehe Harnack: *Dogmengeschichte* § 22.

die Formfülle und Gestaltungskraft des hellenischen Geistes — sagen wir einfach, ohne Homer, Plato und Aristoteles, und im weiteren Hintergrunde ohne Persien und Indien — hätte das äussere kosmogonisch-mythologische Gebäude der christlichen Kirche niemals der Tempel eines weltumspannenden Bekenntnisses werden können. Die frühen Kirchenlehrer knüpfen sämtlich bei Plato an, die späteren ausserdem bei Aristoteles. Über die umfassende litterarische, poetische und philosophische Bildung der ältesten Väter, nämlich der griechischen, kann man sich in Kirchengeschichten unterrichten, und man wird dadurch den Wert dieses Bildungseinflusses für die grundlegenden Dogmen des Christentums hochschätzen lernen. Farbe und Leben konnte freilich die indoeuropäische Mythologie unter so fremden Auspicien nicht erhalten, erst viel später half hier, soweit es ging, die christliche Kunst nach; jedoch, dank dem Einflusse des hellenischen Auges erhielt diese Mythologie wenigstens eine geometrische und insofern sichtbare Gestaltung: die uralte arische Vorstellung von der Dreieinigkeit gab den kunstvoll aufgeführten kosmischen Tempel ab, in welchem der durchaus neuen Religion Altäre errichtet wurden.

Über die Natur dieser beiden wichtigsten konstruktiven Elemente der christlichen Religion müssen wir nun durchaus Klarheit besitzen, sonst giebt es kein Verständnis des unendlich verwickelten Kampfes, der vom ersten Jahrhundert unserer Ära an bis zum heutigen Tage — namentlich aber während der ersten Säcula — über die Glaubenssätze dieser Religion tobte. Von den verschiedenen führenden Geistern werden die widersprechendsten Auffassungen und Lehren und Instinkte des jüdischen und des indoeuropäischen Elementes in den verschiedensten Verhältnissen miteinander gemischt. Betrachten wir also zuerst den mythologisch gestaltenden Einfluss der indoeuropäischen Weltauffassung auf die werdende christliche Religion, sodann den mächtigen Impuls, den sie aus dem positiven, materialistischen Geist des Judentums empfing.

Arische Mythologie

Eine ausführlich begründete Unterscheidung zwischen historischer Religion und mythischer Religion habe ich im fünften

Kapitel gegeben;[1]) ich setze sie hier als bekannt voraus. Die Mythologie ist eine metaphysische Weltanschauung *sub specie oculorum.* Ihre Besonderheit, ihr Charakter — auch ihre Beschränkung — besteht darin, dass Ungesehenes durch sie auf ein Geschautes zurückgeführt wird. Der Mythus erklärt nichts, giebt von nichts den Grund an, er bedeutet nicht ein Suchen nach dem Woher und Wohin; ebensowenig ist er eine Morallehre; am allerwenigsten ist er Geschichte. Schon aus dieser einen Überlegung erhellt, dass die Mythologie der christlichen Kirche zunächst gar nichts mit alttestamentlicher Chronologie und mit der historischen Erscheinung Christi zu thun hat; sie ist ein umgestaltetes und von fremder Hand vielfach verunstaltetes, neuen Bedürfnissen schlecht und recht angepasstes altarisches Erbstück.[2]) Um klare Vorstellungen über die mythologischen Bestandteile des Christentums zu gewinnen, werden wir gut daran thun, zwischen äusserer und innerer Mythologie zu unterscheiden, d. h. zwischen der mythologischen Gestaltung äusserer und der mythologischen Gestaltung innerer Erfahrung. Dass Phöbus seinen Wagen durch den Himmel fährt, ist der bildliche Ausdruck für ein äusseres Phänomen; dass die Erinnyen den Verbrecher verfolgen, versinnbildlicht eine Thatsache des menschlichen Innern. Auf beiden Gebieten hat die christliche, mythologische Symbolik sehr tief gegriffen, und „die Symbolik ist nicht bloss Spiegel, sie ist auch Q u e l l e d e s D o g m a s“, wie der dem Katholicismus nahestehende Wolfgang Menzel sagt.[3]) Symbolik als Q u e l l e des Dogmas ist offenbar mit Mythologie identisch.

Äussere Mythologie

Als ein vortreffliches Beispiel der nach äusserer Erfahrung gestaltenden Mythologie möchte ich vor allem die Vorstellung der Dreieinigkeit nennen. Dank dem Einfluss hellenischer Denkart

---

[1]) Siehe S. 391 bis 415.

[2]) Man versteht, wie der fromme Tertullian, im Heidentum aufgewachsen, von den Vorstellungen der hellenischen Poeten und Philosophen sagen konnte, sie seien den christlichen *tam consimilia!* (*Apol.* XLVII).

[3]) *Christliche Symbolik* (1854), I, S. VIII.

ist die Dogmenbildung der christlichen Kirche an jener gefährlichsten Klippe, dem semitischen Monotheismus, (trotz der heftigen Gegenwehr der Judenchristen) glücklich vorbeigesteuert und hat in ihren sonst bedenklich „verjudeten“ Gottesbegriff die heilige Dreizahl der Arier hinübergerettet.[1]) Dass die Drei bei den Indoeuropäern überall wiederkehrt, ist allbekannt; sie ist, wie Goethe sagt,

> die ewig unveraltete,
> Dreinamig-Dreigestaltete.

Wir finden sie in den drei Gruppen der indischen Götter, später dann (mehrere Jahrhunderte vor Christo) zu der ausführlichen und ausdrücklichen Dreieinigkeitslehre, der Trimûrti, ausgebildet: „Er, welcher Vishnu ist, ist auch Çiva, und er, welcher Çiva ist, ist auch Brahma: ein Wesen, aber drei Götter.“ Und von dem fernen Osten aus lässt sich die Vorstellung bis an die Küsten des Atlantischen Ozeans verfolgen, wo Patricius das Kleeblatt bei den Druiden als Symbol der Dreieinigkeit vorfand. Bei poetisch-metaphysisch beanlagten Stämmen m u s s t e sich diese Dreizahl schon früh aufdrängen, denn gerade sie, und sie allein, ist weder ein Zufall (wie die von den Fingern entnommene Fünf- resp. Zehnzahl), noch eine rabulistisch herausgerechnete Zahl (wie z. B. die von den vermeintlichen sieben Wandelsternen entnommene Sieben), sondern sie drückt ein Grundphänomen aus, so zwar, dass die Vorstellung einer Dreieinigkeit fast eher eine Erfahrung als ein Symbol genannt werden könnte. Dass alle menschliche Erkenntnis auf drei Grundformen beruhe — Zeit, Raum, Ursächlichkeit — hatten schon die Verfasser der Upanishaden er-

---

[1]) Dass die Indoeuropäer ebenfalls im tiefsten Grunde Monotheisten sind, habe ich schon früher, dem weitverbreiteten populären Irrtum entgegen, hervorgehoben (siehe S. 224 und 402), man vergleiche auch Jak. Grimm in der Vorrede zu seiner *Deutschen Mythologie* (S. XLIV—XLV) und Max Müller in seinen *Vorlesungen über die Sprachwissenschaft* (II, 385). Die Art dieses Monotheismus bedingt jedoch eine grundsätzliche Unterscheidung von der semitischen Auffassung.

kannt, zugleich, dass daraus nicht eine Dreiheit, sondern (um mit Kant zu sprechen) eine „Einheit der Apperception“ erfolge; der Raum sowie die Zeit sind unteilbare Einheiten, besitzen jedoch drei Dimensionen. Kurz, die Dreifaltigkeit als Einheit umringt uns auf allen Seiten als ein Urphänomen der Erfahrung und spiegelt sich bis ins Einzelne wieder. So hat z. B. die neueste Wissenschaft bewiesen, dass ausnahmslos jedes Element drei — aber auch nur drei — Gestalten annehmen kann: die feste, die flüssige, die luftartige; womit nur weiter ausgeführt wird, was das Volk längst wusste, dass unser Planet aus Erde, Wasser und Luft besteht. Wie Homer sich ausdrückt:

> Dreifach teilte sich Alles.

Geht man derartigen Vorstellungen mit Absichtlichkeit nach, so artet dies bald (wie bei Hegel) in willkürliche Spielerei aus;[1]) durchaus keine Spielerei ist dagegen die unwillkürliche, intuitive Ausgestaltung einer allgemeinen, doch nicht analytisch zergliederten (zugleich physischen und metaphysischen) kosmischen Erfahrung zu einem Mythus. Und aus diesem Beispiel ergiebt sich die tröstliche Gewissheit, dass auch im christlichen Dogma der indoeuropäische Geist seinem eigenen Wesen nicht ganz untreu geworden ist, sondern dass seine Mythen-schaffende Religion noch immer N a t u r s y m b o l i k blieb, wie das bei den Indoeraniern und bei den Slavokeltogermanen von jeher der Fall gewesen war. Nur ist freilich hier die Symbolik eine äusserst subtile, weil eben in den ersten christlichen Jahrhunderten die philosophische Abstraktion blühte, hingegen die künstlerische Schöpfungskraft darniederlag.[2]) Auch das muss betont werden, dass der Mythus von der grossen Masse der Christen nicht als Symbol empfunden wurde; doch das galt bei den Indern und Germanen mit ihren Licht-, Luft- und Wassergöttern ebenfalls; er i s t auch nicht bloss Symbol, sondern die gesamte Natur verbürgt uns die innere,

---

[1]) So z. B. die angeblich notwendige Progression der These, Antithese und Synthese, oder wiederum das Ansichsein des Absoluten als Vater, das Anderssein als Sohn, die Rückkehr zu sich als Geist.

[2]) Siehe den ganzen Schluss des ersten Kapitels.

transsscendente Wahrheit eines derartigen Dogmas und seine Fähigkeit zu lebensvoller Weiterentwickelung.[1])

Solcher äusseren oder, wenn man will, kosmischen Mythologie enthält nun das christliche Dogmengebäude eine grosse Menge.

Zunächst so ziemlich Alles, was als Gotteslehre die Vorstellung der Dreieinigkeit ergänzt: das Fleischwerden des Logos, der Paraklet u. s. w. Namentlich ist der Mythus von der Menschwerdung Gottes altindisches Stammgut. Er liegt in dem Einheitsgedanken des allerersten Buches des *Rigveda* eingeschlossen, tritt uns philosophisch umgestaltet in der Lehre von der Identität des Atman mit dem Brahman entgegen und wurde vollendet anschaulich in der Gestalt des Gottmenschen Krishna, zu deren Erklärung der Dichter des Bhagavadgîtâ Gott sprechen lässt: „Immer wieder und immer wieder, wenn Erschlaffung der Tugend eintritt und das Unrecht emporkommt, dann erzeuge ich mich selbst (in Menschengestalt). Zum Schutze der Guten, den Bösen zum Verderben, um Tugend zu festigen werde ich auf Erden geboren.“[2]) Die dogmatische Auffassung des Wesens Buddha‘s ist nur eine Modifikation dieses Mythus. Auch die Vorstellung, dass der menschgewordene Gott nur aus dem Leibe einer Jungfrau geboren werden konnte, ist ein alter mythischer Zug und gehört entschieden zu der Klasse der Natursymbole. Jene vielverspotteten Scholastiker, welche nicht allein Himmel und Hölle, sondern auch die Dreieinigkeit, die Menschwerdung, die Parthenogenese u. s. w. im Homer angedeutet und bei Aristo-

---

[1]) Den ägyptischen T r i a d e n hat man wohl früher einen grösseren Einfluss auf die christliche Dogmenbildung zugesprochen, als ihnen wirklich zukommt. Zwar scheint die Vorstellung des Gott-Sohnes in seinem Verhältnis zum Gott-Vater (der Sohn „nicht gemacht, nicht erschaffen, sondern erzeugt“, buchstäblich wie im Athanasischen Glaubensbekenntnis) spezifisch ägyptisch: wir finden sie in allen verschiedenen Göttersystemen der Ägypter wieder; doch ist die dritte Person die Göttin. (Man vergl. Maspero: *Histoire ancienne des peuples de l‘Orient classique,* 1895, I, 151 und Budge: *The Book of the Dead,* p. XCVI).

[2]) *Bhagavadgîtâ,* Buch IV, § 7 und 8.

teles ausgesprochen finden wollten, hatten gar nicht Unrecht. Der Altar und die Auffassung des heiligen Mahles bei den frühesten Christen weisen ebenfalls eher auf die gemeinsamen arischen Vorstellungen eines symbolischen Naturkultes als auf das jüdische Sühnopfer für den erzürnten Gott (worüber Näheres gegen Schluss des Kapitels). Kurz, kein einziger Zug der christlichen Mythologie kann auf Originalität Anspruch erheben. Freilich erhielten alle diese Vorstellungen im christlichen Lehrgebäude eine weit abweichende Bedeutung — nicht aber, weil der mythische Hintergrund ein wesentlich verschiedener gewesen wäre, sondern erstens, weil nunmehr im Vordergrund die historische Persönlichkeit Jesu Christi stand, zweitens, weil Metaphysik und Mythus der Indoeuropäer, von den Menschen aus dem Völkerchaos bearbeitet, meistens bis zur Unkenntlichkeit entstellt wurden. Man hat im 19. Jahrhundert die Erscheinung Christi als Mythus wegerklären wollen;[1]) die Wahrheit liegt im genauen Gegenteil; Christus ist das einzige nicht Mythische im Christentum; durch Jesus Christus, durch die kosmische Grösse dieser Erscheinung (wozu der historisch-materialisierende Einfluss des jüdischen Denkens kam) ist Mythus gleichsam Geschichte geworden.

Entstellung der Mythen

Ehe ich nun zur „inneren“ Mythenbildung übergehe, muss ich kurz jener fremden, umgestaltenden Einflüsse auf das sichtbare Religionsgebäude gedenken, durch welche die uns eigenen, angeerbten mythischen Vorstellungen geradezu gefälscht wurden.

Dass z. B. der menschgewordene Gott aus dem Leibe einer Jungfrau geboren werde, war, wie gesagt, eine alte Vorstellung, doch ist der Kultus einer „Mutter Gottes“ dem Christentum durch Ägypten vermittelt worden, wo seit etwa drei Jahrhunderten vor Christus das reiche, plastisch-bewegliche, für alles Fremde sehr empfängliche Pantheon sich dieses Gedankens mit besonderem Eifer angenommen hatte, ihn natürlich, wie alles Ägyptische, zu einem rein empirischen Materialismus umgestaltend. Erst spät aber gelang es dem Isiskultus, sich den Eintritt in die christliche Religion zu erzwingen. Im Jahre 430 wird die Benennung „Mutter

[1]) Siehe S. 194.

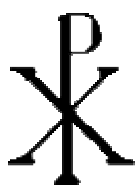
Gottes“ von Nestorius als eine gotteslästerliche Neuerung erwähnt; sie war soeben erst in die Kirche eingedrungen! In der mythologischen Dogmengeschichte ist nun nichts so klar nachweisbar wie der unmittelbare, genetische Zusammenhang zwischen der christlichen Anbetung der „Mutter Gottes“ und der Anbetung der Isis. In den spätesten Zeiten hatte sich nämlich die Religion des in Ägypten hausenden Völkerchaos immer mehr auf die Anbetung des „Gottessohnes“ Horus und seiner Mutter Isis beschränkt. Hierüber schreibt der berühmte Ägyptolog Flinders Petrie: „Dieser religiöse Brauch übte auf das werdende Christentum einen mächtigen Einfluss aus. Die Behauptung ist nicht zu gewagt, dass wir ohne die Ägypter in unserer Religion keine Madonna gekannt hätten. Der Kultus der Isis hatte nämlich schon unter den ersten Kaisern eine weite Verbreitung gefunden und war im ganzen römischen Reich so zu sagen Mode geworden; als er dann mit jener anderen grossen religiösen Bewegung verschmolz, so dass hinfürder Mode und tiefe Überzeugung Hand in Hand gehen konnten, war ihm der Sieg gesichert, und seitdem blieb bis auf den heutigen Tag die Göttin Mutter die herrschende Gestalt in der Religion Italiens.“[1]) Der selbe Verfasser zeigt dann auch, wie die Verehrung des Horus als eines göttlichen Kindes auf die Vorstellungen der römischen Kirche überging, so dass aus dem gedankenschweren, männlich reifen Heilsverkünder frühester Darstellungen zuletzt der übermütige *bambino* italienischer Bilder

---

[1]) *Religion and conscience in ancient Egypt,* ed. 1898, p. 46. Alljährlich entdeckt man in den verschiedensten Teilen von Europa neue Beweise von der allgemeinen Verbreitung des Isiskultes an allen Orten, bis wohin der Einfluss des römischen Völkerchaos gedrungen war. Der Glaube an die Auferstehung des Leibes und die Mitteilung des unsterblich machenden Stoffes in einem Sakrament waren schon lange vor Christi Geburt Bestandteile dieser Mysterien. Die zahlreichsten Belege findet man im Musée Guimet vereint, da Gallien (nebst Italien) der Hauptsitz des Isiskults war. — (Inzwischen hat Flinders Petrie weitere Entdeckungen gemacht, namentlich in Ehnasya, aus welchen sich Schritt für Schritt verfolgen lässt, wie der Isis- und Horuskult zu dem angeblich „christlichen“ Madonnenkult umgewandelt wurde. Man vergl. die Mitteilungen des Gelehrten vor der *British Association,* 1904).

wurde.[1]) — Man sieht, hier arbeitet neben Indoeuropäertum und Judentum auch das Völkerchaos thätig mit an dem Ausbau des christlichen Kirchengebäudes. Ähnliches finden wir bei den Vorstellungen des Himmels und der Hölle, der Auferstehung, der Engel und Dämonen u. s. w., und zugleich finden wir, dass der mythologische Wert immer mehr abnimmt, bis zuletzt fast blosser Sklavenaberglaube übrig bleibt, der vor den angeblichen Nägeln eines Heiligen fetischartigen Götzendienst verrichtet. Den Unterschied zwischen Aberglauben und Religion habe ich in der zweiten Hälfte des ersten Kapitels zu bestimmen versucht; zugleich zeigte ich, wie die Wahnvorstellungen des rohen Volkes im Bunde mit der raffiniertesten Philosophie gegen echte Religion erfolgreich anzustürmen begannen, sobald hellenische poetische Kraft zur Neige ging; das dort Gesagte ist hier anwendbar und braucht nicht wiederholt zu werden (siehe S. 99 bis 106). Schon seit Jahrhunderten vor Christus waren in Griechenland die sogenannten M y s t e r i e n eingeführt, in die man durch Reinigung (Taufe) eingeweiht wurde, um sodann durch den gemeinsamen Genuss des göttlichen Fleisches und Blutes (auf griechisch „mysterion“, auf lateinisch „sacramentum“) Teilhaber des göttlichen Wesens und der Unsterblichkeit zu werden; doch fanden diese Wahnlehren dort ausschliesslich bei den an Zahl stets zunehmenden „Ausländern und Sklaven“ Aufnahme und erregten bei allen echten Hellenen Abscheu und Verachtung.[2]) Je tiefer nun das religiös-

---



[1]) Interessant ist in dieser Beziehung der von dem selben Verfasser geführte Nachweis, dass das bekannte, auf alten Monumenten häufige, doch auch heute noch gebräuchliche christliche Monogramm (angeblich *khi-rho* aus dem griechischen Alphabet) nichts mehr und nichts weniger ist als das in Ägypten übliche Symbol des Gottes Horus!

[2]) Siehe namentlich die berühmte Rede des Demosthenes *De corona* und für eine Zusammenfassung der hierher gehörigen Thatsachen Jevons: *Introduction to the history of religion,* 1896, Kap. 23. Über die Zurückverfolgung des Abendmahls bis zu Altbabylonien vergl. Otto Pfleiderer‘s *Christusbild,* S. 84 und über das Verhältnis zu anderen alten Mysterien des selben Verfassers *Entstehung des Christentums,* 1905, S. 154. Grundlegend ist namentlich Albrecht Dieterich‘s *Eine Mithrasliturgie,* 1903.

schöpferische Bewusstsein sank, um so kecker erhob dieses Völkerchaos das Haupt. Durch das römische Reich vermittelt, fand eine Verschmelzung der verschiedensten Superstitionen statt, und als nun Constantius II. am Ende des 4. Jahrhunderts die christliche Religion zur Staatskirche proklamiert und somit die ganze Schar der innerlich Nicht-Christen in die Gemeinde der Christen hineingezwungen hatte, da stürzten auch die chaotischen Vorstellungen des tief entarteten „Heidentums" mit hinein und bildeten fortan — wenigstens für die grosse Mehrzahl — einen wesentlichen Bestandteil des Dogmas.

Dieser Augenblick bedeutet den Wendepunkt für die Ausbildung der christlichen Religion.

Verzweifelt kämpften edle Christen, namentlich die griechischen Väter, gegen die Verunstaltung ihres reinen, einfachen Glaubens, ein Kampf, der nicht seinen wichtigsten, doch seinen heftigsten und bekanntesten Ausdruck in dem langen Streit um die Bilderverehrung fand. Schon hier ergriff Rom, durch Rasse, Bildung und Tradition dazu veranlasst, die Partei des Völkerchaos. Am Ende des 4. Jahrhunderts erhebt der grosse Vigilantius, ein Gote, seine Stimme gegen das pseudo-mythologische Pantheon der Schutzengel und Märtyrer, gegen den Reliquienunfug, gegen das aus dem ägyptischen Serapiskult in das Christentum importierte Mönchswesen;[1]) doch der in Rom gebildete Hieronymus kämpft ihn nieder und bereichert die Welt und den Kalender durch neue Heilige aus seiner eigenen Phantasie. Die „fromme Lüge" war schon am Werke.[2])

Innere Mythologie

Soviel nur zur Veranschaulichung der Entstellungen, welche die äussere Mythengestaltung aus indoeuropäischem Erbe sich

---

[1]) Pachomius, der Begründer des eigentlichen Mönchtums, war wie sein Vorgänger, der Einsiedler Antonius, Ägypter, und zwar Oberägypter, und als „nationalägyptischer Serapisdiener" hat er die Praktiken gelernt, die er später fast unverändert ins Christentum übertrug (vergl. Zöckler: *Askese und Mönchtum,* 2. Aufl., S. 193 fg.).

[2]) Vergl. S. 308. Über die „Rezeption des Heidentums" siehe auch Müller, a. a. O., S. 204 fg.

hat vom Völkerchaos gefallen lassen müssen. Wenden wir jetzt das Auge auf jene mehr innerliche Mythenbildung, so werden wir hier das indoeuropäische Stammgut in reinerer Gestalt antreffen.

Den Kern der christlichen Religion, den Brennpunkt, auf den alle Strahlen hinstreben, bildet der Gedanke an eine Erlösung des Menschen; dieser Gedanke ist den Juden von jeher und bis auf den heutigen Tag vollkommen fremd; ihrer gesamten Religionsauffassung gegenüber ist er einfach widersinnig;[1]) denn es handelt sich nicht um eine sichtbare, historische Thatsache, sondern um ein unaussprechliches, inneres Erlebnis. Dagegen bildet dieser Gedanke den Mittelpunkt aller indoeranischen Religionsanschauungen; sie alle drehen sich um die Sehnsucht nach Erlösung, um die Hoffnung auf Erlösung; auch bei den Hellenen lebt der Gedanke an Erlösung in den Mysterien, ebenso auch als Untergrund zahlreicher Mythen und ist bei Plato sehr deutlich (z. B. im VII. Buch der *Republik*) zu erkennen, wenn auch, aus dem im ersten Kapitel angegebenen Grunde, die Griechen der Blütezeit die innere, moralische und, wie wir heute sagen würden, pessimistische Seite solcher Mythen wenig hervorkehrten. Der Schwerpunkt lag für sie an anderem Orte:

Nichts sind gegen das Leben die Schätze mir — — —

Und doch zugleich mit dieser Hochschätzung des Lebens als des herrlichsten aller Güter das Preislied auf den jung Hinsterbenden:

Schön ist alles im Tode noch, was auch erscheinet.[2])

Doch wer den tragischen Untergrund der vielgenannten „griechischen Heiterkeit“ erblickt, wird geneigt sein, diese „Erlösung in der schönen Erscheinung“ als engverwandt mit jenen anderen Vorstellungen der Erlösung zu erkennen; es ist das selbe Thema in einer anderen Tonart, dur statt moll.

Der Begriff der Erlösung — oder sagen wir lieber die mythische Vorstellung[3]) der Erlösung — umschliesst zwei andere: die

---

[1]) Vergl. S. 393 und auch die auf S. 330 citierte Stelle von Prof. Graetz.

[2]) *Ilias* IX, 401 u. XXII, 73.

[3]) Dass bei Homer das Wort „Mythos“ dem späteren „Logos“

jenige einer gegenwärtigen Unvollkommenheit und diejenige einer möglichen Vervollkommnung durch irgend einen nicht-empirischen, d. h. also in einem gewissen Sinne übernatürlichen, nämlich transscendenten Vorgang: die erste wird durch den Mythus der Entartung, die zweite durch den Mythus der von einem höheren Wesen gewährten Gnadenhilfe versinnbildlicht. Ungemein anschaulich wird der Entartungsmythus dort, wo er als Sündenfall dargestellt wird; darum ist dies das schönste, unvergänglichste Blatt der christlichen Mythologie; wogegen die ergänzende Ahnung der Gnade so sehr ins Metaphysische hinübergreift, dass sie anschaulich kaum mitteilbar gestaltet werden kann. Die Erzählung vom Sündenfall ist eine Fabel, durch welche die Aufmerksamkeit auf eine grosse Grundthatsache des zum Bewusstsein erwachten Menschenlebens gelenkt wird; sie weckt Erkenntnis; wogegen die Gnade eine Vorstellung ist, die erst auf eine Erkenntnis folgt und nicht anders als durch eigene Erfahrung erworben werden kann.[1]) Daher ein grosser und interessanter Unterschied im Ausbau aller echten (d. h. aller nicht-semitischen) Religionen je nach der vorwiegenden Begabung der Völker. Dort, wo das Bildende und Bildliche vorwiegt (bei den Eraniern und Europäern, in hohem Masse auch, wie es scheint, bei den Sumero-Akkadiern), tritt die Entartung als „Sündenfall“ ungemein plastisch hervor und wird somit zum Mittelpunkt jenes Komplexes innerer Mythenbildung, der sich um die Vorstellung der Erlösung gruppiert;[2]) wogegen man dort, wo dies nicht der Fall ist (wie z. B. bei den metaphysisch so hoch beanlagten, als Bildner jedoch mehr phantasiereichen als formgewaltigen arischen

---

entspricht, also gewissermassen jede Rede als Dichtung aufgefasst wird (was sie ja auch offenbar ist), gehört zu jenen Dingen, in denen die Sprache uns die tiefsten Aufschlüsse über unsere eigene Geistesorganisation giebt.

[1]) Zur Etymologie und somit Erläuterung des Wortes Gnade: Grundbedeutung „neigen, sich neigen“, gotisch „unterstützen“, altsächsisch „Huld, Hilfe“, alt-hochdeutsch „Mitleid, Barmherzigkeit, Herablassung“, mittelhochdeutsch „Glückseligkeit, Unterstützung, Huld“ (nach Kluge: *Etymologisches Wörterbuch*).

[2]) Der Mythus der Entartung bildet bekanntlich einen Grund-

Indern), nirgends den Mythus der Entartung bis zur anschaulichen Deutlichkeit ausgeführt, sondern nur allerhand widersprechende Vorstellungen findet. Andrerseits aber ist die Gnade — bei uns der schwache Punkt des religiösen Lebens, für die allermeisten Christen ein blosses, konfuses Wort — die strahlende Sonne indischen Glaubens; sie bildet dort nicht etwa die Hoffnung, sondern das siegreiche Erlebnis der Frommen und steht dadurch so sehr im Vordergrund alles religiösen Denkens und Fühlens, dass die Erörterungen der indischen Weisen über die Gnade (namentlich auch in ihrem Verhältnis zu den guten Werken) die heftigsten Diskussionen, welche die christliche Kirche vom Beginn an bis zum heutigen Tage entzweit haben, im Vergleich fast kindisch und zuallermeist gänzlich verständnislos erscheinen lassen, wenn man einige wenige Männer — einen Apostel Paulus, einen Martin Luther — ausnimmt. Wer etwa bezweifeln wollte, dass es sich hier um die mythische Gestaltung unaussprechlicher, innerer Erfahrungen handle, den würde ich, bezüglich der Gnade, auf das Gespräch Christi mit Nikodemus verweisen, in welchem das Wort „Wiedergeburt“ ebenso sinnlos wäre, wie in der Genesis die Erzählung von der Entartung der ersten Menschen durch den Genuss eines Apfels, handelte es sich nicht dort wie hier lediglich um die Sichtbarmachung eines zwar durchaus wirklichen, gegenwärtigen, doch unsichtbaren und darum dem Verstande zunächst unfassbaren Vorganges. Und bezüglich des Sündenfalles verweise ich ihn auf Luther, welcher schreibt: „Die Erbsünde ist der Fall der ganzen Natur“; und an anderer Stelle: „Es ist ja die

---

bestandteil des Vorstellungskreises der uns bis zum Überdruss als „heiter“ gepriesenen Griechen.

> Wäre ich früher gestorben, wo nicht, dann später geboren!
> Denn jetzt lebt ein eisern Geschlecht: und sie werden bei Tage
> Nimmer des Elends frei noch des Jammers, aber bei Nacht auch
> Leiden sie Qual: und der Sorgen Last ist die Gabe der Götter!

So ruft der „heitere“ Hesiod aus (*Werke und Tage,* Vers 175 fg.). Und er malt uns ein vergangenes „golden Geschlecht“, dem wir das Wenige verdanken sollen, was unter uns Entarteten noch gut ist, denn als Geister wandeln diese grossen Männer der Vergangenheit noch in unserer Mitte; vergl. S. 113.

Erde unschuldig und trüge viel lieber das Beste; sie wird aber verhindert durch den Fluch, so über den Menschen um der Sünde willen gegangen ist.“ Hier wird ja, wie man sieht, Wesensverwandtschaft zwischen dem Menschen in seinem innersten Thun und der ganzen umgebenden Natur postuliert: das ist indoeuropäische mythische Religion in ihrer vollen Entfaltung (siehe S. 221 u. 392), welche — nebenbei gesagt — sobald sie in der Vorstellungsweise der Vernunft sich kundthut (wie z. B. bei Schopenhauer), indoeuropäische metaphysische Erkenntnis bildet.[1])

Durch diese Überlegung gewinnt man die tiefe und sehr wichtige Einsicht, dass unsere indoeuropäische Auffassung von „Sünde“ überhaupt mythisch ist, d. h. in ein Jenseits übergreift. Wie ganz und gar die jüdische Auffassung abweicht, so dass das selbe Wort bei ihnen einen durchaus anderen Begriff bezeichnet, habe ich schon früher hervorgehoben (siehe S. 373); ich habe auch verschiedene moderne jüdische Religionslehren durchgenommen, ohne an irgend einer Stelle eine Erörterung des Begriffes „Sünde“ zu finden: wer das „Gesetz“ nicht verletzt, ist gerecht; dagegen wird von den jüdischen Theologen das aus dem Alten Testament von den Christen entnommene Dogma von der E r b s ü n d e ausdrücklich und zwar mit äusserster Energie zurückgewiesen.[2] Sinnen wir nun über diese durch ihre Geschichte und Religion durchaus gerechtfertigte Position der Juden nach, so werden wir bald zu der Überzeugung kommen, dass auf unserem abweichenden Standpunkt Sünde und Erbsünde synonyme Ausdrücke sind. Es handelt sich um einen unentrinnbaren Zustand alles Lebens. Unsere Vorstellung der Sündhaftigkeit ist der erste Schritt auf dem Wege zu der Erkenntnis eines transscendenten Zusammenhanges der Dinge; sie bezeugt die beginnende unmittelbare E r f a h r u n g dieses Zusammenhanges, die in den Worten Christi

---

[1]) Luther‘s Gedanken findet man in ziemlich undeutlicher Vorahnung im 5. Kapitel der *Epistel an die Römer,* ganz ausführlich dagegen in den Schriften des von ihm so besonders verehrten Scotus Erigena (siehe *De divisione naturae,* Buch 5, Kap. 36).

[2]) Man schlage als Beispiel Philippson‘s *Israelitische Religionslehre* auf II, 89.

„das Himmelreich ist inwendig in euch“ (siehe S. 199) ihre Vollendung erfuhr. Definiert Augustinus: *„Peccatum est dictum, factum vel concupitum contra legem aeternam“,*[1]) so ist das nur eine oberflächliche Erweiterung jüdischer Vorstellungen, wogegen Paulus der Sache auf den Grund ging, indem er die Sünde selbst ein „Gesetz“ nannte, ein Gesetz des Fleisches, oder, wie wir heute sagen würden, ein empirisches Naturgesetz, und indem er in einer berühmten, für dunkel gehaltenen und vielfach kommentierten, doch in Wirklichkeit durchaus klaren Stelle (*Römer* VIII) darthut, das kirchliche Gesetz, jene angebliche *lex aeterna* des Augustinus, habe über die Sünde, die eine Thatsache der Natur sei, nicht die geringste Macht, vielmehr könne hier einzig Gnade helfen.[2]) Die genaue Wiedergabe des altindischen Gedankens! Schon der Vedische Sänger „forscht begierig nach seiner Sünde“ und findet sie nicht in seinem Willen, sondern in seinem Zustande, der ihm sogar im Traume Unrechtes vorspiegelt, und zuletzt wendet er sich an den Gott, der die Einfältigen erleuchtet, „den Gott der Gnade“.[3]) Und in gleicher Weise wie später Origenes, Erigena und Luther fasst die Çârîraka-Mîmânsâ alle lebenden Wesen als „der Erlösung bedürftig, doch einzig die Menschen ihrer fähig“ auf.[4]) Erst aus dieser Auffassung der Sünde als eines Z u s t a n d e s, nicht als der Übertretung eines Gesetzes, ergiebt sich die Vorstellung der Erlösungsbedürftigkeit, sowie diejenige der Gnade. Es handelt sich hier um die inner-

---

[1]) Sünde ist eine Verletzung des ewigen Gesetzes durch Wort, That oder Begierde.

[2]) Man vergl. namentlich Pfleiderer: *Der Paulinismus,* II. Aufl., S. 50 fg. Diese rein wissenschaftlich-theologische Darstellung weicht von der meinigen natürlich ab, bestätigt sie aber dennoch, namentlich durch den Nachweis (S. 59), dass Paulus das Vorhandensein eines Sündentriebes v o r dem Falle annahm, was offenbar nichts anderes bedeuten kann, als ein Hinausrücken des Mythus über willkürliche historische Grenzen; dann auch durch die klare Beweisführung, dass Paulus — entgegen der augustinischen Dogmatik — die gemeinsame und immer gleiche Quelle alles sündigen Wesens im Fleisch erkannte (S. 6o).

[3]) *Rigveda* VII, 86.

[4]) Çankara: *Die Sûtra‘s des Vedânta,* I, 3, 25.

lichsten Erfahrungen der individuellen Seele, welche, so weit es geht, durch mythische Bilder sichtbar und mitteilbar gestaltet werden.

Der Kampf um die Mythologie

Wie unvermeidlich der Kampf auf diesem ganzen Gebiete der Mythenbildung war, erhellt aus der einfachen Überlegung, dass derartige Vorstellungen der jüdischen Auffassung von Religion direkt widersprechen. Wo findet man in den heiligen Büchern der Hebräer eine noch so leise Andeutung der Vorstellung eines dreieinigen Gottes? Nirgends. Man beachte auch, mit welchem genialen Instinkte die ersten Träger des christlichen Gedankens dafür sorgen, dass der „Erlöser“ in keinerlei Weise dem jüdischen Volke einverleibt werden könne: dem Hause David‘s war von den Priestern ewige Dauer verheissen worden (II *Samuel* XXII, 5), daher die Erwartung eines Königs aus diesem Stamme; Christus aber stammt nicht aus dem Hause David;[1]) er ist auch nicht ein Sohn Jahve‘s, des Gottes der Juden, sondern er ist der Sohn des k o s m i s c h e n G o t t e s, jenes allen Ariern unter verschiedenen Namen geläufigen „heiligen Geistes“ — des „Odems Odem“, wie ihn die Brihadâranyaka benennt, oder, um mit den griechischen Vätern der christlichen Kirche zu reden, des *poietes* und *plaster* der Welt, des „Urhebers des erhabenen K u n s t w e r k s der Schöpfung“.[2]) Der Gedanke an eine Erlösung des Menschen ist ebenfalls den Juden von jeher und bis auf den heutigen Tag vollkommen fremd und mit ihm zugleich (notwendigerweise) die Vorstellungen der Entartung und der Gnade. Den treffendsten Beleg liefert die Thatsache, dass, obwohl die Juden den Mythus des Sündenfalls am Anfang ihrer heiligen Bücher selber erzählen, sie niemals von Erbsünde etwas gewusst haben! Ich habe schon früher Gelegenheit gehabt, hierauf hinzuweisen, und wir wissen ja, dass Alles, was die Bibel an Mythen enthält, ohne Ausnahme Lehngut ist, von den Verfassern des Alten Testamentes aus mythologischer Vieldeutigkeit zu der engen Bedeutung einer

---

[1]) Man sehe die erdichteten Genealogien in Matthäus I und Lucas II, welche beide auf Joseph — nicht etwa auf Maria — führen.

[2]) Siehe Hergenröther: *Photius* III, 428.

historischen Chronik zusammengepresst.[1]) Darum entwickelte sich aber auch um diesen Mythenkreis der Erlösung ein Streit innerhalb der christlichen Kirche, der in den ersten Jahrhunderten wild tobte und einen Kampf auf Leben und Tod der Religion bedeutete, der aber noch heute nicht geschlichtet ist und nie geschlichtet werden kann — nie, so lange zwei sich widersprechende Weltanschauungen durch hartnäckiges Unverständnis gezwungen werden, nebeneinander als eine und die selbe Religion zu bestehen. Der Jude, wie Professor Darmesteter uns versicherte (S. 399), „hat sich niemals über die Geschichte von dem Apfel und der Schlange den Kopf zerbrochen"; für sein phantasieloses Hirn hatte sie keinen Sinn;[2]) dem Griechen dagegen, und später dem Germanen, war sie sofort als Ausgangspunkt der ganzen im Buche Genesis niedergelegten moralischen Mythologie des Menschenwesens aufgegangen. Darum konnten diese nicht umhin, „sich den Kopf darüber zu zerbrechen". Verwarfen sie gleich den Juden den Sündenfall ganz und gar, so zerstörten sie zugleich den Glauben an die göttliche Gnade, und damit schwand die Vorstellung der Erlösung, kurz, Religion in unserem indoeuropäischen Sinne war vernichtet, und es blieb lediglich jüdischer Rationalismus übrig — ohne die Kraft und das ideale Element jüdischer Nationaltradition und Blutsgemeinschaft. Das ist es, was Augustinus deutlich erkannte. Andrerseits aber: fasste man diese uralte sumero-akkadische Fabel, welche, wie ich vorhin sagte, Erkenntnis w e c k e n sollte, als die Erkenntnis selber auf, glaubte man sie in jener jüdischen Weise deuten zu müssen, welche alles Mythische als historische, materiell richtige Chronik auffasst, so folgte daraus eine ungeheuerliche und empörende Lehre, oder, wie der Bischof Julianus von Eclanum (Anfang des 5. Jahrhunderts) sich ausdrückt: „ein dummes und gottloses Dogma". Diese Einsicht war es, welche den frommen Britten P e l a g i u s — und vor ihm, wie es scheint, fast das gesamte

---

[1]) Siehe S. 235 u. 397 und 410.

[2]) Prof. Graetz a. a. O. I, 650 hält die Lehre von der Erbsünde für eine „neue Lehre", von Paulus erfunden!!

hellenische Christentum — bestimmte. Ich habe verschiedene Dogmen- und Kirchengeschichten studiert, ohne die von mir hier dargelegte so einfache Ursache des unvermeidlichen pelagianischen Streites irgendwo auch nur angedeutet zu sehen. Von Augustin's Gnaden- und Sündenlehre meint z. B. Harnack in seiner Dogmengeschichte: „Als Ausdruck psychologisch-religiöser Erfahrung ist sie wahr; aber projiziert in die Geschichte ist sie falsch", und etwas weiter: „der Bibelbuchstabe wirkte trübend ein"; hier streift er zweimal die Erklärung, doch ohne sie zu erblicken, und so bleibt denn auch die ganze weitere Darlegung eine abstrakt-theologische, aus welcher sich keine klare Vorstellung ergiebt. Denn, wie man sieht, es handelt sich hier (wenn ich mich einer populären Redensart bedienen darf) um eine Zwickmühle. Indem Pelagius die grob-materialistische, konkret-historische Auffassung von Adam's Fall mit Empörung verwirft, beweist er sein tief religiöses Empfinden und bewährt es in glücklicher Erhebung gegen platten Semitismus, zugleich — indem er z. B. den Tod als ein allgemeines, notwendiges Naturphänomen nachweist, welches mit Sünde nichts zu schaffen habe — ficht er für Wahrheit gegen Aberglauben, für Wissenschaft gegen Obskurantismus. Andrerseits aber ist ihm (und seinen Gesinnungsgenossen) durch Aristotelismus und Hebraismus so sehr der Sinn für Poesie und Mythus abhanden gekommen, dass er selber (wie so mancher Antisemit des heutigen Tages) ein halber Jude geworden ist und das Kind mit dem Bade ausschüttet: er will von Sündenfall überhaupt nichts wissen; das alte, heilige, den Weg zur tiefsten Erkenntnis des menschlichen Wesens weisende Bild verwirft er ganz und gar; dadurch schrumpft aber auch die Gnade zu einem nichtssagenden Wort zusammen, und die Erlösung bleibt als ein so schattenhaftes Gedankending zurück, dass ein Anhänger des Pelagius von einer „Emanzipation des Menschen von Gott durch den freien Willen" reden durfte. Auf diesem Wege wäre man gleich wieder bei platt rationalistischer Philosophie und beim Stoicismus angelangt, mit der nie fehlenden Ergänzung krass-sinnlichen Mysteriendienstes und Aberglaubens, eine Bewegung, die wir in den ethischen und theosophischen Ge-

sellschaften des 19. Jahrhunderts beobachten können. Kein Zweifel also, dass Augustinus in jenem berühmten Kampf, in dem er anfangs den grössten und begabtesten Teil des Episkopats, mehr als einmal auch den Papst, gegen sich hatte, die Religion als solche rettete; denn er verteidigte den Mythus. Doch wie allein ward ihm das möglich? Nur dadurch, dass er das enge Nessusgewand angelernter jüdischer Beschränktheit über die herrlichen Schöpfungen ahnungsvoller, intuitiver, himmelwärts strebender Weisheit warf und sumero-akkadische Gleichnisse zu christlichen Dogmen umgestaltete, an deren historische Wahrheit fortan Jeder bei Todesstrafe glauben musste.[1])

Ich schreibe keine Geschichte der Theologie und kann diese Streitfrage nicht näher untersuchen und weiter verfolgen, doch hoffe ich, durch diese fragmentarischen Andeutungen den unausbleiblichen Kampf über den Sündenfall veranschaulicht und in seinem Wesen charakterisiert zu haben. Jeder Gebildete weiss, dass der pelagianische Streit noch heute fortdauert. Indem die katholische Kirche die Bedeutung der Werke, dem Glauben gegenüber, betonte, konnte sie nicht umhin, die Bedeutung der Gnade ein wenig herabzusetzen; keine Sophistereien vermögen es, diese Thatsache zu beseitigen, welche dann, weitergespiegelt, auf Handeln und Denken von Millionen von Einfluss gewesen ist. Sündenfall und Gnade sind aber so eng zusammengehörige Teile eines einzigen Organismus, dass die leiseste Berührung des einen auf den anderen wirkt, und so wurde denn auch nach und nach die wahre Bedeutung des Mythus vom Sündenfall derartig abgeschwächt, dass man heute allgemein die Jesuiten als S e m i p e l a g i a n e r bezeichnet, und dass sogar sie selber ihre Lehre eine *scientia media* nennen.[2]) Sobald der Mythus angetastet wird, gerät man ins Judentum.

---

[1]) Schwer genug mag dies Augustinus gefallen sein, der doch selber früher im 27. Kap. des fünfzehnten Buches seines *De civitate Dei* sich dagegen erhoben hatte, dass man das Buch der Genesis „als eine geschichtliche Wahrheit ohne alle Allegorie zu deuten versuche“.

[2]) Nur einen einzigen, mässig und sicher urteilenden Zeugen will ich anrufen, Sainte-Beuve. Er schreibt (*Port Royal,* Buch 4,

Dass von Anfang an der Kampf noch heftiger um die Vorstellung der Gnade entbrennen musste, ist klar; denn der Sündenfall fand sich wenigstens, wenn auch nur als unverstandener Mythus, in den heiligen Büchern der Israeliten vor, wogegen die Gnade nirgends darin zu finden ist und für ihre Religionsauffassung gänzlich sinnlos ist und bleibt. Gleich unter den Aposteln loderte der Streit auf, und auch er ist noch heute nicht geschlichtet. Gesetz oder Gnade: beides zugleich konnte ebensowenig bestehen, wie der Mensch zur selben Zeit Gott und dem Mammon dienen kann. „Ich werfe nicht weg die Gnade Gottes; denn so durch das Gesetz die Gerechtigkeit kommt, s o i s t C h r i s t u s v e r g e b l i c h g e s t o r b e n“ (*Paulus an die Galater* II, 21). Eine einzige solche Stelle entscheidet; das Ausspielen andere angeblich „kanonischer“ Aussprüche gegen sie (z. B. der *Epistel Jacobi* II, 14, 24) ist kindisch; handelt es sich doch nicht um theologische Wortklauberei, sondern um eine der grossen Erfahrungsthatsachen des inneren Lebens bei uns Indoeuropäern. „Nur wen die Erlösung wählt, nur von dem wird sie empfangen“, heisst es in der Kâtha-Upanishad. Und welche Gabe ist es, die uns dieser metaphysische Mythus durch Gnade empfangen lässt? Nach den Indoeraniern die Erkenntnis, nach den europäischen Christen der Glaube: beides eine Wiedergeburt verbürgend, d. h. den Menschen zu dem Bewusstsein eines andersgearteten Zusammenhanges der Dinge erweckend.[1]) Ich führe wieder jene Worte Christi an, denn es kann nie zu häufig geschehen: „Das Himmelreich ist i n w e n d i g in euch.“ Dies ist eine Erkenntnis oder ein Glaube, gewonnen durch göttliche Gnade. Erlösung durch Erkenntnis, Erlösung durch Glauben: zwei Auffassungen, die nicht so weit voneinander abweichen, wie man wohl gemeint hat; der Inder (sogar auch Buddha) legte den Nachdruck auf den Intellekt, der Graecogermane, belehrt durch Jesus Christus,

---

Kap. I): *„Les Jésuites n‘attestent pas moins par leur méthode d‘éducation qu‘ils sont sémi-pélagiens tendant au Pélagianisme pur, que par leur doctrine directe.“*

[1]) Vergl. S. 204 und 413 und den Abschnitt „Weltanschauung“ im neunten Kapitel.

auf den Willen: zwei Deutungen des selben inneren Erlebnisses. Doch ist die zweite insofern von grösserer Tragweite, als die Erlösung durch Erkenntnis, wie Indien zeigt, im letzten Grunde eine Verneinung *pure et simple* bedeutet, somit kein positives, schaffendes Prinzip mehr abgiebt, indes die Erlösung durch den Glauben das menschliche Wesen in seinen dunkelsten Wurzeln erfasst und ihm eine bestimmte Richtung, eine kräftige Bejahung abtrotzt:

Ein‘ feste Burg ist unser Gott!

Der jüdischen Religion sind beide Auffassungen gleich fremd.

Jüdische Weltchronik

Soviel zur Orientierung und Verständigung über jene mythologischen Bestandteile der christlichen Religion, welche sicherlich nicht vom Judentum entlehnt waren. Wie man sieht, ist der Bau ein wesentlich indoeuropäischer, kein bloss der jüdischen Religion zu Ehren erbauter Tempel. Dieser Bau ruht auf Pfeilern und diese Pfeiler wieder auf Fundamenten, die alle nicht jüdisch sind. Jetzt aber erübrigt es, die Bedeutung des vom Judentum empfangenen Impulses zu würdigen, wodurch zugleich die Natur des Kampfes innerhalb der christlichen Religion immer deutlicher hervortreten wird.

Nichts wäre falscher, als wenn man die jüdische Mitwirkung bei der Erschaffung des christlichen Religionsgebäudes lediglich als eine negative, zerstörende, verderbende betrachten wollte. Es genügt, sich auf den semitischen Standpunkt zu stellen (mit Zuhilfenahme jeder beliebigen jüdischen Religionslehre vermag man das leicht), um die Sache genau umgekehrt zu erblicken: das helleno-arische Element als das auflösende, vernichtende, religionsfeindliche, wie wir das schon vorhin bei Pelagius beobachteten. Aber auch ohne die uns natürliche Auffassung zu verlassen, genügt ein vorurteilsfreier Blick, um den jüdischen Beitrag als sehr bedeutend und zum grossen Teil als unentbehrlich zu erkennen. Denn in dieser Ehe war der jüdische Geist das männliche Prinzip, das Zeugende, der Wille. Nichts berechtigt zu der Annahme, dass aus hellenischer Spekulation, aus ägyptischer Askese und aus internationaler Mystik ohne die Glut jüdischen Glaubenswillens der Welt ein neues Religionsideal und damit zugleich neue

Lebenskraft geschenkt worden wäre. Nicht die römischen Stoiker mit ihrer edlen, aber kalten, impotenten Morallehre, nicht die ziellose, mystische Selbstvernichtung der aus Indien nach Kleinasien eingeführten Theologie, auch nicht die umgekehrte Lösung der Aufgabe, wie wir sie bei dem jüdischen Neoplatoniker Philo finden, wo der israelitische Glaube mystisch-symbolisch aufgefasst wird und das hellenische Denken, greisenhaft verunstaltet, diese sonderbar aufgeputzte jüngste Tochter Israels umarmen muss (etwa wie David die Abisag).... dies Alles hätte nicht zum Ziele geführt, das liegt ja deutlich vor Augen. Wie könnte man es sonst erklären, dass gerade um die Zeit, als Christus geboren wurde, das Judentum selber, so abschliessend seinem Wesen nach, so abstossend gegen alles Fremde, so streng und freudelos und schönheitsbar, einen wahren Triumphzug der Propaganda begonnen hatte? Die jüdische Religion ist aller Bekehrung abhold, doch die Anderen, von Sehnsucht nach Glauben getrieben, traten in Scharen zu ihr über. Und zwar trotzdem der Jude verhasst war. Man redet vom heutigen Antisemitismus; Renan versichert uns, diese Bewegung des Abscheues gegen jüdisches Wesen habe in dem Jahrhundert vor Christi Geburt viel heftiger gewütet.[1]) Was bildet denn die geheime Anziehungskraft des Judentums? Sein Wille. Der Wille, der, im religiösen Gebiete schaltend, unbedingten, blinden Glauben erzeugt. Dichtkunst, Philosophie, Wissenschaft, Mystik, Mythologie.... sie alle schweifen weit ab und legen insofern den Willen lahm; sie zeugen von einer weltentrückten, spekulativen, idealen Gesinnung, die bei allen Edleren jene stolze Geringschätzung des Lebens hervorruft, welche dem indischen Weisen ermöglicht, sich lebend in sein eigenes Grab zu legen, welche die unnachahmliche Grösse von Homer‘s Achilleus ausmacht, welche den deutschen Siegfried zu einem Typus der Furchtlosigkeit stempelt, und welche im 19. Jahrhundert sich monumentalen Ausdruck schuf in Schopenhauer‘s Lehre von der Verneinung des Willens zum Leben. Der Wille ist hier gewissermassen nach innen gerichtet. Ganz anders beim

[1]) *Histoire du peuple d‘Israël* V, 227.

Juden. Sein Wille streckte sich zu allen Zeiten nach aussen; es war der unbedingte Wille zum Leben. Dieser Wille zum Leben war das erste, was das Judentum dem Christentum schenkte: daher jener Widerspruch, der noch heute so Manchem als unlösbares Rätsel auffällt, zwischen einer Lehre der inneren Umkehr, der Duldung und der Barmherzigkeit und einer Religion ausschliesslicher Selbstbehauptung und fanatischer Unduldsamkeit.

Zunächst dieser allgemeinen Willensrichtung — und mit ihr untrennbar vereint — ist dann die jüdische rein historische Auffassung des Glaubens zu nennen. Über das Verhältnis zwischen dem jüdischen Willensglauben und der Lehre Christi habe ich ausführlich im dritten Kapitel gesprochen, über sein Verhältnis zur Religion überhaupt im fünften; beide Stellen setze ich als bekannt voraus.[1]) Hier möchte ich nur darauf aufmerksam machen, welchen ausschlaggebenden Einfluss jüdischer Glaube als materielle, unerschütterliche Überzeugung bestimmter historischer Begebnisse gerade in jenem Augenblick der Geschichte, da das Christentum entstand, ausüben musste. Hatch schreibt hierüber: „Den jungen christlichen Gemeinden kam vor allem die Reaktion gegen reine philosophische Spekulation zu Gute, die S e h n s u c h t n a c h G e w i s s h e i t. Die grosse Mehrzahl der Menschen war der Theorien überdrüssig; sie forderten Gewissheit; diese versprach ihnen die Lehre der christlichen Sendboten. Diese Lehre berief sich auf bestimmte historische Ereignisse und auf deren Augenzeugen. Die einfache Überlieferung von Christi Leben, Tod und Auferstehung befriedigte das Bedürfnis der damaligen Menschheit.“[2]) Das war ein Anfang. Zunächst richtete sich das Augenmerk einzig und allein auf Jesus Christus; die heiligen Schriften der Juden galten als sehr verdächtige Dokumente; Luther berichtet empört über das geringe Ansehen, dessen das Alte Testament bei Männern wie Origenes und selbst noch (so versichert er) bei Hieronymus genossen habe; die meisten Gnostiker

---

[1]) Siehe S. 241 fg. und 394 fg.

[2]) *Influence of Greek ideas and usages upon the Christian Church,* 6. Ausg., S. 312.

verwarfen es ganz und gar, Marcion betrachtete es geradezu als ein Werk des Teufels. Doch sobald eine schmale Schneide jüdischer historischer Religion Eingang in die Vorstellungen gefunden hatte, konnte es nicht fehlen, dass der ganze Keil nach und nach eingetrieben wurde. Man meint, die sogenannten Judenchristen hätten eine Niederlage erlitten, mit Paulus hätten die Heidenchristen den Sieg davongetragen? Das ist nur sehr bedingt und fragmentarisch wahr. Äusserlich, ja, ging das jüdische Gesetz mit seinem „Bundeszeichen“ völlig in die Brüche, äusserlich drang zugleich der Indoeuropäer mit seiner Trinität und sonstigen Mythologie und Metaphysik durch, doch innerlich bildete sich im Laufe der ersten Jahrhunderte immer mehr zum eigentlichen Rückgrat der christlichen Religion die jüdische Geschichte aus — jene von fanatischen Priestern nach gewissen hieratischen Theorien und Plänen umgearbeitete, genial, doch willkürlich ergänzte und konstruierte, historisch durch und durch unwahre Geschichte.[1]) Die Erscheinung Jesu Christi, über welche sie wahrhaftige Zeugnisse vernommen hatten, war jenen armen Menschen aus dem Völkerchaos wie eine Leuchte in dunkler Nacht aufgegangen; sie war eine geschichtliche Erscheinung. Zwar stellten erhabene Geister diese historische Persönlichkeit in einem symbolischen Tempel auf; doch was sollte das Volk mit Logos und Demiurgos und Emanationen des göttlichen Prinzips u. s. w.? Sein gesunder Instinkt trieb es, dort anzuknüpfen, wo es einen festen Halt fand, und das war in der jüdischen Geschichte. Der Messiasgedanke — trotzdem er im Judentum lange nicht die Rolle spielte, die wir Christen uns einbilden[2]) — lieferte das verbindende Glied in der Kette, und nunmehr besass die Menschheit nicht allein den Lehrer erhabenster Religion, nicht allein das göttliche Bild des Gekreuzigten, sondern den gesamten Weltenplan des Schöpfers von dem Augenblick an, wo er Himmel und Erde schuf, bis zu dem Augenblick, wo er Gericht halten wird, „was in der Kürze geschehen soll“. Die Sehnsucht nach materieller Gewissheit,

---

[1]) Siehe S. 425 und 431.

[2]) Siehe S. 238, Anm.

welche uns als das Charakteristikum jener Epoche geschildert wird, hatte, wie man sieht, nicht eher geruht, als bis jede Spur von Ungewissheit vertilgt worden war. Das bedeutet einen Triumph jüdischer, und im letzten Grunde überhaupt semitischer Weltanschauung und Religion.

Hiermit hängt nun die Einführung der religiösen Unduldsamkeit zusammen. Dem Semiten ist die Intoleranz natürlich, in ihr drückt sich ein wesentlicher Zug seines Charakters aus. Dem Juden insbesondere war der unwankende Glaube an die Geschichte und an die Bestimmung seines Volkes eine Lebensfrage: dieser Glaube war seine einzige Waffe in dem Kampf um das Leben seiner Nation, in ihm hatte seine besondere Begabung bleibenden Ausdruck gefunden, kurz, bei ihm handelte es sich um ein von innen heraus Gewachsenes, um ein durch Geschichte und Charakter des Volkes Gegebenes. Selbst die stark hervortretenden negativen Eigenschaften der Juden, z. B. die bei ihnen seit den ältesten Zeiten bis zum heutigen Tage weitverbreitete Indifferenz und Ungläubigkeit, hatten zur Verschärfung des Glaubenszwanges das ihrige beigetragen. Nun trat aber dieser mächtige Anstoss in eine gänzlich andere Welt. Hier gab es kein Volk, keine Nation, keine Tradition; es fehlte ganz und gar jenes moralische Moment einer furchtbaren nationalen Prüfung, welches dem harten, beschränkten jüdischen Gesetz die Weihe verleiht. Die Einführung des Glaubenszwanges in das Völkerchaos (und sodann unter die Germanen) bedeutete also gewissermassen eine Wirkung ohne Ursache, mit anderen Worten die Herrschaft der Willkür. Was dort, bei den Juden, ein objektives Ergebnis gewesen war, wurde hier ein subjektiver Befehl. Was dort sich nur auf einem sehr beschränkten Gebiet bewegt hatte, auf dem Gebiete nationaler Tradition und national-religiösen Gesetzes, schaltete hier völlig schrankenlos. Der arische Drang, Dogmen aufzustellen (siehe S. 406), ging eine verhängnisvolle Ehe ein mit der historischen Beschränktheit und der prinzipiellen Unduldsamkeit des Juden. Daher der wildbrausende Kampf um den Besitz der Macht, Dogmen zu verkünden, der die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung ausfüllte. Milde Männer wie

Irenäus blieben fast einflusslos; je intoleranter, desto gewaltiger war der christliche Bischof. Diese christliche Unduldsamkeit unterscheidet sich aber ebenso von jüdischer Unduldsamkeit wie das christliche Dogma vom jüdischen Dogma: denn diese waren auf allen Seiten eingeschränkt, ihnen waren bestimmte, enge Wege gewiesen, wogegen der christlichen Unduldsamkeit und dem christlichen Dogma das ganze Gebiet des Menschengeistes offen stand; ausserdem hat der jüdische Glaube und die jüdische Unduldsamkeit nie weithinreichende Macht besessen, während die Christen bald mit Rom die Welt beherrschten. Und so erleben wir denn derartige Ungereimtheiten, wie dass ein heidnischer Kaiser (Aurelianus im Jahre 272) dem Christentum das Primat des römischen Bischofs aufzwingt, und dass ein christlicher Kaiser, Theodosius, als rein politische Massregel, den Glauben an die christliche Religion bei Todesstrafe anordnet. Jener anderen Ungereimtheiten ganz zu geschweigen, wie dass die Natur Gottes, das Verhältnis des Vaters zum Sohn, die Ewigkeit der Höllenstrafen u. s. w. *ad inf.* durch Majoritätsbeschlüsse (von Bischöfen, die häufig nicht lesen noch schreiben konnten) bestimmt und für alle Menschen von einem bestimmten Tage an bindend werden, etwa wie unsere Parlamente uns Steuern durch Stimmenmehrheit auferlegen. — Doch, wie schwer es uns auch werden mag, anders als kopfschüttelnd dieser monströsen Entwickelung eines jüdischen Gedankens auf fremdem Boden zuzusehen, man wir doch wohl zugeben müssen, dass es nie zur vollen Ausbildung einer christlichen Kirche ohne Dogma und ohne Unduldsamkeit gekommen wäre. Auch hier sind wir also dem Judentum für ein Element von Kraft und Ausdauer verpflichtet.

Doch nicht das Rückgrat allein wurde von der werdenden christlichen Kirche dem Judentum entlehnt, sondern vielmehr das ganze innere Knochengerüst. Da wäre in allererster Reihe auf die Begründung des Glaubens und der Tugend hinzuweisen: sie ist im kirchlichen Christentum durch und durch jüdisch, denn sie beruht auf Furcht und Hoffnung: hie ewiger Lohn, dort ewige Strafe. Auch über diesen Gegenstand kann ich mich auf frühere Ausführungen berufen, in denen ich den grundsätzlichen Unter-

schied hervorhob zwischen einer Religion, welche sich an die rein eigensüchtigen Regungen des Herzens wendet, an Furcht und Begehr, und einer Religion, welche, wie die Brahmanische, „die Verzichtleistung auf einen Genuss des Lohnes hier und im Jenseits“ als die erste Stufe zur Einweihung in wahre Frömmigkeit betrachtet.[1]) Ich will mich nicht wiederholen; doch sind wir jetzt in der Lage, jene Einsicht bedeutend zu vertiefen, und dadurch wird man erst klar erkennen, welch unausbleiblicher und nie beizulegender Konflikt sich auch hier aus dem gewaltsamen Zusammenschweissen entgegengesetzter Weltanschauungen ergeben musste. Denn die geringste Überlegung wird uns davon überzeugen, dass die Vorstellung der Erlösung und der Willensumkehr, wie sie den Indoeuropäern schon vielfach vorgeschwebt hatte und wie sie durch den Mund des Heilandes ewigen Ausdruck fand, von allen jenen gänzlich abweicht, welche das irdische Thun durch posthume Bestrafung und Belohnung vergelten lassen.[2])

---

[1]) Siehe den Exkurs über semitische Religion im fünften Kapitel und vergl. namentlich S. 413 mit S. 426. Vergl. auch die Ausführungen über germanische Weltanschauung im betreffenden Abschnitt des neunten Kapitels (z. B. S. 886).

[2]) Am durchgebildetsten findet sich dieses System bei den Altägyptern, nach deren Vorstellungen das Herz des Gestorbenen auf eine Wage gelegt und gegen das Ideal des Rechtes und der Wahrhaftigkeit abgewogen wird; die Idee einer durch göttliche Gnade bewirkten Umwandlung des inneren Menschen war ihnen vollkommen fremd. Die Juden haben sich nie zu der Höhe der ägyptischen Vorstellung hinaufgeschwungen, der Lohn war für sie früher einfach sehr langes Leben des Individuums und künftige Weltherrschaft der Nation, die Strafe Tod und für die kommenden Geschlechter Elend. In späteren Zeiten nahmen sie jedoch allerhand Superstitionen auf, aus denen sich ein durchaus weltlich gedachtes Gottesreich ergab (siehe S. 449) und als Gegenstück eine recht weltliche Hölle. Aus diesen und anderen, aus den tiefsten Niederungen menschlichen Wahnwitzes und Aberglaubens emporsprossenden Vorstellungen wurde dann die christliche Hölle (von der noch Origenes nichts wusste, ausser in der Form von Gewissensqualen!) gezimmert, während der Neoplatonismus, griechische Dichtung und ägyptische Vorstellungen der „Gefilde der Seligen“ (siehe die Abbildungen in Budge: *The book of the dead*) den christlichen Himmel lieferten — doch ohne dass dieser jemals die Deutlichkeit der Hölle erreicht hätte.

Hier findet nicht allein eine Abweichung statt, sondern es stehen zwei fremde Gebilde nebeneinander, fremd von der Wurzel bis zur Blüte. Mögen auch die Bäume fest aufeinander gepfropft worden sein, ineinander verschmelzen können sie nie und nimmer. Und doch war gerade diese Verschmelzung das, was das frühere Christentum erstrebte und was noch heute für gläubige Seelen den Stein des Sisyphus bildet. Freilich im Uranfang, d. h. bevor im 4. Jahrhundert das gesamte Völkerchaos gewaltsam ins Christentum hineingezwängt worden war und mit ihm zugleich seine religiösen Vorstellungen, war das noch nicht der Fall. In den allerältesten Schriften findet man die Androhung von Strafen fast gar nicht, und auch der Himmel ist nur das Vertrauen auf ein unaussprechliches Glück,[1]) durch Christi Tod erworben. Wo jüdischer Einfluss vorherrscht, finden wir dann noch in jenen frühesten christlichen Zeiten den sogenannten Chiliasmus, d. h. den Glauben an ein bald einzutretendes tausendjähriges Reich Gottes auf Erden (lediglich eine der vielen Gestaltungen des von den Juden erträumten theokratischen Weltreiches); wo dagegen philosophische Denkart vorübergehend die Oberhand behält, so z. B. bei Origenes, treten Anschauungen zu Tage, welche von der Seelenwanderung der Inder und Plato‘s[2]) kaum zu unterscheiden sind: die Menschengeister werden als von Ewigkeit geschaffen gedacht, je nach ihrem Thun steigen sie hinauf und hinab, zuletzt werden ausnahmslos alle verklärt werden, sogar auch die Dämonen.[3]) In einem solchen System besitzt, wie man sieht, weder das individuelle Leben selbst, noch die Verheissung von Lohn und die Androhung von Strafe einen Sinn, der mit der Auffassung der judaeo-christlichen Religion irgendwie sich decken könnte.[4]) Doch bald siegte auch hier der jüdische Geist, und

[1]) Meist unter missverständnisvoller Anlehnung an Jesaia LXIV, 4.

[2]) Über das Verhältnis zwischen diesen beiden vergl. S. 80 u. 111.

[3]) Ich verweise namentlich auf Kap. 29 der Schrift *Über das Gebet* von Origenes; in der Form eines Kommentars zu den Worten „Führe uns nicht in Versuchung“ entwickelt der grosse Mann eine rein indische Anschauung über die Bedeutung der Sünde als Heilsmittels.

[4]) Übrigens hat Origenes das mythische Element im Christ-

zwar indem er, genau so wie beim Dogma und bei der Unduldsamkeit, eine früher auf dem beschränkten Boden Judäa's ungeahnte Entwickelung nahm. Höllenstrafen und Himmelsseligkeit, die Furcht vor den einen, die Hoffnung auf die andere, sind fortan für die gesamte Christenheit die einzigen wirksamen Triebfedern; was Erlösung ist, weiss bald kaum einer mehr, da die Prediger selber unter „Erlösung“ sich meist Erlösung von Höllenstrafen dachten und noch heute denken.[1]) Die Menschen des Völkerchaos verstanden eben keine anderen Argumente; schon ein Zeitgenosse des Origenes, der Afrikaner Tertullian, erklärt freimütig, nur Eines könne die Menschen bessern: „die Furcht vor ewiger Strafe und die Hoffnung auf ewigen Lohn“ (*Apol.* 49). Natürlich lehnten sich einzelne auserlesene Geister stets gegen diese Materialisierung und Judaisierung der Religion auf; so könnte z. B. die Bedeutung der christlichen Mystik vielleicht in das eine Wort zusammengefasst werden, dass sie dies alles bei Seite schob und einzig die Umwandlung des inneren Menschen — d. h. die Erlösung — erstrebte; doch zusammenreimen liessen sich die zwei Anschauungen nie und nimmer, und gerade dieses Unmögliche wurde vom gläubigen Christen gefordert. Entweder soll der Glaube die Menschen „bessern“, wie Tertullian behauptet, oder er soll sie durch eine Umkehrung des gesamten Seelenlebens völlig umwandeln, wie das Evangelium es gelehrt hatte; entweder ist diese Welt eine Strafanstalt, welche wir hassen sollen, was schon Clemens von Rom im 2. Jahrhundert ausspricht[2]) (und nach ihm die ganze offizielle Kirche), oder aber es ist diese Welt der gesegnete Acker, in welchem das Himmelreich gleich einem verborgenen Schatz liegt, wie Christus gelehrt hatte. Die eine Behauptung widerspricht der anderen.

---

tum ausdrücklich anerkannt. Nur meinte er, das Christentum sei „die einzige Religion, die auch in mythischer Form Wahrheit ist“ (vergl. Harnack: *Dogmengeschichte,* Abriss, 2. Aufl. S. 113).

[1]) Man nehme z. B. das *Handbuch für katholischen Religionsunterricht* vom Domkapitular Arthur König zur Hand und lese das Kapitel über die Erlösung. Nikodemus hätte nicht die geringste Schwierigkeit empfunden, diese Lehre zu verstehen.

[2]) Siehe dessen zweiten Brief § 6.

Der unlösbare Zwist

Auf diese Gegensätze komme ich noch im weiteren Verlauf des Kapitels zurück; ich musste aber gleich hier empfinden lassen, wie sehr es sich um wirkliche Gegensätze handelt, und zugleich, in welchem Masse das Judentum siegreich und als eminent positiv wirkende Macht durchdrang. Mit dem stolzen Selbstbewusstsein des echten indoeuropäischen Aristokraten hatte Origenes gemeint: „nur für den gemeinen Mann möge es genügen zu wissen, dass der Sünder bestraft wird"; nun waren aber a l l e diese Männer aus dem Völkerchaos „gemeine Männer"; Sicherheit, Furchtlosigkeit, Bestimmtheit verleihen nur Rasse und Nation; Menschenadel ist ein Kollektivbegriff;[1]) der edelste Vereinzelte — z. B. ein Augustinus — bleibt in den Vorstellungen und Gesinnungen der Gemeinen kleben und vermag es nie, sich bis zur Freiheit durchzuringen. Diese „gemeinen" Menschen brauchten einen Herrn, der zu ihnen wie zu Knechten redete, nach dem Muster des jüdischen Jahve: ein Amt, welches die mit römischer Imperialvollmacht ausgestattete Kirche übernahm. Kunst, Mythologie und Metaphysik waren in ihrer schöpferischen Bedeutung für die damaligen Menschen völlig unbegreiflich geworden; das Wesen der Religion musste in Folge dessen auf das Niveau heruntergeschraubt werden, auf dem es sich in Judäa befunden hatte. Diese Menschen brauchten eine rein geschichtliche, beweisbare Religion, welche weder in Vergangenheit noch Zukunft, am allerwenigsten in der Gegenwart für Zweifel und Unerforschliches Raum liess: das leistete einzig die Judenbibel. Die Antriebe mussten der Sinnenwelt entnommen sein: körperliche Schmerzen allein konnten diese Menschen von Frevelthaten abhalten, Verheissungen eines sorglosen Wohlergehens allein sie zu guten Werken antreiben. Das war ja das religiöse System der jüdischen Hierokratie (vergl. S. 426). Fortan entschied das vom Judentum übernommene und weiter ausgebildete System der kirchlichen Befehle autoritativ über alle Dinge, gleichviel ob unbegreifliche Mysterien oder handgreifliche Geschichtsthatsachen (resp. Geschichtslügen). Die im Judentum vorgebildete, doch

---

[1]) Vergl. S. 312.

nie zur erträumten vollen Machtentfaltung gelangte Unduldsamkeit[1]) ward das Grundprinzip des christlichen Verhaltens, und zwar als eine logisch unabweisbare Folgerung aus den soeben genannten Voraussetzungen: ist die Religion eine Weltchronik, ist ihr Moralprinzip ein gerichtlich-historisches, giebt es eine geschichtlich begründete Instanz zur Entscheidung jedes Zweifels, jeder Frage, so ist jegliche Abweichung von der Lehre ein Vergehen gegen die Wahrhaftigkeit und gefährdet das rein materiell gedachte Heil der Menschen; und so greift denn die kirchliche Justiz ein und vertilgt den Ungläubigen oder Irrgläubigen, genau so wie die Juden jeden nicht streng Orthodoxen gesteinigt hatten.

Ich hoffe, diese Andeutungen werden genügen, um die lebhafte Vorstellung und zugleich die Überzeugung wachzurufen, dass thatsächlich das Christentum als religiöses Gebäude auf zwei grundverschiedenen, meistens direkt feindlichen Weltanschauungen ruht: auf jüdischem historisch-chronistischem Glauben und auf indoeuropäischer symbolischer und metaphysischer Mythologie (wie ich das auf S. 550 behauptet hatte). Mehr als Andeutungen kann ich ja nicht geben, auch jetzt nicht, wenn ich mich anschicke, einen Blick auf den Kampf zu werfen, der sich aus einer so naturwidrigen Verbindung unausbleiblich ergeben musste. Eigentliche Geschichte gewinnt nur dadurch Wahrheit, dass sie möglichst im Einzelnen, möglichst ausführlich zur Kenntnis genommen wird; wo das nicht möglich ist, kann der Überblick gar nicht zu allgemein gehalten werden; denn nur hierdurch gelingt es, eine Wahrheit höherer Ordnung, etwas Lebendiges und Unverstümmeltes wirklich ganz zu erfassen; die schlimmsten Feinde geschichtlicher Einsicht sind die Kompendien. In diesem besonderen Falle wird freilich die Erkenntnis des Zusammenhanges der Erscheinungen dadurch erleichtert, dass es sich um Dinge handelt, die noch heute in unserem eigenen Herzen leben. Den in diesem Kapitel angedeuteten Zwist beherbergt nämlich, wenn auch meistens unbewusst, das Herz eines Jeden Christen.

---

[1]) Dieser Traum hat seinen vollkommensten Ausdruck in dem Roman *Esther* gefunden.

Tobte der Kampf in den ersten christlichen Jahrhunderten äusserlich heftiger als heute, so gab es doch niemals einen völligen Waffenstillstand; gerade in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden die hier berührten Fragen immer kritischer zugespitzt, hauptsächlich durch die Thätigkeit der ewig geschäftigen, im Kampfe nie ermüdenden römischen Kirche; es ist auch gar nicht denkbar, dass unsere werdende Kultur jemals eine wahre Reife erlangen kann, wenn nicht die ungetrübte Sonne einer reinen, einheitlichen Religion sie erhellt; dadurch erst würde sie aus dem „Mittelalter“ heraustreten. Leuchtet es nun ohne Weiteres ein, dass eine lebendige Kenntnis jener frühen Zeit des offenen, rücksichtslosen Kampfes von grossem Nutzen sein muss, damit wir unsere eigene Zeit verstehen, so hilft uns wiederum ohne Frage der Geist unserer Gegenwart gerade jene allererste Epoche des werdenden, ehrlich und frei suchenden Christentums begreifen. Ich sage ausdrücklich, nur die allererste Epoche lehren uns die Erfahrungen des eigenen Herzens verstehen; denn später wurde der Kampf immer weniger wahrhaft religiös, immer mehr rein kirchlich-politisch. Als das Papsttum den Höhepunkt seiner Macht erklommen hatte (im 12. Jahrhundert unter Innocenz III.), hörte der eigentliche religiöse Impuls (der noch kurz vorher, in Gregor VII., so kräftig gewirkt hatte) auf, die Kirche war fortan gewissermassen säkularisiert; ebensowenig darf die Reformation jemals auch nur einen Augenblick als rein religiöse Bewegung betrachtet und beurteilt werden, ist sie doch offenbar mindestens zur Hälfte eine politische; und unter solchen Bedingungen giebt es bald kein Verständnis ausser einem pragmatischen, während das rein menschliche auf ein Mindestmass hinabsinkt. Dagegen hat im 19. Jahrhundert in Folge der fast gänzlichen Trennung von Staat und Religion in den meisten Ländern (was durch die Beibehaltung einer oder mehrerer Staatskirchen in keiner Weise berührt wird) und in Folge der veränderten, nunmehr rein moralischen Stellung des äusserlich machtlos gewordenen Papsttums eine merkliche Belebung des religiösen Interesses und aller Formen sowohl echter wie abergläubischer Religiosität stattgefunden. Ein Symptom dieser Gährung ist die reiche Sektenbildung unter

uns. In England z. B. besitzen weit über hundert verschieden benamste christliche Verbände behördlich protokollierte Kirchen, resp. versammlungslokale für den gemeinsamen Gottesdienst. Auffallend ist hierbei, dass auch die Katholiken in England fünf verschiedene Kirchen bilden, von denen nur eine streng orthodox römisch ist. Auch unter den Juden ist das religiöse Leben sehr rege geworden; drei verschiedene Sekten haben in London Bethäuser, und ausserdem giebt es daselbst zwei verschiedene Gruppen von Judenchristen. Das erinnert an die Jahrhunderte vor der religiösen Entartung: am Ende des zweiten Säculums z. B. berichtet Irenäus über 32 Sekten, Epiphanius, zwei Jahrhunderte später, über 80. Darum ist die Hoffnung nicht unberechtigt, dass wir den Seelenkampf echter Christen um so besser verstehen werden, je weiter wir zurückgreifen.

Paulus und Augustinus

Die lebhafteste Vorstellung des dem Christentum von Beginn an eigenen Zwitterwesens erlangen wir zunächst, wenn wir es in einzelnen ausserordentlichen Männern, z. B. in Paulus und Augustinus, am Werke sehen. Bei Paulus alles viel grösser und klarer und heldenhafter, weil spontan und frei; Augustinus aber dennoch allen Geschlechtern sympathisch, verehrungswürdig, zugleich Mitleid weckend und Bewunderung gebietend. Wollte man Augustinus einzig mit dem siegreichen Apostel — vielleicht dem grössten Manne des Christentums — in Parallele stellen, er könnte keinen Augenblick bestehen; doch mit seiner eigenen Umgebung verglichen, tritt seine Bedeutung leuchtend hervor. Augustinus ist das rechte Gegenstück zu jenem anderen Kinde des Chaos, Lucian, den ich im vierten Kapitel als Beispiel heranzog: dort die Frivolität einer dem Verfall entgegeneilenden Civilisation, hier der Schmerzensblick, der mitten aus den Trümmern zu Gott hinaufschaut; dort Geld und Ruhm das Lebensziel, Spott und Kurzweil die Mittel, hier Weisheit und Tugend, Askese und feierlich ernstes Arbeiten; dort Herunterreissen glorreicher Ruinen, hier das mühsame Aufzimmern eines festen Glaubensgebäudes, selbst auf Kosten der eigenen Überzeugungen, selbst wenn die Architektur im Vergleich zu den Ahnungen des tiefen Gemütes recht rauh ausfällt, gleichviel, wenn nur die arme chaotische

Menschheit einen sicheren, wankellosen Halt, die verirrten Schafe eine Hürde bekommen.

In zwei so verschiedenen Persönlichkeiten wie Paulus und Augustinus tritt natürlich das Zwitterwesen des Christentums sehr verschieden zu Tage. Bei Paulus ist alles positiv, alles bejahend; er hat keine unwandelbare theoretische „Theologie“,[1]) sondern — ein Zeitgenosse Jesu Christi — wird er von dessen göttlicher Gegenwart mit Flammen des Lebens verzehrt. Solange er gegen Christus war, kannte er keine Ruhe, bis er den letzen seiner Anhänger vertilgt haben würde; sobald er Christum als den Erlöser erkannt hatte, galt sein Leben einzig der Verbreitung der „guten Kunde“ über die ganze ihm erreichbare Welt; eine Zeit des Herumtappens, des Erforschens, der Unschlüssigkeit gab es in seinem Leben nicht. Muss er disputieren, so malt er einige Thesen an den Himmel hin, von weitem sichtbar; muss er widersprechen, so geschieht es durch ein paar Keulenschläge, gleich lodert aber die Liebe wieder auf, und er ist, wie sein eigener Sinnspruch es besagt, „Jedermann allerlei“, unbekümmert ob er zum Juden so, zum Griechen anders, zum Kelten wieder anders reden muss, wenn er nur „Etliche gewinnt“.[2]) Wie tief auch,

---

[1]) Diese Behauptung wird vielfachem Widerspruch begegnen; ich will damit aber nur sagen, dass Paulus seine systematischen Ideen eher als dialektische Waffen zur Überzeugung seiner Hörer gebraucht, als dass er bestrebt zu sein schiene, ein zusammenhängendes, allein gültiges und neues theologisches Gebäude zu errichten. Selbst Edouard Reuss, welcher in seinem unvergänglichen Werke: *Histoire de la Théologie Chrétienne au siècle apostolique* (3e éd.) dem Apostel ein durchaus bestimmtes, einheitliches System vindiziert, giebt doch zum Schlusse zu (II, 580), dass die eigentliche Theologie gerade bei Paulus (und f ü r Paulus) ein untergeordnetes Element bildete, und S. 73 führt er aus, die Absicht des Paulus gehe so ganz auf das populäre und praktische Wirken, dass er überall, wo Fragen theoretisch-theologisch zu werden beginnen, das metaphysische Gebiet verlasse, um auf das ethische überzugehen.

[2]) Man muss die ganze Stelle lesen I. *Cor.* IX, 19 fg., will man einsehen, wie genau der Apostel die spätere Formel *extra ecclesiam nulla salus* im Voraus Lügen straft. Vergleiche auch den *Brief an die Philipper* I, 18: „Dass nur Christus verkündiget werde a l l e r l e i

bis in die dunkelsten Regionen des Menschenherzens, die Worte gerade dieses einen Apostels leuchten, es ist nie eine Spur von mühsamem Konstruieren, von Spintisieren darin, sondern das, was er sagt, ist erlebt und sprudelt frei aus dem Herzen hervor; man sieht förmlich, wie ihm die Feder nicht rasch genug eilen kann, um dem Gedanken nachzukommen; „nicht, dass ich es schon ergriffen habe, ich jage ihm aber nach — — ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich zu dem, was da vorne ist" (*Phil.* III, 13). Hier wird sich Widerspruch unverhüllt neben Widerspruch hinstellen; was verfängt's? wenn nur Viele an Christus den Erlöser glauben. Ganz anders Augustinus. Keine feste Nationalreligion umfriedet seine Jugend wie die des Paulus; er ist ein Atom unter Atomen im uferlosen Meer des sich immer weiter auflösenden Völkerchaos. Wo er auch den Fuss hinsetzt, überall trifft er auf Sand oder Morast; keine Heldengestalt taucht — wie für Paulus — an seinem Horizonte als eine blendende Sonne auf, sondern aus einer langweiligen Schrift des Rechtsanwalts Cicero muss der Arme die Anregung zu seiner moralischen Erweckung schöpfen, aus Predigten des würdigen Ambrosius die Erkenntnis der Bedeutung des Christentums. Sein ganzes Leben ist ein mühsamer Kampf: erst gegen sich und mit sich, bis er die verschiedenen Phasen des Unglaubens überwunden und nach Erprobung etlicher Lehrmeinungen diejenige des Ambrosius angenommen hat, sodann gegen das, was er selber früher geglaubt, und gegen die vielen Christen, die anders dachten als er. Denn färbte zu Lebzeiten des Apostels Paulus die lebendige Erinnerung an die Persönlichkeit Christi alle Religion, so that dies jetzt die Superstition des Dogmas. Paulus hatte von sich rühmen dürfen, er kämpfe nicht wie Diejenigen, die mit den Armen in der Luft herumfechten; mit solchem Fechten brachte Augustinus ein gut Teil seines Lebens zu. Hier greift darum der Widerspruch, der stets bestrebt ist, sich dem eigenen Auge und dem Auge Anderer zu verbergen, viel tiefer; er zerreisst das innere

---

W e i s e; es geschehe zufallens oder rechter Weise; so freue ich mich doch darinnen, und will mich auch freuen".

Wesen, schüttet immer wieder Spreu unter das Korn und führt (in der Absicht, eine feste Orthodoxie zu gründen) ein so inkonsequentes, lockeres, abergläubisches, in manchen Punkten geradezu barbarisches Gebäude auf, dass wir wohl Augustinus mehr als einem andern werden Dank wissen müssen, wenn eines Tages das ganze Christentum des Chaos zusammenstürzt.

Diese beiden Männer wollen wir uns nun etwas genauer anschauen. Und zwar wollen wir zunächst versuchen, über Paulus einige Grundideen zu gewinnen, denn hier dürfen wir hoffen, den Keimpunkt der folgenden Entwickelung blosszulegen.

Paulus

Ob Paulus ein rassenreiner Jude war, bleibt, trotz aller Beteuerungen, sehr zweifelhaft; ich meine doch, das Zwitterwesen dieses merkwürdigen Mannes dürfte zum Teil in seinem Blute begründet liegen. Beweise liegen nicht vor. Wir wissen nur das Eine, dass er nicht in Judäa oder Phönizien, sondern ausserhalb des semitischen Umkreises, in Cilicien, geboren ward, und zwar in der von einer dorischen Kolonie gegründeten, durchaus hellenischen Stadt Tarsus. Wenn wir nun einerseits bedenken, wie lax die Juden jener Zeit (ausserhalb Judäa‘s) über die Mischehen dachten,[1]) andrerseits, dass die Diaspora, in der Paulus geboren wurde, eifrig Propaganda trieb und namentlich viele Weiber für den jüdischen Glauben gewann,[2]) so erscheint die Vermutung durchaus nicht unzulässig, dass Paulus zwar einen Juden aus dem Stamme Benjamin zum Vater (wie er es behauptet, *Römer* XI, 1; *Philipper* III, 5), dagegen aber eine hellenische, zum Judentum übergetretene Mutter gehabt hat. Wenn historische Nachweise fehlen, hat wohl die wissenschaftliche Psychologie das Recht, ein Wort mitzureden; obige Hypothese würde nun das sonst unbegreifliche Phänomen erklären, dass ein durchaus jüdischer Charakter (Zähigkeit, Schmiegsamkeit, Fanatismus, Selbstvertrauen) und eine talmudische Erziehung dennoch einen a b s o l u t u n j ü d i s c h e n I n t e l l e k t begleiten.[3]) Wie dem auch sein

---

[1]) Siehe z. B. *Apostelgeschichte* XVI, 1.

[2]) Vergl. S. 143, Anmerkung.

[3]) Was man von den Gesetzen der Vererbung weiss, würde sehr für die Annahme des jüdischen Vaters und der hellenischen Mutter

mag, Paulus wuchs nicht wie die übrigen Apostel in einem jüdischen Lande auf, sondern in einem regen Mittelpunkt griechischer Wissenschaft, sowie philosophischer und oratorischer Schulen. Von Jugend auf sprach und schrieb Paulus griechisch; seine Kenntnis des Hebräischen soll sogar recht mangelhaft gewesen sein.[1]) Mag er also fromm jüdisch erzogen worden sein, die Atmosphäre, die den werdenden Mann umgab, war trotzdem nicht die unverfälscht jüdische, sondern die anregende, reichhaltige, freigeistige hellenische: ein um so beachtenswürdigerer Umstand, als empfangene Eindrücke desto tiefer wirken, je genialer der Mensch ist. Und so sehen wir denn Paulus im weiteren Verlaufe seines Lebens, nach der kurzen Epoche leidenschaftlich verfolgter pharisäischer Irrwege, die Gesellschaft der echten Hebräer möglichst vermeiden. Die Thatsache, dass er vierzehn Jahre lang nach seiner Bekehrung die Stadt Jerusalem mied, obwohl er dort die persönlichen Jünger Christi angetroffen hätte, dass er sich auch dann nur notgedrungen und kurz dort aufhielt, dabei seinen Verkehr möglichst einschränkend, hat eine Bibliothek von Erläuterungen und Diskussionen veranlasst; das ganze Leben des

---

sprechen. Zwar hat die früher beliebte Gleichung: ein Mann erbt den Charakter von seinem Vater, den Intellekt von seiner Mutter, sich als viel zu dogmatisch erwiesen; wenn zusammengewachsene Zwillinge mit einem einzigen Paar Beine durchaus verschiedenen Charakters sein können (vergl. Höffding: *Psychologie,* 2. Ausg., S. 480), so sieht man, wie vorsichtig man mit solchen Verallgemeinerungen sein muss. Dennoch giebt es so viele eklatante Fälle gerade bei den bedeutendsten Männern (ich will nur an Goethe und Schopenhauer erinnern), dass wir bei Paulus, wo eine auffallende Inkongruenz wie ein unlösbares Problem vor uns steht, berechtigt sind, diese geschichtlich durchaus wahrscheinliche Hypothese aufzustellen. (Durch Harnack‘s *Mission etc.,* S. 40, erfahre ich, dass schon in ältester Zeit die Vermutung ausgesprochen wurde, Paulus stamme von hellenischen Eltern).

[1]) Graetz behauptet (*Volkstümliche Geschichte der Juden* I, 646): „Paulus hatte nur geringe Kenntnis vom jüdischen Schrifttum und k a n n t e d i e h e i l i g e S c h r i f t n u r a u s d e r g r i e c h i s c h e n Ü b e r s e t z u n g.“ Dagegen beweisen seine Citate aus Epimenides, Euripides und Aratus seine Vertrautheit mit hellenischer Litteratur.

Paulus zeigt jedoch, dass Jerusalem und seine Einwohner und deren Denkweise ihm einfach unerträglich zuwider waren. Seine erste That als Apostel ist die Abschaffung des heiligen „Bundeszeichens“ aller Hebräer. Von Anfang an befindet er sich mit den Judenchristen im Kampfe. Wo er apostolische Sendungen an ihrer Seite unternehmen soll, entzweit er sich mit ihnen.[1]) Keiner seiner wenigen persönlichen Freunde ist ein unverfälschter palästinischer Jude: Barnabas z. B. ist, wie er selber, aus der Diaspora und so antijüdisch gesinnt, dass er (als Vorläufer des Marcion) den alten Bund, d. h. also die privilegierte Stellung des israelitischen Volkes, leugnet; Lukas, den Paulus „den geliebten“ nennt, ist nicht Jude (*Col.* IV, 11—14); Titus, der einzige Busenfreund des Paulus, „sein Geselle und Gehilfe“ (II. *Cor.* VIII, 23), ist ein echt hellenischer Grieche. Auch in seiner Missionsthätigkeit zieht es Paulus einzig zu den „Heiden“ und zwar namentlich überall dorthin, wo hellenische Bildung blüht. In dieser Beziehung hat die allerneueste Forschung wertvolle Aufklärung gebracht. Bis vor Kurzem war die Kenntnis Kleinasiens im ersten christlichen Jahrhundert in geographischer und wirtschaftlicher Beziehung eine sehr mangelhafte; man meinte, Paulus habe (namentlich auf seiner ersten Reise) die uncivilisiertesten Gegenden aufgesucht, die grossen Städte ängstlich vermieden; jetzt ist diese Ansicht als irrig nachgewiesen worden:[2]) Paulus hat vielmehr fast lediglich in den grossen Centren der helleno-römischen Civilisation gepredigt und zwar mit Vorliebe dort, wo die Judengemeinden nicht gross waren. Städte wie Lystra und Derbe, die man in theologischen Kommentaren bisher für unbedeutende, kaum civilisierte Ortschaften erklärte, waren im Gegenteil Mittelpunkte hellenischer Bildung und römischen Lebens. Damit hängt denn auch eine zweite sehr wichtige Entdeckung zusammen: das Christentum hat sich nicht

---

[1]) Siehe z. B. die beiden Episoden mit Johannes Marcus (*Apostelgeschichte,* XIII, 13 und XV, 38—39).

[2]) Namentlich durch die Werke von W. M. Ramsay: *Historical Geography of Asia Minor, The Church in the Roman Empire before A. D. 170, St. Paul the Traveller and the Roman Citizen* (alle auch in deutscher Übersetzung).

zuerst unter den Armen und Ungebildeten verbreitet, wie man bislang annahm, sondern im Gegenteil unter den Gebildeten und Bestgestellten. „Wo römische Organisation und griechisches Denken sich Bahn gebrochen hatten, dorthin wandte sich Paulus“, berichtet Ramsay,[1]) und Karl Müller bezeugt:[2]) „Die Kreise, die Paulus gewonnen, waren der Hauptsache nach n i e j ü d i s c h g e w e s e n.“ — Und dennoch, dieser Mann i s t ein Jude; er ist stolz auf seine Abstammung,[3]) er ist von jüdischen Vorstellungen wie durchtränkt, er ist ein Meister rabbinischer Dialektik, und er ist es, mehr als irgend ein anderer, der die historische Denkweise und die Traditionen des Alten Testamentes zu einem wesentlichen, bleibenden Bestandteil des Christentums stempelt.[4])

Obwohl mein Thema die Religion ist, habe ich bei Paulus auf diese mehr äusserlichen Momente mit Absicht Nachdruck gelegt, weil mir als einem Laien bei Betreten des theologischen Religionsgebietes die grösste Vorsicht und Zurückhaltung zur Pflicht wird. Gern möchte ich Satz für Satz darlegen, was über Paulus nach meiner Überzeugung zu sagen wäre, doch wie oft dreht sich da alles um den Sinn eines einzigen (womöglich zweifelhaften) Wortes; unsereiner kann nur dann sicher gehen, wenn er tiefer greift, bis dorthin, woher die Worte entfliessen. Dorther ruft uns Paulus beherzt zu: „Ich von Gottes Gnade, die mir gegeben ist, habe den Grund gelegt als ein weiser Baumeister; ein Jeglicher sehe zu, wie er darauf baue!“ (I. *Cor.* III, 10). Und sehen wir nun zu — folgen wir der Mahnung des Paulus, diese Sorge nicht Andern zu überlassen — so entdecken wir, auch ohne das Gebiet der gelehrten Diskussionen zu betreten, dass die von Paulus gelegte Grundlage der christlichen Religion aus disparaten Elementen besteht. In seinem tiefsten inneren Wesen, in seiner Auffassung von der Bedeutung der R e l i g i o n im Menschen-

---

[1]) *The Church etc.* 4th ed., p. 57.

[2]) *Kirchengeschichte* (1892) I, 26.

[3]) Siehe namentlich *Gal.* II, 15: „Wiewohl wir von Natur Juden, und nicht Sünder aus den Heiden sind“, und manche andere Stelle.

[4]) Harnack: a. a. O., S. 15.

leben ist Paulus so unjüdisch, dass er das Epitheton antijüdisch verdient; das Jüdische an ihm ist zum grössten Teile bloss Schale, es treten darin lediglich die unausrottbaren Angewohnheiten des intellektuellen Mechanismus zu Tage. Im Herzen ist Paulus nicht Rationalist, sondern Mystiker. Mystik ist Mythologie, zurückgedeutet aus den symbolischen Bildern in die innere Erfahrung des Unaussprechbaren, eine Erfahrung, die inzwischen an Intensität zugenommen und über ihre eigene Innerlichkeit sich klarer geworden ist. Die wahre Religion des Paulus ist nicht das Fürwahrhalten einer angeblichen Chronik der Weltgeschichte, sondern sie ist mythisch-metaphysische Erkenntnis. Solche Dinge wie die Unterscheidung zwischen einem äusseren und einem inneren Menschen, zwischen Fleisch und Geist: „ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?“, die vielen Aussprüche wie folgender: „Wir sind alle Ein Leib in Christo“ u. s. w., alles das deutet auf eine transscendente Anschauung. Noch deutlicher jedoch tritt die indoeuropäische Geistesrichtung zu Tage, wenn man die grossen zu Grunde liegenden Überzeugungen überblickt. Da finden wir als Kern (siehe S. 559) die Vorstellung der E r l ö s u n g; das Bedürfnis nach ihr wird durch die angeborene, unbeschränkt allgemeine S ü n d h a f t i g k e i t (nicht durch Gesetzesübertretungen mit daraus folgendem Schuldgefühl) hervorgerufen; bewirkt wird die Erlösung durch die den Glauben schenkende göttliche G n a d e (nicht durch Werke und heiliges Leben). Und was ist diese Erlösung? Sie ist „Wiedergeburt“, oder, wie Christus sich ausdrückt, „Umkehr“.[1]) Es wäre unmöglich, eine religiöse Anschauung zu hegen, die einen schärferen Gegensatz zu aller semitischen

---

[1]) Als Anmerkung einige Belegstellen für den in der Schrift wenig Belesenen. Die Erlösung bildet den Gegenstand aller paulinischen Epistel. Die Allgemeinheit der Sünde wird durch die Herbeiziehung des Mythus vom Sündenfall und durch seine (unjüdische) Deutung implicite zugegeben, ausserdem finden wir aber solche Stellen wie *Römer* XI, 32: „Gott hat alle Menschen unter den Ungehorsam beschlossen“ und noch charakteristischer *Epheser* II, 3: „Wir alle sind von Natur Kinder des Zornes.“ Über die Gnade ist vielleicht die entscheidendste Stelle folgende: „Denn Gott ist es, der in euch

und speziell jüdischen Religion darstellte. Das ist so wahr, dass Paulus nicht allein zu seinen Lebzeiten von den Judenchristen angefeindet wurde, sondern dass gerade dieser Kern seiner Religion anderthalb Jahrtausende innerhalb des Christentums unter dem überwuchernden Gestrüpp des jüdischen Rationalismus und der heidnischen Superstitionen verborgen blieb — anathematisiert, wenn er in Männern wie Origenes wieder aufzutauchen versuchte, bis zur Unkenntlichkeit zugeschüttet von dem tief religiösen, im Herzen echt paulinischen, doch von dem entgegengesetzten Strom hinweggerissenen Augustinus. Hier mussten Germanen eingreifen; noch heute giebt es ausser ihnen keine echten Jünger des Paulus: ein Umstand, dessen volle Bedeutung Jedem einleuchten wird, wenn er erfährt, dass vor zwei Jahrhunderten die Jesuiten berieten, wie man die Briefe des Paulus aus der heiligen Schrift entfernen oder sie korrigieren könne.[1]) —

---

wirket beides, das Wollen und das Vollbringen, nach seinem Wohlgefallen“ (*Philipper* II, 13). Über die Bedeutung des Glaubens im Gegensatze zum Verdienst der guten Werke findet man zahlreiche Stellen, denn dies ist der Grundpfeiler der Religion des Paulus, hier — und hier vielleicht allein — ist kein Schatten eines Widerspruches; der Apostel lehrt die reine indische Lehre. Man sehe namentlich *Römer* III, 27—28, V, 1, die ganzen Kapitel IX und X, ebenfalls den ganzen Brief *an die Galater* u. s. w. Als Beispiele: „So halten wir es nun, dass der Mensch gerecht wird ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben“ (*Röm.* III, 28). „Wir wissen, dass der Mensch durch des Gesetzes Werke nicht gerecht wird, sondern durch den Glauben an Jesum Christum“ (*Gal.* II, 16). Gnade aber und Glauben sind nur zwei Phasen, zwei Modi — der göttliche und der menschliche — des selben Vorganges; darum ist in folgender Hauptstelle der Glaube als in der Gnade einbegriffen zu denken: „Ist es aber aus Gnaden, so ist es nicht aus Verdienst der Werke; sonst würde Gnade nicht Gnade sein. Ist es aber aus Verdienst der Werke, so ist die Gnade nichts; sonst wäre Verdienst nicht Verdienst“ (*Röm.* XI, 6). — Die Wiedergeburt wird in dem Brief *an Titus* (III, 5) in einer der indoplatonischen Auffassung verwandten Weise als „Palingenesia“ erwähnt.

[1]) Pierre Bayle: *Dictionnaire;* siehe die letzte Anmerkung zu der Notiz über den Jesuiten Jean Adam, der im Jahre 1650 viel Ärgernis durch seine öffentlichen Kanzelreden gegen Augustinus gab. Dieser Nachricht darf man unbedingtes Vertrauen schenken, da

Doch Paulus selber hatte das Werk des Antipaulinismus begonnen, indem er um diesen so offenbar aus einer indoeuropäischen Seele hervorgegangenen Kern herum ein durchaus jüdisches Gebäude errichtete, eine Art Gitterwerk, durch welches zwar ein kongeniales Auge überall hindurchzublicken vermag, welches aber für das inmitten des unseligen Chaos werdende Christentum so ganz zur Hauptsache ward, dass der Kern von den Meisten so gut wie unbeachtet blieb. Dieses Aussenwerk konnte aber natürlich nicht die lückenlose Konsequenz eines reinen Systems wie das jüdische oder indische besitzen. An und für sich ein Widerspruch zu dem inneren schöpferischen religiösen Gedanken, verwickelte sich dieses pseudojüdische theologische Gewebe in einen Widerspruch nach dem anderen in dem Bestreben, logisch überzeugend und einheitlich zu sein. Wir haben schon gesehen, dass gerade Paulus es war, der in hervorragender Weise das Alte Testament zu der neuen Heilslehre in organische Beziehung zu setzen bestrebt war. Namentlich geschieht dies in dem am meisten jüdischen seiner Briefe, dem an die Römer. Im Gegensatz zu anderen Stellen wird hier (V. 12) der Sündenfall als ein rein historisches Ereignis eingeführt, das dann das zweite historische Ereignis, die Geburt des zweiten Adam „aus David's Samen“ (I, 3), logisch bedingt. Die ganze Weltgeschichte verläuft darnach in Gemässheit eines sehr übersichtlichen, menschlich begreiflichen, sozusagen „empirischen“ göttlichen P l a n e s. An Stelle der engen jüdischen Auffassung tritt hier allerdings ein universeller Heilsplan, doch das Prinzip ist das selbe. Es ist der nämliche, durchaus menschlich gedachte Jahve, der da schafft, gebietet, verbietet, zürnt, straft, belohnt; Israel ist auch das auserwählte Volk, der „gute Ölbaum“, in den einzelne Zweige des wilden Baumes des Heidentums nunmehr eingepfropft

---

Bayle den Jesuiten durchaus sympathisch gegenüberstand und bis zu seinem Tode in persönlichem freundschaftlichen Verkehr mit ihnen blieb. Auch der berühmte Père de La Chaise erklärt, „Augustinus dürfe nur mit Vorsicht gelesen werden“, was sich natürlich auf die Paulinischen Bestandteile seiner Religion bezieht (vergl. Sainte-Beuve: Port-Royal, 4. éd., II. 134 und IV, 436).

werden (*Röm.* XI, 17 fg.); und auch diese Erweiterung des Judentums bewirkt Paulus lediglich durch eine Umdeutung der Messiaslehre, „wie sie in der damaligen jüdischen Apokalyptik ausgebildet worden war“.[1]) Nunmehr ist alles hübsch logisch und rationalistisch beisammen: die Schöpfung, der zufällige Sündenfall, die Strafe, die Erwählung eines besonderen Priestervolkes, aus dessen Mitte der Messias hervorgehen soll, der Tod des Messias als Sühnopfer (genau im altjüdischen Sinne), das letzte Gericht, welches Buch führt über die Werke der Menschen und darnach Lohn und Strafe austeilt. Jüdischer kann man unmöglich sein: ein willkürliches G e s e t z bestimmt, was Heiligkeit und was Sünde sei, die Übertretung des Gesetzes wird b e s t r a f t, die Strafe kann aber durch die Darbringung eines entsprechenden Opfers g e s ü h n t werden. Hier ist von einem aller Kreatur angeborenen Erlösungsbedürfnis im indischen Sinne keine Rede, für die Wiedergeburt, wie sie Christus seinen Jüngern so eindringlich lehrte, ist kein Platz, der Begriff der Gnade besitzt in einem solchen System gar keinen Sinn, ebensowenig der Glaube (in der paulinischen Auffassung).[2])

---

[1]) Pfleiderer: a. a. O., S. 113.

[2]) Mir sind hier so enge Grenzen gesteckt, dass ich nicht umhin kann, den Leser zu bitten, er möge sich eingehende Belehrung über diesen so wichtigen Gegenstand bei den Fachleuten holen. Am deutlichsten tritt der doppelte Gedankengang mit seiner unlösbaren Antinomie hervor, wenn man den Endpunkt, das Gericht, scharf ins Auge fasst, und dazu leistet die vorzüglichsten Dienste eine kleine Spezialschrift (wo man auch alle wünschenswerten Litteraturnachweise finden wird) von Ernst Teichmann: *Die paulinischen Vorstellungen von Auferstehung und Gericht und ihre Beziehungen zur jüdischen Apokalyptik* (1896). Ausgerüstet mit einer genauen Kenntnis der damaligen jüdischen Litteratur zeigt Teichmann, Satz für Satz, wie buchstäblich alle die neutestamentlichen und speziell die paulinischen Vorstellungen vom letzten Gericht den spätgeborenen apokalyptischen Lehren des Judentums entnommen sind. Dass diese wiederum durchaus nicht hebräischen Ursprungs sind, sondern Lehngut aus Ägypten und Asien, durchsetzt mit hellenischen Gedanken (siehe a. a. O., S. 2 fg., 32 u. s. w.), zeigt nur, aus welchem Hexenkessel der Apostel schöpfte, und thut wenig zur Sache, da der kräftige Nationalgeist der Juden alles, was er erfasste, „jüdisch“ umgestaltete.

Zwischen den beiden Religionsauffassungen des Paulus besteht kein bloss organischer Gegensatz, wie alles Leben ihn bietet, sondern ein logischer, d. h. ein mathematischer, mechanischer, unauflösbarer Widerspruch. Ein solcher Widerspruch führt notwendig zum Kampfe. Nicht notwendigerweise im Herzen des

---

Entscheidend ist dagegen der eingehende Nachweis, dass Paulus an anderen Orten (dort nämlich, wo seine wirkliche Religion sich Bahn bricht) die Vorstellung des Gerichtes ausdrücklich aufhebt und vertilgt. Man sehe namentlich den Abschnitt „Die Aufhebung der Gerichtsvorstellung“, S. 100 fg. Teichmann schreibt hier: „Die Rechtfertigung durch den Glauben war eben eine Erkenntnis, die allen früheren Anschauungen diametral entgegenstand. Juden und Heiden wussten es nicht anders, als dass die Thaten, die Werke des Menschen für sein Los nach dem Tode ausschlaggebend seien. Hier aber tritt an die Stelle des ethischen das religiöse Verhalten.“ Und S. 118 fasst der Autor seine Ausführungen folgendermassen zusammen: „Dagegen ist der Apostel völlig selbständig, wo er durch die konsequente Ausbildung seiner Pneumalehre die Vorstellung von dem Gericht überhaupt beseitigt. Auf Grund des Glaubens, gnadenweiser Empfang des πνεῦμα (Luther übersetzt Geist, es heisst aber bei Paulus himmlischer, wiedergeborener, göttlicher Geist, so z. B. II. *Cor.* III, 17 ὁ κυριος τὸ πνεῦμά ἐστιν Gott der Herr ist das Pneuma); durch das πνεῦμα, mystische Vereinigung mit Christus; in ihr, Anteilnahme an dem Tode des Christus und infolgedessen an seiner δικαιοσυνη (Gerechtigkeit) und seiner Auferstehung, damit aber Erlangung der υἱοθεσία (Kindesannahme, Adoption); das sind die Etappen dieses Ideenfortschrittes. In der so ausgestalteten Lehre vom πνεῦμα haben wir die eigentliche christliche Schöpfung des Apostels.“ — Teichmann scheint, wie die meisten christlichen Theologen, gar nichts davon zu wissen, dass die Lehre vom Pneuma so alt ist wie indoarisches Denken und dass sie als *Prâna* schon lange vor der Geburt des Paulus alle denkbaren Formen durchlaufen hatte, vom reinsten Geist bis zum feinsten Ätherstoff (vergl. a. a. O., S. 42 fg. die verschiedenen Ansichten über das Pneuma des Paulus); er weiss auch nichts davon, dass die Auffassung der Religion als Erkenntnis (Glaube) und Wiedergeburt, im Gegensatz zum ethischen Materialismus, altes indoeuropäisches Erbgut, organische Geistesanlage ist; doch um so wertvoller ist sein Zeugnis, aus welchem hervorgeht, dass die peinlichste Detailforschung von dem streng beschränkten Standpunkt wissenschaftlicher christlicher Theologie aus zu genau dem selben Ergebnis führt, wie die kühnste Verallgemeinerung.

einen Urhebers, denn unser Menschengeist ist reich an automatisch wirkenden Anpassungseinrichtungen; genau so wie die Augenlinse auf verschiedene Entfernungen sich anpasst, wobei das, was das eine Mal scharf erblickt wurde, das andere Mal fast bis zur Unkenntlichkeit verwischt erscheint, genau so wechselt das innere Bild mit dem Augenpunkt, und es kann vorkommen, dass auf den verschiedenen Ebenen unserer Weltanschauung Dinge stehen, die miteinander keineswegs harmonieren, ohne dass wir selber jemals dessen gewahr würden; denn betrachten wir das Eine, so verschwinden die Umrisse des Anderen, und umgekehrt. Wir müssen also unterscheiden zwischen denjenigen logischen Widersprüchen, die vom gemarterten Geist mit vollem Bewusstsein notgedrungen aufgestellt werden, wie z. B. von Augustinus, der immerwährend zwischen seiner Überzeugung und seiner angelernten Rechtgläubigkeit, zwischen seiner Intuition und seinem Wunsche, praktischen Kirchenbedürfnissen zu dienen, hin- und herschwankt, und den unbewussten Widersprüchen eines offenherzigen, völlig naiven Geistes wie Paulus. Doch diese Unterscheidung dient nur zur Erkenntnis der besonderen Persönlichkeit; der Widerspruch als solcher bleibt bestehen. Zwar gesteht Paulus selber, dass er „Jedermann allerlei" wird, und das erklärt wohl einige Abweichungen; die Wurzel geht aber tiefer. In dieser Brust wohnen zwei Seelen: eine jüdische und eine unjüdische, oder vielmehr: eine unjüdische beflügelte Seele angekettet an eine jüdische Denkmaschine. Solange die grosse Persönlichkeit lebte, wirkte sie als Einheit durch die Einheitlichkeit ihres Thuns, durch die Modulationsfähigkeit ihres Wortes. Nach ihrem Tode aber blieb der Buchstabe zurück, der Buchstabe, dessen verhängnisvolle Eigenschaft es ist, alles auf eine und die selbe Ebene zu bringen; der Buchstabe, der alle Plastik der Perspektive vernichtet und nur eine einzige Fläche kennt — die Oberfläche! Hier stand nun Widerspruch neben Widerspruch, nicht wie die Farben des Regenbogens, die ineinander übergehen, sondern wie Licht und Finsternis, die einander ausschliessen. Der Kampf war unvermeidlich. Äusserlich fand er von Anfang an in Dogmen- und Sektenbildung statt; nirgends gewann er gewaltigeren Aus-

druck, als in der grossen und durchaus von Paulus inspiriert Reformation, die im 13. Jahrhundert anhob und zu ihrem Wahlspruch die Worte hätte wählen können: „So bestehet nun in der Freiheit und lasst euch nicht wiederum in das knechtische Joch fangen“ (*Gal.* V, 1); auch heute dauert der Kampf zwischen der jüdischen und unjüdischen Religion des Paulus fort. Fast noch verhängnisvoller war und ist der innerliche Kampf im Busen des einzelnen Christen, von Origenes bis zu Luther, und von diesem bis zu jedem kirchlich-christlich gesinnten Manne unseres heutigen Tages. Paulus selber war noch durch keinerlei Dogmen im Geringsten beschränkt gewesen. Von Christi Leben hat er nachweislich sehr wenig gewusst;[1]) dass er bei keinem Menschen, nicht einmal bei den Jüngern des Heilands, selbst nicht bei denen, „die für Säulen angesehen werden“, Rat und Belehrung geholt habe, dessen rühmt er sich ausdrücklich (*Gal.* I und II); weder weiss er irgend etwas von der kosmischen Mythologie der Dreieinigkeit, noch lässt er sich auf die metaphysische Hypostase des Logos ein,[2]) noch ist er in der peinlichen Lage, sich mit den Aussprüchen anderer Christen in Einklang setzen zu müssen. An manchem zu seiner Zeit durch die ganze Welt verbreiteten Aberglauben, welcher später zu einem christlichen Dogma umgestaltet ward, geht er lächelnd vorüber, wie er z. B. von den Engeln meint, man habe „nie keins gesehen“ (*Col.* II, 18) und solle sich nicht durch solche Vorstellungen „das Ziel verrücken lassen“; er gesteht auch freimütig: „unser Wissen ist Stückwerk; wir sehen jetzt wie in einem Spiegelbild nur Rätselhaftes“ (1. *Cor.* XIII, 9, 12), und darum kann es ihm auch gar nicht einfallen, seinen lebendigen Glauben in dogmatisches Stückwerk einzuschrauben: kurz, Paulus war noch ein freier Mann gewesen. Nach ihm war es keiner mehr. Denn durch sein eigenes Anknüpfen an das Alte Testament war jetzt ein Neues Testament entstanden: das alte war offenbarte Wahrheit, das neue folglich ebenfalls; das alte

---

[1]) Siehe namentlich Pfleiderer: a. a. O., S. III fg.

[2]) Eingehend und ungemein präcis bei Reuss a. a. O., Buch V, Kap. 8.

war wohlbezeugte geschichtliche Chronik, das neue konnte nicht weniger sein. Während das alte aber in später Zeit zielbewusst zusammengestellt und redigiert worden war, war das beim neuen nicht der Fall; hier stand der eine Mann unvermittelt neben dem anderen. Lehrt z. B. Paulus überall in zähem Festhalten an dem einen grossen Grundprinzip aller idealen Religion: nicht die Werke, sondern der Glaube ist das Erlösende, so spricht der unverfälschte Jude Jakobus gleich darauf das Grunddogma aller materialistischen Religion aus: nicht der Glaube, sondern die Werke machen selig. Beides steht im Neuen Testament, beides ist folglich offenbarte Wahrheit. Dazu nun jener klaffende Widerspruch bei Paulus selber! Mögen die Schriftgelehrten sagen, was sie wollen — und zu ihnen müssen wir in diesem falle selbst einen Martin Luther rechnen — die gordischen Knoten, die hier vorliegen (und es sind ihrer mehrere), lassen sich nicht lösen, sondern nur zerhauen: entweder man ist für Paulus oder man ist gegen ihn, und entweder man ist für die dogmatisch-chronistische pharisäische Theologie des einen Paulus, oder man glaubt mit jenem anderen Paulus an eine transscendente Wahrheit hinter dem „rätselhaften Spiegelbilde“ des empirischen Scheines. Und nur in diesem letzteren Falle versteht man ihn, wenn er (wie Christus) von dem „Geheimnis“ redet, — nicht von einer Rechtfertigung (wie die Juden), sondern von dem Geheimnis der „Verwandlung“ (I. *Cor.* XV, 51). Man begreift auch diese Verwandlung als etwas nicht Künftiges, sondern Zeitloses, d. h. Gegenwärtiges: „ihr s e i d selig geworden; er h a t uns in das himmlische Wesen versetzt — — —“ (*Eph.* II, 5, 6). Und „müssen wir menschlich davon reden, um der Schwachheit willen unseres Fleisches“ (*Röm.* VI, 19), müssen wir mit Worten von jenem Geheimnis reden, das kein Wort erreicht, das wir wohl in Jesus Christus erblicken, doch nicht denken und darum nicht aussprechen können — nun, so reden wir von Erbsünde, von Gnade, von Erlösung durch Wiedergeburt, und das alles fassen wir mit Paulus als Glauben zusammen. Lassen wir also selbst die abweichenden Lehren anderer Apostel bei Seite, sehen wir ab von dem späteren Zuwachs zur kirchlichen Lehre aus Mythologie, Metaphysik und

Superstition, und halten wir uns an Paulus allein, so zünden wir einen unausgleichbaren Kampf im eigenen Herzen an, sobald wir uns dazu zwingen wollen, die beiden Religionslehren des Apostels für gleichberechtigt zu erachten.

Dies ist der Kampf, in welchem sich das Christentum vom ersten Tage an befand, dies ist die Tragödie des Christentums, gegen welche die göttliche und lebendige Erscheinung Jesu Christi, der einzige Quell, aus dem Alles strömt, was jemals im Christentum Religion genannt zu werden verdiente, bald in den Hintergrund trat. Nannte ich Paulus speziell, so hat man doch aus mancher eingestreuten Bemerkung ersehen, dass ich weit entfernt bin, ihn als die einzige Quelle aller christlichen Theologie zu betrachten; gar manches in ihr ist spätere Zuthat, und grosse weltbewegende Religionskämpfe, wie z. B. der zwischen Arianern und Athanasiern, spielen sich fast ganz ausserhalb der paulinischen Vorstellungen ab.[1]) In einem Buche wie das vorliegende bin ich eben zu einer weitgehenden Vereinfachung gezwungen, sonst kämen vor lauter Material nur Schattenbilder zu Stande. Paulus ist ohne alle Frage der mächtigste „Baumeister“ des Christentums (wie er sich selber nennt), und mir lag daran zu zeigen: erstens, dass er durch Einführung des jüdischen chronistischen und materiellen Standpunktes auch das unduldsam Dogmatische mit begründet und dadurch namenloses späteres Unheil veranlasst hat, und zweitens, dass, selbst wenn wir auf den reinen, unverfälschten Paulinismus zurückgehen, wir auf unlösbare, feindliche Widersprüche stossen — Widersprüche, die in der Seele dieses einen bestimmten Mannes historisch leicht zu erklären sind, die aber, zu dauernden Glaubenssätzen für alle Menschen gestempelt, notwendiger Weise Zwist zwischen ihnen säen und den Kampf bis in das Herz des Einzelnen fortpflanzen mussten. Dieses unselige Zwitterhafte ist denn auch von Beginn an ein Merkmal des Christentums. Alles Widerspruchsvolle, Unbegreif-

---

[1]) Wobei ich nicht übersehe, dass die Arianer sich auf die ziemlich dunkle Stelle in dem Brief an die Philipper (dessen Authenticität allerdings stark bezweifelt wird) Kap. II, Vers 6, berufen.

liche in den nie endenden Streitigkeiten der ersten christlichen Jahrhunderte, während welcher das neue Religionsgebäude so schwer und schwerfällig und inkonsequent und mühevoll und (wenn man von einzelnen grossen Geistern absieht) im Ganzen so würdelos Stein für Stein errichtet wurde, — die späteren Verirrungen des menschlichen Geistes in der Scholastik, die blutigen Kriege der Konfessionen, die heillose Verwirrung der heutigen Zeit mit ihrem Babel von Bekenntnissen, die nur durch das weltliche Schwert vom offenen Kriege gegeneinander zurückgehalten werden, das Ganze übertönt von der schrillen Stimme der Blasphemie, während viele der edelsten Menschen sich beide Ohren zuhalten, da sie lieber gar keine Heilsbotschaft vernehmen, als eine derartig kakophonische..... das alles hat seine letzte Ursache in dem zu Grunde liegenden Zwitterhaften des Christentums. Von dem Tage an, wo (etwa 18 Jahre nach dem Tode Christi) der Streit ausbrach zwischen den Gemeinden von Antiochien und Jerusalem, ob die Bekenner Jesu sich müssten beschneiden lassen oder nicht, bis heute, wo Petrus und Paulus sich viel schärfer gegenüberstehen als damals (siehe *Galater* II, 14), hat das Christentum hieran gekrankt. Und zwar um so mehr, als von Paulus bis Pionono Niemand sich dieses einfache, auf der Hand liegende Verhältnis vergegenwärtigt zu haben scheint: ich meine den Rassenantagonismus, sowie die Thatsache, dass hier ewig unvereinbare, sich gegenseitig ausschliessende Religionsideale nebeneinander liegen. Und so kam es denn, dass die erste göttliche Offenbarung einer Religion der Liebe zu einer Religion des Hasses führte, wie sie die Welt noch niemals erlebt hatte. Die Nachfolger des Mannes, der sich ohne Wehr gefangen gab und ans Kreuz schlagen liess, ermordeten kaltblütig, als „frommes Werk“, binnen weniger Jahrhunderte mehr Millionen Menschen, als in allen Kriegen des gesamten Altertums gefallen waren;[1]) die geweihten Priester dieser Religion wurden berufsmässige Henker; wer irgend einem leeren, von keinem Menschen begriffenen, zum Dogma gestempelten Begriffe, irgend einem

---

[1]) Siehe S. 452, Anmerkung.

Echo aus einer Mussestunde des Geistesakrobaten Aristoteles oder des Gedankenkünstlers Plotin nicht eidlich beizutreten bereit war — das heisst also der begabtere, der ernstere, der edlere, der freie Mann — musste den qualvollsten Tod sterben; an Stelle der Lehre, dass n u r i m G e i s t e, nicht im Worte die Wahrheit der Religion liege, trat das W o r t zum ersten Mal in der Weltgeschichte jene entsetzliche Herrschaft an, die wie ein schwerer Alp noch heute auf unserem armen aufstrebenden „Mittelalter“ lastet. — Doch genug, ein Jeder versteht mich, ein Jeder kennt die blutige Geschichte des Christentums, die Geschichte des religiösen Wahnsinns. Und was liegt dieser Geschichte zu Grunde? Etwa die Gestalt Jesu Christi? Wahrlich nein! Die Paarung des arischen Geistes mit dem jüdischen und beider mit Tollheiten des nations- und glaubenslosen Völkerchaos. Der jüdische Geist, wäre er in seiner Reinheit übernommen worden, hätte lange nicht so viel Unheil angerichtet; denn die dogmatische Einheitlichkeit hätte dann auf der Grundlage eines durchaus Begreiflichen geruht, und gerade die Kirche wäre die Feindin des Aberglaubens geworden; so aber fand ein Erguss des jüdischen Geistes in die hehre Welt indoeuropäischer Symbolik und freischöpferischer, wechselvoller Gestaltungskraft[1]) statt; wie das Pfeilgift der Südamerikaner drang dieser Geist erstarrend in einen Organismus ein, der einzig in wandelnder Neugestaltung Leben und Schönheit besitzt. Das Dogmatische,[2]) der Buchstabenglaube, die entsetzliche Beschränktheit der religiösen Vorstellungen, die Unduldsamkeit, der Fanatismus, die masslose Selbstüberhebung..... das Alles ist eine Folge der historischen Auffassung, der Anknüpfung an das Alte Testament; es ist dies jener „Wille“, von dem ich vorhin sprach, den das Judentum dem werdenden Christentum schenkte; ein blinder, flammender, harter, grausamer Wille, jener Wille, welcher früher befohlen hatte, bei der Einnahme fremder Städte die Köpfe der Säuglinge

[1]) Siehe S. 222.

[2]) Welche andere Bedeutung dem Dogma bei den Juden zukommt, habe ich S. 405 fg. ausführlich auseinandergesetzt.

an den Steinen zu zerschmettern. Zugleich bannte dieser dogmatische Geist den dümmsten und widerwärtigsten Aberglauben armseliger Sklavenseelen zu ewigen Bestandteilen der Religion; was früher für den „gemeinen Mann“ (wie Origenes meinte) oder für die Sklaven (wie Demosthenes spottet) gut gewesen war, daran mussten nunmehr die Geistesfürsten um ihrer Seele Heil glauben. Ich habe schon in einem früheren Kapitel (siehe S. 306) auf die kindischen Superstitionen eines Augustinus aufmerksam gemacht; Paulus hätte keinen Augenblick geglaubt, dass ein Mensch in einen Esel verwandelt werden kann (wir sehen ja, wie er von den Engeln spricht), Augustinus dagegen findet es recht plausibel. Während also die höchsten religiösen Intuitionen heruntergezogen und bis zur völligen Entartung verzerrt wurden, erhielten zugleich längst abgethane Wahnvorstellungen primitiver Menschen — Zauberei, Hexenwesen u. s. w. — ein offiziell gesichertes Heimatsrecht *in praecinctu ecclesiae.*

Augustinus

Kein Mensch bietet uns ein so edles, doch zugleich so trauriges Beispiel der Zerrissenheit, welche das also organisierte Christentum in den Herzen verursachte, wie Augustinus. Man kann keine Schrift von ihm aufschlagen, ohne von der Glut der Empfindung gerührt und von dem heiligen Ernst des Gedankens gefesselt zu werden; man kann nicht lange darin lesen, ohne es im Herzen beklagen zu müssen, dass ein solcher Geist, auserwählt, um ein Jünger des lebendigen Christus zu sein, geschaffen wie nur Wenige, das Werk des Paulus fortzusetzen und der wahren Religion des Apostels im entscheidenden Augenblick zum Siege zu verhelfen, dennoch gegen die Mächte des Völkerchaos, dem er selbst — vaterlandslos, rassenlos, religionslos — entstiegen war, nicht aufzukommen vermag, so dass er zuletzt in einer Art wahnsinniger Verzweiflung das eine einzige Ideal erfasst: die römische Kirche als rettende, ordnende, einigende, weltbeherrschende Macht — koste es, was es wolle, koste es auch das bessere Teil seiner eigenen Religion — organisieren zu helfen. Bedenkt man aber, wie Europa zu Beginn des 5. Jahrhunderts aussah (Augustinus starb 430), hat man sich durch die *Bekenntnisse* dieses Kirchenvaters über den gesellschaftlichen und sitt-

lichen Zustand der sogenannten civilisierten Menschen jener grauenhaften Zeit belehren lassen, vergegenwärtigt man sich, dass dieser „Professor der Rhetorik“ — erzogen von seinen Eltern In der *„spes litterarum“* (*Confessiones* II, 3), wohlbewandert im glatten Cicero und den Subtilitäten des Neoplatonismus — es erleben musste, wie die rauhen Goten, *truculentissimae et saevissimae mentes* (*De civ.* I, 7), Rom einnahmen, und wie die wilden Vandalen seine afrikanische Geburtsstätte verwüsteten, bedenkt man, sage ich, welche schreckenerregende Umgebung auf diesen hohen Geist von allen Seiten eindrang, so wird man sich nicht darüber verwundern, dass ein Mann, der in jeder anderen Zeit für Freiheit und Wahrheit gegen Gewissenstyrannei und Korruption aufgetreten wäre, hier das Gewicht seiner Persönlichkeit in die Wagschale der Autorität und der unbedingten hierokratischen Gewaltherrschaft warf. Ähnlich wie bei Paulus fällt es keinem Wissenden schwer, zwischen der wahren inneren Religion des Augustinus und der ihm aufgezwungenen zu unterscheiden; hier ist aber, durch die Fortentwickelung des Christentums, die Sache viel tragischer geworden, denn die Unbefangenheit und damit auch die wahre Grösse des Menschen ist verloren. Nicht frank und frei und sorglos widerspricht sich dieser Mann, sondern er ist bereits geknechtet, der Widerspruch wird ihm von fremder Hand aufgenötigt. Es handelt sich hier nicht lediglich wie bei Paulus um zwei nebeneinander laufende Weltanschauungen; auch nicht bloss darum, dass ein Drittes inzwischen hinzugekommen ist: die Mysterien, Sakramente und Ceremonien aus dem Völkerchaos; sondern Augustinus m u s s heute das Gegenteil von dem behaupten, was er gestern sagte: er muss es, um auf Menschen, die ihn sonst nicht verstehen würden, wirken zu können; er muss es, weil er sein selbständiges Urteil auf der Schwelle der römischen Kirche ihr zum Opfer gebracht hat; er muss es, um sich nicht irgend eine spitzfindige dialektische Sophisterei im Dispute mit angeblichen Sektierern entgehen zu lassen. Es ist ein tragischer Anblick. Niemand hatte z. B. klarer als Augustinus eingesehen, welche verhängnisvollen Folgen der gezwungene Übertritt zum Christentum für das

Christentum selber mit sich führe; schon zu seiner Zeit überwogen in der Kirche (namentlich in Italien) diejenigen Menschen, die in gar keiner innerlichen Beziehung zur christlichen Religion standen und die den neuen Mysterienkult an Stelle des alten nur annahmen, weil der Staat es forderte. Der Eine, berichtet Augustinus, wird Christ, weil sein Dienstgeber es befiehlt, der Andere, weil er durch die Verwendung des Bischofs einen Prozess zu gewinnen hofft,[1]) der Dritte wünscht eine Anstellung, ein Vierter erhält dadurch eine reiche Frau. Schmerzerfüllt schaut Augustinus diesem Vorgang zu, der auch thatsächlich das knochenfressende Gift des Christentums wurde, und er warnt eindrücklich (wie Chrysostomus es schon früher gethan hatte) vor der üblichen „Massenbekehrung“: und dennoch ist es dieser selbe Augustinus, der die Lehre des *compelle intrare in ecclesiam* aufstellt, der das so folgenschwere Prinzip sophistisch zu begründen sucht, durch „die Geissel zeitlicher Leiden“ müsse man streben, „schlechte Knechte“ zu retten, der die Todesstrafe für Unglauben und die Anwendung staatlicher Gewalt gegen Häresie fordert! Der Mann, der von der Religion die schönen Worte gesprochen hatte: „durch Liebe geht man ihr entgegen, durch Liebe sucht man sie, die Liebe ist es, die anklopft, die Liebe, welche Beharren im Offenbarten schenkt“[2]) — dieser Mann wird der moralische Urheber der Inquisitionsgerichte! Zwar hat nicht er Verfolgung und Religionsmord erfunden, denn diese waren dem Christentum von dem Augenblick an eigen gewesen, wo es römische Staatsreligion geworden war, doch hat er sie durch die Macht seiner Autorität bestätigt und geheiligt; erst durch ihn wurde die Unduldsamkeit nicht mehr eine bloss politische, sondern eine religiöse Pflicht. Höchst charakteristisch für den wahren, freien Augustinus ist wiederum z. B. die Art, wie er die Behauptung, Christus habe Petrus im Sinne gehabt, als er sprach: „auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen,“ energisch zurückweist, ja, als etwas Unsinniges, Blasphematorisches hinstellt,

---

[1]) Über die Bischöfe als Richter in Civilprozessen siehe weiter unten.

[2]) *De moribus eccl.* I. § 31.

da doch Christus offenbar gemeint habe: auf den Felsen dieses „Glaubens“, nicht dieses Mannes; weswegen Augustinus auch scharf zwischen der sichtbaren Kirche, die zum Teil auf Sand stehe, und der wirklichen Kirche unterscheidet:[1]) und doch ist es wiederum er, mehr als irgend ein Anderer, der die Macht dieser sichtbaren, römischen, auf Petrus sich berufenden Kirche begründen hilft, der sie als eine unmittelbar von Gott eingesetzte Institution preist, *„ab apostolica sede per successiones episcoporum“,*[2]) und der diesen rein religiösen Anspruch auf Herrschaft durch den viel entscheidenderen der politischen Kontinuität — die römische Kirche die legitime Fortsetzung des römischen Reiches — ergänzt. Seine Hauptschrift *De civitate Dei* ist ebenso sehr vom römischen Imperiumsgedanken wie von der Apokalypse Johannis eingegeben.

Noch viel grausamer und verhängnisvoller erscheint dieses Leben im Widerspruch, dieses Aufbauen aus den Trümmern des eigenen Herzens, sobald wir das innere Leben und die innere Religion des Augustinus betrachten. Augustinus ist von Natur ein Mystiker. Wer kennt nicht seine *Confessiones?* Wer hätte nicht jene herrliche Stelle, das zehnte Kapitel des siebenten Buches, oft und oft wiedergelesen, wo er beschreibt, wie er Gott erst dann gefunden habe, als er ihn im eigenen Herzen suchte?[3])

---

[1]) Den Bischof von Rom redet Augustinus in seinen Schreiben einfach als „Mitbruder“ an. Allerdings gebraucht er auch den Ausdruck „deine Heiligkeit“, nicht aber gegen den Bischof von Rom allein, sondern jedem Priester gegenüber, selbst wenn er kein Bischof ist; jeder Christ gehörte ja nach damaligem Sprachgebrauch zur „Gemeinschaft der Heiligen“.

[2]) Ep. 93 ad Vincent (nach Neander).

[3]) „Zurück (von den Büchern) wandte ich mich zu meinem eigenen Innern; von dir geführt, betrat ich die tiefsten Tiefen meines Herzens, du halfst mir, dass ich es vermochte. Ich trat ein. So schwach mein Auge auch war, erblickte ich doch deutlich — weit erhaben über dieses mein Seelenauge, erhaben über meine Vernunft — das unwandelbare Licht. Es war nicht jenes gewöhnliche, den Sinnen vertraute Licht, noch unterschied es sich etwa von diesem durch blosse stärkere Leuchtkraft, wie wenn das Tageslicht immer heller und heller geworden wäre, bis es allen Raum erfüllt hätte. Nein,

Wem sollte nicht das Gespräch mit seiner sterbenden Mutter Monika gegenwärtig sein, jene wunderbare Blüte der Mystik, die im Brihadâranyaka-Upanishad gepflückt sein könnte: „Schwiege der Sinne Toben, schwiegen jene Schattengestalten der Erde, des Wassers und der Luft, schwiege das Gewölbe des Himmels, und bliebe auch die Seele schweigsam in sich gekehrt, so dass sie, selbstvergessen, über sich selbst hinausschwebte, schwiegen auch die Träume und die erträumten Offenbarungen, schwiege jede Zunge und jeder Name, schwiege alles was sterbend dahingeht, schwiege das All.... und Er allein redete, nicht aber durch die Geschöpfe, sondern Er selber, und wir hörten seine Worte, nicht als spräche einer mit Menschenzunge, noch durch Engelstimmen, noch im Donner, noch durch das Rätsel der Allegorien..... und dieser Alleinige ergriffe den Schauenden und verzehrte ihn ganz und tauchte ihn in mystische Seligkeit *(interiora gaudia):* sollte nicht das ewige Leben dieser Vorstellung gleichen, wie sie uns ein mit Seufzern herbeigerufener kurzer Augenblick eingab?“ (IX, 10). Doch ist Augustinus nicht etwa bloss ein Mystiker des Gemütes (wie das Christentum viele gekannt hat), sondern er ist ein religiöses Genie, das nach der von Christus gelehrten, inneren „Umkehr“ strebt und durch die Episteln des Paulus dieser Wiedergeburt teilhaftig wurde; er erzählt uns, wie gerade durch Paulus allein in seine von Leidenschaft zerrissene, durch jahrelange innere Kämpfe und fruchtlose Studien der völligen Verzweiflung verfallene Seele plötzlich Licht, Frieden, Seligkeit eindrang (*Conf.* VIII, 12). Mit vollster Überzeugung, mit tiefem Verständnis erfasst er die grundlegende Lehre von der G n a d e, der *gratia indeclinabilis,* wie er sie nennt; sie ist ihm so sehr die Grundlage seiner Religion, dass er die Benennung als „Lehre“

---

das war es nicht, sondern ein anderes, ein ganz anderes. Auch schwebte es nicht erhaben über meiner Vernunft, wie etwa Öl über Wasser schwebt oder der Himmel über der Erde, sondern erhaben über mich war es, weil es mich selbst geschaffen hatte, und gering war ich als sein Geschöpf. Wer die Wahrheit kennt, kennt jenes Licht, und wer jenes Licht kennt, kennt die Ewigkeit. Die Liebe kennt es. O ewige Wahrheit und wahre Liebe und geliebte Ewigkeit! du bist mein Gott! Tag und Nacht seufze ich nach dir!“

für sie abweist (*De gratia Christi,* § 14); und als echter Jünger des Apostels zeigt er, dass das Verdienst der Werke durch die Vorstellung der Gnade ausgeschlossen sei. Schwankender und mit den indischen Religionslehrern nicht zu vergleichen ist seine Auffassung von der Bedeutung der Erlösung sowie auch der Erbsünde; denn hier trübt die jüdische Chronik sein Urteilsvermögen, doch ist das fast nebensächlich, da er andrerseits den Begriff der Wiedergeburt als den unverrückbaren Mittelpunkt des Christentums festhält.[1]) Und nun kommt dieser selbe Augustinus und verleugnet fast alle seine innersten Überzeugungen! Er, der uns gesagt hat, wie er Gott in seiner eigenen innersten Seele entdeckt und wie Paulus ihn zur Religion geführt habe, schreibt nunmehr (in der Hitze des Gefechtes gegen die Manichäer): „Ich würde das Evangelium nicht glauben, wenn nicht die Autorität der katholischen Kirche mich nötigte, es zu thun.“[2]) Hier steht also für Augustinus die Kirche — von der er selber bezeugte, sie enthalte wenige wahre Christen — höher als das Evangelium; mit anderen Worten, die Kirche ist Religion. Im Gegensatz zu Paulus, der ausgerufen hatte: ein Jeder sehe zu, wie er auf der Grundlage Christi baue, erklärt Augustinus: nicht die Seele, sondern der Bischof habe den Glauben zu bestimmen; er weigert den ernstesten Christen etwas, was fast jeder Papst auch später gewährte, nämlich die blosse Untersuchung abweichender Lehren: „sobald die Bischöfe gesprochen,“ schreibt er, „giebt es nichts mehr zu untersuchen, sondern m i t G e w a l t soll die Obrigkeit

---

[1]) Namentlich in *De peccato originali.* Über die Gnade spricht sich Augustinus besonders deutlich in seinem Brief an Paulinus, Abschnitt 6, aus, wo er gegen Pelagius polemisiert: „Die Gnade ist nicht eine Frucht der Werke; wäre sie es, so wäre sie keine Gnade mehr. Denn für Werke wird gegeben, was sie wert sind; die Gnade aber wird ohne Verdienst gegeben.“ In Ambrosius hatte er in dieser Beziehung einen guten Lehrer gehabt, denn dieser hatte gelehrt: „nicht aus den Werken, sondern aus dem Glauben ist der Mensch gerechtfertigt.“ (Siehe die schöne *Rede auf den Tod des Kaisers Theodosius* § 9; als Beispiel ist hier Abraham herangezogen).

[2]) *Contra epistolam Manichaei* § 6 (nach Neander).

den Irrglauben unterdrücken.“[1]) Wie die reine Lehre von der Gnade bei ihm nach und nach in die Brüche geht, muss man in ausführlichen Dogmengeschichten verfolgen; ganz aufgeben konnte Augustinus sie nie, doch betonte er die Werke so vielfältig, dass, wenn sie auch (nach Augustinus‘ Auffassung) als „Geschenk Gottes“ Bestandteile der Gnade, sichtbare Erfolge derselben blieben, doch gerade dieses Verhältnis für das gewöhnliche Auge verloren ging. Dem stets lauernden Materialismus war hiermit Thür und Thor geöffnet. Sobald Augustinus den Nachdruck darauf legte, dass ohne das Verdienst der Werke keine Erlösung statthabe, wurde der Vordersatz, dass die Fähigkeit zu diesen Werken ein Geschenk der Gnade, diese also Blüten an dem Baume des Glaubens seien, bald vergessen. Augustinus kommt selber so weit, dass er von dem relativen Wert verschiedener Werke spricht und auch den Tod Christi von diesem Standpunkte eines zu berechnenden Wertes aus betrachtet![2]) Das ist Judentum an Stelle von Christentum. Und natürlich veranlasste dieses Wanken und Schwanken der zu Grunde liegenden Anschauungen ein ebensolches in Bezug auf alle Nebenfragen. Auf die Abendmahlsfrage, die gerade jetzt aufzutauchen begann, komme ich noch zurück;

---

[1]) Eine Lehre, auf welche sich die Kirche später beruft (so z. B. die römische Synode vom Jahre 680), um von der Civilgewalt zu fordern, sie solle die Orthodoxie „allherrschend machen und dafür sorgen, dass das Unkraut ausgerissen werde“ (Hefele: a. a. O., III, 258).

[2]) Alles Nähere über die Gnadenlehre des Augustinus in Harnack‘s grosser Dogmengeschichte; der Abriss ist für diese unendlich komplizierte Frage zu kurz. Doch darf der Laie niemals übersehen, dass, wie verwickelt die Schattierungen auch sein mögen, die Grundfrage eine ureinfache ist und bleibt. Jene Verwickeltheit ist einzig eine Folge des spitzfindigen Disputierens, und ihre Mannigfaltigkeit ist bedingt durch die mögliche Mannigfaltigkeit logischer Kombinationen; man gerät hier auf das Gebiet der Geistesmechanik. Dagegen verhält sich die Religion der Gnade zu der Religion des Gesetzes und des Verdienstes einfach wie + zu -; nicht Jeder ist im Stande, sich bei allen Subtilitäten der Mathematiker und noch weniger bei denen der Theologen etwas zu denken, doch zwischen Plus und Minus sollte Jeder unterscheiden können.

meine kurzen Andeutungen will ich mit einer letzten beschliessen, einem blossen Beispiel, damit man sehe, wie weitreichende Folgen aus den inneren Widersprüchen jener werdenden Kirche im Laufe der Jahrhunderte sich ergeben sollten. An verschiedenen Orten entwickelt Augustinus mit scharfsinniger Dialektik den Begriff der Transscendentalität der Zeitvorstellung (wie wir heute sagen würden); ein Wort für seinen Begriff findet er nicht, so dass er z. B. bei einer langen Diskussion dieses Gegenstandes im XI. Buch der *Confessiones* zuletzt gesteht: „Was ist also die Zeit? Solang mich keiner darnach fragt, weiss ich es recht gut, doch sobald ich es einem Fragenden erklären will, weiss ich es nicht mehr“ (Kap. 14). Wir aber verstehen ihn ganz gut. Er will zeigen, dass es für Gott, d. h. also für eine nicht mehr empirisch beschränkte Anschauung, keine Zeit nach unserem Begriffe gebe, und somit darthun, wie gegenstandslos die vielen Diskussionen über vorangegangene und zukünftige Ewigkeit seien. Man sieht, er hat den Kern echter Religion erfasst; denn seine Beweisführung drängt unabwendbar zu der Einsicht, dass aller Chronik der Vergangenheit und Prophezeiung der Zukunft lediglich bildliche Bedeutung zukomme, wodurch aber auch Lohn und Strafe hinfällig werden. Und das ist der selbe Mann, der sich später nicht genug hat thun können, um die unbedingte, buchstäbliche Ewigkeit der H ö l l e n s t r a f e n als eine nicht zu bezweifelnde, grundlegende, konkrete Wahrheit nachzuweisen und tief ins Gemüt einzugraben! Ist man also vollkommen berechtigt, in Augustinus einen Vorläufer Martin Luther‘s zu erblicken, so wurde er doch zugleich ein thatsächlicher, mächtiger Bahnbrecher für jene antipaulinische Richtung, die später in Ignatius und seinem Orden und in ihrer Religion der Hölle unverhüllten Ausdruck fand.[1])

---

[1]) Siehe S. 525. Auch der mehrere Jahrhunderte später erst entstandene Ablassunfug konnte sich insofern auf Augustinus berufen, als gerade aus jener oben erwähnten relativen Wertschätzung der Werke und namentlich des Todes Christi sich der Begriff der *opera supererogationis* (Werke über das notwendige Mass hinaus) ergab, aus welchem überschüssigen Fonds dann durch Vermittlung der Kirche Verdienste vergeben werden. — Unsere ganze Vorstellung der

Harnack fasst seine Kapitel Augustinus betreffend folgendermassen zusammen: „Durch Augustinus wurde die Kirchenlehre nach Umfang und Bedeutung u n s i c h e r e r.... Um das alte Dogma, welches sich in erstarrender Gültigkeit behauptete, bildete sich ein grosser unsicherer Kreis von Lehren, in dem die wichtigsten Glaubensgedanken lebten, und der doch von Niemandem überschaut und festgefügt werden konnte.“ Obwohl gerade er so unermüdet für die Einheit der Kirche gewirkt hatte, hinterliess er, wie man sieht, noch mehr Stoff zu Kampf und Entzweiung, als er vorgefunden hatte. Der stürmische Kampf im eigenen Herzen hatte eben auch nach seinem Eintritt in die Kirche, ihm selber vielleicht vielfach unbewusst, bis an sein Lebensende fortgedauert: nicht mehr in der Gestalt eines Ringens zwischen Sinnengenuss und Sehnsucht nach edler Reinheit, sondern als Kampf zwischen einem krass materialistischen, abergläubischen Kirchenglauben und dem kühnsten Idealismus echter Religion.

Die drei Hauptrichtungen

Ebensowenig wie ich im zweiten Kapitel eine Rechtsgeschichte zu schreiben unternahm, ebensowenig werde ich mich jetzt erkühnen, eine Religionsgeschichte zu skizzieren. Gelingt es mir, eine lebhafte und zugleich innerlich richtige Vorstellung von dem Wesen des auf uns herabgeerbten Kampfes wachzurufen — des Kampfes verschiedener religiöser Ideale um die Vorherrschaft — so ist mein Zweck erreicht. Das wirklich Wesentliche ist die

---

Hölle und der Höllenqualen ist, wie man jetzt weiss, aus der altägyptischen Religion übernommen. Dante‘s *Inferno* ist auf uralten ägyptischen Denkmälern genau abgebildet. Interessanter noch ist die Thatsache, dass auch die Vorstellung der *opera supererogationis,* des Gnadenschatzes, durch welchen Seelen aus dem Fegefeuer (auch ein ägyptisches Erbe!) erlöst werden können, ebenfalls uraltes ägyptisches Gut ist. Die Totenmessen und die Gebete für Verstorbene, die heute eine so grosse Rolle in der römischen Kirche spielen, bestanden in buchstäblich der selben Form etliche Jahrtausende vor Christus. Auch auf den Grabsteinen las man wie heute: „O ihr Lebenden auf Erden, wenn ihr an diesem Grabe vorbeigeht, sprecht ein andächtiges Gebet für die Seele des Verstorbenen N. N.“ (Vergl. Prof. Leo Reinisch: *Ursprung und Entwickelung des Ägyptischen Priestertums*).

Einsicht, dass das historische Christentum — ein Zwitterwesen von allem Anfang an — den Kampf in den Busen des Einzelnen pflanzte. Mit den beiden grossen Gestalten des Paulus und des Augustinus versuchte ich das bei aller gedrängten Kürze deutlich zu machen. Damit sind aber die Hauptelemente des äusseren Kampfes, nämlich des Kampfes in der Kirche, gegeben. „Der rechte G r u n d ist des Menschen Herz", sagt Luther. Darum eile ich jetzt dem Ende zu, indem ich aus der schier unermesslichen Menge der zum „Kampf in der Religion" gehörigen Thatsachen einige wenige herausgreife, die besonders geeignet sind, aufklärend zu wirken. Ich beschränke mich auf die allernotwendigste Ergänzung des bereits genügend Angedeuteten. Auf diese Weise werden wir, hoffe ich, einen Überblick gewinnen, der uns bis an die Schwelle des 13. Jahrhunderts führt, wo zwar der äussere Kampf erst recht beginnt, der innere aber ziemlich ausgetobt hat: fortan stehen sich dann getrennte Anschauungen, Prinzipien, Mächte — vor allem getrennte Rassen gegenüber, die aber mit sich selber verhältnismässig einig sind und wissen, was sie wollen.

In seinen allerallgemeinsten Umrissen betrachtet, besteht der Kampf in der Kirche während des ersten Jahrtausends zuerst aus einem Kampf zwischen Osten und Westen, später aus einem solchen zwischen Süden und Norden. Freilich darf man diese Begriffsbestimmung nicht rein geographisch verstehen: der „Osten" war ein letztes Aufflackern hellenischen Geistes und hellenischer Bildung, der „Norden" war das beginnende Erwachen der germanischen Seele; einen bestimmten O r t, einen bestimmten Mittelpunkt gab es für diese beiden Kräfte nicht: der Germane konnte ein italienischer Mönch sein, der Grieche ein afrikanischer Presbyter. Beiden stand Rom gegenüber. Dessen Arme reichten bis in den fernsten Osten und bis in den entlegensten Norden; insofern ist auch dieser Begriff „Rom" nicht bloss örtlich zu fassen; doch hier bestand ein unverrückbares Centrum, die altgeheiligte Stadt Rom. Eine spezifisch römische Bildung, der hellenischen entgegenzustellen, gab es nicht, alle Bildung war in Rom von jeher hellenisch gewesen und geblieben; von einer

irgendwie ausgesprochen individuellen römischen Seele, der germanischen vergleichbar, konnte noch weniger die Rede sein, da das altrömische Volk von der Erdoberfläche entschwunden und Rom lediglich der administrative Mittelpunkt eines nationalitätlosen Gemenges war; wer von „Rom" spricht, redet vom Völkerchaos. Trotzdem erwies sich Rom nicht als der schwächere unter den Kämpfenden, sondern als der stärkere. Vollkommen siegte es allerdings weder im Osten, noch im Norden; sichtbarer als vor tausend Jahren stehen sich noch heute jene drei grossen „Richtungen" gegenüber; doch ist die griechische Kirche des Schismas in Bezug auf ihr religiöses Ideal wesentlich eine römisch-katholische, weder eine Tochter des grossen Origenes noch der Gnostiker, und die Reformation des Nordens warf ebenfalls das spezifisch Römische nur teilweise ab und gebar ausserdem erst so spät ihren Martin Luther, dass bedeutende Teile von Europa, die einige Jahrhunderte früher ihr gehört hätten, da jener „Norden" bis in das Herz von Spanien, bis an die Thore Rom's sich erstreckte, ihr nunmehr — rettungslos romanisiert — verloren gingen.

Ein Blick auf diese drei Hauptrichtungen, in denen ein Ausbau des Christentums versucht wurde, wird genügen, um die Natur des Kampfes, der sich auf uns herabgeerbt hat, anschaulich zu machen.

Der „Osten"

Die bezaubernde Frühblüte des Christentums war eine hellenische. Stephan, der erste Märtyrer, ist ein Grieche, Paulus — der so energisch auffordert, man solle sich „der jüdischen Fabeln und Altweibermärchen entschlagen"[1]) — ist ein von griechischem Denken durchtränkter Geist, der offenbar auch nur dann ganz er selbst sich fühlt, sobald er zu hellenisch Gebildeten redet. Doch gesellte sich bald zu dem sokratischen Ernst und der platonischen Tiefe der Anschauungen ein andrer echt griechischer Zug, der zur Abstraktion. Diese hellenische Geistesrichtung hat die Grundlage der christlichen Dogmatik geschaffen, und nicht

---

[1]) I *Tim.* IV, 7 und *Tit.* I, 14. (Nachtrag 4. Aufl.: diese Briefe sollen nicht von Paulus sein.)

die Grundlage allein, sondern in allen jenen Dingen, welche ich oben die äussere Mythologie genannt habe — wie die Lehre von der Dreieinigkeit, von dem Verhältnis des Sohnes zum Vater, des Logos zur Menschwerdung u. s. w. — auch das ganze Dogma. Der Neoplatonismus und das, was man berechtigt wäre, den Neoaristotelismus zu nennen, standen damals in hoher Blüte; alle hellenisch Gebildeten, gleichviel welcher Nationalität angehörig, befassten sich mit pseudometaphysischen Spekulationen. Paulus zwar ist sehr vorsichtig in der Anwendung philosophischer Argumente; nur als eine Waffe, zur Überzeugung, zur Widerlegung gebraucht er sie; dagegen fügt der Verfasser des Evangeliums Johannis ohne Weiteres das Leben Jesu Christi und die mythische Metaphysik des späten Hellenentums ineinander. Von diesem Beginn an ist während zwei Jahrhunderte die Geschichte christlichen Denkens und christlicher Glaubensgestaltung eine ausschliesslich griechische; dann dauerte es noch ungefähr zweihundert Jahre, bis mit der nachträglichen Anathematisierung des grössten hellenischen Christen, Origenes, auf der Konstantinopolitanischen Synode des Jahres 543, die hellenische Theologie endgültig zum Schweigen gebracht wurde. Judaisierenden Sekten aus jener Zeit, wie den Nazarenern, Ebionitern u. s. w. kommt keine bleibende Bedeutung zu. Rom, als Mittelpunkt des Reiches und alles Verkehrs, gab natürlich und notwendig sofort den organisatorischen Mittelpunkt, wie für alles Übrige im römischen Reiche, so auch für die Sekte der Christen ab; theologische Gedanken sind aber charakteristischer Weise keine daher gekommen; als endlich, zu Beginn des 3. Jahrhunderts, eine „lateinische Theologie“ entstand, so geschah das nicht in Italien, sondern in Afrika, und eine recht störrische, für Rom unbequeme Kirche und Theologie war das, bis die Vandalen und später die Araber sie vernichtet hatten. Die Afrikaner wirkten aber im letzten Ende doch für Rom, ebenso wie auch alle diejenigen Griechen, welche — wie Irenäus — in den Bannkreis dieser übermächtigen Gewalt hineingerieten. Nicht allein betrachteten sie den Vorrang Rom‘s als etwas Selbstverständliches, sondern sie bekämpften alle jene hellenischen Vorstellungen, welche das lediglich auf Politik und

Verwaltung ausgehende Rom für schädlich halten musste, vor allem also den hellenischen Geist überhaupt in seinem ganzen Eigenwesen, welches jedem Krystallisationsprozess abhold war und in Forschung, Spekulation und Neugestaltung stets ins Unbeschränkte strebte.

Im Grunde genommen handelt es sich hier um einen Kampf zwischen dem gänzlich entseelten, doch in administrativer Hinsicht bis zur höchsten Virtuosität ausgebildeten kaiserlichen Rom und dem zum letzten Mal aufflackernden alten Geist des schöpferischen Hellenentums — einem Geist, der freilich vielfach bis zur Unkenntlichkeit von anderen Elementen durchsetzt und getrübt war und von seiner früheren Kraft und Schönheit viel eingebüsst hatte. Dieser Kampf wurde hartnäckig und schonungslos, nicht mit Argumenten allein, sondern mit allen Mitteln der List, der Vergewaltigung, der Bestechung, der Ignoranz, sowie namentlich mit kluger Benützung aller politischen Konjunkturen geführt. Dass in einem solchen Kampf Rom siegen musste, ist klar; namentlich da in jenen frühen Zeiten (bis zum Tode des Theodosius) der Kaiser das thatsächliche Oberhaupt der Kirche auch in dogmatischen Dingen war, und die Kaiser — trotz des Einflusses, den grosse und heilige Metropolitane in Byzanz vorübergehend auf sie ausübten — stets mit dem unfehlbaren Urteil erfahrener Politiker empfanden, einzig Rom sei fähig, Einheit, Organisation, Disziplin durchzuführen. Wie hätte metaphysisches Grübeln und mystische Versenkung gegen praktisch-systematische Politik siegen sollen? So war es z. B. Konstantin I. — der noch nicht getaufte Gattin- und Kindermörder, der selbe Mann, der durch besondere Erlasse die Stellung der heidnischen Auguren im Reiche befestigte — Konstantin war es, der die erste ökumenische Synode zusammenberief (325 in Nicäa), und der gegen die erdrückende Mehrheit der Bischöfe seinen Willen, d. h. die Lehren seines ägyptischen Schützlings Athanasius durchsetzte.[1])

[1]) Wie ausschliesslich von politischen, gar nicht von religiösen Rücksichten Konstantin sich hierbei leiten liess, indem er nämlich, durch seine Umgebung für Arius eingenommen, dennoch die Gegenpartei ergriff, sobald er merkte, dass diese stärkere Bürgschaften

So entstand das sogenannte n i c ä n i s c h e G l a u b e n s b e k e n n t n i s: auf der einen Seite die kluge Berechnung eines zielbewussten, gewissenlosen, gänzlich unchristlichen Politikers, der sich nur die eine Frage vorlegte: wie knechte ich meine Unterthanen am vollkommensten; auf der anderen die feige Unaufrichtigkeit eingeschüchterter Prälaten, die ihre Unterschrift unter etwas, was sie für falsch hielten, setzten, und, sobald sie in ihre Diözese zurückgekehrt waren, dagegen zu agitieren begannen. Bei weitem das Interessanteste in Bezug auf dieses erste und grundlegende Kirchenkonzil ist für uns Laien die Thatsache, dass die Mehrzahl der Bischöfe, als echte Schüler des Origenes, überhaupt gegen alle Einsperrung des Gewissens in derartige geistige Zwangsjacken waren und eine Glaubensformel verlangt hatten, weit genug, um in den Dingen, die den menschlichen Verstand übersteigen, freien Spielraum zu lassen und somit wissenschaftlicher Theologie und Kosmologie das Existenzrecht zu sichern.[1]) Was diese hellenischen Christen also erstrebten, war ein Zustand von Freiheit innerhalb der Orthodoxie, demjenigen vergleichbar, der in Indien geherrscht hat.[2]) Gerade das aber war es, was Rom und der Kaiser verhüten wollten: es sollte nichts mehr schwankend, nichts mehr unsicher bleiben, sondern wie auf jedem andern Gebiete, so sollte auch auf dem der Religion fortan absolute Einförmigkeit im ganzen römischen Reiche Gesetz sein. Wie unerträglich dem hochgebildeten hellenischen Geist das beschränkte und „beschränkende“ Dogmatisieren war, erhellt zur Genüge aus der einen Thatsache, dass Gregor von Nazianz, ein Mann, den die römische Kirche seiner Rechtgläubigkeit wegen zu ihren Heiligen zählt, noch im Jahre 380 (also lange nach dem nicänischen Konzil) schreiben konnte: „Einige unserer Theologen halten den heiligen Geist für eine gewisse Wirkungsweise Gottes, Andere für ein Geschöpf Gottes, Andere für Gott selbst; Andere sagen, sie wüssten selbst nicht,

---

kräftiger Organisation, kurz mehr Hoffnung auf politischen Bestand bot, kann man in Bernouilli: *Das Konzil von Nicäa* lesen.

[1]) Karl Müller: *Kirchengeschichte* I, 181.

[2]) Vergl. S. 406 fg.

welches sie annehmen sollten, aus Ehrfurcht vor der heiligen Schrift, die sich nicht deutlich darüber erkläre.“[1]) Doch das kaiserlich-römische Prinzip konnte nicht vor der heiligen Schrift abdanken; ein Tüttelchen Gedankenfreiheit, und ihre unbeschränkte Autorität wäre gefährdet gewesen. Darum wurde auf der zweiten allgemeinen Synode zu Constantinopel (im Jahre 381) das Glaubensbekenntnis noch ergänzt, in der Absicht, die letzten Luken zu verstopfen, und auf der dritten allgemeinen Synode, gehalten zu Ephesus im Jahre 431, wurde ausdrücklich bestimmt, „es dürfe diesem Bekenntnis bei Strafe der Exkommunikation nichts hinzugefügt und nichts von ihm weggenommen werden.“[2]) So wurde die geistige Bewegung des sterbenden Hellenentums, die über drei Jahrhunderte gedauert hatte, endgültig zum Stillstand gebracht. Wie das im Einzelnen geschehen war, mag man in Geschichtswerken nachlesen; doch sind die Werke der Theologen (aller Kirchen) mit grosser Vorsicht zu gebrauchen, denn ein sehr natürliches Schamgefühl lässt sie über die begleitenden Umstände der einzelnen Konzilien, in denen der dogmatische Glaube des Christentums angeblich „für ewige Zeiten“ festgestellt wurde, schnell hinweggleiten.[3]) Das eine Concilium verlief allerdings derartig, dass es selbst in römisch-katholischen Werken als die „Räubersynode“ bezeichnet wird; doch fiele es einem Unparteiischen schwer, zu entscheiden, welche Synode diesen Ehrentitel am meisten verdient hat. Nirgends ging es würdeloser zu als gerade auf dem berühmten dritten ökumenischen Konzil zu Ephesus, wo die Partei der sogenannten Orthodoxie, d. h. diejenige, welche alles weitere Denken knebeln wollte, eine ganze Armee von bewaffneten Bauern, Sklaven und Mönchen in die

---

[1]) Nach Neander: *Kirchengeschichte* IV, 109. Nach Hefele: *Konziliengeschichte,* II, 8 hat es auch den Anschein, als ob Gregor von Nazianz das erweiterte Symbolum von Constantinopel (im Jahre 381) nicht mitberaten und nicht mitunterschrieben hätte.

[2]) Hefele: *Konziliengeschichte* II, 11 fg., 372.

[3]) Trotz aller neuen Werke möchte ich dem Ungelehrten noch immer Kapitel 47 aus Gibbon‘s *Roman Empire* mindestens für eine vorläufige Übersicht als unerreicht empfehlen.

Stadt brachte, um die gegnerischen Bischöfe einzuschüchtern, niederzuschreien und im Notfalle totzuschlagen. Das war freilich eine andere Art, Theologie und Kosmologie zu betreiben, als die hellenische! Vielleicht war es die richtige für diese jämmerliche Zeit und für diese jämmerlichen Menschen. Wozu noch eine wichtige Erwägung kommt: ich wenigstens für meine Person glaube, trotz meiner Abneigung gegen jenes in Rom verkörperte Völkerchaos, dass Rom durch die Betonung des Konkreten dem Abstrakten gegenüber der Religion einen Dienst geleistet und sie vor der Gefahr gänzlicher Verflüchtigung und Zersplitterung gerettet hat. Dennoch wäre es lächerlich, eine besondere Bewunderung für so bornierte und gemeine Charaktere wie Cyrillus, den Mörder der edlen Hypatia, und eine besondere Ehrfurcht vor Konzilien wie das von ihm präsidierte zu Ephesus zu empfinden, welches der Kaiser selbst (Theodosius der Jüngere) als eine „schmähliche und unheilvolle Versammlung“ bezeichnete, und welches er eigenmächtig auflösen musste, um den gegenseitigen Injurien und den rohen Gewaltthätigkeiten der heiligen Hirten ein Ende zu machen.

Schon auf diesem ökumenischen Konzil zu Ephesus stand das eigentliche hellenische Thema, die mythologische Mystik, nicht mehr im Vordergrund; denn nun hatte die specifisch römische Dogmenbildung begonnen und zwar mit der Einführung des Marienkultus und des Kultus des Christkindes. Dass dies ein im ganzen Bereich des römischen Imperiums, namentlich aber in Italien schon längst eingebürgerter ägyptischer Import war, habe ich schon oben erwähnt.[1]) Gegen die erst zu Beginn des 5. Jahrhunderts innerhalb des Christentums in Gebrauch gekommene Benennung „Mutter Gottes“ (statt Mutter Christi) war der edle und fast fanatisch rechtgläubige Nestorius aufgetreten; er erblickte darin — und nicht mit Unrecht — die Wiedergeburt des Heidentums. Sehr konsequenter Weise waren es gerade der Bischof von Ägypten und die ägyptischen Mönche, also die unmittelbaren Erben des Isis- und Horuskult, welche mit Leiden-

[1]) Siehe S. 557.

schalt und Wut, unterstützt vom Pöbel und von den Weibern, für diese uralten Gebräuche eintraten. Rom schloss sich der ägyptischen Partei an: der Kaiser, der Nestorius liebte, wurde nach und nach gegen ihn aufgewiegelt. Hier steht aber, wie man sieht, nicht die eigentliche hellenische Sache, sondern vielmehr der Beginn einer neuen Periode in Frage: diejenige der Einführung heidnischer Mysterien in die christliche Kirche. Sie zu bekämpfen, war Sache des Nordens; denn jetzt handelte es sich weniger um Metaphysik als um Gewissen und Sittlichkeit; somit erscheint auch die mehrfache Behauptung, Nestorius (aus der römischen Soldatenkolonie Germanicopolis gebürtig) sei von Geblüt ein Germane gewesen, recht glaubwürdig; jedenfalls war er ein Protestant.

Ein Wort aber noch über den Osten, ehe wir zum Norden übergehen.

Zu ihrer Blütezeit hatte, wie schon hervorgehoben, die hellenische Theologie sich der Hauptsache nach um jene Fragen gedreht, welche auf der Grenze zwischen Mythik, Metaphysik und Mystik schweben. Darum ist es auch beinahe unmöglich, in einem populären Werke näher darauf einzugehen. Schon am Schlusse des ersten Kapitels habe ich, bei Besprechung unseres hellenischen Erbes, darauf hingewiesen, wie viel abstrakte Spekulation griechischen Ursprunges — doch meist stark verunstaltet — in unser religiöses Denken übergegangen ist.[1]) Solange ein derartiges Denken im Flusse blieb, wie das im vorchristlichen Griechenland der Fall war, wo der Wissbegierige von einer „Häresie“, d. h. von einer „Schule“ zur anderen über die Strasse hinüber wandeln konnte, da bildeten diese Abstraktionen eine Ergänzung des intellektuellen Lebens, die vielleicht um so willkommener war, als das griechische Leben sonst so ganz im künstlerischen Schauen und in der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der empirischen Welt aufging. Die metaphysische Anlage des Menschen rächte sich durch bodenlos kühne Phantasien. Betrachtet man jedoch das Leben und die Worte Jesu Christi,

---

[1]) Siehe S. 98 fg.

so kann man nicht anders als empfinden, dass vor ihnen diese stolzen Spekulationen keinen Bestand haben, sondern vielmehr in ein Nichts sich auflösen. Die Metaphysik ist eben doch noch eine Physik; Christus dagegen ist Religion. Ihn Logos, Nus, Demiurgos nennen, mit Sabellius lehren, der Gekreuzigte sei nur „eine vorübergehende Hypostasierung des Wortes“, oder dagegen mit Paul von Samosata, er sei „nach und nach Gott geworden“, das alles heisst eine lebendige Persönlichkeit in eine Allegorie verwandeln, und zwar in eine Allegorie der schlimmsten Art, nämlich in eine abstrakte.[1]) Und wird nun gar diese abstrakte Allegorie in eine jüdische Wüstenchronik hineingezwängt, mit krassmaterialistischen Mysterien verschmolzen, zu einem allein seligmachenden Dogma festgebannt, dann mag man wohl froh sein, wenn praktische Menschen nach drei Jahrhunderten sagten: jetzt ist‘s aber genug! nunmehr darf nichts mehr hinzugefügt werden! Man begreift recht gut, wie Ignatius von Antiochien, über die Authenticität dieses und jenes Schriftwortes befragt, erwidern konnte, ihm gölten als die unverfälschten Urkunden Jesu Christi dessen Leben und Tod.[2]) Wir müssen gestehen, dass die hellenische Theologie, sehr weitherzig und geistvoll in ihrer Deutung des Schriftwortes, weit entfernt von der knechtischen Gesinnung westlicher Theologen, dennoch geneigt war, diese

---

[1]) Wenn selbst ein so scharfer, intuitionskräftiger Denker wie Schopenhauer behauptet: „Das Christentum ist eine Allegorie, die einen wahren Gedanken abbildet“, so kann man nicht energisch genug einen so offenbaren Irrtum zurückweisen. Man könnte alles Allegorische der christlichen Kirche über Bord werfen, und es bliebe die christliche Religion bestehen. Denn sowohl das Leben Christi wie auch die von ihm gelehrte Umkehr des Willens sind Wirklichkeit, nicht Bild. Dass weder die Vernunft das, was hier vorliegt, ausdenken, noch der schauende Verstand es deuten kann, macht es nicht weniger wirklich. Vernunft und Verstand werden sich freilich in letzter Instanz immer gezwungen finden, allegorisch zu Werke zu gehen, doch Religion ist nichts, wenn nicht ein unmittelbares Erlebnis.

[2]) *Brief an die Philadelphier,* § 8. Freilich hatte Ignatius zu den Füssen des Apostels Johannes gesessen, ja, nach einer Tradition als Kind den Heiland selbst gesehen.

„unverfälschten Urkunden“, nämlich die thatsächliche Erscheinung Jesu Christi, aus den Augen zu verlieren.

Doch neben der Kritik ist für Bewunderung Platz, zugleich auch für ein tiefes Bedauern, wenn wir gewahren, wie gerade alles Grösste und Wahrste, was hier blühte, von Rom verworfen wurde. Ich will mich nicht ins Theologische hineinstürzen und die Geduld des Lesers auf die Probe stellen; vielmehr will ich mich mit einem einzigen Satz des Origenes bescheiden; er wird ahnen lassen, was die christliche Religion durch diesen Sieg des Westens über den Osten verlor.[1])

Im 29. Kapitel seines schönen Buches *Vom Gebete* spricht Origenes von dem Mythus des Sündenfalles und bemerkt dazu: „Wir können nicht anders als einsehen, dass die Leichtgläubigkeit und Unbeständigkeit der Eva nicht erst in dem Augenblicke anhob, als sie Gottes Wort missachtete und auf die Schlange hörte, sondern o f f e n b a r s c h o n f r ü h e r v o r h a n d e n w a r, da die Schlange doch deswegen an sie sich wendete, weil sie in ihrer Schlauheit die S c h w ä c h e E v a ‘s s c h o n b e m e r k t h a t t e.“ Mit diesem einen Satz ist der — von den Juden, wie Renan so richtig bemerkte (siehe S. 397), zu einem dürren, historischen Faktum komprimierte — Mythus zu vollem Leben neu erweckt. Zugleich mit dem Mythus tritt auch die Natur in ihre Rechte. Das, was man, sobald man nach einem Höheren strebt, Sünde nennen darf, gehört uns, wie schon Paulus gesagt hatte, „von Natur“; mit den Fesseln der Chronik werfen wir die Fesseln der gläubigen Superstition ab; wir stehen nicht mehr der gesamten Natur wie ein Fremdes, höher Geborenes und tiefer Gefallenes gegenüber, vielmehr gehören wir ihr an, und das Gnadenlicht, das in unser Menschenherz fiel, werfen wir auf sie zurück. Indem Origenes hier den Paulinischen Gedanken weiter

---

[1]) Für Näheres verweise ich den Leser vor Allem auf das kleine, schon citierte Werk von Hatch: *The influence of Greek ideas and usages upon the christian church* (deutsch von Preuschen und Harnack 1892); dieses Buch ist ein Unikum, grundgelehrt, so dass es unter Fachleuten Autorität besitzt, und nichtsdestoweniger für jeden gebildeten Denker, auch ohne theologische Schulung, lesbar.

dachte, hatte er zu gleicher Zeit die Wissenschaft befreit und den Riegel zurückgeschoben, der das Herz gegen wahre, unmittelbare Religion verschloss.

Das war diejenige hellenische Theologie, die im Kampfe erlag.[1])

Der „Norden“

Betrachten wir nun die zweite antirömische Strömung, diejenige, die ich vorhin unter dem Ausdruck „Norden“ zusammenfasste, so werden wir sofort gewahr, dass sie einer durchaus anderen Geistesverfassung entstammt und unter gänzlich geänderten Zeitumständen sich Geltung zu verschaffen hatte. Im Hellenentum hatte Rom eine höhere und ältere Kultur als die seinige bekämpft; dagegen handelte es sich bei diesem Norden zunächst und zuvörderst nicht um spekulative Lehren, sondern um eine Gesinnung, und die Vertreter dieser Gesinnung standen zumeist auf einer bedeutend tieferen Kulturstufe als die Vertreter des römischen Gedankens;[2]) erst nach Jahrhunderten glich sich dieser Unterschied aus. Dazu kam noch ein weiterer Umstand. Hatte in dem früheren Kampfe die noch embryonische römische Kirche die Autorität des Kaisers für ihre Sache zu gewinnen suchen müssen, so stand sie jetzt als fertig organisierte, mächtige Hierarchie da, deren unbedingte Autorität Keiner ohne Lebensgefahr anzweifeln konnte. Kurz, der Kampf ist ein anderer, und er wird unter anderen Bedingungen ausgefochten. Ich sage „ist“ und „wird“, denn in der That: der Kampf zwischen Ost und West wurde bereits vor tausend Jahren beendet, Mohammed erdrückte ihn; das Schisma blieb als Cenotaph, doch nicht als lebendige

---

[1]) Dass im 9. Jahrhundert diese Theologie in der Person des grossen Scotus Erigena, des wirklichen Vorläufers einer echt christlichen Religion, wieder auflebte, ist schon oben kurz angedeutet worden und kommt weiter unten, sowie im neunten Kapitel noch zur Sprache.

[2]) Der Einzelne aus dem barbarischen Norden konnte natürlich weit hervorragen, und der Bewohner des Imperiums war gewiss meist ein recht roher Mensch; doch bezeichnet „Kultur“ einen Kollektivbegriff — wir sahen das namentlich bei Griechenland (S. 70) — und da kann man ohne Frage behaupten, dass in germanischen Ländern eine wirkliche Kultur kaum vor dem 13. Jahrhundert zu entstehen begann.

Weiterentwickelung, hingegen dauert der Kampf zwischen Nord und Süd noch unter uns fort und wirft bedrohliche Schatten auf unsere nächste Zukunft.

Worin diese Empörung des Nordens bestand, habe ich schon am Schluss des vierten Kapitels und zu Beginn und Ende des sechsten Kapitels wenigstens in einigen Hauptzügen zu erwähnen Gelegenheit gehabt.[1]) Hier bedarf es also nur einer kurzen Ergänzung.

Zunächst die Bemerkung, dass ich den Ausdruck „Norden“ gebraucht habe, weil das Wort „Germanentum“ den Erscheinungen nicht entsprechen würde oder besten Falles einer tollkühnen Hypothese gleichkäme. Gegner des staatlichen und kirchlichen Ideals, welches in Rom seine Verkörperung fand, treffen wir überall und zu allen Zeiten; tritt die Bewegung erst, als sie von Norden herankommt, mächtig auf, so ist das, weil hier, im Slavokeltogermanentum, ganze Nationen einheitlich dachten und fühlten, während es unten im Chaos ein Zufall der Geburt war, wenn ein Einzelner Freiheit liebend und innerlich religiös zur Welt kam. Doch das, was man „protestantische“ Gesinnung nennen könnte, findet sich seit den frühesten Zeiten: ist dies nicht die Atmosphäre, welche die evangelischen Berichte in jeder Zeile atmen? Stellt man sich den Freiheitsapostel des Briefes an die Galater vor, das Haupt gebeugt, weil ein *pontifex maximus* auf kurulischem Stuhle irgend eine dogmatische Entscheidung verlautbart hätte? Lesen wir nicht in jenem mit Recht berühmten Briefe des Anonymen an Diognet, aus den urältesten christlichen Zeiten: „U n s i c h t b a r i s t d i e R e l i g i o n d e r C h r i s t e n?“ [2]) Renan sagt: *„Les chrétiens primitifs sont les moins superstitieux des hommes .... chez eux, pas d'amulettes, pas d'images saintes, pas d'objet de culte.“* [3]) Hand in Hand hiermit geht eine grosse religiöse Freiheit. Im 2. Jahrhundert bezeugt Celsus, die Christen wichen weit von einander ab in ihren Deu-

---

[1]) Siehe S. 317, 477 fg., 513 fg.

[2]) § 6.

[3]) *Origines du Christianisme,* 7 éd., VII, 629.

tungen und Theorien, alle nur durch das eine Bekenntnis geeinigt: „durch Jesus Christus ist mir die Welt gekreuziget und ich der Welt!“[1]) Grösstmögliche Innerlichkeit der Religion, weitestgehende Vereinfachung ihrer äusseren Kundgebung, Freiheit des individuellen Glaubens: das ist der Charakter des frühen Christentums überhaupt, das ist keine spätere, von Germanen erfundene Verklärung. Diese Freiheit war so gross, dass selbst im Abendlande, wo doch Rom von Beginn an vorherrschte, Jahrhunderte hindurch jedes Land, ja oft jede Stadt mit ihrem Sprengel ein eigenes Glaubensbekenntnis besass.[2]) Wir nordischen Männer waren viel zu praktisch-weltlich angelegt, zu viel mit staatlichen Organisationen und Handelsinteressen und Wissenschaften beschäftigt, um jemals auf diesen echtesten Protestantismus aus der vorrömischen Zeit zurückzugreifen. Ausserdem hatten diese frühen Christen es auch besser gehabt als wir: der Schatten des theokratisch umgestalteten römischen Imperialgedankens war noch gar nicht über sie gefallen. Dagegen war es ein verhängnisvoller Charakterzug gerade der nordischen Bewegung, dass sie zunächst immer als Reaktion auftreten, dass sie immer niederreissen musste, ehe sie ans Aufbauen denken konnte. Gerade dieser negative Charakter gestattet jedoch eine schier unübersehbare Menge sehr verschiedenartiger historischer Thatsachen unter den einen Begriff zu vereinigen: E m p ö r u n g g e g e n R o m. Von dem Auftreten des Vigilantius an, im 4. Jahrhundert (gegen den die Wohlfahrt der Völker bedrohenden Unfug des Mönchtums), bis zu Bismarck‘s Kampf gegen die Jesuiten — ein Zug der Verwandtschaft verbindet alle diese Bewegungen; denn, wie verschieden auch der Impuls sein mag, der zur Empörung treibt, Rom selber stellt eine einheitliche, so eisern logische, so massiv festgestaltete Idee dar, dass alle Gegnerschaft gegen sie eine besondere, einigermassen gleichartige Färbung erhält.

---

[1]) Vergl. Origenes: *Gegen Celsus* V, 64.

[2]) Vergl. Harnack: *Das apostolische Glaubensbekenntnis,* 27. Aufl. S. 9. Die Abweichungen sind nicht unbedeutend. Das jetzige sogenannte „apostolische Symbolum“ kam erst im 9. Jahrhundert in Gebrauch.

Halten wir also im Interesse einer klaren Zusammenfassung diesen Begriff der „Empörung gegen Rom“ fest. Doch muss innerhalb seiner ein wichtiger Unterschied beachtet werden. Unter dem einheitlichen Äusseren beherbergt nämlich der Begriff „Rom“ zwei grundverschiedene Tendenzen: die eine fliesst aus einem christlichen Quell, die andere aus einem heidnischen; die eine strebt einem kirchlichen, die andere einem politischen Ideal zu. Rom ist, wie Byron sagt, *„an hermaphrodite of empire“*.[1]) Auch hier wieder das unselige Zwitterhafte, das uns im Christentum auf Schritt und Tritt begegnet! Und zwar stehen nicht allein zwei Ideale — ein politisches und ein kirchliches — neben einander, sondern das politische Ideal Rom‘s, jüdisch-heidnisch in Fundamenten und Aufbau, birgt einen so grossartigen socialen Traum, dass es zu allen Zeiten selbst mächtige Geister berückt hat, während das eigentliche religiöse Ideal, durchdrungen wie es auch sein mag von der Gegenwart Christi (so dass manche hohe Seele in dieser Kirche nur Christum erblickt), direkt antichristliche Vorstellungen und Lehren ins Christentum eingeführt und nach und nach gross gezogen hat. Manchen Mann von gutem Urteil bedünkte darum das politische Ideal Rom‘s religiöser als sein kirchliches. Erhielt nun die Auflehnung gegen Rom eine gewisse Einheitlichkeit durch den Umstand, dass das Grundprinzip Rom‘s auf beiden Gebieten (dem politischen und dem religiösen) die absolute Despotie ist, somit jeglicher Widerspruch Aufruhr bedeutet, so begreift man dennoch leicht, dass in Wirklichkeit die Gründe zur Empörung für verschiedene Menschen sehr verschiedene waren. So nahmen z. B. die germanischen Fürsten der früheren Zeit die religiöse Lehre meistens ohne weiteres an, wie Rom sie predigte, unbekümmert, ob sie christlich oder unchristlich war, verfochten aber zugleich ihre eigenen politischen Rechte gegen das aller römischen Religion zu Grunde liegende politische Ideal, mit seinem grossartigen Traum der „Gottesstadt“ auf Erden, und gaben nur in äusserster Not einiges Wenige von ihren nationalen Ansprüchen preis; wogegen der

---

[1]) *The Deformed transformed,* I, 2.

byzantinische Kaiser Leo in keinem politischen Rechte bedroht war und aus rein christlich-religiöser Überzeugung, um nämlich dem hereinbrechenden heidnischen Aberglauben Einhalt zu thun, gegen den Bilderdienst und damit zugleich gegen Rom den Kampf aufnahm.[1]) Wie kompliziert sind aber schon diese beiden Bei-

---

[1]) Man lese in Bischof Hefele's *Konziliengeschichte,* Bd. III, die ausführliche und aggressiv parteiische Darstellung des Bilderstreites; man wird sehen, dass Leo der Isaurier und seine Ratgeber einzig und allein dem rapiden Niedergang des religiösen Bewusstseins durch die Einführung abergläubischer, unchristlicher Gewohnheiten zu steuern versucht haben. Ein dogmatischer Streit liegt nicht vor, ebensowenig ein politisches Interesse; im Gegenteil, durch sein mutiges Handeln reizt der Kaiser sein ganzes Volk, geführt von dem unabsehbaren Heer der ignoranten Mönche, gegen sich auf, und Hefele's psychologische Erklärung, es habe dem Kaiser an ästhetischem Gefühl gefehlt, ist wirklich zu kindisch naiv, um eine Widerlegung zu verdienen. Dagegen sieht man täglich mehr ein, wie Recht Leo mit seiner Behauptung hatte, die Bilderverehrung bedeute einen Rückfall ins Heidentum. In Kleinasien verfolgt die Archäologie heute von Ort zu Ort die Umwandlung der früheren Götter in Mitglieder des christlichen Pantheons, die nach wie vor Lokalgötter blieben, zu denen man nach wie vor hinpilgerte und noch heute pilgert. So z. B. wurde aus der Riesen tötenden Athene von Seleucia eine „heilige Thekla von Seleucia"; die Altäre der Jungfrau Artemis wurden nur umgetauft zu Altären der „Jungfrau Mutter Gottes"; der Gott von Colossus galt fortan als Erzengel Michael — — — Für die Bevölkerungen war der Unterschied kaum bemerkbar (siehe Ramsay: *The church in the Roman Empire,* S. 466 fg.). Mit diesen uralten volksmässigen, durchaus unchristlichen und antichristlichen Superstitionen hing nun der ganze Bilderkult zusammen; die Kirche konnte so viele *„distinguo"* einführen wie sie wollte, das Bild blieb doch, wie der Stein zu Mekka, ein mit magischen Kräften begabter Gegenstand. Solchen Thatsachen gegenüber, die nicht nur in Kleinasien, sondern in ganz Europa die Fortdauer des Glaubens an lokale wunderwirkende Gottheiten bis auf den heutigen Tag (so weit Rom's Einfluss reicht) bewirkten (man vergl. Renan: *Marc-Aurèle,* ch. 34), nehmen sich die „B e w e i s e", die Gregor II. in seinen Briefen an Leo für die Bilderverehrung vorbringt, sehr drollig aus. Zwei sind es namentlich, welche schlagend wirken sollen. Die von Christus (*Matth.* IX, 20) geheilte Frau habe an jenem Orte, wo sie geheilt wurde, ein Standbild Christi errichtet, und Gott, weit entfernt zu zürnen, habe am Fusse der Bildsäule ein bisher unbekanntes Heilkraut hervor-

spiele, wenn man sie aufmerksam betrachtet! Denn jene germanischen Fürsten bestritten zwar die weltlichen Ansprüche des Papstes und die kirchliche Vorstellung der *civitas Dei,* benützten aber die päpstliche Autorität, sobald ihnen Vorteil daraus erwuchs; und andrerseits verfielen solche Menschen, die wie Vigilantius und Leo der Isaurier aus rein religiösem Interesse gegen Dinge loszogen, die sie für unchristlichen Unfug hielten, ebenfalls in eine grosse Inkonsequenz, da sie die Autorität Rom's im Prinzip nicht bestritten, sich ihr somit logischer Weise hätten unterwerfen sollen. Die hier nur leise angedeutete Konfusion wird immer grösser, je genauer man die Sache untersucht. Wer über weitausgedehntes Wissen verfügte und sich der Darstellung dieses einen Gegenstandes, der Empörung gegen Rom, widmete (etwa vom 9. bis zum 19. Jahrhundert), würde das merkwürdige Ergebnis zu Tage fördern, dass Rom die ganze Welt gegen sich

---

wachsen lassen! Das ist der erste Beweis, der zweite ist noch schöner. Abgar, Fürst von Edessa, ein Zeitgenosse des Heilands, habe einen Brief an Christus gerichtet, und dieser ihm zum Dank sein Porträt gesandt!! (Hefele: a. a. O., S. 383 und 395). — Sehr merkwürdig und für die Beurteilung des römischen Standpunktes höchst lehrreich ist die Thatsache, dass der Papst dem Kaiser vorwirft (siehe a. a. O., S. 400), er habe den Menschen die Bilder geraubt und ihnen dafür „thörichte Reden und musikalische Possen" gegeben. Das heisst also, Leo hat, genau so, wie wenige Jahre später Karl der Grosse es that, die Predigt wieder in die Kirche eingeführt und für Erhebung des Gemütes durch Musik gesorgt. Dies Beides dünkte dem römischen Mönch ebenso überflüssig wie der Bilderdienst ihm unerlässlich schien. Bedenkt man nun, dass Germanicia, die Heimat Leo's, an den Grenzen Isaurien's, eine jener erst spät von den Kaisern gegründeten Veteranenkolonien war (Mommsen: *Römische Geschichte,* 3. Aufl., V, 310), bedenkt man, dass zahlreiche Germanen im Heere dienten, bedenkt man ferner, dass Leo der Isaurier ein Mann aus dem Volke war, der also nicht vermöge seiner Bildung, sondern vermöge seines Charakters sich hat von den echten Kleinasiaten so weit unterscheiden können, um das gerade zu hassen, was diese liebten, so dürfte die Frage wohl in uns aufkeimen, ob dieser Ansturm auf römisch-heidnischen Materialismus, wenngleich im Süden zur Welt gekommen, nicht doch aus nordischer Seele geboren war? Manche Hypothese ruht auf schwächeren Füssen.

gehabt hat und seine unvergleichliche Macht lediglich der zwingenden Gewalt einer unerbittlich logischen Idee verdankt. Niemand verfuhr jemals logisch gegen Rom; Rom war stets rücksichtslos logisch für sich. Dadurch besiegte es ebensowohl den offenen Widerstand wie auch die zahlreichen inneren Versuche, ihm eine andere Richtung aufzuzwingen. Nicht Leo der Isaurier allein, der von aussen angriff, scheiterte, es scheiterte eben so sehr der heilige Franziskus von Assisi in seinem Bestreben, die *ecclesia carnalis,* wie er sie nannte, von innen zu reformieren;[1]) es scheiterte der apostolische Feuergeist, Arnold von Brescia, in seinem Wahne, die Kirche ihren weltlichen Zielen zu entrücken; es scheiterten die Römer in ihren wiederholten, verzweifelten Empörungen gegen die Tyrannei der Päpste; es scheiterte Abälard — ein Fanatiker für das römische Religionsideal — in seinem Versuch, rationelleres, höheres Denken mit ihm zu verbinden; es scheiterte Abälard‘s Gegner, Bernhard, der Reformator des Mönchtums, der gern dem Papste und der ganzen Kirche seine mystische Religionsauffassung aufgezwungen und „den unvergleichlichen Doktoren der Vernunft“ (wie er sie spottend nennt) mit Gewalt den Mund geschlossen hätte; es scheiterte der fromme Abt Joachim in seinem Kampf gegen „die Vergötterung der römischen Kirche“ und gegen die „fleischlichen Vorstellungen“ der Sakramente; es scheiterte Spanien, das trotz seiner Katholizität die Beschlüsse des Tridentiner Konzils anzunehmen sich geweigert hatte; es scheiterte das devote österreichische Haus, sowie das bayerische, welche als Belohnung für ihre gesinnungslose Unterwürfigkeit noch bis ins 17. Jahrhundert um die Beibehaltung des Laienkelches und der Priesterehe in ihren Staaten kämpften;[2]) es scheiterte Polen in seinen kühnen Reformations-

---

[1]) Dass die geistige Entwickelung dieses bewundernswerten Mannes höchst wahrscheinlich unter dem direkten Einfluss der Waldenser stand, ist in neuerer Zeit gezeigt worden und verdient die grösste Beachtung (vergl. Thode: *Franz von Assisi,* 1885, S. 31 fg.).

[2]) Für diese Behauptung und die vorangehende vergl. des Stiftsherrn Smets bischöflich approbierte Ausgabe der *Concilii Tridentini canones et decreta* mit geschichtlicher Einleitung, 1854, S. XXIII.

versuchen;[1]) es scheiterte Frankreich, trotz aller Zähigkeit, in seinem Versuch, sich den Schatten einer halb unabhängigen gallikanischen Kirche zu bewahren — — — vor allem aber scheiterten, von Augustinus bis Jansenius, stets alle diejenigen, welche die apostolische Lehre vom Glauben und von der Gnade in ihrer reinen Unverfälschtheit in das römische System einzuführen suchten, sowie, von Dante bis Lamennais und Döllinger, alle diejenigen, welche die Trennung von Kirche und Staat und die Religionsfreiheit des Individuums forderten. Alle diese Männer und Bewegungen — und ihre Zahl ist in allen Jahrhunderten Legion — verfuhren, ich wiederhole es, unlogisch und inkonsequent; denn entweder wollten sie die zu Grunde liegende römische Idee reformieren, oder sie wollten sich innerhalb dieser Idee ein gewisses Mass von persönlicher, resp. nationaler Freiheit ausbedingen: beides eine offenbare Ungereimtheit. Denn das Grundprinzip Rom's ist (nicht bloss seit 1870, sondern seit jeher) seine göttliche Einsetzung und daraus folgende Unfehlbarkeit; ihm gegenüber kann Freiheit der Meinung nur frevelhafte Willkür sein; und was eine Reform anbelangt, so ist darauf hinzuweisen, dass die römische Idee, so verwickelt sie sich bei näherer Betrachtung uns auch erweist, doch ein organisches Produkt ist, ruhend auf den festen Grundlagen mehrtausendjähriger Geschichte und weiter aufgebaut unter genauer Berücksichtigung des Charakters und der Religionsbedürfnisse aller jener Menschen, welche in irgend einer Beziehung dem Völkerchaos angehören — und wie weit dessen Bereich sich erstreckt, wissen wir ja.[2]) Wie konnte ein Mann von Dante's Geistesschärfe sich als orthodoxer römischer Katholik betrachten und dennoch die Scheidung der weltlichen und der geistlichen Gewalt, sowie die Unterordnung dieser unter jene verlangen? Rom i s t ja gerade der Erbe der höchsten weltlichen Gewalt; nur als seine *mandatarii* führen die Fürsten das Schwert, und Bonifaz VIII. erstaunte die Welt nur durch seine Unumwundenheit, nicht durch die Neuheit seines Standpunktes, als er ausrief:

---

[1]) Siehe S. 480.

[2]) Vergl. S. 297 u. 319.

ego sum Caesar! ego sum Imperator! Sobald Rom diesen Anspruch aufgäbe (und sei er den thatsächlichen Verhältnissen gegenüber noch so theoretisch), so hätte es sich den Todesstoss versetzt. Man vergesse nie, dass die Kirche ihre ganze Autorität aus der Annahme schöpft, sie sei die Vertreterin Gottes; wie Antonio Perez mit echt spanischem Humor sagt: *„El Dios del cielo es delicado mucho en suffrir compañero in niguna cosa,“* der Gott des Himmels ist viel zu eifersüchtig, als dass er in irgend einem Dinge einen Nebenbuhler dulden würde.[1]) Und in diesem Zusammenhange übersehe man auch nicht, dass alle Ansprüche Rom's historische sind, die religiösen sowohl wie die politischen; auch sein apostolisches Primat leitet sich von einer historischen Einsetzung — nicht von irgend einer geistigen Überlegenheit — ab.[2]) Sobald Rom an irgend einem Punkte die lückenlose, historische Kontinuität preisgäbe, könnte es nicht ausbleiben, dass das ganze Gebäude bald einstürzte; und zwar wäre der gefährlichste Punkt gerade die Anknüpfung an die Suprematie des römischen weltlichen Imperiums, nunmehr zu einem göttlichen Imperium erweitert; denn die rein religiöse Einsetzung ist so sehr bei den Haaren herbeigezogen, dass noch Augustinus sie bestritt,[3]) wogegen das thatsächliche Imperium eine der massivsten grundlegenden Thatsachen der Geschichte ist, und auch seine Auffassung als „göttlichen Ursprungs“ (und darum unumschränkt) weiter zurückreicht und fester wurzelt als irgend eine evangelische

---

[1]) Von Humboldt in einem Brief an Varnhagen von Ense vom 26. September 1845 citiert.

[2]) Gerade gegen Petrus hat Christus Worte gerichtet, wie sonst gegen keinen Apostel: „Hebe dich, Satan, von mir, du bist mir ärgerlich, denn du meinest nicht was göttlich, sondern was menschlich ist“ (*Matth.* XVI, 23). Und nicht allein das dreimalige Verleugnen Christi, sondern auch das von Paulus als „Heuchelei“ gegeisselte Benehmen in Antiochien (*Gal.* II, 13) lassen uns in Petrus einen zwar heftigen, doch schwachen Charakter erkennen. Nimmt man also an, er habe wirklich das Primat erhalten, so geschah es jedenfalls nicht seines Verdienstes wegen, auch nicht um das natürliche Übergewicht seiner hervorragenden Grösse sicher zu stellen, sondern in Folge einer von Gott beliebten, historisch vollzogenen Einsetzung.

[3]) Siehe oben S. 595.

Tradition oder Lehre. Keiner nun von jenen obengenannten wirklichen Protestanten — denn sie, und nicht die aus der römischen Kirche Ausgetretenen verdienen diese negative Bezeichnung — keiner übte irgend einen dauernden Einfluss aus; innerhalb dieses festgefügten Rahmens war es ein Ding der Unmöglichkeit. Nimmt man ausführlichere Kirchengeschichten zur Hand, so ist man erstaunt über die grosse Anzahl hervorragender katholischer Männer, welche ihr ganzes Leben der Verinnerlichung der Religion, dem Kampf gegen materialistische Auffassungen, der Verbreitung augustinischer Lehren, der Abschaffung priesterlichen Unfugs u. s. w. widmeten; doch ihr Wirken blieb spurlos verloren. Um innerhalb dieser Kirche Dauerndes zu leisten, mussten bedeutende Persönlichkeiten entweder, wie Augustinus, sich selber widersprechen, oder, wie Thomas von Aquin, den spezifisch römischen Gedanken bei der Wurzel erfassen und die eigene Individualität resolut von Jugend auf darnach umbilden. Sonst blieb nur ein einziger Ausweg: die völlige Emanzipation. Wer mit Martin Luther ausrief: „Es ist aus mit dem römischen Stuhl!“) — der gab den hoffnungslosen, widerspruchsvollen Kampf auf, in welchem zuerst der hellenische Osten, nachher der ganze Norden, soweit er in ihm verharrte, besiegt zu Grunde ging: zugleich ermöglichte er, und er allein, nationale Wiedergeburt, da, wer von Rom sich lossagt, zugleich den Imperiumsgedanken abschüttelt.

So weit kam es in der Zeit, die uns hier beschäftigt — mit alleiniger Ausnahme der beginnenden Waldenserbewegung — nicht. Der Kampf zwischen Nord und Süd war und blieb ein ungleicher, innerhalb einer für autoritativ gehaltenen Kirche ausgefochtener. Sekten gab es unzählige, doch zumeist rein theologische; allenfalls hätte das Arianertum ein spezifisch germanisches Christentum abgeben können, doch fehlten seinen Bekennern die kulturellen Voraussetzungen, um propagandistisch wirken und ihren Standpunkt vertreten zu können; dagegen haben sich die armen Waldenser, trotzdem Rom sie zu wiederholten

[1]) Sendschreiben des Jahres 1520 an Papst Leo X.

Malen (zuletzt im Jahre 1685) alle — soweit man ihrer habhaft werden konnte — hinschlachten liess, bis zum heutigen Tage erhalten und besitzen nunmehr in Rom selbst eine eigene Kirche: ein Beweis, dass, wer eben so konsequent ist wie Rom, Bestand hat, und sei er noch so schwach.

Bisher war ich gezwungen, diesen Kampf gewissermassen *à rebours* zu zeichnen, eben wegen der Zersplitterung und Inkonsequenz der nordischen Männer ihrem einheitlichen Gegner gegenüber. Ausserdem waren es wiederum natürlich nur Andeutungen; Thatsachen sind wie die Mücken: sobald ein Licht angezündet ist, fliegen sie von selbst zu Tausenden zu den Fenstern herein. Darum will ich auch hier, zur Ergänzung des schon Angedeuteten über den Kampf zwischen Nord und Süd, nur zwei Männer als Beispiele herausgreifen: einen Realpolitiker und einen Idealpolitiker, beide eifrige Theologen in ihren Mussestunden und begeisterte Kinder der römischen Kirche allezeit; ich meine Karl den Grossen und Dante.[1])

Karl der Grosse

Wenn ein Mann sich ein Recht erworben hatte, auf Rom Einfluss zu nehmen, so war es Karl; er hätte das Papsttum vernichten können, er hat es gerettet und auf tausend Jahre inthronisiert; er — wie Niemand vor ihm oder nach ihm — hätte die Macht besessen, wenigstens die Deutschen definitiv von Rom zu scheiden; er that im Gegenteil das, was das Imperium in seinem höchsten Glanze nicht vermocht hatte, und verleibte sie samt und sonders einem „heiligen“ und „römischen“ Reiche ein. Dieser

---

[1]) Dante wurde im Jahre 1265 geboren, also innerhalb des grossen Grenzjahrhunderts; ausser dieser formellen Berechtigung, ihn hier zu nennen, ergiebt sich eine weitere aus dem Umstand, dass das Auge dieses grossen Poeten nicht allein voraus-, sondern auch zurückschaute. Dante ist mindestens eben so sehr ein Ende wie ein Anfang. Hebt eine neue Zeit von ihm an, so liegt das nicht zum wenigsten darin, dass er eine alte zum Abschluss gebracht hat; namentlich in Bezug auf seine Anschauungen über das Verhältnis zwischen Staat und Kirche ist er ganz und gar in karlinisch-ottonischen Anschauungen und Träumereien befangen und bleibt eigentümlich blind für die grosse politische Umwälzung Europa‘s, die um ihn herum so stürmisch sich ankündet.

so verhängnisvoll eifrige Römling war aber dennoch ein guter deutscher Mann, und nichts lag ihm mehr am Herzen, als diese Kirche, die er als Ideal so leidenschaftlich hoch schätzte, von oben bis unten zu r e f o r m i e r e n und aus den Klauen des Heidentums loszureissen. An den Papst richtet er ziemlich grobe Briefe, in denen er über alles Mögliche polemisiert und kirchlich anerkannte Konzilien *ineptissimae synodi* nennt; und von dem apostolischen Stuhle aus erstreckt sich seine Sorgfalt bis zu der Untersuchung, wie viele Konkubinen sich die Landpfarrer halten! Namentlich sorgt er mit Eifer dafür, dass die heilige Schrift, welche unter dem Einfluss Rom‘s fast ganz in Vergessenheit geraten war, den Priestern oder zumindest den Bischöfen von Neuem bekannt werde; er wacht streng darüber, dass die Predigt wieder eingeführt werde und zwar so, „dass sie das Volk verstehen kann“; er verbietet den Priestern, das geweihte SaIböl als Zaubermittel zu verkaufen; er verordnet, dass in seinem Reiche keine neuen Heiligen angerufen werden dürfen, u. s. w. Kurz, Karl bewährt sich In zweifacher Beziehung als germanischer Fürst: erstens, er und nicht der Bischof, auch nicht der Bischof von Rom, ist der Herr in seiner Kirche, zweitens, er erstrebt jene Verinnerlichung der Religion, welche dem Indoeuropäer eigen Ist. Am deutlichsten tritt das beim Bilderstreit hervor. In den berühmten, an den Papst gerichteten *libri Carolini* verurteilt Karl zwar den Ikonoklasmus, ebensosehr aber die Ikonodulie. Bilder zum Schmuck und zur Erinnerung zu haben, sei statthaft und gut, meint er, doch sei es v o l l k o m m e n g l e i c h g ü l t i g, ob man sie habe oder nicht, und keinesfalls dürfe einem Bilde auch nur Verehrung, geschweige Anbetung gezollt werden. Hiermit stellte sich Karl in Widerspruch zur Lehre und Praxis der römischen Kirche, und zwar mit vollem Bewusstsein und indem er ausdrücklich die Beschlüsse der Synoden und die Autorität der Kirchenväter verwarf. Man hat versucht und versucht noch in den modernsten Kirchengeschichten die Sache als ein Missverständnis darzustellen; das griechische Wort *proskynesis* sei fälschlich durch *adoratio* übersetzt, dadurch Karl irregeführt worden u. s. w. Doch liegt der Schwerpunkt gar nicht in

der kasuistischen Unterscheidung zwischen *adorare, venerari, colere,* u. s. w., welche noch heute eine so grosse Rolle in der Theorie und eine so kleine in der Praxis spielt; sondern es stehen zwei Anschauungen einander gegenüber: der Papst Gregor II. hatte gelehrt: gewisse Bilder sind wunderwirkend;[1]) Karl dagegen behauptet: alle Bilder besitzen nur Kunstwert, an und für sich sind sie gleichgültig, die gegenteilige Annahme ist blasphematorischer Götzendienst. Die siebente allgemeine Synode zu Nicäa hatte im Jahre 787 in ihrer siebenten Sitzung bestimmt, „den Bildern und anderen heiligen Geräten seien Weihrauch und Lichter zu ihrer Verehrung darzubringen;" Karl erwidert darauf wörtlich: „Es ist thöricht, vor den Bildern Lichter und Weihrauch anzuzünden."[2]) Und so liegt die Sache ja noch heute. Gregor I. hatte (um das Jahr 600) den Missionären ausdrücklich befohlen, sie sollten die heidnischen Lokalgötter, sowie die zauberkräftigen Wasserquellen und dergleichen unangetastet lassen und sich damit begnügen, sie christlich umzutaufen;[3]) noch am Ausgang des 19. Jahrhunderts wird sein Rat befolgt; verzweifelt, doch ohne irgend einen dauernden Erfolg, kämpfen noch heute edle katholische Prälaten gegen das von Rom prinzipiell grossgezogene Heidentum.[4]) In jeder römischen Wallfahrtskirche befinden sich bestimmte Bilder, bestimmte Statuen, kurz Artefakten, denen eine meist ganz bestimmte, beschränkte Wirkung zugesprochen wird; oder es ist ein Brunnen, der an einer Stelle hervorquoll, wo die Mutter Gottes erschienen war u. s. w.: dies ist

---

[1]) Vergl. S. 613 Anm.

[2]) Siehe die aktenmässige Darstellung in Hefele: *Konziliengeschichte* III, 472 und 708. Es gehört wirklich Keckheit dazu, uns Laien einreden zu wollen, hier liege einfach ein unschuldiges Missverständnis vor; hier stehen im Gegenteil zwei getrennte Weltanschauungen, zwei Rassen einander gegenüber.

[3]) *Greg. papae Epist. XI, 71* (nach Renan).

[4]) Aus der Fülle der Belege einen einzigen: im Jahre 1825 bezeugt der Erzbischof von Köln, Graf Spiegel zum Desenberg, in seinem Erzbistum sei „die wirkliche Jesus-Religion in krassen Bilderdienst übergegangen" (Briefe an Bunsen, 1897, S. 76). Was würde der hochwürdige Herr erst heute sagen!

uralter Fetischismus, der im Volke nie ausstarb, von den kultivierten Europäern aber schon zu Zeiten Homer‘s vollständig überwunden gewesen war. Diesen Fetischismus hat Rom neu gestärkt und grossgezogen — vielleicht mit Recht, vielleicht von dem Instinkt geleitet, dass hier ein wahres und idealisierbares Moment vorlag, etwas, was diejenigen Menschen, welche noch nicht „ins Tageslicht des Lebens eingetreten sind“, nicht entbehren können — und gegen ihn erhob sich Karl. Der Widerspruch ist offenbar.

Was hat nun Karl in seinem Kampfe gegen Rom ausgerichtet? Im Augenblick Manches, auf die Dauer gar nichts. Rom gehorchte, wo es musste, widerstand, wo es konnte, und ging seinen Weg ruhig weiter, sobald die machtvolle Stimme für ewig verstummt war.[1])

Dante

Noch weniger wenn möglich als gar nichts richtete Dante aus, dessen Reformideen weitgreifender waren und von dem sein neuester und verdienter römisch-katholischer Biograph rühmt: „Dante hat nicht nach Art der Häresie eine Reform g e g e n die Kirche, sondern d u r c h die Kirche ins Auge gefasst und erhofft, er ist katholischer, nicht häretischer oder schismatischer Reformator.“[2]) Gerade darum hat er aber auch auf die Kirche — trotz seines gewaltigen Genies — nicht den geringsten Einfluss ausgeübt, weder im Leben noch im Tode. „Katholischer Reformator“ ist eine *contradictio in adjecto,* denn die Bewegung der römischen Kirche kann nur darin bestehen, worin sie auch thatsächlich bestanden hat, dass ihre Grundsätze immer klarer, immer logi-

---

[1]) Tausend Jahre nach Karl dem Grossen wird der Verkauf des „heiligen Öls“ als häusliches Zaubermittel mit Schwung betrieben; so zeigt z. B. eine in München bei Abt erscheinende Zeitung: *Der Armen-Seelen Freund, Monatsschrift zum Troste der leidenden Seelen im Fegfeuer,* im 4. Heft des Jahrganges 1898, „heiliges Öl aus der Lampe des Herrn Dupont in Tours“ à 30 Pfennig die Flasche an! Dieses Öl wird als besonders wirksam gegen Entzündungen gepriesen! (Der Herausgeber dieser Zeitschrift ist ein katholischer Stadtpfarrer; die Zeitschrift steht unter bischöflicher Censur. Der Hochadel soll Herrn Dupont‘s beste Kundschaft sein.)

[2]) Kraus: *Dante* (1897), S. 736.

scher, immer unnachgiebiger entwickelt und ausgeübt werden. Ich möchte wissen, welcher Bannfluch heute den Mann treffen würde, der als Katholik es wagte, den Vertreter Christi auf Erden anzuherrschen:

E che altro è da voi all‘ idolatre,
Se non ch‘egli uno, e voi n‘orate cento?[1])

und der, nachdem er die römische Priesterschaft als ein unchristliches, „unevangelisches Gezücht“ gebrandmarkt und verhöhnt hätte, fortführe:

Di questo ingrassa il porco, sant‘ Antonio,
Ed altri assai, che son peggio che porci,
Pagando di moneta senza conio.[2])

Wie gänzlich alle diejenigen nordischen Männer,[3]) welche von einer Reform „nicht gegen die Kirche, sondern durch die Kirche“ geträumt hatten, unterlegen sind, ersehen wir gerade daraus, dass heute keiner es wagen würde, diese Sprache zu führen.[4]) Auch Dante‘s Betonung des Glaubens den Werken gegenüber:

La fé, senza la qual ben far non basta

(siehe z. B. *Purgatorio* XXII etc.) würde heute kaum geduldet werden. Doch das, worauf ich hier die Aufmerksamkeit besonders hinlenken möchte, ist, dass Dante‘s Ansichten über das

[1]) *Inferno,* Canto XIX. „Was unterscheidet Euch denn von einem Götzendiener, wenn nicht, dass er einen einzigen und ihr hundert Götzen anbetet?“

[2]) *Paradiso,* Can. XXIX. „Aus dem Ertrag (der geschilderten Irreführung des „dummen Volkes“) mästet der heilige Antonius sein Schwein, und das selbe thun viele Andere, die schlimmer als die Schweine sind und mit ungestempelter Münze (d. h. mit Ablässen) bezahlen.“ Die Italiener scheinen zu keiner Zeit eine besondere Bewunderung für ihre römischen Priester gefühlt zu haben, auch Boccaccio nennt sie „Schweine, die sich dahin flüchten, wo sie ohne Arbeit zu essen bekommen“ (*Decamerone,* III, 3).

[3]) Siehe S. 499 Anm.

[4]) Dante würde es ergehen wie jenen „Kirchenvätern und Heiligen“, von denen Balzac in *Louis Lambert* schreibt: „heute würde sie die Kirche als Häretiker und Atheisten brandmarken.“

rein geistige, der weltlichen Macht untergeordnete Amt der Kirche durch die Absätze 75 und 76 des Syllabus vom Jahre 1864 einem zweifachen Anathema verfallen sind. Und zwar ist dies durchaus logisch, da, wie ich oben gezeigt habe, die Kraft Rom‘s in seiner Folgerichtigkeit und besonders darin liegt, dass es unter keiner Bedingung seine zeitlichen Ansprüche aufgiebt. Wahrlich, es ist eine lendenlahme, einsichtslose Orthodoxie, welche Dante heute weisszuwaschen sucht, anstatt offen zuzugeben, dass er zu der gefährlichsten Klasse der echten Protestler gehörte. Denn Dante ging weiter als Karl der Grosse. Diesem hatte eine Art Cäsaropapismus vorgeschwebt, in welchem er, der Kaiser, wie Konstantin und Theodosius, die doppelte Gewalt besitzen sollte, im Gegensatz zur Papocäsarie, die der römische *pontifex rnaximus* erstrebte; er blieb also wenigstens innerhalb des echten römischen Weltherrschaftsgedankens. Dante dagegen forderte die gänzliche Trennung von Kirche und Staat: das aber wäre der Ruin Rom‘s, was die Päpste besser verstanden haben, als Dante und sein neuester Biograph. Dante schilt Konstantin die Ursache alles Übels, weil er den Kirchenstaat gegründet habe:

Ahi, Costantin! di quanto mal fu matre,
Non la tua conversion, ma quella dote
Che da te prese il primo ricco patre![1])

Und zwar verdient nach ihm Konstantin doppelten Tadel, einmal weil er die Kirche auf Irrwege geleitet, sodann weil er sein eigenes Reich geschwächt habe. Im 55. Vers des 20. Gesanges des *Paradiso* sagt er, Konstantin habe, indem er der Kirche Macht verlieh, „die Welt vernichtet“. Und verfolgt man diese Idee nun in Dante‘s Schrift *De Monarchia,* so stellt es sich heraus, dass hier eine durchaus heidnisch-historische Lehre vorliegt: die Vorstellung, dass die Weltherrschaft das rechtmässige Erbe des römischen Reiches sei![2]) Wie ist es möglich, so nahe an der Grundidee von

---

[1]) *Inferno,* XIX. „O Constantin! wie vielen Übels ist Ursache nicht zwar deine Bekehrung, das Geschenk aber, welches der erste reiche Vater (=Papst) von dir empfing.“

[2])*De Monarchia,* das ganze zweite Buch. Siehe aber nament-

Rom's Kirchenmacht vorbeizustreifen und sie doch nicht zu fassen? Denn gerade die Kirche ist ja die Erbin jener Weltmacht. Durch ihre Besitzergreifung entstand erst die *civitas Dei.* Schon längst hatte Augustinus mit einer Gewalt der Logik, die man Dante und seinen Apologeten wünschen möchte, dargethan, die Macht des Staates beruhe auf der Macht der Sünde; nunmehr, da durch Christi Tod die Macht der Sünde gebrochen sei, habe der Staat sich der Kirche zu unterwerfen, mit anderen Worten, die Kirche stehe fortan an der Spitze des staatlichen Regimentes. Der Papst ist nach der orthodoxen Lehre der Vertreter Gottes, *vicarius Dei in terris;*[1]) wäre er bloss der „Vertreter Christi" oder der „Nachfolger Petri", so liesse sich allenfalls das Amt als ein ausschliesslich seelsorgerisches auffassen, denn Christus sprach: Mein Reich ist n i c h t von dieser Welt; doch wer sollte sich über den Vertreter der allmächtigen Gottheit auf Erden irgend eine Autorität anmassen? Wer dürfte leugnen, dass das Zeitliche Gott ebenso untersteht, wie das Ewige? Wer es wagen, ihm in irgend einer Beziehung die Suprematie zu verweigern? Mag also immerhin Dante in theologischen Glaubensdingen ein streng orthodoxer Katholik gewesen sein, der „an dem untrüglichen Lehramt der Kirche" nicht zweifelte[2]) — auf solches

---

lich Kap. 3, in welchem die „göttliche Vorherbestimmung" des römischen Volkes zur Weltregierung nicht etwa aus Deutungen alttestamentlicher Propheten oder gar aus der Einsetzung Petri hergeleitet, sondern aus dem Stammbaum des Äneas und der Kreusa nachgewiesen wird! Rasse, nicht Religion entscheidet bei Dante!

[1]) *Concilium Tridentinum, decretum de reformatione,* c. I.

[2]) Kraus a. a. O., S. 703 fg., scheint seine These siegreich zu verfechten, doch nicht zu ahnen, wie wenig solche formale Rechtgläubigkeit bedeutet, und wie gefährlich sein eigener Standpunkt für die römische Kirche ist. Ich kann mich ausserdem nicht enthalten, die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, dass Dante's berühmtes Glaubensbekenntnis am Schlusse des XXIV. Gesanges des *Paradiso* geradezu betrübend abstrakt ist. Kraus betrachtet als den endgültigen Beweis von Dantes Orthodoxie ein Credo, welches den Namen Jesu Christi gar nicht ausspricht! Mir fällt im Gegenteil auf, dass Dante sich lediglich an das allgemeine Mythologische hält. Und lasse ich nun eine Reihe anderer Aussprüche im Gedächtnis vorbeiziehen, so

dogmatische Fürwahrhalten kommt wenig an, sondern es kommt darauf an zu wissen, was ein Mensch von Hause aus, durch die ganze Anlage seiner Persönlichkeit i s t und sein m u s s, was ein Mensch w i l l und wollen m u s s, und Dante trieb es dazu, nicht bloss in heftigen Worten über die unantastbare Person des *pontifex maximus* herzufallen und alle Diener der Kirche fast unausgesetzt zu geisseln, sondern die Grundvesten der römischen Religion zu untergraben.

Auch dieser Angriff prallte spurlos von den mächtigen Mauern Rom's ab.

Mit Absicht habe ich den Kampf zwischen Nord und Süd nur in seiner Erscheinung i n n e r h a l b der römischen Kirche betont, und zwar nicht allein, weil ich von anderen Erscheinungen schon zu sprechen Gelegenheit hatte oder weil sie zeitlich und historisch erst in die nächste Kulturepoche gehören, sondern weil mich dünkt, dass gerade diese Seite der Betrachtung meist ausser Acht gelassen wird und dass gerade sie für das Verständnis unserer Gegenwart von grosser Bedeutung ist. Durch die Reformation erstarkte später die katholische Kirche; denn durch

---

erhalte ich den Eindruck, dass Dante überhaupt (wie manche andere Männer seiner Zeit) kaum ein Christ zu nennen ist. Der grosse kosmische Gott im Himmel und die römische Kirche auf Erden: alles intellektuell und politisch, oder sittlich und abstrakt. Man fühlt eine unendliche Sehnsucht nach Religion, doch die Religion selbst, jener Himmel, der n i c h t mit äusserlichen Gebärden kommt, war dem edlen Geiste in der Wiege gestohlen worden. Dante's poetische Grösse liegt nicht zum wenigsten in dieser furchtbaren Tragik des 13. Jahrhunderts, des Jahrhunderts Innocenz' III. und des Thomas von Aquin! Seine Hoffnung bescheidet sich mit der *luce intellettual* (*Par.* XXX), und sein wahrer Führer ist weder Beatrice noch der heilige Bernhard, sondern der Verfasser der *Summa theologiae,* der das fast gänzlich entchristlichte Christentum und die Nacht einer — jedem Wissen und jeder Schönheit feindlichen — Zeit durch das reine Licht der Vernunft zu beleuchten und zu idealisieren suchte. Thomas von Aquin bedeutet die rationalistische Ergänzung einer materialistischen Religion; ihm warf sich Dante in die Arme. (Siehe das interessante, freilich eine ganz andere These verfechtende Buch eines englischen Katholiken, E. G. Gardner, *Dante's Ten Heavens,* 1898.)

sie schieden unassimilierbare Elemente aus ihrer Mitte aus, die ihr in der Gestalt unterwürfiger und dennoch aufrührerischer Söhne — nach Art Karl's des Grossen und Dante's — weit mehr Gefahr brachten, als wären sie Feinde gewesen, Elemente, welche innerlich die logische Entwickelung des römischen Ideals hemmten und äusserlich sie wenig oder gar nicht fördern konnten. Ein Karl der Grosse mit einem Dante als Reichskanzler hätte die römische Kirche in den Grund gebohrt; ein Luther dagegen klärt sie dermassen über sich selbst auf, dass das Konzil von Trient den Morgen eines neuen Tages für sie bedeutet hat.

Religiöse Rasseninstinkte

Auf die schon früher berührten Rassenunterschiede will ich hier nicht zurückkommen, wenngleich sie dem Kampf zwischen Nord und Süd zu Grunde liegen; Evidentes braucht ja nicht erst erwiesen zu werden. Doch will ich diese kurze Betrachtung über die nordische Kraft im christlichen Religionskampf nicht abbrechen und zu „Rom" übergehen, ohne den Leser gebeten zu haben, irgend ein gutes Geschichtswerk zur Hand zu nehmen, z. B. den ersten Band von Lamprecht's *Deutscher Geschichte;* ein aufmerksames Studium wird ihn überzeugen, wie tief eingewurzelt im germanischen Volkscharakter gewisse Grundüberzeugungen sind; zugleich wird er einsehen lernen, dass, wenn auch Jakob Grimm mit seiner Behauptung, „germanische Kraft habe den Sieg des Christentums entschieden",[1]) Recht haben mag, dieses Christentum sich von dem des Völkerchaos von Hause aus wesentlich unterscheidet. Es handelt sich gleichsam um Falten des Gehirns:[2]) was auch hineingelegt wird, es muss sich nach ihnen biegen und schmiegen. Gleichwie ein Boot, dem scheinbar einförmigen Elemente des Ozeans anvertraut, weit abweichende Wege wandern wird, je nachdem der eine Strom oder der andere es ergreift, ebenso legen die selben Ideen in verschiedenen Köpfen verschiedene Bahnen zurück und geraten unter Himmelsstriche, die wenig Gemeinsames miteinander haben. Wie unendlich bedeutungsvoll ist z. B. bei den alten Germanen

---

[1]) *Geschichte der deutschen Sprache,* 2. Aufl., S. IV und 550.
[2]) Vergl. S. 450.

der Glaube an ein „allgemeines, unabänderliches, vorausbestimmtes und vorausbestimmendes Schicksal“![1]) Schon in dieser einen, allen Indoeuropäern gemeinsamen „Hirnfalte“ liegt — vielleicht neben manchem Aberglauben — die Gewähr einer reichen geistigen Entwickelung nach den verschiedensten Richtungen und auf genau bestimmten Wegen. In der Richtung des Idealismus wird der Glaube an ein Schicksal mit Naturnotwendigkeit zu einer Religion der Gnade führen, in der Richtung der Empirie zu streng induktiver Wissenschaft. Denn streng empirische Wissenschaft ist nicht, wie häufig behauptet wird, eine geborene Feindin aller Religion, noch weniger der Lehre Christi; sie hätte sich, wie wir sahen, mit Origenes vortrefflich vertragen, und im neunten Kapitel werde ich zeigen, dass Mechanismus und Idealismus Geschwister sind; Wissenschaft kann aber ohne den Begriff der lückenlosen Notwendigkeit nicht bestehen, und darum ist, wie selbst ein Renan zugeben muss, „jeder semitische Monotheismus von Hause aus ein Gegner aller physischen Wissenschaft“.[2]) Wie das Judentum, so postuliert das unter römischem Einfluss entwickelte Christentum als Grunddogma die unbeschränkte schöpferische Willkür; daher der Antagonismus und der nie endende Kampf zwischen Kirche und Wissenschaft; bei den Indern bestand er nicht; den Germanen ist er nur künstlich aufgenötigt worden.[3]) Ebenso bedeutend ist die Thatsache, dass für die alten Germanen — genau so wie bei den Indern und Griechen — die sittliche Betrachtung sich nicht in die Frage nach Gut und Böse zuspitzte.[4]) Hieraus musste sich mit der selben Notwendigkeit die Religion des Glaubens im Gegensatz zur Religion der Werke entwickeln, d. h. Idealismus im Gegensatz zu Materialismus, Innerliche, sittliche

---

[1]) A. a. O., 2. Auflage I, 191. Wozu man meine Ausführungen Kap. 3, S. 242 vergleichen möge.

[2]) *Origines du Christianisme,* VII, 638.

[3]) Siehe S. 407.

[4]) Lamprecht, a. a. O., S. 193. Lamprecht selber hat, wie die meisten unserer Zeitgenossen, keine Ahnung von dem Sinn dieser Erscheinung (die ich im neunten Kapitel ausführlich erörtere). Er meint: „der sittliche Individualismus schlummerte noch“!

Umkehr im Gegensatz zu semitischer Gesetzesheiligkeit und römischem Ablasskram. Hier halten wir übrigens ein vorzügliches Beispiel von der Bedeutung der blossen Richtung, d. h. also der blossen Orientierung im geistigen Raume. Denn nie hat irgend ein Mensch gelehrt, ein Leben könne gut sein ohne gute Werke,[1]) und umgekehrt ist es die stillschweigende Voraussetzung des Judentums und ein Religionssatz der Römlinge, dass gute Werke ohne Glauben unnütz sind; an und für sich ist also jede der beiden Auffassungen gleich edel und moralisch; je nachdem aber das Eine oder das Andere betont wird, gelangt man dazu, das Wesen der Religion in die innerliche Umwandlung des Menschen, in seine Gesinnung, in seine ganze Art zu denken und zu fühlen zu legen, oder aber es treten äussere Observanzen, äusserlich bewirkte Erlösung, Buchführung über gute und böse Thaten und die Berechnung der Sittlichkeit nach Art eines Guthabens ein.[2]) Kaum minder bemerkenswert sind solche Dinge

[1]) Unglaublich ist es, dass noch heutigen Tages selbst in wissenschaftlichen römischen Werken gelehrt wird (siehe z. B. Brück: *Lehrbuch der Kirchengeschichte,* 6. Auflage, S. 586), Luther habe gepredigt, wer glaube, möge nur lustig darauf lossündigen. Auf diese lasterhafte Dummheit genüge folgendes Citat als Erwiderung: „Wie nun die Bäume müssen eher sein denn die Früchte, und die Früchte nicht die Bäume weder gut noch böse machen, sondern die Bäume machen die Früchte, also muss der Mensch in der Person zuvor fromm oder böse sein, ehe er gute oder böse Werke thut. Und seine Werke machen ihn nicht gut oder böse, sondern er macht gute oder böse Werke. Desgleichen sehen wir in allen Handwerken: ein gutes oder böses Haus macht keinen guten oder bösen Zimmermann, sondern ein guter oder böser Zimmermann macht ein böses oder gutes Haus; kein Werk macht einen Meister, danach das Werk ist, sondern wie der Meister ist, danach ist sein Werk auch“ *(Von der Freiheit eines Christenmenschen).*

[2]) Schon in alten Zeiten war bei den Israeliten „die ganze Idee von Gut und Böse auf einen Geldtarif zurückgeführt“ (R. Smith: *Prophets of Israel,* p. 105), so dass Hosea klagen musste: „Die Priester fressen die Sündopfer meines Volkes, und sind begierig nach ihren Sünden“ (IV, 8). Ich erinnere mich, in Italien einem wortbrüchigen Mann mit seinen eigenen Gewissensbissen gedroht zu haben. „Ach was! bester Herr“, erwiderte er, „das war ja nur eine kleinere Lüge; sieben Jahre Fegfeuer, zehn Soldi wird mich das

wie die Unmöglichkeit, den alten Germanen den Begriff „Teufel" beizubringen; Mammon übersetzte Wulfila mit „Viehgedräng", doch Beelzebub und Satan musste er unübersetzt lassen.[1]) Die glücklichen Menschen! Und wie viel giebt das zu denken, wenn man sich an die jüdische Religion der Furcht und an des Basken Loyola stete Betonung von Teufel und Hölle erinnert![2]) Andere Dinge wieder sind von rein historischem Interesse, wie z. B. die Thatsache, dass die Germanen kein berufsmässiges Priestertum besassen, jegliche Theokratie ihnen folglich fremd war, was übrigens, wie Wietersheim zeigt, das Eindringen des römischen Christentums sehr erleichtert hat.[3]) Doch will ich diese Nachforschungen über angeborene Religionsrichtungen dem Leser überlassen, damit mir der nötige Raum

---

kosten!" Ich dachte, er habe mich zum Besten, und als die beiden Franziskaner das nächste Mal an meine Thüre klopften, fragte ich die ehrwürdigen Herren, wie der Himmel eine „kleinere" Lüge bestrafe. „Sieben Jahre Fegfeuer!" war die sofortige einstimmige Antwort, „doch Ihr seid ein Wohlthäter von Assisi, es wird Euch vieles erlassen werden." — Interessant ist es zu sehen, wie die Westgoten bereits im 6. Jahrhundert gegen „die Unordnung im Busswesen, dass man nach Belieben sündigt und immer wieder vom Priester die Rekonciliation verlangt", ankämpfen (Hefele: a. a. O., III, 51): immer wieder Symptome des Kampfes der Germanen gegen eine innerlich fremde Religion. Einzelheiten über den Tarif des Ablasses für Geld oder Geisselhiebe kurz vor dem ersten Kreuzzug findet man in Gibbon's *Roman Empire,* Kap. LVIII.

[1]) Lamprecht: a. a. O., S. 359.

[2]) Siehe S. 228 und 525. Dieser *timor servilis* blieb auch fernerhin die Grundveste aller Religion in Loyola's Orden. Sehr unterhaltend ist in dieser Beziehung ein von Parkman: *Die Jesuiten in Nord-Amerika,* S. 148, mitgeteilter Brief eines kanadensischen Jesuiten, der für seine junge Gemeinde Bilder bestellt: 1 Christus, 1 *âme bienheureuse,* mehrere heilige Jungfrauen, eine ganze Auswahl verdammter Seelen! Man wird hierbei an die von Tylor (*Anfänge der Kultur,* II, 337) erzählte Anekdote erinnert. Ein Missionär disputierte mit einem Indianerhäuptling und sagte ihm: „Mein Gott ist gut, aber er bestraft die Gottlosen"; worauf der Indianer entgegnete: „Mein Gott ist auch gut, aber er bestraft Niemanden, zufrieden damit, Allen Gutes zu thun."

[3]) *Völkerwanderung,* 2. Ausgabe, II, 55.

bleibt, um über die dritte grosse Macht im Kampfe noch einiges vorbringen zu können in Ergänzung dessen, was schon bei Besprechung von Ost und Nord angedeutet werden musste.

Rom

Die Kraft Rom's lag vor Allem in der Fortdauer des Imperiumgedankens, ja, ursprünglich in der thatsächlichen Fortdauer der kaiserlichen Gewalt. Ein heidnischer Kaiser war es, wie wir gesehen haben (S. 572), der zuerst einen Streit zwischen Christen dadurch schlichtete, dass er die Stimme des römischen Bischofs als ausschlaggebend bezeichnete, und der wahre Begründer des römischen Christentums als Weltmacht ist nicht irgend ein Papst oder Kirchenvater oder ein Concilium, sondern Kaiser Theodosius. Theodosius war es, der aus eigener Machtvollkommenheit durch sein Edikt vom 10. Januar 381 verordnete, alle Sekten ausser der von ihm zur Staatsreligion erhobenen seien untersagt, und der sämtliche Kirchen zu Gunsten Roms konfiszierte; er war es, der das Amt eines „Reichsinquisitors" gründete und jede Abweichung von der von ihm anbefohlenen Orthodoxie mit dem Tode bestrafte. Wie sehr aber die ganze Auffassung des Theodosius eine „imperiale", nicht eine religiöse oder gar apostolische war, geht zur Genüge aus der einen Thatsache hervor, dass Irrglaube und Heidentum juristisch als M a j e s t ä t s v e r b r e c h e n bezeichnet wurden.[1]) Die volle Bedeutung dieses Sachverhalts versteht man erst, wenn man zurückblickt und gewahrt, dass zwei Jahrhunderte früher selbst ein so feuriger Geist wie Tertullian allgemeine Duldsamkeit gefordert hatte, indem er meinte, ein Jeder solle Gott seiner eigenen Überzeugung gemäss verehren. eine Religion könne der andern nichts schaden, und wenn man ferner sieht, dass hundertundfünfzig Jahre vor Theodosius Clemens von Alexandrien das griechische „hairesis" noch im alten Sinne gebraucht, nämlich zur Bezeichnung einer besonderen Schule im Gegensatz zu anderen Schulen, ohne dass diesem Begriff ein

[1]) Ich nenne Theodosius, weil er neben dem Willen die Macht besass; doch sein Vorgänger Gratian war es, der den Begriff der „Orthodoxie" zuerst aufgestellt hatte und zwar ebenfalls als rein staatliche Angelegenheit; wer nicht rechtgläubig war, verlor sein Staatsbürgerrecht.

Tadel innegewohnt hätte.[1]) Die Häresie als Verbrechen ist, wie man sieht, ein Erbstück des römischen Imperialsystems; der Gedanke kam erst auf, als die Kaiser Christen geworden waren, und er beruht, ich wiederhole es, nicht auf religiösen Voraussetzungen, sondern auf der Vorstellung, es sei Majestätsbeleidigung, anders zu glauben als der Kaiser glaubt. Dieses kaiserliche Ansehen erbte später der *pontifex maximus.*

Sowohl über die Gewalt des echten römischen Staatsgedankens, wie ihn die Geschichte des nur zu früh entschwundenen unvergleichlichen Volkes klar hinstellt, wie auch über die tief eingreifenden Modifikationen, welche diese Idee gewissermassen in ihr Gegenteil verkehrten, sobald ihr Schöpfer, das Volk der Römer, verschwunden war, habe ich ausführlich im zweiten Kapitel gesprochen und verweise hier darauf.[2]) Die Welt war gewohnt, von Rom Gesetze zu erhalten, und zwar nur von Rom; sie war es so gewohnt, dass selbst das getrennte byzantinische Reich sich noch „römisch“ nannte. Rom und Regieren waren synonyme Ausdrücke geworden. Für die Menschen des Völkerchaos — das vergesse man nicht — war Rom das Einzige, was sie zusammenhielt, die einzige organisatorische Idee, der einzige Talisman gegen die hereinbrechenden Barbaren. Die Welt wird eben nicht allein von Interessen regiert (wie mancher neueste Geschichtsschreiber lehrt), sondern vor Allem von Ideen, selbst dann noch, wenn diese Ideen sich zu Worten verflüchtigt haben; und so sehen wir denn das verwaiste, kaiserlose Rom doch noch ein Prestige behalten, wie keine zweite Stadt Europa‘s. Seit jeher hatte Rom für die Römer „die heilige Stadt“ geheissen; dass wir sie noch heute so nennen, ist keine christliche Gewohnheit, sondern ein heidnisches Erbe; den alten Römern war eben, wie schon an früherer Stelle (S. 136) hervorgehoben, das Vaterland und die Familie das Heilige im Leben gewesen. Nunmehr freilich gab es keine Römer mehr; dennoch blieb Rom die heilige

---

[1]) Tertullian: *Ad. Scap.* 2; *Clemens Stromata* 7, 15 (beides nach Hatch: a. a. O., S. 329).

[2]) Siehe namentlich S. 145 fg.

Stadt. Bald gab es auch keinen römischen Kaiser mehr (ausser dem Namen nach), doch ein Bruchstück der kaiserlichen Gewalt war zurückgeblieben: der *Pontifex maximus.* Auch hier war etwas vorgegangen, was mit der christlichen Religion ursprünglich in keinerlei Zusammenhang stand. Früher, in vorchristlichen Zeiten, war die vollständige Unterordnung des Priestertums unter die weltliche Macht ein Grundprinzip des römischen Staates gewesen, man hatte die Priester geehrt, ihnen aber keinen Einfluss auf das öffentliche Leben gestattet; einzig in Gewissenssachen hatten sie Jurisdiktion besessen, d. h. dass sie einem Selbstankläger (Beichte!) eine Strafe zur Sühne seiner Schuld (Busse!) auferlegen, oder eventuell ihn von dem öffentlichen Kult ausschliessen, ja, sogar mit dem göttlichen Bannfluch belegen konnten (Exkommunikation). Doch als der Kaiser alle Ämter der Republik in seinen Händen vereinigt hatte, wurde es mehr und mehr Sitte, das Pontifikat als seine höchste Würde zu betrachten, wodurch nach und nach der Begriff des *Pontifex* eine Bedeutung erhielt, die er früher nie besessen hatte. Caesar war ja kein Titel, sondern nur ein Eponym; *pontifex maximus* bezeichnete dagegen fortan das höchste (und seit jeher das einzige lebenslängliche) Amt; als *pontifex* war jetzt der Kaiser eine „geheiligte Majestät", und vor diesem „Vertreter des Göttlichen auf Erden"[1]) musste sich Jeder anbetend verneigen — ein Verhältnis, an welchem durch den Übertritt der Kaiser zum Christentum zunächst nichts geändert wurde. Doch hierzu kommt noch ein Anderes. An diesem heidnischen *pontifex maximus* hing eine weitere wichtige Vorstellung und zwar ebenfalls schon seit den ältesten Zeiten: nicht sehr einflussreich nach aussen, war er innerhalb der Geistlichkeit das unbeschränkte Oberhaupt; die Priester waren es, die ihn wählten, sie erwählten aber in ihm ihren lebenslänglichen Diktator; er allein ernannte die *pontifices* (die Bischöfe, wie wir heute sagen würden), er allein besass in allen Fragen die

[1]) Dass diese aus uralter heidnischer Zeit datierende römische Formel später vom *Concilium Tridentinum* für den christlichen Papst aufgenommen wurde, haben wir oben gesehen.

Religion betreffend das endgültige Entscheidungsrecht.[1]) Hatte nun der Kaiser sich das Amt des *pontifex maximus* angemasst, so durfte später der *pontifex maximus* des Christentums mit noch grösserem Recht sich seinerseits als *Caesar et Imperator* betrachten (siehe S. 615), da er inzwischen thatsächlich das alles vereinigende Oberhaupt Europa's geworden war.

Das ist der „Stuhl" (die seit den Tagen Numa's berühmte *sella*), den der christliche Bischof im kaiserleeren Rom überkam, das ist die reiche Erbschaft an Ansehen, Einfluss, Vorrechten, tausendjährig festgemauert, die er antrat. Der arme Apostel Petrus hat wenig Verdienst daran.[2])

Rom besass also, wenn nicht Bildung und Nationalcharakter, so doch die unermesslichen Vorzüge fester Organisation und altgeheiligter Tradition. Es dürfte unmöglich sein, den Einfluss der F o r m in menschlichen Dingen zu überschätzen. Eine solche scheinbare Nebensache z. B. wie die Auflegung der Hände zur Wahrung der materiellen, sichtbaren, historischen Kontinuität ist etwas von so unmittelbarer Wirkung auf die Phantasie, dass sie bei den Massen mehr wiegt, als die tiefsten Spekulationen und die heiligsten Lebensbeispiele. Und das alles ist altrömische Schule, altrömische Erbschaft aus der vorchristlichen Zeit. Die alten Römer — sonst erfindungsarm — waren Meister in der dramatischen Gestaltung wichtiger symbolischer Handlungen ge-

---

[1]) Diese Ausführungen nach Mommsen: *Römisches Staatsrecht* und mit Benützung von Esmarch: *Römische Rechtsgeschichte.* Wie gross übrigens die Autorität des *pontifex maximus* im alten Rom war, geht zur Genüge aus einer Stelle bei Cicero hervor (*De nat. Deorum,* lib. III, c. 2), wo er sagt, in allen die Religion betreffenden Dingen befrage er einzig den *pontifex maximus* und richte sich nach dessen Aussage.

[2]) Dass die Päpste thatsächlich den römischen Kaiserstuhl bestiegen und ihm ihre Machtansprüche verdanken, bezeugt neuerdings ein römisch-katholischer Kirchenhistoriker. Professor Franz Xaver Kraus schreibt in der *Wissenschaftlichen Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung* vom 1. Februar 1900, Nr. 26, S. 5: „Bald nachdem die Cäsaren aus den Palästen des Palatin gewichen, setzten sich die Päpste in demselben fest, um so in den Augen des Volkes u n b e m e r k t a n d i e S t e l l e d e r I m p e r a t o r e n z u r ü c k e n."

wesen;[1]) die Neurömer bewahrten diese Tradition. Und so fand denn hier, und hier allein, das junge Christentum eine schon bestehende Form, eine schon bestehende Tradition, eine schon geübte staatsmännische Erfahrung, an die es sich anlehnen, in denen es zu fester, dauernder Gestalt sich herauskrystallisieren konnte. Es fand nicht allein die staatsmännische Idee, sondern ebenfalls die geübten Staatsmänner. Tertullian z. B., der den ersten tödlichen Schlag gegen das frei-spekulative hellenische Christentum that, indem er die lateinische Sprache an Stelle der griechischen in die Kirche einführte — eine Sprache, in der jede Metaphysik und Mystik unmöglich ist und in der die paulinischen Briefe ihrer tiefen Bedeutung entkleidet werden — Tertullian war ein Rechtsanwalt und begründete „die Richtung der abendländischen Dogmatik auf das Juristische", einmal durch die Betonung des materiell gerichtlichen Moments in den religiösen Vorstellungen, sodann, indem er juristisch gefärbte, der lateinischen praktischen Welt angepasste Begriffe in die Vorstellungen von Gott, von den „zwei Substanzen" Christi, von der Freiheit des (als juristisch verklagt gedachten) Menschen u. s. w. einführte.[2]) Neben dieser theoretischen Bethätigung praktischer Männer gab es ihre organisatorische. Ambrosius z. B., die rechte Hand des Theodosius, war ein Civilbeamter und wurde zum Bischof gemacht, ehe er noch getauft worden war! Er selber erzählt freimütig, wie er „vom Tribunal fortgeholt wurde", weil der Kaiser ihn an anderer Stelle, nämlich in der Kirche, zu dem grossen Werk der Organisation verwenden wollte, und wie er dadurch in die peinliche Lage geriet, Andere über das Christentum belehren zu müssen, ehe er selber darüber Bescheid wusste.[3]) Von solchen Männern sind die Grundlagen der römischen Kirche gelegt worden, nicht von den Nachfolgern Petri in Rom, deren

[1]) Siehe S. 166.

[2]) Vergl. Harnack: a. a. O., S. 103. Über die unausbleiblich hemmende Wirkung der lateinischen Sprache auf alle Spekulation und Wissenschaft siehe Goethe's Bemerkungen in seiner *Geschichte der Farbenlehre.*

[3]) Vergl. den Anfang von *De officiis ministrorum.*

Namen in den ersten Jahrhunderten kaum bekannt sind. Von unberechenbarem Wert für die Einflussnahme der Bischöfe war z. B. die Verfügung Konstantin‘s, wonach in der altrömischen Rechtseinrichtung des *receptum arbitrii* (Schiedsgericht) bestimmt wurde, sobald der Bischof Schiedsrichter sei, bleibe sein Urteil rechtskräftig und ohne höhere Instanz; für die Christen war es in vielen Fällen religiöse Pflicht, sich an den Bischof zu wenden; nunmehr war dieser auch civilrechtlich ihr oberster Richter.[1]) Aus diesem selben, rein staatlichen, durchaus nicht religiösen Ursprung stammt auch die imponierende Idee strengster Einheitlichkeit in Glauben und Kultus. Ein Staat muss offenbar eine einzige, überall gültige, logisch ausgearbeitete Verfassung besitzen; die Individuen im Staate können nicht nach Belieben Recht sprechen, sondern müssen, ob sie wollen oder nicht, dem Gesetz unterthan sein; das alles verstanden diese rechtsanwältlichen Kirchendoktoren und rechtskundigen Bischöfe sehr gut, und das galt ihnen auch auf religiösem Gebiete als Norm. Dieser enge Zusammenhang der römischen Kirche mit dem römischen Recht fand darin sichtbaren Ausdruck, dass die Kirche Jahrhunderte lang unter der Jurisdiktion dieses Rechtes stand und alle Priester in allen Ländern *eo ipso* als R ö m e r betrachtet wurden und die vielen Privilegien genossen, die an dieses rechtliche Verhältnis geknüpft waren.[2]) Die Bekehrung der europäischen Welt aber zu diesem politischen und juristischen Christentum geschah nicht, wie so häufig behauptet wird, durch ein göttliches Wunder, sondern auf dem nüchternen Wege des Zwanges. Schon der fromme Eusebius (der lange vor Theodosius lebte) klagt über „die unaussprechliche Heuchelei und Verstellung der angeblichen Christen“; sobald das Christentum die offizielle Religion des Reiches geworden war, brauchte man nicht einmal mehr zu heucheln;

---

[1]) Auch dies war keine neue, christliche Erfindung; schon von Alters her hatte es in Rom im Gegensatz zum *jus civile* ein *jus pontificium* gegeben; nur hatte der gesunde Sinn des freien römischen Volkes diesem nie gestattet, praktischen Einfluss zu gewinnen. (Siehe Mommsen: a. a. O., S. 95.)

[2]) Savigny: *Römisches Recht im Mittelalter,* Band I, Kap. 3.

man ward Christ, wie man seine Steuern zahlt, und „römischer Christ“, weil man dem Kaiser geben muss, was des Kaisers ist; jetzt war ja die Religion ebenso wie der Erdboden des Kaisers Eigentum geworden.

Das Christentum als obligatorische Weltreligion ist also nachweisbar ein römischer Imperialgedanke, nicht eine religiöse Idee. Als nun das weltliche Imperium verblasste und hinschwand, blieb dieser Gedanke zurück; die von den Kaisern dekretierte Religion sollte den Kitt abgeben für die aus den Fugen geratene Welt; allen Menschen geschah dadurch eine Wohlthat, und darum gravitierten die Vernünftigeren immer wieder nach Rom zu, denn dort allein fand man nicht blossen religiösen Enthusiasmus, sondern eine schon bestehende praktische Organisation, die sich auch nach allen Seiten unermüdet bethätigte, jede Gegenbewegung mit allen Mitteln niederzuschlagen bestrebt war, Menschenkenntnis, diplomatische Gewandtheit und vor Allem eine mittlere unverrückbare Achse besass — Bewegung nicht ausschliessend, doch Bestand verbürgend — nämlich das unbedingte Primat Rom‘s, d. h. des *pontifex maximus*. Hierin lag zunächst und zuvörderst die Kraft des römischen Christentums, sowohl gegen Osten, wie gegen Norden. Dazu kam noch als Weiteres die Thatsache, dass Rom, im geographischen Mittelpunkt des Völkerchaos gelegen und zudem fast ausschliesslich weltlich und staatsmännisch beanlagt, den Charakter und die Bedürfnisse der Mestizenbevölkerung genau kannte und durch keine tiefeingewurzelten nationalen Anlagen und nationalen Gewissenspostulate (wenn ich mich so ausdrücken darf) daran verhindert war, nach allen Seiten Entgegenkommen zu zeigen: unter dem einen Vorbehalt, dass sein Oberherrnrecht unbedingt anerkannt und gewahrt blieb. Rom war also nicht allein die einzige festgefügte kirchliche Macht des ersten Jahrtausends, sondern auch die am meisten elastische. Nichts ist halsstarriger als ein religiöser Fanatiker; selbst der edelste Religionsenthusiasmus wird sich nicht leicht an eine abweichende Auffassung anpassen. Rom dagegen war streng und, wenn es sein musste, grausam, doch niemals wirklich fanatisch, wenigstens nicht in religiösen Dingen und in früheren Zeiten. Die

Päpste waren so tolerant, so sehr bestrebt, Alles auszugleichen und die Kirche allen Schattierungen annehmbar zu machen, dass später einige von ihnen, die schon lange das Zeitliche gesegnet hatten, im Grabe exkommuniziert werden mussten, der Einheitlichkeit der Doktrin zuliebe![1]) Augustinus z. B. hatte seine Not mit Papst Zosimus, der das Dogma des *Peccatum originale* nicht für wichtig genug hielt, um dessentwegen den gefährlichen Kampf mit den Pelagianern heraufzubeschwören, zumal diese gar nicht antirömisch gesinnt waren, sondern im Gegenteil dem Papst mehr Rechte zugestanden als ihre Gegner.[2]) Und wer von hier an die Kirchengeschichte verfolgt bis zu dem grossen Streit über die Gnade zwischen den Jesuiten und den Dominikanern im 17. Jahrhundert (im Grunde genommen die selbe Sache wie dort, nur am anderen Ende angefasst und ohne einen Augustinus, um dem Materialismus den Riegel vorzuschieben) und sieht, wie der Papst den Streit dadurch beizulegen suchte, „dass er beide Systeme tolerierte (!) und den Anhängern derselben verbot, sich gegenseitig zu verketzern“,[3]) wer, sage ich, mit prüfendem Auge diese Geschichte verfolgt, wird finden, dass Rom von seinen Machtansprüchen nie ein Jota preisgab, sonst aber so duldsam war, wie keine andere Kirchenorganisation. Erst die religiösen Heisssporne in seiner Mitte, namentlich die vielen inneren Protestanten, sowie die heftige Opposition von aussen zwangen nach und nach dem päpstlichen Stuhle eine immer bestimmtere, immer einseitiger werdende dogmatische Richtung auf, bis zuletzt ein unüberlegter *pontifex maximus* des 19. Jahrhunderts der gesamten europäischen Kultur in seinem *Syllabus* den Krieg erklärte.[4]) Das Papsttum war früher weiser; der grosse Gregor

---

[1]) Von mindestens einem Papste, Honorius, ist das nunmehr endgültig erwiesen (siehe Hefele, Döllinger u. s. w.).

[2]) Siehe Hefele: *Konziliengeschichte,* 2. Aufl. II, 114 ff. und 120 fg.

[3]) Brück: *Lehrbuch der Kirchengeschichte,* 6. Aufl., S. 744 (orthodox römisch-katholisch).

[4]) Da die Behauptung, der Papst habe „in seinem Syllabus der gesamten europäischen Kultur den Krieg erklärt“ auf Widerspruch gestossen ist, erinnere ich an den Wortlaut des § 80 des genannten

beklagt sich bitter über die Theologen, die mit der Natur der Gottheit und anderen „unbegreiflichen Dingen“ sich und Andere quälen, anstatt sich praktischen und wohlthätigen Aufgaben zu widmen. Rom wäre froh gewesen, wenn es gar keine Theologen gegeben hätte. Wie Herder richtig bemerkt: „Ein Kreuz, ein Marienbild mit dem Kinde, eine Messe, ein Rosenkranz thaten zu seinem Zwecke mehr, als viel feine Spekulationen würden gethan haben.“[1])

Dass diese Laxheit mit ausgesprochener Weltlichkeit Hand in Hand ging, ist selbstverständlich. Und auch das war ein Element der Kraft. Der Grieche grübelte und „sublimierte“ zu viel, der religiöse Germane meinte es zu ernst; Rom dagegen wich niemals vom goldenen Mittelweg ab, auf welchem die ungeheuere Mehrzahl der Menschen am liebsten wandelt. Man braucht nur die Werke des Origenes zu lesen (als ein Muster dessen, was der Osten erstrebte) und dann etwa im scharfen Gegensatz hierzu Luther‘s *Von der Freiheit eines Christenmenschen* (als Zusammenfassung dessen, was der Norden sich unter Religion dachte), um sofort zu begreifen, wie wenig das eine und das andere für die Menschen des Völkerchaos passen konnte — und nicht für sie allein, sondern für Alle, die irgendwie von dem Gifte der *promiscua connubia* angesteckt waren. Ein Luther setzt Menschen voraus, die in sich selbst einen starken Halt finden, Menschen, fähig, innerlich so zu kämpfen, wie er gekämpft hat; ein Origenes bewegt sich auf Höhen der Erkenntnis, wo die Inder heimisch waren, doch wahrlich nicht die Einwohner des römischen Reiches, nicht einmal ein Mann wie Augustinus.[2]) Rom

---

Dokumentes: *Si quis dixit: Romanus Pontifex potest ac debet cum progressu, cum liberalismo et cum recenti civilitate sese reconciliare et componere; anathema sit.*

[1]) *Ideen zur Geschichte der Menschheit* XIX. 1, 1.

[2]) Dass Augustinus das hellenische Denken nicht begriff, wurde ihm schon von Hieronymus vorgeworfen. Wie sehr das von der ganzen römischen Kirche galt, kann Jeder leicht einsehen lernen, der sich die Mühe nimmt, in Hefele: *Konziliengeschichte,* Bd. II, S. 255 fg. das Edikt des Kaisers Justinian gegen Origenes und die fünfzehn

dagegen verstand auf das Genaueste, wie ich soeben bemerkte, den Charakter und die Bedürfnisse jener buntgemischten Bevölkerung, welche Jahrhunderte hindurch Träger und Vermittler der Civilisation und der Kultur sein sollte. Rom forderte weder Charaktergrösse noch selbständiges Denken von seinen Anhängern, das nahm ihnen die Kirche selber ab; für jede Begabung, für jede Schwärmerei hatte es zwar Platz — unter der einen Bedingung des Gehorsams — doch bildeten solche begabte und schwärmerische Menschen nur Hilfstruppen; denn das Augenmerk blieb unverrückt der grossen Menge zugewandt, und für sie wurde nun die Religion so vollständig aus Herz und Kopf in die sichtbare Kirche verlegt, dass sie Jedem zugänglich, Jedem verständlich, Jedem zum Greifen deutlich gemacht war.[1]) Niemals

---

Anathematismen der constantinopolitanischen Synode des Jahres 543 über ihn zu lesen. Was diese Leute übersahen, ist für die Beurteilung ihrer Geistesanlagen ebenso lehrreich wie das, was sie des Anathemas würdig fanden. Dass z. B. Origenes das *peccatum originale* als schon v o r dem sogenannten Sündenfalle bestehend annimmt, haben die Eiferer gar nicht bemerkt, und doch ist das, wie ich oben zeigte, der Mittelpunkt seiner durch und durch antirömischen Religion. Dagegen war es ihnen ein höchster Greuel, dass dieser klare hellenische Geist die Mehrheit bewohnter Welten als ein Selbstverständliches voraussetzte und dass er lehrte, die Erde müsse nach und nach im Laufe eines Entwickelungsprozesses geworden sein. Am entsetzlichsten fanden sie aber, dass er die Vernichtung des Körpers im Tode als eine Befreiung pries (wogegen diese von Rom geleiteten Menschen des Völkerchaos sich die Unsterblichkeit nicht anders denn als das ewige Leben ihres elenden Leibes denken konnten). U. s. w., u. s. w. Manche Päpste, z. B. Cölestin, der Zermalmer des Nestorius, verstanden kein Wort Griechisch und verfügten überhaupt nur über eine geringe Bildung, was Niemand wundern wird, der durch Hefele's *Konziliengeschichte* belehrt worden ist, dass gar mancher jener Bischöfe, die durch ihre Majoritätsbeschlüsse das christliche Dogma begründeten, weder lesen noch schreiben, nicht einmal den eigenen Namen unterschreiben konnte.

[1]) Die temperamentvolle afrikanische Kirche war hier, wie in so manchen Dingen, der römischen mit gutem Beispiel vorangegangen und hatte in ihr Glaubensbekenntnis die Worte aufgenommen: „Ich glaube Sündenvergebung, Fleischesauferstehung und ewiges Leben d u r c h d i e h e i l i g e K i r c h e (siehe Harnack: *Das apostolische Glaubensbekenntnis,* 27. A., S. 9).

hat eine Institution eine so bewundernswerte, zielbewusste Kenntnis des mittleren Menschenwesens gezeigt wie jene Kirche, welche sich schon sehr zeitig um den römischen *pontifex maximus* als Mittelpunkt zu organisieren begann. Von den Juden nahm sie die Hierokratie, die Unduldsamkeit, den geschichtlichen Materialismus — hütete sich jedoch sorgsam vor den unerbittlich strengen, sittlichen Geboten und der erhabenen Einfachheit des allem Aberglauben feindlichen Judentums (denn hiermit hätte sie sich das Volk, welches immer mehr abergläubisch als religiös ist, verscheucht); der germanische Ernst war ihr willkommen, sowie die mystische Entzückung — doch wachte sie darüber, dass strenge Innerlichkeit den Weg des Heils nicht zu dornenvoll für schwache Seelen gestaltete, und dass mystischer Hochflug nicht von dem Kultus der Kirche emanzipierte; die mythischen Spekulationen der Hellenen wies sie nicht gerade zurück — sie begriff ihren Wert für die menschliche Phantasie — doch entkleidete sie den Mythus seiner plastischen, nie auszudenkenden, entwickelungsfähigen und darum ewig revolutionären Bedeutung und bannte ihn zu bleibender Regungslosigkeit gleich einem anzubetenden Idol. Dagegen nahm sie in weitherzigster Weise die Ceremonien und namentlich die Sakramente des prachtliebenden, in Zauberei seine Religion suchenden Völkerchaos in sich auf. Dies ist ja ihr eigentliches Element, das Einzige, was das Imperium, das heisst also Rom, selbständig zum Bau des Christentums beitrug; und dadurch wurde bewirkt, dass — während heilige Männer nicht müde wurden, im Christentum den Gegensatz zum Heidentum aufzuzeigen — die grosse Masse, ohne einen sonderlichen Unterschied zu merken, aus dem einen ins andere übertrat: sie fanden ja die prächtig gekleidete Klerisei wieder, die Umzüge, die Bilder, die wunderwirkenden Lokalheiligtümer, die mystische Verwandlung des Opfers, die stoffliche Mitteilung des ewigen Lebens, die Beichte, die Sündenvergebung, den Ablass — alles Dinge, deren sie längst gewohnt waren.

Der Sieg des Völkerchaos

Über diesen unverhohlenen, feierlichen Eintritt des Geistes des Völkerchaos in das Christentum muss ich zum Schluss einige

Worte der Erläuterung sagen; er verlieh dem Christentum eine besondere Färbung, die bis zum heutigen Tage in allen Konfessionen (auch in den von Rom losgetrennten) mehr oder weniger vorherrscht, und er erhielt seinen formellen Abschluss am Ende der Periode, die uns hier beschäftigt. Die Verkündigung des Dogmas der Transsubstantiation, im Jahre 1215, bedeutet die Vollendung einer tausendjährigen Entwickelung nach dieser Richtung hin.[1])

Die Anknüpfung an die äussere Religion des Paulus (im Gegensatz zu seiner inneren) bedingte ja auf alle Fälle eine der jüdischen analoge Auffassung des Sühnopfers; doch verdient gerade der Jude für nichts aufrichtigere Bewunderung, als für seinen unablässigen Kampf gegen Aberglauben und Zauberwesen; seine Religion war Materialismus, doch, wie ich in einem früheren Kapitel ausführte, a b s t r a k t e r Materialismus, nicht konkreter.[2]) Dagegen hatte sich bis gegen Ende des 2. Jahrhunderts unserer Ära ein durchaus konkreter, wenn auch mystisch gefärbter Materialismus wie eine Pest durch das ganze römische Reich verbreitet. Dass dieses plötzliche Aufflammen alter Superstitionen von Semiten ausging, von denjenigen Semiten nämlich, die nicht unter dem wohlthätigen Gesetze Jahve‘s standen, ist erwiesen;[3]) hatten doch die jüdischen Propheten selber Mühe genug gehabt, den immer von Neuem auftauchenden Glauben an die magische Wirkung genossenen Opferfleisches zu unterdrücken;[4]) und gerade dieser unter den geborenen Materialisten weitverbreitete Glaube war es, der jetzt wie ein Lauffeuer durch alle Länder des stark

---

[1]) Die endgültige formelle Vollendung erfolgte einige Jahre später, erstens durch die Einführung der obligatorischen Adoration der Hostie im Jahre 1264, zweitens durch die allgemeine Einführung des Fronleichnamsfestes im Jahre 1311, zur Feier der wunderbaren Verwandlung der Hostie in den Leib Gottes.

[2]) Siehe S. 230 fg.

[3]) Siehe namentlich Robertson Smith: *Religion of the Semites* (1894) p. 358. Für diese ganze Frage lese man die Vorträge 8, 9, 10 und 11.

4) Siehe Smith a. a. O. und zur Ergänzung Cheyne: *Isaiah,* p. 368.

semitisierten Völkerchaos flog. Ewiges Leben verlangten diese elenden Menschen, die wohl empfinden mochten, wie wenig Ewigkeit ihr eigenes Dasein umfasste. Ewiges Leben versprachen Ihnen die Priester der neu umgestalteten Mysterien durch die Vermittlung von „Agapen“, gemeinsamen, feierlichen Mahlen, in denen Fleisch und Blut, magisch umgewandelt zu göttlicher Substanz, genossen, und durch die unmittelbare Mitteilung dieses die Unsterblichkeit verleihenden E w i g k e i t s s t o f f e s der Leib des Menschen ebenfalls umgewandelt wurde, um nach dem Tode zu ewigem Leben wieder aufzuerstehen.[1]) So schreibt z. B. Apulejus über seine Einweihung in die Isismysterien, er dürfe das Verborgene nicht verraten, nur so viel könne er sagen: er sei bis an die Grenzen des Todesreiches gelangt, habe die Schwelle der Proserpina betreten, und sei von dort „in allen Elementen neugeboren“ zurückgekehrt.[2]) Auch die Mysten des Mithraskultus hiessen *in aeternam renati,* auf ewig Wiedergeborene.[3])

Dass wir hierin eine Neubelebung der urältesten, allgemeinsten, totemistischen Wahnvorstellungen erblicken müssen, Vorstellungen, gegen welche die Edelsten aller Länder seit langem und mit Erfolg angekämpft hatten, unterliegt heute keinem Zweifel.[4]) Ob die Vorstellung in dieser besonderen semitischen Form der ägyp-

---

[1]) Rohde: *Psyche,* I. Aufl., S. 687.

[2]) *Der goldene Esel,* Buch XI.

[3]) Rohde: a. a. O. und Dieterich‘s *Eine Mithrasliturgie.*

[4]) Der Gebrauch des Wortes *Totemismus* an dieser Stelle hat zu Missverständnissen Anlass gegeben und schliesst in der That eine fast allzukühne Gedankenellipse ein. Totemismus bedeutet „Tierverehrung“, einen in der ganzen Welt verbreiteten Gebrauch; das betreffende Tier ist heilig und unverletzlich (die Kuh in Indien, der Affe in Südindien, das Krokodil bei gewissen afrikanischen Stämmen u. s. w.). Verfolgt man aber die fernere Entwickelung dieses Gebrauchs, so entdeckt man, dass der heilige Totem doch manchmal geopfert wurde — so z. B. in Mexiko der als Gott verehrte Jüngling, und die Vorstellung ist hier, dass man durch den Genuss des göttlichen Fleisches und Blutes selber der Göttlichkeit teilhaftig werde. Dieses Zusammenhangs wegen bezeichnete ich diese Vorstellungen als „totemistisch“.

torömischen Mysterien je bei den Indoeuropäern bestanden hat, erscheint mir allerdings sehr zweifelhaft; doch hatten gerade die Indoeuropäer inzwischen eine andere Idee bis zu lichtvoller Klarheit ausgebildet, diejenige nämlich der Stellvertretung bei Opfern: *in sacris simulata pro veris accipi.*[1]) So sehen wir z. B. schon die alten Inder gebackene Kuchen in Scheibenform (Hostien) als symbolische Vertreter der zu schlachtenden Tiere verwenden. In dem römischen Chaos nun, wo alle Gedanken unorganisch untereinander gemischt sich herumtrieben, fand eine Verschmelzung jener semitischen Vorstellung des im Menschen magisch bewirkten Stoffwechsels mit dieser arischen symbolischen Vorstellung der *simulata pro veris* statt, welche in Wahrheit nichts weiter bezweckt hatte, als die Verlegung des früher buchstäblich aufgefassten Dankopfers in das Herz des Opfernden.[2]) So genoss man denn in den Opfermahlen der vorchristlichen römischen Mysterienkulte nicht mehr Fleisch und Blut, sondern Brot und Wein — magisch umgewandelt. Eine wie grosse Rolle diese Mysterien spielten, ist bekannt: ein Jeder wird sich zum wenigsten erinnern, bei Cicero *De legibus* II, 14 gelesen zu haben, erst diese Mysterien (schon damals aus einer „Taufe“ und einem „Liebesmahl“ bestehend) hätten den Menschen „im Leben Verstand und im Tode Hoffnung geschenkt.“ Niemandem wird es aber entgehen, dass wir hier, in diesen *renati,* eine Auffassung der Wiedergeburt vor uns haben, der von Christus gelehrten und gelebten direkt entgegengesetzt. Christ und Antichrist stehen sich gegenüber. Dem absoluten Idealismus, der eine völlige Umwandlung des inneren Menschen, seiner Motive und seiner Ziele erstrebt, stellt sich hier ein bis zum Wahnsinn gesteigerter Materialismus entgegen, der durch den Genuss einer geheimnisvollen Speise eine magische Umwandlung des vergänglichen Leibes in einen unsterblichen erhofft. Es bedeutet diese

---

[1]) Siehe Leist: *Gräco-italische Rechtsgeschichte* S. 267 fg., Jhering: *Vorgeschichte der Indoeuropäer,* S. 313; u. s. w.

[2]) So fasst es in seinen guten Stunden auch Augustinus auf: *„nos ipsi in cordibus nostris invisibile sacrificium esse debemus“* (*De civ. Dei,* X, 19).

Vorstellung einen moralischen Atavismus, wie ihn einzig eine Zeit des absoluten Verfalles hervorbringen konnte.

Wie auf Anderes, so auch auf diese Mysterien wirkte das frühe, echte Christentum idealisierend und benutzte die Formen seiner Zeit, um sie mit einem neuen Inhalt zu füllen. In der ältesten nachevangelischen Schrift, der im Jahre 1883 aufgefundenen *Lehre der zwölf Apostel* aus dem ersten christlichen Jahrhundert, ist das mystische Mahl lediglich ein Dankopfer (Eucharistie). Beim Kelch spricht die Gemeinde: „Wir danken dir, unser Vater, für den heiligen Weinstock deines Dieners David, den du uns kund gethan hast durch deinen Diener Jesus; dir sei Ehre in Ewigkeit.“ Beim Brot spricht sie: „Wir danken dir, Vater, für das Leben und die Erkenntnis, die du uns kund gethan hast durch deinen Diener Jesus; dir sei Ehre in Ewigkeit.“[1]) — In den etwas spätem sogenannten *Apostolischen Konstitutionen* werden das Brot und der Wein als „Gaben zu Ehren Christi“ bezeichnet.[2]) Von einer Verwandlung der Elemente in Leib und Blut Christi weiss damals kein Mensch etwas. Es ist geradezu charakteristisch für die frühesten Christen, dass sie das zu ihren Zeiten so gebräuchliche Wort „Mysterion“ (welches lateinisch durch *sacramentum* wiedergegeben wurde) vermeiden. Erst im 4. Jahrhundert (d. h. also erst, als das Christentum die offizielle, obligatorische Religion des durch und durch unchristlichen Kaiserreichs geworden war) tritt das Wort auf, zugleich als zweifelloses Symptom eines neuen Begriffes.[3]) Doch kämpften die besten Geister unaufhörlich gegen diese allmähliche Einführung des Materialismus und der Zauberei in die Religion. Origenes z. B. meint, nicht allein sei es lediglich „bildlich“ zu verstehen, wenn man vom Leibe Christi bei der Eucharistie spreche, sondern dieses Bild passe „nur für die Einfältigen“; in Wahrheit finde eine „geistige Mitteilung“ statt. Darum ist es nach Origenes auch

---

[1]) Nach der Ausgabe des römisch-katholischen Professors Narcissus Liebert.

[2]) Buch VIII, Kap. 12.

[3]) Hatch: a. a. O., S. 302. Vergl. auch das oben S. 558 Gesagte.

gleichgültig, wer an dem Abendmahle teilnimmt, sein Genuss nütze nichts und schade nichts an und für sich, sondern es komme einzig auf die Gesinnung an.[1]) — Augustinus hat bereits einen viel schwereren Stand, denn er lebt inmitten einer so roh versinnlichten Welt, dass er in der Kirche die Vorstellung verbreitet findet, der blosse Genuss des Brotes und des Weines mache zum Mitglied der Kirche und sichere die Unsterblichkeit, gleichviel ob Einer im Verbrechen lebe oder nicht, — eine Vorstellung, gegen die er häufig und heftig ankämpft.[2]) Auch angesehene Kirchenlehrer, z. B. Chrysostomos, hatten damals schon die Behauptung aufgestellt, durch die geweihte Speise werde der Leib des Geniessenden seinem Wesen nach verändert. Trotzdem hält Augustinus den Standpunkt fest, alle Sakramente seien stets nur Symbole. *Sacrificia visibilia sunt signa invisibilium, sicut verba sonantia signa rerum.*[3]) Die Hostie verhält sich also, nach Augustinus, zum Leibe Christi wie das Wort zum Ding. Wenn er nichtsdestoweniger beim Abendmahl eine thatsächliche Mitteilung des Göttlichen lehrt, so handelt es sich folglich um eine Mitteilung an das Gemüt und durch das Gemüt. Eine so klare Aussage lässt zu gar keinen Deutungen Platz und schliesst die spätere römische Lehre des Messopfers aus.[4]) Schon diese äusserst flüchtigen Bemerkungen werden genügen, damit selbst ein gänzlich Uneingeweihter einsehen lerne, dass für die Auffassung der Eucharistie zwei Wege offen standen: der eine war durch die idealeren, auf das Geistige gerichteten Mysterien der reineren Hellenen gewiesen (nunmehr durch das Leben Christi mit einem konkreten Inhalt als „Erinnerungsfeste“

---

[1]) Nach Neander: *Kirchengeschichte,* 4. Aufl., II, 405.

[2]) Vergl. z. B. Buch XXI, Kap. 25 des *De civitate Dei.*

[3]) *De civitate Dei,* Buch X, Kap. 29. Diese Lehre wurde später von Wyclif — dem eigentlichen Brunnquell der Reformation — fast wörtlich aufgenommen; denn er schreibt von der Hostie: *„non est corpus dominicum, sed efficax ejus signum“.*

[4]) Erst Gregor der Grosse (um das Jahr 600) lehrte, die Messe bedeute eine thatsächliche Wiederholung des Opfers Christi am Kreuz, wodurch das Abendmahl ausser der sakramentalen (heidnischen) Bedeutung noch eine sakrifizielle (jüdische) erhielt.

erfüllt), der andere schloss sich den semitischen und ägyptischen Zauberlehren an, wollte in dem Brot und dem Wein den thatsächlichen Leib Christi erblicken und durch seinen Genuss eine magische Umwandlung bewirken lassen.

Diese zwei Richtungen[1]) gingen nun Jahrhunderte lang nebeneinander her, ohne dass es jemals zu einem entscheidenden dogmatischen Kampfe gekommen wäre. Das Gefühl einer unheimlichen Gefahr mag wohl zur Vermeidung eines solchen beigetragen haben; ausserdem wusste Rom, welches schon längst stillschweigend den zweiten Weg gewählt, dass es die bedeutendsten Kirchenväter gegen sich hatte, sowie die älteste Tradition. Wiederum war es der allzu gewissenhafte Norden, der die Brandfackel in diese idyllische Ruhe warf, wo unter der Stola einer einzigen universellen und unfehlbaren Kirche die Menschen zwei verschiedenen Religionen lebten. Im 9. Jahrhundert lehrte zum ersten Male als unumstössliches Dogma der Abt Radbert in seinem Buche *Liber de corpore et sanguine Domini* die magische Verwandlung des Brotes in den objektiv vorhandenen Leib Christi, der auf Alle, welche ihn genössen — auch auf Unwissende und Ungläubige — eine magische, Unsterblichkeit verleihende Wirkung ausübe. Und wer nahm den Handschuh auf? Nicht in der rapidesten Übersicht darf eine derartige Thatsache übergangen

---

[1]) In Wirklichkeit giebt es nur zwei. Wer den geringsten Einblick in den Hexenkessel theologischer Sophistik gethan hat, wird mir Dank wissen, dass ich durch die äusserste Vereinfachung nicht allein Klarheit, sondern auch Wahrhaftigkeit in diesen verworrenen Gegenstand hineinzubringen suche, der teils in Folge der klügsten Berechnung habgieriger Pfaffen, teils durch den religiösen Wahn aufrichtiger, doch schlecht equilibrierter Geister der eigentliche Fechtboden geworden ist für alle spitzfindigen Narrheiten und tiefsinnigen Undenkbarkeiten. Hier namentlich liegt die Erbsünde aller protestantischen Kirchen; denn sie empörten sich gegen die römische Lehre vom Messopfer und von der Transsubstantiation und hatten dennoch nie den Mut, mit den völkerchaotischen Superstitionen aufzuräumen, sondern nahmen ihre Zuflucht zu elenden Sophistereien und schwankten bis zum heutigen Tage in charakterloser Unentschiedenheit hin und her auf dialektischen Nadelspitzen, ohne je festen Boden zu betreten.

werden: es war der König der Franken, später unterstützt vom König von England! Wie immer, war der erste Instinkt der richtige; die germanischen Fürsten ahnten sofort, es gehe an ihre nationale Unabhängigkeit.[1]) Im Auftrage Karl's des Kahlen widerlegte zuerst Ratramnus, später der grosse Scotus Erigena diese Lehre Radbert's. Dass es sich hier nicht um eine beliebige theologische Disputiererei handelte, ersehen wir daraus, dass jener selbe Scotus Erigena ein ganzes origenistisch angehauchtes System, eine Idealreligion, vorträgt, in welcher die heilige Schrift samt ihren Lehren als „Symbolik des Unaussprechlichen" (*res ineffabilis, incomprehensibilis*) aufgefasst, der Unterschied zwischen Gut und Böse als metaphysisch unhaltbar nachgewiesen wird u. s. w., und dass genau in dem selben Augenblick der bewundernswerte Graf Gottschalk, im Anschluss an Augustinus, die Lehre von der göttlichen Gnade und von der Prädestination entwickelt. Jetzt liess sich der Streit nicht mehr diplomatisch beilegen. Der germanische Geist begann zu erwachen; Rom durfte ihn nicht gewähren lassen, sonst war seine Macht bald dahin. Gottschalk wurde von den kirchlichen Machthabern öffentlich fast zu Tode gegeisselt und sodann lebenslänglichen Kerkerqualen übergeben; Scotus, der rechtzeitig in seine englische Heimat geflüchtet war, wurde im Auftrag Rom's von Mönchen meuchlerisch ermordet. Auf diese Weise ward nun während Jahrhunderte über die Natur des Abendmahles verhandelt. Die Päpste verhielten sich persönlich allerdings noch immer sehr reserviert, fast zweideutig; ihnen lag mehr am Zusammenhalten aller Christen unter ihrem oberhirtlichen Stabe, als an Diskussionen, welche die Kirche in ihren Grundfesten erschüttern konnten. Doch als im 11. Jahrhundert der Feuergeist B e r e n g a r v o n T o u r s wiederum die Religion des Idealismus durchs ganze Frankenreich zu tragen begonnen hatte, konnte die Entscheidung nicht länger

---

[1]) Höchst bemerkenswert ist es, dass bei den alten Mysterien die Teilnahme daran die Angehörigkeit zur angestammten Nation ausdrücklich aufhob. Die Eingeweihten bildeten eine internationale, extranationale Familie.

ausbleiben. Jetzt sass auf dem päpstlichen Stuhle ein Gregor VII., der Verfasser des *Dictatus papae,*[1]) in welchem zum ersten Mal unumwunden erklärt worden war, Kaiser und Fürsten seien dem Papst unbedingt unterthan; er war derjenige *pontifex maximus,* der zuerst sämtlichen Bischöfen der Kirche den Vasalleneid widerspruchsloser Treue gegen Rom auferlegt hatte, ein Mann, dessen reine Gesinnung seine ohnehin grosse Kraft verzehnfachte; jetzt fühlte sich Rom auch stark genug, seine Anschauung in Bezug auf das Abendmahl durchzusetzen. Von einem Gefängnis ins andere, von einem Konzil zum andern geschleppt, musste Berengar zuletzt, um sein Leben zu retten, im Jahre 1059 in Rom vor einer Versammlung von 113 Bischöfen[2]) seine Lehre widerrufen und

---

[1]) In neuerer Zeit wird die Autorschaft des Papstes in Frage gestellt, doch geben die wissenschaftlich ernst zu nehmenden römischen Katholiken zu, dass diese Darlegung der vermeintlichen „Rechte" Rom's, wenn nicht von dem Papste selbst, so doch aus dem Kreise seiner intimsten Verehrer stamme und somit wenigstens in der Hauptsache die Meinungen Gregor's richtig wiedergebe, was ja ohnehin durch seine Handlungen und Briefe bestätigt wird (siehe z. B. Hefele: a. a. O., 2. Ausg., V, 75). Höchst komisch nimmt sich dagegen das sich Hin- und Herwinden der unter jesuitischem Einfluss Geschichte schreibenden Gelehrten aus; von dem grossen Gregor haben sie manches entnommen, nicht aber seine Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe, und so verballhornen sie die Thaten und Worte gerade desjenigen Papstes, unter welchem die römische Staatsidee ihre edelste, reinste, uneigennützigste Form und darum auch ihren grössten moralischen Einfluss erreichte. Man sehe z. B., welche Mühe der Seminarprofessor Brück (a. a. O., § 114) sich giebt, um darzuthun, Gregor habe „keine Universalmonarchie gewollt", er habe die Fürsten „nicht als seine Vasallen betrachtet" u. s. w., wobei Brück aber doch nicht ganz verschweigen kann, dass Gregor von einem *imperium Christi* geredet und alle Fürsten und Völker ermahnt hat, in der Kirche ihre „Vorgesetzte und Herrin anzuerkennen". Derartige Spiegelfechterei den grossen Grundthatsachen der Geschichte gegenüber ist ebenso unwürdig wie unfruchtbar; die römische hierokratische Weltstaatsidee ist grossartig genug, dass man sich ihrer nicht zu schämen braucht.

[2]) „Wilde Tiere" nennt er sie in einem Brief an den Papst, die zu brüllen anhüben bei dem blossen Wort „geistige Gemeinschaft mit Christus" (siehe Neander: a. a. O., VI, 317). Später nannte Berengar den päpstlichen Stuhl *sedem non apostolicam, sed sedem satanae.*

sich zu dem Glauben bekennen, „das Brot sei nicht bloss ein Sakrament, sondern der wahre Leib Christi, der von den Zähnen zerkaut werde.“ — Dennoch dauerte der Kampf noch immer fort, ja, jetzt erst wurde er allgemein. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts fand ein Erwachen des religiösen Bewusstseins in allen Ländern statt, wohin germanisches Blut gedrungen war, von Spanien bis nach Polen, von Italien bis England,[1]) wie man ein solches seither vielleicht nicht wieder gesehen hat; es bedeutete das erste Dämmern eines neuen Tages und trat zunächst als eine Reaktion gegen die aufgezwungene, unassimilierbare Religion des Völkerchaos auf. Überall entstanden Bibelgesellschaften und andere fromme Vereine, und überall, wo die Kenntnis der heiligen Schrift sich im Volke verbreitet hatte, erfolgte, wie mit mathematischer Notwendigkeit, die Verwerfung der weltlichen und geistlichen Ansprüche Roms und vor Allem die Verwerfung der Brotverwandlung, sowie überhaupt der römischen Lehre des Messopfers. Die Lage wurde täglich kritischer. Wäre die politische Situation eine günstigere gewesen, anstatt der trostlosesten, die Europa je gekannt hat, so hätte eine energische und endgültige Losreissung von Rom damals bis südlich der Alpen und der Pyrenäen stattgefunden. Reformatoren gab es genug; es bedurfte ihrer gewissermassen gar nicht. Das Wort Antichrist als Bezeichnung für den römischen Stuhl war in Aller Mund. Dass viele Ceremonien und Lehren der Kirche unmittelbar dem Heidentum entlehnt waren, wussten selbst die Bauern, es war ja damals noch unvergessen. Und so fand eine weitverbreitete innere Empörung statt gegen die Veräusserlichung der Religion, gegen die Werkheiligkeit und ganz besonders gegen den Ablass. Doch Rom stand in jenem Augenblick auf dem Zenith seiner politischen Macht, es verschenkte Kronen, und es entthronte

---

[1]) Um das Jahr 1200 gab es waldensische Gemeinden „in Frankreich, Aragonien, Catalonien, Spanien, England, den Niederlanden, Deutschland, Böhmen, Polen, Lithauen, Österreich, Ungarn, Kroatien, Dalmatien, Italien, Sizilien u. s. w.“ (Siehe die treffliche Schrift von Ludwig Keller: *Die Anfänge der Reformation und die Ketzerschulen,* 1897.)

Könige, die Fäden aller diplomatischen Intriguen liefen durch seine Hände. Damals bestieg gerade jener Papst den kurulischen Stuhl, der die denkwürdigen Worte gesprochen hat: *ego sum Caesar! ego sum imperator!* Anders als er zu glauben, wurde wieder, wie zu Zeiten des Theodosius, Majestätsbeleidigung. Hingeschlachtet wurden die Wehrlosen; eingekerkert, eingeschüchtert, demoralisiert Diejenigen, gegen welche Rücksichten geboten erschienen; gekauft, wer zu kaufen war. Es begann das Regiment des römischen Absolutismus, auch auf dem Gebiet, wo bisher verhältnismässige Toleranz geherrscht hatte, auf dem Gebiet der allerinnersten Religionsüberzeugung. Und zwar wurde es eingeleitet durch zwei Massnahmen, deren Zusammengehörigkeit im ersten Augenblick nicht einleuchtet, jedoch aus obiger Darstellung klar erhellt: Das Übersetzen der Bibel in die Volkssprachen ward verboten (auch das Lesen in der lateinischen Vulgata seitens gebildeter Laien); das Dogma der Transsubstantiation wurde erlassen.[1])

[1]) Innocenz verbot schon im Jahre 1198 das Lesen der Bibel; die Synode von Toulouse im Jahre 1229 und andere Konzilien schärften das Verbot immer von Neuem ein. Die Synode von Toulouse verbot auf das Strengste, dass Laien auch nur irgend ein Bruchstück des Alten oder des Neuen Testaments läsen, mit alleiniger Ausnahme der Psalmen (c. XIV.). Wenn also kurz vor Luther‘s Zeiten die Bibel in Deutschland sehr verbreitet war, so heisst es doch Sand in die Augen streuen, wenn man, wie Janssen und andere katholische Schriftsteller, diese Thatsache als einen Beweis des freiheitlichen Sinnes des römischen Stuhles hinstellt. Die Erfindung des Druckes hatte eben schneller gewirkt, als die immer langsame Kurie gegenwirken konnte, ausserdem zog es den Deutschen allezeit instinktiv zum Evangelium, und wenn ihm etwas sehr am Herzen lag, pflegte er Verbote nicht mehr als nötig zu achten. Übrigens brachte das Tridentiner Konzil bald Ordnung in diese Angelegenheit, und im Jahre 1622 verbot der Papst überhaupt und ohne Ausnahme alles Lesen in der Bibel ausser in der lateinischen Vulgata. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurden päpstlich approbierte, vorsichtig redigierte Übersetzungen, und zwar nur insofern sie mit ebenfalls approbierten Anmerkungen versehen sind, gestattet, — eine Zwangsmassregel gegen die Verbreitung der heiligen Schrift in den wortgetreuen Ausgaben der Bibelgesell-

Hiermit war das Gebäude vollendet, und zwar durchaus logisch. Freilich hatten die *Apostolischen Konstitutionen* gerade dem Laien eingeschärft, „wenn er zu Hause sitze, solle er fleissig das Evangelium durchforschen“,[1]) und in der Eucharistie solle er eine „Darbringung von Gaben zu Ehren Christi“ erblicken; doch wer wusste damals noch etwas vom frühen, unverfälschten Christentum! Ausserdem steht Rom von Anfang an, wie ich zu zeigen versucht habe, nicht auf einem spezifisch religiösen oder gar spezifisch evangelischen Standpunkt; darum haben auch Diejenigen Unrecht, die ihm seit Jahrhunderten den Mangel an evangelischem Geist zum Vorwurf machen. Indem Rom das Evangelium aus dem Hause und Herzen des Christen verbannte, und indem es im selben Augenblick den magischen Materialismus, an welchem das hinsterbende Völkerchaos sich aufgerichtet hatte, sowie die jüdische Opfertheorie, durch welche der Priester ein unentbehrlicher Vermittler wird, offiziell zur Grundlage der Religion machte, hat es einfach Farbe bekannt. Auf der selben vierten Lateransynode, welche im Jahre 1215 das Dogma von der magischen Verwandlung verkündete, wurde das Inquisitionsgericht als bleibende Einrichtung organisiert. Nicht die Lehre allein, auch das System war also fortan ein aufrichtiges. Die Synode von

---

schaften. — Wie es dagegen im 13. Jahrhundert mit den Bibelstudien des römischen Klerus aussah, findet eine humorvolle Illustration in der Thatsache, dass auf der Synode zu Nympha, im Jahre 1234, bei welcher römische und griechische Katholiken behufs Anbahnung einer Wiedervereinigung zusammentrafen, weder bei den einen, noch bei den anderen, noch in den Kirchen und Klöstern der Stadt und Umgebung ein Exemplar der Bibel aufzutreiben war, so dass die Nachfolger der Apostel über den Wortlaut eines fraglichen Citats zur Tagesordnung übergehen und sich wieder einmal, statt auf die heilige Schrift, auf Kirchenväter und Konzilien stützen mussten (siehe Hefele: a. a. O., V, 1048). Genau in dem selben Augenblick berichtet der zur Verfolgung der Waldenser entsandte Dominikaner Rainer, alle diese Häretiker seien in der heiligen Schrift vortrefflich bewandert, und er habe ungebildete Bauern gesehen, welche das ganze Neue Testament auswendig hersagen konnten (citiert bei Neander: a. a. O., VIII, 414).

[1]) Erstes Buch *Von den Laien,* Abschnitt 5.

Narbonne stellte im Jahre 1227 das Prinzip auf: „Personen und Güter der Häretiker werden Jedem überlassen, der sich ihrer bemächtigt“;[1]) *haeretici possunt non solum excommunicari, sed et juste occidi,* lehrte kurz darauf der erste wirklich ganz römische unter den Kirchendoktoren, Thomas von Aquin. Diese Prinzipien und Lehren sind nicht etwa inzwischen abgeschafft worden; sie sind eine logische, unabweisbare Konsequenz der römischen Voraussetzungen und bestehen noch heute zu Recht; in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts hat ein hervorragender römischer Prälat, Hergenröther, dies bestätigt und hinzugefügt: „Nur wenn man nicht anders kann, giebt man nach.“ [2])

Heutige Lage

Zu Beginn des 13. Jahrhunderts hatte also der fast tausendjährige Kampf mit dem scheinbar unbedingten Siege Rom‘s und mit der vollkommenen Niederlage des germanischen Nordens geendet. Jenes vorhin genannte Erwachen des germanischen Geistes auf religiösem Gebiete war aber nur das Symptom eines allgemeinen Sichfühlens und -fassens gewesen; bald drang es in das bürgerliche und politische und intellektuelle Leben hinein; nun handelte es sich nicht mehr allein und vorzüglich um Religion, sondern es entstand eine alles Menschliche umfassende Empörung gegen die Prinzipien und Methoden Rom‘s überhaupt. Der Kampf entbrannte von Neuem, doch mit anderen Ergebnissen. Dürfte die römische Kirche duldsam sein, so könnte er heute als beendet gelten; sie darf es aber nicht, das wäre Selbstmord; und so wird denn unablässig der von uns Nordländern mühsam genug und unvollkommen genug erkriegte geistige und materielle Besitzstand untergraben und angeätzt. Ausserdem besitzt Rom, ohne dass es sie zu suchen und sich ihnen zu verdingen brauchte, in allen Feinden des Germanentums geborene Verbündete. Findet nicht bald unter uns eine mächtige, gestaltungskräftige Wiedergeburt idealer Gesinnung statt, und zwar eine spezifisch religiöse Wiedergeburt, gelingt es uns nicht bald, die fremden Fetzen, die noch an unserem Christentum wie Paniere obligatorischer Heuchelei

---

[1]) Hefele: a. a. O., V, 944.

[2]) Vergl. Döllinger: *Das Papsttum* (1892), S. 527.

und Unwahrhaftigkeit hängen, herunterzureissen, besitzen wir nicht mehr die schöpferische Kraft, um aus den Worten und dem Anblick des gekreuzigten Menschensohnes eine vollkommene, vollkommen lebendige, der Wahrheit unseres Wesens und unserer Anlagen, dem gegenwärtigen Zustand unserer Kultur entsprechende Religion zu schaffen, eine Religion, so unmittelbar überzeugend, so hinreissend schön, so gegenwärtig, so plastisch beweglich, so ewig wahr und doch so neu, dass wir uns ihr hingeben müssen, wie das Weib ihrem Geliebten, fraglos, sicher, begeistert, eine Religion, so genau unserem besonderen germanischen Wesen angepasst — diesem hochbeanlagten, doch besonders zarten und leicht verfallenden Wesen — dass sie die Fähigkeit besitzt, uns im Innersten zu erfassen und zu veredeln und zu kräftigen: gelingt das nicht, so wird aus den Schatten der Zukunft ein zweiter Innocenz III. hervortreten und eine erneute vierte Lateransynode, und noch einmal werden die Flammen des Inquisitionsgerichtes prasselnd gen Himmel züngeln. Denn die Welt — und auch der Germane — wird sich noch immer lieber syro-ägyptischen Mysterien in die Arme werfen, als sich an den faden Salbadereien ethischer Gesellschaften und was es dergleichen mehr giebt erbauen. Und die Welt wird Recht daran thun. Andrerseits ist ein abstrakter, kasuistisch-dogmatischer, mit römischem Aberglauben infizierter Protestantismus, wie ihn uns die Reformation in verschiedenen Abarten übermacht hat, keine lebendige Kraft. Er birgt eine Kraft, gewiss, eine grosse: die germanische Seele; doch bedeutet dieses Kaleidoskop vielfältiger und innerlich inkonsequenter Unduldsamkeiten ein Hemmnis für diese Seele, nicht eine Förderung; daher die tiefe Gleichgültigkeit der Mehrheit seiner Bekenner und ein bejammernswertes Brachliegen der grössten Herzensgewalt: der religiösen. Rom mag dagegen als dogmatische Religion schwach sein, seine Dogmatik ist wenigstens konsequent; ausserdem ist gerade diese Kirche — sobald ihr nur gewisse Zugeständnisse gemacht werden — eigentümlich tolerant und weitherzig, sie ist allumfassend wie sonst einzig der Buddhismus und versteht es, allen Charakteren, allen Geistes- und Herzensanlagen eine Heimat, eine *civitas Dei* zu bereiten, in

welcher der Skeptiker, der (gleich manchem Papste) kaum Christ zu nennen ist,[1]) Hand in Hand geht mit dem in heidnischen Superstitionen befangenen Durchschnittsgeist und mit dem innigsten Schwärmer, z. B. einem Bernard von Clairvaux, „dessen Seele sich berauscht in der Fülle des Hauses Gottes und neuen Wein mit Christo im Reiche seines Vaters trinkt“.[2]) Wozu dann noch der verführerisch hinreissende Welt- und Staatsgedanke kommt, der schwer in die Wagschale fällt; denn als organisatorisches System, als Macht der Überlieferung, als Kenner des Menschenherzens ist Rom gross und bewundernswert, mehr fast als man in Worten sagen kann. Selbst ein Luther soll erklärt haben (*Tischreden*): „Was das äusserliche Regiment anbelangt, ist des Papstes Reich am besten für die Welt.“ Ein einzelner David — stark in der unschuldig-reinen Empörung eines echten Indoeuropäers gegen die unserem Menschenstamme angethane Schmach — könnte vielleicht solchen Goliath zu Boden strecken, doch nicht ein ganzes Heer von philosophierenden Liliputanern. Auch wäre sein Tod auf keinen Fall zu wünschen; denn unser germanisches Christentum wird und kann nicht die Religion des Völkerchaos sein; der Wahngedanke einer Weltreligion ist schon an und für sich chronistischer und sakramentaler Materialismus; er haftet der protestantischen Kirche aus ihrer römischen Ver-

---

[1]) In dem posthumen Prozess gegen Bonifaz VIII. wurde von vielen kirchlichen Würdenträgern eidlich erhärtet, dieser mächtigste aller Päpste habe über die Vorstellung von Himmel und Hölle gelacht und von Jesus Christus gesagt, er sei ein sehr kluger Mensch gewesen, weiter nichts. Hefele ist geneigt, gerade diese Beschuldigungen für nicht unbegründet zu halten (siehe a. a. O., VI, 462 und die vorangehende Darstellung). Und dennoch — oder vielmehr deswegen — hat gerade Bonifaz VIII. so klar wie fast keiner vor oder nach ihm den Kern des römischen Gedankens erfasst und in seiner berühmten Bulle *Unam sanctam,* auf welcher der heutige Katholizismus wie auf einem Grundstein ruht, zum Ausdruck gebracht. (Über diese Bulle Näheres im folgenden Kapitel.) Übrigens weist Sainte-Beuve in seinem *Port-Royal* (livre III, ch. 3) überzeugend nach, man könne „ein sehr guter Katholik und zugleich kaum ein Christ sein“.

[2]) Helfferich: *Christliche Mystik,* 1842, II, 231.

gangenheit wie ein Siechtum an; nur in der Beschränkung können wir zum Vollbesitz unserer idealisierenden Kraft erwachsen.

Ein klares Verständnis der folgenschweren Kämpfe auf dem Gebiete der Religion im 19. Jahrhundert und in der heraneilenden Zukunft ist unmöglich, wenn der Vorstellung nicht ein in seinen Hauptzügen richtiges und lebhaft gefärbtes Bild des Kampfes im frühen Christentum, bis zum Jahre 1215, vorschwebt. Was später kam — die Reformation und Gegenreformation — ist viel weniger wichtig in rein religiöser Beziehung, viel mehr mit Politik durchsetzt und von Politik beherrscht, ausserdem bleibt es rätselhaft, wenn die Kenntnis des Vorangegangenen fehlt. Diesem Bedürfnis habe ich in dem vorliegenden Kapitel zu entsprechen versucht.[1])

Oratio pro domo

Sollte man der obigen Darstellung Parteilichkeit vorwerfen, so würde ich erwidern, dass mir die wünschenswerte Gabe der Lüge nicht zuteil wurde. Was hat die Welt von „objektiven“ Phrasen? Auch der Gegner weiss aufrichtige Offenheit zu preisen. Gilt es die höchsten Güter des Herzens, so ziehe ich lieber, wie die alten Germanen, nackend in die Schlacht, mit der Gesinnung, die Gott mir gegeben hat, als angethan mit der kunstvollen Rüstung einer Wissenschaft, die gerade hier nichts beweist, oder gar in die Toga einer leeren, alles ausgleichenden Rhetorik gehüllt.

---

[1]) Wer den Versuch einer grundsätzlichen Widerlegung meiner in diesem Kapitel und an anderen Orten des Buches geäusserten Ansichten über Wesen und Geschichte der römischen Kirche kennen lernen will, dem empfehle ich Professor Dr. Albert Ehrhard‘s „Kritische Würdigung“ dieser *Grundlagen,* ursprünglich in der Zeitschrift *Kultur* erschienen, und jetzt als Heft 14 der von der Leo-Gesellschaft herausgegebenen *Vorträge und Abhandlungen* (1901, bei Mayer & Co., Wien) im Buchhandel zu haben.

Nichts liegt mir ferner, als die Einzelnen mit ihren Kirchen zu identifizieren. Unsere heutigen Kirchen einen und trennen nach wesentlich äusserlichen Merkmalen. Lese ich die *Memorials* des Kardinals Manning und sehe ihn den Jesuitenorden den Krebsschaden des Katholizismus nennen, höre ich ihn die gerade in unseren Tagen so eifrig betriebene Ausbildung des Sakramentes zu einem förmlichen Götzendienste heftig beklagen, die Kirche deswegen eine „Krämerbude" und einen „Wechslermarkt" schelten, sehe ich ihn eifrig für die Verbreitung der Bibel wirken und öffentlich g e g e n die römische Tendenz, sie zu unterdrücken (die er als vorherrschend zugiebt) ankämpfen, oder nehme ich wieder solche vortreffliche, echt germanische Schriften zur Hand wie Prof. Schell's *Der Katholizismus als Prinzip des Fortschrittes,* so empfinde ich lebhaft, dass ein einziger göttlicher Sturmwind genügen würde, um das verhängnisvolle Gaukelspiel angeerbter Wahnvorstellungen aus der Steinzeit hinwegzufegen, die Verblendungen des verfallenen Mestizenimperiums wie Nebelhüllen zu zerstreuen und uns Germanen alle — gerade in der Religion und durch die Religion — in Blutbrüderschaft zu einen.

Ausserdem blieb ja in meiner Schilderung eingestandenermassen der Mittelpunkt alles Christentums — die Gestalt des Gekreuzigten — unberührt. Und gerade sie ist das Einigende, das, was uns alle aneinander bindet, wie tief auch Denkweise und Rassenanlage uns voneinander scheiden mögen. Ich habe, zu meinem Glück, mehrere gute und treue Freunde unter der katholischen Geistlichkeit gezählt und bis zum heutigen Tage keinen verloren. Und ich erinnere mich, wie ein sehr begabter Dominikaner, der gerne mit mir diskutierte und dem ich manche Belehrung über theologische Dinge verdanke, einmal voller Verzweiflung ausrief: „Aber Sie sind ja ein schrecklicher Mensch! nicht einmal der heilige Thomas von Aquin könnte mit Ihnen fertig werden!" Und dennoch entzog mir der hochwürdige Herr sein Wohlwollen nicht, ebenso wenig wie ich ihm meine Verehrung. Was uns einte, war eben doch grösser und mächtiger als das Viele, was uns trennte; es war die Gestalt Jesu Christi. Mochte ein Jeder von uns den Anderen dermassen im verderb-

lichen Irrtum befangen glauben, dass er, in die Arena der Welt versetzt, keinen Augenblick gezögert hätte, ihn rücksichtslos anzugreifen, in der Stille des Klosters, wo ich den Pater zu besuchen pflegte, fühlten wir uns immer wieder zu jenem Zustande hingezogen, den Augustinus (siehe S. 596) so herrlich schildert, wo Alles — selbst die Stimme der Engel — schweigt und nur der Eine redet; da wussten wir uns vereint und mit gleicher Überzeugung bekannten wir Beide: „Himmel und Erde werden vergehen, doch Seine Worte werden nicht vergehen."

ACHTES KAPITEL
STAAT

Methinks I see in my mind a noble and puissant n a t i o n rousing herself like a strong man after sleep, and shaking her invincible locks: methinks I see her as an eagle mewing her mighty youth, and kindling her undazzled eyes at the full midday beam; purging and unscaling her long-abused sight at the fountain itself of heavenly radiance; while the whole noise of timorous and flocking birds, with those also that love the twilight, flutter about, amazed at what she means, and in their envious gabble would prognosticate a year of sects and schisms.

Milton

Kaiser und Papst

Wäre es meine Aufgabe, den Kampf im Staate bis zum 13. Jahrhundert historisch zu schildern, so könnte ich nicht ermangeln, bei zwei Dingen mit besonderer Ausführlichkeit zu verharren: bei dem Kampfe zwischen Papsttum und Kaisertum und bei jener allmählichen Umgestaltung, durch welche aus der Mehrzahl der freien germanischen Männer Leibeigene wurden, während andere unter ihnen zu der mächtigen, sowohl nach oben wie nach unten bedrohlichen Klasse des erblichen Adels sich hinaufschwangen. Doch habe ich hier einzig das 19. Jahrhundert im Auge zu behalten, und weder jener verhängnisvolle Kampf noch die wunderlich bunten Verwandlungen, welche die gewaltsam hin und her geworfene Gesellschaft durchmachte, besitzen heute mehr als ein historisches Interesse. Das Wort „Kaiser“ ist für uns so bedeutungslos geworden, dass eine ganze Reihe europäischer Fürsten es sich zum Schmuck ihrer Titulatur beigelegt haben, und die „weissen Sklaven Europas“ (wie sie ein englischer Schriftsteller unserer Tage, Sherard, nennt) sind nicht die überlebenden Zeugen eines vergangenen Feudalsystemes, sondern die Opfer einer neuen wirtschaftlichen Entwickelung.[1]) Sobald wir dagegen tiefer greifen, werden wir finden, dass jener Kampf im Staate, so verwirrt er auch scheint, im letzten Grund ein Kampf u m d e n S t a a t war, ein Kampf nämlich zwischen Universalismus und Nationalismus. Diese Einsicht erhellt unser Verständnis der betreffenden Ereignisse ganz ungemein, und ist

---

[1]) Siehe im Kapitel 9 den Abschnitt „Wirtschaft“.

das erst geschehen, so fällt wiederum von jener Zeit auf die unsere ein helles Licht zurück und lehrt uns somit in manchen Vorgängen der heutigen Welt klarer sehen als es sonst der Fall sein könnte.

Aus dieser Erwägung ergiebt sich ohne Weiteres der Plan des vorliegenden Kapitels. Doch muss ich noch eine Bemerkung vorausschicken.

Das römische Reich hatte man mit Recht ein „Weltreich“ nennen können; *orbis romanus,* die römische Welt, war die übliche Bezeichnung. Doch, man merke es wohl, die „römische“ pflegte man zu sagen, nicht die Welt kurzweg. Denn wenn auch der bezahlte Hofdichter, auf der Jagd nach weithin schallenden Hexametern, die oft citierten Worte schrieb

Tu regere imperio populos, Romane, memento!

so ist doch die selbst von manchen ernsten Historikern gedankenlos gemachte Voraussetzung, hiermit sei das römische Programm ausgesprochen, durchaus hinfällig. Wie ich in meinem zweiten Kapitel gezeigt habe: der politische Grundgedanke des alten Rom war nicht Expansion, sondern Konzentration. Darüber sollten die hohlen Phrasen eines Virgil Niemanden täuschen. Durch die geschichtlichen Ereignisse ist Rom gezwungen worden, sich um einen festen Mittelpunkt herum auszubreiten, doch auch in den Tagen seiner ausgedehntesten Gewalt, von Trajan bis Diocletian, wird jedem aufmerksamen Beobachter nichts mehr auffallen als die strenge Selbstbeherrschung und Selbstbeschränkung. Das ist das Geheimnis römischer Kraft; dadurch bewährt sich Rom als die wahrhaft p o l i t i s c h e Nation unter allen. Doch so weit diese Nation reicht, vernichtet sie Eigenart, schafft sie einen *orbis romanus;* ihre Wirkung nach aussen ist eine nivellierende. Und als es keine römische Nation mehr gab, nicht einmal mehr in Rom einen Caesar, da blieb nur das Prinzip des Nivellierens, der Vernichtung jeder Eigenart als „römisch“ übrig. Hierauf pflanzte nun die Kirche den echten Universalgedanken, den das rein politische Rom nie gekannt hatte. Kaiser waren es gewesen, in erster Reihe Theodosius, welche den Begriff der römischen Kirche geschaffen hatten, wobei ihnen zunächst gewiss

nur der *orbis romanus* und dessen bessere Disziplin vorgeschwebt hat; doch war hierdurch an Stelle eines politischen Prinzips ein religiöses getreten, und während das erstere von Natur begrenzt ist, ist das letztere von Natur grenzenlos. Die Bekehrung zum Christentum ward jetzt eine moralische Verpflichtung, da von ihr das ewige Heil der Menschen abhing; Grenzen konnte es für eine derartige Überzeugung nicht geben.[1]) Andrerseits war es staatliche Verpflichtung, der römischen Kirche mit Ausschluss jeder anderen Gestaltung der christlichen Idee anzugehören; die Kaiser hatten es bei strengster Strafe befohlen. Auf diese Art erweiterte sich der frühere, grundsätzlich beschränkte römische Gedanke zu dem eines Universalimperiums; und da zwar die Politik den Organismus abgab, die Kirche aber die gebieterische Idee der Universalität, so ist es wohl natürlich, dass nach und nach aus dem Imperium eine Theokratie wurde und der Hohepriester bald sich das *Diadema imperii* aufs Haupt setzte.[2])

Worauf ich nun gleich zu Beginn die Aufmerksamkeit lenken möchte, ist, dass es doch nicht angeht, in irgend einem Kaiser — und sei es auch ein Heinrich IV. — den Vertreter und Verfechter der weltlichen Gewalt im Gegensatz zur kirchlichen zu erblicken. Die Essenz des christlich-römischen Kaisertums ist die Idee der Universalgewalt. Nun stammt aber, wie wir sahen, diese Idee nicht vom alten Rom; die Religion war es, die das

---

[1]) Siehe z. B. den wundervollen Brief Alcuin‘s an Karl den Grossen (in Waitz: *Deutsche Verfassungsgeschichte,* II, 182), worin der Abt den Kaiser mahnt, er solle das Imperium über die ganze Welt ausdehnen, nicht aus politischen Ehrgeiz, sondern weil er hierdurch die Grenzen des katholischen Glaubens immer weiter rücke.

[2]) Welcher Papst den Doppelreifen zuerst um die Tiara geschlungen hat, ist noch eine strittige Frage; jedenfalls geschah es im 11. oder 12. Jahrhundert. Der eine Ring trug die Inschrift: *Corona regni de manu Dei,* der andere: *Diadema imperii de manu Petri.* Heute trägt die päpstliche Krone einen dritten Goldreifen; nach dem zum Katholizismus neigenden Wolfgang Menzel (*Christliche Symbolik,* 1854, I, 531) wird durch diese drei Reifen die Herrschaft der römischen Kirche über Erde, Hölle und Himmel symbolisiert. Weiter kann kein Imperialismus reichen.

neue Prinzip gebracht hatte: die offenbarte Wahrheit, das Reich Gottes auf Erden, eine rein ideale, nämlich auf Ideen gegründete, durch Ideen die Menschen beherrschende Gewalt. Freilich hatten die Kaiser dieses Prinzip im Interesse ihrer Herrschaft gewissermassen säkularisiert, doch, sobald sie es überhaupt aufnahmen, hatten sie sich ihm zugleich verdungen. Ein Kaiser, der nicht ein Angehöriger der römischen Kirche, der nicht ein Haupt und Hort des Universalismus der Religion gewesen wäre, wäre kein Kaiser gewesen. Ein Streit zwischen Kaiser und Papst ist also immer ein Streit Innerhalb der Kirche; der eine will dem *Regnum,* der andere dem *Sacerdotium* mehr Einfluss eingeräumt wissen; doch bleibt der Traum des Universalismus ihnen beiden gemeinsam, ebenso die Treue gegen jene kaiserlich-römische Kirche welche berufen sein sollte, den allverbindenden Seelenkitt des Weltreiches abzugeben. Einmal ernennt der Kaiser den Papst „aus kaiserlicher Machtvollkommenheit“ (wie 999 Otto III. Sylvester II.), ist also er unbestrittener Autokrat; ein anderes Mal krönt der Papst den Kaiser „aus der Fülle päpstlicher Macht“ (wie 1131 Innocenz II. Lothar); ursprünglich ernennen die Kaiser (resp. die Landesfürsten) alle Bischöfe, später beanspruchen die Päpste dieses Recht; auch konnte es vorkommen, dass das Concilium der Bischöfe sich die höchste Macht zumass, sich ausdrücklich für „unfehlbar“ erklärte und den Papst absetzte und einsperrte (wie in Konstanz 1415), während der Kaiser als machtloser Zuschauer unter den Prälaten sass, nicht einmal fähig, einen Hus vor dem Tode zu schützen. Und so weiter. Offenbar handelt es sich bei allen diesen Dingen um Kompetenzstreitigkeiten I n n e r h a l b der Kirche, d. h. innerhalb der universalistisch gedachten Theokratie. Wenn die deutschen Erzbischöfe das Heer befehligen, welches Friedrich I. 1167 gegen Rom und den Papst entsendet, wäre es doch sonderbar, hierin eine wirkliche Auflehnung der weltlichen Gewalt gegen die kirchliche erblicken zu wollen. Ebenso sonderbar wäre es, wenn man die Absetzung Gregor‘s VII. durch die Wormser Synode des Jahres 1076 als antikirchliche Regung Heinrich‘s IV. deuten wollte, da doch fast sämtliche Bischöfe Deutschlands und Italiens das kaiserliche

Dekret unterschrieben hatten und zwar mit der Begründung, „der Papst masse sich eine bisher ganz unbekannte Gewalt an, während er die Rechte anderer Bischöfe vernichte.“[1]) Natürlich bin ich weit entfernt, die hohe politische Bedeutung aller dieser Vorgänge, sowie namentlich ihre Rückwirkung auf das erstarkende Nationalbewusstsein leugnen zu wollen, ich stelle aber fest, dass es sich hier lediglich um Kämpfe und Ränke innerhalb des damals vorherrschenden Universalsystems der Kirche handelt, während derjenige Kampf, der über den ferneren Gang der Weltgeschichte entschied, im Gegensatz zugleich zu Kaiser und zu Papst — im Gegensatz heisst das also zum kirchlichen Staatsideal — von Fürsten, Adel und Bürgertum geführt wurde. Es bedeutet dies einen Kampf gegen den Universalismus, und stützte er sich zunächst nicht auf Nationen, da solche noch nicht existierten, so führte er mit Notwendigkeit zu ihrer Bildung, denn die Nationen sind das Bollwerk gegen die Despotie des römischen Weltreichgedankens.

Die „duplex potestas“

So viel musste ich vorausschicken, damit von vornherein festgestellt werde, welcher Kampf allein uns in diesem Buche beschäftigen kann und soll. Der Kampf zwischen Kaiser und Papst um den Vorrang gehört der Vergangenheit an, der Kampf zwischen Nationalismus und Universalismus dauert heute noch fort.

Doch möchte ich, ehe wir zu unserem eigentlichen Gegenstand übergehen, noch eine Betrachtung bezüglich jenes Wettstreites innerhalb des universalistischen Ideals hinzufügen. Zwar ist sie nicht unentbehrlich für die Beurteilung des 19. Jahrhunderts, die Sache wurde aber gerade in unseren Tagen viel besprochen und zwar vielfach zum Nachteil des gesunden Menschenverstandes; immer wieder wird sie von der universalistischen, d. h. von der römischen Partei aufgefrischt, und manche sonst gute Urteilskraft wird durch das geschickt dargestellte, doch gänzlich unhaltbare Paradoxon irregeführt. Ich meine die Theorie der *duplex potestas,* der zweiköpfigen Gewalt. Den meisten Gebildeten ist

[1]) Hefele: *Konziliengeschichte,* V, 67.

sie hauptsächlich aus Dante‘s *De Monarchia* bekannt, wenngleich sie früher und gleichzeitig und auch später von Anderen vorgetragen wurde. Bei aller Verehrung für den gewaltigen Dichter glaube ich kaum, dass ein politisch urteilsfähiger und nicht von Parteileidenschaft geblendeter Mensch diese Schrift aufmerksam lesen kann, ohne sie einfach ungeheuerlich zu finden. Grossartig wirkt allerdings die Konsequenz und der Mut, womit Dante dem Papste jede Spur von weltlicher Gewalt und weltlichem Besitz abspricht; doch, indem er die Fülle dieser Gewalt einem Anderen überträgt, indem er der Macht dieses Anderen die rein theokratische Quelle unmittelbar göttlicher Einsetzung vindiziert, hat er nur einen Tyrannen an die Stelle eines Anderen gesetzt. Von den Kurfürsten meint er, man dürfe sie nicht „Wähler“ nennen, sondern vielmehr „Verkündiger der göttlichen Vorsehung“ (III, 16); das ist ja die ungeschminkte papale Theorie! Dann aber kommt erst die Ungeheuerlichkeit: neben diesem unumschränkten, von Gott selbst „ohne irgend einen Vermittler“ eingesetzten Alleinherrscher giebt es noch einen, ebenfalls von Gott selbst eingesetzten, ebenfalls unumschränkten Alleinherrscher, den Papst! Denn „des Menschen Natur ist eine doppelte und bedarf darum einer doppelten Leitung“, nämlich „des Papstes, der in Gemässheit der Offenbarung das Menschengeschlecht zum ewigen Leben führt, und des Kaisers, der im Anschluss an die Lehren der Philosophen die Menschen zur irdischen Glückseligkeit leiten soll“. Schon philosophisch ist dieser Gedanke eine Ungeheuerlichkeit; denn nach ihm soll das Streben nach einem diesseitigen, rein irdischen Glück Hand in Hand mit der Erlangung eines jenseitigen ewigen Glückes gehen; praktisch bedeutet er die unhaltbarste Wahnvorstellung, die jemals ein Dichterhirn ausbrütete. Wir dürfen als ursätzliche Wahrheit annehmen, dass Universalismus Absolutismus mit sich führt, d. h. Unbedingtheit; wie könnten denn z w e i unbedingte Herrscher nebeneinander stehen? Nicht einen Schritt kann der Eine machen, ohne den Anderen zu „bedingen“. Wo soll man eine Grenze zwischen der Jurisdiktion des „philosophischen“ Kaisers, des unmittelbaren Vertreters Gottes als Weltweisen, und der Jurisdiktion des theologischen

Kaisers, des Vermittlers des ewigen Lebens ziehen? Bildet jene „Doppelnatur“ des Menschen, von der Dante viel spricht, nicht dennoch eine Einheit? Vermag sie es, sich fein säuberlich in zwei zu teilen und — im Widerspruch mit dem Worte Christi — zweien Herren zu dienen? Schon das Wort M o n - a r c h i e bedeutet die Regierung durch einen Einzigen, und jetzt soll die Monarchie zwei Alleinherrscher besitzen? Die Praxis kennt eine derartige zwiespältige Idee gar nicht. Die ersten Kaiser christlicher Konfession waren unumschränkte Herren auch innerhalb der Kirche; hin und wieder beriefen sie die Bischöfe zu Beratungen, doch erliessen sie die Kirchengesetze aus autokratischer Machtfülle und in dogmatischen Fragen entschied ihr Wille. Theodosius konnte wohl für seine Sünden Busse thun vor dem Bischof von Mailand, wie er es vor jedem anderen Priester gethan hätte, doch von einem Wettbewerber um die unumschränkte Machtvollkommenheit wusste er nichts und hätte nicht gezaudert, ihn zu zermalmen. Genau ebenso empfand Karl (siehe S. 617), wenn auch seine Position natürlich nicht so stark sein konnte wie die des Theodosius; doch errang später Otto der Grösse thatsächlich genau die selbe Einherrschergewalt und sein kaiserlicher Wille genügte, um den Papst abzusetzen: so sehr verlangt die Logik des universalistischen Ideals, dass alle Macht in einer Hand liege. Nun kamen allerdings in Folge endloser politischer Wirren, und auch weil die Hirne der damaligen Menschen durch Fragen des abstrakten Rechtes vertrackt geworden waren, manche unklare Ideen auf, und zu ihnen gehörte jener Satz des alten Kirchenrechtes von den b e i d e n S c h w e r t e r n des Staates, *de duobus universis monarchiae gladiis;* doch hat, wie obiger Satz mit seinem Genitiv der Einzahl beweist, der praktische Politiker sich die Sache nie so ungeheuerlich vorgestellt wie der Dichter; für ihn gab es doch nur e i n e Monarchie, und ihr dienen b e i d e Schwerter. Diese eine Monarchie ist die Kirche: ein weltliches und zugleich überweltliches Imperium. Und weil die Idee dieses Imperiums eine so durch und durch theokratische ist, kann es uns nicht wundern, wenn die höchste Gewalt allmählich vom König auf den *pontifex* übergeht. Dass beide gleich hoch stehen

sollten, ist durch die Natur des Menschen völlig ausgeschlossen; selbst Dante sagt am Schlusse seiner Schrift, der Kaiser solle „dem Petrus Ehrerbietung bezeigen“ und sich von dessen Licht „bestrahlen lassen“; er giebt also implicite zu, der Papst stehe über dem Kaiser. Endlich heilte ein starker, klarer Geist, politisch und juristisch hochgebildet, diese Wirrnis geschichtlicher Trugschlüsse und abstrakter Hirngespinste auf; es geschah gerade an der Grenze der Epoche, von der ich hier spreche, am Schlusse des 13. Jahrhunderts.[1]) Schon in seiner Bulle *Ineffabilis* hatte Bonifaz VIII. die unbedingte Freiheit der Kirche gefordert: bedingungslose Freiheit heisst unbeschränkte Macht. Doch die Lehre von den beiden Schwertern hatte schon so arge Verwüstungen in der Denkkraft der Fürsten angerichtet, dass sie gar nicht mehr daran dachten, das zweite Schwert sei bestenfalls in der unmittelbaren Gewalt des Kaisers; nein, jeder einzelne Fürst wollte es unabhängig führen, und die göttliche Monarchie artete dadurch in eine um so bedenklichere Polyarchie aus, als jeder Principiculus sich die kaiserliche Theorie angeeignet hatte und sich als einen direkt von Gott eingesetzten unumschränkten Gewalthaber betrachtete. Man kann mit den Fürsten sympathisieren, denn sie bereiteten die Nationen, doch ihre Theorie des „Gottesgnadentums“ ist einfach absurd, absurd, wenn sie innerhalb des römischen Universalsystems, d. h. also in der katholischen Kirche verblieben, und doppelt absurd, wenn sie sich von dem grossartigen Gedanken der einen einzigen von Gott gewollten *civitas Dei* lossagten. Dieser Konfusion suchte nun Bonifaz VIII. durch seine ewig denkwürdige Bulle *Unam sanctam* ein Ende zu bereiten. Jeder Laie sollte sie kennen, denn, was auch inzwischen geschehen sein oder in Zukunft noch geschehen mag, die Logik der universal-theokratischen Idee[2]) wird die römische Kirche immer mit

[1]) Dante hat es folglich erlebt, doch wie es scheint, nicht zu würdigen, noch daraus die notwendigen Konsequenzen zu ziehen gewusst.

[2]) Nicht zu verwechseln mit dem National-Theokratismus, für den die Geschichte manche Beispiele (in erster Reihe das Judentum) bietet.

Notwendigkeit zu der Auffassung der unbeschränkten Gewalt der Kirche und ihres geistlichen Oberhauptes zurückführen. Zuerst setzt Bonifaz auseinander, es könne nur eine Kirche geben — dies wäre derjenige Punkt, wo man ihm gleich widersprechen müsste, denn aus ihm folgt alles Übrige mit logischer Notwendigkeit. Dann kommt das entscheidende und, wie die Geschichte lehrt, wahre Wort: „Diese eine Kirche hat nur ein Haupt, nicht zwei Köpfe gleich einem Monstrum!“ Hat sie aber nur ein Haupt, so müssen ihm beide Schwerter, das geistliche und das weltliche, unterthan sein: „Beide Schwerter sind also in der Gewalt der Kirche, das geistliche und das weltliche; dieses muss für die Kirche, jenes von der Kirche gehandhabt werden; das eine von der Priesterschaft, das andere von den Königen und Kriegern, aber nach dem Willen des Priesters und so lange er es duldet. Es muss aber ein Schwert über dem andern, die weltliche Autorität der geistlichen unterworfen sein. . . . . Die göttliche Wahrheit bezeugt, dass die geistliche Gewalt die zeitliche einzusetzen und über sie zu urteilen hat, wenn sie nicht gut ist.“[1]) Damit war die notwendige Lehre der römischen Kirche endlich klar, logisch und ehrlich entwickelt. Man sieht einem derartigen Gedanken nicht auf den Grund, wenn man von priesterlichem Ehrgeiz, von dem unersättlichen Magen der Kirche u. s. w. redet: zu Grunde liegt hier vielmehr die grossartige Idee eines universellen Imperiums, welches nicht allein alle Völker unterwerfen und hierdurch ewigen Frieden schaffen soll,[2]) sondern auch jeden einzelnen Menschen mit seinem Glauben, Handeln und Hoffen ebenfalls von allen Seiten eng umfassen will. Es ist Universalismus in seiner höchsten Potenz, äusserer und innerer, so dass z. B. auch Einheit der Sprache mit allen Mitteln erstrebt wird. Der Fels, auf dem dieses Reich ruht,

---

[1]) Siehe die Bulle *Ineffabilis* in Hefele: *Konziliengeschichte,* 2. Ausg. VI, 297 fg., und die Bulle *Unam sanctam,* ebenda, S. 347 fg. Ich citiere nach der Hefele‘schen Übersetzung ins Deutsche, also nach einer orthodox katholischen und zugleich autoritativen Quelle.

[2]) Dieser Gedanke kehrt bei den alten Schriftstellern immer wieder.

ist der Glaube an göttliche Einsetzung, nichts Geringeres vermöchte ein derartiges Gebäude zu tragen; folglich ist dieses Imperium notwendiger Weise eine Theokratie; in einem theokratischen Staate nimmt die Hierarchie den ersten Platz ein; Ihr priesterliches Haupt ist somit das natürliche Oberhaupt des Staates. Dieser logischen Deduktion kann man kein einziges vernünftiges Wort entgegenstellen, sondern nur fadenscheinige Sophismen. Hatte doch im weltlichsten aller Staaten, in Rom, der Imperator sich den Titel und das Amt eines *Pontifex maximus* als höchste Würde, als unübertreffbare Gewähr der göttlichen Berechtigung beigelegt (*Caesar Divi genus* — denn auch dieser Gedanke ist nicht etwa ein christlicher). Und sollte nicht im christlichen Staate, jenem Staate, dem erst die Religion Universalität und Allgewalt geschenkt hatte, der *Pontifex maximus* sich nun umgekehrt berechtigt und genötigt fühlen, sein Amt als das eines Imperators aufzufassen?[1])

So viel nur über die *duplex potestas.*

Diese beiden Ausführungen: die erste über die grundsätzliche Identität zwischen Kaisertum und Papsttum (beide nur Glieder und Manifestationen des selben Gedankens eines heiligen römischen Universalreiches), die zweite über den Kampf zwischen den verschiedenen regierenden Elementen innerhalb dieser natürlich sehr komplizierten Hierarchie, sollen weniger als Vorwort zu dem Folgenden gedient haben, denn als Entledigung eines Ballastes, der unsere Schritte vielfach gehemmt und irregeführt hätte; denn, wie gesagt, der wahre „Kampf im Staat“ liegt tiefer, und gerade er bietet noch gegenwärtiges, ja, leidenschaftliches Interesse und fördert das Verständnis des neunzehnten Jahrhunderts.

Universalismus gegen Nationalismus

Savigny, der grosse Rechtslehrer, schreibt: „Die Staaten, in welche sich das römische Reich auflöste, weisen zurück auf den Zustand des Reiches vor dieser Auflösung.“ Der Kampf, von

---

[1]) Man vergleiche das treffliche Wort des spanischen Staatsmannes Antonio Perez, im vorigen Kapitel, S. 615, angeführt.

dem ich hier zu sprechen habe, steht also sowohl formell wie ideell in starker Abhängigkeit von dem entschwundenen Imperium. Gleichwie die Schatten länger werden, je tiefer die Sonne sinkt, so warf Rom, dieser erste wahrhaft grosse S t a a t, seinen Schatten weit über kommende Jahrhunderte hin. Denn, wohl betrachtet, ist der nun entbrennende Kampf im Staat ein Kampf der Völker um ihre persönliche Daseinsberechtigung gegen eine erträumte und erstrebte Universalmonarchie, und Rom hinterliess nicht allein die Thatsache eines nationalitätlosen Polizeistaates mit Gleichförmigkeit und Ordnung als politischem Ideal, sondern auch die Erinnerung an eine grosse Nation. Ausserdem hinterliess Rom die geographische Skizze zu einer möglichen und in vielen Zügen dauernd bewährten politischen Aufteilung des chaotischen Europa in neue Nationen, sowie Grundprinzipien der Gesetzgebung und der Verwaltung, an denen die individuelle Selbständigkeit dieser neuen Gebilde wie die junge Rebe an dem dürren Pfahl emporwachsen und erstarken konnte. Beiden Idealen, beiden Politiken lieferte also das alte Rom die Waffen, sowohl dem Universalismus wie dem Nationalismus. Jedoch es kam auch Neues hinzu, und dieses Neue war das Lebendige, der Saft, welcher Blüten und Blätter trieb, die Hand, welche die Waffe führte: neu war das religiöse Ideal der Universalmonarchie, und neu war der die Nationen gestaltende Menschenschlag. Neu war es, dass die römische Monarchie nicht mehr eine weltliche Politik, sondern eine zum Himmel vorbereitende Religion, dass ihr Monarch nicht ein wechselnder Caesar, sondern ein unsterblicher, ans Kreuz geschlagener Gott sein sollte, und ebenso neu war es, dass an Stelle der verschwundenen Nationen der früheren Geschichte eine bisher unbekannte Menschenrasse auftrat, gleich schöpferisch und individualistisch (folglich von Natur staatenbildend) wie die Hellenen und die Römer, dabei im Besitz einer bedeutend breiteren, zeugungsfähigeren und darum auch plastischeren, vielgestaltigen Masse: die Germanen.

Die politische Situation während des ersten Jahrtausends von Konstantin an gerechnet ist also, trotz des unübersehbaren Wirrsals der Geschehnisse, durchaus deutlich, deutlicher vielleicht als

die heutige. Auf der einen Seite die bewusste, wohl durchdachte, aus Erfahrung und aus vorhandenen Verhältnissen entlehnte Vorstellung einer imperial-hieratischen, unnationalen U n i v e r s a l - m o n a r c h i e, auf Gottes Gebot von den römischen Heiden (unbewusst) vorbereitet,[1]) nunmehr in ihrer Göttlichkeit offenbart und daher allumfassend, allgewaltig, unfehlbar, ewig, — auf der anderen Seite die naturnotwendige, durch Rasseninstinkt geforderte Bildung von N a t i o n e n seitens der germanischen und der mit Germanen in meinem weiteren Sinne (siehe Kap. 6) stark vermischten Völker, zugleich eine unüberwindliche Abneigung ihrerseits gegen alles Beharrende, die stürmische Auflehnung gegen jede Beschränkung der Persönlichkeit. Der Widerspruch war flagrant, der Kampf unausbleiblich.

Das ist kein willkürliches Verallgemeinern; im Gegenteil: nur wenn man die anscheinenden Willkürlichkeiten aller Geschichte so liebevoll aufmerksam betrachtet wie der Physiograph das von ihm sorgfältig polierte Gestein, nur dann wird die Chronik der Weltbegebenheiten durchsichtig, und was das Auge nunmehr erblickt, ist nicht etwas Zufälliges, sondern das zu Grunde Liegende, gerade das einzige nicht Zufällige, die bleibende Ursache notwendiger, doch bunter, unberechenbarer Ereignisse. Dergleichen Ursachen erzwingen nämlich bestimmte Wirkungen. Wo weithin blickendes Bewusstsein vorhanden ist, wie z. B. (für den Universalismus) bei Karl dem Grossen und Gregor VII., oder andrerseits (für den Nationalismus) bei König Alfred oder Walther von der Vogelweide, da gewinnt die notwendige Gestaltung der Geschichte bestimmtere, leichter erkennbare Umrisse; doch war es durchaus nicht nötig, dass jeder Vertreter der römischen Idee oder des Prinzips der Nationalitäten klare Begriffe über Art und Umfang dieser Gedanken besass. Die römische Idee war zwingend genug, war eine unabänderliche Thatsache, nach welcher jeder Kaiser und jeder Papst, mochte er sonst auch denken und beabsichtigen was er wollte, genötigt war sich zu richten. Auch ist die übliche Lehre, hier habe eine Entwickelung stattgefunden,

---

[1]) Augustinus: *De civitate Dei* V, 21, etc.

der kirchliche Ehrgeiz sei nach und nach immer umfassender geworden, nicht wohlbegründet, nicht wenigstens in dem heutigen flachen Verstand, wonach durch Evolution aus einem X ein U wird; eine Entfaltung hat es gegeben, ein Anschmiegen an Zeitverhältnisse u. s. w., doch handelte Karl der Grosse nach genau den selben Grundsätzen wie Theodosius und stand Pius IX. auf genau dem selben Boden wie Bonifaz VIII. Weit weniger noch postuliere ich ein bewusstes Erstreben nationaler Bildungen. Die spätrömische Idee einer Universaltheokratie konnte allenfalls von ausserordentlichen Männern bis ins Einzelne ausgedacht werden, denn sie beruhte auf einem vorhandenen Imperium, an das sie unmittelbar anknüpfte, und auf der festgegründeten jüdischen Theokratie, aus der sie sich lückenlos herleitete; wie sollte man dagegen an ein Frankreich, ein Deutschland, ein Spanien gedacht haben, ehe sie da waren? Hier handelte es sich um schöpferische Neubildungen, die auch heute Sprossen treiben und noch ferner treiben werden, solange es Leben giebt. Unter unseren Augen finden Verschiebungen des Nationalbewusstseins statt, und noch jetzt können wir das nationalitäten-bildende Prinzip überall am Werke betrachten, wo der sogenannte Partikularismus sich regt: wenn der Bayer den Preussen nicht leiden mag und der Schwabe mit einer gelinden Geringschätzung auf Beide herabblickt; wenn der Schotte von „seinen Landsleuten“ spricht, um sie vom Engländer zu unterscheiden, und der Einwohner von New-York den *Yankee* von Neuengland als ein nicht ganz so vollendetes Wesen betrachtet, wie er selber ist; wenn örtliche Sitte, örtlicher Brauch, unausrottbare, durch keine Gesetzgebung ganz zu tilgende örtliche Rechtsgewohnheiten einen Gau vom anderen scheiden — — — so haben wir in allen diesen Dingen Symptome eines lebendigen Individualismus zu erblicken, Symptome der Fähigkeit eines Volkes, sich seiner Eigenart im Gegensatz zu der Anderer bewusst zu werden, der Fähigkeit zu organischer Neubildung. Schüfe der Gang der Geschichte die äusseren Bedingungen dazu, wir Germanen brächten noch ein Dutzend neue, charakteristisch unterschiedene Nationen hervor. In Frankreich wurde inzwischen diese schöpferische Beanlagung durch die fortschreitende „Ro-

manisierung“ geschwächt, ausserdem durch den Fuss des rohen Korsen fast ganz zertreten; in Russland ist sie in Folge des Vorwaltens untergeordneten, ungermanischen Blutes verschwunden, trotzdem früher unsere echten slavischen Vettern für individuelle Neubildungen — ihre Sprachen und Litteraturen beweisen es — reich begabt waren. Diese Gabe nun, welche wir bei den Einen nicht mehr, bei den Anderen noch heute vorhanden finden, ist es, die wir in der Geschichte am Werke sehen, nicht bewusst, nicht als Theorie, nicht philosophisch bewiesen, nicht auf juristischen Institutionen und göttlichen Offenbarungen aufgebaut, doch mit der Unbezwingbarkeit eines Naturgesetzes alle Hindernisse überwindend, zerstörend, wo es zu zerstören galt — denn woran sind die ungesunden Bestrebungen des römischen Kaisertums germanischer Könige zu Grunde gegangen, als an der stets wachsenden Eifersucht der Stämme? — und zugleich auf allen Seiten unbemerkt, emsig aufbauend, so dass die Nationen dastanden, lange ehe die Fürsten sie in die Landkarte eingetragen hatten. Während gegen das Ende des 12. Jahrhunderts der Wahn eines *imperium romanum* noch einen Friedrich Barbarossa bethörte, konnte der deutsche Dichter schon singen:

> übel müeze mir geschehen,
> künde ich ie mîn herze bringen dar,
> daz im wol gevallen
> wolte fremeder site:
> t i u s c h i u zuht gât vor in allen!

Und als im Jahre 1232 der mächtigste aller Päpste den Feind des römischen Einflusses in England, den Oberrichter Hubert de Burgh, durch Vermittlung des Königs hatte gefangen nehmen lassen, fand sich im ganzen Lande kein Schmied, der ihm Handschellen hätte anschmieden wollen; trotzig antwortete der Geselle, dem man mit der Folter drohte: „Lieber jeden Tod sterben, als dass ich je Eisen anlegen sollte dem Manne, der England vor dem F r e m d e n verteidigt hat!“ Der fahrende Sänger wusste, dass es ein deutsches Volk, der Hufeisenbeschläger, dass es ein englisches Volk gebe, als es manche grosse Herren der Politik kaum erst zu ahnen begannen.

Das Gesetz der Begrenzung

Man sieht, es handelt sich nicht um Windeier, gelegt von einer geschichtsphilosophischen Henne, sondern um die allerrealsten Dinge. Und da wir nun wissen, dass wir mit dieser Gegenüberstellung von Universalismus und Nationalismus konkrete Grundthatsachen der Geschichte aufgedeckt haben, möchte ich gern dieser Sache einen allgemeineren, mehr innerlichen Ausdruck abgewinnen. Damit steigen wir in die Tiefen der Seele hinab und erwerben uns eine Einsicht, die gerade für die Beurteilung des 19. Jahrhunderts von Wert sein wird; denn jene beiden Strömungen sind noch unter uns vorhanden, und zwar nicht allein in der sichtbaren Gestalt des *pontifex maximus,* der im Jahre des Heiles 1864 seine zeitliche Allgewalt noch einmal feierlich behauptete,[1]) sowie andrerseits in den immer schärfer hervortretenden nationalen Gegensätzen der Gegenwart, sondern in gar vielen Ansichten und Urteilen, die wir auf dem Lebenspfade auflesen, ohne zu ahnen, woher sie stammen. Im tiefsten Grunde handelt es sich eben um zwei Weltauffassungen, die sich gegenseitig so gänzlich ausschliessen, dass die eine unmöglich neben der andren bestehen könnte und es einen Kampf auf Leben und Tod zwischen ihnen geben müsste — trieben die Menschen nicht so ohne Besinnung dahin, gleich vollbesegelten, doch steuerlosen Schiffen, ziellos, gedankenlos dem Winde gehorchend. Ein Wort des erhaben grossen Germanen Goethe wird auch hier wieder das psychologische Rätsel aufhellen. In seinen Sprüchen in Prosa schreibt er von der lebendigbeweglichen Individualität, sie werde sich selbst gewahr „als innerlich Grenzenloses, äusserlich Begrenztes“. Das ist ein bedeutungsschweres Wort: ä u s s e r l i c h b e g r e n z t, i n n e r l i c h g r e n z e n l o s. Hiermit wird ein Grundgesetz alles geistigen Lebens ausgesprochen. Für das menschliche Individuum heisst nämlich äusserlich begrenzt so viel wie Persönlichkeit, innerlich grenzenlos so viel wie Freiheit; für ein Volk ebenfalls. Verfolgt man nun diesen

---

[1]) Siehe den S y l l a b u s § 19 fg., 54 fg., sowie die vielen Artikel gegen jede Gewissensfreiheit, namentlich § 15: „Wer behauptet, ein Mensch dürfe diejenige Religion annehmen und bekennen, die er nach bestem Wissen für wahr hält: der sei gebannt.“

Gedanken, so wird man finden, dass die beiden Vorstellungen sich gegenseitig bedingen. Ohne die äussere Begrenzung kann die innere Grenzenlosigkeit nicht statthaben; wird dagegen äussere Unbegrenztheit erstrebt, so wird die Grenze innerlich gezogen werden müssen. Dies Letztere ist denn auch die Formel des neurömischen kirchlichen Imperiums: innerlich begrenzt, äusserlich grenzenlos. Opfere mir deine menschliche Persönlichkeit, und ich schenke dir Anteil an der Göttlichkeit; opfere mir deine Freiheit, und ich schaffe ein Reich, welches die ganze Erde umfasst und in welchem ewig Ordnung und Friede herrschen; opfere mir dein Urteil, und ich offenbare dir die absolute Wahrheit; opfere mir die Zeit, und ich schenke dir die Ewigkeit. Denn in der That, die Idee der römischen Universalmonarchie und der römischen Universalkirche zielt auf ein äusserlich Unbegrenztes: dem Oberhaupt des Imperiums sind *omnes humanae creaturae,* d. h. sämtliche menschliche Wesen ohne Ausnahme unterworfen,[1]) und die Gewalt der Kirche erstreckt sich nicht allein über die Lebendigen, sondern auch über die Toten, welche sie noch nach Jahrhunderten mit Bann und Höllenqualen bestrafen oder aus dem Fegfeuer zur himmlischen Seligkeit befördern kann. Dass dieser Vorstellung Grossartigkeit innewohnt, bestreite ich nicht; davon ist augenblicklich die Rede nicht; sondern mir liegt einzig daran zu zeigen, wie jedes Hinzielen auf derartig äusserlich Unbegrenztes die innerliche Begrenzung des Individuums notwendig voraussetzt und bedingt. Von Konstantin an, dem ersten, der die Imperiumsidee konsequent neurömisch erfasste, bis zu Friedrich II., dem Hohenstaufen, dem letzten Herrscher, den der wahrhafte Universalgedanke beseelte, hat kein Kaiser ein Atom persönlicher oder auch Landesfreiheit geduldet (ausser insofern Schwäche ihn dazu zwang, den Einen Zugeständnisse zu machen, um die Anderen matt zu setzen). *Quod principi placuit, legis habet vigorem,* liess sich der Rotbart von den Juristen byzantinischer Schulung belehren, ging hin und zerstörte die in trotziger Freiheit und bürgerlichem Fleisse aufblühenden Städte der Lombardei und

[1]) Siehe die Bulle *Unam sanctam.*

streute Salz auf die rauchenden Trümmer Mailand's. Minder gewaltthätig, doch von der selben Grundanschauung getragen, vernichtete der zweite Friedrich die unter den Landesfürsten aufkeimenden Freiheiten des deutschen Bürgertums. Wie unverrückbar eng der *Pontifex* die „inneren Grenzen" zieht, braucht nicht erst dargethan zu werden. Das Wort *Dogma* hatte bei den alten Griechen eine Meinung, ein Dafürhalten, eine philosophische Lehre bezeichnet, im römischen Reich bezeichnete es eine kaiserliche Verordnung, jetzt aber, in der römischen Kirche, hiess es ein göttliches Gesetz des Glaubens, dem sämtliche menschliche Wesen bei ewiger Strafe sich bedingungslos zu unterwerfen hatten. Man mache sich keine Illusion hierüber, man lasse sich nicht durch Trugschlüsse irreführen: dem Individuum kann dieses System kein Tüttelchen freier Selbstbestimmung lassen, es ist unmöglich, und zwar aus dem einfachen Grunde — gegen den keine Kasuistik und keine noch so gute Absicht etwas vermag — weil, wer „äusserlich grenzenlos" sagt, „innerlich begrenzt" hinzufügen m u s s, er mag wollen oder nicht. Nach aussen wird das Opfer der Persönlichkeit, nach innen das Opfer der Freiheit gefordert. Ebensowenig kann dieses System nationale Individuen in ihrer Eigenart und als Grundlage geschichtlichen Geschehens anerkennen; sie sind ihm höchstens ein unvermeidliches Übel; denn sobald eine scharfe äussere Grenze gezogen ist, wird sich die Tendenz zur innerlichen Grenzenlosigkeit kundthun; nie wird die echte Nation sich dem Imperium unterwerfen.

Das staatliche Ideal der römischen Hierokratie ist die *civitas Dei* auf Erden, ein einziger unteilbarer Gottesstaat: jede Gliederung, welche äussere Grenzen schafft, bedroht das unbegrenzte Ganze, denn sie erzeugt Persönlichkeit. Darum gehen die Freiheiten der germanischen Völkerschaften, die Königswahl, die besonderen Rechte u. s. w. unter römischem Einfluss verloren; darum organisieren die Predigermönche, sobald zu Anfang des 13. Jahrhunderts die Nationalitäten deutlich hervorzutreten beginnen, einen wahren Feldzug gegen den *amor soli natalis,* die Liebe zur heimatlichen Scholle; darum sehen wir die Kaiser auf

die Schwächung der Fürsten bedacht und die Päpste während Jahrhunderte unermüdlich thätig, die Bildung der Staaten zu hindern und — sobald hier kein Erfolg mehr zu hoffen war — ihre freiheitliche Entwickelung hintanzuhalten (bei welchem Bestreben namentlich die Kreuzzüge ihnen lange Zeit zu gute kamen); darum sorgen die Konstitutionen des Jesuitenordens an erster Stelle dafür, dass dessen Mitglieder gänzlich „entnationalisiert“ werden und einzig der universellen Kirche angehören;[1]) darum lesen wir in

---

[1]) Jedes Gespräch über einzelne Nationen ist den Jesuiten aufs Strengste verboten; das Ideal des Ignatius war, sagt Gothein (*Ignatius von Loyola,* S. 336), „alle Nationen durcheinander zu werfen“; nur wo die Staaten es zur Bedingung machten, liess er den Unterricht durch Eingeborene geben, sonst war es sein stehendes Prinzip, jedes Mitglied aus seinem Vaterlande zu entfernen, wodurch zugleich erreicht wurde, dass kein Jesuitenschüler durch ein Mitglied seiner eigenen Nation herangebildet wurde. Das System ist seither nicht geändert. Buss, der ultramontane Verfasser der *Geschichte der Gesellschaft Jesu,* rühmt ihr vornehmlich nach: „sie hat keinen Charakter haftend an dem Genie einer Nation oder in der Eigentümlichkeit eines einzelnen Landes.“ Der französische Jesuit Jouvancy warnt in seiner *Lern- und Lehrmethode* die Ordensmitglieder ganz besonders vor dem „zu vielen Lesen in Werken der Muttersprache“, denn, so fährt er fort: „dabei wird nicht nur viel Zeit verloren, sondern man leidet auch leicht Schiffbruch an der Seele.“ Schiffbruch an der Seele durch Vertrautheit mit der Muttersprache! Und der bayrische Jesuit Kropf stellt im 18. Jahrhundert als erstes Prinzip für die Schule auf, dass „der Gebrauch der Muttersprache niemals gestattet werde“. Man durchsuche das ganze Buch (ein orthodox-römisch-jesuitisches), aus dem ich diese Citate entnehme: *Erläuterungsschriften zur Studienordnung der Gesellschaft Jesu,* 1898, bei Herder (für Obiges S. 229 und 417), man wird das Wort Vaterland nicht ein einziges Mal finden! — (Nachtrag: Während der Drucklegung dieses Kapitels lerne ich die vortreffliche Schrift von Georg Mertz, *Die Pädagogik der Jesuiten,* Heidelberg 1898, kennen, in welcher streng aktenmässig und mit wissenschaftlicher Unparteilichkeit dieses ganze Erziehungssystem dargelegt wird. Wer diese trockene, nüchterne Darstellung aufmerksam liest, wird nicht bezweifeln, dass jede Nation, welche ihre Schulen den Jesuiten öffnet, einfach Selbstmord begeht. Ich verdächtige durchaus nicht die guten Absichten der Jesuiten und bestreite nicht, dass sie einen gewissen pädagogischen Erfolg erzielen;

den allerneuesten, streng wissenschaftlichen Lehrbüchern des katholischen Kirchenrechts (siehe z. B. das von Phillips, 3. Aufl., 1881, S. 804) noch immer von dem Durchdringen des „Nationalitätsprinzips innerhalb der Einen und Allgemeinen Kirche Gottes“ als von einem der bedauerlichsten Vorgänge der Geschichte Europa‘s. Dass die grosse Mehrzahl der römischen Katholiken dennoch vortreffliche Patrioten sind, ist ein Mangel an Konsequenz, der ihnen zur Ehre gereicht; ähnlich hat ja gerade Karl der Grosse, der sich *a Deo coronatus imperator, Romanum gubernans imperium* nannte, durch seine kulturelle Thätigkeit und seine germanische Gesinnung mehr als ein Anderer zur Entfesselung der Nationalitäten und zur Knebelung des folgerechten römischen Gedankens beigetragen; doch wird durch derartige Inkonsequenzen die einzig richtige Lehre der theokratischen Universalkirche in keiner Weise berührt, und es ist unmöglich, dass diese Lehre und dieser Einfluss sich jemals anders als in antinationaler Richtung geltend mache. Denn, ich wiederhole es, hier handelt es sich nicht um dieses eine bestimmte Kirchen- und Imperiumsideal, sondern um ein allgemeines Gesetz menschlichen Wesens und Thuns.

Damit dieses Gesetz recht klar erkannt werde, wollen wir jetzt kurz die entgegengesetzte Weltauffassung betrachten: äusserlich begrenzt, innerlich grenzenlos. Nur in der Gestalt des äusserlich scharf Abgegrenzten, keinem andern Menschen Gleichen, das Gesetz seines besonderen Seins sichtbar zur Schau Tragenden tritt uns die hervorragende Persönlichkeit entgegen; nur als streng begrenzte individuelle Erscheinung offenbart uns das Genie die grenzenlose Welt seines Innern. Hiervon war in

---

doch bezweckt dieses ganze System die grundsätzliche Vernichtung der Individualität — der persönlichen sowohl wie der nationalen. Andrerseits muss aber zugegeben werden, dass dieses frevelhafte Attentat auf alles Heiligste im Menschen, diese grundsätzliche Heranbildung eines Geschlechtes, das „aus dem Hellen ins Dunkle strebt“, die streng logische Anwendung der römischen Postulate ist; in der starren und erstarrenden Folgerichtigkeit liegt die Kraft des Jesuitismus.)

meinem ersten Kapitel (über hellenische Kunst) so eindringlich die Rede, dass ich es jetzt nicht noch einmal auszuführen brauche; im zweiten Kapitel, dem über Rom, sahen wir dann das selbe Gesetz schärfster Abgrenzung nach Aussen eine innerlich unerhört mächtige Nation schaffen. Und ich frage, wo wäre man mehr als bei dem Anblick des Gekreuzigten berechtigt auszurufen: äusserlich b e g r e n z t, innerlich g r e n z e n l o s? Und aus welchen Worten wäre diese Wahrheit deutlicher herübergetönt, als aus jenen: Das Himmelreich ist nicht auswendig, in der Welt der begrenzten Gestalten, sondern innerlich, in euren Herzen, in der Welt des Grenzenlosen? Diese Lehre ist das genaue, antipodische Gegenteil der Kirchenlehre. Die Geschichte als Beobachtungswissenschaft lehrt, dass nur begrenzte, zu nationaler Eigenartigkeit aus- und eingewachsene Völker Grosses geleistet haben. Die stärkste Nation der Welt — Rom — verschwand, und mit ihr verschwanden ihre Tugenden, sobald sie „universal“ zu werden strebte. Ähnlich überall. Lebhaftestes Rassenbewusstsein und allerengste Stadtorganisation waren die notwendige Atmosphäre für die unvergänglichen Grossthaten des Hellenentums; die Weltmacht Alexander‘s hat nur die Bedeutung einer mechanischen Ausbreitung von hellenischen Bildungselementen. Die ursprünglichen Perser waren eins der lebhaftesten, thatkräftigsten, in Bezug auf Poesie und Religion am tiefsten beanlagten Völker der Geschichte: als sie den Thron einer Weltmonarchie erstiegen hatten, schwand ihre Persönlichkeit und damit auch ihr Können dahin. Selbst die Türken verloren als internationale Grossmacht ihren bescheidenen Schatz an Eigenschaften, während ihre Vettern, die Hunnen, durch rücksichtslose Betonung des einen einzigen nationalen Momentes und durch gewaltsames Einschmelzen ihres reichen Schatzes an tüchtigen deutschen und slavischen Elementen, im Begriffe sind, unter unseren Augen zu einer grossen Nation heranzuwachsen.

Aus dieser zwiefachen Betrachtung geht hervor, dass die B e s c h r ä n k u n g ein allgemeines Naturgesetz ist, ein ebenso allgemeines wie das Streben nach dem S c h r a n k e n l o s e n. Ins Unbegrenzte m u s s der Mensch hinaus, seine Natur fordert

es gebieterisch; um dies zu können, muss er sich begrenzen. Hier findet nun der Widerstreit der Grundsätze statt: begrenzen wir uns äusserlich — in Bezug auf Rasse, Vaterland, Persönlichkeit — so scharf, so resolut wie möglich, so wird uns, wie den Hellenen und den brahmanischen Indern, das innerliche Reich des Grenzenlosen aufgehen; streben wir dagegen äusserlich nach Unbegrenztem, nach irgend einem Absoluten, Ewigen, so müssen wir auf der Grundlage eines engbegrenzten Innern bauen, sonst ist jeder Erfolg ausgeschlossen: das zeigt uns jedes grosse Imperium, das zeigt uns jedes sich als absolut und alleingültig gebende philosophische und religiöse System, das zeigt uns vor Allem jener grossartigste Versuch einer universellen Weltdeutung und Weltregierung, die römisch-katholische Kirche.

Der Kampf um den Staat

Der Kampf im Staat während der ersten zwölf Jahrhunderte unserer Zeitrechnung war nun in seinem tiefsten Grunde ein Kampf zwischen den genannten zwei Prinzipien der Begrenzung, die auf allen Gebieten sich feindlich gegenüberstehen und deren Gegenüberstellung hier, auf politischem Gebiete, zu einem Kampfe zwischen Universalismus und Nationalismus führt. Es handelt sich um die Daseinsberechtigung unabhängiger Nationalitäten. Um das Jahr 1200 herum konnte der zukünftige Sieg des nationalbeschränkten, d. h. also des äusserlich begrenzenden Grundsatzes kaum mehr zweifelhaft sein. Zwar stand das Papsttum auf seiner höchsten Höhe — so versichern wenigstens die Geschichtsschreiber, übersehen jedoch, dass diese „Höhe“ nur den Sieg über den internen Konkurrenten um die Weltmonarchie, den Kaiser, bedeutet, und dass gerade dieser Wettstreit innerhalb der Imperiumsidee und dieser Sieg des Papstes den endgültigen Bankrott des römischen Plans herbeigeführt hat. Denn inzwischen waren Völker und Fürsten erstarkt: der innere Abfall von den kirchlichen „Grenzen“ hatte schon im ausgedehntesten Massstabe begonnen, und der äussere Abfall von dem vermeintlichen *princeps mundi* wurde gerade von den frömmsten Fürsten mit beneidenswerter Inkonsequenz durchgeführt. So nahm z. B. Ludwig der Heilige offen Partei für den exkommunizierten Friedrich und erklärte dem Papst gegenüber: *„Les roys ne tiennent de nullui,*

fors de Dieu et d‘eux-mêmes“; und auf ihn folgte bald ein Philipp der Schöne, der einen widerspenstigen *pontifex* einfach gefangen nehmen liess und dessen Nachfolger zwang, in Frankreich unter seinen Augen zu residieren und die gewünschten gallikanischen Sonderrechte zu bestätigen. Der Kampf ist hier ein anderer als der zwischen Kaiser und Papst: denn die Fürsten bestreiten das Existenzrecht des römischen Universalismus; in weltlichen Dingen wollen sie vollkommen unabhängig und in kirchlichen Dingen die Herren im eigenen Lande sein. Hinfürder musste der Vertreter der römischen Hierokratie auch in seinen glanzvollen Tagen mühsam lavieren und, um sich die Glaubensdinge möglichst unterthan zu halten, seine politischen Ansprüche einen nach dem andern (einstweilen) preisgeben; dem sogenannten „römischen Kaiser deutscher Nation“ (wohl die blödsinnigste *contradictio in adjecto,* die jemals ersonnen wurde) ging es noch schlechter; sein Titel war ein blosser Spott, und doch musste er ihn so teuer bezahlen, dass heute, am Schlusse des 19. Jahrhunderts, sein Nachfolger der einzige Monarch Europa‘s ist, der nicht an der Spitze einer Nation, sondern eines ungestalteten Menschenhaufens steht. Wogegen der mächtigste moderne Staat dort entstand, wo die antirömische Tendenz einen so unzweideutigen Ausdruck gefunden hatte, dass man behaupten darf: „der dynastische und der protestantische Gedanke durchdringen einander so, dass sie kaum unterschieden werden können“.[1]) Inzwischen war eben die Losung ausgegeben worden, die da lautete: weder Kaiser noch Papst, sondern Nationen.

In Wahrheit jedoch ist dieser Kampf noch heute nicht beendet; denn wenn auch der Grundsatz der Nationen siegte, die Macht, welche den entgegengesetzten Grundsatz vertritt, hat nie entwaffnet, ist heute in gewissen Beziehungen stärker als je, verfügt über eine weit besser disziplinierte, mehr bedingungslos unterworfene Beamtenschar als in irgend einem früheren Jahrhundert und wartet nur auf die Stunde, wo sie rücksichtslos hervortreten kann. Ich habe nie verstanden, warum gebildete Katho-

[1]) Ranke: *Genesis des preussischen Staates,* Ausg. 1874, S. 174.

liken sich bemühen, die Thatsache zu leugnen, oder hinwegzudeuten, dass die römische Kirche nicht allein eine Religion, sondern auch ein weltliches Regierungssystem ist, und dass die Kirche als Vertreterin Gottes auf Erden *eo ipso* in allen Dingen dieser Welt unbeschränkte Herrschaft beanspruchen darf und allezeit beansprucht hat. Wie kann man das glauben, was die römische Kirche als Wahrheit lehrt, und trotzdem von einer Selbständigkeit der weltlichen Gewalt reden — wie das, um nur ein Beispiel aus beliebig vielen zu nennen, Professor Phillips in seinem *Lehrbuch des Kirchenrechts,* § 297, thut, wo er doch in dem selben Paragraphen auf der vorangehenden Seite ausgeführt hat: „Es ist nicht Sache des Staates, zu bestimmen, welche Rechte der Kirche zustehen, noch die Ausübung derselben von seiner Genehmigung abhängig zu machen“? Wenn aber der Staat die Rechte der Kirche nicht bestimmt, so folgt daraus mit unwidersprechlich logischer Notwendigkeit, dass die Kirche die Rechte des Staates bestimmt. Und was hier mit einer verblüffenden „wissenschaftlichen“ Naivetät geschieht, wird in hundert anderen Büchern und in immer erneuten Beteuerungen hochgestellter Prälaten wiederholt und die Kirche als ein in staatlichen Dingen unwissendes, unschuldiges Lamm hingestellt — was ohne syste- matische Unterdrückung der Wahrheit nicht angeht. Wäre ich römischer Katholik, ich würde, weiss Gott, anders Farbe bekennen und mir die Mahnung Leo‘s XIII. zu Herzen nehmen, dass man „nicht wagen solle, Unwahres zu sagen, noch Wahres zu verschweigen“.[1]) Und die Wahrheit ist, dass die römische Kirche

[1]) In seinem Breve *Saepenumero* vom 18. August 1883. Diese Warnung richtet sich ausdrücklich „an die Historiker“, und der heilige Vater scheint eine ganze Sammlung neukatholischer Bücher der von mir gerügten Art vor sich liegen gehabt zu haben, denn er seufzt, ihn dünke die neuere Geschichtsschreibung eine *„conjuratio hominum adversus veritatem“* geworden zu sein, worin ihm Jeder, der einige Kenntnis von dieser Litteratur besitzt, von Herzen beistimmen wird. *Nomina sunt odiosa,* doch erinnere ich daran, dass schon in einer Anmerkung zum vorigen Kapitel (S. 643) darauf hingewiesen wurde, wie selbst Janssen, dessen *Geschichte des deutschen Volkes* so grosse Beliebtheit und soviel Ansehen geniesst, zu dieser

von Anfang an — d. h. also von Theodosius an, der sie begründete — stets die unbedingte, unbeschränkte Herrschaft über die weltlichen Dinge beansprucht hat. Ich sage, „die Kirche“ hat sie beansprucht, ich sage nicht „der Papst“; denn darüber, wer die weltliche, sowie auch darüber, wer die höchste religiöse Gewalt thatsächlich ausüben sollte, hat es zu verschiedenen Zeiten verschiedene Auffassungen und manchen Streit gegeben; doch dass diese Gewalt der K i r c h e als einer göttlichen In-

---

„Verschwörung gegen die Wahrheit“ gehört. So lässt er z. B. die grosse Verbreitung der Bibel in Deutschland am Ende des 15. Jahrhunderts ein Verdienst der römischen Kirche sein, während er doch sehr gut weiss: erstens, dass das Lesen der Bibel damals seit zwei Jahrhunderten von Rom aus streng verboten war und nur die grossen Wirrnisse in der Kirche jener Zeit eine Laxheit der Disziplin verschuldeten, zweitens, dass gerade in jenem Augenblick das Bürgertum und der Kleinadel von ganz Europa bis ins innerste Herz antirömisch waren und sich d e s w e g e n mit solcher Leidenschaft auf das Studium der Bibel warfen! Wie sehr relativ diese angebliche „Verbreitung“ war, geht übrigens aus der einen Thatsache hervor, dass Luther mit 20 Jahren noch nie eine Bibel gesehen hatte und mit Mühe ein Exemplar in der Universitätsbibliothek zu Erfurt auftrieb. Dieses eine Beispiel von Geschichtsfälschung ist typisch; in ähnlicher Weise „wagt“ Janssen‘s Buch an hundert Stellen „Unwahres zu sagen und Wahres zu verschweigen“, und doch gilt es als ein ernst wissenschaftliches. Was müsste man erst zu jener neuesten, wie Pilze aus vermodertem Boden hervorsprossenden Litteratur sagen, die sich die planmässige Besudelung aller nationalen Helden zum Ziel gesetzt hat, von Martin Luther bis Bismarck, von Shakespeare bis Goethe? Einzig Verachtung ist hier angebracht. Ein bekanntes Sprichwort sagt: Lügen haben kurze Beine, und ein weniger bekanntes: Dem Lügner sieht man so tief ins Maul als dem Wahrsager. Mögen die Völker Europas bald so weit erwacht sein, dass sie dieser Rotte tief ins Maul sehen! Doch darf keine Empörung dazu verleiten, den grossartigen Universalgedanken eines Theodosius und eines Carolus Magnus, eines Gregor I. und eines Gregor VII., eines Augustinus und eines Thomas von Aquin mit derartigen modernen Schuftigkeiten auf gleiche Stufe zu stellen. Der wahre römische Gedanke ist ein echter Kulturgedanke, der im letzten Grunde auf dem Werk und den Traditionen der grossen Kaiserepoche von Tiberius bis Marc Aurel ruht; dagegen knüpft das Ideal der genannten Herren bekanntlich (siehe S. 525) an die kulturbare Steinzeit an, und das selbe gilt von ihrer tückischen Kampfesweise.

stitution innewohne, ist stets gelehrt worden, und diese Lehre bildet, wie ich es im vorigen Kapitel zu zeigen versuchte (S. 615 fg.), ein so grundlegendes Axiom der römischen Religion, dass das ganze Gebäude einstürzen müsste, wenn sie je diesen Anspruch im Ernst aufgeben wollte. Gerade dies ist ja der bewundernswerteste und — sobald er sich in einem schönen Geiste wiederspiegelt — heiligste Gedanke der römischen Kirche: diese Religion will nicht bloss für die Zukunft, sondern auch für die Gegenwart sorgen, und zwar nicht allein, weil das irdische Leben nach ihrer Meinung für den Einzelnen die Schule des ewigen Lebens bedeutet, sondern weil sie Gott zu Ehren und als Vertreterin Gottes schon diese zeitliche Welt zu einem herrlichen Vorhof der himmlischen gestalten will. Wie der tridentinische Katechismus sagt: *Christi regnum in terris inchoatur, in coelo perficitur,* das Reich Christi erreicht im Himmel seine Vollendung, doch beginnt es auf Erden.[1]) Wie flach muss ein Denken sein, welches die Schönheit und die unermessliche Kraft einer derartigen Vorstellung nicht empfindet! Und wahrlich, ich erträume sie mir nicht; dazu besässe ich nicht die Phantasie. Doch ich schlage Augustinus: *De civitate Dei,* Buch XX, Kap, 9, auf und lese: *„Ecclesia et nunc est regnum Christi, regnumque coelorum.“* Zweimal innerhalb weniger Zeilen wiederholt Augustinus, die Kirche sei j e t z t s c h o n das Reich Christi. Auch sieht er (im Anschluss an die Apokalypse) Männer auf Thronen sitzen, und wer sind sie? diejenigen, welche j e t z t die Kirche regieren. Diese Auffassung setzt eine politische Regierung voraus, und selbst wo der Kaiser diese ausübt, selbst wo er sie gegen den Papst anwendet, ist er, der Kaiser, doch ein Glied der Kirche, *a Deo coronatus,* dessen Gewalt auf religiösen Voraussetzungen beruht, so dass von einer wirklichen Trennung zwischen Staat

[1]) Um Missverständnissen vorzubeugen, will ich anmerken, dass auch nach lutherischer Lehre der Gläubige schon hier das ewige Leben hat; doch ist das eine Auffassung, welche (wie ich in den Kap. 5, 7 und 9 ausführlich dargethan habe) *in toto* von der jüdisch-römischen abweicht, da sie nicht auf chronistischer Aufeinanderfolge, sondern auf gegenwärtiger Erfahrung (wie bei Christus) fusst.

und Kirche nicht die Rede sein kann, sondern höchstens (wie schon im Vorwort zu diesem Kapitel ausgeführt) von einem Kompetenzstreit innerhalb der Kirche. Die religiöse Grundlage dieser Auffassung reicht bis auf Christus selber zurück; denn, wie ich im dritten Kapitel dieses Buches bemerkte: Leben und Lehren Christi deuten unverkennbar auf einen Zustand, der nur durch Gemeinsamkeit verwirklicht werden kann.[1]) Genau hier ist der Punkt, wo das alternde Kaisertum und das jugendliche Christentum eine gewisse Verwandtschaft miteinander entdeckten oder zu entdecken wähnten. Ohne Zweifel war ein Jeder der beiden Kontrahierenden von sehr verschiedenen Beweggründen geleitet, der eine von politischen, der andere von religiösen; vermutlich täuschten sich beide; das Kaisertum wird nicht geahnt haben, dass es seine weltliche Gewalt auf ewig preisgab, das reine Christentum der alten Zeit wird nicht bedacht haben, dass es sich dem Heidentum in die Arme warf und sofort von ihm werde überwuchert werden; doch gleichviel: aus ihrer Vereinigung, aus ihrer Verschmelzung und gegenseitigen Durchdringung entstand die römische K i r c h e. Nun umfasst die Kirche nach der als orthodox anerkannten Definition des Augustinus sämtliche Menschen der Erde,[2]) und jeder Mensch, gleichviel ob er „Fürst oder Knecht, Kaufmann oder Lehrer, Apostel oder Doktor sei“, hat seine Thätigkeit hier auf Erden als e i n i h m i n d e r K i r c h e a n g e w i e s e n e s A m t zu betrachten, *in hac ecclesia suum munus.*[3]) Durch welches Schlupfloch hier ein „Staat“ oder gar eine „Nation“ sich sollte herausretten können, um sich als selbstän-

---

[1]) Siehe S. 247.

[2]) *Ecclesia est populus fidelis per universum orbem dispersus,* aufgenommen in I, 10, 2 des *Catechismus ex decreto Concilii Tridentini.* Da nun aber schon von Theodosius an der Glaube von Allen e r z w u n g e n werden sollte und der Unglaube oder Irrglaube ein Majestätsverbrechen bildete, da ausserdem die Schismatiker und Häretiker dennoch „unter der Gewalt der Kirche stehen“ (a. a. O., I, 10, 9), so umfasst diese Definition sämtliche Menschen ohne Ausnahme, *omnes humanae creaturae,* wie Bonifaz in der oben angeführten Stelle richtig sagte.

[3]) Cat. Trid. I, 10, 25.

diges Wesen der Kirche gegenüber aufzurichten und ihr zuzurufen: du, kümmere dich hinfürder um deine Angelegenheiten, ich werde in den Dingen dieser Welt nach eigenem Belieben herrschen! — ist nicht ersichtlich; eine derartige Annahme ist unlogisch und unsinnig, sie hebt die Idee der römischen Kirche auf. Diese Idee gestattet offenbar keinerlei Einschränkung, weder geistig noch materiell, und wenn der Papst in seiner Eigenschaft als Vertreter der Kirche, als deren *pater ac moderator,* das Recht fordert, in weltlichen Dingen das entscheidende Wort zu sprechen, so ist das eben so berechtigt und logisch, wie wenn Theodosius in seinem berühmten Dekret gegen die Häretiker behauptet, er, der Kaiser, sei „von himmlischer Weisheit“ geleitet, oder wenn Karl der Grosse aus eigener Machtvollkommenheit über dogmatische Fragen entscheidet. Denn die Kirche umfasst Alles, Leib und Seele, Erde und Himmel, ihre Gewalt ist unbegrenzt, und wer sie vertritt — gleichviel wer es sei — gebietet folglich unumschränkt. Schon Gregor II., kein überspannter Kirchenfürst, verglich den Papst einem „Gott auf Erden“; Gregor VII. führt aus, „die weltliche Gewalt muss der geistlichen (d. h. der römischen Kirche) gehorchen“; an Wilhelm den Eroberer schreibt er, die apostolische Gewalt müsse vor Gott Rechenschaft abgeben über alle Könige; Gregor IX. sagt in einem Briefe vom 23. Oktober 1236 (in welchem er besonders betont, dass die Rechte des Kaisers nur von der Kirche „übertragen“ seien): „Wie der Stellvertreter Petri die Herrschaft über alle Seelen hat, so besitzt er auch in der ganzen Welt ein Prinzipat über das Zeitliche und die Leiber und regiert auch das Zeitliche mit dem Zügel der Gerechtigkeit“; Innocenz IV. behauptet, man könne der Kirche das Recht nicht bestreiten, *spiritualiter de temporalibus* zu richten. Und da alle diese Worte, so unzweideutig sie auch sind, doch mancher kasuistischen Haarspalterei Raum liessen, zerstreute der ehrliche und fähige Bonifaz VIII. jedes Missverständnis durch eine Bulle *Ausculta fili* vom 5. Dezember 1301, an den König von Frankreich gerichtet, in welcher er schreibt: „Gott hat uns unerachtet Unserer geringen Verdienste über die Könige und Reiche gesetzt und uns das Joch apostolischer Knechtschaft auferlegt, um in

seinem Namen und nach seiner Anweisung auszureissen, niederzureissen, zu zerstören, zu zerstreuen, aufzubauen und zu pflanzen . . . . Lass Dir also, geliebtester Sohn, von Niemandem einreden, dass Du keinen Obern habest und dem höchsten Hierarchen der kirchlichen Hierarchie nicht untergeben seiest. Wer dies meint, ist ein Thor; wer es hartnäckig behauptet, ist ein Ungläubiger und gehört nicht zum Schafstall des guten Hirten.“ Weiter unten bestimmt dann Bonifaz, es sollten mehrere französische Bischöfe nach Rom kommen, damit der Papst mit ihnen beschliesse, was „zur Besserung der Missstände und zum Heil und zur guten Verwaltung des Reiches erspriesslich sei“ — wozu der römisch-katholische Bischof Hefele sehr richtig bemerkt: „Wer aber das Recht besitzt, in einem Reiche zu ordnen, auszureissen, zu bauen und für gute Verwaltung zu sorgen, ist der wirkliche Obere desselben.“[1]) Es ist ebenfalls nur konsequent, da sämtliche Menschen des Erdbodens der Kirche unterstehen und ihr einverleibt sind, dass auch die letzte Verfügung über sämtliche Länder ihr zukomme. Über gewisse Reiche, wie z. B. Spanien, Ungarn, England u. s. w. beanspruchte die Kirche ohne Weiteres die Oberlehensherrlichkeit;[2]) bei allen übrigen behielt sie sich die Bestätigung und Krönung der Könige vor, sie setzte sie ab und ernannte neue Könige an Stelle der abgesetzten (wie z. B. bei den Karlingern) — — denn, wie Thomas von Aquin in seinem *De regimine principum* ausführt: „Wie der Körper Kraft und Fähigkeit erst von der Seele erhält, ebenso entfliesst die zeitliche

---

[1]) *Konziliengeschichte,* VI, 331. Der lateinische Text der Kirchenrechte lautet: *ad evellendum, destruendum, dispergendum, dissipandum, aedificandum, atque plantandum;* später *ordinare . . . . ad bonum et prosperum regimen regni.* Die früheren Citate sind dem selben Werke entnommen, V, 163, 154, 1003, 1131, VI, 325—327.

[2]) Das Eigentumsrecht auf Ungarn stützt sich auf eine angebliche Schenkung des Königs Stephan, Spanien und England (wohl auch Frankreich?) werden als in der gefälschten konstantinischen Schenkung inbegriffen betrachtet, nach welcher dem päpstlichen Stuhle „die königliche Gewalt in sämtlichen Provinzen Italiens sowie in den westlichen Gegenden (*in partibus occidentalibus*)“ sollte überlassen worden sein (vergl. Hefele V, 11).

Autorität der Fürsten aus der geistlichen des Petrus und seiner Nachfolger.“[1]) Das königliche Amt ist eben, wie schon oben gezeigt, nichts mehr und nichts weniger als ein *munus* innerhalb der Kirche, innerhalb der *civitas Dei.* Daher ist auch kein Häretiker rechtmässiger König. Schon 1535 wurden von Paul III. alle englischen Unterthanen des Gehorsams gegen ihren König feierlich entbunden,[2]) und im Jahre 1569 wurde von Pius V. diese Massregel noch verschärft, indem die grosse Königin Elisabeth nicht nur abgesetzt und „jeglichen Eigentums“ entblösst, sondern jeder Engländer, der es wagen sollte, ihr zu gehorchen, mit Exkommunikation bedroht wurde.[3]) In Folge dessen besteht die ganze politische Entwickelung Europa‘s seit der Reformation für die Kirche nicht zu Recht; sie fügt sich in das Unvermeidliche, doch sie erkennt sie nicht an: gegen den Augsburger Religionsfrieden hat sie protestiert, gegen den westfälischen Frieden erhob sie mit noch grösserer Feierlichkeit Einspruch und erklärte ihn „für alle Zukunft null und nichtig“,[4]) den Akten des Wiener Kongresses hat sie ihre Zustimmung versagt. — — — Auch über die aussereuropäische Welt hat die Kirche mit lobenswerter Konsequenz die alleinige Verfügung beansprucht und z. B. Spanien

---

[1]) Ich citiere nach Bryce: *Le Saint Empire Romain Germanique,* S. 134.

[2]) Hergenröther: Hefele‘s *Konziliengeschichte* fortgesetzt IX, 896.

[3]) Green: *History of the English people* (Eversley ed.) IV, 265, 270. Und das ist nicht etwa ein überwundener Standpunkt, sondern erst in unseren Tagen wurde Felton, der Mann, der diese Bulle an die Thore des Bischofs von London angenagelt hatte, von Leo XIII. selig gesprochen!

[4]) Phillips: *Lehrbuch des Kirchenrechts,* S. 807, und die dort genannte Bulle *Zelo domus.* — Übrigens hat hier nicht allein der römische Papst, sondern auch der römische Kaiser protestiert, indem er sich seine sogenannten „Reservatrechte“ vorbehielt, sich aber zugleich weigerte, zu erklären, was er darunter verstünde; was er sich damit wahrte, war aber ganz einfach der nie aufgegebene Anspruch auf die *potestas universalis,* d. h. auf die unbeschränkte Allgewalt, mit anderen Worten, der Kaiser blieb der römisch-universalistischen Vorstellung treu. (Man lese hierüber die Ausführungen in Siegel: *Deutsche Rechtsgeschichte,* § 100.)

durch zwei Bullen vom 3. und 4. Mai 1493 „im Namen Gottes“ alle entdeckten oder noch zu entdeckenden Länder westlich des 25. Längengrades (westlich von Greenwich) auf ewige Zeiten geschenkt, den Portugiesen Afrika, u. s. w.[1])

Mit Absicht beschränke ich mich auf diese wenigen Andeutungen und Citate, den Büchern entnommen, die meine bescheidene Büchersammlung umfasst; ich brauchte nur in eine öffentliche Bibliothek zu gehen, um Hunderten von vielleicht noch treffenderen Belegen auf die Spur zu kommen; so entsinne ich mich z. B., dass in späteren Bullen der Satz, der Papst besitze „über alle Völker, Reiche und Fürsten die Fülle der Gewalt“, mit geringen Abweichungen in fast formelhafter Weise wieder-

---

[1]) Papst Alexander VI. sagt in diesen Bullen, die Schenkung geschehe „aus reiner Freigebigkeit“ und „kraft der Autorität des allmächtigen Gottes, ihm durch den heiligen Petrus übergeben“. (Vergl. die Anmerkung auf S. 653.) Weiter kann die unbedingte Verfügung über alles Zeitliche nicht gehen, es sei denn, dass Jemand sich die Allgewalt beilegte, auch den Mond zu verschenken. — Die Bulle *Inter Cetera* vom 4. Mai 1493 findet man *in extenso* abgedruckt in Fiske‘s *Discovery of America,* 1892, II, 580 fg. Daselbst im ersten Bande, S. 454 fg., findet man eine ausführliche Darlegung der begleitenden Umstände u. s. w., zugleich eine eingehende Erörterung der durch die Undeutlichkeit des päpstlichen Textes entstandenen Schwierigkeiten. Der *Pontifex maximus* nämlich, obwohl er erklärt *„ex certa scientia“* zu reden, verleiht den Spaniern alle entdeckten und noch zu entdeckenden Länder (*omnes insulas et terras firmas inventas et inveniendas, detectas et detegendas*), welche westlich und südlich (*versus Occidentem et Meridiem*) eines bestimmten Längengrades liegen; nun hat aber bisher kein Mathematiker entdecken können, welche geographische Gegend „südlich“ von einem „Längengrad“ liegt; und dass der Papst wirklich einen Längengrad meint, kann nicht in Frage gestellt werden, da er mit naiver Umständlichkeit sagt: *„fabricando et construendo unam lineam a polo Arctico ad polum Antarcticum“.* Diese von einer krass unwissenden Kurie verfügte Schenkung übte übrigens eine von ihr gar nicht vorhergesehene Wirkung aus, indem sie die Spanier zwang, immer weiter nach Westen zu suchen, bis sie die Magalhäesstrasse fanden, die Portugiesen aber nötigte, den Ostweg nach Indien um das Vorgebirge der Guten Hoffnung herum zu entdecken. Näheres hierüber in dem Abschnitt „Entdeckung“ des folgenden Kapitels.

kehrt; doch bin ich weit entfernt, einen wissenschaftlichen Beweis erbringen zu wollen, ganz im Gegenteil möchte ich dem Leser die Überzeugung geben, dass es hier gar nicht darauf ankommt, was dieser und jener Papst oder Kaiser, diese oder jene Kirchenversammlung oder Rechtsautorität gesagt hat (worüber schon so viel Papier geschwärzt und Zeit verloren worden ist), sondern dass das Zwingende in der Idee selbst, in dem Streben nach Absolutem, Unbegrenztem liegt. Diese Einsicht erleuchtet das Urteil ganz ausserordentlich; sie macht gerechter gegen die römische Kirche und gerechter gegen ihre Gegner; sie lehrt die wahre politische und überhaupt moralisch entscheidende Entwickelung dort suchen, wo — an unzähligen Orten und bei unzähligen Gelegenheiten — Nationalismus und überhaupt Individualismus sich zeigte und sich im Gegensatz zum Universalismus und Absolutismus behauptete. Als Karl der Einfältige sich weigerte, Kaiser Arnulf den Lehenseid zu leisten, schlug er eine tiefe Bresche in das *Romanum imperium,* eine so tiefe, dass in keinem späteren Kaiser, die bedeutendsten nicht ausgenommen, der echte Universalplan Karl‘s des Grossen ungeschmälert wieder aufzuleben vermochte. Wilhelm der Eroberer, ein rechtgläubiger, kirchlich frommer Fürst, um die strenge Kirchenzucht wie wenige verdient, erwiderte dessenungeachtet, als der Papst das neu erworbene England als Kirchengut beanspruchte und ihn damit belehnen wollte: „Nie habe ich einen Lehenseid geleistet, noch werde ich es jemals thun.“ Das sind die Menschen, welche die weltliche Macht der Kirche nach und nach gebrochen haben. Sie glaubten an die Dreieinigkeit, an die Wesensgleichheit des Vaters und des Sohnes, an das Fegfeuer, an Alles, was die Priester wollten — das römische politische Ideal aber, die theokratische *civitas Dei,* lag ihnen weltenfern; ihre Vorstellungskraft war noch zu roh, ihr Charakter zu unabhängig, ihre Gemütsart eine zu ungebrochen, ja meist wild persönliche, als dass sie es auch nur hätten verstehen können. Und solcher germanischer Fürsten war Europa voll. Geraume Zeit vor der Reformation hatte die Unbotmässigkeit der kleinen spanischen Königreiche trotz aller katholischen Bigotterie der Kurie viel zu schaffen gegeben und

hatte Frankreich, der älteste Sohn der Kirche, seine pragmatische Sanktion, den Beginn einer reinlichen Scheidung zwischen kirchlichem Staat und weltlichem Staat, durchgesetzt.

Das war der wahre Kampf im Staate.

Und wer das begreift, muss einsehen, dass Rom auf der ganzen Linie geschlagen wurde. Die katholischen Staaten haben sich nach und nach nicht minder emanzipiert als die anderen. Allerdings haben sie in Bezug auf die Investitur der Bischöfe u. s. w. wichtige Vorrechte preisgegeben, doch nicht alle, und dafür haben die meisten die religiöse Duldsamkeit bereits so weit getrieben, dass sie mehrere Bekenntnisse zugleich als Staatsreligion anerkennen und ihre Geistlichen besolden. Schärfer kann der Gegensatz zum römischen Ideal gar nicht gefasst werden. Bezüglich des Staates ist folglich eine Statistik von „Katholiken“ und „Protestanten“ heute bedeutungslos. Mit diesen Worten wird fast lediglich der Glaube an bestimmte unbegreifliche Mysterien ausgesprochen, und man darf behaupten, dass der grosse praktische und politische Gedanke Rom‘s jenes durch die Religion verklärte, lückenlos absolutistische Imperium, der überwiegenden Mehrzahl der heutigen römischen Katholiken ebenso unbekannt ist und, wenn er bekannt würde, bei ihnen eben so wenig Zustimmung fände wie bei den Nichtkatholiken. Eine natürliche Folge hiervon — nur hiervon, das merke man wohl — ist, dass auch die religiösen Gegensätze verschwunden sind.[1]) Denn sobald Rom‘s Ideal lediglich ein *Credo* ist, steht es auf der selben Stufe wie andere christliche Sekten: eine jede glaubt ja im Besitze der alleinigen und ganzen Wahrheit zu sein; keine hat meines Wissens die also verstandene Katholizität aufgegeben; die verschiedenen protestantischen Lehren sind durchaus nicht ein grundsätzlich Neues, sondern lediglich ein Zurückgreifen auf den früheren Bestand des christlichen Glaubens, ein Abwerfen der heidnischen Einsickerungen; nur wenige Sekten erkennen das so-

---

[1]) Verschwunden, meine ich, überall, wo nicht neuerdings durch die Thätigkeit der einen einzigen Gesellschaft Jesu Hass und Verachtung gegen anders denkende Mitbürger gesäet worden ist.

genannte Apostolische Glaubensbekenntnis nicht an, welches gar nicht einmal aus Rom stammt, sondern aus Gallien und somit dem Kaisertum, nicht dem Papsttum seine Einführung verdankt.[1]) Die römische Kirche ist also, sobald sie lediglich als religiöses Bekenntnis betrachtet wird, im besten Fall eine *prima inter pares,* die heute schon nicht mehr die Hälfte der Christen die ihren nennt und, wenn keine Umwälzung stattfindet, in hundert Jahren kaum noch ein Drittel umfassen wird.[2]) Hat nun auch — in getreuer Nachahmung römischer Auffassung — Luther im Gegensatz zu Erasmus die grundsätzliche Unduldsamkeit gelehrt und Calvin eine Schrift veröffentlicht, um darzuthun, *„jure gladii coërcendos esse haereticos“,* der Laie, der in einem rein weltlichen Staate lebt, wird das nie verstehen, nie zugeben, gleichviel welcher Konfession er angehört. Unsere Vorfahren waren nicht unduldsam, wir sind es auch nicht, — nicht von Natur. Die Unduldsamkeit ergiebt sich nur aus dem Universalismus: wer ein äusserlich Unbegrenztes erstrebt, m u s s innerlich die Grenzen immer enger ziehen. Dem Juden — den man einen geborenen Freidenker nennen möchte — war eingeredet worden, er besitze die ganze unteilbare Wahrheit und mit ihr ein Anrecht auf Weltherrschaft: dafür musste er seine persönliche Freiheit zum Opfer bringen, seine Begabung knebeln lassen und Hass statt Liebe im Herzen grossziehen. Friedrich II., vielleicht der

---

[1]) Siehe Adolf Harnack: *Das apostolische Glaubensbekenntnis,* 27. Auflage (namentlich S. 14 fg.: „Das Reich Karl‘s des Grossen hat Rom sein Symbol gegeben“).

[2]) Mit Absicht richte ich mich hier nach einer äusserst mässigen Schätzung. Nach den Berechnungen Ravenstein‘s hat die Zahl der Protestanten sich im Laufe des 19. Jahrhunderts fast verfünffacht, die der römischen Katholiken sich nicht verdoppelt. Der Hauptgrund liegt in der schnelleren Vermehrung der protestantischen Völker; dazu kommt aber, dass die Übertritte zum Katholizismus nicht ein Zehntel der Austritte aus dieser Kirche erreichen, wodurch z. B. bewirkt wird, dass in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, trotz der beständigen Einwanderung von Katholiken und der Zunahme ihrer Gesamtzahl, doch ihre Relativzahl schnell abnimmt. Meine obige Schätzung ist also eine äusserst vorsichtige.

wenigst orthodoxe Kaiser, der je gelebt hat, musste dennoch, von dem Traum eines römischen Universalreiches dazu verleitet, verordnen, alle Häretiker seien für infam und in die Acht zu erklären, ihre Güter sollten eingezogen, sie selbst verbrannt oder, im Falle des Widerrufs, mit lebenslänglichem Kerker bestraft werden; zugleich hiess er die Fürsten, die sich gegen seine vermeintlichen kaiserlichen Gerechtsame vergangen hatten, blenden und lebendig begraben.

Der Wahn des Unbegrenzten

Wenn ich nun für den Kampf zwischen Nationalismus und Universalismus, für den Kampf gegen das spätrömische Erbe — welcher über ein Jahrtausend ausfüllt, um erst dann dem Kampf um die innere Gestaltung des Staates freien Spielraum zu lassen — wenn ich für diesen Kampf einen allgemeineren Ausdruck gesucht habe, so geschah das hauptsächlich mit Rücksicht auf das 19. Jahrhundert. Und wenn es auch hier noch nicht der Ort ist, näher auf dies Säculum einzugehen, so möchte ich doch wenigstens auf diesen Zusammenhang hindeuten. Es wäre nämlich ein verhängnisvoller Irrtum zu wähnen, der Kampf habe damit aufgehört, dass das alte politische Ideal in die Brüche ging. Wohl werden die Gegner des Universalismus nicht mehr lebendig begraben, noch wird man heute dafür verbrannt, wenn man mit Hus (im Anschluss an Augustinus) behauptet: Petrus war nicht und ist nicht das Haupt der Kirche; Fürst Bismarck konnte auch Gesetze erlassen und Gesetze wieder zurückziehen, ohne thatsächlich nach Canossa gehen und dort drei Tage lang im Büsserhemde vor dem Thore stehen zu müssen. Die alten Formen werden nie wiederkehren. Doch regen sich die Ideen des unbegrenzten Absolutismus noch mächtig in unserer Mitte, sowohl innerhalb des altgeheiligten Rahmens der römischen Kirche, wie auch ausserhalb. Und wo wir sie auch am Werke sehen — ob als Jesuitismus oder als Sozialismus, als philosophische Systematik oder als industrielles Monopol — da müssen wir erkennen (oder wir werden es später auf unsere Kosten erkennen lernen): das äusserlich Grenzenlose fordert das Doppelopfer der Persönlichkeit und der Freiheit.

Was die Kirche anbelangt, so wäre es wahrlich wenig ein-

sichtsvoll, wollte man die Macht eines so wunderbaren Organismus wie die römische Hierarchie in irgend einer Beziehung geringschätzen. Niemand vermag vorauszusagen, bis wohin sie es unter einem für sie günstigen Stern noch bringen kann. Als im Jahre 1871 gegen Döllinger die *excommunicatio major* „mit allen daran hängenden kanonischen Folgen" ausgesprochen worden war, musste die Polizeidirektion in München besondere Massregeln ergreifen, um das Leben des Gebannten zu schützen; eine einzige derartige Thatsache leuchtet in Abgründe des fanatischen Universalwahnes, die sich einmal in ganz anderem Umfang vor unseren Füssen aufthun könnten.[1]) Doch möchte ich auf derlei Dinge nicht viel Gewicht legen, ebensowenig wie auf die Quertreibereien der obengenannten Verschwörung der Hetzkapläne und ihrer Kreaturen; im Guten, nicht im Bösen liegt die Quelle aller Kraft. In dem Gedanken an Katholizität, Kontinuität, Unfehlbarkeit, göttliche Einsetzung, allumfassende, fortdauernde Offenbarung, Gottes Reich auf Erden, Gottes Vertreter als obersten Richter, jede irdische Laufbahn die Erfüllung eines kirchlichen Amtes — in dem allen liegt soviel Gutes und Schönes, dass der aufrichtige Glaube daran Kraft verleihen m ü s s. Und dieser Glaube, wie ich hoffe überzeugend dargethan zu haben, gestattet keine Scheidung zwischen Zeitlichem und Ewigem, Weltlichem und Himmlischem. Das Unbegrenzte liegt in dem Wesen dieser Willensrichtung, es dient ihrem Gebäude als Untergrund; jede

---

[1]) Der Gebannte ist nämlich nach katholischem Kirchenrecht vogelfrei. In Gratian findet man (*Causa* 23, p. 5, c. 47 nach Gibbon) den Satz aufgestellt: *Homicidas non esse qui excommunicatos trucidant.* Doch hatte die Kirche in früheren Jahrhunderten (laut Decretale von Urban II.) dem Mörder eines Exkommunizierten eine Busse auferlegt „für den Fall, dass seine Absicht bei dem Morde eine nicht ganz lautere gewesen sei." Unser liebes 19. Jahrhundert ist aber noch weiter gegangen, und Kardinal Turrecremata, „der vornehmste Begründer der päpstlichen Unfehlbarkeitslehre", hat in seinem Kommentar zu Gratian sich dahin ausgesprochen: nach der orthodoxen Lehre braucht der Mörder eines Exkommunizierten k e i n e Busse zu thun! (Man vergl. Döllinger: *Briefe und Erklärungen über die vatikanischen Dekrete,* 1890, S. 103, 131 und 140.)

Begrenzung ist eine Störung, ein Aufenthalt, ein sobald als thunlich zu überwindendes Übel; denn die Begrenzung — sobald sie als zu Recht bestehend anerkannt würde — könnte nichts Geringeres bedeuten als das Preisgeben der Idee selbst. Καθολικός bedeutet universell, das heisst: eine Alles enthaltende Einheit. Jeder wahrhaft gläubige, denkfähige Katholik ist darum — wenn auch nicht heute und thatsächlich, so doch virtualiter — ein Universalist, und das heisst ein Feind der Nationen sowie jeder individuellen Freiheit. Die Allermeisten wissen es nicht und Manche werden es empört leugnen, doch steht die Thatsache trotzdem fest; denn die grossen, allgemeinen Ideen, die mathematisch notwendigen Gedankenfolgerungen und Thatenfolgen sind ungleich gewaltiger als der Einzelne mit seinem guten Willen und seinen guten Absichten; hier walten Naturgesetze. Gerade so wie aus jedem Schisma eine weitere Fraktionierung in neue Schismen mit zwingender Notwendigkeit hervorgehen m u s s, weil hier die Freiheit des Individuums zu Grunde liegt, ebenso übt jeglicher Katholizismus eine unüberwindbare Gewalt der Integrierung aus; der Einzelne kann ihr ebenso wenig widerstehen wie ein Eisenspan dem Magneten. Ohne die für damalige Verkehrsmittel grosse Entfernung zwischen Rom und Konstantinopel hätte das orientalische Schisma nie stattgefunden; ohne die übermenschlich gewaltige Persönlichkeit Luther‘s wäre es auch Nordeuropa kaum gelungen, sich von Rom loszureissen. Cervantes, ein gläubiger Mann, führt gern das Sprichwort an: „Hinter dem Kreuze steckt der Teufel.“ Das deutet wohl darauf hin, dass der Geist, einmal in diese Bahn der absoluten Religion, des blinden Autoritätsglaubens geworfen, keine Grenze und kein Aufhalten kennt. Dieser Teufel hat ja inzwischen die edle Nation des Don Quixote zu Grunde gerichtet. — Und wenn wir nun des Weiteren bedenken, dass die universalistischen und absolutistischen Ideen, aus denen die Kirche hervorging, ein Produkt des allgemeinen Verfalles, eine letzte Hoffnung und ein wirklicher Rettungsanker für ein rassenloses, chaotisches Menschenbabel waren (siehe S. 570, 593, 634), so werden wir uns schwerlich des Gedankens erwehren können, dass aus ähnlichen Ursachen

auch jetzt wieder ähnliche Wirkungen erfolgen würden, und dass demnach in unserem heutigen Weltzustande manches geeignet wäre, die universelle Kirche in ihren Ansprüchen und Plänen neu zu bestärken. Dem gegenüber dürfte seitens Derjenigen, die mit Goethe die „innerliche Grenzenlosigkeit" erstreben, die stärkste Betonung der äusserlichen Grenzen, d. h. der freien Persönlichkeit, der reinen Rasse, der unabhängigen Nation, am Platze sein. Und während Leo XIII. unsere Zeitgenossen mit vollem Recht (von seinem Standpunkt aus) auf Gregor VII. und Thomas von Aquin hinweist, werden solche Männer mit ebenso grossem Recht auf Karl den Einfältigen und Wilhelm den Eroberer, auf Walther von der Vogelweide und Petrus Waldus, auf jenen Schmiedegesellen, der dem „fremden" Papst nicht gehorchen wollte, hinweisen, sowie auf die grosse schweigende Bewegung der Innungen, der Städtebünde, der weltlichen Universitäten, die an der Grenze der Epoche, von der ich hier spreche, als erstes Anzeichen einer neuen, nationalen, antiuniversellen Gestaltung der Gesellschaft, einer neuen, durchaus antirömischen Kultur sich in ganz Europa bemerkbar zu machen begann.

Nun handelt es sich bei diesem Kampf aber durchaus nicht lediglich um den nationalen weltlichen Staat in seinem Gegensatz zum universellen kirchlichen Staate, sondern wo auch immer wir Universalismus antreffen, ist Antinationalismus und Antiindividualismus sein notwendiges Korrelat. Es braucht auch gar nicht bewusster Universalismus zu sein, es genügt, dass eine Idee auf Absolutes, auf äusserlich Unbegrenztes hinzielt. So führt z. B. jeder konsequent durchdachte Sozialismus auf den absoluten Staat. Die Sozialisten kurzweg als eine „staatsgefährliche Partei" bezeichnen, wie das gewöhnlich geschieht, heisst eine jener Konfusionen hervorrufen, wie unsere Zeit sie besonders lieb hat. Freilich bedeutet der Sozialismus eine Gefahr für die einzelnen nationalen Staaten, wie überhaupt für den Grundsatz des Individualismus, doch nicht für die Idee des Staates. Er bekennt ehrlich seinen Internationalismus, bekundet jedoch sein Wesen nicht im Auflösen, sondern in einer fabelhaft durchgeführten, gleichsam den Maschinen abgeguckten Organisation. In beiden Dingen ver-

rät er die Verwandtschaft mit Rom. In der That, er vertritt die selbe katholische Idee wie die Kirche, wenngleich er sie am anderen Ende anfasst. Darum ist in seinem System ebenfalls für individuelle Freiheit und Mannigfaltigkeit, für persönliche Originalität kein Raum. *Ce qui lie tous les socialistes, c'est la haine de la liberté . . .,* wie Flaubert sagt.[1]) Wer die äusseren Grenzen niederreisst, richtet innere Grenzen auf. Sozialismus ist verkappter Imperialismus; ohne Hierarchie und Primat wird er sich schwerlich durchführen lassen; in der katholischen Kirche findet er ein Muster sozialistischer, antiindividualistischer Organisation. Einer ganz entsprechenden Bewegung ins Unbegrenzte mit der selben unausbleiblichen Folge einer Unterdrückung des Einzelnen begegnen wir im Grosshandel und in der Grossindustrie. Man lese nur in der *Wirtschafts- und handelspolitischen Rundschau* für das Jahr 1897 von R. E. May die Mitteilungen über die Zunahme des Syndikatwesens und über die daraus sich ergebende „i n t e r n a t i o n a l e C e n t r a l i s a t i o n der Produktion, wie des Kapitals“ (S. 34 fg.). Es bedeutet diese Entwickelung zur Anonymität und Massenproduktion durch Syndikate einen Krieg bis aufs Messer gegen die Persönlichkeit, welche nur innerhalb eng gezogener Schranken sich zur Geltung bringen kann — und sei es auch als Kaufmann oder Fabrikant. Und von der einzelnen Person dehnt sich diese Bewegung, wie man sieht, auch auf die Persönlichkeit der Nationen aus. In einer Posse der letzten Jahre kommt ein Kaufmann vor, der jedem Neueintretenden stolz erzählt: „Wissen Sie schon? ich bin in eine anonyme Aktiengesellschaft umgewandelt!“ Bliebe diese wirtschaftliche Tendenz ohne Gegengewicht — bald könnten die Völker von sich melden: „Wir sind in eine internationale anonyme Aktiengesellschaft umgewandelt.“ Und wenn ich mit einem *salto mortale* auf ein vom Wirtschaftlichen weit abliegendes Gebiet hinüberspringen darf, um mir dort ein weiteres Beispiel der Bemühungen des Universalismus unter uns zu suchen, so möchte ich auf die grosse thomistische Bewegung aufmerksam machen, welche

[1]) *Correspondance,* III, 269.

durch die päpstliche Encyklika *Aeternis Patris* vom Jahre 1879 hervorgerufen wurde und jetzt zu solchem Umfang angeschwollen ist, dass selbst wissenschaftliche Bücher aus einem gewissen Lager sich bereits erdreisten, Thomas von Aquin für den grössten Philosophen aller Zeiten zu erklären, alles niederzureissen, was seitdem — der Menschheit zu ewigem Ruhme — von den grossen germanischen Denkern gedacht worden ist, und so die Menschen ins 13. Jahrhundert zurückzuführen und ihnen die intellektuellen und moralischen Ketten wieder anzuschmieden, die sie inzwischen nach und nach, in hartnäckigem Kampfe um die Freiheit, zerbrochen und abgeworfen hatten. Und was wird denn an Thomas gelobt? Seine U n i v e r s a l i t ä t! die Thatsache, dass er ein allumfassendes System aufgestellt hat, in welchem alle Gegensätze ihre Versöhnung, alle Antinomieen ihre Auflösung, alle Fragezeichen der menschlichen Vernunft ihre Beantwortung finden. Ein zweiter Aristoteles wird er genannt: „was Aristoteles nur ahnend stammelt, dem leiht Thomas mit voller Klarheit beredten Ausdruck.“[1]) Wie der Stagirit, weiss er über alles Bescheid, von der Natur der Gottheit an bis zu der Natur der irdischen Körper und bis zu den Eigenschaften des wiederauferstandenen Leibes; als Christ weiss er jedoch viel mehr als jener, denn er besitzt die Offenbarung als Grundlage. Nun wird gewiss kein Denker geneigt sein, die Leistung eines Thomas von Aquin geringzuschätzen; es wäre Selbstüberhebung, wollte ich es wagen ihn zu loben, doch darf ich gestehen, dass ich mit staunender Bewunderung Berichte über sein Gesamtsystem gelesen und mich in einzelne seiner Schriften vertieft habe. Aber was ist für uns praktische Menschen — namentlich in dem Zusammenhang dieses Kapitels — das Entscheidende? Folgendes. Thomas baut sein

---

[1]) Fr. Abert (Professor der Theologie an der Universität Würzburg): *Sancti Thomae Aquinatis compendium theologiae,* 1896, S. 6. Der angeführte Satz ist die panegyrische Paraphrase eines ganz anders gemeinten Urteils aus alter Zeit. Bei aller Anerkennung für die Leistung des Thomas ist seine Gleichstellung mit dem bahnbrechenden Ordner und Gestalter Aristoteles (S. 82) ein ungeheuerlicher Urteilsfehler, wenn nicht eine verdammenswerte Irreführung.

„wie kein anderes allseitiges“ System auf zwei Voraussetzungen auf: die Philosophie muss sich bedingungslos unterwerfen und *ancilla ecclesiae,* d. h. eine Magd der Kirche werden; ausserdem muss sie sich zur *ancilla Aristotelis,* zur Magd des Aristoteles, erniedrigen. Man sieht, es ist immer das selbe Prinzip: lass‘ dir Hände und Füsse fesseln, und du sollst Wunder erleben! Hänge dir bestimmte Dogmen vor die Augen (welche durch Majoritätsbeschluss von Bischöfen, die vielfach nicht lesen und schreiben konnten, in den Jahrhunderten der tiefsten Menschenschmach dekretiert wurden) und setze ausserdem voraus, dass die ersten tastenden Versuche eines genialen, aber erwiesenermassen sehr einseitigen hellenischen Systematikers die ewige, absolute, ganze Wahrheit zum Ausdruck bringen, und ich schenke dir ein universelles System! Das ist ein Attentat, ein gefährliches Attentat auf die innerste Freiheit des Menschen! Anstatt dass er, wie Goethe es wollte, innerlich grenzenlos wäre, sind ihm nun von fremder Hand zwei enge Reifen um die Seele und um das Hirn geschmiedet: das ist der Preis, den wir Menschen für „universelles Wissen“ zu bezahlen haben. Übrigens war der protestantischen Kirche schon lange, ehe Leo XIII. seine Encyklika erliess, ein auf ähnlichen Prinzipien ruhendes universelles System entwachsen, dasjenige Georg Friedrich Wilhelm Hegel‘s. Ein protestantischer Thomas von Aquin: das sagt Alles! Und inzwischen hatte doch Immanuel Kant, der Luther der Philosophie, der Zerstörer des Scheinwissens, der Vernichter aller Systeme, gelebt, und hatte uns auf „die G r e n z e n unseres Denkvermögens“ aufmerksam gemacht und uns gewarnt, „uns niemals mit der spekulativen Vernunft über die Erfahrungsgrenze hinauszuwagen“; dann aber hatte er, nachdem er uns äusserlich so scharf und bestimmt begrenzt hatte, die Thore zu der inneren Welt des Grenzenlosen wie kein früherer europäischer Philosoph weit geöffnet, die Heimat des freien Mannes erschliessend.[1])

[1]) Näheres über Thomas von Aquin und Kant im Abschnitt „Weltanschauung“ des folgenden Kapitels. Der Vollständigkeit halber bleibe es nicht unerwähnt, dass wir neben dem protestantischen auch den jüdischen Thomas von Aquin erlebt haben, den Universalsyste-

Die grundsätzliche Begrenzung

Diese flüchtigen Andeutungen sollen nur als Fingerzeig dienen, auf wie vielen Gebieten der Kampf zwischen Individualismus und Antiindividualismus, Nationalismus und Antinationalismus (Internationalismus ist ein anderes Wort für das selbe Ding), Freiheit und Unfreiheit noch heute wütet und wohl ewig wüten wird. Erst im zweiten Band wäre auf die hier kaum berührten Themata, insofern sie die Gegenwart betreffen, näher einzugehen. Doch möchte ich nicht, dass man mich inzwischen für einen Schwarzseher hielte. Selten hat sich das Rassenbewusstsein und das Nationalgefühl und die argwöhnische Wahrung der Rechte der Persönlichkeit so kräftig geregt wie gerade in unseren Tagen: durch die Völker weht am Schlusse des 19. Jahrhunderts eine Stimmung, die an den dumpfen Schrei des gehetzten Wildes erinnert, wenn das edle Tier sich plötzlich umwendet, entschlossen, für sein Leben zu kämpfen. Und hier bedeutet der Entschluss den Sieg. Denn die grosse Anziehungskraft alles Universalistischen liegt in der menschlichen Schwäche; der starke Mann wendet sich ab davon und findet im eigenen Busen, in der eigenen Familie, im eigenen Volk ein Grenzenloses, welches er für den gesamten Kosmos mit seinen ungezählten Sternen nicht hingabe. Goethe, dem ich den Leitfaden für dieses Kapitel entnahm, hat an einer anderen Stelle sehr schön ausgesprochen, inwiefern das Unbegrenzte, das katholisch Absolute einer trägen Gemütsart entspricht:

> Im Grenzenlosen sich zu finden,
> Wird gern der Einzelne verschwinden,
> Da lös‘t sich aller Überdruss;
> Statt heissem Wünschen, wildem Wollen,
> Statt läst‘gem Fordern, strengem Sollen,
> Sich aufzugeben ist Genuss.

---

matiker Spinoza, den „Erneuerer der alten hebräischen Kabbala“, d. h. der magischen Geheimlehre, wie ihn Leibniz nennt. Mit jenen anderen Beiden hat Spinoza auch das gemeinsam, dass er weder die Mathematik (sein Fach), noch die Wissenschaft (seine Liebhaberei) um einen einzigen schöpferischen Gedanken bereichert hat.

Was wir nun von jenen nationenbildenden Germanen der früheren Jahrhunderte lernen können, ist, dass es einen höheren Genuss giebt als sich aufzugeben, und zwar den, sich zu behaupten. Eine bewusste nationale Politik, eine Wirtschaftsbewegung, eine Wissenschaft, eine Kunst — das Alles gab es damals kaum oder gar nicht; doch, was wir um das 13. Jahrhundert herum aufdämmern sehen, dieses frisch pulsierende Leben auf allen Gebieten, diese schöpferische Kraft, dieses „läst'ge Fordern" individueller Freiheit, war nicht vom Himmel gefallen, vielmehr war der Same in den dunklen vorangegangenen Jahrhunderten gesäet worden: das „wilde Wollen" hatte den Boden aufgeackert, das „heisse Wünschen" die zarten Keime gepflegt. Unsere germanische Kultur ist eine Frucht der Arbeit und des Schmerzes und des Glaubens — nicht eines kirchlichen, wohl aber eines religiösen Glaubens. Blättern wir liebevoll in jenen Annalen unserer Altvordern, die so wenig und doch so viel berichten, nichts wird uns so auffallen wie das fast unglaublich stark entwickelte Pflichtgefühl; für die schlechteste Sache, wie für die beste, schenkt Jeder fraglos sein Leben. Von Karl dem Grossen an, der nach überbeschäftigten Tagen die Nächte mit mühsamen Schreibübungen zubringt, bis zu jenem prächtigen Schmiedegesellen, der dem Gegner Rom's keine Handschellen anschmieden wollte: überall das „strenge Sollen". Haben diese Männer gewusst, was sie wollten? Das glaube ich kaum. Sie haben aber gewusst, was sie n i c h t wollten, und das ist der Anfang aller praktischen Weisheit.[1]) So z. B. hat Karl der Grosse in dem, was er wollte,

---

[1]) Ich kann mich nicht enthalten, hier einen unendlich tiefen politischen Ausspruch Richard Wagner's anzuführen: „Wir dürfen nur wissen, was wir n i c h t wollen, so erreichen wir aus unwillkürlicher Naturnotwendigkeit ganz sicher das, was wir wollen, das uns eben erst ganz deutlich und bewusst wird, wenn wir es erreicht haben: denn der Zustand, in dem wir das, was wir nicht wollen, beseitigt haben, ist eben derjenige, in welchem wir ankommen wollten. So handelt das Volk, und deshalb handelt es einzig richtig. Ihr haltet es aber deshalb für unfähig, weil es nicht wisse, was es wolle: was w i s s e t nun aber ihr? Könnt ihr etwas anderes denken und begreifen, als das wirklich Vorhandene, also Erreichte? Einbilden könnt

sich manchen kindlichen Illusionen hingegeben und auch manche verhängnisvolle Fehler begangen; in dem, was er nicht wollte, hat er überall das Richtige getroffen: dem Papst keine Eingriffe gestatten, den Bildern keine Verehrung erweisen, dem Adel keine Privilegien gewähren, u. s. w. In seinem Wollen war Karl vielfach ein Universalist und Absolutist, in seinem Nichtwollen bewährte er sich als Germane. Genau das selbe war uns bei Dante aufgefallen (S. 655 fg.): sein politisches Zukunftsideal war ein Hirngespinst, seine energische Abweisung aller zeitlichen Ansprüche der Kirche eine weithinwirkende Wohlthat.

Und so sehen wir denn, dass es hier, im Staate, wie in allen menschlichen Dingen, vor Allem auf die Grundeigenschaften der G e s i n n u n g ankommt, nicht der Erkenntnis. Die Gesinnung ist das Steuerruder, sie giebt die Richtung und mit der Richtung zugleich das Ziel — auch wenn dieses lange unsichtbar bleiben sollte.[1]) Der Kampf im Staate war nun, wie ich gezeigt zu haben hoffe, in allererster Reihe ein derartiger Kampf zwischen zwei Richtungen, d. h. also zwischen zwei Steuermännern. Sobald der eine das Steuerruder endgültig fest gefasst hatte, war die fernere Entwickelung zu immer grösserer Freiheit, zu immer ausgesprochenerem Nationalismus und Individualismus natürlich und unausbleiblich — ebenso unausbleiblich wie die umgekehrte Entwickelung des Caesarismus und Papismus zu immer geringerer Freiheit.

Nichts ist absolut auf dieser Welt; auch Freiheit und Unfreiheit bezeichnen nur zwei Richtungen, und weder die Person noch die Nation kann allein und gänzlich unabhängig dastehen, gehören sie doch zu einem Ganzen, in welchem jedes Einzelne

---

ihr es euch, willkürlich wähnen, aber nicht wissen. Nur was das Volk vollbracht hat, das könnt ihr wissen, bis dahin genüge es euch ganz deutlich zu erkennen, was ihr nicht wollt, z u v e r n e i n e n w a s v e r n e i n e n s w e r t i s t , z u v e r n i c h t e n , w a s v e r n i c h t e n s w e r t i s t.“ (*Nachgelassene Schriften,* 1895, S. 118.)

[1]) Die Wurzel des Wortes „Sinn“ bedeutet eine Reise, einen Weg, ein Gehen; „Gesinnung“ bedeutet folglich eine R i c h t u n g, nach welcher zu der Mensch sich bewegt.

stützt und gestützt wird. Doch am Abend jenes 15. Juni 1215, an welchem die *Magna Charta* das Licht der Welt erblickte — durch das „wilde Wollen“ germanischer Männer in diesem einen einzigen Tage aufgesetzt, durchgesprochen, verhandelt und unterschrieben —- da war für ganz Europa die R i c h t u n g entschieden. Zwar beeilte sich der Vertreter des Universalismus — der Vertreter der Lehre „sich aufzugeben ist Genuss“ — dieses Gesetz für null und nichtig zu erklären und seine Urheber samt und sonders zu exkommunizieren; doch die Hand blieb fest am Ruder: das römische Imperium musste sinken, während die freien Germanen sich rüsteten, die Herrschaft der Welt anzutreten.

ZWEITER TEIL
DIE ENTSTEHUNG EINER NEUEN WELT

Die Natur schafft ewig neue Gestalten;
was da ist, war noch nie; was war, kommt nicht wieder.
Goethe

NEUNTES KAPITEL

VOM JAHRE 1200 BIS ZUM JAHRE 1800

The childhood shows the man,
As morning shows the day, be famous, then,
By wisdom; as thy empire must extend,
So let extend thy mind o'er all the world.
Milton

A
Die Germanen als Schöpfer einer neuen Kultur

Wir, wir leben! Unser sind die Stunden,
Und der Lebende hat Recht.
Schiller

Das germanische Italien

Der selbe Zug eines unbezwinglichen Individualismus, der auf politischem Gebiete — und ebenfalls auf religiösem — zur Ablehnung des Universalismus, sowie zur Bildung der Nationen führte, bedang die Erschaffung einer neuen Welt, d. h. einer durchaus neuen, dem Charakter, den Bedürfnissen, den Anlagen einer neuen Menschenart angepassten, von ihr mit Naturnotwendigkeit erzeugten Gesellschaftsordnung, einer neuen Civilisation, einer neuen Kultur. Germanisches Blut, und zwar germanisches Blut allein (in meiner weiten Auffassung einer nordeuropäischen slavokeltogermanischen Rasse)[1]) war hier die treibende Kraft und das gestaltende Vermögen. Es ist unmöglich, den Werdegang unserer nordeuropäischen Kultur richtig zu beurteilen, wenn man sich hartnäckig der Einsicht verschliesst, dass sie auf der physischen und moralischen Grundlage einer bestimmten Menschenart ruht. Das ist heute deutlich zu ersehen. Denn, je weniger germanisch ein Land, um so uncivilisierter ist es. Wer heute von London nach Rom reist, tritt aus Nebel in Sonnenschein, doch zugleich aus raffiniertestem Civilisation und hoher Kultur in halbe Barbarei — in Schmutz, Ignoranz, Lüge, Armut. Nun hat aber Italien nicht

---

[1]) Siehe Kapitel 6.

einen einzigen Tag aufgehört, ein Mittelpunkt hochentwickelter Civilisation zu sein; schon die Sicherheit seiner Bewohner in Bezug auf Haltung und Gebärde bezeugt dies; was hier vorliegt, ist in der That weit weniger eine kürzlich hereingebrochene Dekadenz, wie gemeiniglich behauptet wird, als ein Überbleibsel römischer imperialer Kultur, betrachtet von der ungleich höheren Stufe aus, auf der wir heute stehen, und von Menschen, deren Ideale durchwegs anders geartet sind. Wie prächtig blühte Italien auf, den anderen Ländern voranleuchtend auf dem Wege zu einer neuen Welt, als es noch in seiner Mitte zwar äusserlich latinisierte, doch innerlich rein germanische Elemente enthielt. Viele Jahrhunderte hindurch besass das schöne Land, welches im Imperium bereits bis zur absoluten Unfruchtbarkeit herabgesunken war, eine reiche Quelle reinen germanischen Blutes: die Kelten, die Langobarden, die Goten, die Franken, die Normannen hatten fast das ganze Land überflutet und blieben namentlich im Norden und im Süden lange Zeit beinahe unvermischt, teils weil sie als unkultivierte und kriegerische Männer eine Kaste für sich bildeten, sodann aber, weil (wie schon früher bemerkt, S. 499) die juristischen Rechte der „Römer“ und der Germanen in allen Volksschichten verschieden blieben bis ins 13. und 14. Jahrhundert, ja in der Lombardei bis über die Grenze des 15. hinaus, was natürlich die Verschmelzung bedeutend erschwerte. „So lebten denn“, wie Savigny hervorhebt, „diese verschiedenen germanischen Stämme mit dem Grundstock der Bevölkerung [nämlich mit den Überresten aus dem römischen Völkerchaos] zwar örtlich vermischt, aber in Sitte und Recht verschieden.“ Und hier, wo der unkultivierte Germane zum erstenmal durch andauernden Kontakt mit einer höheren Bildung zum Bewusstsein seiner selbst erwachte, hier fand auch manche Bewegung für die Bildung einer neuen Welt den ersten vulkanisch-gewaltigen Herd: Gelehrsamkeit und Industrie, die hartnäckige Behauptung bürgerlicher Rechte, die Frühblüte germanischer Kunst. Das nördliche Drittel Italiens — von Verona bis Siena — gleicht in seiner partikularistischen Entwickelung einem Deutschland, dessen Kaiser jenseits hoher Berge gewohnt hätte. Überall waren deutsche Grafen

an die Stelle der römischen Provinzrektoren getreten, und immer nur flüchtig, stets eilig weggerufen, weilte ein König im Lande, indes ein eifersüchtiger Gegenkönig (der Papst) nahe und ewig intriguenlustig war: so konnte sich jene urgermanische (und in einem gewissen Sinn überhaupt charakteristisch indoeuropäische) Neigung zur Bildung autonomer Städte in Norditalien frühzeitig entwickeln und die herrschende Macht im Lande werden. Der äusserste Norden ging voran; doch bald folgte Tuscien nach und benutzte den hundertjährigen Kampf zwischen Papst und Kaiser, um das Erbe Mathildens allen beiden zu entreissen und der Welt nebst einer Plejade ewig denkwürdiger Städte, aus denen Petrarca, Ariost, Mantegna, Correggio, Galilei und andere Unsterbliche hervorgingen, auch die Krone aller Städte zu schenken, Florenz — jenen ehemaligen markgräflichen Flecken, der bald der Inbegriff des antirömischen, schöpferischen Individualismus werden sollte, die Vaterstadt Dante‘s und Giotto‘s, Donatello‘s, Leonardo‘s und Michelangelo‘s, die Mutter der Künste, an deren Brüsten auch alle grossen Ferngeborenen, selbst ein Raffael, erst Vollendung sogen. Jetzt erst konnte das impotente Rom sich neu schmücken: der Fleiss und der Unternehmungsgeist der Nordländer schüttete schwere Summen in den päpstlichen Säckel, zugleich erwachte ihr Genie und stellte jener untergehenden Metropolis, welche im Laufe einer zweitausendjährigen Geschichte nicht einen einzigen künstlerischen Gedanken gehabt hatte, die unermesslichen Schätze morgendlicher germanischer Erfindungskraft zur Verfügung. Nicht ein *rinascimento* war das, wie die dilettierenden Belletristen in übertriebener Bewunderung ihres eigenen litterarischen Zeitvertreibes vermeinten, sondern ein *nascimento,* die Geburt eines noch nie Dagewesenen, welches — wie es in der Kunst sofort seine eigenen Wege, nicht die Wege der Überlieferung einschlug — zugleich die Segel aufspannte, um die Oceane zu durchforschen, vor denen der griechische wie der römische „Held“ sich gefürchtet hatte, und das Auge bewaffnete, um das bisher undurchdringliche Geheimnis der Himmelskörper dem menschlichen Erkennen zu erschliessen. Sollen wir hier durchaus eine R e n a i s s a n c e erblicken, so ist es nicht die

Wiedergeburt des Altertums, am allerwenigsten des kunstlosen, philosophiebaren, unwissenschaftlichen Rom, sondern einfach die Wiedergeburt des freien Menschen aus dem Alles nivellierenden Imperium heraus: Freiheit der politischen, nationalen Organisation im Gegensatz zur universellen Schablone, Freiheit des Wettbewerbes, der individuellen Selbständigkeit im Arbeiten, Schaffen, Erstreben im Gegensatz zur friedlichen Einförmigkeit der *Civitas Dei,* Freiheit der beobachtenden Sinne im Gegensatz zu dogmatischen Deutungen der Natur, Freiheit des Forschens und Denkens im Gegensatz zu künstlichen Systemen nach Art des Thomas von Aquin, Freiheit der künstlerischen Erfindung und Gestaltung im Gegensatz zu hieratisch festgesetzten Formeln, zuletzt dann Freiheit des religiösen Glaubens im Gegensatz zu Gewissenszwang.

Beginne ich nun dieses Kapitel und damit zugleich eine neue Abteilung des Werkes mit dem Hinweis auf Italien, so geschieht das nicht aus irgend einer chronologischen Gewissenhaftigkeit; es wäre überhaupt unzulässig, kurzweg zu behaupten, der *rinascimento* der freien germanischen Individualität habe in Italien zuerst begonnen, vielmehr sind dort nur seine ersten unvergänglichen Kulturblüten hervorgesprossen; ich wollte aber darauf aufmerksam machen, dass selbst hier im Süden, an den Thoren Roms, das Aufflammen bürgerlicher Unabhängigkeit, industriellen Fleisses, wissenschaftlichen Ernstes und künstlerischer Schöpferkraft eine durch und durch g e r m a n i s c h e That war, und insofern auch eine direkt antirömische. Der Blick auf die damalige Zeit (auf die ich noch zurückkomme) bezeugt es, der Blick auf den heutigen Tag nicht minder. Zwei Umstände haben inzwischen eine fortschreitende Abnahme des germanischen Blutes in Italien bewirkt: einmal die ungehinderte Verschmelzung mit dem unedlen Mischvolk, sodann die Vertilgung des germanischen Adels in den endlosen Bürgerkriegen, in den Kämpfen zwischen den Städten, sowie durch Blutfehden und sonstige Ausbrüche wilder Leidenschaft. Man lese nur die Geschichte irgend einer jener Städte, z. B. des in seinen oberen Gesellschaftsschichten fast ganz gotisch-langobardischen P e r u g i a! Es ist kaum begreiflich,

dass bei solch unaufhörlichem Abmorden ganzer Familien (welches begann, sobald die Stadt unabhängig geworden war) einzelne Zweige doch noch ziemlich echt germanisch bis ins 16. Jahrhundert verblieben; dann aber war das germanische Blut erschöpft[1]) Offenbar hatte die hastig errungene Kultur, die heftige Aneignung einer wesensfremden Bildung, dazu im schroffen Gegensatz die plötzliche Offenbarung des seelenverwandten Hellenentums, vielleicht auch beginnende Kreuzung mit einem für Germanen giftigen Blute ..... offenbar hatte dies alles nicht allein zu einem mirakulösen Ausbruch des Genies geführt, sondern zugleich Raserei erzeugt.[2]) Wenn je eine Verwandtschaft zwischen Genie und Wahnsinn dargethan werden soll, weise man auf das Italien des *Tre-, Quattro-* und *Cinquecento!* Von bleibender Bedeutung für unsere neue Kultur, macht dennoch diese „Renaissance" an und für sich eher den Eindruck des Paroxismus eines Sterbenden, als den einer Leben verbürgenden Erscheinung. Wie durch einen Zauber schiessen tausend herrliche Blumen empor, dort, wo unmittelbar vorher die Einförmigkeit einer geistigen Wüste geherrscht hatte; alles blüht auf einmal auf; die eben erst erwachte Begabung erstürmt mit schwindelnder Eile die höchste Höhe: Michelangelo hätte fast ein persönlicher Schüler Donatello's sein können, und nur durch einen Zufall genoss Raffael nicht den mündlichen Unterricht Leonardo's. Von dieser Gleichzeitigkeit erhält man eine lebhafte Vorstellung, wenn man bedenkt, dass das Leben des einen Tizian von Sandro Botticelli bis zu Guido Reni reicht! Doch noch schneller als sie emporgelodert war, erlosch die Flamme des Genies. Als das Herz am stolzesten schlug, war schon der Körper in voller Verwesung; Ariost (ein

---

[1]) Goethe's sicherer Blick hat die hier vorliegenden Rassenverhältnisse durchschaut; er sagt von der italienischen Renaissance, es sei, „als ob sich die Kinder Gottes mit den Töchtern der Menschen vermählten" und er nennt Pietro Perugino „eine ehrliche deutsche Haut" (*Ital. Reise,* 18. 10. 86 und 19. 10. 86).

[2]) Wer zu ausführlichen geschichtlichen Studien nicht Zeit hat, lese des Kunsthistorikers John Addington Symonds' Kapitel über Perugia in seinen *Sketches in Italy.*

Jahr vor Michelangelo geboren) nennt das Italien, das ihn umgab, „eine stinkende Kloake“:

> O d‘ogni vizio fetida sentina,
> Dormi, Italia imbriaca!
> (*Orlando furioso,* XVII, 76.)

Und habe ich bisher die bildende Kunst allein genannt, so geschah das der Einfachheit halber und um mich auf dem bestbekannten Gebiet zu bewegen, doch überall traf das selbe zu: als Guido Reni noch sehr jung war, starb Tasso und mit ihm die italienische Poesie, wenige Jahre darauf bestieg Giordano Bruno den Scheiterhaufen, Campanella die Folterbank — das Ende der italienischen Philosophie — und kurz vor Guido schloss mit Galilei die italienische Physik ihre — mit Ubaldi, Varro, Tartaglia u. A., vor Allem mit Leonardo da Vinci — so glänzend begonnene Laufbahn. Nördlich der Alpen war der Gang der Geschichte ein ganz anderer: nie wurde dort eine derartige Blüte, doch nie auch eine ähnliche Katastrophe erlebt. Diese Katastrophe lässt nur eine Erklärung zu: das Verschwinden der schöpferischen Geister, mit anderen Worten, der Rasse, aus der diese hervorgegangen waren. Ein einziger Gang durch die Galerie der Porträtbüsten im Berliner Museum wird davon überzeugen, dass der Typus der grossen Italiener in der That heute völlig ausgetilgt ist.[1]) Hin und wieder blitzt die Erinnerung daran auf, wenn wir einen Trupp jener prächtigen, gigantischen Tagelöhner durchmustern, welche unsere Strassen und Eisenbahnen bauen: die physische Kraft, die edle Stirne, die kühne Nase, das glutvolle Auge; doch es sind nur arme Überlebende aus dem Schiffbruch des italienischen Germanentums. Physisch ist dieses Verschwinden durch die angegebenen Gründe hinreichend erklärt, dazu kommt aber als ein sehr Wichtiges die moralische Zertretung bestimmter Geistesrichtungen und mit ihr die der Rassenseele (so zu sagen); der Edle wurde zum Erdarbeiter herabgedrückt, der Unedle wurde Herr

---

[1]) *Les florentins d‘aujourd‘hui ne ressemblent en rien à ceux de la Renaissance . . .* bezeugt einer der feinsten Kenner, Ujfalvi (*De l‘origine des familles* etc., S. 9).

und schaltete nach seinem Sinn. Der Galgen Arnold‘s von Brescia, die Scheiterhaufen Savonarola‘s und Bruno‘s, die Folterzangen Campanella‘s und Galilei‘s sind nur sichtbare Symbole eines täglichen, allseitigen Kampfes gegen das Germanische, einer systematischen Ausrottung der Freiheit des Individuums. Die Dominikaner, eheweilig von Amtswegen Inquisitoren, waren nun Kirchenreformatoren und Philosophen geworden; bei den Jesuiten war gegen derartige Verirrungen gut vorgesorgt; wer auch nur einiges über ihre Thätigkeit in Italien, gleich vom 16. Jahrhundert ab, erfährt — etwa aus der Geschichte ihres Ordens von ihrem Bewunderer Buss — wird sich nicht mehr über das plötzliche Verschwinden alles Genies, d. h. alles Germanischen wundern. Raffael hatte noch die Kühnheit gehabt, dem von ihm glühend verehrten Savonarola mitten im Vatikan (in der „Disputa“) ein ewiges Denkmal zu setzen: Ignatius dagegen verbot, den Namen des Toskaners auch nur zu nennen[1]) Wer könnte heute in Italien weilen und mit seinen liebenswürdigen, reich begabten Bewohnern verkehren, ohne mit Schmerz zu empfinden, dass hier eine Nation verloren ging, und zwar rettungslos verloren, weil ihr die innere treibende Kraft, die Seelengrösse, welche ihrem Talent entspräche, mangelt? Diese Kraft verleiht eben nur Rasse. Italien hatte sie, so lange es Germanen besass; ja, noch heute entwickelt seine Bevölkerung in jenen Teilen, wo früher Kelten, Deutsche und Normannen das Land besonders reich

---

[1]) Für die Feststellung der Rassenangehörigkeit ist die begeisterte Verehrung Savonarola‘s seitens Raffael‘s, sowie seines Meisters Perugino und seines Freundes Bartolomeo (siehe Eug. Müntz: *Raphaël* 1881, S. 133) fast ebenso bedeutungsvoll, wie die Thatsache, dass Michelangelo niemals die Madonna und nur ein einziges Mal im Scherze einen Heiligen erwähnt, so dass einer seiner genauesten Kenner ihn einen „unbewussten Protestanten“ hat nennen können. In einem seiner Sonette warnt Michelangelo den Heiland, er möge nur ja nicht in eigener Person nach Rom kommen, wo man mit seinem göttlichen Blute Handel treibe

E‘l sangue di Cristo si vend‘ a giumelle

und wo die Priester ihm die Haut abziehen würden, um sie zu Markte zu tragen.

besetzt hielten, den echtgermanischen Bienenfleiss und bringt Männer hervor, welche mit verzweifelter Energie bestrebt sind, das Land zusammenzuhalten und es in rühmliche Bahnen zu lenken: Cavour, der Begründer des neuen Reiches, stammt aus dem äussersten Norden, Crispi, der es durch gefährliche Klippen zu steuern verstand, aus dem äussersten Süden. Doch wie soll man ein Volk wieder aufrichten, wenn die Quelle seiner Kraft versiegt ist? Und was heisst das, wenn ein Giacomo Leopardi seine Landsleute eine „entartete Rasse“ nennt und ihnen zugleich „das Beispiel ihrer Ahnen“ vor Augen hält?[1]) Die Ahnen der überwiegenden Mehrzahl der heutigen Italiener sind weder die wuchtigen Römer des alten Rom, jene Muster von schlichter Männlichkeit, unbändiger Unabhängigkeit und streng rechtlichem Sinne, noch die Halbgötter an Kraft, Schönheit und Genie, welche am Morgen unseres neuen Tages gleichsam in einem einzigen Schwarm, wie Lerchen zum Sonnengruss, vom lichtgeküssten Boden Italiens in den Himmel der Unsterblichkeit hinaufflogen; sondern ihr Stammbaum führt auf die ungezählten Tausende der freigelassenen Sklaven aus Afrika und Asien, auf den Mischmasch der verschiedenen italischen Völker, auf die überall mitten unter diesen angesiedelten Soldatenkolonien aus aller Herren Länder, kurz, auf das von dem Imperium so kunstreich hergestellte Völkerchaos. Und die heutige Gesamtlage des Landes bedeutet ganz einfach einen Sieg dieses Völkerchaos über das inzwischen hinzugekommene und lange Zeit hindurch rein erhaltene germanische Element. Daher aber auch die Erfahrung, dass Italien — vor drei Jahrhunderten eine Leuchte der Civilisation und Kultur — nunmehr zu den Nachhinkenden gehört, zu denen, welche das Gleichgewicht verloren haben und es nicht wieder gewinnen können. Denn zwei Kulturen können nicht als gleichberechtigt nebeneinander bestehen, das ist unmöglich: die hellenische Kultur vermochte es nicht, unter römischem Einfluss fortzuleben, die römische Kultur schwand, als die ägyptosyrische sich in ihrer Mitte

---

[1]) Vergl. die beiden Gedichte: *All‘ Italia* und *Sopra il monumento di Dante.*

breit machte; nur wo der Kontakt ein rein äusserlicher ist, wie zwischen Europa und der Türkei, oder a fortiori zwischen Europa und China, kann Berührung ohne merkliche Beeinflussung stattfinden, und auch hier muss mit der Zeit das Eine das Andere umbringen. Nun gehören aber solche Länder wie Italien — ich könnte gleich Spanien hinzufügen — auf das engste zu uns Nordländern: in den Grossthaten ihrer Vergangenheit bewährt sich die frühere Blutsverwandtschaft; unserem Einfluss, unserer ungleich grösseren Kraft können sie sich unmöglich entziehen; worin sie uns aber heute nachahmen, das entspringt nicht ihrem eigenen Bedürfnis, entwächst nicht einer inneren, sondern einer äusseren Not; sowohl ihre Geschichte, welche ihnen Ahnen vorspiegelt, von denen sie nicht abstammen, wie auch unser Beispiel führt sie also auf falsche Wege, und sie vermögen es zuletzt nicht, sich das Einzige, was ihnen bliebe, eine andersgeartete, vielleicht in mancher Beziehung minderwertige, doch wenigstens eigene Originalität zu bewahren.[1])

Der germanische Baumeister

Indem ich Italien nannte, wollte ich bloss ein Beispiel geben, ich glaube zugleich einen Beweis erbracht zu haben. Wie Sterne sagt: ein Beispiel ist ebensowenig ein Argument, wie das Abwischen eines Spiegels ein Syllogismus ist, doch macht es besser sehen, und darauf kommt es an. Möge der Leser hinblicken, wohin er will, er wird überall Beispiele dafür finden, dass die gegenwärtige Civilisation und Kultur Europa's eine spezifisch germanische ist, grundverschieden von allen unarischen, sehr wesentlich anders geartet als die indische, die hellenische und die römische, direkt antagonistisch dem Mestizenideal des antinationalen Imperiums und der sogenannten „römischen" Richtung des Christentums. Die Sache ist so sonnenklar, dass eine weitere Ausführung gewiss überflüssig wäre; ausserdem kann ich auf die

---

[1]) Glänzende Bestätigung haben die vorangehenden — so vielfach bekämpften und belächelten — Ausführungen inzwischen durch die streng anthropologischen, nüchtern wissenschaftlichen Arbeiten Dr. Ludwig Woltmann's erfahren, die nunmehr auch in einer ersten zusammenfassenden Darlegung vorliegen: *Die Germanen und die Renaissance in Italien,* 1905.

drei vorangehenden Kapitel verweisen, die eine Menge thatsächlicher Belege enthalten.

Dies Eine musste vorausgeschickt werden. Denn unsere heutige Welt ist eine durchaus neue, und um sie in ihrem Entstehen und in ihrem augenblicklichen Zustand zu begreifen und zu beurteilen, ist die erste, grundlegende Frage: wer hat sie geschaffen? Der selbe Germane schuf das Neue, der das Alte in so eigensinnigem Kampfe abschüttelte. Nur bei diesem Einen gab es jenes „wilde Wollen", von dem ich am Schlusse des letzten Kapitels sprach, den Entschluss, sich nicht aufzugeben, sich selber treu zu bleiben. Er allein meinte, wie später sein Goethe:

> Jedes Leben sei zu führen,
> Wenn man sich nicht selbst vermisst;
> Alles könne man verlieren,
> Wenn man bliebe, was man ist.

Er allein erwählte sich zum Lebensmotto, wie der grosse Paracelsus von Hohenheim — der unerschrockene Vernichter arabisch-jüdischer Quacksalberei — die Worte: *Alterius non sit, qui suus esse potest,* Der sei keines Anderen, der Selbsteigner sein kann! Man schilt diese Behauptung wohl Überhebung? Und doch ist sie nur die Anerkennung einer offenbaren Thatsache. Man wirft ein, es lasse sich kein mathematischer Beweis erbringen? Und von allen Seiten leuchtet uns die selbe Gewissheit entgegen, wie die, dass zwei plus zwei gleich vier ist.

Nichts ist in diesem Zusammenhange lehrreicher als ein Hinweis auf die sichtbare Bedeutung der R e i n h e i t der Rasse.[1]) Wie matt schlägt heute das Herz des Slaven, der doch so kühn und frei in die Geschichte eingetreten war; Ranke, Gobineau, Wallace, Schvarcz . . . . alle urteilsfähigen Historiker bezeugen, es gehe ihm bei grosser Begabung die eigentliche Gestaltungskraft, sowie die vollbringende Beharrlichkeit ab; die Anthropologie löst das Rätsel, denn sie zeigt uns (siehe S. 472, 491),

---

[1]) Für alles Weitere über diesen Gegenstand verweise ich auf die Kap. 4 und 6.

dass weitaus die Mehrzahl der heutigen Slaven durch Vermischung mit einer anderen Menschenrasse die physischen Merkmale ihrer mit den alten Germanen identischen Ahnen eingebüsst hat — damit zugleich natürlich die moralischen. Und trotzdem bergen diese Völker noch so viel germanisches Blut, dass sie einen der grossen civilisatorischen Faktoren der fortschreitenden Weltbewältigung durch Europa ausmachen. Allerdings überschreitet man bei Eydtkuhnen eine traurig sichtbare Grenze, und der Saum deutscher Kulturarbeit, der sich an der Ostsee entlang zieht, sowie jene tausend Stellen im Innern Russland's, wo die selbe Kraft reiner Rasse dem erstaunten Reisenden plötzlich entgegentritt, macht den Kontrast nur um so greifbarer; nichtsdestoweniger steckt hier noch ein gewisser spezifisch germanischer Trieb, freilich nur ein Schatten, doch ein stammverwandter, und der darum auch etwas zu Stande bringt, trotz alles Widerstandes der erbgesessenen asiatischen Kultur.

Ausser der Reinheit kommt bei der germanischen Rasse für das historische Verständnis noch ihre Vielgestaltigkeit in Betracht; dafür bietet die Weltgeschichte kein zweites Beispiel. Auch im Pflanzen- und Tierreich finden wir unter den Gattungen einer Familie und unter den Arten einer Gattung eine sehr verschiedene „Plasticität“: bei den einen ist die Gestalt wie versteinert, als wären sämtliche Individuen in einer und der selben eisernen Form gegossen, bei anderen finden dagegen Schwankungen innerhalb enger Grenzen statt, und wiederum bei anderen (man denke an den Hund und an Hieracium!) ist die Mannigfaltigkeit der Gestalt eine endlose, sie bringt ewig Neues hervor, und derartige Wesen zeichnen sich ausserdem stets durch die Neigung zu unbegrenzter Hybridierung aus, woraus dann immer wieder neue und — bei Inzucht (siehe S. 272) — reine Rassen hervorgehen. Diesen gleichen die Germanen; ihre Plasticität ist erstaunlich, und jede Kreuzung zwischen ihren verschieden gearteten Stämmen hat die Welt um neue Muster edlen Menschentums bereichert. Ganz im Gegenteil war das alte Rom eine Erscheinung der äussersten Konzentration gewesen, wie in der Politik,[1])

---

[1]) Siehe das zweite Kapitel.

so auch in intellektueller Beziehung: die Stadtmauern — die Grenzen des Vaterlandes; die Unverletzbarkeit des Rechtes — die Grenzen des Geistes. Das Hellenentum, geistig so unendlich reich, reich auch in der Bildung von Dialekten, sowie von Stämmen mit gesonderten Sitten, steht dem Germanentum viel näher; auch die arischen Inder zeigen sich in der erstaunlichen Gabe der stets schaffenden Sprachenerfindung, sowie im scharf ausgesprochenen Partikularismus nahe verwandt; diesen beiden Menschenarten haben vielleicht nur die historischen und geographischen Bedingungen gefehlt, um ähnlich machtvoll einheitlich und zugleich vielgestaltig wie die Germanen sich zu entwickeln. Doch führt eine derartige Betrachtung auf das Gebiet der Hypothesen: Thatsache bleibt, dass die Plasticität des Germanentums einzig und unvergleichbar in der Weltgeschichte ist.

Es ist nicht unwichtig zu bemerken — wenn ich es auch aus Scheu vor dem Geschichtsphilosophieren nur nebenbei thue — dass der charakteristische, unvertilgbare I n d i v i d u a l i s m u s des echten Germanen mit dieser „plastischen“ Anlage der Rasse offenbar zusammenhängt. Ein neuer Stamm setzt das Entstehen neuer Individuen voraus; dass stets neue Stämme bereit sind, hervorzuschiessen, beweist, dass auch stets eigenartige, von anderen sich unterscheidende Individuen vorhanden sind, ungeduldig den Zaum beissend, der die freie Bethätigung ihrer Originalität zügelt. Ich möchte die Behauptung aufstellen: jeder bedeutende Germane ist *virtualiter* der Anfangspunkt eines neuen Stammes, eines neuen Dialektes, einer neuen Weltauffassung.[1])

Von Tausenden und Millionen derartiger „Individualisten“, d. h. echter Persönlichkeiten, wurde die neue Welt aufgebaut.[2])

---

[1]) Vergl. die Ausführungen im vorigen Kapitel, S. 661.

[2]) Einige konfuse Köpfe des heutigen Tages verwechseln Individualismus mit „Subjektivität“ und knüpfen daran ich weiss nicht was für einen albernen Vorwurf von Schwäche und Unbeständigkeit, während doch hier offenbar die „objektive“ Anerkennung und — bei Männern wie Goethe — Beurteilung der eigenen Person vorliegt, woraus sich Zielbewusstsein, Sicherheit und unbethörbares Freiheitsgefühl ergeben.

Und so erkennen wir denn den Germanen als den Baumeister und geben Jakob Grimm Recht, wenn er behauptet, es sei ein „roher Wahn“, zu glauben, irgend etwas Grosses könne „aus dem bodenlosen Meer einer Allgemeinheit“ entstehen.[1]) In sehr verschiedenen Stammesindividualitäten und in den mannigfaltigsten Kreuzungen seiner Stämme sehen wir den Germanen am Werke, umringt — dort wo die Grenzen des einigermassen reinen Germanentums überschritten sind — von Völkern und auch im Innern reichlich von Gruppen und Individuen durchsetzt, welche (siehe S. 491) als Halb-, Viertel-, Achtel-, Sechzehntelgermanen zu bezeichnen wären, aber alle unter dem nie ermüdenden Impuls dieses mittleren, schöpferischen Geistes das Ihrige zu der Gesamtsumme der geleisteten Arbeit beitragen:

Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun.

Die angebliche „Menschheit“

Um uns in der Geschichte des Werdens dieser neuen Welt zurechtzufinden, dürfen wir nun ihren spezifisch germanischen Charakter nie aus den Augen verlieren. Denn sobald wir von der M e n s c h h e i t im Allgemeinen sprechen, sobald wir in der Geschichte eine Entwickelung, einen Fortschritt, eine Erziehung u. s. w. der „Menschheit“ zu erblicken wähnen, verlassen wir den sicheren Boden der Thatsachen und schweben in luftigen Abstraktionen. Diese Menschheit, über die schon so viel philosophiert worden ist, leidet nämlich an dem schweren Gebrechen, dass sie gar nicht existiert. Die Natur und die Geschichte bieten uns eine grosse Anzahl verschiedener Menschen, nicht aber e i n e Menschheit. Selbst die Hypothese, dass alle diese Menschen als Sprossen eines einzigen Urstammes physisch unter einander verwandt seien, hat kaum so viel Wert wie die Theorie der Himmelssphären des Ptolemäus; denn diese erklärte ein Vorhandenes, Sichtbares durch Veranschaulichung, während jede Spekulation über eine „Abstammung“ der Menschen sich an ein Problem heranwagt, welches zunächst nur in der Phantasie des Denkers existiert, nicht durch Erfahrung gegeben ist, und welches folglich vor ein metaphysisches Forum gehört, um auf seine Zu-

[1]) *Geschichte der deutschen Sprache,* 2. Aufl., S. III.

lässigkeit geprüft zu werden. Träte aber auch einmal diese Frage nach der Abstammung der Menschen und ihrer Verwandtschaft untereinander aus dem Gebiete der Phrase in das des empirisch Nachweisbaren, so wäre schwerlich damit für die Beurteilung der Geschichte etwas gewonnen; denn jede Erklärung aus Ursachen impliziert einen *regressus in infinitum;* sie ist wie das Aufrollen einer Landkarte; wir sehen immer Neues und zwar Neues, das zum Alten gehört, auch mag die dadurch gewonnene Erweiterung des Beobachtungsgebietes zur Bereicherung unseres Geistes beitragen, doch bleibt jede einzelne Thatsache nach wie vor, was sie war, und es ist sehr zweifelhaft, ob das Urteil durch die Kenntnis eines umfangreicheren Zusammenhanges wesentlich verschärft wird — das Umgekehrte ist ebenso leicht möglich. „Die Erfahrung ist grenzenlos, weil immer noch ein Neues entdeckt werden kann“, wie Goethe in seiner Kritik Bacon‘s von Verulam und der angeblich induktiven Methode bemerkt; dagegen ist Wesen und Zweck des Urteilens die Begrenzung. Schärfe, nicht Umfang, bedingt die Vorzüglichkeit des Urteils; darum wird es allezeit weniger darauf ankommen, wie viel der Blick umfasst, als darauf, wie g e n a u das Gesehene erblickt wird; daher auch die innere Berechtigung der neueren Methoden der Geschichtsforschung, welche von den erklärenden, philosophierenden Gesamtdarstellungen zu der peinlich genauen Feststellung einzelner Thatsachen übergegangen sind. Freilich, sobald die Geschichtswissenschaft sich in „grenzenloser Empirie“ verirrt, bringt sie weiter nichts zu Stande als ein „Hin- und Herschaufeln von Wahrnehmungen“ (wie Justus Liebig in gerechtem Grimme über gewisse induktive Forschungsmethoden schilt);[1]) doch ist es andrerseits sicher, dass die genaue Kenntnis eines einzigen Falles für das Urteil mehr nützt als der Überblick über tausend in Nebel gehüllte. Das alte Wort *non multa, sed multum* bewährt sich eben überall und lehrt uns auch — was man ihm auf den ersten Blick nicht ansieht — die richtige Methode der Verallgemeinerung: diese besteht darin, dass wir nie den Boden der Thatsachen ver-

---

[1]) *Reden und Abhandlungen,* 1874, S. 248.

lassen und dass wir uns nicht, wie die Kinder, bei angeblichen „Erklärungen“ aus Ursachen beruhigen (am allerwenigsten bei abstrakten Dogmen von Entwickelung, Erziehung u. s. w.), sondern bestrebt bleiben, das Phänomen selbst in seiner autonomen Würde mit immer grösserer Deutlichkeit zu erblicken. Will man weite geschichtliche Komplexe vereinfachen und doch wahrheitsgemäss zusammenfassen, so nehme man zunächst die unbestreitbaren k o n k r e t e n T h a t s a c h e n, ohne eine Theorie daran zu knüpfen; das Warum wird schon seinen Platz fordern, doch darf es immer erst in zweiter Reihe kommen, nicht in erster; das Konkrete hat den Vortritt. Bewaffnet mit einem abstrakten Begriff der Menschheit und daran geknüpften Voraussetzungen den Erscheinungen der Geschichte entgegenzutreten und sie zu beurteilen, ist ein wahnvolles Beginnen; die wirklich vorhandenen, individuell begrenzten, national unterschiedenen Menschen machen alles aus, was wir über die Menschheit wissen; an sie müssen wir uns halten. Das hellenische Volk ist z B. ein derartiges Konkretum. Ob die Hellenen mit den Völkern Italia‘s, mit den Kelten und Indoeraniern verwandt waren, ob die Verschiedenheit ihrer Stämme, die wir schon in den ältesten Zeiten wahrnehmen, einer verschiedengradigen Vermischung von Menschen getrennten Ursprungs entspricht oder die Folge einer durch geographische Bedingungen bewirkten Differenzierung ist, u. s. w., das alles sind vielumstrittene Fragen, deren einstige Beantwortung — selbst wenn sie mit Sicherheit erfolgen sollte — nicht das Geringste ändern würde an der grossen, unbestreitbaren Thatsache des Hellenentums mit seiner besonderen, keiner anderen gleichen Sprache, seinen besonderen Tugenden und Untugenden, seiner fabelhaften Begabung und den eigentümlichen Beschränkungen seines Geistes, seiner Versatilität, seinem industriellen Fleisse, seiner überschlauen Geschäftsgebahrung, seiner philosophischen Musse, seiner himmelstürmenden Kraft der Phantasie. Eine solche T h a t s a c h e der Geschichte ist durchaus konkret, handgreiflich, sinnfällig und zugleich unerschöpflich. Eigentlich ist es recht unbescheiden von uns, dass wir uns mit einem derartigen Unerschöpflichen nicht zufrieden geben; albern aber ist

es, wenn wir diese Urphänomene (um wiederum mit Goethe zu reden) nicht auf ihren Wert schätzen, sondern durch Erweiterung zu „erklären“ wähnen, während wir sie in Wirklichkeit nur auflösend verdünnen, bis das Auge sie nicht mehr gewahrt. So z. B. wenn man die künstlerischen Grossthaten der Hellenen auf phönizische und andere pseudosemitische Anregungen zurückführt und sich einbildet, damit zur Erläuterung dieses beispiellosen Mirakels etwas beigetragen zu haben; das ewig unerschöpfliche und unerklärliche Urphänomen des Hellenentums wird vielmehr durch diese Thatsache nur erweitert, in keiner Weise erläutert. Denn die Phönizier trugen die babylonischen und ägyptischen Kulturelemente überall hin; warum ging denn die Saat nur dort auf, wo Hellenen sich niedergelassen hatten? und warum namentlich bei jenen Phöniziern selber nicht, welche doch auf einer höheren Bildungsstufe gestanden haben müssen, als die Leute, denen sie — angeblich — die Anfänge der Bildung erst übermittelten?[1])

Auf diesem Gebiete schwimmt man förmlich in Trugschlüssen, indem man — wie Thomas Reid spottet — den Tag durch die Nacht „erklärt“, weil der eine auf die andere folgt. An Antworten fehlt es Denjenigen nie, welche das grosse mittlere Problem des Daseins — die Existenz des individuellen Wesens — niemals bebegriffen, d. h. als unlösbares Mysterium erfasst haben. Wir fragen diese Alleswisser, wie es kommt, dass die Römer, nahe Verwandte der Hellenen (wie Philologie, Geschichte, Anthropologie uns vermuten lassen), doch fast in jeder einzelnen Begabung ihr genaues Gegenteil waren? Sie antworten mit der geographischen Lage. Die geographische Lage ist aber gar nicht einmal sehr verschieden, und für Anregungen, den phönizischen gleichwertig, gab die Nähe von Karthago, auch die Nähe von

---

[1]) Inzwischen haben die Entdeckungen auf Kreta u. s. w. die ganze phönizische Märe einfürallemal vernichtet; selbst ein so voreingenommener Zeuge wie Salomon Reinach gesteht: *ces découvertes portent le coup de grâce à toutes les théories qui attribuent aux Phéniciens une part prépondérante dans les très vieilles civilisations de l'Archipel . . .* (*Anthropologie,* 1902, Janv. Févr. p. 39).

Etrurien genügend Gelegenheit. Und wenn die geographische Lage das Bestimmende ist, warum schwand denn das alte Rom mit den alten Römern so gänzlich und unwiederbringlich dahin? Der unvergleichlichste Tausendkünstler auf diesem Felde war Henry Thomas Buckle, der die geistigen Vorzüge der arischen Inder durch ihr Reisessen „erklärt“.[1]) Wahrhaftig, eine trostreiche Entdeckung für angehende Philosophen! Dieser Erklärung stehen jedoch zwei Thatsachen entgegen. Erstens ist der Reis „das Hauptnahrungsmittel des grössten Teils des Menschengeschlechtes“; zweitens sind gerade die Chinesen die grössten Reisesser der Welt, da sie bis zu anderthalb Kilo am Tage verzehren.[2]) Nun bildet aber der ziemlich scharf abgegrenzte Völkerkomplex der arischen Inder eine absolut einzige Erscheinung unter den Menschen, mit Gaben, wie sie keine andere Rasse ähnlich besessen hat und welche zu unvergänglichen, unvergleichlichen Leistungen führten, dabei mit so eigentümlichen Beschrän-

---

[1]) *History of Civilisation in England,* vol. I, ch. 2. Die höchst ingeniöse Kette der Schlussfolgerungen mit den unendlich mühsam gesammelten Angaben über den Ertrag der Reisfelder, über den Stärkegehalt des Reises, über das Verhältnis zwischen Kohlenstoff und Sauerstoff in verschiedenen Nahrungsmitteln u. s. w. muss der Leser a. a. O. nachlesen. Das ganze Kartengebäude stürzt zusammen, sobald der Verfasser die Unumstösslichkeit seines Beweises durch weitere Beispiele erhärten will und zu diesem Behuf auf Ägypten hinweist: „Da die ägyptische Civilisation, wie die indische, ihren Ursprung in der Fruchtbarkeit des Bodens und in der grossen Hitze des Klimas hat, so traten auch hier die selben Gesetze ins Spiel, und natürlich mit genau den selben Folgen“; so schreibt Buckle. Nun wäre es aber schwer, sich zwei verschiedenere Kulturen zu denken, als die ägyptische und die brahmanische; die Ähnlichkeiten, die man allenfalls nachweisen könnte, sind nur ganz äusserliche, wie die, welche das Klima mit sich führen kann, sonst aber weichen diese Völker in allem von einander ab: in politischer und sozialer Organisation und Geschichte, in den künstlerischen Anlagen, in den geistigen Gaben und Leistungen, in Religion und Denken, in den Grundlagen des Charakters.

[2]) Ranke: *Der Mensch,* 2. Aufl. I, 315 u. 334. Eine humoristische Erklärung der Hypothese, das Reisessen sei für die Philosophen besonders zuträglich, wird der Sachkundige Hueppe‘s *Handbuch der Hygiene* (1899) S. 247 entnehmen.

kungen, dass ihre Individualität ihr Schicksal schon enthielt; warum hat das Hauptnahrungsmittel des grössten Teils des Menschengeschlechtes nur das eine Mal so gewirkt? im Raume an dem einen Ort, in der Zeit zu der einen Epoche? Und wollten wir den ganz genauen Antipoden des arischen Inders bezeichnen, so müssten wir den Chinesen nennen: den egalitären Sozialisten im Gegensatze zum unbedingten Aristokraten, den unkriegerischen Bauern im Gegensatze zum geborenen Waffenhelden, den Utilitarier *par excellence* im Gegensatze zum Idealisten, den Positivisten, der organisch unfähig scheint, sich auch nur bis zur Vorstellung des metaphysischen Denkens zu erheben, im Gegensatze zu jenem geborenen Metaphysiker, dem wir Europäer nachstaunen, ohne wähnen zu dürfen, dass wir ihn jemals erreichen könnten. Und dabei isst der Chinese, wie gesagt, noch mehr Reis als der Indoarier!

Doch, habe ich hier die unter uns so verbreitete Denkart bis ins Absurde verfolgt, so geschah das nur, um an den Fällen extremster Verirrung handgreiflich darzuthun, wohin sie führt; das erwachte Misstrauen wird aber nun rückschauend gewahr werden, dass auch die vernünftigsten und sichersten Beobachtungen in Bezug auf derartige Phänomene, wie die Menschenrassen es sind, nicht den Wert von Erklärungen haben, sondern lediglich eine Erweiterung des Gesichtskreises bedeuten, wogegen das Phänomen selbst, in seiner konkreten Realität, nach wie vor die einzige Quelle alles gesunden Urteilens und jedes wahren Verständnisses bleibt. Ich möchte die Überzeugung hervorgerufen haben, dass es eine Hierarchie der Thatsachen giebt, und dass wir Luftschlösser bauen, sobald wir sie umkehren. So z. B. ist der Begriff „Indoeuropäer“ oder „Arier“ ein zulässiger und fördernder, wenn wir ihn aus den sicheren, gut erforschten, unbestreitbaren Thatsachen des Indertums, des Eraniertums, des Hellenentums, des Römertums, des Germanentums aufbauen; damit verlassen wir nämlich keinen Augenblick den Boden der Wirklichkeit, verpflichten wir uns zu keiner Hypothese, spannen wir nicht über die Kluft der unbekannten Ursachen des Zusammenhanges luftige Scheinbrücken; wir bereichern aber unsere Vorstellungs-

weit durch sinngemässe Gliederung, und, indem wir offenbar Verwandtes verbinden, lernen wir es zugleich von dem Unverwandten scheiden und bereiten die Möglichkeit zu ferneren Einsichten und zu immer neuen Entdeckungen. Sobald wir aber das Verfahren umkehren und einen hypothetischen Arier als Ausgangspunkt nehmen — einen Menschen, über den wir nicht das Geringste wissen, den wir aus den fernsten, unverständlichsten Sagen herauskonstruieren, aus äusserst schwierig zu deutenden sprachlichen Indizien zusammenleimen, einen Menschen, den ein Jeder, wie eine Fee, mit allen Gaben ausstatten kann, die ihm belieben — so schweben wir in der Luft und fällen notgedrungen ein schiefes Urteil nach dem andern, wovon wir in Graf Gobineau's *Inégalité des races humaines* ein vortreffliches Beispiel besitzen. Gobineau und Buckle sind die zwei Pole einer gleich falschen Methode: der Eine bohrt sich maulwurfartig in die dunkle Erde hinein und wähnt aus dem Boden die Blumen zu erklären, ungeachtet Rose und Distel nebeneinander stehen; der Andere entschwebt dem Boden des Thatsächlichen und erlaubt seiner Phantasie, einen so hohen Flug zu nehmen, dass sie Alles in der verzerrten Perspektive der Vogelschau erblickt und sich gezwungen sieht, die hellenische Kunst als ein Symptom der Dekadenz zu deuten und das Räuberhandwerk des hypothetischen Urariers als die edelste Bethätigung des Menschentums zu preisen!

Der Begriff „Menschheit" ist zunächst nichts weiter als ein sprachlicher Notbehelf, ein *collectivum,* durch welches das Charakteristische am Menschen, nämlich seine Persönlichkeit, verwischt und der rote Faden der Geschichte — die verschiedenen Individualitäten der Völker und Nationen — unsichtbar gemacht wird. Ich gebe zu, auch der Begriff Menschheit kann zu einem positiven Inhalt gelangen, doch nur unter der Bedingung, dass die konkreten Thatsachen der getrennten Volksindividualitäten zu Grunde gelegt werden: diese werden dann in allgemeinere Rassenbegriffe unterschieden und verbunden, die allgemeineren wahrscheinlich noch einmal unter einander ähnlich gesichtet, und was dann ganz hoch oben in den Wolken schwebt, dem unbewaffneten Auge kaum sichtbar, ist „die Menschheit". Diese Mensch-

heit werden wir aber bei der Beurteilung menschlicher Dinge nie zum Ausgangspunkt nehmen: denn jede That auf Erden geht von bestimmten Menschen aus, nicht von unbestimmten; wir werden sie auch nie zum Endpunkt nehmen: denn die individuelle Begrenzung schliesst die Möglichkeit eines Allgemeingültigen aus. Schon Zoroaster hatte die weisen Worte gesprochen: „Weder an Gedanken, noch an Begierden, noch an Worten, noch an Thaten, weder an Religion, noch an geistiger Begabung gleichen die Menschen einander: wer das Licht liebt, dessen Platz ist unter den leuchtenden Himmelskörpern, wer Finsternis, gehört zu den Mächten der Nacht.“[1])

Ungern habe ich theoretisiert, doch es musste sein. Denn eine Theorie — die Theorie der wesentlich einen, einigartigen Menschheit[2]) — steht jeder richtigen Einsicht in die Geschichte unserer Zeit, wie überhaupt aller Zeiten, im Wege und ist uns doch so in Fleisch und Blut übergegangen, dass sie wie Unkraut mühsam ausgejätet werden muss, ehe man mit Hoffnung auf Verständnis die offenbare Wahrheit aussprechen darf: unsere heutige Civilisation und Kultur ist spezifisch germanisch, sie ist ausschliesslich das Werk des Germanentums. Und doch ist dies die grosse, mittlere Grundwahrheit, die k o n k r e t e T h a t s a c h e, welche die Geschichte der letzten tausend Jahre auf jeder Seite uns lehrt. Anregungen nahm der Germane von überall, doch er assimilierte sie sich und arbeitete sie zu einem Eigenen um. So kam z. B. die Anregung zur Papierfabrikation aus China, doch nur dem Germanen gab sie sofort die Idee des Buchdrucks ein;[3]) Beschäftigung mit dem Altertum, dazu das Aufgraben alter Bildwerke regte in Italien zu künstlerischer Gestaltung an, doch selbst

---

[1]) Siehe das Buch von Zâd-Sparam XXI, 20 (in dem Band 47 der *Sacred Books of the East* enthalten).

[2]) Diese Theorie ist alt; Seneca z. B. beruft sich mit Vorliebe auf das Ideal der Menschheit, von dem die einzelnen Menschen gewissermassen mehr oder weniger gelungene Abgüsse seien: *„homines quidem pereunt, ipsa autem humanitas, ad quam homo effingitur, permanet“* (Bf. 65 an Lucilius).

[3]) Vergl. unten den Abschnitt 3, „Industrie“.

die Skulptur wich gleich von Anfang an von der hellenischen Tradition ab, indem sie das Charakteristische, nicht das Typische, das Individuelle, nicht das Allegorische sich zum Ziele setzte; die Architektur entnahm nur einiges Detail, die Malerei gar nichts dem klassischen Altertum. Dies lediglich als Beispiele; denn ähnlich verfuhr der Germane auf allen Gebieten. Selbst das römische Recht wurde nie und nirgends vollständig recipiert, ja, von gewissen Völkern — namentlich von den nunmehr so mächtig emporgeblühten Angelsachsen — wurde es jederzeit und allen königlich-päpstlichen Intriguen zum Trotz grundsätzlich abgewiesen. Was an ungermanischen Kräften sich bethätigte, that das — wie wir dies gleich zu Anfang dieses Kapitels an dem Beispiel Italiens sahen — vorwiegend als Hemmnis, als Zerstörung, als Ablenkung aus der diesem besonderen Menschentypus notwendigen Bahn. Dort dagegen, wo die Germanen durch Zahl oder reineres Blut vorwogen, wurde alles Fremde in die selbe Richtung mit fortgerissen, und selbst der Nicht-Germane musste Germane werden, um etwas zu sein und zu gelten.

Natürlich darf man das Wort Germane nicht in dem üblichen engen Sinne nehmen; diese Zerspaltung widerspricht den Thatsachen und macht die Geschichte so unklar, als schaute man sie durch ein gesprungenes Augenglas an; hat man dagegen die offenbare ursprüngliche Wesensgleichheit der aus Nordeuropa herausgetretenen Völker erkannt, zugleich den Grund ihrer verschiedenartigen Individualität in der noch heute sich bewährenden, unvergleichlichen Plasticität, in der Anlage des Germanentums zur fortgesetzten Individualisierung erblicken gelernt, dann begreift man sofort, dass, was wir heute die europäische Kultur nennen, in Wahrheit nicht eine europäische, sondern eine spezifisch germanische ist. Im heutigen Rom fanden wir uns nur halb in dem Element dieser Kultur; der ganze Süden von Europa, wo das Völkerchaos leider nie ausgerottet wurde und wo es heute, in Folge der Naturgesetze, die wir in Kapitel 4 ausführlich studiert haben, schnell wieder zunimmt, schwimmt nur gezwungen mit: er kann der Gewalt unserer Civilisation nicht widerstehen, innerlich aber gehört er ihr kaum noch an. Fahren wir nach Osten,

so überschreiten wir die Grenze etwa 24 Stunden von Wien mit der Eisenbahn; von dort aus quer durch bis zum Stillen Ozean ist nicht ein Zoll von unserer Kultur berührt. Nördlich von der gedachten Linie zeugen lediglich Schienen, Telegraphenstangen und Kosakenpatrouillen davon, dass ein reingermanischer Monarch an der Spitze eines Volkes, dessen thätige, schöpferische Elemente mindestens Halbgermanen sind, die Hand gestaltend über dieses riesige Gebiet auszustrecken begonnen hat; doch auch diese Hand reicht nur bis zu der der unseren durchaus antagonistischen Civilisation und Kultur der Chinesen, Japanesen, Tonkinesen u. s. w. Élisée Reclus, der berühmte Geograph, versicherte mir, als er soeben das Studium der gesamten Litteratur über China für seine *Géographie Universelle* beendet hatte, kein einziger Europäer — auch diejenigen nicht, die, wie Richthofen und Harte, viele Jahre dort gelebt, auch kein Missionär, der sein ganzes Leben im Innersten des Landes zugebracht — könne von sich melden: *J‘ai connu un Chinois.* Die Persönlichkeit des Chinesen ist eben für uns undurchdringlich, wie die unsere ihm: ein Jäger versteht durch Sympathie von der Seele seines Hundes und der Hund von der seines Herrn mehr, als dieser selbe Herr von der Seele des Chinesen, mit dem er auf die Jagd geht. Alles Faseln über „Menschheit“ hilft über derlei nüchtern sichere Thatsachen nicht hinweg. Dagegen findet Der, welcher den weiten Ozean bis zu den Vereinigten Staaten durchschifft, unter neuen Gesichtern, in einem neu individualisierten Nationalcharakter unsere germanische Kultur wieder, und zwar in hoher Blüte, ebenso Derjenige, welcher nach vierwöchentlichem Reisen an der äustralischen Küste landet. New-York und Melbourne sind ungleich „europäischer“ als das heutige Sevilla oder Athen, — nicht im Aussehen, wohl aber im Unternehmungsgeist, in der Leistungsfähigkeit, in der intellektuellen Richtung, in Kunst und Wissenschaft, in Bezug auf das allgemeine moralische Niveau, kurz, in der Lebenskraft. Diese Lebenskraft ist das köstliche Erbe unserer Väter: einst besassen sie die Hellenen, einst die Römer.

Erst diese Erkenntnis des streng individuellen Charakters unserer Kultur und Civilisation befähigt uns, uns selber gerecht

zu beurteilen: uns und Andere. Denn das Wesen des Individuellen ist die Beschränkung und der Besitz einer eigenen Physiognomie, und der Prodromus zu aller geschichtlichen Einsicht ist darum — wie Schiller es schön ausspricht — „die Individualität der Dinge mit treuem und keuschem Sinne ergreifen zu lernen“. Eine Kultur kann die andere vernichten, doch nicht durchdringen. Beginnen wir unsere Geschichtswerke mit Ägypten — oder nach den neuesten Entdeckungen mit Babylonien — und lassen dann die Menschheit sich chronologisch entwickeln, so errichten wir ein durchaus künstliches Gebäude. Denn die ägyptische Kultur z. B. ist ein völlig abgeschlossenes, individuelles Wesen, über das wir nicht viel besser zu urteilen vermögen, als über einen Ameisenstaat, und alle Ethnographen stimmen überein in der Versicherung, die Fellahim des Nilthales seien heute physisch und geistig mit denen von vor 5000 Jahren identisch; neue Menschen wurden Herren des Landes und brachten eine neue Kultur mit: eine Entwickelung fand nicht statt. Und was macht man inzwischen mit der gewaltigen Kultur der Indoarier? Soll sie nicht mitgerechnet werden? Wie aber soll die Eingliederung stattfinden? denn ihre höchste Blüte fiel etwa auf den Beginn unserer germanischen Laufbahn. Sehen wir, dass in Indien auf jene hohe Kultur eine Weiterentwickelung stattgefunden habe? Und wie steht es mit den Chinesen, denen wir vielleicht eben so viele Anregungen verdanken wie die Hellenen den Ägyptern? Die Wahrheit ist, dass wir, sobald wir, unserem systematisierenden Hange folgend, organisch verknüpfen wollen, das Individuelle vertilgen, damit aber auch das Einzige, was wir konkret besitzen. Selbst Herder, von dem ich gerade bei dieser Diskussion so weit abweiche, schreibt: „In Indien, Ägypten, Sina geschah, was sonst nie und nirgends auf Erden geschehen wird, ebenso in Kanaan, Griechenland, Rom, Karthago.“[1])

Die angebliche Renaissance

Ich nannte z. B. vorhin die Hellenen und die Römer diejenigen, denen wir sicherlich die meisten Anregungen, wenn nicht für unsere Civilisation, so doch für unsere Kultur verdanken; wir

[1]) *Ideen,* III, 12, 6.

aber sind weder Hellenen noch Römer dadurch geworden. Vielleicht hat man nie einen verderblicheren Begriff in die Geschichte eingeführt, als den der R e n a i s s a n c e. Denn hiermit verband man den Wahn einer Wiedergeburt lateinischer und griechischer Kultur, ein Gedanke, würdig der Mestizenseelen des entarteten Südeuropa, denen „Kultur“ etwas war, was der Mensch sich äusserlich aneignen kann. Zu einer Wiedergeburt hellenischer Kultur würde nichts weniger gehören als die Wiedergeburt der Hellenen; alles Andere ist Mummenschanz. Nicht allein der Begriff der Renaissance war verderblich, sondern zum sehr grossen Teil auch die Thaten, die aus dieser Auffassung entsprangen. Denn anstatt bloss Anregung zu empfangen, empfingen wir nunmehr Gesetze, Gesetze, welche unserer Eigenart Fesseln anlegten, welche sie auf Schritt und Tritt hemmten und uns den kostbarsten Besitz, die Originalität — d. h. die Wahrhaftigkeit der eigenen Natur — zu schmälern bestrebt waren. Auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens ward das als klassisches Dogma verkündete römische Recht die Quelle unerhörter Gewaltthätigkeit und Freiheitsentziehung; nicht etwa, als sei dieses Recht nicht auch heute noch ein Muster juristischer Technik, die ewige hohe Schule der Jurisprudenz (siehe S. 166 fg.); dass es aber uns Germanen als ein Dogma aufgezwungen wurde, war offenbar ein schweres Unglück für unsere geschichtliche Entwickelung; denn es passte nicht für unsere Verhältnisse; es war ein Totes, Missverstandenes, ein Organismus, dessen frühere lebendige Bedeutung erst nach Jahrhunderten, erst in unseren Tagen, durch die genaueste Erforschung römischer Geschichte aufgedeckt wurde: ehe wir das Gebilde seines Geistes wirklich begreifen konnten, mussten wir den Römer selber aus dem Grabe hervorrufen. So ging es auf allen Gebieten. Nicht allein in der Philosophie sollten wir „Mägde“ *(ancillae),* nämlich die des Aristoteles, sein (siehe S. 683), sondern in unser ganzes Denken und Schaffen wurde das Gesetz der Sklaverei eingeführt. Einzig auf wirtschaftlichem und industriellem Gebiete schritt man rüstig voran, denn hier hemmte kein klassisches Dogma; selbst die Naturwissenschaft und die Weltentdeckung hatten einen schweren Kampf zu bestehen,

alle Geisteswissenschaften, sowie Poesie und Kunst, einen viel schwereren, einen Kampf, der noch heute nicht bis zum völligen Sieg und gründlichen Abschütteln durchgefochten ist. Gewiss ist es kein Zufall, wenn der bei weitem gewaltigste Dichter aus der Zeit der angeblichen Wiedergeburt, Shakespeare, und der gewaltigste Bildner, Michelangelo, beide keine alte Sprache verstanden; man denke doch, in welcher machtvollen Unabhängigkeit ein Dante vor uns stünde, wenn er seine Hölle nicht bei Virgil erborgt und seine Staatsideale nicht aus konstantinopolitanischem Afterrecht und der *Civitas Dei* des Augustinus zusammengeschweisst hätte! Und warum wurde diese Berührung mit den vergangenen Kulturen, welche ungeteilten Segen hätte bringen sollen, vielfach zum Fluch? Das geschah lediglich, weil wir die Individualität einer jeden Kulturerscheinung nicht begriffen — heute noch, den Göttern sei es geklagt! nicht begreifen. So priesen z. B. die toskanischen Schöngeister die griechische Tragödie als ewigen *„paragone“* des Dramas, ohne einsehen zu können, dass bei uns nicht allein die Lebensbedingungen weit von den attischen abweichen, sondern die Begabung, die gesamte Persönlichkeit mit ihren Licht- und Schattenseiten eine völlig andere ist; daher förderten diese vorgeblichen Erneuerer hellenischer Kultur allerhand Ungeheuerlichkeiten zu Tage und vernichteten das italienische Drama in der Knospe. Hierdurch bewiesen die Schöngeister, dass sie nicht allein vom Wesen des Germanentums, sondern ebenfalls vom Wesen des Hellenentums keine Ahnung besassen. Was wir von dem Griechentum nämlich hätten lernen sollen, war die Bedeutung einer organisch gewachsenen Kunst für das Leben und die Bedeutung der ungeschmälerten freien Persönlichkeit für die Kunst; wir entnahmen ihm das Gegenteil: fertige Schablonen und die Zwingherrschaft einer erlogenen Ästhetik. Denn nur das bewusste, freie Individuum erhebt sich zum Verständnis der Unvergleichlichkeit anderer Individualitäten. Der Stümper glaubt, Jeder könne Alles; er begreift nicht, dass Nachahmung dümmste Unverschämtheit ist. Aus dieser elend stümperhaften Gesinnung und Anschauung war der Gedanke einer Anknüpfung an Griechenland

und Rom, einer Fortsetzung ihres Werkes entsprungen, worin sich — das merke man wohl — eine fast lächerliche Unterschätzung der Leistungen jener grossen Völker zugleich mit einem völligen Verkennen unserer germanischen Kraft und Eigentümlichkeit ausspricht.

Fortschritt und Entartung

Und noch eins. Unschwer hat soeben Jeder einsehen können, inwiefern es jene blasse Abstraktion einer allgemeinen, physiognomie- und charakterlosen, beliebig zu knetenden „Menschheit“ ist, was zur Unterschätzung der Bedeutung des Individuellen im Einzelnen wie in den Völkern führt; diese Verwirrung liegt nun einer weiteren, höchst verderblichen zu Grunde, deren Aufdeckung mehr Aufmerksamkeit und Scharfsinn erfordert. Aus jenem ersten Urteilsfehler ergeben sich nämlich die beiden sich gegenseitig ergänzenden Begriffe eines F o r t s c h r i t t e s der Menschheit und einer E n t a r t u n g der Menschheit, welche alle beide auf dem gesunden Boden der konkreten historischen Thatsachen nicht zu rechtfertigen sind. Moralisch mag gewiss die Vorstellung des Fortschrittes unentbehrlich sein, sie ist die Übertragung der Göttergabe der Hoffnung aufs Allgemeine; andrerseits kann die Metaphysik der Religion das Symbol der Entartung nicht entbehren (siehe S. 560 fg.): doch handelt es sich in beiden Fällen um innere Gemütszustände (im letzten Grunde um transscendente Ahnungen), die das Individuum auf seine Umgebung hinausprojiziert; auf die thatsächliche Geschichte, als handle es sich um objektive Wirklichkeiten, angewendet, führen sie zu falschen Urteilen und zur Verkennung der evidentesten Thatsachen.[1]) Denn fortschreitende Entwickelung und fortschreitender

---

[1]) Siehe S. 10 und 32. Wie immer hat Immanuel Kant den Nagel auf den Kopf getroffen, indem er diese „gutmütige Voraussetzung der Moralisten“, gegen welche „die Geschichte aller Zeiten gar zu mächtig spricht“ (*Religion,* Anfang des 1. St.) zurückweist und die angeblich fortschreitende Menschheit mit jenem Kranken vergleicht, der triumphierend ausrufen musste: „Ich sterbe vor lauter Besserung!“ (*Streit der Fakultäten,* II), an anderem Orte aber ergänzend schreibt: „Dass die Welt im Ganzen immer zum Besseren fortschreitet, dies anzunehmen berechtigt den Menschen keine Theorie,

Verfall sind Phänomene, die an das individuelle Leben geknüpft sind und nur allegorisch, nicht *sensu proprio,* auf die allgemeinen Erscheinungen der Natur angewendet werden können. Jedes Individuum zeigt uns Fortschritt und Verfall, jedes Individuelle, welcher Art es auch sei, ebenfalls — also auch die individuelle Rasse, die individuelle Nation, die individuelle Kultur; das ist eben der Preis, der bezahlt werden muss, um Individualität zu besitzen; wogegen bei allgemeinen, nicht individuellen Phänomenen die Begriffe Fortschritt und Entartung gänzlich bedeutungsleer sind und lediglich eine missbräuchliche Umschreibung für Änderung und Bewegung darstellen. Darum sagte Schiller von dem gewöhnlichen, gewissermassen „empirischen“ Unsterblichkeitsgedanken (wie ihn die orthodoxe christliche Kirche lehrt), es sei dies: „eine Forderung, die nur vor einer ins Absolute strebenden Tierheit kann aufgeworfen werden“.[1]) Tierheit soll hier den Gegensatz zu Individualität aussprechen: denn das Gesetz der Individualität ist jene äusserliche Begrenzung, von der uns Goethe im vorigen Kapitel sprach, und das bedeutet eine Begrenzung nicht allein im Raume, sondern auch in der Zeit; wogegen das All-

---

aber wohl die rein praktische Vernunft, welche nach einer solchen Hypothese zu handeln dogmatisch gebietet“ (*Über die Fortschritte der Metaphysik,* zweite Handschrift, Th. II). Also nicht eine äussere Thatsache, sondern, wie man sieht, eine innere Orientierung der Seele findet in der Vorstellung des Fortschrittes berechtigten Ausdruck. Hätte Kant die Notwendigkeit des Verfalles ebenfalls betont, anstatt das „Geschrei von der unaufhaltsam zunehmenden Verunartung“ als belangloses Gerede aufzufassen *(Vom Verhältnis der Theorie zur Praxis im Völkerrecht),* so wäre nichts unklar geblieben, und aus der Antinomie des Handelns nach der Hypothese des Fortschrittes und des Glaubens nach der Hypothese des Verfalles hätte sich klar ergeben, dass hier ein Transscendentes und nicht empirische Geschichte am Werke ist. — In seiner schlichten Weise wehrt Goethe einen Fanatiker des angeblichen Fortschrittes mit den Worten ab: „Umschreitung müssen wir sagen“ (*Gespräche* I, 192).

[1]) *Ästhetische Erziehung,* Bf. 24.

gemeine — also wie hier die Tierheit des Menschen, mit anderen Worten, der Mensch als Tier im Gegensatz zum Menschen als Individuum — keine notwendige, sondern höchstens eine zufällige Grenze hat. Wo aber Begrenzung fehlt, kann im eigentlichen Sinne von einem „Schreiten" nach vorwärts oder nach rückwärts keine Rede sein, sondern lediglich von Bewegung. Deswegen lässt sich selbst aus dem konsequentesten und darum flachsten Darwinismus kein haltbarer Begriff des Fortschrittes entwickeln: denn die Anpassung an bestimmte Verhältnisse ist nichts weiter als eine Gleichgewichtserscheinung, und die angebliche Evolution aus einfacheren Lebensformen zu immer komplizierteren kann eben so gut als Verfall wie als Fortschritt aufgefasst werden;[1]) sie ist eben keins von beiden, sondern lediglich eine Bewegungserscheinung. Das giebt auch der Philosoph des Darwinismus, Herbert Spencer, zu, indem er die Evolution als eine rhythmische Pulsation auffasst und sehr klar auseinandersetzt, dass in jedem Augenblick das Gleichgewicht das selbe sei.[2]) Es ist in der That unerfindlich, inwiefern die Systole einen „Fortschritt" über die Diastole, die Pendelbewegung nach rechts einen „Fortschritt" über die Pendelbewegung nach links bilden sollte. Und trotzdem haben gute Köpfe, vom Strome des herrschenden Irrtums hingerissen, gerade in der Evolution die Gewähr, ja, den B e w e i s der Realität des Fortschrittes erblicken wollen! Wohin es bei solch ungereimtem Beginnen mit der Logik kommt, muss ich an einem Beispiele zeigen, denn ich schwimme hier gegen den Strom und darf keinen Vorteil unbenützt lassen.

John Fiske, der mit Recht vielgerühmte Verfasser der Entdeckungsgeschichte Amerika's, führt in seinem gedankenreichen darwinistischen Werke: *The destiny of Man, viewed in the*

---

[1]) Vom Standpunkt des konsequenten Materialismus aus ist die Monere das vollkommenste Tier, denn es ist das einfachste und darum widerstandsfähigste und ist zum Leben im Wasser, also auf der grössten Fläche des Planeten, organisiert.

[2]) Siehe in *First Principles* das Kapitel über *The rhythm of motion* und die ersten zwei Kapitel über Evolution.

light of his origin[1]) aus: „Der Kampf ums Dasein hat jenes vollendete Erzeugnis schöpferischer Kraft, die menschliche Seele, hervorgebracht.“ Nun weiss ich zwar nicht, wie der Kampf die alleinig wirkende Ursache für die Entstehung irgend eines Dinges abgeben soll; diese Weltanschauung scheint mir ein bisschen sehr summarisch, wie alle Evolutionsphilosophie; doch liegt es so sehr auf der Hand, dass der Kampf vorhandene Kräfte stählt und physische wie geistige Anlagen hervorlockt und durch Übung entwickelt (der alte Homer lehrt es ja unseren Kindern), dass ich hierüber augenblicklich nicht streiten will. Fiske sagt weiter: „das unaufhörliche Hinschlachten ist es, wodurch die höheren Formen des organischen Lebens entwickelt worden sind“ (S. 95 fg.); gut, wir wollen es annehmen. Nun aber, was macht der F o r t s c h r i t t? Logischerweise sollte man voraussetzen, der Fortschritt bestünde in der Zunahme des Massenmordes, oder wäre wenigstens durch sie bedingt — wozu allenfalls einige Erscheinungen unserer Zeit annehmbare Belege liefern könnten. Doch weit gefehlt! Fiske befindet sich solcher hausbackenen Logik gegenüber im Vorteil, denn er kennt nicht allein den Ursprung, sondern auch die Bestimmung des Menschen. Er teilt uns mit: „Bei der höheren Evolution wird der Kampf ums Dasein aufhören, ein bestimmender Faktor zu sein . . . . Dieses Ausserkrafttreten des Kampfes ist eine Thatsache von absolut unvergleichlicher Grossartigkeit; Worte reichen nicht aus, um eine derartige Wendung zu preisen.“ Dieser paradiesische Frieden ist nun das Ziel des Fortschrittes, ja, er ist der Fortschritt selber. Fiske, der ein sehr gescheiter Mann ist, empfindet nämlich mit Recht, dass bisher Niemand gewusst hat, was er sich unter diesem talismanischen Worte „Fortschritt“ denken solle; jetzt wissen wir es. „Endlich“, sagt Fiske, „endlich ist es uns klar geworden, was Fortschritt der Menschheit bedeutet.“ Da muss ich aber sehr bitten! Was soll denn aus unserer so sauer und redlich er-

---

[1]) *Des Menschen Bestimmung, im Lichte seines Ursprunges betrachtet* (Boston 1884). Das sind unsere modernen Empiriker! Sie kennen aller Dinge „Ursprung“ und „Bestimmung“ und haben folglich leicht weise sein. Der Papst zu Rom ist bescheidener.

worbenen Seele werden? Uns wurde soeben gelehrt, der Kampf ums Dasein habe die Seele „erzeugt“: wird sie denn hinfürder ohne Ursache entstehen? Und gesetzt den Fall, das Steckenpferd der Erblichkeit nähme sie auf seinen cheirontisch gastlichen Rücken und führte sie eine Strecke weiter, würde nicht nach orthodoxer darwinistischer Lehre das Aufhören des Kampfes zur Entartung des durch ihn Erzeugten führen,[1]) so dass unsere Seele als blosses *„rudimentary organ“* (dem vielgenannten menschlichen Schwanzansatz vergleichbar) für künftige *Micromégas* in ihrer Zwecklosigkeit lediglich ein Gegenstand des Staunens sein könnte? Und warum denn, wenn der Kampf schon so Herrliches hervorgebracht hat, warum soll er jetzt aufhören? Doch nicht etwa aus blasser, blutscheuer Sentimentalität? „Den Tod in der Schlacht“, sagte Korporal Trim — und dabei schlug er ein Schnippchen — „den Tod in der Schlacht fürchte ich nicht so viel! sonst aber würde ich mich in jede Ritze vor ihm verstecken.“ Und ist es auch unter Professor Fiske‘s Führung „ein Ergötzen, zu schauen, wie wir‘s zuletzt so herrlich weit gebracht“, ich kann mir viel Herrlicheres denken und erhoffen, als was die Gegenwart bietet, und werde darum nimmer zugeben, dass das Aufhören des Kampfes einen Fortschritt bedeuten würde; gerade hier hat die Evolutionshypothese eine Wahrheit — die Bedeutung des Kampfes — zufällig erwischt, es wäre wirklich unvernünftig, sie preiszugeben, bloss damit, „was Fortschritt der Menschheit bedeutet, endlich klar werde“.

Zu Grunde liegt hier, wie gesagt, der Mangel einer sehr einfachen und nötigen philosophischen Einsicht: Fortschritt und Entartung können nur von einem Individuellen, niemals von einem Allgemeinen ausgesagt werden. Um von einem Fortschritt der Menschheit reden zu können, müssten wir die gesamte Erscheinung des Menschen auf Erden aus so grosser Entfernung erblicken, dass alles, was für uns Geschichte ausmacht, verschwände; vielleicht könnte die Menschheit dann als ein Individuelles erfasst, mit anderen analogen Erscheinungen — z. B. auf

---

[1]) *Origin,* ch. XIV, *Animals and Plants,* ch. XXIV.

anderen Planeten — verglichen und Fortschritt und Verfall ihres Wesens beobachtet werden: doch hat derlei hypothetische Sternguckerei für uns und für den heutigen Tag keinen praktischen Wert. Unsere germanische Kultur mit der hellenischen in die organische Beziehung eines Fortschrittes oder eines Verfalles bringen zu wollen ist kaum vernünftiger als Buckle's vorhin genannte Gleichung zwischen Datteln und Reis, im Gegenteil, es ist weniger vernünftig; denn Datteln und Reis werden als voneinander wesentlich verschieden erkannt, ausserdem als ein Allgemeines, Unveränderliches, während wir bei jenem Vergleich gerade das Unterscheidende übersehen und nicht bedenken, dass das Individuelle ein Niewiederkehrendes, darum auch Abgeschlossenes und Absolutes ist. Kann man behaupten, Michelangelo bedeute einen Fortschritt über Phidias? Shakespeare über Sophokles? Oder einen Verfall? Glaubt man, es sei möglich, einer derartigen Behauptung irgend eine Spur von Sinn zu entlocken? Gewiss glaubt das Keiner. Was man aber nicht einsieht, ist, dass das selbe von den gesamten Volksindividualitäten und Kulturerscheinungen gilt, welche diese seltenen Männer zu besonders lebhaftem Ausdruck brachten. Und so stellen wir denn immerfort Vergleiche an: die grosse schwatzende Menge glaubt an den endlosen „Fortschritt der Menschheit" so fest wie eine Nonne an die unbefleckte Empfängnis; die bedeutenderen, nachdenklichen Geister — von Hesiod bis Schiller, von urbabylonischer Symbolik bis Arthur Schopenhauer — ahnten zu allen Zeiten eher Verfall. Beides ist nur als ungeschichtliches Bild zulässig. Man braucht nur die Grenze der Civilisation zu überschreiten: an der Last, die einem da von Haupt und Schultern fällt, an der Wonne, die sich dem Auge aufthut, merkt man sofort, wie teuer der angebliche Fortschritt bezahlt wird. Mich dünkt, ein heutiger macedonischer Hirt führt ein ebenso nützliches und ein weit würdigeres und glücklicheres Dasein als ein Fabrikarbeiter in Chaux-de-Fonds, der von seinem zehnten Jahre ab bis an sein Grab vierzehn Stunden täglich ein bestimmtes Gangrad für Taschenuhren mechanisch herstellt. Wenn nun die Ingeniosität, welche zur Erfindung und Vervollkommnung der Uhr führt, dem Menschen, der sie macht, den

Anblick des grossen, Leben und Gesundheit spendenden Zeitmessers, der Sonne, raubt, so muss man einsehen, dass dieser Fortschritt — wie bewundernswert er auch sei — durch einen entsprechenden Rückschritt erkauft wird. Ähnlich überall. Um den Begriff des Fortschrittes zu retten, hat man ihn „einer Kreisbewegung“ verglichen, „in welcher sich der Radius verlängert“.[1]) Damit ist aber dieser Begriff aller Bedeutung entblösst; denn jeder Kreis ist jedem anderen in allen wesentlichen Eigenschaften gleich, die grössere oder geringere Ausdehnung kann unmöglich als grössere oder geringere Vollkommenheit aufgefasst werden. Doch ist die entgegengesetzte Anschauung — diejenige eines Verfalles der Menschheit — ebensowenig stichhaltig, sobald sie das konkret Historische zu deuten unternimmt. So kann z. B. der Satz Schiller‘s: „Welcher einzelne Neuere tritt heraus, Mann gegen Mann, mit dem einzelnen Athenienser um den Preis der Menschheit zu streiten?“ — den ich in der allgemeinen Einleitung zu diesem Buche anführte — nur auf sehr bedingte Gültigkeit Anspruch machen. Jeder Kundige versteht, was der edle Dichter hier meint; in welchem Sinne er Recht hat, habe ich selber anzudeuten versucht;[2]) und dennoch reizt der Satz zu entschiedenem Widerspruch, und zwar zu mehrfachem. Was soll dieser „Preis der Menschheit“? Es ist wieder jener abstrakte Begriff einer „Menschheit“, der das Urteil verwirrt! Bei den freien Bürgern Athens (und nur solche kann Schiller im Sinne haben) kamen auf einen Mann zwanzig Sklaven: da konnte man freilich Musse finden, um den Körper zu pflegen, Philosophie zu studieren und Kunst zu treiben; unsere germanische Kultur dagegen (wie die chinesische — denn in solchen Dingen offenbart sich nicht Fortschritt, sondern angeborener Charakter) war von jeher eine Gegnerin des Sklaventums; immer wieder stellt sich dieses so natürliche Verhältnis ein, und immer wieder schütteln wir es voll Abscheu von uns ab; wie viele giebt es unter uns — vom König bis zum Orgeldreher — die

---

[1]) So Justus Liebig: *Reden und Abhandlungen,* 1874, S. 273 und Andere.
[2]) Siehe S. 33 und S. 69 bis 75.

nicht den lieben langen Tag im Schweisse ihres Angesichts sich zwingen müssen, ihr Höchstes zu leisten? Sollte aber das Arbeiten nicht an und für sich mindestens ebenso veredelnd wirken wie Baden und Boxen?[1]) Nicht lange würde ich nach dem von Schiller geforderten „einzelnen Neueren" herumsuchen: Friedrich Schiller selber würde ich bei der Hand nehmen und ihn mitten unter die Grössten aller hellenischen Jahrhunderte führen; nackend im Gymnasium dürfte der ewig kranke Mann allerdings zunächst wenig Staat machen, doch sein Herz und sein Geist würden sich immer erhabener aufrichten, je mehr sie von allen Widerwärtigkeiten der zufälligen Daseinsformen entblösst dastünden, und ohne Widerlegung zu fürchten, würde ich laut behaupten: dieser einzelne Neuere ist euch allen durch sein Wissen, durch sein Streben, durch sein sittliches Ideal überlegen; als Denker überragt er euch bedeutend, und als Dichter ist er euch fast ebenbürtig. Welcher hellenische Künstler, ich frage es, lässt sich in Bezug auf Schöpferkraft und Gewalt des Ausdruckes einem Richard Wagner an die Seite stellen? Und wo hat das gesamte Hellenentum einen Mann hervorgebracht, würdig mit einem Goethe um den Preis der Menschheit zu streiten? Hier stossen wir auf einen weiteren Widerspruch, den Schiller's Behauptung hervorruft. Denn wenn unsere Dichter den grössten Poeten Athen's nicht in jeder Beziehung gleichstehen, so ist das die Schuld nicht ihres Talents, sondern ihrer Umgebung, die den Wert der Kunst nicht begreift; wogegen Schiller die Meinung vertritt, als Einzelne kämen wir den Athenern nicht gleich, als Ganzes jedoch sei unsere Kultur der ihrigen überlegen. Ein entschiedener Irrtum, hinter welchem wieder das Gespenst „Menschheit" steckt. Denn wenn auch ein absoluter Vergleich zweier Völker (wenigstens nach meiner Überzeugung) unzulässig ist, gegen eine Parallelisierung der individuellen Entwickelungsstadien kann nichts eingewendet werden, und aus dieser geht hervor, dass wir die Hellenen auf einem höchsten und (trotz aller schreienden Mängel

---

[1]) Ohne davon zu sprechen, dass die moderne Athletik nachgewiesenermassen mehr leistet als die alte. (Vergl. namentlich die verschiedenen Veröffentlichungen Hueppe's.)

ihrer Individualität) eigentümlich harmonischen Höhepunkt erblicken, woher der unvergleichliche Zauber ihrer Kultur stammt, während wir Germanen noch mitten im Werden, im Widerspruch, in der Unklarheit über uns selber stehen, dazu umringt und an manchen Punkten bis ins Herz durchdrungen von ungleichartigen Elementen, die dasjenige, was wir aufbauen, niederreissen und uns dem eigenen Wesen entfremden. Dort hatte sich eine Volksindividualität bis zur Klarheit durchgerungen; hier, bei uns, ist alles noch Gährung; schroff isoliert stehen die höchsten Erscheinungen unseres Geisteslebens nebeneinander, fast feindlich sich anblickend, und erst nach vieler Arbeit wird es uns gelingen, als G a n z e s die Stufe zu erklimmen, auf der hellenische Kultur, auf der römische, indische, ägyptische Kultur einst standen.

Historisches Kriterium

Verwerfen wir nun das Wahngebilde einer fortschreitenden und rückschreitenden Menschheit, und bescheiden wir uns mit der Erkenntnis, dass unsere Kultur eine spezifisch nordeuropäische, d. h. germanische ist, so werden wir zugleich ein sicheres Urteilsprinzip für unsere eigene Vergangenheit und Gegenwart und zugleich einen sehr nützlichen Massstab für die zu erwartende Zukunft gewinnen. Denn nichts Individuelles ist unbegrenzt. So lange wir uns als die verantwortlichen Vertreter der ganzen Menschheit betrachten, können die Einsichtsvolleren nicht anders als wegen unserer Elendigkeit und wegen unserer offenbaren Unfähigkeit, ein goldenes Zeitalter vorzubereiten, verzweifeln; zugleich verrücken aber alle phrasenreiche Flachköpfe die ernsten, erreichbaren Ziele und untergraben das, was ich die historische Sittlichkeit nennen möchte, indem sie — blind gegen unsere allseitige Beschränkung und ohne eine Ahnung von dem Werte unserer spezifischen Begabung — uns Unmögliches, Absolutes vorspiegeln: angeborene Menschenrechte, ewigen Frieden, allseitige Brüderlichkeit, gegenseitiges Ineinanderaufgehen u. s. w. Wissen wir dagegen, dass wir Nordeuropäer als bestimmtes Individuum dastehen, nicht für die Menschheit, wohl aber für unsere eigene Persönlichkeit verantwortlich, so werden wir unser Werk als ein eigenes lieben und hochschätzen, wir werden erkennen, dass es noch lange nicht vollendet, sondern noch recht mangelhaft und

namentlich noch lange nicht selbständig genug ist; kein Bild einer „absoluten“ Vollendung wird uns verführen, sondern wir werden, wie Shakespeare es wollte, uns selber treu bleiben und uns bescheiden, innerhalb der Schranken des dem Germanen Erreichbaren unser Bestes zu leisten; wir werden uns zielbewusst gegen das Ungermanische verteidigen, und nicht nur unser Reich immer weiter über die Erdoberfläche und über die Kräfte der Natur auszudehnen suchen, sondern namentlich die innere Welt uns unbedingt unterwerfen, indem wir Diejenigen, die nicht zu uns gehören und die sich doch Gewalt über unser Denken erobern wollen, schonungslos zu Boden werfen und ausschliessen. Oft sagt man, die Politik dürfe keine Rücksichten kennen; gar nichts darf Rücksichten kennen; Rücksicht ist Verbrechen an sich selbst, Rücksicht ist der Soldat, der in der Schlacht davonläuft, dem Feinde seine „Rücksicht“ als Zielscheibe bietend. Die heiligste Pflicht des Germanen ist, dem Germanentum zu dienen. Daraus ergiebt sich ein geschichtlicher Wertmesser. Wir werden auf allen Gebieten denjenigen Mann als den grössten, diejenige That als die bedeutendste erkennen und feiern, welche das spezifisch germanische Wesen am erfolgreichsten gefördert oder die Vorherrschaft des Germanentums am kräftigsten unterstützt haben. So nur gewinnen wir einen begrenzenden, organisierenden, durchaus positiven Grundsatz des Urteils. Um an einen allbekannten Fall anzuknüpfen: warum besitzt die Erscheinung des grossen Byron für jeden echten Germanen, trotz aller Bewunderung, die sein Genie einflösst, etwas Abstossendes? Treitschke hat diese Frage in seinem prächtigen Essay über Byron beantwortet: „weil wir in diesem reichen Leben nirgends dem Gedanken der Pflicht begegnen“. Das ist ein widerwärtig ungermanischer Zug. Dagegen nehmen wir an seinen Liebesabenteuern nicht den geringsten Anstoss; in ihnen bewährt sich vielmehr echte Rasse; und mit Genugthuung sehen wir, dass Byron — im Gegensatz zu Virgil, Juvenal, Lucian und ihren modernen Nachahmern — zwar ausschweifend war, doch nicht frivol. Den Weibern gegenüber empfindet er ritterlich. Das begrüssen wir als ein Zeichen germanischer Eigenart. In der Politik wird sich dieser Gesichtspunkt

ebenfalls überall bewähren. Die Fürsten z. B. werden wir loben, wenn sie gegen die Ansprüche Rom's auftreten — nicht weil uns irgend ein dogmatisch-religiöses Vorurteil dazu hinreisst, sondern weil wir in jeder Abwehr des internationalen Imperialismus eine Förderung des Germanentums erblicken müssen; wir werden sie tadeln, wenn sie dazu vorschreiten, sich selber als von Gottes Gnaden eingesetzte absolute Herrscher zu betrachten, denn hiermit erweisen sie sich als Plagiatoren des erbärmlichen Völkerchaos und vernichten das urgermanische Gesetz der Freiheit, womit zugleich die besten Kräfte des Volkes gebunden werden. In vielen Fällen ist freilich die Lage eine sehr verwickelte, doch auch da hellt der selbe regulative Grundsatz alles auf. So hat z. B. Ludwig XIV. durch seine schmähliche Verfolgung der Protestanten den späteren Rückgang Frankreichs verursacht; er hat damit eine That von unermesslicher antigermanischer Tragweite vollbracht und zwar in seiner Eigenschaft als Jesuitenzögling, von seinen Lehrern in so krasser Unwissenheit erzogen, dass er nicht einmal seine eigene Sprache korrekt schreiben konnte und von Geschichte gar nichts wusste[1]) — und doch bewährte sich dieser Fürst als echter Germane nach manchen Richtungen hin, z. B. in seiner herzhaften Verteidigung der Sonderrechte und der grundsätzlichen Selbständigkeit der gallikanischen Kirche gegenüber römischen Anmassungen (es ist wohl selten ein katholischer König so rücksichtslos bei jeder Gelegenheit gegen die Person des Papstes vorgegangen), wie auch in seiner grossen allgemein organisatorischen Thätigkeit.[2]) Ein anderes Beispiel wäre Friedrich der Grosse von Preussen, der die Interessen des gesamten Germanentums in Centraleuropa nur als unbedingt autokratischer Kriegsführer und Staatenlenker wahren konnte, dabei aber so

---

[1]) Vergl. den Brief 16 in dem *Briefwechsel zwischen Voltaire und Friedrich dem Grossen.*

[2]) Es thut gut, immer wieder Buckle's Philippica gegen Ludwig XIV. zu lesen (*Civilisation* II, 4), doch giebt Voltaire (auf den auch Buckle hinweist) ein weit gerechteres Bild in seinem *Siècle de Louis XIV.* (siehe namentlich das 29. Kapitel über die Arbeitskraft, die Menschenkenntnis und die organisatorischen Gaben des Königs).

echt freisinnig war, dass mancher Wortführer der französischen Revolution bei diesem Monarchen hätte in die Schule gehen sollen. Und dabei fällt mir noch ein politisches Beispiel von dem Wert dieses Kardinalgrundsatzes ein: wer die Entwickelung und Blüte des Germanentums als massgebend betrachtet, wird nicht lange im Zweifel sein, welches Dokument am meisten Bewunderung verdient: die *Déclaration des droits de l'homme* oder die *Declaration of Independence* der Vereinigten Staaten Nordamerika's. Hierauf komme ich noch zurück. Auf anderen Gebieten als auf dem politischen bewährt sich die Einsicht in die individuelle Natur des germanischen Geistes eben so sehr. Die kühne Erforschung der Erde erweiterte nicht bloss das Feld für einen Unternehmungssinn wie keine andere Rasse ihn je besessen hat, noch heute besitzt, sondern befreite unseren Geist aus der Stubenatmosphäre der klassischen Büchereien und gab ihn sich selbst zurück; Kopernikus riss das einengende Himmelszelt herunter und damit auch den ins Christentum übergegangenen Himmel der Ägypter, und sofort stand das Himmelreich des Germanen da: „Die Menschen haben je und allewege gemeint, der Himmel sei viele hundert oder tausend Meilen von diesem Erdboden . . . . . . der rechte Himmel ist aber allenthalben, auch an dem Orte, wo du stehst und gehst."[1]) Der Buchdruck diente zu allererst zur Verbreitung des Evangeliums und Bekämpfung der antigermanischen Theokratie. Und so weiter ins Unendliche.

Innere Gegensätze

Hieran knüpft sich nun noch eine für die klare Erkenntnis und Unterscheidung des echt Germanischen sehr wichtige Bemerkung. In den zuletzt genannten Dingen, sowie in tausend anderen entdecken wir überall jene spezifische Eigentümlichkeit des Germanen: das enge Zusammengehen — wie Zwillingsbrüder, Hand in Hand — des Praktischen und des Idealen (siehe S. 510). Ähnlichen Widersprüchen werden wir überall bei ihm begegnen und sie gleich hochschätzen. Denn die Erkenntnis, dass es sich um ein Individuelles handelt, wird uns vor allem lehren, nicht die logischen Begriffe absoluter Theorien über Gutes und Böses,

---

[1]) Jakob Böhme: Aurora 19.

Höheres und Niedrigeres bei der Beurteilung zu Rate zu ziehen, sondern unser Augenmerk auf die Individualität zu richten; jede Individualität wird aber stets am besten aus ihren inneren Gegensätzen erkannt; wo sie einförmig ist, ist sie auch ungestaltet, unindividuell. So z. B. ist für den Germanen eine noch nie dagewesene Ausdehnungskraft charakteristisch und zugleich eine Neigung zu einer vor ihm unbekannten Sammlung. Die Ausdehnungskraft sehen wir am Werke: auf praktischem Gebiete in der allmählichen Besiedelung der ganzen Erdoberfläche, auf wissenschaftlichem in der Aufdeckung des unbegrenzten Kosmos, in dem Suchen nach immer ferneren Ursachen, auf idealem in der Vorstellung des Transscendenten, in der Kühnheit der Hypothesen, sowie in dem künstlerischen Adlerflug, der zu immer umfassenderen Ausdrucksmitteln führt. Zugleich erfolgt aber jene Rückkehr in immer enger gezogene Kreise, durch Wälle und Gräben von allem Äusseren sorglich abgegrenzt: das Stammverwandte, das Vaterland, den Gau,[1]) das eigene Dorf, das unverletzliche Heim (*my home is my castle,* gleich wie in Rom), den engsten Familienkreis, zuletzt das Zurückgehen auf den innersten Mittelpunkt des Individuums, welches nun, bis zum Bewusstsein der unbedingten Einsamkeit geläutert, der Welt der Erscheinung als unsichtbares, selbständiges Wesen entgegentritt, ein höchster Herr der Freiheit (gleich wie bei den Indern); eine Kraft der Sammlung, die sich auf anderen Gebieten äussert als Aufteilung in kleine Fürstentümer, als Beschränkung auf ein „Fach“ (sei es in Wissenschaft oder Industrie), als Sekten- und Schulwesen (gleich wie in Griechenland), als intimste poetische Wirkung, wie z. B. der Holzschnitt, die Radierung, die Kammermusik. Im Charakter bedeuten diese durch die höhere Individualität der Rasse zusammengehaltenen gegensätzlichen Anlagen Unternehmungsgeist, gepaart mit Gewissenhaftigkeit, oder aber — wenn auf Irrwege geraten — Spekulation (Börse oder Philosophie, gleichviel) und engherzige Pedanterie und Kleinmütigkeit.

---

[1]) Wundervoll in Jakob Grimm‘s Lebenserinnerungen geschildert, wo er beschreibt, wie die Hessen-Nassauer auf die Hessen-Darmstädter „mit einer Art von Geringschätzung herabsehen“.

Es kann nicht mein Zweck sein, eine erschöpfende Schilderung der germanischen Individualität zu versuchen; alles Individuelle — so deutlich und zweifellos erkennbar es auch sei — ist unerschöpflich. „Das Beste wird nicht deutlich durch Worte“, sagt Goethe; und ist Persönlichkeit das höchste Glück der Erdenkinder, so ist wahrlich die Individualität der bestimmten Menschenart ein „Bestes“: denn sie ist es, welche alle einzelnen Persönlichkeiten trägt, wie die Flut das Schiff, und ohne welche (oder auch wenn diese Flut zu seicht ist, um Grosses spielend emporzuheben) der bedeutendste Charakter, gestrandet und gekentert, unfähig zu Thaten daliegen muss. Einiges zur Charakterisierung der Germanen ist ja ohnehin schon im 6. Kapitel als Anregung geboten worden, gar manches andere wird sich aus dem in der zweiten Hälfte dieses Kapitels Vorgetragenen ergeben, doch ebenfalls lediglich als Anregung, als Aufforderung, die Augen zu öffnen und selber zu schauen.

Die germanische Welt

Einzig der Anblick dessen, was die Germanen geleistet haben, wird uns gründlichere Belehrung gewähren. Dieses wäre nun die Aufgabe, die mir in diesem Kapitel noch bevorstünde; die allmähliche „Entstehung einer neuen Welt“ besprechen, hiesse eine Schilderung der allmählichen Entstehung der germanischen Welt geben. Das Wichtigste zu ihrer Lösung ist aber, nach meiner Meinung, durch die Aufstellung und Begründung dieses grossen mittleren Lehrsatzes, dass die neue Welt eine spezifisch germanische ist, schon geschehen. Und zwar ist diese Einsicht eine so wichtige, eine so entscheidende für jedes Verständnis der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft, dass ich sie noch ein letztes Mal kurz zusammenfassen will.

Die Civilisation und Kultur, welche, vom nördlichen Europa ausstrahlend, heute einen bedeutenden Teil der Welt (doch in sehr verschiedenem Grade) beherrscht, ist das Werk des Germanentums: was an ihr nicht germanisch ist, ist entweder noch nicht ausgeschiedener fremder Bestandteil, in früheren Zeiten gewaltsam eingetrieben und jetzt noch wie ein Krankheitsstoff im Blute kreisend, oder es ist fremde Ware, segelnd unter germanischer Flagge, unter germanischem Schutz und Vorrecht, zum Nachteil

unserer Arbeit und Weiterentwickelung, und so lange segelnd, bis wir diese Kaperschiffe in den Grund bohren. Dieses Werk des Germanentums ist ohne Frage das Grösste, was bisher von Menschen geleistet wurde. Es wurde nicht durch Humanitätswahn, sondern durch gesunde selbstsüchtige Kraft, nicht durch Autoritätsglauben, sondern durch freie Forschung, nicht durch Genügsamkeit, sondern durch unersättlichen Heisshunger geschaffen. Als am spätesten geborenes, konnte das Geschlecht der Germanen sich die Leistungen Früherer zu Nutze machen; doch zeugt dies keineswegs für einen allgemeinen Fortschritt der Menschheit, sondern lediglich für die hervorragende Leistungsfähigkeit einer bestimmten Menschenart, eine Leistungsfähigkeit, die erwiesenermassen durch das Eindringen ungermanischen Blutes oder auch nur (wie in Österreich) ungermanischer Grundsätze allmählich abnimmt. Dass das Vorherrschen des Germanentums ein Glück für die sämtlichen Bewohner der Erde bedeute, kann Niemand beweisen; von Anfang an bis zum heutigen Tage sehen wir die Germanen ganze Stämme und Völker hinschlachten oder langsam, durch grundsätzliche Demoralisation, hinmorden, um Platz für sich selber zu bekommen. Dass die Germanen mit ihren Tugenden allein und ohne ihre Laster — wie da sind Gier, Grausamkeit, Verrat, Missachtung aller Rechte ausser ihrem eigenen Rechte zu herrschen (S. 503) u. s. w. — den Sieg errungen hätten, wird keiner die Stirn haben, zu behaupten, doch wird Jeder zugeben müssen, dass sie gerade dort, wo sie am grausamsten waren — wie z. B. die Angelsachsen in England, der deutsche Orden in Preussen, die Franzosen und Engländer in Nordamerika — dadurch die sicherste Grundlage zum Höchsten und Sittlichsten legten.

Gewappnet mit diesen verschiedenen Erkenntnissen, die alle aus der einen mittleren entfliessen, wären wir also jetzt in der Lage, das Werk der Germanen mit Verständnis und ohne Vorurteil zu betrachten, wie es vom 12. Jahrhundert an ungefähr, wo es zuerst als gesondertes Streben deutliche Gestalt zu gewinnen begann, bis zum heutigen Tage in unaufhörlichem Drange sich entwickelt hat; wir dürfen sogar hoffen, selbst den grössten Nach-

teil — den nämlich, dass wir noch mitten in einer Entwickelung stehen, folglich nur ein Bruchstück gewahren — einigermassen durch die Unanfechtbarkeit unseres Standpunktes überwinden zu können. Doch gilt mein Werk dem 19. Jahrhundert allein. So Gott will, werde ich später dies Säculum zwar nicht ausführlich schildern, wohl aber mit einiger Gründlichkeit auf seine Gesamtleistung hin prüfen; inzwischen suche ich in diesem Buche die G r u n d l a g e n zu dem Wirken und Wähnen dieses entschwindenden Jahrhunderts in ihren Hauptzügen aufzufinden — weiter nichts. Es kann mir nicht beikommen, eine Kulturgeschichte des gesamten Slavokeltogermanentums bis zum Jahre 1800 auch nur als Skizze zu entwerfen, ebensowenig wie es mir bei der Besprechung des Kampfes in der Religion und im Staate während des ersten Jahrtausends beigekommen ist, eine geschichtliche Schilderung zu versuchen. Weder liegt es im Plan dieses Buches, noch besässe ich dazu die Befähigung. Fast könnte ich also diesen Band abschliessen, jetzt, wo ich die wesentlichste aller Grundlagen, das Germanentum, deutlich hingestellt habe. Ich thäte es, wüsste ich ein Buch, auf welches ich meinen Freund und Kollegen, den ungelehrten Leser, für eine Orientierung über die Entwickelung des Germanentums bis zum Jahre 1800, entworfen in dem von mir gemeinten umfassenden und zugleich durchaus individualisierten Sinne, verweisen könnte. Ich kenne aber keines. Dass eine politische Geschichte nicht hinreicht, liegt auf der Hand: das wäre das selbe, als wenn ein Physiolog sich mit der Kenntnis der Osteologie begnügen wollte. Fast noch verkehrter für gedachten Zweck sind die in letzter Zeit aufgekommenen Kulturgeschichten, in denen die Dichter und Denker als Lenker hingestellt, die politischen Gestaltungen dagegen ganz ausser Acht gelassen werden: das heisst einen Körper schildern ohne Berücksichtigung des zu Grunde liegenden Knochenbaues. Auch behandeln die ernst zu nehmenden Bücher dieser Art meist nur bestimmte Abschnitte — wie das *16. und 17. Jahrhundert* von Karl Grün, die *Renaissance* von Burckhardt, das *Zeitalter Ludwig's des XIV.* von Voltaire, u. s. w., oder begrenzte Gebiete — wie Buckle's *Civilisation in England* (eigentlich in

Spanien, Schottland und Frankreich), Rambaud‘s *Civilisation Française,* Henne am Rhyn‘s *Kulturgeschichte der Juden* u. s. w., oder wiederum besondere Erscheinungen — wie Draper‘s *Intellectual Development of Europe,* Lecky‘s *Rationalism in Europe,* u. s. w. Die hierher gehörige Litteratur ist sehr gross, doch erblicke ich darin kein Werk, welches die Entwickelung des gesamten Germanentums darstellt als das eines lebendigen, individuellen Organismus, bei dem alle Lebenserscheinungen — Politik, Religion, Wirtschaft, Industrie, Kunst u. s. w. — organisch mit einander verknüpft sind. Am ehesten würde Karl Lamprecht‘s umfassend angelegte *Deutsche Geschichte* meinem Desideratum entsprechen, aber sie ist leider nur eine „deutsche“ Geschichte, behandelt also nur ein Fragment des Germanentums. Gerade bei einem solchen Werk sieht man ein, wie misslich die Verwechslung zwischen Germanisch und Deutsch ist; sie verwirrt Alles. Denn die direkte Anknüpfung der Deutschen allein an die alten Germanen verdeckt die Thatsache, dass der nicht-deutsche Norden Europa‘s fast rein germanisch ist im engsten Sinne des Wortes, und lässt uns übersehen, dass gerade in Deutschland, im Mittelpunkt Europa‘s, die Verschmelzung der drei Zweige — Kelten, Germanen, Slaven — stattfand, wodurch dieses Volk seine besondere Nationalfärbung und den Reichtum seiner Anlagen erhielt; ausserdem verliert man den bis zur Revolution vorwiegend germanischen Charakter Frankreich‘s aus den Augen und auch den organischen Grund der offenbaren Verwandtschaft zwischen dem Charakter und den Leistungen Spanien‘s und Italien‘s in früheren Jahrhunderten mit denen des Nordens. Sowohl die Vergangenheit wie die Gegenwart wird hierdurch rätselhaft. Und da man den grossen Zusammenhang nicht überblickt, gewinnt man keine rechte Einsicht in das Leben aller jener Einzelheiten, die Lamprecht mit so viel Liebe und Verständnis darstellt. Manche glauben, seine Behandlung sei zu allumfassend und daher unübersichtlich; es ist aber im Gegenteil die Beschränktheit des Standpunktes, welche das Verständnis hemmt; denn es wäre leichter, die Entwickelung des gesamten Germanentums kurz und bündig darzustellen, als die eines Bruchteiles. Wir Germanen haben uns

freilich im Laufe der Zeit zu höchst charakteristisch verschiedenen, nationalen Individualitäten entwickelt, ausserdem sind wir von verschiedenen Halbbrüdern umringt, doch bilden wir eine so fest verkittete Einheit, deren Teile so unbedingt aufeinander angewiesen sind, dass schon die politische Entwickelung des einen Landes allseitig beeinflusst und beeinflussend ist, seine Civilisation und Kultur aber gar nicht als ein Vereinzeltes, Autonomes dargestellt werden k a n n. Eine chinesische Civilisation giebt es, nicht aber eine französische oder eine deutsche: darum kann man ihre Geschichte nicht schreiben.

Die Notbrücke

Hier bleibt also eine Lücke auszufüllen. Und da ich weder meine Darstellung der Grundlagen des 19. Jahrhunderts mit einem klaffenden Riss abbrechen kann, noch mir selber die Befähigung, eine so tiefe Kluft auszufüllen, zutrauen darf, will ich jetzt versuchen, eine kühne, leichte Brücke hinüber zu werfen, eine Notbrücke. Das Material ist ja schon längst von den vorzüglichsten Gelehrten zusammengetragen worden; ich werde ihnen nicht ins Handwerk pfuschen, sondern den Wissbegierigen für alle Belehrung auf sie verweisen; hier benötigen wir nur die Quintessenz der Gedanken, die sich aus dem geschichtlichen Stoff ergeben, und zwar auch nur insofern, als sie zu unserer Gegenwart unmittelbare Beziehung besitzen. Die Unentbehrlichkeit einer Verbindung zwischen dem Punkt, bis wohin die vorausgegangenen Ausführungen gereicht hatten, und dem 19. Jahrhundert möge die Kühnheit entschuldigen; die Rücksicht auf den möglichen Umfang eines einzigen Doppelbandes, sowie das natürliche Prestotempo eines Finale die leichte Struktur meines Notbaues erklären.

B
Geschichtlicher Überblick.

Dich im Unendlichen zu finden,
Musst unterscheiden und dann verbinden.
Goethe

Die Elemente des socialen Lebens

Unmöglich ist es, Übersicht über eine grosse Anzahl von Thatsachen zu gewinnen, wenn man diese nicht gliedert, und gliedern heisst: erst unterscheiden und dann verbinden. Doch ist uns mit einem beliebigen künstlichen System nicht gedient, und zu den künstlichen gehören alle rein logischen Versuche: das sieht man bei den Pflanzensystemen, von Theophrast bis Linnäus, und ebenso z. B. bei den Versuchen, Künstler nach Schulen zu klassifizieren. Etwas Willkür wirkt freilich bei jeder systematischen Gliederung mit; denn das System entspringt dem sinnenden Gehirn und dient den besonderen Bedürfnissen des menschlichen Verstandes. Es kommt also darauf an, dass dieser ordnende Verstand nicht bloss einzelne, sondern eine möglichst grosse Menge Phänomene überschaue, und dass sein Auge möglichst scharf und treu sehe: auf diese Weise wird seine Thätigkeit ein Maximum an Beobachtung, gepaart mit einem Minimum an eigener Zuthat, ergeben. Man bewundert den S c h a r f s i n n und das Wissen von Männern wie Ray, Jussieu, Cuvier, Endlicher: man sollte vor Allem ihren S c h a r f b l i c k bewundern, denn was sie auszeichnet, ist die Unterordnung des Denkens unter die Anschauung; aus der intuitiven (d. h. anschaulichen) Erfassung des

Ganzen ergiebt sich ihnen die richtige Gliederung der Teile. Goethe‘s Mahnung, erst zu unterscheiden, dann zu verbinden, müssen wir also erst durch die Einsicht ergänzen, dass nur wer ein Ganzes überschaut, im Stande ist, die Unterscheidungen innerhalb des Ganzen durchzuführen. Auf diese Weise begründete der unsterbliche Bichat die moderne Gewebelehre — ein für uns hier besonders lehrreiches Beispiel. Bis auf ihn war die Anatomie des Menschenkörpers lediglich eine Beschreibung der einzelnen, durch ihre Verrichtungen voneinander unterschiedenen Körperteile; er wies als Erster auf die Identität der Gewebe, aus denen die einzelnen, noch so verschiedenen Organe aufgebaut sind, und ermöglichte hierdurch eine rationelle Anatomie. Wie man bis auf ihn die einzelnen Organe des Körpers als die zu unterscheidenden Einheiten betrachtet hatte und darum zu keiner Klarheit durchgedrungen war, ebenso plagen wir uns mit den einzelnen Organen des Germanentums, d. h. mit seinen Nationen, ab und übersehen dabei, dass hier ein Einheitliches zu Grunde liegt, und dass wir, um die Anatomie und Physiologie des Gesamtkörpers zu verstehen, zuerst diese Einheit als solche erkennen, sodann aber: „die verschiedenen Gewebe isolieren und jedes Gewebe, gleichviel in welchen Organen es vorkommt, untersuchen müssen, um erst zuletzt jedes einzelne Organ in seiner Eigentümlichkeit zu studieren“.[1]) Damit wir die Gegenwart und die Vergangenheit des Germanentums recht anschaulich begriffen, brauchten wir nun einen Bichat, der den Gesamtstoff gliederte und ihn uns richtig — d. h. naturgemäss — gegliedert vor Augen führte. Und da er zur Stunde nicht gegenwärtig ist, wollen wir uns, so gut es geht, selber helfen, und zwar nicht etwa, indem wir uns der so viel missbrauchten falschen Analogien zwischen dem tierischen Körper und dem sozialen Körper bedienen, sondern indem wir von Männern wie Bichat die allgemeine Methode lernen: zuerst das Ganze, sodann seine elementaren Bestandteile ins Auge zu fassen, die Zwischendinge aber einstweilen ausser Acht zu lassen.

---

[1]) *Anatomie Générale,* § 6 und § 7 der vorausgeschickten *Considérations.* Bichat‘s Ausführungen habe ich in obigem Satze frei zusammengezogen.

Die verschiedenen Erscheinungen unseres Lebens lassen sich, meine ich, in drei grosse Rubriken zusammenfassen: W i s s e n, C i v i l i s a t i o n, K u l t u r. Das sind schon gewissermassen „Elemente", doch so reichgestaltete, dass wir besser thun werden, sie gleich weiter aufzulösen, wobei folgende Tafel als Versuch einer einfachsten Gliederung betrachtet werden mag:

Wissen:
1. Entdeckung
2. Wissenschaft

Civilisation:
3. Industrie
4. Wirtschaft
5. Politik und Kirche

Kultur:
6. Weltanschauung (einschliesslich Religion und Sittenlehre)
7. Kunst

Bichat's anatomische Grundtafel blieb der Wissenschaft als endgültiger Besitz, doch wurde sie nach und nach sehr vereinfacht, und dadurch gewann der organisatorische Gedanke bedeutend an Leuchtkraft; bei meiner Tafel dürfte das umgekehrte Verfahren zur Anwendung kommen müssen; mein Wunsch, zu vereinfachen, hat mich vielleicht nicht Elemente genug anerkennen lassen. Bichat legte eben mit seiner Einteilung die Grundlage zu einem umfassenden Werke und zu einer ganzen Wissenschaft; ich dagegen teile in einem Schlusskapitel in aller Bescheidenheit einen Gedanken mit, der sich mir nützlich erwiesen hat und vielleicht auch Anderen dienen kann; es geschieht ohne Anspruch auf wissenschaftliche Bedeutung.

Ehe ich nun von dieser Einteilung praktischen Gebrauch mache, muss ich sie — um Missverständnissen und Einwürfen vorzubeugen — kurz erläutern, und zwar kann ich erst dann den Wert der Gliederung in Wissen, Civilisation und Kultur zeigen, wenn wir über die Bedeutung der einzelnen Elemente einig sind.

Unter E n t d e c k u n g verstehe ich die Bereicherung des Wissens durch konkrete Thatsachen: zunächst ist hier an die Entdeckung immer grösserer Striche unseres Planeten zu denken, also an die materiell-räumliche Ausdehnung unseres Wissens-

und Schaffensmaterials. Jedes andere Fernerrücken der Grenzpfähle unseres Wissens ist aber ebenfalls Entdeckung: das Erforschen des Kosmos, das Sichtbarmachen des unendlich Kleinen, das Aufgraben des Verschütteten, das Auffinden bisher unbekannter Sprachen, u. s. w. — W i s s e n s c h a f t ist etwas wesentlich Anderes: sie ist die methodische Verarbeitung des Entdeckten zu einem bewussten, systematischen „Wissen“. Ohne Entdecktes, d. h. ohne anschauliches Material — durch Erfahrung gegeben, durch Beobachtung genau bestimmt — wäre sie lediglich ein methodologisches Gespenst; als Mathematik bliebe dann ihr Mantel, als Logik ihr Skelett in unseren Händen; doch ist andrerseits gerade Wissenschaft die grösste Förderin der Entdeckung. Als Galvani‘s Laboratoriumdiener die Schenkelmuskeln eines präparierten Frosches zusammenzucken sah, hatte er eine Thatsache entdeckt; Galvani selber hatte sie gar nicht bemerkt;[1]) als jedoch dieser Meister von der Sache erfuhr, da durchzuckte es sein Hirn nicht bloss wie der dunkle Strom die Froschkeule oder wie das gaffende Staunen den Diener, sondern als grell leuchtender Geistesblitz: ihm, dem wissenschaftlich Gebildeten that sich die Ahnung weitläufiger Zusammenhänge mit allerhand anderen bekannten und noch unbekannten Thatsachen auf und trieb ihn zu endlosen Experimenten und wechselnd angepassten Theorien. Der Unterschied zwischen Entdeckung und Wissenschaft leuchtet durch dieses Beispiel ein. Schon Aristoteles hatte gesagt: „erst Thatsachen sammeln, dann sie denkend verbinden“; das erste ist Entdeckung, das zweite Wissenschaft. Justus Liebig — den ich in diesem Kapitel besonders gern vorführe, da er ein Vertreter echtester Wissenschaft ist — schreibt: „Alle (wissenschaftliche) Forschung ist deduktiv oder apriorisch. Eine empirische Nachforschung in dem gewöhnlichen Sinne existiert gar nicht. Ein Experiment, dem nicht eine Theorie, d. h. eine I d e e, vorhergeht, verhält sich zur Naturforschung wie das Rasseln mit einer

---

[1]) Dies berichtet Galvani mit nachahmungswerter Aufrichtigkeit in seiner *De viribus electricitatis in motu musculari commentatio.*

Kinderklapper zur Musik."[1]) Dies gilt von jeder Wissenschaft, denn alle Wissenschaft ist Naturwissenschaft. Und wenn auch häufig die Grenze schwer zu ziehen ist, schwer nämlich für denjenigen, der nicht in der Werkstätte bei der Arbeit gegenwärtig war, so ist sie dennoch durchaus real und führt zunächst zu einer sehr wichtigen Einsicht: dass nämlich neun Zehntel der sogenannten Männer der Wissenschaft des 19. Jahrhunderts lediglich Laboratoriumdiener waren, die entweder ohne jegliche vorhergegangene Idee Thatsachen zufällig entdeckten, d. h. Material zusammentrugen, oder den von den wenigen hervorragenden Männern — einem Cuvier, einem Jakob Grimm, einem Bopp, einem Robert Bunsen, einem Robert Mayer, einem Clerk Maxwell, einem Darwin, einem Pasteur, einem Savigny, einem Eduard Reuss, u. s. w. — hinausgegebenen Ideen sich sklavisch anschlossen und nur dank dieser Beleuchtung Nützliches schufen. Diese Grenze echter Wissenschaft nach unten zu darf nie aus den Augen verloren werden. Ebensowenig die nach oben zu. Sobald nämlich der Geist nicht allein, wie bei Galvani, beobachtete Thatsachen durch eine „vorangegangene Idee" unter einander verknüpft und dergestalt zu einem menschlich durchdachten Wissen organisiert, sondern sich über das durch die Entdeckung gelieferte Material zu freier Spekulation erhebt, handelt es sich nicht mehr um Wissenschaft, sondern um Philosophie. Ein gewaltiger Sprung geschieht dadurch, wie von einem Gestirn auf ein anderes; es handelt sich um zwei Welten, so verschieden von einander wie der Ton von der Luftwelle, wie der Ausdruck von dem Auge; in ihnen tritt die unüberwindliche, unüberbrückbare Duplicität unseres Wesens an den Tag. Im Interesse der Wissenschaft (welche ohne Philosophie zu keinem Kulturelement heranwachsen kann), im Interesse der Philosophie (die ohne Wissenschaft einem Monarchen ohne Volk gleicht) wäre es wünschenswert, dass jeder Gebildete das klare Bewusstsein dieser Grenze besässe. Doch gerade in dieser Beziehung wurde

---

[1]) *Francis Bacon von Verulam und die Geschichte der Naturwissenschaften,* 1863.

und wird immer noch unendlich viel gesündigt; das 19. Jahrhundert war eine Hexenküche durcheinandergeworfener Begriffe, widernatürlicher Paarungsversuche zwischen Wissenschaft und Philosophie, und die Attentäter konnten wie das Hexenvolk von sich melden:

> Und wenn es uns glückt,
> Und wenn es sich schickt,
> So sind es Gedanken.

Die Gedanken sind denn auch danach, denn es glückt nie und es schickt sich nie. So viel über den Begriff der Wissenschaft. — Die I n d u s t r i e wäre ich für meine Person geneigt der Gruppe des Wissens zuzurechnen, denn von allen menschlichen Lebensbethätigungen steht gerade sie in unmittelbarster Abhängigkeit vom Wissen; genau so wie die Wissenschaft, fusst sie überall auf Entdeckung, und jede industrielle „Erfindung“ bedeutet eine Kombination bekannter Thatsachen durch Vermittelung einer „vorangegangenen Idee“ (wie Liebig sagte). Ich fürchte aber, überflüssigen Widerspruch zu erregen, da ja andrerseits die Industrie die allerengste Bundesgenossin der wirtschaftlichen Entwickelung und somit eine bestimmende Grundlage aller Civilisation ist. Keine Gewalt der Welt vermag es, eine industrielle Errungenschaft zurückzuhalten. Die Industrie gleicht fast einer blinden Naturkraft: widerstehen kann man ihr nicht, und, tritt sie auch, einem gezähmten Tiere gleich, gebändigt und dienend in die Erscheinung, es weiss doch Keiner, wohin sie führt. Die Entwickelung der Sprengstofftechnik, der Schiessgewehre, der Dampfmaschinen sind Beispiele und Beweise. Wie Emerson treffend sagt: „Das Maschinenwesen unserer Zeit gleicht einem Luftballon, der mit dem Aëronauten davongeflogen ist.“[1]) Wie unmittelbar andrerseits die Industrie auf Wissen und Wissenschaft zurückwirkt, erhellt schon zur Genüge aus dem einen Beispiel des Buchdruckes. — Unter W i r t s c h a f t verstehe ich die gesamte ökonomische Lage eines Volkes: manchmal selbst bei hoher Kultur ein sehr einfaches Gebilde, wie z. B. im ältesten Indien,

---

[1]) *English Traits: Wealth.*

manchmal zu enormer Verwickeltheit heranwachsend, wie im alten Babylon und ebenso bei uns Germanen. Dieses Element bildet den Mittelpunkt aller Civilisation; es wirkt nach unten und nach oben zu, seinen Charakter allen Äusserungen des gemeinschaftlichen Lebens aufprägend. Gewiss tragen Entdeckungen, Wissenschaft und Industrie mächtig zu der Gestaltung der wirtschaftlichen Existenzbedingungen bei, doch schöpfen sie selber die Möglichkeit des Entstehens und des Bestehens, sowie Förderung und Hemmnis, aus dem wirtschaftlichen Organismus. Darum kann die Natur, die Richtung, die Entwickelungstendenz einer bestimmten wirtschaftlichen Gestaltung so anreizend wie gar nichts anderes auf das gesamte Leben des Volkes wirken, oder auch auf ewig lähmend. Alle Politik — die Herren Pragmatiker mögen sagen, was sie wollen — ruht im letzten Grunde auf wirtschaftlichen Verhältnissen, nur ist die Politik der sichtbare Körper, die ökonomische Lage das ungesehene Blutgeäst. Dieses ändert sich nur langsam, doch, hat es sich einmal geändert — kreist das Blut dickflüssiger als früher oder treibt es im Gegenteil neue Anastomosen lebenspendend durch alle Glieder — so muss die Politik mit, ob sie will oder nicht. Niemals blüht ein Staatswesen auf d u r c h die Politik (wie sehr der Schein auch täuschen mag), sondern t r o t z der Politik; nie kann Politik allein einem Staatswesen Leben dauernd sichern — man betrachte nur das späte Rom und Byzanz. England soll die politische Nation *par excellence sein,* doch sehe man genauer zu und man wird finden, dass dieser ganze politische Apparat der Eindämmung der speziell politischen Gewalt und der Entfesselung der übrigen — unpolitischen, lebendigen — Kräfte, namentlich der wirtschaftlichen gilt: schon die *Magna Charta* bedeutet die Vernichtung der politischen Justiz zu Gunsten der freien Rechtsprechung. Alle Politik ist ihrem Wesen nach lediglich Reaktion, und zwar Reaktion auf wirtschaftliche Bewegungen; nur sekundär erwächst sie zu einer bedrohlichen, doch nie zu einer in letzter Instanz entscheidenden Macht.[1]) Und ist auch nichts auf der Welt schwerer, als über

---

[1]) Das Wort R e a k t i o n verstehe ich natürlich wissenschaft-

allgemeine wirtschaftliche Fragen zu sprechen, ohne Unsinn zu reden — so geheimnisvoll weben hier die Nornen (Erwerben, Bewahren, Verwerten) das Schicksal der Nationen und ihrer einzelnen Mitglieder — so vermögen wir nichtsdestoweniger, leicht die Bedeutung der Wirtschaft als vorwiegenden und mittleren Faktor aller Civilisation einzusehen. — P o l i t i k bezeichnet nicht allein das Verhältnis einer Nation zu den anderen, auch nicht allein den Widerstreit im Innern des Staates zwischen den Einfluss suchenden Kreisen und Personen, sondern die gesamte sichtbare und so zu sagen künstliche Organisation des gesellschaftlichen Körpers. Im zweiten Kapitel dieses Buches (S. 163) habe ich das Recht definiert als: Willkür an Stelle von Instinkt in den Beziehungen zwischen den Menschen; der Staat ist nun der Inbegriff der gesamten, zugleich unentbehrlichen und doch willkürlichen, Abmachungen, und die Politik ist der Staat am Werke. Der Staat ist gewissermassen der Wagen, die Politik der Kutscher; ein Kutscher aber, der selber Wagner ist und an seinem Gefährt unaufhörlich herumbessert; manchmal wirft er auch um und muss sich einen neuen Wagen bauen, doch besitzt er dazu kein Material ausser dem alten, und so gleicht denn das neue Fuhrwerk gewöhnlich bis auf kleine Äusserlichkeiten dem früheren — es wäre denn, das wirtschaftliche Leben hätte wirklich inzwischen noch nicht Dagewesenes herbeigeschafft. Die K i r c h e nenne ich auf meiner Tafel zugleich mit Politik: es ging nicht anders; ist der Staat der Inbegriff aller willkürlichen Abmachungen, so ist das, was wir gewöhnlich und offiziell unter dem Worte „Kirche“ verstehen, das vollendetste Beispiel raffinierter Willkür. Denn hier ist nicht allein von den Beziehungen der Menschen untereinander die Rede, sondern der organisierende Trieb der Gesellschaft greift in das Innere des Einzelnen hinein und verbietet ihm auch hier — so weit es gehen will — der Notwendigkeit seines Wesens

---

lich, d. h. als eine Bewegung, die auf einen Reiz hin erfolgt, nicht im Sinne unserer modernen Parteibenennungen; doch ist der Unterschied nicht gar so gross: unsere sogenannten „Reaktionäre“ gleichen mehr als sie es ahnen den unwillkürlich zuckenden Froschkeulen Galvani‘s.

zu gehorchen, indem ihm ein willkürlich festgesetztes, bis ins Einzelne bestimmtes Glaubensbekenntnis, sowie ein bestimmtes Zeremoniell für die Erhebung des Gemütes zur Gottheit, als Gesetz aufgezwungen wird. Die Notwendigkeit von Kirchen nachweisen, hiesse Eulen nach Athen tragen; doch werden wir deswegen nicht bezweifeln, dass wir hier den Finger auf den wundesten Punkt aller Politik gelegt haben, auf denjenigen nämlich, wo sie sich von der bedenklichsten Seite zeigt. Sonst konnte sie viele und manchmal recht mörderische Fehler begehen, hier liegt aber die Versuchung zum grössten aller Frevel nahe, zu der eigentlichen „Sünde gegen den heiligen Geist“, welche ist: die Vergewaltigung des inneren Menschen, der Raub der Persönlichkeit. — W e l t a n s c h a u u n g habe ich statt Philosophie gesetzt, denn dieses griechische „Weisheit liebend“ ist eine traurig blasse und kalte Vokabel, und gerade hier handelt es sich um Farbe und Glut. Weisheit! Was ist Weisheit? Ich werde hoffentlich nicht in die Lage kommen, Sokrates und die Pythia anführen zu müssen, damit die Ablehnung eines griechischen Wortes gerechtfertigt werde. Dagegen ist die deutsche Sprache hier, wie so oft, unendlich tief; sie nährt uns mit guten Gedanken, die uns mühelos zufliessen, wie die Muttermilch dem Kinde. „Welt“ heisst ursprünglich nicht die Erde, nicht der Kosmos, sondern die Menschheit.[1]) Streift auch das Auge durch den Raum, folgt ihm der Gedanke wie jene Elfen, die auf Strahlen reitend jede Entfernung mühelos zurücklegen: der Mensch kann doch nur sich selbst erkennen, seine Weisheit wird immer Menschenweisheit sein, seine Weltanschauung, wie makrokosmisch sie sich auch im Wahne des Allumfassens ausdehnen mag, wird immer nur das mikrokosmische Bild in dem Gehirn eines einzelnen Menschen sein. Das erste Glied dieses Wortes „Weltanschauung“ weist uns also gebieterisch auf unsere Menschennatur und auf ihre Grenzen hin. Von einer absoluten „Weisheit“ (wie das griechische Rezept es will), von irgend einem noch so geringfügigen absoluten Wissen

---

[1]) Kollektivum aus *wër,* Mann, und *ylde,* Menschen, gebildet (Kluge).

kann nicht die Rede sein, sondern nur von Menschenwissen, von dem, was verschiedene Menschen zu verschiedenen Zeiten zu wissen gemeint haben. Und nun, was ist dieses Menschenwissen? Darauf antwortet das deutsche Wort: um den Namen „Wissen“ zu verdienen, muss es Anschauung sein. Wie Arthur Schopenhauer sagt: „Wirklich liegt alle Wahrheit und alle Weisheit zuletzt in der Anschauung.“ Und weil dem so ist, kommt es für den verhältnismässigen Wert einer Weltanschauung mehr auf die Sehkraft als auf die abstrakte Denkkraft an, mehr auf die Richtigkeit der Perspektive, auf die Lebhaftigkeit des Bildes, auf dessen k ü n s t l e r i s c h e Eigenschaften (wenn ich mich so ausdrücken darf), als auf die Menge des Geschauten. Der Unterschied zwischen dem Angeschauten und dem Gewussten gleicht dem zwischen Rembrandt‘s „Landschaft mit den drei Bäumen“ und einer von dem selben Standpunkt aufgenommenen Photographie. Hiermit ist aber die Weisheit, die in dem Worte Weltanschauung liegt, noch nicht erschöpft; denn die Sanskritwurzel des Wortes „schauen“ bedeutet „dichten“: wie das Beispiel mit Rembrandt zeigt, ist das Schauen, weit entfernt ein passives Aufnehmen von Eindrücken zu sein, die aktivste Bethätigung der Persönlichkeit; in der Anschauung ist Jeder notgedrungen Dichter, sonst „schaut“ er gar nichts, sondern spiegelt mechanisch das Gesehene wieder wie ein Tier.[2]) Darum ist die ursprüngliche Bedeutung des (mit schauen verwandten) Wortes s c h ö n nicht „hübsch“, sondern „deutlich zu sehen, hell beleuchtet“. Gerade diese Deutlichkeit ist das Werk des beschauenden Subjektes; die Natur ist an und für sich nicht deutlich, vielmehr bleibt sie uns zunächst, wie Faust klagt, „edelstumm“; ebensowenig wird das Bild in unserem Hirn von aussen beleuchtet: um es genau zu erblicken, muss innerlich eine helle Fackel angezündet werden. Schönheit ist die Zugabe des Menschen: durch sie wird aus Natur Kunst, und durch sie wird aus Chaos Anschauung. Hier gilt Schiller‘s Wort von dem Schönen und Wahren:

---

[1]) Vergl. hierzu die grundlegenden Ausführungen am Anfang des ersten Kapitels dieses Buches über das Menschwerden des Menschen. (S. 53 bis 62.)

Es ist nicht draussen, da sucht es der Thor;
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.

Die Alten hatten zwar gemeint, das Chaos sei ein vorangegangener, überwundener Standpunkt der Welt.

Allererst ist das Chaos entstanden

singt schon Hesiod; und nun sollte die allmählige Entwickelung zu immer vollendeterer Gestaltung gefolgt sein: der kosmischen Natur gegenüber eine offenbar ungereimte Vorstellung, da Natur gar nichts ist, wenn nicht die Herrschaft des Gesetzes, ohne welche sie gänzlich unerkennbar bliebe; wo aber Gesetz herrscht, da ist nicht Chaos. Nein, das Chaos ist im Menschenkopf — nirgends anders — zu Hause gewesen, bis es eben durch „Anschauung“ zu deutlich sichtbarer, hell beleuchteter Gestalt geformt wurde; und diese schöpferische Gestaltung ist das, was wir als W e l t a n s c h a u u n g zu bezeichnen haben.[1]) Wenn Professor Virchow und Andere rühmen, unsere Zeit „brauche keine Philosophie“, denn sie sei „das Zeitalter der Wissenschaft“, so preisen sie ganz einfach die allmähliche Rückkehr aus Gestaltung zu Chaos. Doch straft sie die Geschichte der Wissenschaft Lügen; denn nie war Wissenschaft anschaulicher als im 19. Jahrhundert und das kann immer nur unter Anlehnung an eine umfassende Weltanschauung (also an Philosophie) stattfinden; ja, man trieb die Verwechslung der Gebiete so weit, dass Männer wie Ernst Haeckel förmliche Religionsgründer wurden, dass Darwin immerfort mit einem Fuss in unverfälschter Empirie, mit dem anderen in haarsträubend kühnen philosophischen Voraussetzungen breitbeinig fortschreitet, und dass neun Zehntel der lebenden Naturforscher so fest an Atome und Äther glauben, wie ein Maler aus dem Trecento an die kleine nackte Seele, die dem Mund des Gestorbenen entfliegt. Ohne alle Weltanschauung wäre der Mensch ohne jegliche Kultur, eine grosse zweifüssige Ameise. Über R e l i g i o n habe ich in diesem Buche schon so viel gesagt und auch an mehr als

[1]) Über ihre enge Verwandtschaft mit Kunst, siehe S. 54.

einer Stelle auf ihre Bedeutung als Weltanschauung oder Bestandteil einer Weltanschauung hingewiesen (S. 221 fg., 391 fg., u. s. w.), dass ich das viele, was hier noch hinzuzufügen wäre, unterdrücken zu dürfen glaube. Es ist unmöglich, echte, gelebte Weltanschauung von echter, gelebter Religion zu trennen; die zwei Worte bezeichnen nicht zwei verschiedene Dinge, sondern zwei Richtungen des Gemütes, zwei Stimmungen. So sehen wir z. B. bei den kontemplativen Indern die Religion fast ganz Weltanschauung werden und folglich das Erkennen ihren Mittelpunkt bilden, wogegen bei Männern der That (Paulus, Franziskus, Luther) der Glaube die Achse der gesamten Weltanschauung ist und die philosophische Erkenntnis eine kaum beachtete peripherische Grenzlinie bildet; der hier so grell in die Augen springende Unterschied geht in Wirklichkeit gar nicht sehr tief, wogegen der wirklich grundsätzliche Unterschied der ist zwischen Idealismus und Materialismus der Weltanschauung — gleichviel ob Philosophie oder Religion.[1]) In dem betreffenden Abschnitt wird die Darstellung des Werdens und Wachsens unserer germanischen Weltanschauung bis zu Kant, hoffe ich, diese verschiedenen Verhältnisse ganz klar machen und namentlich zeigen, wie Sittenlehre und Weltanschauung miteinander verwachsen sind. Die Verbindungen nach unten zu, zwischen Weltanschauung und Wissenschaft, zwischen Religion und Kirche, fallen in die Augen; die Verwandtschaft mit Kunst wurde schon erwähnt. — Für das, was über Kunst zu sagen wäre, für den Sinn, der diesem Begriffe in der indoeuropäischen Welt beizulegen ist, sowie für die Bedeutung der Kunst für Kultur, Wissenschaft und Civilisation verweise ich vorderhand auf das ganze erste Kapitel.

Über den Sinn der von mir gebrauchten Worte sind wir uns nun, glaube ich, klar. Dass bei einem so summarischen Verfahren manches schwankend bleibt, ist ohne Weiteres zuzugeben; der Schaden ist aber nicht gross, im Gegenteil, die Knappheit zwingt zu genauem Denken. So fragt man vielleicht, unter welche Rubrik die Medizin kommt, da Etliche gemeint haben,

---

[1]) Siehe S. 234, 550, u. s. w.

sie sei eher eine Kunst als eine Wissenschaft. Doch liegt hier, glaube ich, eine missbräuchliche Anwendung des Begriffes Kunst vor, ein Fehler, den auch Liebig begeht, wenn er behauptet: „neunundneunzig Prozent der Naturforschung ist Kunst.“ Liebig begründet seine Behauptung, indem er erstens auf die Mitwirkung der Phantasie bei aller höheren wissenschaftlichen Arbeit, zweitens auf die entscheidende Bedeutung der gerätschaftlichen Erfindungen für jeden Fortschritt des Wissens hinweist: Phantasie ist aber nicht Kunst, sondern nur ihr Werkzeug, und die der Wissenschaft dienenden Artefakten sind zwar ein „Künstliches“, gehören aber durch Ursprung und Zweck offenbar ganz dem Kreise des Industriellen an. Auch der oft betonte Nutzen des intuitiven Blickes für den Arzt begründet nur eine Verwandtschaft mit der Kunst, die auf jedem Gebiet des Lebens statt hat; die medizinische Disciplin ist und bleibt eine Wissenschaft. Dagegen gehört die Pädagogik, sobald sie als praktisches Schul- und Unterrichtswesen aufgefasst wird, zu „Politik und Kirche“. Durch sie werden Seelen gemodelt und in das bunte Gewebe des Übereingekommenen fest eingeflochten; Staat und Kirche halten überall auf nichts mehr als auf den Besitz der Schule und streiten mit einander um nichts hartnäckiger als um die beiderseitigen Ansprüche auf das Recht, sie zu beeinflussen. Ähnlich wird jede Erscheinung des gesellschaftlichen Lebens sich ohne künstlichen Zwang in die kleine Tafel einreihen lassen.

Vergleichende Analysen

Wer sich nun die Mühe geben will, die verschiedenen uns bekannten Civilisationen im Geiste an sich vorbeiziehen zu lassen, wird finden, dass ihre so auffallende Verschiedenheit auf der Verschiedenheit des Verhältnisses zwischen Wissen, Civilisation (im engeren Sinne) und Kultur beruht, des Näheren durch das Vorwiegen oder die Vernachlässigung des einen oder anderen der sieben Elemente bedingt ist. Keine Betrachtung ist geeigneter, uns über unsere individuelle Eigenart genauen Aufschluss zu geben.

Ein sehr extremes und darum lehrreiches Beispiel ist wie immer das Judentum. Hier fehlen Wissen und Kultur, also die beiden Endpunkte, eigentlich ganz: auf keinem Gebiete Entdeckungen, Wissenschaft verpönt (ausser wo die Medizin eine

lohnende Industrie war), Kunst abwesend, Religion ein Rudiment, Philosophie ein Wiederkauen missverstandener helleno-arabischer Formeln und Zaubersprüche. Dagegen eine abnorme Entwickelung des Verständnisses für wirtschaftliche Verhältnisse, eine zwar geringe Erfindungsgabe auf dem Gebiete der Industrie, doch höchst geschickte Ausbeutung ihres Wertes, eine beispiellos vereinfachte Politik, indem die Kirche das Monopol sämtlicher willkürlicher Bestimmungen an sich gerissen hatte. Ich weiss nicht, wer — ich glaube es war Gobineau — die Juden eine anticivilisatorische Macht genannt hat; sie waren im Gegenteil, und mit ihnen alle semitischen Bastarde, die Phönizier, die Karthager u. s. w., eine ausschliesslich civilisatorische Macht. Daher das eigentümlich Unbefriedigende dieser semitischen Erscheinungen, denn sie haben weder Wurzel noch Blüten: weder haftet ihre Civilisation in einem langsam von ihnen selbst erworbenen, also wirklich eigenen Wissen, noch entfaltet sie sich zu einer individuellen, eigenen, notwendigen Kultur. Das genau entgegengesetzte Extrem erblicken wir in den Indoariern, bei denen die Civilisation gewissermassen auf ein Minimum reduziert erscheint: die Industrie von Parias betrieben, die Wirtschaft so einfach wie möglich belassen, die Politik nie zu grossen und kühnen Gebilden sich aufraffend;[1]) dagegen erstaunlicher Fleiss und Erfolg in den Wissenschaften (wenigstens in einigen) und eine tropische Entfaltung der Kultur (Weltanschauung und Dichtkunst). Über den Reichtum und die Mannigfaltigkeit indoarischer Weltanschauung, über die Erhabenheit indoarischer Sittenlehre brauche ich kein Wort mehr zu verlieren — im Verlaufe dieses ganzen Werkes habe ich die Augen des Lesers auf sie gerichtet gehalten. In der Kunst haben die Indoarier zwar nicht entfernt die Gestaltungskraft der Hellenen besessen, doch ist ihre poetische Litteratur die umfangreichste der Welt, in vielen Stücken von höchster Schönheit und von so unerschöpflichem Erfindungsreichtum, dass z. B. die indischen Gelehrten 36 Arten des Dramas unterscheiden müssen, um Ordnung

[1]) Oder erst sehr spät, zu spät.

in diesen einen Zweig ihrer poetischen Produktion zu bringen.[1]) In dem Zusammenhang, der uns hier beschäftigt, ist aber folgende Beobachtung die wichtigste. Trotz ihrer Leistungen auf dem Gebiete der Mathematik, der Grammatik u. s. w. übertraf die Kultur der Inder nicht allein ihre Civilisation, sondern auch ihr Wissen um ein Bedeutendes; daher waren die Inder, was der Engländer *top-heavy* nennt, d. h. zu schwer in den oberen Teilen für die Tragfähigkeit der unteren, und das um so mehr, als ihre Wissenschaft eine fast lediglich formelle war, der das Element der „Entdeckung" — also das eigentliche Material, oder wenigstens die Herbeischaffung neuen Materials zur Ernährung der höheren Anlagen und zur fortgesetzten Übung ihrer Fähigkeiten — fehlte. Schon hier bemerken wir etwas, was sich in der Folge immer wieder unserer Aufmerksamkeit aufdrängen wird: dass „Civilisation" eine verhältnismässig indifferente mittlere Masse ist, während enge Beziehungen gegenseitiger Korrelation zwischen „Wissen" und „Kultur" bestehen. Der Inder, der sehr geringe Anlagen für empirische Beobachtung der Natur besitzt, besitzt ebenfalls (und wie ich zu zeigen hoffe in Folge dessen) geringe künstlerische Gestaltungskraft; dagegen sehen wir die abnorme Entwickelung der reinen Gehirnthätigkeit einerseits zu einer beispiellosen Blüte der Phantasie, andrerseits zu einer ebenso unerhörten Entfaltung der logisch-mathematischen Fähigkeiten führen. Wiederum ein ganz anderes Beispiel würden uns die Chinesen liefern, wenn wir Zeit hätten, diesen von unseren Völkerpsychologen so tief in den Dreck geschobenen Karren hier herauszuziehen: denn dass die Chinesen einmal anders waren als sie jetzt sind — erfinderisch, schöpferisch, wissenschaftlich — und dann plötzlich vor etlichen tausend Jahren den Charakter änderten und fortan unbegrenzt stabil blieben — — — eine solche Finte schlucke wer mag! Dieses Volk steht heute im blühendsten, thätigsten Leben, zeigt keine Spur von Verfall, wimmelt und wächst und gedeiht; es war immer so wie es heute ist, sonst wäre Natur

---

[1]) Siehe Raja Sourindro Mohun Tagore: *The drarnatic sentiments of the Aryas* (Calcutta 1881).

nicht Natur. Und wie ist es? fleissig, geschickt, geduldig, seelenlos. In manchen Dingen erinnert diese Menschenart auffallend an die jüdische, namentlich durch die gänzliche Abwesenheit aller Kultur und die einseitige Betonung der Civilisation; doch ist der Chinese weit fleissiger, er ist der unermüdlichste Ackerbauer der Welt, und er ist in allen manuellen Dingen unendlich geschickt; ausserdem besitzt er, wenn nicht Kunst (in unserem Sinne), so doch Geschmack. Ob der Chinese auch nur bescheidene Anlagen zur Erfindung besitzt, wird zwar täglich fraglicher, doch fasst er wenigstens das auf, was ihm von Anderen übermittelt wird, insofern sein phantasieloser Geist der Sache irgend eine utilitaristische Bedeutung abgewinnen kann, und so besass er denn lange vor uns das Papier, den Buchdruck (in primitiver Gestalt), das Schiesspulver, den Kompass und hundert andere Dinge.[1])

---

[1]) Dass das Papier ebensowenig von den Chinesen wie von den Arabern, sondern dass es von den arischen Persern erfunden wurde, steht heute fest (siehe weiter unten, Abschnitt „Industrie“); Richthofen aber — dessen Urteil durch seine rein wissenschaftliche Schärfe und Unabhängigkeit von grossem Werte ist — neigt zu der Annahme, nichts was die Chinesen „an Kenntnissen und Civilisationsmethoden“ besitzen, sei die Frucht des eigenen Ingeniums, sondern alles sei Import. Er weist darauf hin, dass, soweit unsere Nachrichten zurückreichen, die Chinesen es nie verstanden, ihre eigenen wissenschaftlichen Instrumente zu gebrauchen (siehe *China,* 1877, I, 390, 512 fg., etc.), und er kommt zu dem Ergebnis (S. 424 fg.), die chinesische Civilisation sei in ihren Anfängen auf den früheren Kontakt mit Ariern in Centralasien zurückzuführen. Höchst bemerkenswert in Bezug auf die von mir vertretene These ist auch der detaillierte Nachweis, dass die erstaunlichen kartographischen Leistungen der Chinesen nur so weit reichen, als die politische Verwaltung ein praktisches Interesse daran hatte, sie auszubilden (*China,* I, 389); jeder weitere Fortschritt war ausgeschlossen, da „reine Wissenschaft“ ein Kulturgedanke ist. — M. von Brandt, ein zuverlässiger Kenner, schreibt in seinen *Zeitfragen,* 1900, S. 163—164: Die angeblichen Erfindungen der Chinesen aus grauer Vorzeit — Porzellan, Schiesspulver, Kompass — „sind erst spät vom Ausland nach China gebracht worden“. Übrigens wird es aus den Arbeiten Ujfalvi‘s immer klarer, dass Rassen, die wir (mit den Anthropologen) als „arische“ bezeichnen müssen, sich früher durch ganz Asien erstreckten und bis tief hinein ins chinesische Reich ihre Sitze hatten. Die Saken (ein

Mit seiner Industrie hält seine Gelehrsamkeit Schritt. Während wir uns mit sechzehnbändigen Konversationslexicis durchschlagen müssen, besitzen — ich weiss nicht, ob ich schreiben soll die „glücklichen“ oder die „unglücklichen“ — Chinesen gedruckte Encyklopädien von 1000 Bänden![1]) Sie besitzen so ausführliche Geschichtsannalen wie kein zweites Volk der Erde, eine naturgeschichtliche Litteratur, welche die unsere an Massenhaftigkeit übertrifft, ganze Bibliotheken von moralischen Lehrbüchern u. s. w. *ad infinitum.* Und was nützt ihnen das alles? Sie erfinden (?) das Schiesspulver und werden von jeder kleinsten Nation besiegt und beherrscht; sie besitzen 200 Jahre vor Christus ein Surrogat für das Papier, nicht lange darauf das Papier selber, und bringen bis zur Stunde keinen Mann hervor, würdig darauf zu schreiben; sie drucken vieltausendbändige Realencyklopädien und wissen nichts, rein gar nichts; sie besitzen umständliche Geschichtsannalen und gar keine Geschichte; sie schildern in bewundernswerter Weise die Geographie ihres Landes und besitzen seit langem ein dem Kompass ähnliches Instrument, unternahmen aber keine Forschungsreisen und entdeckten niemals einen Zoll breit Erde, erzeugten also keinen Geographen, fähig, ihren Gesichtskreis zu erweitern. Den Chinesen könnte man den „Maschine gewordenen Menschen“ nennen. So lange er auf seinen kommunistisch sich selbst regierenden Dörfern bleibt — mit Felderberieselung, Maulbeerbaumkultur, Kinderzeugen u. s. w. beschäftigt — flösst er

---

ursprünglich arischer Stamm) sind erst anderthalb Jahrhunderte vor Christus aus China vertrieben worden. (Man vergleiche *Mémoire sur les Huns blancs* von Ujfalvi in der Zeitschrift *L'Anthropologie,* Jahrgang 1898, S. 259 ff. und 384 ff., sowie einen Aufsatz von Alfred C. Haddon im *Nature* vom 24. Januar 1901 und den daran sich schliessenden Aufsatz des Sinologen Thomas W. Kingsmill über *Gothic vestiges in Central Asia* in der selben Zeitschrift vom 25. April 1901.)

[1]) Das ist die niedrigste Schätzung. Karl Gustav Carus behauptet in seiner Schrift *Über ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschheitsstämme für höhere geistige Entwickelung,* 1849, S. 67, die umfassendste chinesische Encyklopädie zähle 78731 Bände, wovon etwa 50 auf einen Band unserer üblichen Konversationslexika kämen.

fasst Bewunderung ein: innerhalb dieser engen Grenzen genügt eben Naturtrieb, mechanische Geschicklichkeit und Fleiss; sobald er sie aber überschreitet, wird er eine geradezu komische Figur; denn diese ganze fieberhafte industrielle und wissenschaftliche Arbeit, dieses Materialiensammeln und Studieren und Buchführen, diese grossartigen Staatsexamina, diese Erhebung der Gelehrsamkeit auf den höchsten Thron, diese vom Staat unterstützte fabelhafte Ausbildung der Kunstindustrie und der Technik führen zu rein gar nichts: es fehlt die Seele, das, was wir hier, im Leben des Gemeinwesens, Kultur genannt haben. Die Chinesen besitzen Moralisten, doch keine Philosophen, sie besitzen Berge von Gedichten und Dramen — denn bei ihnen gehört das Dichten zur Bildung und zum *bon ton,* etwa wie im Frankreich des 18. Jahrhunderts — doch besassen sie nie einen Dante, einen Shakespeare.[1])

---

[1]) Die Nichtigkeit chinesischer Poesie ist bekannt, nur in den kleinsten Formen didaktischer Gedichte hat sie einiges Hübsche hervorgebracht. Über die Musik und das musikalische Drama urteilt Ambros (*Geschichte der Musik,* 2. Aufl., I, 37): „Dieses China macht wirklich den Eindruck, als sehe man die Kultur anderer Völker im Reflexbilde eines Karikaturspiegels.“ Dass China einen einzigen wirklichen Philosophen hervorgebracht hat, kann ich nach eifriger Umschau in der betreffenden Litteratur nicht glauben. Confucius ist eine Art chinesischer Jules Simon: ein edeldenkender, phantasieloser Ethiker, Politiker und Pedant. Ohne Vergleich interessanter ist sein Antipode Lâo-tze und die um ihn sich gruppierende Schule des sogenannten Tâoismus. Hier begegnen wir einer wirklich originellen, fesselnden Weltauffassung, doch auch sie zielt einzig und allein auf das praktische Leben und ist ohne die direkte genetische Beziehung zu der besonderen Civilisation der Chinesen mit ihrer fruchtlosen Hast und ignoranten Gelehrsamkeit nicht zu begreifen. Denn der Tâoismus, der uns als Metaphysik und Theosophismus und Mysticismus geschildert wird, ist ganz einfach eine nihilistische Reaktion, eine verzweifelte Auflehnung gegen die mit Recht als nutzlos empfundene chinesische Civilisation. Ist Confucius ein Jules Simon aus dem Reich der Mitte, so ist Lâo-tze ein Jean Jacques Rousseau. „Werft von Euch Euer vieles Wissen und Eure Gelehrsamkeit, und dem Volke wird es hundert Mal besser gehen; werft von Euch Euere Wohlthuerei und Euer Moralisieren, und das Volk wird wieder wie ehedem kindliche Liebe und Menschengüte bewähren;

Dieses Beispiel ist, wie man sieht, ungemein lehrreich, denn es beweist, dass aus Wissen und Civilisation Kultur nicht von selbst als ein notwendiges Produkt, als eine folgerechte Evolution hervorgeht, sondern dass Kultur durch die Art der Per-

---

werft von Euch Euere künstlichen Lebenseinrichtungen und entsagt dem Heisshunger nach Reichtum, so wird es keine Diebe und Verbrecher mehr geben" (*Tâo Teh King,* I, 19, 1). Das ist die Grundstimmung; wie man sieht, eine rein moralische, nicht eine philosophische. Daraus ergiebt sich nun, einerseits ein Aufbauen von utopischen Idealstaaten, in denen die Menschen nicht mehr lesen und schreiben können und in ungestörtem Frieden, ohne jede Spur der verhassten Civilisation glücklich dahinleben, zugleich innerlich frei, denn, wie Kwang-tze (ein hervorragender Tâoist) sagt: „Der Mensch ist der Sklave alles dessen, was er erfindet, und je mehr Dinge er uns sich ansammelt, umso unfreier sind seine Bewegungen" (XII, 2, 5); andrerseits führt aber dieser Gedankengang zu einer Einsicht, die sich wohl niemals mit ähnlicher Eindringlichkeit und Überzeugungskraft kundgethan hat: zu der Lehre, dass in der Ruhe die grösste Triebkraft, in der Ungelehrsamkeit das reichste Wissen, in dem Schweigen die gewaltigste Beredsamkeit, in dem absichtslosen Handeln die bestimmteste Treffsicherheit liege. „Die höchste Errungenschaft des Menschen ist zu wissen, dass wir nicht wissen; wogegen das Wähnen, dass wir wüssten, ein Siechtum ist" (*Tâo Teh King,* II, 71, 1). Es ist schwer, diese Stimmung — denn ich kann sie nicht anders nennen — kurz und bündig zusammenzufassen, eben weil sie eine Stimmung, nicht ein konstruktiver Gedanke ist. Man muss diese interessanten Schriften selber lesen und zwar so, dass man nach und nach, durch geduldige Hingabe, die spröde Form überwindet und in das Herz dieser um ihr armes Vaterland trauernden Weisen eindringt. Metaphysik wird man nicht finden, überhaupt keine „Philosophie", nicht einmal Materialismus in seiner einfachsten Form, doch viel Belehrung über die grauenhafte Beschaffenheit des civilisierten und gelehrten Lebens der Chinesen und eine praktisch-moralische Einsicht in die Natur des Menschen, die so tief ist, wie, die von Confucius flach. Diese Negation bezeichnet den Höhepunkt des dem chinesischen Geist Erreichbaren. (Die beste Quelle zur Belehrung sind die *Sacred Books of China,* welche Band 3, 16, 27, 28, 39 und 40 der von Max Müller herausgegebenen *Sacred Books of the East* ausmachen; die Bände 39 und 40 enthalten die tâoistischen Bücher. Die kleine Schrift von Brandt: *Die chinesische Philosophie und der Staats-Confucianismus* 1898, kann zur vorläufigen Orientierung dienen. Dass irgend Jemand die eigentliche Natur der tâoistischen Philosophie dargelegt habe, ist mir nicht bekannt).

sönlichkeit, durch die Volks i n d i v i d u a l i t ä t bedingt wird. Der arische Inder besitzt bei stofflich beschränktem Wissen und sehr gering entwickelter Civilisation eine himmelstürmende Kultur von ewiger Bedeutung, der Chinese, bei riesig ausgedehnten Detailkenntnissen und raffinierter, fieberhaft thätiger Civilisation, gar keine Kultur. Und ebenso wenig wie es nach drei Jahrhunderten gelungen ist, den Neger zum Wissen, oder den amerikanischen Indianer zur Civilisation zu erziehen, ebenso wenig wird es jemals gelingen, dem Chinesen Kultur aufzupfropfen. Ein Jeder von uns bleibt eben was er ist und war; was wir fälschlich Fortschritt nennen, ist die Entfaltung eines bereits Vorhandenen; wo es nichts giebt, verliert der König seine Rechte. Auch etwas Anderes zeigt dieses Beispiel mit besonderer Deutlichkeit, und darauf möchte ich, zur Ergänzung des vorhin über die Inder Gesagten, besonderen Nachdruck legen: dass es nämlich ohne Kultur, d. h. ohne jene Anlage des Geistes zu allverbindender, allbeleuchtender Weltanschauung, k e i n e i g e n t l i c h e s W i s s e n g i e b t. Wir können und wir sollen Wissenschaft und Philosophie getrennt halten; gewiss; doch sehen wir, dass ohne tiefes Denken keine Möglichkeit umfassender Wissenschaft entsteht; ein ausschliesslich praktisches, auf Thatsachen und auf Industrie gerichtetes Wissen entbehrt jeglicher Bedeutung.[1]) Eine wichtige Einsicht! welche durch unsere Erfahrung bei den Indoariern die Ergänzung erhält, dass umgekehrt, bei stockender Zufuhr des Wissensmaterials, das höhere Kulturleben ebenfalls stockt und sich verknöchert, was, wie mich dünkt, durch die Eintrocknung der Schöpferkraft verursacht wird; denn das Mysterium des Daseins bleibt zwar immer das selbe, ob wir auf wenig oder auf vieles schauen, und in jedem Augenblick deckt sich der Umkreis des Unerforschlichen ganz genau mit dem Umkreis des Erforschten; doch stumpft sich die fragende Verwunderung und mit ihr zugleich die schöpferische Phantasie an unverändert Altbekanntem ab.

---

[1]) Wie J. J. Rousseau treffend sagt: *„Les sciences règnent pour ainsi dire à la Chine depuis deux mille ans, et n‘y peuvent sortir de l‘enfance“* (Lettre à M. de Scheyb, 15. 7. 1756).

Hierzu ein Beleg. Jene grossen Mythenerfinder, die Sumero-Akkadier, waren hervorragende Arbeiter auf dem Gebiete der Naturbeobachtung und der mathematischen Wissenschaft; ihre astronomischen Entdeckungen zeugen von erstaunlicher Präcision, also von nüchtern sicherer Beobachtung; doch, trotz aller Nüchternheit, regten offenbar die Entdeckungen die Phantasie mächtig an, und so sehen wir denn bei diesem Volke Wissenschaft und Mythenbildung Hand in Hand gehen. Wie praktisch es gewesen sein muss, geht aus dem grundlegenden wirtschaftlichen und politischen Einrichtungen hervor, die sich auf uns vererbt haben: die Einteilung des Jahres nach der Stellung der Sonne, die Einrichtung der Woche, die Einführung eines Duodezimalsystems für den Verkehr beim Wiegen, Zählen u. s. w.; doch bezeugen alle diese Gedanken eine ungewöhnliche Kraft der schöpferischen Phantasie, und wir erfahren, dass sich aus den Sprachresten eine eigentümliche Prädisposition für das metaphysische Denken entnehmen lässt.[1]) Man sieht, wie vielfach sich die Fäden verschlingen, wie allbestimmend die Natur der besonderen Rassenpersönlichkeit mit ihren Gegensätzen und ihrem ein für allemal bestimmten Charakter ist.

Leider kann ich diese Untersuchung hier nicht weiter führen, doch ich glaube, selbst diese so äusserst flüchtigen Andeutungen werden zu manchem Nachdenken und zu mancher auch für die Gegenwart wichtigen Erkenntnis führen. Nehmen wir nun zum Schlusse noch einmal die Tafel zur Hand und schauen uns um, wo wir einen wirklich harmonischen, nach allen Richtungen hin schön und frei entwickelten Menschen finden, so werden wir in der Vergangenheit einzig und allein den Hellenen nennen können. Alle Elemente des Menschenlebens stehen bei ihm in schönster Blüte: Entdeckung, Wissenschaft, Industrie, Wirtschaft, Politik, Weltanschauung, Kunst; überall hält er Stich. Hier steht wirklich ein „ganzer Mann“ vor uns. Er hat sich nicht „entwickelt“ aus dem Chinesen, der sich schon zur Blütezeit Athens[2])

---

[1]) Siehe S. 399, Anmerk. 2.

[2]) Mehr als 2000 Jahre vor Christus beginnt die bereits histo-

in überflüssiger Emsigkeit abmühte, er ist nicht eine „Evolution" des Ägypters, trotzdem er vor dessen angeblicher Weisheit eine ganz unberechtigte Scheu empfand, er bedeutet nicht einen „Fortschritt" über den phönizischen Hausierer, der ihn zuerst mit einigen Rudimenten der Civilisation bekannt gemacht hat; sondern in barbarischen Gegenden, unter bestimmten, wahrscheinlich harten Lebensbedingungen, hatte eine edle Menschenrasse sich noch weiter veredelt und — dies schon historisch nachweisbar — sich durch Kreuzung zwischen verwandten, doch individualisierten Gliedern vielseitigste Begabung erworben. Dieser Mensch trat gleich auf als der, der er sein und bleiben sollte. Er entwickelte sich schnell.[1]) Was die Welt an ererbten Entdeckungen und Erfindungen und Gedanken besass, hatte bei den Ägyptern zu einer toten hieratischen Wissenschaft, gepaart mit einer durchaus praktischen, phantasiebaren, redlichen Religion, geführt, bei den Phöniziern zu Handel und Götzendienst: bei ihren Nachbarn, den Hellenen, führten genau die selben Anregungen zu Wissenschaft und Kultur, ohne dass die Civilisation in ihren berechtigten Anforderungen zu kurz gekommen wäre. Einzig der Hellene besitzt diese Allseitigkeit, diese vollendete Plasticität, die in seinen Bildwerken künstlerischen Ausdruck fand; daher verdient er Bewunderung und Verehrung wie kein anderer Mensch, und er allein dürfte als Muster — nicht zur Nachahmung, aber zur Aneiferung — hingehalten werden. Der Römer, den wir zugleich mit dem Hellenen in unseren Schulen nennen, ist fast noch einseitiger entwickelt als der Inder: hatte bei diesem die Kultur nach und nach alle Lebenskräfte verschlungen, so unterdrückte

---

rische Berichterstattung der Chinesen. (Nachtrag: allgemein verbreiteter Irrtum; höchstens 800 Jahre v. Chr.)

[1]) In einer Rede, gehalten vor der *British Association* am 21. September 1896, spricht Flinders Petrie die Meinung aus, die ältesten mycenischen Kunstwerke, z. B. die berühmten goldenen Becher mit Stieren und Kühen (etwa aus dem Jahre 1200 vor Christus), seien in Bezug auf treue Naturbeobachtung und auf Meisterschaft der Ausführung allen späteren Werken der sogenannten Glanzzeit ebenbürtig. (Über diese pelasgisch-achäische Kultur vergl. Hueppe: *Rassenhygiene der Griechen* S. 54 fg.)

bei dem Römer die politische Sorge — das Werk der Rechtsbildung und das Werk der Staatserhaltung — von Anfang an jede andere Anlage. Die Erfüllung seiner civilisatorischen Aufgabe nimmt ihn so ganz in Anspruch, dass er weder für das Wissen, noch für die Kultur Kräfte übrig hat.[1]) Im Laufe seiner gesamten Geschichte hat der Römer nichts entdeckt, nichts erfunden; und auch hier wieder sehen wir das vorhin genannte geheimnisvolle Gesetz der Korrelation zwischen Wissen und Kultur am Werke; denn als er Herr der Welt geworden war und die Öde seines kulturbaren Lebens zu empfinden begann, da war es zu spät: die sprudelnde Quelle der Originalität, d. h. des freischöpferischen Könnens, war für ihn gänzlich verschüttet. Schwer genug drückt noch heute sein gewaltiges, einseitig politisches Werk auf uns und verleitet uns, den politischen Dingen eine vorwiegende und selbständig gestaltende Bedeutung beizulegen, die sie gar nicht besitzen und nur zum Nachteil des Lebens sich anmassen.

Der Germane

Auf diesem kleinen Umweg über China und Sumerien bis nach Rom werden wir, glaube ich, zu einer ziemlich deutlichen Vorstellung unserer eigenen Persönlichkeit und ihrer notwendigen Entwickelung gelangt sein. Denn wir dürfen es ungescheut aussprechen: der Germane ist der einzige Mensch, der sich mit dem Hellenen vergleichen darf. Auch hier ist das Auffallende und das spezifisch Unterscheidende die gleichzeitige und gleichwertige Ausbildung von Wissen, Civilisation und Kultur. Das allseitig Umfassende unserer Anlagen unterscheidet uns von allen zeitgenössischen und von allen früheren Menschenarten — mit alleiniger Ausnahme der Hellenen; eine Thatsache, die, nebenbei gesagt, unsere nahe Verwandtschaft mit ihnen vermuten lässt. Gerade deswegen ist aber hier eine vergleichende Unterscheidung von grösstem Werte. So dürfen wir z. B. gewiss behaupten, dass bei den Griechen Kultur das vorwiegende Element war: sie besitzen die vollendetste und originellste Dichtung (aus der ihre ganze übrige Kunst hervorging) zu einer Zeit, als ihre Civilisation noch den Stempel des zwar Prachtliebenden, Schönheitsahnenden,

[1]) Siehe S. 70—71.

doch Unselbständigen und Barbarischen an sich trägt und als ihr Wissensdurst noch kaum erwacht ist. Später nimmt dann bei ihnen gerade die Wissenschaft plötzlich einen grossen, ewig glorreichen Anlauf, und zwar unter enger, glücklicher Anlehnung an hohe Weltanschauung (wieder jene Korrelation!). Im Verhältnis zu solchen unvergleichlichen Leistungen bleibt bei den Hellenen die Civilisation entschieden zurück. Zwar war Athen eine Fabrikstadt (wenn dieser Ausdruck keusche Ohren nicht verletzt), und der Welt wäre ebenso wenig ein Thales wie ein Plato geschenkt worden, wenn die Hellenen sich nicht als Ökonomen und unternehmende, schlaue Handelsherren Reichtum und damit Musse erworben hätten; es sind durch und durch praktische Leute; doch zeigten sie in der Politik — ohne welche keine Civilisation Dauer besitzt — keine ausserordentliche Begabung, wie die Römer; Recht und Staat waren bei ihnen ein Spielball in den Händen der Ehrgeizigen; auch ist das Symptom der direkt anticivilisatorischen Massnahmen des dauerhaftesten griechischen Staates, Sparta's, nicht zu übersehen. Bei uns Germanen liegen die Dinge offenbar wesentlich anders. Zwar ist auch unsere Politik bis zum heutigen Tage eigentümlich schwerfällig, roh, ungeschickt geblieben, dennoch bewährten wir uns als die unvergleichlichsten Staatenbildner der Welt — was vermuten lässt, dass uns hier, wie bei so manchen anderen Dingen, mehr die aufgezwungene Nachahmung im Wege stand als fehlende Anlage. „Wer kommt früh zu dem Glücke, sich seines eigenen Selbsts ohne fremde Formen in reinem Zusammenhang bewusst zu sein?“ seufzt Goethe;[1]) nicht einmal die Hellenen, wir aber noch viel, viel weniger. Besser, weil unabhängiger, entwickelten sich unsere Anlagen auf dem ganzen wirtschaftlichen Gebiete (Handel, Gewerbe, am wenigsten vielleicht Landbau) zu nie gekannter Blüte; ebenso die schnell folgende Industrie. Was sind Phönizier und Karthagener mit ihren elenden Ausbeutungs-Faktoreien und Karawanen gegen einen lombardischen oder rheinischen Städtebund, in welchem Klugheit, Fleiss, Erfindung und — *last not least*

---

[1]) *Wilhelm Meister's Lehrjahre,* Buch VI.

— Ehrlichkeit sich die Hand reichen?[1]) Bei uns bildet also Civilisation — das gesamte Gebiet der eigentlichen Civilisation — den Mittelpunkt: ein guter Charakterzug, insofern er Bestand verspricht, ein nicht ganz unbedenklicher, insofern er die Gefahr birgt, „Chinese zu werden", eine Gefahr, die eine sehr reelle werden würde, wenn die nicht — oder kaum — germanischen Elemente unter uns jemals die Oberhand bekämen.[2]) Denn sofort würde unser unauslöschlicher Wissenstrieb in den Dienst der blossen Civilisation gestellt werden und damit — wie in China — dem Banne ewiger Sterilität verfallen. Was einzig uns dagegen schützt, ist das, was uns Würde und Grösse, Unsterblichkeit, ja, — wie die alten Griechen zu sagen pflegten — Göttlichkeit verleiht: unsere Kultur. Diese besitzt aber in unserer Begabung nicht die überwiegende Bedeutung, die ihr im Hellenentum zukam. Über letztere verweise ich auf mein erstes Kapitel. Niemand wird behaupten können, dass bei uns die Kunst das Leben gestalte, oder dass die Philosophie (in ihrem edelsten Sinne als Weltanschauung) einen ähnlichen Anteil an dem Leben unserer führenden Männer habe wie in Athen, geschweige in Indien. Und das Schlimmste ist, dass diejenige Kulturanlage, welche, nach zahllosen Erscheinungen des gesamten Slavokeltogermanentums zu urteilen, bei uns die entwickeltste ist (zugleich ein reichlicher Ersatz für das, was der Mehrzahl unter uns an künstlerischer und metaphysischer Begabung abgehen mag), ich meine die R e l i g i o n, es niemals vermocht hat, die Zwangsjacke abzureissen, die ihr — gleich bei dem Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte — von den unwürdigen Händen des Völkerchaos aufgezwungen wurde. In Jesus Christus hatte das absolute religiöse

---

[1]) Siehe S. 137 fg.

[2]) Speziell der D e u t s c h e neigt in gar manchen Dingen, z. B. in seiner Sammelwut, in seinem Anhäufen von Material über Material, in seinem Hang, den Geist über dem Buchstaben zu vernachlässigen, u. s. w., bedenklich zum Chinesentum. Das war schon früh aufgefallen, und Goethe erzählte Soret lachend von einem Globus aus der Zeit Karl's V., auf dem China zur Erläuterung die Inschrift trägt: „die Chinesen sind ein Volk, das sehr viele Ähnlichkeit mit den Deutschen hat!" (*Eckermann,* 26. April 1823).

Genie die Welt betreten: Keiner war so geschaffen, diese göttliche Stimme zu vernehmen, wie der Germane; die grössten Verbreiter des Evangeliums durch Europa sind alle Germanen, und das ganze germanische Volk greift gleich, wie schon das Beispiel der rauhen Goten zeigt (S. 513), zu den Worten des Evangeliums, jedem blöden Aberglauben (die Geschichte der Arianer bezeugt es) abhold. Und trotzdem schwindet das Evangelium bald und verstummt die grosse Stimme; denn die Kinder des Chaos wollen von dem blutigen stellvertretenden Opfer nicht lassen, welches die besseren Geister unter den Hellenen und den Indern schon längst überwunden und die hervorragendsten Propheten der Juden vor Jahrhunderten verspottet hatten; dazu gesellt sich allerhand kabbalistischer Zauber und stoffliche Metamorphose aus dem späten unsauberen Syro-Ägypten: und das alles, durch jüdische Chronik ausstaffiert und ergänzt, ist nunmehr die „Religion“ der Germanen! Selbst die Reformation wirft sie nicht ab und gerät dadurch in einen unlösbaren Widerspruch mit sich selber, der das Schwergewicht ihrer Bedeutung in das rein politische Gebiet verlegt, also in die Klasse der bloss civilisatorischen Kräfte, während sie es kulturell nicht weiter als zu einer inkonsequenten Bejahung bringt (Erlösung durch den Glauben — und dennoch die Beibehaltung materialistischer Superstitionen) und einer fragmentarischen Verneinung (Verwerfung eines Teiles der dogmatischen Zuthaten, Beibehaltung des übrigen).[1]) In dem Mangel einer wahrhaftigen, unserer eigenen Art entsprossenen und entsprechenden Religion erblicke ich die grösste Gefahr für die Zukunft des Germanen; das ist seine Achillesferse; wer ihn dort trifft, wird ihn fällen. Man schaue doch auf den Hellenen zurück!

---

[1]) Namentlich L u t h e r bleibt in dieser Beziehung vollständig im religiösen Materialismus befangen; er — der Glaubensheld — „eliminiert den Glauben so sehr aus dem Abendmahl“, dass er lehrt, auch der Ungläubige zerbeisse den Leib Christi mit den Zähnen. Er nimmt also das an, wogegen Berengar und so viele andere streng römische Katholiken wenige Jahrhunderte früher mutig gekämpft hatten und was nicht allein den ersten Christen, sondern noch Männern wie Ambrosius und Augustinus ein Greuel gewesen wäre. (Vergl. Harnack: Grundriss der Dogmengeschichte, § 81.)

Von Alexander geführt, zeigte er seine Befähigung, die ganze Welt zu unterwerfen; doch der schwache Punkt war bei ihm die Politik; verschwenderisch begabt auch in dieser Beziehung, hat er die ersten Theoretiker der Politik, die erfindungsreichsten Staatengründer, die genialsten Redner über die allgemeine Sache hervorgebracht; doch blieb ihm hier versagt, was ihm auf allen anderen Gebieten gelungen war: Grosses und Dauerndes zu gestalten; hieran ging er zu Grunde; einzig seine jämmerliche politische Lage lieferte ihn dem Römer aus; mit der Freiheit verlor er das Leben; der erste harmonisch vollendete Mensch war dahin, und nur sein Schatten wandelte noch auf Erden. Sehr ähnlich scheint mir bei uns Germanen die Lage in Bezug auf Religion. Nie hat die Geschichte eine so tief innerlich religiöse Menschenart gesehen; moralischer ist sie nicht als andere Menschen, aber viel religiöser. In dieser Beziehung nehmen wir eine Stellung ein mitteninne zwischen dem Indoarier und dem Hellenen: das uns angeborene metaphysisch-religiöse Bedürfnis treibt uns zu einer weit mehr künstlerischen, d. h. mehr lichtkräftigen Weltanschauung als die der Inder, zu einer weit innigeren und daher tieferen als die der künstlerisch uns überragenden Hellenen. Genau dieser Standpunkt ist es, der den Namen R e l i g i o n verdient, zum Unterschied von Philosophie und von Kunst. Wollte man die wahren Heiligen, die grossen Prediger, die barmherzigen Helfer, die Mystiker unserer Rasse aufzählen, wollte man sagen, wie Viele Qual und Tod um ihres Glaubens willen erlitten haben, wollte man nachforschen, eine wie grosse Rolle religiöse Überzeugung in allen bedeutendsten Männern unserer Geschichte gespielt hat, man käme nie zu Ende; unsere gesamte herrliche Kunst entwickelt sich ja um den religiösen Mittelpunkt, gleich wie die Erde um die Sonne kreist, und zwar um diese und jene besondere Kirche nur teilweise und äusserlich, überall aber innerlich um das sehnsuchtsvolle religiöse Herz. Und trotz dieses regen religiösen Lebens die absoluteste Zerfahrenheit (seit jeher) in religiösen Dingen. Was sehen wir heute? Der Angelsachse — von seinem unfehlbaren Lebensinstinkte getrieben — klammert sich an irgend eine überlieferte Kirche an,

welche sich in die Politik nicht mischt, damit er wenigstens „Religion“ als Mittelpunkt des Lebens besitze; der Nordländer und der Slave lösen sich in hundert schwächliche Sekten auf, wohl wissend, dass sie betrogen sind, doch unfähig, den rechten Weg zu finden; der Franzose verkümmert vor unseren Augen in öder Skepsis oder stupidestem Mode-Humbug; die südlichen Europäer sind dem ungeschminkten Götzendienst nunmehr ganz verfallen und damit aus der Reihe der Kulturvölker ausgetreten; der Deutsche steht abseits und wartet, dass noch einmal ein Gott vom Himmel steige, oder er wählt verzweifelt zwischen der Religion der Isis und der Religion des Blödsinnes, genannt „Kraft und Stoff“.

Auf manches im Obigen Angedeutete werde ich in den betreffenden Abschnitten wieder zurückkommen müssen; einstweilen genügt es, wenn ich zur ferneren vergleichenden Charakterisierung unserer germanischen Welt ihre hervorragendste Anlage und zugleich ihre bedenklichste Schwäche aufgedeckt habe.

Nunmehr sind wir so weit, dass wir dem vorhin angerufenen künftigen Bichat mit einigen Andeutungen über den historischen Gang der Entfaltung der germanischen Welt bis zum Jahre 1800 zur Hand gehen können, und zwar indem wir auf jedes der sieben Elemente, welche wir einer besseren Übersicht wegen annahmen, der Reihenfolge nach einen Blick werfen.

1. Entdeckung (von Marco Polo bis Galvani).

Die angeborene Befähigung.

Die Menge des Wissbaren ist offenbar unerschöpflich. Bei der Wissenschaft — im Gegensatz zum Wissensstoff — könnte man sich allenfalls eine Entwickelungsstufe vorstellen, auf welcher alle grossen Gesetze der Natur aufgefunden wären; denn hier handelt es sich um ein Verhältnis zwischen den Erscheinungen und der menschlichen Vernunft, also jedenfalls um etwas, was in Folge der besonderen Natur dieser Vernunft streng beschränkt und sozusagen individuell ist — nämlich der Individualität des Menschengeschlechtes angepasst und zugehörig. Die Wissen-

schaft fände in diesem Falle nur noch nach innen zu, in der, immer feineren Analyse, ein unerschöpfliches Feld. Dagegen zeigt alle Erfahrung, dass das Reich der Phänomene und der Formen ein endloses, nie auszuforschendes ist. Keine noch so wissenschaftliche Geographie, Physiographie und Geologie kann uns über die Eigentümlichkeiten eines noch unentdeckten Landes das Geringste sagen; ein neu entdecktes Moos, ein neu entdeckter Käfer ist ein absolut Neues, eine thatsächliche und unvergängliche Bereicherung unserer Vorstellungswelt, unseres Wissensmaterials. Natürlich werden wir uns beeilen, Käfer und Moos unserer menschlichen Bequemlichkeit halber in irgend eine schon aufgestellte Gattung einzuordnen, und wenn kein Drängen und Zwängen dazu ausreicht, so werden wir eine neue „Gattung" zum Zwecke der Klassifikation erdichten, sie aber wenigstens, wenn irgend thunlich, einer bekannten „Ordnung" einverleiben, u. s. w.; inzwischen bleiben der betreffende Käfer und das betreffende Moos nach wie vor ein vollkommen Individuelles, und, zugleich ein Unerfindbares, ein Unauszudenkendes, gleichsam eine neue, ungeahnte Verkörperung des Weltgedankens, und diese neue Verkörperung des Gedankens besitzen wir jetzt, während wir sie früher entbehrten. Desgleichen mit allen Phänomenen. Die Brechung des Lichtes durch das Prisma, die Allgegenwart der Elektricität, der Kreislauf des Blutes . . . . . jede entdeckte Thatsache bedeutet eine Bereicherung. „Die einzelnen Manifestationen der Naturgesetze" sagt Goethe, „liegen alle sphinxartig, starr, fest und stumm ausser uns da. Jedes wahrgenommen neue Phänomen ist eine Entdeckung, jede Entdeckung ein Eigentum." Hierdurch wird die Unterscheidung innerhalb des Gebietes des Wissens zwischen Entdeckung und Wissenschaft recht deutlich; das eine betrifft die a u s s e r u n s liegenden Sphinxe, das andere unsere Verarbeitung dieser Wahrnehmungen zu einem i n n e r e n Besitz.[1]) Darum kann man den Rohstoff des Wissens,

---

[1]) Goethe legt wiederholt grosses Gewicht auf diese Unterscheidung zwischen dem „ausser uns" und dem „in uns"; hier, um Entdeckung und Wissenschaft auseinander zu halten, thut sie gute Dienste; doch sobald man sie auf das rein philosophische oder auch

d. h. die Menge des Entdeckten, recht gut mit dem Rohstoff des Vermögens — mit unserem Geld vergleichen. Schon der alte Chronist Robert of Gloucester schreibt im Jahre 1300: *„for the more that a man can, the more worth he is“.* Wer viel weiss ist reich, wer wenig weiss ist arm. Doch gerade dieser Vergleich — der zunächst ziemlich platt dünken wird — dient vortrefflich, damit wir den Finger auf den kritischen Punkt bezüglich des Wissens legen lernen; denn der Wert des Geldes hängt ganz und gar von dem Gebrauch ab, den wir davon zu machen verstehen. Dass Reichtum Macht verleiht, und dass Armut verkrüppelt, ist eine *vérité de La Palisse,* der Dümmste beobachtet es täglich an sich und an Anderen; und doch schrieb einer der Klügsten (Shakespeare):

If thou art rich, thou‘rt poor

wenn du reich bist, bist du arm! Und in der That, das Leben lehrt uns, dass zwischen Reichtum und Können kein einfaches, unmittelbares Verhältnis herrscht. Wie die Hyperämie des Organismus, d. h. eine Überfülle an Blut, Stockung der Lebensthätigkeit, zuletzt sogar den Tod herbeiführt, so bemerken wir häufig, wie leicht grosser Reichtum lähmend wirkt. Ebenso geht es mit dem Wissen. Wir sahen vorhin die Inder an Anämie des Wissensstoffes zu Grunde gehen, es waren gewissermassen verhungernde Idealisten; die Chinesen dagegen gleichen aufgedunsenen *parvenus,* die keine Ahnung haben, was sie mit dem enorm angehäuften Kapital ihres Wissens anfangen sollen — ohne Initiative, ohne Phantasie, ohne Ideale. Die verbreitete Redensart „Wissen ist Macht“ gilt also durchaus nicht ohne Weiteres, sondern es kommt darauf an, w e r der Wissende ist. Vom Wissen, mehr noch als vom Golde, könnte man sagen, dass es an und für sich gar nichts ist, rein gar nichts, und ebenso geeignet, dem Menschen zu schaden, ihn ganz und gar zu Grunde zu richten, wie ihn zu erheben und zu veredeln. Der unwissende

---

rein naturwissenschaftliche Gebiet überträgt, ist grosse Vorsicht am Platze, worüber Näheres am Anfang des Abschnittes „Wissenschaft“.

chinesische Bauer ist einer der leistungsfähigsten und glücklichsten Menschen der Erde, der gelehrte Chinese ist eine Pest, er ist der Krebsschaden seines Volkes; darum hatte jener bewunderungswürdige Mann, Lâo-tze — der von unseren modernen, in Menschheits-Phrasen erzogenen Kommentatoren so schmählich Missverstandene — tausendmal Recht zu schreiben: „Ach, könnten wir (d. h. „wir“, die Chinesen) nur das Vielwissen aufgeben und die Gelehrsamkeit abschaffen! unserem Volke ginge es hundertmal besser!“[1]) Also auch hier wieder werden wir auf die Individualität selber, auf ihre angeborenen Fähigkeiten, ihren angeborenen Charakter zurückgeführt. Die eine Menschenrasse kommt mit einem Minimum von Wissen vorzüglich fort, mehr ist ihr tödlich, denn sie hat kein Organ dafür; bei der anderen ist der Wissensdurst angeboren, und sie verkümmert, wenn sie diesem Bedürfnis keine Nahrung zuführen kann; auch versteht sie den ewig zufliessenden Wissensstoff auf hundert Arten zu verarbeiten, nicht allein zur Umgestaltung des äusseren Lebens, sondern zu fortwährender Bereicherung des Denkens und Schaffens. In diesem Falle befinden sich die Germanen. Nicht die Menge dessen, was sie wissen, verdient Bewunderung — denn alles Wissen bleibt ewig relativ — sondern die Thatsache, dass sie die seltene Fähigkeit besassen, es zu l e r n e n, d. h. ohne Ende zu entdecken, ohne Ende die „stummen Sphinxe“ zum Reden zu zwingen, und dazu die Fähigkeit, das Aufgenommene gewissermassen zu absorbieren, so dass für Neues immer wieder Platz entstand, ohne dass Plethora eingetreten wäre.

Man sieht, wie unendlich verwickelt jede Individualität ist. Doch hoffe ich, dass aus diesen kurzen Bemerkungen im Verein mit denen im vorangehenden Teil dieses Kapitels der Leser unschwer die eigenartige Bedeutung des Wissens (hier nämlich in seiner einfachsten Gestalt, als Entdeckung von Thatsachen) für das Leben des Germanen begreifen wird. Er wird auch einsehen, wie vielfach diese — in einem gewissen Sinne rein stoffliche — Anlage mit seinen höheren und höchsten Gaben zusammenhängt.

---

[1]) Tâo Teh King, XIX, 1.

Nur eine ausserordentlich philosophische Anlage und nur ein äusserst reges wirtschaftliches Leben vermag es, so viel Wissen zu verzehren, zu verdauen und zu verwerten. Nicht das Wissen hat die Lebenskraft erzeugt, sondern die grosse überschüssige Lebenskraft hat nach immer weiterem Wissen, genau so wie nach immer weiterem Besitz auf allen anderen Gebieten, unablässig gestrebt. Dies ist die wahre innere Quelle jenes Siegeslaufes der Wissbegier, der vom 13. Jahrhundert ab nie wieder erschlafft. Wer diese Einsicht besitzt, wird auch der Geschichte der Entdeckungen nicht wie ein Kind, sondern mit Verständnis folgen.

Die treibenden Kräfte

Eine Bestätigung des Zusammenhanges der verschiedenen Seiten der Individualität drängt sich bei diesem so charakteristisch individualistischen Phänomen gleich auf. Ich habe soeben gesagt, unser Streben nach „Besitz“ sei die Quelle unseres Wissensschatzes: es war nicht meine Absicht, diesem Worte eine irgendwie tadelnde Bedeutung beizulegen; Besitz ist Macht, Macht ist Freiheit. Ausserdem bedeutet ein jedes derartige Streben nicht allein die Sucht, unsere Macht durch Hinzuziehung des ausser uns selbst Liegenden zu steigern, sondern es bedeutet zugleich die Sehnsucht der Selbstentäusserung. Hier, wie bei der Liebe, gehen die Gegensätze Hand in Hand: man nimmt, um zu nehmen, man nimmt aber auch, um geben zu können. Und genau so wie wir beim Germanen den Staatenbildner mit dem Künstler verwandt fanden,[1]) ebenso ist ein gewisses hochgeartetes Streben nach Besitz innig verschwistert mit der Fähigkeit, aus dem Besessenen Neues zu schaffen und es der ganzen Welt zur Bereicherung zu schenken. Trotz alledem soll man bei der Geschichte unserer Entdeckungen das Eine nicht übersehen: welche grosse Rolle die Sucht nach Gold — ganz unmittelbar und ungeschminkt — gespielt hat. An dem einen Ende des Entdeckungswerkes steht nämlich als die einfache, breite Grundlage alles Übrigen die Erforschung der Erde, die „Entdeckung“ des Planeten, der dem Menschen zum Wohnsitz dient: aus ihr erst haben sich mit Sicherheit Gestalt und Wesen dieses Gestirns, damit zu-

[1]) Siehe S. 503 fg.

gleich die grundlegenden Einsichten bezüglich der Stellung des Menschen im Kosmos ergeben, aus ihr erst erfuhren wir Ausführliches über die verschiedenen Geschlechter der Menschen, über die Art der Gesteine, über Pflanzen- und Tierwelt; ganz am anderen Ende des selben Werkes steht die Erforschung der inneren Beschaffenheit der sichtbaren Materie, das, was wir heute Chemie und Physik nennen, ein gar geheimnisvolles und bis vor Kurzem bedenkliches, nach Zauberei schmeckendes Hineingreifen in die Eingeweide der Natur, zugleich ein wichtigster Ursprung unseres heutigen Wissens und unserer heutigen Macht.[1]) Nun, bei der Erschliessung dieser beiden Wissensgebiete, sowohl bei den Entdeckungsreisen, wie bei der Alchymie, bildete Jahrhunderte lang das unmittelbare S u c h e n n a c h G o l d die treibende Kraft. Gewiss findet man bei den grossen einzelnen Bahnbrechern immer etwas Anderes — eine reine Idealkraft — daneben und darüber; ein Columbus ist bereit, jeden Augenblick für seinen Gedanken zu sterben, einem Albertus Magnus schweben die grossen Weltprobleme vor; doch hätten solche Männer weder die nötige Unterstützung gefunden, noch hätte sich ihnen die Schar der für das mühsame Werk der Entdeckung nötigen Trabanten angeschlossen, wenn nicht die Hoffnung auf sofortigen Gewinn angeeifert hätte. Die Hoffnung auf Gold lehrte schärfer beobachten, sie verdoppelte die Erfindungsgabe, sie flösste die kühnsten Hypothesen ein, sie schenkte endlose Ausdauer und Todesverachtung. Schliesslich ist es heute nicht viel anders: zwar stürzen sich die Staaten nicht mehr unmittelbar auf das Goldmetall, wie die Spanier und Portugiesen des 16. Jahrhunderts, doch erfolgt die allmähliche Erschliessung der Welt und ihre Unterwerfung unter germanischen Einfluss lediglich nach Massgabe der Rentabilität. Selbst ein Livingstone ist im letzten Grund ein Pionier für zinsengierige Kapitalisten gewesen, und diese erst führen das aus, was der einzelne Idealist auszuführen nicht vermochte. Ebenso könnte die moderne Chemie

---

[1]) Die hohe Bedeutung der Alchymie als Begründerin der Chemie ist heute allseitig anerkannt; ich brauche nur auf die Bücher von Berthelot und Kopp zu verweisen.

ohne die kostspieligen Laboratorien und Instrumente nicht bestehen, und der Staat unterhält diese, nicht aus Begeisterung für reine Wissenschaft, sondern weil die daraus hervorgehenden industriellen Erfindungen das Land bereichern.[1]) Der Nordpol, der selbst unserem Jahrhundert noch trotzt, wäre in sechs Monaten entdeckt und überlaufen, dächte man, dass dort Felsen aus eitel Gold den Fluten entragen.

Man sieht, nichts liegt mir ferner, als uns besser und edler hinzustellen als wir sind; ehrlich währt am längsten, sagt das Sprichwort; es bewährt sich auch hier. Denn aus dieser Beobachtung betreffend die Macht des Goldes ergiebt sich eine Erkenntnis, die wir — einmal aufmerksam gemacht — auf allen Seiten bestätigt finden werden: dass dem Germanen eine eigentümliche Gabe zu eigen ist, seine Fehler in Gutes umzusetzen; die Alten hätten gesagt, er sei ein Liebling der Götter; ich glaube darin den Beweis seiner grossen kulturellen Befähigung zu finden. Eine Handelsgesellschaft, die nur auf Zinsen sieht und nicht immer gewissenhaft vorgeht, unterjocht Indien, doch wird ihr Schaffen getragen und geadelt von einer glänzenden Reihe makelloser Waffenhelden und grosser Staatsmänner, und ihre Beamten sind es, welche — von heller Begeisterung dazu angefacht, durch aufopferungsvoll erworbene Gelehrsamkeit dazu befähigt — unsere Kultur durch die Aufschliessung der altarischen Sprache bereichern. Wir schaudern, wenn wir die Geschichte der Vernichtung der Indianer in Nordamerika lesen: überall auf Seite der Europäer Ungerechtigkeit, Verrat, wilde Grausamkeit;[2]) und doch, wie entscheidend war gerade dieses Zerstörungswerk für die spätere

---

[1]) Von der Erfindung neuer Kanonenpulver und Torpedosprengstoffe zu geschweigen.

[2]) Als Beispiel nehme man die gänzliche Ausrottung des intelligentesten und durchaus freundlich gesinnten Stammes der Natchez am Mississippi durch die Franzosen (in Du Pratz: *History of Louisiana*) oder die Geschichte der Beziehungen zwischen den Engländern und den Cherokees (Trumbull: *History of the United States*). Es ist immer der selbe Vorgang: eine empörende Ungerechtigkeit seitens der Europäer reizt die Indianer, Rache zu nehmen, und für diese Rache werden sie dann „bestraft“, d. h. hingeschlachtet.

Entwickelung einer edlen, echt germanischen Nation auf diesem Boden! Der vergleichende Blick auf die südamerikanischen Mestizenkolonien zeigt es uns.[1]) — Jene grenzenlose Leidenschaft in der Sucht nach Gold dient aber noch zu einer weiteren Erkenntnis, und zwar zu einer für die Geschichte unserer Entdeckungen grundlegenden. Die L e i d e n s c h a f t l i c h k e i t kann nämlich sehr verschiedene Teile unseres Wesens erfassen, das hängt vom Individuum ab; charakteristisch für die Rasse ist die Kühnheit, die Ausdauer, die Opferwilligkeit, die grosse Kraft der Vorstellung, welche bewirkt, dass der Einzelne in seiner Idee ganz aufgeht. Dieses Leidenschaftliche bewährt sich jedoch durchaus nicht einzig auf dem Gebiete des egoistischen Interesses: es schenkt dem Künstler Kraft, arm und verkannt weiter zu schaffen; es erzeugt Staatsmänner, Reformatoren und Märtyrer; es gab uns auch unsere Entdecker. Rousseau‘s Wort *„il n‘y a que de grandes passions qui fassent de grandes choses,“* ist wahrscheinlich nicht so allgemein wahr als er glaubte, doch gilt es uneingeschränkt für uns Germanen. Bei unseren grossen Entdeckungsreisen, wie bei den Versuchen, Stoffe umzuwandeln, konnte freilich die Hoffnung auf Gewinn aneifern, doch auf keinem andern Gebiete ausser höchstens auf dem der Medizin traf das zu. Hier waltete also der leidenschaftliche Trieb — zwar ebenfalls nach Besitz, aber nach dem Besitz des Wissens, rein als Wissens. Es ist dies eine eigentümliche und besonders verehrungswürdige Erscheinung des rein idealischen Triebes; ich halte sie für nahe verwandt dem künstlerischen und dem religiösen Triebe; darin findet jener innige Zusammenhang zwischen Kultur und Wissen, der uns vorhin öfters an praktischen Beispielen rätselhaft auffiel,[2]) seine Erklärung. Zu glauben, Wissen erzeuge Kultur (wie heute vielfach gelehrt wird), ist sinnlos und widerspricht der Erfahrung; lebendiges Wissen kann aber nur in einem zu hoher Kultur prädisponierten Geiste Aufnahme finden; sonst bleibt das Wissen wie Dünger auf einem Steinfelde auf der

---

[1]) Siehe S. 286 fg.
[2]) Siehe S. 741 und 744.

Oberfläche liegen — es verpestet die Luft und nützt nichts. Über diese geniale Leidenschaftlichkeit als Grundbedingung unseres siegeslaufes der Entdeckungen hat einer der grossen Entdecker des 19. Jahrhunderts, Justus Liebig, geschrieben: „Die grosse Masse der Menschen hat keinen Begriff davon, mit welchen Schwierigkeiten Arbeiten verknüpft sind, die das G e b i e t d e s W i s s e n s thatsächlich erweitern; ja, man kann sagen, dass der in dem Menschen liegende Trieb nach Wahrheit nicht ausreichen würde, die Hindernisse zu bewältigen, die sich dem Erwerbe eines jeden grossen Resultates entgegenstellen, wenn dieser Trieb sich nicht in Einzelnen zur m ä c h t i g e n L e i d e n s c h a f t, die ihre Kräfte spannt und vervielfältigt, steigerte. Alle diese Arbeiten werden unternommen ohne Aussicht auf Gewinn und ohne Anspruch auf Dank; der, welcher sie vollbringt, hat nur selten das Glück, ihre nützliche Anwendung zu erleben; er kann das, was er errungen hat, auf dem Markte des Lebens nicht verwerten; es hat keinen Preis und kann nicht bestellt und nicht erkauft werden.“[1])

Diese gänzlich uninteressierte Leidenschaftlichkeit finden wir in der That in der Geschichte unserer Entdeckungen überall wieder.[2]) Dem auf diesem Gebiete minder Kundigen möchte ich Gilbert zur Betrachtung empfehlen, den Mann, der zu Ende des

---

[1]) *Wissenschaft und Landwirtschaft* II, am Schlusse.

[2]) Ein vortreffliches Beispiel der dem unverfälschten Germanen eigenen „uninteressierten Leidenschaftlichkeit“ liefert der im Jahre 1898 gestorbene englische Bauer Tyson, der als Tagelöhner nach Australien ausgewandert war und als grösster Gutsbesitzer der Welt endete, mit einem Vermögen, das auf fünf Millionen Pfund Sterling geschätzt wurde. Dieser Mann blieb bis zum Tode so einfach, dass er nie ein weisses Hemd besessen hat, viel weniger ein Paar Handschuhe; nur wenn es sein musste, besuchte er vorübergehend eine Stadt; gegen alle Kirchen hatte er eine unüberwindliche Abneigung. Das Geld war ihm an und für sich gleichgültig, er schätzte es nur als Bundesgenossen in seinem grossen Lebenswerk: d e m K a m p f g e g e n d i e W ü s t e. Befragt, antwortete er: „Nicht das Haben, sondern das Erkämpfen macht mir Freude.“ Ein echter Germane! Würdig seines Landsmannes Shakespeare:

Things won are done, joy‘s soul lies in the doing.

16. Jahrhunderts (im selben Augenblick, da Shakespeare seine Dramen schrieb) durch schier endlose Versuche die Grundlage zu unserer Kenntnis der Elektricität und des Magnetismus legte. Von einer praktischen Anwendung dieser Kenntnisse selbst in fernsten Jahrhunderten konnte damals Niemand träumen; es handelte sich überhaupt um so geheimnisvolle Dinge, dass man sie bis auf Gilbert entweder gar nicht beachtet und beobachtet, oder nur zum philosophischen Hocuspocus gebraucht hatte. Und dieser eine Mann, der als Ausgangspunkt nur die altbekannten Beobachtungen über den geriebenen Bernstein und das Magneteisen vorfand, experimentierte so unermüdlich und verstand es, in so genial unbefangener Weise die Natur auszufragen, dass er alle grundlegenden Thatsachen in Bezug auf den Magnetismus ein für allemal feststellte, und dass er die Elektricität (das Wort stammt von ihm) als ein vom Magnetismus unterschiedenes Phänomen erkannte und ihre Ergründung anbahnte.

Die Natur als Lehrmeisterin

An dieses Beispiel Gilbert's können wir nun eine Unterscheidung anknüpfen, die ich schon bei der Aufstellung meiner Tafel kurz begründet und vorhin noch einmal bei der Erwähnung von Goethe's Unterscheidung zwischen dem, was ausser uns und dem, was in uns ist, flüchtig berührt habe, deren Bedeutung aber klarer aus der Praxis als aus theoretischen Erwägungen hervorgehen wird; sie ist für die rationelle Auffassung der Geschichte germanischer Entdeckungen wesentlich: ich meine die Unterscheidung zwischen Entdeckung und Wissenschaft. Nichts wirkt hier aufklärender als ein vergleichender Blick auf die Hellenen. Die Befähigung der Hellenen für die eigentliche Wissenschaft war gross, in manchen Beziehungen grösser als die unsere (man denke nur an Demokrit, Aristoteles, Euklid, Aristarch u. s. w.); ihre Befähigung zur Entdeckung war dagegen auffallend gering. Auch hier ist das einfachste Beispiel zugleich das belehrendste. Pytheas, der griechische Entdeckungsreisende — an Kühnheit, Intuition und Verstand jedem späteren vergleichbar[1]) — steht vereinzelt da; er wurde von Allen verhöhnt, und nicht ein

---

[1]) Siehe S. 84.

einziger jener Philosophen, die so Schönes über Gott und die Seele und die Atome und die Himmelssphären zu melden wussten, hat auch nur geahnt, welche Bedeutung die einfache Erforschung der Erdoberfläche für den Menschen haben müsse. Dies zeigt einen auffallenden Mangel an Neugier, eine Abwesenheit alles echten Wissensdurstes, eine gänzliche Blindheit für den Wert von T h a t s a c h e n, rein als solchen. Und man glaube nicht, dass hier „Fortschritt“ erst abgewartet werden musste. Entdeckung kann überall jeden Tag beginnen; die notwendigen Werkzeuge — sowohl mechanische wie geistige — ergeben sich von selbst aus den Bedürfnissen der Forschung. Noch bis auf unsern Tag sind die fruchtbarsten Beobachter meist nicht die gelehrtesten Männer, und häufig sind sie in der theoretischen Zusammenfassung ihres Wissens auffallend schwach. So ist z. B. Faraday (vielleicht der erstaunlichste Entdecker des 19. Jahrhunderts), als Buchbindergehilfe fast ganz ungebildet aufgewachsen; seine physikalischen Kenntnisse hat er aus den Konversationslexicis, die er zu binden hatte, seine chemischen aus einer populären Zusammenfassung für junge Mädchen geschöpft; damit ausgerüstet, betrat er die Bahn jener Entdeckungen, auf welchen fast die gesamte elektrische Technik unserer Tage ruht.[1]) Weder William Jones, noch Colebrooke, die beiden Entdecker der Sanskritsprache am Schlusse des 18. Jahrhunderts, waren Philologen von Fach. Der Mann, der das vollbrachte, was kein Gelehrter gekonnt hatte, nämlich ausfindig zu machen, wie man die Pflanzen um das Geheimnis ihres Lebens zu befragen habe, der Begründer der Pflanzenphysiologie, Stephen Hales († 1761), war ein Landgeistlicher. Wir brauchen ja nur den vorhin genannten Gilbert am Werke zu betrachten: alle seine Versuche über Reibungselektricität hätte jeder gescheidte Grieche zweitausend Jahre früher ausführen können; die Apparate, die er benützte, hat er sich selber erfunden, die höhere Mathematik, ohne welche heute ein volles Verständnis dieser Phänomene schwer denkbar ist, gab es zu seiner Zeit

---

[1]) Siehe Tyndall: *Faraday as a discoverer* (1870) und W. Grosse: *Der Äther,* 1898.

noch nicht. Nein, der Grieche beobachtete nur wenig und nie unbefangen; sofort stürzte er sich auf Theorie und Hypothese, d. h. auf Wissenschaft und Philosophie; die leidenschaftliche Geduld, welche das Entdeckungswerk erfordert, war ihm nicht gegeben. Dagegen besitzen wir Germanen eine besondere Beanlagung für das Ausforschen der Natur, und diese Beanlagung ist nicht etwas, was auf der Oberfläche liegt, sondern es steht in innigem Zusammenhang mit den tiefsten Tiefen unseres Wesens. Als T h e o r e t i k e r scheinen wir nicht ausserordentlich bedeutend zu sein: die Philologen gestehen, der Inder Pânini übertreffe die grössten heutigen Grammatiker;[1]) die Juristen sagen, die alten Römer seien uns in der Jurisprudenz sehr überlegen; als wir schon rings um die Welt herumgesegelt waren, musste man uns noch ausführlich beweisen und Jahrhunderte lang einpauken, sie sei rund, damit wir es glaubten, während die Griechen, die nur den mittelländischen Tümpel kannten, es schon längst auf dem Wege der reinen Wissenschaft dargethan hatten; mit den hellenischen Atomen, dem indischen Äther, der babylonischen Evolution finden wir, trotz der ungeheuren Zunahme des Wissens, noch immer unser Auskommen. Dagegen stehen wir als E n t d e c k e r ohne Rivalen da. Jener von mir angerufene künftige Historiker der germanischen Civilisation und Kultur wird also hier fein und scharf unterscheiden, und dann sehr lange und ausführlich bei unserem Entdeckungswerke verweilen müssen.

Zur Entdeckung gehört vor Allem kindliche Unbefangenheit — daher jene grossoffenen Kinderaugen, die in einem Gesichte wie das Faraday‘s fesseln. Das ganze Geheimnis der Entdeckung liegt hierin: die Natur reden zu lassen. Dazu gehört grosse Selbstbeherrschung; diese fehlte den Hellenen. Das Schwergewicht ihrer Genialität lag in der Schöpferkraft, das Schwergewicht der unseren in der Aufnahmefähigkeit. Denn die Natur gehorcht nicht einem Machtwort, sie spricht nicht, wie wir Menschen wollen und was wir wollen; sondern durch endlose Geduld, durch unbedingte Unterordnung haben wir aus tausend tastenden Versuchen

---

[1]) Siehe S. 408.

herauszufinden, w i e sie befragt sein will, und w e l c h e Fragen sie zu beantworten beliebt, welche nicht. Daher ist die Beobachtung eine hohe Schule der Charakterbildung: sie übt die Ausdauer, sie bändigt den Eigenwillen, sie lehrt unbedingte Wahrhaftigkeit. Diese Rolle hat die Naturbeobachtung in der Geschichte des Germanentums gespielt; diese Rolle würde sie morgen in unseren Schulen spielen, wenn endlich einmal die Nacht mittelalterlicher Superstitionen sich lichtete und wir zur Einsicht gelangten, dass nicht das Nachplappern veralteter Weisheit in toten, unverstandenen Sprachen, auch nicht das Wissen angeblicher „Thatsachen“ und noch weniger die Wissenschaft, sondern die M e t h o d e der Erwerbung alles Wissens — nämlich die Beobachtung — die Grundlage aller Erziehung sein sollte, als einzige Disciplin, welche zugleich den Geist und den Charakter formt, Freiheit und doch nicht Ungebundenheit schenkt, und einem Jeden die Quelle aller Wahrheit und aller Originalität zugänglich macht. Denn hier sehen wir Wissen und Kultur sich wieder berühren und lernen noch besser verstehen, inwiefern Entdecker und Dichter einer Familie angehören: wirklich originell ist nämlich nur — dafür aber überall und immer — die Natur. „Die Natur allein ist unendlich reich, und sie allein bildet den grossen Künstler.“[1]) Die Menschen, die wir Genies nennen, ein Leonardo, ein Shakespeare, ein Bach, ein Kant, ein Goethe, sind unendlich fein organisierte Beobachter; freilich nicht in dem Sinne des Grübelns und Grabbelns, wohl aber im Sinne des Sehens, sowie des Aufspeicherns und Verarbeitens des Gesehenen. Diese Sehkraft nun, d. h. die Fähigkeit des einzelnen Menschen, sich so zur Natur zu stellen, dass er innerhalb gewisser, durch seine Individualität gezogener Grenzen ihre ewig schöpferische Originalität in sich aufnehme und dadurch befähigt werde, selber schöpferisch und originell zu sein — diese Sehkraft kann geübt und entwickelt werden. Allerdings wird sie sich nur bei wenigen ausserordentlichen Menschen freischöpferisch bethätigen, doch Tausende zu originellen Leistungen befähigen.

---

[1]) Goethe: *Werther‘s Leiden,* Brief vom 26. Mai des ersten Jahres. Vergl. auch hier das S. 270 unten Gesagte.

Die hemmende Umgebung

Wenn der Trieb zum forschenden Entdecken dem Germanen in der beschriebenen Weise angeboren ist, warum erwachte er so spät? Er erwachte nicht spät, sondern er wurde systematisch durch andere Mächte unterdrückt. Sobald die Wanderungen mit ihren unaufhörlichen Kriegen nur einen Augenblick Ruhe gönnen, erblicken wir den Germanen am Werke, nach Wissen dürstend und fleissig forschend. Karl der Grosse und König Alfred sind allbekannte Beispiele (S. 317 fg.); schon von Karl's Vater, Pippin, lesen wir bei Lamprecht,[1]) er sei „voll Verständnis namentlich für Naturwissenschaften gewesen".[2]) Entscheidend ist dann die Aussage eines solchen Mannes wie Scotus Erigena (im 9. Jahrhundert), dass die Natur erforscht werden könne und erforscht werden solle; nur dadurch erfülle sie ihren göttlichen Zweck.[3]) Wie erging es nun diesem bei aller Wissbegier doch äusserst frommen und (charakteristischer Weise) zur schwärmerischen Mystik geneigten Manne? Auf Befehl des Papstes Nikolaus I. wurde er von seinem Lehramt in Paris verjagt und schliesslich ermordet, und noch vier Jahrhunderte später wurden seine Werke — die inzwischen unter allen wirklich religiösen, antirömischen Germanen verschiedener Nationen grosse Verbreitung gefunden hatten — durch die Sendlinge Honorius III. überall aufgestöbert und verbrannt. Ähnliches geschah bei jeder Regung des Wissenstriebes. Gerade im 13. Jahrhundert, im Augenblick, wo man die Schriften des Scotus Erigena so eifrig den Flammen überlieferte, wurde jener unbegreiflich grosse Geist, Roger Bacon,[4]) geboren, der zur Entdeckung der Erde durch „Hinaussegeln nach Westen, um nach Osten zu gelangen", anzufeuern suchte, der die Vergrösserungslupe konstruierte und das Teleskop in der Theorie entwarf, der als Erster die Bedeutung wissenschaftlicher, streng philologisch bearbeiteter Sprachkennt-

---

[1]) Deutsche Geschichte, II, 23.

[2]) Nur im Vorbeigehen die für unsere germanische Eigenart so wichtige Ergänzung: „für Naturwissenschaften und Musik!"

[3]) *De divisione naturae* V, 33. Vergl. auch oben S. 640.

[4]) Von ihm sagt Goethe (*Gespräche* II, 246): „Die ganze Magie der Natur ist ihm, im schönsten Sinne des Wortes, aufgegangen."

nisse nachwies, u. s. w. ohne Ende, und der vor Allem die prinzipielle Bedeutung der B e o b a c h t u n g d e r N a t u r als Grundlage alles wirklichen Wissens ein für alle Mal hinstellte und sein ganzes eigenes Vermögen auf physikalische Experimente ausgab. Welche Ermunterung fand nun dieser Geist, geeignet wie kein Anderer vor oder nach ihm, das gesamte Germanentum zum plötzlich hellen Auflodern seiner geistigen Fähigkeiten zu bringen? Zuerst begnügte man sich, ihm zu verbieten, die Ergebnisse seiner Versuche aufzuschreiben, d. h. also, sie der Welt mitzuteilen; dann wurde das Lesen der schon hinausgegangenen Bücher mit Exkommunikation bestraft; dann wurden seine Papiere — die Ergebnisse seiner Studien — vernichtet; zuletzt wurde er in schwere Kerkerhaft geworfen, in der er viele Jahre, bis zum Vorabend seines Todes, verblieb. Der Kampf, den ich hier an zwei Beispielen flüchtig skizziert habe, währte Jahrhunderte und kostete viel Blut und Leiden. Im Grunde genommen ist es genau der selbe Kampf, den mein achtes Kapitel schildert: Rom gegen das Germanentum. Denn, was man auch sonst über römische Unfehlbarkeit denken mag, das Eine wird jeder unparteiische Mann zugeben: Rom hat stets mit unfehlbarem Instinkt es verstanden, dasjenige, was geeignet war, das Germanentum zu fördern, hintanzuhalten, und demjenigen, wodurch es am tiefsten geschädigt werden musste, Vorschub zu leisten.

Doch, um der Sache jede Spitze zu nehmen, die noch heute verletzen könnte, wollen wir sie bis auf ihren reinmenschlichen Kern verfolgen: was finden wir da? Wir finden, dass das thatsächliche, konkrete Wissen, also das grosse Werk der mühsamen Entdeckung, einen Todfeind hat: das Alleswissen. Wir sahen das schon bei den Juden (S. 382); wenn man ein heiliges Buch besitzt, welches alle Weisheit enthält, so ist jede weitere Forschung ebenso überflüssig wie frevelhaft: die christliche Kirche übernahm die jüdische Tradition. Diese für unsere Geschichte so verhängnisvolle Anknüpfung geschieht unmittelbar vor unseren Augen; sie kann Schritt für Schritt nachgewiesen werden. Die alten Kirchenväter predigen einstimmig, unter ausdrücklicher Berufung auf die jüdische Thora, die Verachtung von Kunst und von Wissenschaft.

Ambrosius z. B. sagt, Moses sei in aller weltlichen Weisheit erzogen gewesen und habe bewiesen, dass „Wissenschaft eine schädliche Thorheit sei, der man den Rücken kehren müsse, ehe man Gott finden könne". „Astronomie und Geometrie treiben, dem Lauf der Sonne unter den Sternen folgen und kartographische Aufnahmen von Ländern und Meeren veranstalten, heisst das Seelenheil für müssige Dinge vernachlässigen."[1]) Augustinus erlaubt, dass man die Bahn des Mondes verfolge, „denn sonst könne man Ostern nicht richtig bestimmen"; im Übrigen hält er die Beschäftigung mit Astronomie für Zeitverlust, indem sie nämlich die Aufmerksamkeit von nützlichen auf nutzlose Dinge lenke! Als „zu der Klasse der überflüssigen menschlichen Einrichtungen gehörend" erklärt er ebenfalls die gesamte Kunst.[2]) Doch bedeutet diese noch unverfälscht jüdische Stellung der alten Kirchenlehrer eine *enfance de l'art;* zwar genügte sie, um Barbaren möglichst lange dumm zu erhalten; der Germane aber war nur äusserlich Barbar; sobald er zur Besinnung kam, entwickelten sich seine kulturellen Anlagen ganz von selbst, und da war es notwendig, andere Waffen zu schmieden. Ein im fernen Süden geborener, zum Feind übergegangener Germane deutscher Herkunft, Thomas von Aquin, ward der berühmteste Waffenschmied; den lechzenden Wissensdurst seiner Stammesbrüder suchte er im Auftrag der Kirche zu löschen, indem er ihm die vollendete, göttliche Allwissenheit darbot. Wohl mochte sein Zeitgenosse, Roger Bacon, spotten über „den Knaben, der alles lehre, ohne dass er selber irgend etwas gelernt habe" — denn Bacon hatte handgreiflich dargethan, dass uns die Grundlagen zum einfachsten Wissen noch völlig abgingen, und er hatte gezeigt, auf welchem Wege allein diesem Mangel abzuhelfen sei — doch was nutzte Vernunft und Wahrhaftigkeit? Thomas, welcher behauptete, die heilige Kirchenlehre im Bunde mit dem kaum minder heiligen Aristoteles genüge, um jede denkbare Frage apodiktisch zu beantworten (siehe S. 683), alles weitere Forschen sei überflüssig

[1]) *De officiis ministrorum* I, 26, 122—123.

[2]) *De doctrina christiana* I, 26, 2 und I, 30, 2.

und verdammungswürdig, wurde heilig gesprochen, Bacon wurde in den Kerker geworfen. Der Allwissenheit des Thomas gelang es auch thatsächlich, das schon begonnene Werk der mathematischen, physikalischen, astronomischen und philologischen Untersuchungen für drei ganze Jahrhunderte vollständig zu inhibieren![1])

Wir sehen also ein, warum das Entdeckungswerk so spät anhub. Zugleich gelangen wir zur Kenntnis eines allgemeinen Gesetzes in Bezug auf alles Wissen: nicht die Unwissenheit, sondern die Allwissenheit ist für jede Zunahme des Wissensstoffes eine tödliche Atmosphäre. Weisheit und Ignoranz sind beides nur die Bezeichnungen für nie bestimmbare, weil rein relative Begriffe, der absolute Unterschied liegt ganz wo anders; es ist der zwischen dem Manne, der sich seiner Unwissenheit bewusst ist, und dem, der durch irgend eine Selbsttäuschung sich entweder im Besitze alles Wissens wähnt oder sich über alles Wissen erhaben dünkt. Ja, man dürfte vielleicht noch weiter gehen und die Behauptung aufstellen, jegliche Wissenschaft, selbst die echte, berge eine Gefahr für die Entdeckung, indem sie die Unbefangenheit des beobachtenden Menschen der Natur gegenüber in etwas lähmt. Hier wie anderswo (siehe S. 686) ist nicht so sehr die Menge und die Art des Wissens, als vielmehr die Richtung des Geistes das Entscheidende.[2]) In der Erkenntnis dieses Verhältnisses liegt

---

[1]) Das ist der Philosoph, der heute von den Jesuiten auf den Thron erhoben wird (siehe S. 682) und dessen Lehren hinfürder die Grundlage für die philosophische Bildung aller römischen Katholiken abgeben sollen! Wie frei sich der germanische Geist regte, ehe ihm von der Kirche diese Ketten angelegt wurden, zeigt die Thatsache, dass auf der Universität zu Paris im 13. Jahrhundert Thesen wie die folgenden verteidigt wurden: „Die Reden der Theologen sind auf Fabeln gegründet“ und „Es wird nichts mehr gewusst wegen des angeblichen Wissens der Theologen“ und „Die christliche Religion hindert daran, etwas hinzuzulernen“ (vergl. Wernicke: *Die mathematisch-naturwissenschaftliche Forschung, etc.,* 1898, S. 5).

[2]) Daher das tiefsinnige Wort Kant‘s über die Bedeutung der Astronomie: „Das Wichtigste ist wohl, dass sie uns den Abgrund der Unwissenheit aufgedeckt hat, den die menschliche Vernunft ohne diese Kenntnisse sich niemals so gross hätte vorstellen können, und worüber das Nachdenken eine grosse Veränderung in der Bestimmung

die ganze Bedeutung des Sokrates eingeschlossen, der von den Machthabern seiner Zeit aus dem selben Grunde verfolgt wurde, wie die Scotus Erigena und Roger Bacon von den Machthabern ihrer Zeit. Denn es fällt mir nicht ein, der römischen Kirche einen besonderen, nur auf sie gemünzten Vorwurf aus ihrem Verhalten zu machen. Zwar richtet sich die Aufmerksamkeit immer in erster Linie auf sie, schon wegen der entscheidenden Macht, die sie bis vor wenigen Jahrhunderten besass, sowie auch wegen der grossartigen Konsequenz, mit der sie Stets den einzig logischen Standpunkt unseres aus dem Judentum hervorgegangenen Glaubenssystems bis heute festgehalten hat; doch auch ausserhalb ihrer Gemeinschaft finden wir den selben Geist als unabweisliche Folge jeder historischen, materialistischen Religion. Martin Luther z. B. hat folgenden horrenden Ausspruch gethan: „Der Griechischen Weisheit, wenn sie gegen der Juden Weisheit gehalten wird, ist gar viehisch; denn ausser Gott kann keine Weisheit, noch einiger Verstand und Witz sein.“ Also die ewig herrlichen Leistungen der Hellenen sind „viehisch“ im Verhältnis zu der absoluten Ignoranz und kulturellen Roheit eines Volkes, welches auf keinem einzigen Felde menschlichen Wissens oder Schaffens jemals das Geringste geleistet hat! Hingegen weist Roger Bacon in dem ersten Teil seines *Opus majus* als die vornehmliche Ursache der menschlichen Unwissenheit „den Stolz eines vorgeblichen Wissens“ nach; womit er in der That den Kernpunkt trifft.[1]) Der Rechtsanwalt Krebs (besser bekannt als Kardinal Cusanus und berühmt als Aufdecker des römischen Dekre-

---

der Endabsichten unseres Vernunftgebrauches hervorbringen muss“ (*Kritik der reinen Vernunft,* Anmerkung in dem Abschnitt betitelt: „Von dem transscendentalen Ideal“).

[1]) Die Ignoranz hat nach ihm vier Ursachen: den Autoritätsglauben, die Macht der Gewohnheit, die Sinnestäuschungen, den stolzen Wahnsinn einer erträumten Weisheit. Von den Thomisten und Franziskanern, die als die grössten Gelehrten seiner Zeit galten, sagt Bacon: „Niemals hat die Welt einen so grossen Schein des Wissens gesehen wie heute, und doch war niemals in Wahrheit die Ignoranz so krass, der Irrtum so tief eingewurzelt“ (nach einem Citat in Whewell: *History of the inductive sciences,* 3rd ed., 378).

talienschwindels) vertrat zwei Jahrhunderte später die selbe These in seinem vielgenannten Werke *De docta ignorantia,* in dessen erstem Buche er „die Wissenschaft des Nichtwissens“ als ersten Schritt zu allem ferneren Wissen entwickelt.

Sobald diese Einsicht so weit durchgedrungen war, dass selbst Kardinäle sie vortragen durften, ohne in Ungnade zu fallen, war der Sieg des Wissens sicher. Jedoch, um die Geschichte unserer Entdeckungen und unserer Wissenschaften zu verstehen, werden wir das hier festgestellte Grundprinzip nie aus den Augen verlieren dürfen. Inzwischen hat freilich eine Verschiebung der Machtverhältnisse stattgefunden, jedoch nicht der Grundsätze. Unser Wissen haben wir Schritt für Schritt nicht allein der Natur abringen, sondern auch den Hindernissen abtrotzen müssen, welche die Mächte der nichtswissenden Allweisheit uns auf allen Seiten entgegenstellten. Als im Jahre 1874 Tyndall in seiner berühmten Rede vor der *British Association* in Belfast die unbedingte Freiheit der Forschung gefordert hatte, erhob sich in der ganzen anglikanischen Kirche, sowie in allen Kirchen der Dissidenten ein Sturm der Empörung. Bei uns kann zwischen Wissenschaft und Kirche niemals aufrichtige Harmonie bestehen, wie das in Indien der Fall war: zwischen einem dem Judentum entlehnten, chronistischen und absolutistischen Glaubenssystem und den fragenden, forschenden Instinkten der germanischen Persönlichkeit ist dies ein Ding der Unmöglichkeit. Man mag das nicht einsehen, man mag es aus interessierten Gründen leugnen, man mag es wegen fernreichender Pläne zu vertuschen suchen, wahr bleibt es doch, und diese Wahrheit bildet einen der Gründe zu der tiefliegenden Zwietracht unserer Zeiten. Daher kommt es auch, dass bisher so spottwenig von unserem grossen Entdeckungswerk in das lebendige Bewusstsein der Völker eingedrungen ist. Diese erblicken wohl einige Resultate des Forschens — solche, die zu industriell verwertbaren Neuerungen führten; doch ist es offenbar vollkommen gleichgültig, ob wir uns mit Talgkerzen oder mit elektrischen Glühlampen leuchten; entscheidend ist nicht, w i e man sieht, sondern w e r sieht. Erst wenn wir unsere Erziehungsmethoden so gänzlich umgewälzt

haben, dass die Heranbildung des Einzelnen von Anfang an einem E n t d e c k e n gleicht und nicht lediglich in der Überlieferung einer fertigen Weisheit besteht, erst dann werden wir auf diesem grundlegenden Gebiet des Wissens das fremde Joch in der That abgeschüttelt haben und der vollen Entfaltung unserer besten Kräfte entgegengehen.

Der Blick aus einer solchen möglichen Zukunft zurück auf unsere noch arme Gegenwart befähigt, noch weiter zurückzuschauen und mit Verständnis nachzufühlen, welchen Schwierigkeiten das mühsamste aller Werke, die Entdeckung, auf Schritt und Tritt begegnete. Ohne die Goldgier und ohne die unnachahmliche Naivetät der Germanen wäre es nie gelungen. Sie verstanden es, sich sogar die kindische Kosmogonie des Moses zu nutze zu machen.[1]) So sehen wir z. B., wie die Theologen der Universität Salamanca mit einem ganzen Arsenal von Citaten aus der Bibel und aus den Kirchenvätern beweisen, der Gedanke einer Westroute über den Atlantischen Ocean sei Unsinn und Blasphemie, und wie sie damit die Abweisung des Columbus seitens der Regierung durchsetzen;[2]) doch Columbus selber, ein sehr frommer Mann, war hierdurch nicht irre zu machen; denn auch er verliess sich bei seinen Berechnungen mehr noch als auf die Karte des Toscanelli und auf die Meinungen des Seneca, Plinius u. s. w. gleichfalls auf die Heilige Schrift und zwar auf die Apokalypse Esra‘s, worin gesagt wird, das Wasser bedecke nur den siebenten Teil der Erde.[3]) Wahrlich, eine echt ger-

---

[1]) Was heute mit dem Darwinismus wieder geschieht.

[2]) Fiske: *Discovery of America,* ch. V.

[3]) Dies ist natürlich nur eine Anwendung der beliebten Einteilung in die heilige Siebenzahl nach der (angeblichen) Zahl der Wandelsterne. Man vergleiche das zweite Buch *Esra* in den Apokryphen, VI, 42 und 52 (auch als viertes Buch *Esra* bezeichnet, wenn das kanonische Buch *Esra* und das Buch *Nehemia* als erstes und zweites gerechnet werden, was in früheren Zeiten üblich war). Höchst bemerkenswert ist es, dass Columbus a l l e seine Argumente für einen westlichen Weg nach Indien, sowie auch die Kenntnis dieser Stelle aus *Esra* dem grossen Roger Bacon verdankt! So haben wir den Trost, den armen, von der Kirche zu Tode Gehetzten, ebenso wie

manische Art, jüdische Apokalypsen zu etwas nütze zu machen! Hätten die Menschen damals geahnt, dass das Wasser statt ein Siebentel der Erdoberfläche — wie die unfehlbare Quelle alles Wissens es lehrte — fast genau drei Viertel bedeckt, sie hätten sich nie auf den Ocean hinausgewagt. Auch der ferneren Geschichte der geographischen Entdeckungen kamen verschiedene derartige fromme Konfusionen sehr zu statten. So z. B. war es die (S. 675 erwähnte) Schenkung aller Länder der Erde westlich der Azoren an Spanien durch den Papst als unbeschränkten Herrn der Welt, was die Portugiesen zur Auffindung des östlichen Weges nach Indien um das Kap der guten Hoffnung herum förmlich z w a n g. Nun fanden sich aber in Folge dessen die Spanier im Nachteil; denn der Papst hatte den Portugiesen die gesamte östliche Welt zu eigen geschenkt, und jetzt waren sie auf Madagascar und auf Indien mit seinen fabelhaften Schätzen an Gold, Edelsteinen, Gewürzen u. s. w. gestossen, während Amerika einstweilen wenig bot; und so kannten die Spanier keine Ruhe, bis Magalhäes seine grosse That vollbracht hatte und auf dem westlichen Wege ebenfalls bis nach Indien vorgedrungen war.[1])

Die Einheit des Entdeckungswerkes

Auf Einzelheiten werde ich nicht eingehen. Nicht als ob es hier nicht noch vieles auszuführen gäbe, was der Leser weder aus Geschichtswerken noch aus Konversationslexicis wird ergänzen können; doch sobald der ganze lebendige Organismus uns klar vor Augen steht — die besondere Anlage, die treibenden Kräfte, die hemmende Umgebung — ist die an diesem Orte gestellte Aufgabe vollbracht, und das dürfte jetzt der Fall sein. Nicht eine Chronik der Vergangenheit, sondern eine Beleuchtung der Gegenwart bezwecke ich ja. Und darum möchte ich nur noch auf das Eine mit besonderem Nachdruck die Aufmerksamkeit richten. Es verwirrt nämlich das historische Verständnis völlig,

---

auf Mathematik, Astronomie und Physik, auch auf die Geschichte der geographischen Entdeckungen entscheidenden Einfluss ausüben zu sehen.

[1]) Magalhäes erblickte Land, d. h. er vollendete den Beweis, dass unsere Erde rund sei, am 6. März 1521, am selben Tage, an dem Karl V. die Vorladung Luther‘s nach Worms unterschrieb.

wenn man die geographischen Entdeckungen, wie üblich, von dem übrigen Entdeckungswerk scheidet; ebenso entsteht eine weitere Verwirrung, wenn man diejenigen Entdeckungen, welche speziell das Menschengeschlecht betreffen — ethnographische, sprachliche, religionsgeschichtliche u. s. w. — wieder in ein besonderes Fach einreiht oder zur Philologie und Historie zählt. Die Einheit der Wissenschaften wird täglich mehr anerkannt, die Einheit des Entdeckungswerkes, d. h. also der Herbeischaffung des Wissensstoffes, fordert die selbe Anerkennung. Gleichviel, was entdeckt wird, gleichviel, ob ein kühner Abenteurer, ein erfindungsreicher Industrieller oder ein geduldiger Gelehrter es zu Tage fördert, es sind die selben Anlagen unseres Wesens am Werke, der selbe Drang nach Besitz, die selbe Leidenschaftlichkeit, die selbe Hingabe an die Natur, die selbe Kunst der Beobachtung; es ist der selbe germanische Mann, von dem Faust sagt:

> Im Weiterschreiten find‘ er Qual und Glück,
> Er! unbefriedigt jeden Augenblick.

Und jede einzelne Entdeckung, gleichviel, auf welchem Gebiete sie stattfindet, fördert jede andere, wie fern auch abliegende. Das ist bei den geographischen besonders sichtbar. Aus Gier nach Besitz, zugleich aus religiösem Fanatismus hatten die Staaten Europa‘s sich des geographischen Entdeckungswerkes angenommen; das Hauptergebnis für den Menschengeist war aber zunächst die Feststellung, dass die Erde rund ist. Die Bedeutung dieser Entdeckung ist einfach unermessbar. Zwar war die sphärische Gestalt der Erde schon längst von den Pythagoreern vermutet und von gelehrten Männern zu allen Zeiten vielfach behauptet worden; doch ist es ein gewaltig weiter Schritt von derartigen theoretischen Erwägungen bis zu einem unwiderleglichen, konkreten, augenfälligen Nachweis. Dass die Kirche nicht wirklich an die Kugelgestalt der Erde glaubte, geht zur Genüge aus jenen Schenkungsbullen des Jahres 1493 hervor (S. 675): denn „westlich“ von einem jeden Breitengrade liegt die ganze Erde. Dass Augustinus die Annahme von Antipoden für absurd und schriftwidrig hielt, habe ich schon früher angeführt (S. 538). Am

Schlusse des 15. Jahrhunderts galt für die Gläubigen noch immer die Geographie des Mönches Cosmas Indicopleustes als massgebend, welcher die Ansicht der griechischen Gelehrten für Gotteslästerung erklärt und die Welt sich als ein flaches Rechteck denkt, das die vier Wände des Himmels einschliessen; oberhalb der gewölbten Sternendecke wohnen Gott und die Engel.[1]) Man mag wohl heute über derartige Vorstellungen lächeln, sie waren und sind durch die Kirchenlehre geboten. So warnt z. B. Thomas von Aquin bezüglich der Hölle ausdrücklich vor der Tendenz, sie nur geistig aufzufassen; im Gegenteil, die Menschen würden dort *poenas corporeas,* leibliche Strafen, leiden, und die Flammen der Hölle seien *secundum litteram intelligenda,* d. h. buchstäblich zu verstehen, was doch die Vorstellung eines Ortes — nämlich „unterhalb der Erde“ — bedingt.[2]) Ein runder, im Raume schwebender Planet vernichtet die greifbare Vorstellung der Hölle ebenso gründlich und weit wirksamer als Kant‘s Transscendentalität des Raumes. Kaum ein einziger der kühnen Seefahrer glaubte ganz fest an die Kugelgestalt der Erde, und Magalhäes hatte grosse Mühe, seine Leute zu beruhigen, als er den Stillen Ocean durchkreuzte, da sie täglich fürchteten, plötzlich an den „Rand“ der Welt zu gelangen und direkt in die Hölle hinunter zu

---

[1]) Vergl. Fiske: *Discovery of America,* ch. III.

[2]) *Compendium Theologiae,* cap. CLXXIX. Dass Thomas von Aquin auch an eine bestimmte Lokalisation des Himmels glaubte, wenngleich er weniger Nachdruck darauf gelegt zu haben scheint, bezweifle ich nicht. Konrad von Megenberg, der genau 100 Jahre nach ihm starb (1374), ein sehr gelehrter und frommer Mann, Kanonikus am Ravensberger Dom und Verfasser der allerersten Naturgeschichte in deutscher Sprache, sagt ausdrücklich in dem astronomischen Teil seines Werkes: „Der erste und oberste Himmel (es giebt ihrer zehn) steht still und dreht sich nicht. Er heisst auf lateinisch Empyreum, zu deutsch Feuerhimmel, weil er in übernatürlich hellem Schein glüht und leuchtet. In ihm wohnt Gott mit seinen Auserwählten“ (*Das Buch der Natur,* II, 1). Die neue Astronomie, fussend auf der neuen Geographie, vernichtete also geradezu die „Wohnung Gottes“, an die bis dahin selbst gelehrte und freisinnige Männer geglaubt hatten, und raubte den physikotheologischen Vorstellungen alle sinnlich überzeugende Wirklichkeit.

fallen. Und nunmehr war der konkrete Beweis erbracht; die Leute, die nach Westen hinausgesegelt waren, kehrten von Osten zurück. Das war die vorläufige Vollendung des von Marco Polo (1254—1323) begonnenen Werkes; er hatte als Erster die sichere Kunde gebracht, im Osten von Asien dehne sich ein Ocean aus.[1])

Mit einem Schlage war nunmehr rationelle Astronomie möglich geworden. Die Erde war rund; folglich schwebte sie im Raume. Schwebte sie aber im Raume, warum sollten nicht auch Sonne, Mond und Planeten frei schweben? Somit kamen geniale

---

[1]) Zur Verdeutlichung des im 13. Jahrhundert begonnenen geographischen Entdeckungswerkes ist umstehend eine Karte beigegeben. Der schwarze Teil zeigt, wie viel von der Welt dem Europäer der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, also vor Marco Polo, bekannt war; alles weiss Gelassene war völlig *terra incognita.* Die Gegenüberstellung wirkt überraschend und kann als ein Diagramm zur Versinnbildlichung der entdeckenden Thätigkeit der Germanen auch auf anderen Gebieten dienen. — Sobald man frühere Zeiten oder aussereuropäische Völker in Betracht zöge, müsste allerdings der schwarze Teil bedeutende Modifikationen erleiden; so z. B. hatten die Phönizier die Kap Verde-Inseln gekannt, inzwischen waren aber diese so gänzlich aus den Augen verloren, dass man die alten Berichte für Fabeln hielt; die Kalifen hatten mit Madagaskar einen regen Verkehr unterhalten, sogar — angeblich — den Seeweg um Indien herum nach China gekannt; christliche — nestorianische — Bischöfe hat es im 7. Jahrhundert in China gegeben u. s. w. Dass von allen diesen Dingen einzelne Europäer (am päpstlichen Hofe oder an Handelsemporien) dunkle Kunde auch im 13. Jahrhundert besassen, ist anzunehmen; ich habe aber zeigen wollen, was damals thatsächlich und aus sicherer Anschauung bekannt war, und da habe ich eher zu viel als zu wenig aufgenommen. Von den Küsten Indiens z. B. hatten die Europäer damals gar keine genaue Kenntnis; drei Jahrhunderte später (z. B. auf der Karte von Johann Ruysch) sind ihre Vorstellungen noch schwankend und fehlervoll; von Innerasien kannten sie lediglich die Karawanenstrassen bis nach Samarkand und bis an den Indus. Erst wenige Jahre vor Marco Polo sind zwei Franziskaner-Mönche bis nach Karakorum, an den Hof des Grosskhans, vorgedrungen und haben von dort die erste nähere Kunde (doch auch nur vom Hörensagen) über China gebracht. — In den *Jahresberichten der Geschichtswissenschaft* (XXII, 97) bemerkt Helmolt als Ergänzung zu dieser Anmerkung: „Seit 638 erlaubte ein kaiserlich chinesisches Gesetz den Nestorianern, Mission zu treiben;

Hypothesen der alten Hellenen wieder zu Ehren.[1]) Vor Magalhães fassten derartige Spekulationen (z. B. die des Regiomontanus) nie festen Fuss; wogegen, sobald kein Zweifel mehr über die Gestalt der Erde bestand, ein Kopernikus gleich zur Hand war; denn jetzt stand die Spekulation auf dem festen Boden sicherer Thatsachen. Hierdurch wurde aber sofort die Erinnerung an jenes schon von Roger Bacon angegebene Teleskop geweckt, und die Entdeckungen auf unserem Planeten setzten sich fort durch Entdeckungen am Himmel. Kaum war die Bewegung der Erde als wahrscheinliche Hypothese aufgestellt worden, und schon sah man mit Augen die Monde um Jupiter herum kreisen.[2]) Welchen immensen Impuls die Physik durch die völlige Umgestaltung der kosmischen Vorstellungen erhielt, zeigt die Geschichte. Dass sie bei Archimedes anknüpft, ist wahr, so dass man der Renaissance ein gewisses kleines Verdienst daran lassen kann, doch weist Galilei darauf hin, dass die Geringschätzung der höheren Mathematik und Mechanik mit dem M a n g e l e i n e s s i c h t b a r e n G e g e n s t a n d e s für deren Anwendung zusammenhing,[3]) und die Hauptsache ist, dass eine mechanische Auffassung der Welt

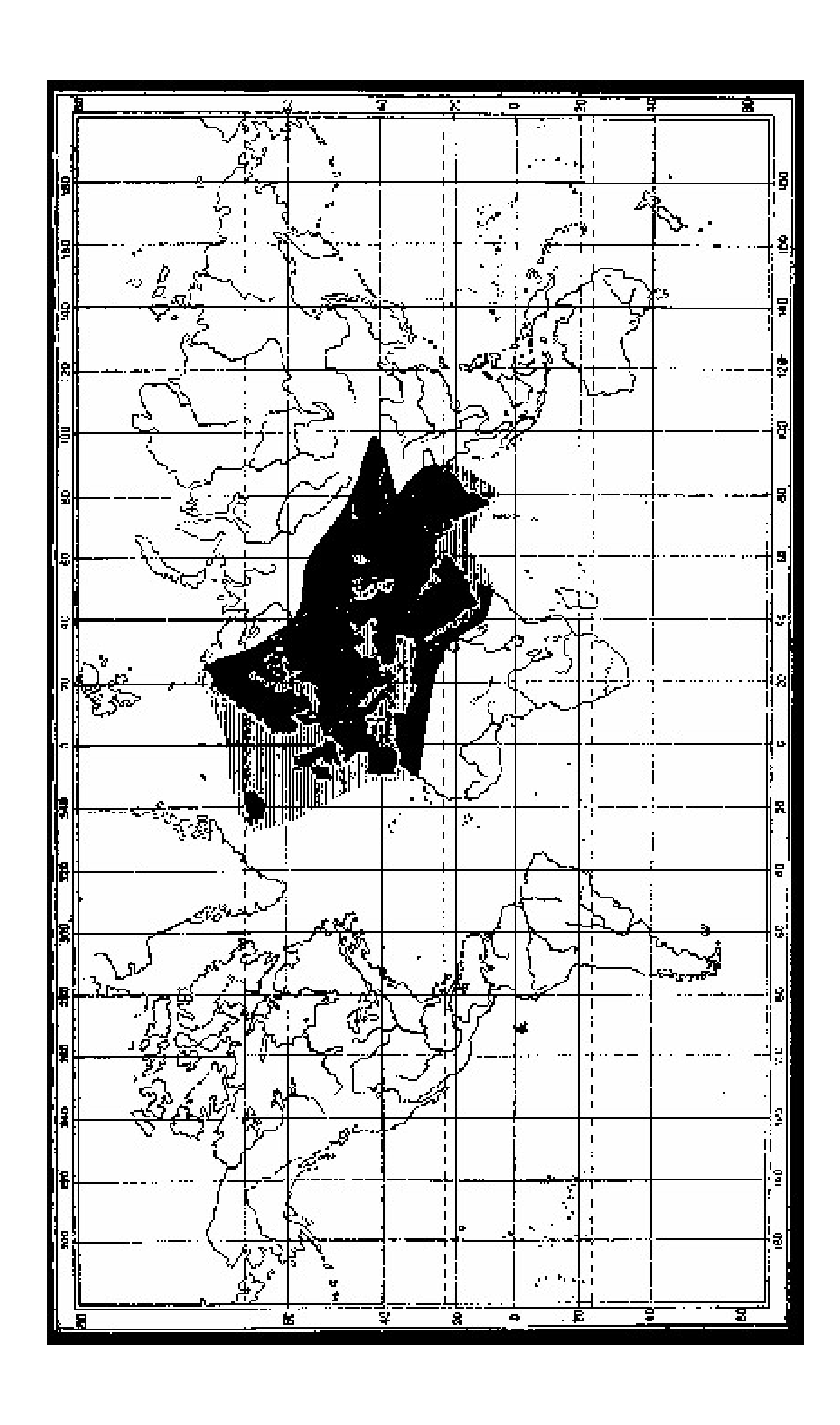
---

eine Inschrift vom Jahre 781 (beschrieben bei Navarra: *China und die Chinesen,* 1901, S. 1089 ff.) erwähnt den nestorianischen Patriarchen Chanan-Ischu und berichtet, dass seit dem Beginne christlicher Predigt in China 70 Missionare dorthin gezogen seien; südlich vom Balkaschsee sind mehr als 3000 Grabsteine nestorianischer Christen gefunden worden.“ Siehe auch den Vortrag von Baelz: *Die Ostasiaten,* 1901, S. 35 fg. Etwa gegen Ende des 10. Jahrhunderts hat es in China christliche Kirchen zu Tausenden gegeben.

[1]) Gleich in der Widmung zu seinem *De revolutionibus* nennt Kopernikus diese Meinungen der Alten. Und als das Werk später auf den Index kam, wurde die Lehre des Kopernikus kurzweg als *doctrina Pythagorica* bezeichnet (Lange: *Geschichte des Materialismus,* 4. Aufl. I, 172).

[2]) Die Bewegung dieser Monde ist so leicht zu beobachten, das Galilei sie sofort bemerkte und in seinem Briefe vom 30. Januar 1610 erwähnt.

[3]) So habe ich wenigstens ein Citat in Thurot: *Recherches historiques sur le principe d‘Archimède,* 1869, gedeutet, bin aber leider augenblicklich nicht in der Lage, die Treue meines Gedächtnisses und die Richtigkeit meiner Auffassung zu prüfen.



überhaupt erst dann sich den Menschen aufdrängen konnte, als sie mit A u g e n die mechanische Struktur des Kosmos erblickten. Jetzt erst wurden die Gesetze des Falles sorgfältig untersucht; dies führte zu einer neuen Vorstellung und Analyse der Schwerkraft, sowie zu einer neuen und richtigeren Bestimmung der Grundeigenschaften aller Materie. Die treibende Kraft zu allen diesen Studien war die durch den Anblick schwebender Gestirne mächtig erregte Phantasie. Die hohe Bedeutung fortwährender Entdeckungen für das Wachhalten der Phantasie (und somit auch für die Kunst) habe ich schon früher erwähnt (S. 270); hier erblicken wir das Prinzip am Werke.

Man sieht, wie sich das Eine aus dem Anderen ergiebt, und wie der erste Anstoss zu allen diesen Entdeckungen in den Entdeckungsreisen zu suchen ist. Doch viel weiter noch, bis in die tiefste Tiefe der Weltanschauung und Religion, reichten bald die um diesen mittleren Impuls herum sich ausdehnenden Wellen. Denn viele Thatsachen wurden jetzt entdeckt, welche der scheinbaren Evidenz und den Lehren des sacrosancten Aristoteles direkt widersprachen. Die Natur wirkt immer in unerwarteter Weise; der Mensch besitzt kein Organ, durch das er noch nicht Beobachtetes erraten könnte, weder Gestalt noch Gesetz; es ist ihm völlig versagt. Entdeckung ist immer Offenbarung. In genialen Köpfen wirkten nun diese neuen Offenbarungen — diese den stummen Sphinxen entlockten Antworten auf bisher in heiliges Dunkel gehüllte Rätsel — mit fliegender Eile und befähigten sie sowohl zu Anticipationen künftiger Entdeckungen wie auch zur Grundlegung einer durchaus neuen, weder hellenischen noch jüdischen, sondern germanischen Weltanschauung. So verkündete schon Leonardo da Vinci — ein Vorläufer aller echten Wissenschaft — *„la terra è una stella“,* die Erde ist ein Stern, und fügte erläuternd an anderer Stelle hinzu: *„la terra non è nel mezzo del mondo“,* die Erde befindet sich nicht in der Mitte des Universums; und mit einer schier unbegreiflichen Intuitionskraft sprach er das ewig denkwürdige Wort: „Alles Leben ist Bewegung.“[1]) Hun-

[1]) So finde ich die Stelle an verschiedenen Orten citiert, doch

dert Jahre später sah schon Giordano Bruno, der begeisterte, Visionär, unser ganzes Sonnensystem sich im unendlichen Raume fortbewegen, die Erde mit ihrer Last an Menschen und Menschengeschicken nur ein Atom unter ungezählten Atomen. Da war man freilich weit von mosaischer Kosmogonie und von dem Gott, der sich das kleine Volk der Juden herausgewählt hatte, „auf dass er geehrt werde", und fast ebenso weit von Aristoteles mit seiner pedantisch-kindischen Teleologie. Es musste der Aufbau einer ganz neuen Weltanschauung, einer Weltanschauung, die den Bedürfnissen des germanischen Gesichtskreises und der germanischen Geistesrichtung entsprach, begonnen werden. In dieser Beziehung ward dann Descartes — geboren, ehe Bruno starb — von weltgeschichtlicher Bedeutung, indem er, genau so wie seine Vorfahren, die kühnen Seefahrer, zugleich das grundsätzliche Zweifeln an allem Hergebrachten und die furchtlose Erforschung des Unbekannten forderte. Worüber später Näheres.

Das Alles sind Ergebnisse der geographischen Entdeckungen. Natürlich nicht wie Wirkungen, die auf Ursachen folgen, wohl aber wie Ereignisse, welche durch bestimmte Vorfälle veranlasst worden sind. Hätten wir Freiheit besessen, so hätte der historische Entwickelungsgang unseres Entdeckungswerkes ein anderer sein können, wie dies aus dem Beispiel Roger Bacon's deutlich genug hervorgeht; doch *natura sese adjuvat:* alle Wege bis auf den einen der geographischen Entdeckungen waren uns gewaltsam abgesperrt worden; dieser blieb offen, weil alle Kirchen den Geruch des Goldes lieben und weil selbst ein Columbus davon träumte, mit den erhofften Schätzen eine Armee gegen die Türken auszurüsten; und so wurde die geographische Entdeckung die Grundlage zu allen anderen, damit zugleich das Fundament unserer allmählichen, doch noch lange nicht vollendeten geistigen Emanzipation.

---

lautet der einzige derartige Spruch, den ich aus dein Original kenne, etwas anders: *Il moto è causa d'ogni vita,* die Bewegung ist Ursache alles Lebens (in den von J. P. Richter herausgegebenen *Scritti letterari di Leonardo da Vinci,* II, 286, Fragment Nr. 1139). Die früher genannten Stellen sind den Nummern 865 und 858 entnommen.

Leicht wäre es, den Einfluss der Entdeckung der Welt auf alle anderen Lebenszweige nachzuweisen: auf Industrie und Handel, dadurch aber zugleich auf die wirtschaftliche Gestaltung Europa's, auf den Landbau durch die Einführung neuer Nutzpflanzen (z. B. der Kartoffel), auf die Medizin (man denke an das Chinin!), auf die Politik u. s. w. Ich überlasse das dem Leser und mache ihn nur darauf aufmerksam, dass auf allen diesen Gebieten der erwähnte Einfluss zunimmt, je näher wir dem 19. Jahrhundert rücken; mit jedem Tag wird unser Leben im Gegensatz zum früheren „europäischen“ in ausgesprochenerer Weise ein „planetarisches“.

Der Idealismus

Noch ein grosses Gebiet tiefgehender und in diesem Zusammenhang wenig beachteter Beeinflussung giebt es, das nicht unerörtert bleiben darf, und zwar um so weniger, als gerade hier die unausbleiblichen Folgen der Entdeckungen am langsamsten sich einstellen und kaum erst im 19. Jahrhundert deutliche Gestalt zu gewinnen begannen: ich meine den Einfluss der Entdeckungen auf die R e l i g i o n. In Wahrheit hat durch die Entdeckung — erst der Sphäroidalgestalt der Erde, sodann ihrer Stellung im Kosmos, sodann der Bewegungsgesetze, sodann der chemischen Struktur der Stoffe u. s. w., u. s. w. — eine lückenlos mechanische Deutung der Natur sich als unabweislich, als einzig wahr ergeben. Sage ich „einzig wahr“, so meine ich einzig wahr für uns Germanen; andere Menschen mögen — in Zukunft wie in der Vergangenheit — anders denken; auch unter uns regt sich hin und wieder eine Reaktion gegen das allzu einseitige Vorwalten rein mechanischer Naturdeutung; doch lasse man sich nicht durch vorübergehende Strömungen irreführen; wir werden mit Notwendigkeit immer wieder auf Mechanismus zurückkommen, und so lange der Germane vorherrscht, wird er diese seine Auffassung auch den Nichtgermanen aufzwingen. Ich rede nicht von Theorien, das gehört an einen anderen Ort; wie aber auch die Theorie ausfalle, „mechanisch“ wird sie hinfürder immer sein, das ist ein unweigerliches Gebot des germanischen Denkens; denn so nur vermag es das Äussere und das Innere in fruchtbarer Wechselwirkung zu erhalten. Dies gilt — für uns — so uneingeschränkt, dass ich

mich gar nicht entschliessen kann, das Mechanische als eine Theorie und daher als zur „Wissenschaft“ gehörig zu betrachten, sondern es vielmehr als eine Entdeckung, als eine feststehende Thatsache auffassen zu müssen glaube. Rechtfertigen mag dies der Philosoph, doch bildet für den gemeinen Mann der Siegeslauf unserer greifbaren Entdeckungen genügende Gewähr; denn der streng festgehaltene mechanische Gedanke war von Anfang an bis zum heutigen Tage der Ariadnefaden, der uns durch alle sich querenden Irrgänge sicher hindurchführte. „Wir bekennen uns zu dem Geschlecht, das aus dem Dunkeln ins Helle strebt“, schrieb ich auf das Titelblatt dieses Buches: was uns in der Welt der empirischen Erfahrung aus dem Dunkeln ins Helle geführt hat und noch führt, war und ist das unbeirrte Festhalten am Mechanismus. Dadurch — und nur dadurch — haben wir eine Menge Erkenntnisse und eine Herrschaft über die Natur erworben, wie nie eine andere Menschenart.[1]) Dieser Sieg des Mechanismus bedeutet nun den notwendigen, völligen Untergang aller m a t e r i a l i s t i s c h e n Religion. Das Ergebnis ist unerwartet, doch unanfechtbar. Jüdische Weltchronik konnte für Cosmas Indicopleustes Bedeutung haben, für uns kann sie es nicht; dem Universum gegenüber, wie wir es heute kennen, ist sie einfach absurd. Ebenso unhaltbar ist aber dem Mechanismus gegenüber alle Magie, wie sie — dem Orient entnommen — in kaum verhüllter Gestalt einen so wesentlichen Bestandteil des sogenannten christlichen Credos ausmacht (siehe S. 636, 640). Mechanismus in der Weltanschauung und Materialismus in der Religion sind ein für alle Mal unvereinbar. Wer die mit den Sinnen wahrgenommene empirische Natur mechanisch deutet, hat eine ideale

---

[1]) Da man in einem philosophisch so sehr verrohten Zeitalter in allen Dingen immer Missverständnisse befürchten muss, setze ich (mit Kant‘s Worten) hinzu, dass, wenn es auch, „ohne den Mechanismus zum Grunde der Nachforschung zu legen, g a r k e i n e e i g e n t l i c h e Naturerkenntnis geben kann“, dies doch nur für die Empirie gilt und durchaus nicht hindert, „nach einem Prinzip zu spüren und zu reflektieren, welches von der Erklärung nach dem Mechanismus der Natur ganz verschieden ist“ (*Kritik der Urteilskraft,* § 70).

Religion oder gar keine; alles Übrige ist bewusste oder unbewusste Selbstbelügung. Der Jude kannte keinerlei Mechanismus: von der Schöpfung aus Nichts bis zu seinen Träumen einer messianischen Zukunft ist bei ihm alles freiwaltende, allvermögende Willkür;[1]) darum hat er auch nie etwas entdeckt; nur Eines ist bei ihm notwendig: der Schöpfer; mit ihm ist alles erklärt. Die mystisch-magischen Gedanken, welche allen unseren kirchlichen Sakramenten zu Grunde liegen, stehen auf einer noch tieferen Stufe des Materialismus; denn sie bedeuten in der Hauptsache einen Stoffwechsel, sind also weder mehr noch weniger als Seelen-Alchymie. Dagegen verträgt der konsequente Mechanismus, wie wir Germanen ihn geschaffen haben und dem wir nie mehr entrinnen können, einzig eine rein ideale, d. h. eine transscendente Religion, wie sie Jesus Christus gelehrt hatte: das Reich Gottes ist inwendig in euch.[2]) Nicht Chronik, sondern nur Erfahrung — innere, unmittelbare Erfahrung — kann für uns Religion sein.

Darauf ist an anderem Orte zurückzukommen. Hier will ich nur das Eine vorwegnehmen, dass nach meinem Dafürhalten die Weltbedeutung Immanuel Kant's auf seinem genialen Erfassen dieses Verhältnisses beruht: das Mechanische bis in seine letzten Konsequenzen als Welterklärung, das rein Ideale als einziger Gesetzgeber für den inneren Menschen.[3])

---

[1]) Siehe S. 242 fg.

[2]) Siehe S. 199 fg., 567 fg., u. s. w.

[3]) Für philosophisch gebildete Leser will ich bemerken, dass mir Kant's Aufstellung einer dynamischen Naturphilosophie im Gegensatz zu einer mechanischen Naturphilosophie (*Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft,* II) nicht entgangen ist, doch handelt es sich da um Unterscheidungen, die in einem Werk wie das vorliegende nicht vorgetragen werden können; ausserdem bezeichnet Kant mit „Dynamik" lediglich eine besondere Auffassung einer — nach dem gewöhnlichen Brauch des Wortes — streng „mechanischen" Deutung der Natur. — Gleich hier möchte ich auch dem Missverständnis vorbeugen, als hätte ich mich dem Kant'schen System mit Haut und Haar verpflichtet. Ich bin nicht gelehrt genug, um alle diese scholastischen Windungen mitzumachen; es wäre Anmassung, wollte ich sagen, ich

Wie viele Jahrhunderte werden wir uns noch mit der bewussten Lüge herumschleppen, wir glaubten an Absurditäten als an offenbarte Wahrheit? Ich weiss es nicht. Doch hoffe ich, es währt nicht mehr lange. Denn das religiöse Bedürfnis schwillt zu gebieterisch an in unserer Brust, als dass es nicht eines Tages das morsche, finstere Gebäude zertrümmerte, und dann treten wir hinaus in das neue, helle, herrliche, welches schon lange fertig dasteht: das wird die Krone des germanischen Entdeckungswerkes sein!

---

gehörte dieser oder jener Schule an; die Persönlichkeit dagegen erblicke ich deutlich, und ich sehe, welch mächtiger Trieb sich in ihr äussert und nach welchen Richtungen hin. Nicht auf das „Recht haben“ oder „Unrecht haben“ — dieses ewige Windmühlen-Fechten der kleinen Geister — kommt es mir an, sondern erstens auf die Bedeutung (in diesem Zusammenhang wäre man geneigt zu sagen, auf die „dynamische“ Bedeutung) des betreffenden Geistes und zweitens auf seine Eigenart; und da sehe ich Kant so mächtig, dass man zum Vergleich nur Wenige aus der Weltgeschichte heranziehen kann, und so durch und durch spezifisch germanisch (selbst auch wenn man dem Worte einen beschränkenden Sinn beilegt), dass er typische Bedeutung gewinnt. Die philosophische Technik ist hier das Nebensächliche, das Bedingte, Zufällige, Vergängliche; entscheidend, unbedingt, unvergänglich ist die zu Grunde liegende Kraft, „nicht das Gesprochene, sondern der Sprecher des Gesprochenen“, wie die Upanishad‘s sich ausdrücken. — Über Kant als E n t d e c k e r verweise ich den Leser auch auf F. A. Lange‘s *Geschichte des Materialismus* (Ausg. 1881, S. 383), wo mit bewundernswertem Scharfsinne gezeigt wird, wie es sich für Kant gar nicht darum handelte noch handeln konnte, seine grundlegenden Sätze zu b e w e i s e n, sondern vielmehr sie zu e n t d e c k e n. In Wahrheit ist Kant ein dem Galilei oder dem Harvey zu vergleichender Beobachter; er geht von Thatsachen aus, und „in Wirklichkeit ist seine Methode keine andere, als die der Induktion“. Die Verwirrung entsteht dadurch, dass die Menschen sich über diesen Sachverhalt nicht klar sind. Jedenfalls sieht man, dass ich auch rein formell berechtigt war, den Abschnitt „Entdeckung“ mit dem Namen Kant zu beschliessen.

2. Wissenschaft (von Roger Bacon bis Lavoisier.)

Unsere wissenschaftliche Methoden

Den Unterschied zwischen Wissenschaft und dem durch die Entdeckung gelieferten Rohmaterial des Wissens habe ich schon oben hervorgehoben und verweise auf das Seite 732 Gesagte; auch auf die Grenze zwischen Wissenschaft und Philosophie machte ich aufmerksam. Dass man niemals die Grenzen ohne einige Willkür wird scharf ziehen können, thut dem Grundsatz der Unterscheidung nicht den mindesten Abbruch. Gerade die Wissenschaften, d. h. unsere neuen germanischen wissenschaftlichen Methoden, haben uns eines Besseren belehrt. Leibniz mochte immerhin das sogenannte Gesetz der Kontinuität wieder aufnehmen und bis in seine letzten Konsequenzen durchführen; der metaphysische Beweis ist in der Praxis entbehrlich, denn auch die Erfahrung zeigt uns auf allen Seiten das allmähliche Ineinanderübergehen.[1]) Um aber Wissenschaft aufzubauen, müssen wir unterscheiden, und die richtige Unterscheidung ist diejenige, welche sich in der Praxis bewährt. Ohne Frage kennt die Natur diese Scheidung nicht; das thut nichts; die Natur kennt auch keine Wissenschaft; das Unterscheiden in dem von der Natur gegebenen Material, gefolgt vom Aufsneueverbinden nach menschlich verständlichen Grundsätzen, macht überhaupt Wissenschaft aus.

Dich im Unendlichen zu finden,
Musst unterscheiden und dann verbinden.

Darum rief ich auch Bichat am Anfange dieses Abschnittes an. Wäre die von ihm gelehrte Einteilung der Gewebe eine von der Natur als Einteilung gegebene, so hätte man sie von jeher gekannt; weit entfernt davon hat man die von Bichat vorge-

[1]) Natürlich sehe ich in diesem Augenblicke von dem rein Mathematischen ab: denn da war es allerdings eine ungeheure, bahnbrechende Leistung, den Begriff des Kontinuierlichen so umzugestalten und „von der geometrischen Anschauung loszulösen, dass damit gerechnet werden konnte“ (Gerhardt: *Geschichte der Mathematik in Deutschland,* 1877, S. 144).

schlagenen Unterscheidungen noch bedeutend modifiziert; denn es finden sich in der That überall Übergänge zwischen den Gewebearten, hier in die Augen springende, dort der genaueren Beobachtung sich erschliessende; und so haben denkende Forscher ausprobieren müssen, bis sie den Punkt genau feststellten, wo die Bedürfnisse des Menschengeistes und die Achtung vor den Thatsachen der Natur sich harmonisch das Gleichgewicht halten. Dieser Punkt lässt sich — zwar nicht sofort, doch durch die Praxis — bestimmen; denn die Wissenschaft wird in ihren Methoden durch eine zwiefache Rücksicht geleitet: sie hat Gewusstes aufzuspeichern, sie hat dafür zu sorgen, dass das Aufgespeicherte in Gestalt neuen Wissens Zinsen trage. An diesem Massstabe misst sich das Werk eines Bichat; denn hier wie anderwärts erfindet das Genie nicht, mit anderen Worten, es schafft nicht aus nichts, sondern es gestaltet das Vorhandene. Wie Homer die Volksdichtungen gestaltete, so gestaltete Bichat die Anatomie; und ebenso wird in der Geschichte gestaltet werden müssen.[1])

Mit dieser rein methodologischen Bemerkung, die nur zur Rechtfertigung meines eigenen Vorgehens dienen sollte, sind wir, wie man sieht, bis ins Innere unseres Gegenstandes eingedrungen; ja, ich glaube, wir haben schon unvermerkt den Finger auf den Mittelpunkt gelegt.

Ich machte vorhin darauf aufmerksam, dass die Hellenen uns vielleicht als Theoretiker, wir ihnen jedenfalls als Beobachter überlegen seien. Das Theoretisieren und Systematisieren ist nun nichts anderes als wissenschaftliches Gestaltungswerk. Gestalten wir nicht — d. h. also theoretisieren und systematisieren wir nicht — so können wir nur ein Minimum an Wissen aufnehmen; es fliesst durch unser Hirn wie durch ein Sieb. Jedoch, mit dem Gestalten hat es ebenfalls einen Haken: denn, wie soeben an dem Beispiele Bichat's hervorgehoben, dieses Gestalten ist ein wesentlich menschliches und das heisst der Natur gegenüber einseitiges, unzureichendes Beginnen. Gerade durch die Naturwissen-

---

[1]) S. 77 fg. Das Suffix „schaft" bedeutet ordnen, gestalten (englisch *shape*); Wissenschaft heisst also das Gestalten des Gewussten.

schaften[1]) wird die Nichtigkeit des platten Anthropomorphismus aller Hegels dieser Welt aufgedeckt. Es ist nicht wahr, dass der Menschengeist den Erscheinungen adäquat ist, die Wissenschaften beweisen das Gegenteil; Jeder, der in der Schule der Beobachtung den Geist ausgebildet hat, weiss das. Auch die viel tiefere Anschauung eines Paracelsus, der die uns umgebende Natur „den äusseren Menschen“ nannte, wird uns zwar philosophisch fesseln, doch wissenschaftlich von geringer Ergiebigkeit dünken; denn sobald ich es mit empirischen Thatsachen zu thun habe, ist mein innerstes Herz ein Muskel und mein Denken die Funktion einer in einen Schädelkasten eingeschlossenen grauen und weissen Masse: alles. dem Leben meiner inneren Persönlichkeit gegenüber ebenso „äusserlich“, wie nur irgend einer jener Sterne, deren Licht, nach William Herschel, zwei Millionen Jahre braucht, um an mein Auge zu gelangen. Ist also die Natur vielleicht wirklich in einem gewissen Sinne ein „äusserer Mensch“, wie Paracelsus und nach ihm Goethe meinen, das bringt sie mir und meinem spezifisch und beschränkt menschlichen Verständnis in rein wissenschaftlicher Beziehung um keinen Zoll näher; denn auch der Mensch ist nur ein „Äusserliches“.

> Nichts ist drinnen, nichts ist draussen:
> Denn was innen, das ist aussen.

Darum ist alles wissenschaftliche Systematisieren und Theoretisieren ein Anpassen, ein Adaptieren, ein zwar möglichst genaues, doch nie ganz fehlerloses und — namentlich — immer ein menschlich gefärbtes Übertragen, Übersetzen, Verdolmetschen. Der Hellene wusste das nicht. Ein Gestalter ohne gleichen, forderte er auch in der Wissenschaft das Lückenlose, das allseitig Abgerundete, und dadurch verrammelte er sich selber das Thor, durch welches man zur Naturerkenntnis eintritt. Wahre Beobachtung wird unmöglich, sobald der Mensch mit einseitig menschlichen Forderungen voranschreitet; dafür steht der grosse Aristoteles als warnendes Beispiel. Nichts wirkt in dieser Beziehung über-

---

[1]) Dass a l l e echte Wissenschaft Naturwissenschaft ist, wurde schon hervorgehoben (S. 732).

zeugender als die Betrachtung der Mathematik; hier sieht man sofort ein, was den Hellenen gehemmt und was uns gefördert hat. Die Leistungen der Hellenen in der Geometrie kennt Jeder; eigentümlich ist es nun zu bemerken, wie der Siegeslauf ihrer mathematischen Forschung bei der Weiterentwickelung auf ein unübersteigbares Hindernis stösst. Hoefer macht auf die Natur dieses Hindernisses aufmerksam, indem er hervorhebt, dass der griechische Mathematiker niemals ein „Ungefähr" geduldet hat: für ihn musste der Beweis eines Satzes absolut lückenlos sein, oder er galt nicht; die Vorstellung, zwei „unendlich" wenig von einander abweichende Grössen könne man in der Praxis als gleich gross ansehen, ist etwas, wogegen sein ganzes Wesen sich empört hätte.[1]) Zwar ist Archimedes bei seinen Untersuchungen über die Eigenschaften des Kreises notwendiger Weise auf nicht genau auszudrückende Ergebnisse gestossen, doch sagt er dann einfach: grösser als soviel und kleiner als soviel; auch schweigt er sich aus über die irrationalen Wurzeln, die er hat ziehen müssen, um zu seinem Resultat zu gelangen. Dagegen beruht bekanntlich unsere ganze moderne Mathematik mit ihren Schwindel erregenden Leistungen auf Rechnungen mit „unendlich nahen", d. h. also mit u n g e f ä h r e n W e r t e n. Durch diese „Infinitesimalrechnung" ist sozusagen der weite undurchdringliche Wald irrationaler Zahlen, der uns auf Schritt und Tritt hinderte, gefällt worden;[2]) denn die grosse Mehrzahl der Wurzeln und der bei

---

[1]) *Histoire des mathématiques,* 4e ed., p. 206. Daselbst ein vorzügliches Beispiel davon, wie der Grieche lieber die nicht unmittelbar überzeugende, weil lediglich logische *reductio ad absurdum* wählte, als den Weg eines evidenten, streng mathematischen Beweises, in welchem eine „unendliche Annäherung" als Gleichheit betrachtet wird.

[2]) Irrationale Zahlen nennt man solche, die nie ganz genau ausgedrückt werden können, also, arithmetisch gesprochen, solche, die einen unendlichen Bruch enthalten; zu ihnen gehören eine grosse Menge der wichtigsten, in allen Rechnungen stets wiederkehrenden Zahlen, z. B. die Quadratwurzeln der meisten Zahlen, das Verhältnis der Diagonale zur Seite eines Quadrats, des Durchmessers eines Kreises zu seinem Umfang, u. s. w. Letztere Zahl, das π der Mathematiker, hat man schon auf 200 Decimalstellen berechnet; man könnte

Winkel- und Kurvenmessungen vorkommenden sogenannten „Funktionen“ gehört hierhin. Ohne diese Einführung der ungefähren Werte wären unsere ganze Astronomie, Geodäsie, Physik, Mechanik, sowie sehr bedeutende Teile unserer Industrie unmöglich. Und wie hat man diese Revolution vollführt? Indem man einen nur im Menschenhirn geschnürten Knoten kühn durchhaute. Gelöst hätte dieser Knoten nie werden können. Hier gerade, auf dem Gebiete der Mathematik, wo alles so durchsichtig und widerspruchslos schien, war der Mensch gar bald an der Grenze der ihm eigenen Gesetzmässigkeit angelangt; er sah wohl ein, dass die Natur sich um das menschlich Denkbare und Undenkbare nicht kümmert und dass der Denkapparat des stolzen *Homo sapiens* nicht dazu ausreicht, selbst das Allereinfachste — das Verhältnis der Grössen zu einander — aufzufassen und auszusprechen; doch was verschlug‘s? Wie wir gesehen haben, ging die Leidenschaft des Germanen viel mehr auf Besitz denn auf rein formelle Gestaltung; seine kluge Beobachtung der Natur, seine hochentwickelte Aufnahmefähigkeit überzeugte ihn bald, dass die formelle Lückenlosigkeit des Bildes in unserer Vorstellung durchaus keine Bedingung *sine qua non* für den Besitz, d. h. in diesem Falle für ein möglichst grosses Verständnis ist. Bei dem Griechen war der Respekt des Menschen vor sich selbst, vor seiner menschlichen Natur das Massgebende; Gedanken zu hegen, die nicht in allen Teilen denkbar waren, dünkte ihm Verbrechen am Menschentum; der Germane dagegen empfand ungleich lebhafter als der Hellene den Respekt vor der Natur (im Gegensatz zum Menschen), und ausserdem hat er sich, wie sein Faust, niemals vor Verträgen mit dem Teufel gescheut. Und so erfand er zunächst die imaginären Grössen, d. h. die unbedingt undenkbaren Zahlen, deren Typus $x = \sqrt{-1}$

---

sie auf 2 000 000 Stellen berechnen, es wäre immer nur eine Annäherung. Durch ein solches einfaches Beispiel wird die organische Unzulänglichkeit des Menschengeistes, seine Unfähigkeit, selbst ganz einfache Verhältnisse zum Ausdruck zu bringen, recht handgreiflich dargethan. (Über den Beitrag der Indoarier zur Erforschung der irrationalen Zahlen, siehe S. 408.)

ist. In den Lehrbüchern pflegt man sie als „Grössen, die nur in der Einbildung bestehen“, zu definieren; richtiger wäre es vielleicht zu sagen: die überall, nur nicht in der Einbildung vorkommen können, denn der Mensch ist unfähig, sich dabei etwas vorzustellen. Mit dieser genialen Erfindung der Goten und Lombarden des nördlichsten Italiens[1]) erhielt das Rechnen eine früher ungeahnte Elasticität: das absolut Undenkbare diente nunmehr, um die Verhältnisse konkreter Thatsachen zu bestimmen, denen sonst gar nicht beizukommen gewesen wäre. Bald folgte dann der ergänzende Schritt: wo eine Grösse der anderen „unendlich“ nahekommt, ohne sie jedoch je zu erreichen, wurde eine Brücke eigenmächtig hinübergeschlagen, und über diese Brücke schritt man aus dem Reich des Unmöglichen in das Reich des Möglichen. So wurden z. B. die unlösbaren Probleme des Kreises dadurch gelöst, dass man diesen in ein Vieleck von „unendlich“ vielen, folglich „unendlich“ kleinen Seiten auflöste. Schon Pascal hatte von Grössen gesprochen, „die kleiner sind als irgend eine gegebene Grösse“, und hatte sie als *quantités négligeables* bezeichnet;[2]) Newton und Leibniz gingen aber viel weiter, indem sie das Rechnen mit diesen unendlichen Reihen — die vorhin genannte „Infinitesimalrechnung“ — systematisch ausbildeten. Was hierdurch gewonnen wurde, ist einfach unermesslich; jetzt erst wurde die Mathematik aus Starrheit zu Leben erlöst, denn erst jetzt war sie in den Stand gesetzt, nicht allein ruhende Gestalt, sondern auch Bewegung genau zu analysieren. Ausserdem

---

[1]) Niccolo, genannt Tartaglia (d. h. der Stotterer), aus Brescia, und Cardanus aus Mailand; beide wirkten in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Doch kann man hier wie bei der Infinitesimalrechnung, den Fluxionen u. s. w. schwerlich bestimmte Erfinder angeben, denn die Notwendigkeit, die (durch die geographischen Entdeckungen gestellten) astronomischen und physikalischen Probleme zu lösen, brachte die verschiedensten Menschen auf ähnliche Gedanken.

[2]) Von diesem kühnen Manne meint bezeichnender Weise Saint-Beuve, er bilde für sich allein „eine zweite fränkische Invasion in Gallien“. In ihm richtet sich der rein germanische Geist noch einmal auf gegen das Frankreich überschwemmende Völkerchaos und dessen Hauptorgan, den Jesuitenorden.

waren die irrationalen Zahlen jetzt gewissermassen aus der Welt geschafft, da wir sie, wo es Not thut, nunmehr umgehen können. Nicht das allein aber, sondern ein Begriff, der früher nur in der Philosophie heimisch gewesen war, gehörte fortan der Mathematik und war ein Elixir, das sie zu ungeahnt hohen Thaten kräftigte: d e r B e g r i f f d e s U n e n d l i c h e n. Ebenso wie der Fall eintreten kann, dass zwei Grössen einander „unendlich“ nahekommen, so kann es auch vorkommen, dass die eine „unendlich“ zunimmt oder aber „unendlich“ abnimmt, während die andere unverändert bleibt: das unendlich Grosse[1]) und das verschwindend Kleine — zwei unbedingt unvorstellbare Dinge — sind also jetzt ebenfalls geschmeidige Bestandteile unserer Berechnungen geworden: wir können sie nicht denken, doch wir können sie gebrauchen, und aus diesem Gebrauch ergeben sich konkrete, hervorragend praktische Ergebnisse. Unsere Kenntnis der Natur, unsere Befähigung, an viele ihrer Probleme auch nur heranzutreten, beruht zum sehr grossen Teil auf dieser einen kühnen, selbstherrlichen That. „Keine andere Idee“, sagt Carnot, „hat uns so einfache und wirksame Mittel an die Hand gegeben, um die Naturgesetze genau kennen zu lernen.“[2]) Die Alten hatten

---

[1]) In die Mathematik wird das unendlich Grosse als die Einheit dividiert durch eine „unendlich kleine“ Zahl eingeführt. Berkeley bemerkt zu dieser Annahme: *„It is shocking to good sense;“* das ist sie auch, doch leistet sie praktische Dienste, und darauf kommt es an.

[2]) *Réflexions sur la métaphysique du calcul infinitésimal,* 4e éd. 1860. Diese Broschüre des berühmten Mathematikers ist so krystallklar, dass man wohl schwerlich etwas Ähnliches über diesen durch die widerspruchsvolle Natur der Sache sonst ziemlich verworrenen Gegenstand finden wird. Wie Carnot sagt, es haben viele Mathematiker mit Erfolg auf dem Felde der Infinitesimalrechnung gearbeitet, ohne sich jemals eine klare Vorstellung von dem ihren Operationen zu Grunde liegenden Gedanken gemacht zu haben. „Glücklicher Weise“, fährt er fort, „hat dies der Fruchtbarkeit der Erfindung nichts geschadet: denn es giebt gewisse grundlegende Ideen, welche niemals in voller Klarheit erfasst werden können, und welche dennoch, sobald nur einige ihrer ersten Ergebnisse uns vor Augen stehen, dem Menschengeist ein weites Feld eröffnen, das er nach allen Richtungen bequem durchforschen kann.“

gesagt: *non entis nulla sunt praedicata,* von Dingen, die nicht sind, kann nichts ausgesagt werden; was aber nicht in unserem Kopf ist, kann recht wohl a u s s e r h a l b unseres Kopfes bestehen, und umgekehrt können Dinge, die unzweifelhaft einzig innerhalb des Menschenkopfes Dasein besitzen und die wir selber als flagrant „unmöglich“ erkennen, uns dennoch vorzügliche Dienste leisten als Werkzeuge, um eine uns Menschen nicht unmittelbar zugängliche Erkenntnis auf Umwegen zu ertrotzen.

Der Charakter dieses Buches verbietet mir, diesen mathematischen Exkurs noch weiter zu verfolgen, wenn ich mich auch freue, in dem Abschnitt über Wissenschaft die Gelegenheit gefunden zu haben, dieses Hauptorgan alles systematischen Wissens gleich anfangs zu erwähnen: wir haben gesehen, dass schon Leonardo für die Ursache alles Lebens die Bewegung erklärte, bald folgte Descartes, der die Materie selbst als Bewegung auffasste — überall das Vordringen der im vorigen Abschnitt betonten mechanischen Deutung empirischer Thatsachen! Mechanik ist aber ein Ozean, der einzig mit dem Schiffe der Mathematik befahren werden kann. Nur insofern eine Wissenschaft auf mathematische Grundsätze zurückgeführt werden kann, dünkt sie uns exakt, und zwar weil sie nur insofern streng mechanisch und infolgedessen „schiffbar“ ist. *„Nissuna humana investigatione si po dimandare vera scientia s‘essa non passa per le matematiche dimostrationi“,* sagt Leonardo da Vinci;[1]) und auf die Stimme des italienischen Sehers an der Schwelle des 16. Jahrhunderts ertönt das Echo des deutschen Weltweisen an der Schwelle des 19. Jahrhunderts: „Ich behaupte, dass in jeder besonderen Naturlehre nur so viel e i g e n t l i c h e Wissenschaft angetroffen werden könne, als darin Mathematik anzutreffen ist.“[2])

---

[1]) *Libro di pittura* I, 1 (Ausg. von Heinrich Ludwig). Von anderen diesbezüglichen Aussprüchen des grossen Mannes mache ich besonders auf die Nr. 1158 in der Ausgabe der Schriften von J. P. Richter aufmerksam (II, 289): *„Nessuna certezza delle scientie è, dove non si puó applicare una delle scientie matematiche e che non sono unite con esse matematiche.“*

[2]) Kant: *Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft,* Vorrede.

Doch verfolgte ich mit diesen Auseinandersetzungen, wie gleich anfangs angedeutet, einen allgemeineren Zweck; ich wollte die Eigenartigkeit nicht allein unserer Mathematik, sondern unserer germanischen wissenschaftlichen Methode überhaupt aufzeigen; ich hoffe, es ist mir gelungen. Die Moral des Gesagten kann ich am deutlichsten ziehen, wenn ich einen Ausspruch von Leibniz anführe: „Die Ruhe kann als eine unendlich kleine Geschwindigkeit oder auch als eine unendlich grosse Verlangsamung betrachtet werden, so dass jedenfalls das Gesetz der Ruhe lediglich als ein besonderer Fall innerhalb der Bewegungsgesetze aufzufassen ist. Desgleichen können wir zwei völlig gleiche Grössen als ungleich annehmen (falls uns damit gedient wird), indem wir die Ungleichheit als unendlich klein setzen; u. s. w.“[1]) Hierin liegt das Grundprinzip aller germanischen Wissenschaft ausgesprochen. Ruhe ist zwar nicht Bewegung, sondern ihr konträrer Gegensatz, ebensowenig sind gleiche Grössen ungleich; lieber als zu solchen Annahmen zu greifen, hätte der Hellene sich den Schädel an der Wand zerschlagen; doch der Germane hat hierin (völlig unbewusst) eine tiefere Einsicht in das Wesen des Ver-

---

[1]) *Brief an Bayle,* Juli 1687 (nach Höfer, 1. c., p. 482). Wie Bayle geantwortet hat, weiss ich nicht. In seinem *Dictionnaire* finde ich unter Zeno einen heftigen Ausfall auf alle Mathematik: „Die Mathematik hat einen unheilbaren, unermesslichen Fehler: sie ist nämlich eine blosse Chimäre. Die mathematischen Punkte und folglich auch die Linien und Flächen der Geometer, ihre Sphären, Axen u. s. w., das alles sind Hirngespinste, die niemals eine Spur Wirklichkeit besessen haben; deswegen sind diese Phantasien auch von geringerer Bedeutung als die der Dichter, denn diese erdichteten nichts an und für sich Unmögliches, wie die Mathematiker u. s. w.“ Dieser Schmähung ist keine besondere Bedeutung beizulegen; sie macht uns aber auf die wichtige Thatsache aufmerksam, dass die Mathematik nicht erst seit Cardanus und Leibniz, sondern seit jeher ihre Kraft aus der Annahme „imaginärer“, sollte heissen gänzlich unvorstellbarer, Grössen geschöpft hat; wohl überlegt ist der Punkt nach Euklid‘s Definition nicht weniger unvorstellbar als $\sqrt{-1}$,. Wie man sieht, es hat ein eigenes Bewenden mit unserem „exakten Wissen“. Die schärfste Kritik unserer höheren Mathematik findet man in Berkeley‘s *The Analyst* und *A Defence of free-thinking in Mathematics.*

hältnisses zwischen dem Menschen und der Natur bekundet. Erkennen wollte er, und zwar nicht allein das rein und ausschliesslich Menschliche (wie ein Homer und ein Euklid), sondern im Gegenteil vor allem die aussermenschliche Natur;[1]) und da hat ihn der leidenschaftliche Wissensdurst — d. h. also das Vorwiegen der Sehnsucht zu lernen, nicht des Bedürfnisses zu gestalten — Wege finden lassen, die ihn viel, viel weiter geführt haben als irgend einen seiner Vorgänger. Und diese Wege sind, wie ich gleich zu Beginn dieser Ausführungen bemerkte, die eines klugen Anpassens. Die Erfahrung — d. h. genaue, minutiöse, unermüdliche Beobachtung — giebt das breite, felsenfeste Fundament germanischer Wissenschaft ab, gleichviel ob sie Philologie oder Chemie oder was sonst betreffe: die Befähigung zur Beobachtung, sowie die Leidenschaftlichkeit, Aufopferung und Ehrlichkeit, mit der sie betrieben wird, sind ein wesentliches Kennzeichen unserer Rasse. Die Beobachtung ist das Gewissen germanischer Wissenschaft. Nicht allein der Naturforscher von Fach, nicht allein der gelehrte Sprachkenner und Jurist erforschen auf dem Wege der peinlich aufmerksamen Wahrnehmung, auch der Franziskaner Roger Bacon giebt sein gesamtes Vermögen für Beobachtungen aus, Leonardo da Vinci predigt Naturstudium, Beobachtung, Experiment und widmet Jahre seines Lebens der genauen Aufzeichnung der unsichtbaren inneren Anatomie (speziell des Gefässsystemes) des Menschenkörpers, Voltaire ist Astronom, Rousseau Botaniker, Hume giebt seinem vor 160 Jahren erschienenen Hauptwerke den Untertitel „Versuch, die Experimentalmethode in die Philosophie einzuführen", Goethe's lichtvoll ergebnisreiche Beobachtungsgabe ist allbekannt, und Schiller beginnt seine Lebensbahn mit Betrachtungen über „die Empfindlichkeit der Nerven und die Reizbarkeit des Muskels" und fordert uns auf, den „M e c h a n i s m u s des Körpers" fleissiger zu studieren, wollen wir die „Seele" besser verstehen! Das Erfahrene kann aber gar

[1]) Das war so sehr sein Bestreben, dass er, sobald sein Studium dem Menschen selbst galt (siehe Locke), das Mögliche that, um sich zu „objektivieren", d. h. aus der eigenen Haut hinauszukriechen und sich als ein Stück „Natur" zu erblicken.

nicht wahrheitsgemäss zur „Wissenschaft“ gestaltet werden, wenn der Mensch das Gesetz giebt, anstatt es zu empfangen. Die kühnsten Fähigkeiten seines Geistes, dessen ganze Elasticität und der unerschrockene Flug der Phantasie werden in den Dienst des Beobachteten gezwungen, damit dieses zu einem menschlich gegliederten Wissen zusammengereiht werden könne. Gehorsam auf der einen Seite, nämlich gegen die erfahrene Natur; Eigenmacht auf der anderen, nämlich dem Menschengeist gegenüber: das sind die Kennzeichen germanischer Wissenschaft.

Hellene und Germane

Auf dieser Grundlage erhebt sich nun unsere Theorie und Systematik, ein kühnes Gebäude, dessen Hauptcharakter sich daraus ergiebt, dass wir mehr Ingenieure als Architekten sind. Gestalter sind auch wir, doch ist unser Zweck nicht die Schönheit des Gestalteten, auch nicht die abgeschlossene, den Menschensinn endgültig befriedigende Gestaltung, sondern die Feststellung eines Provisoriums, welches das Ansammeln neuen Beobachtungsmaterials und damit ein weiteres Erkennen ermöglicht. Das Werk eines Aristoteles wirkte auf die Wissenschaft hemmend. Warum geschah das? Weil dieser hellenische Meistergeist eiligst nach Abschluss verlangte, weil er keine Befriedigung kannte, ehe er ein fertiges, symmetrisches, durch und durch rationelles, menschlich plausibles Lehrgebäude vor Augen sah. In der Logik konnte auf diesem Wege schon Endgültiges geleistet werden, da es sich hier um eine ausschliesslich menschliche und ausschliesslich formale Wissenschaft von allgemeiner Gültigkeit innerhalb des Menschentums handelte; dagegen ist schon die Politik und Kunstlehre weit weniger stichhaltig, weil das Gesetz des hellenischen Geistes hier stillschweigend als Gesetz des Menschengeistes überhaupt vorausgesetzt wird, was der Erfahrung widerspricht; in der Naturwissenschaft vollends — und trotz einer oft erstaunlichen Fülle der Thatsachen — herrscht der Grundsatz: aus möglichst wenigen Beobachtungen möglichst viele apodiktische Schlüsse zu ziehen. Hier liegt nicht Faulheit, auch nicht Flüchtigkeit, noch weniger Dilettantismus vor, sondern die Voraussetzung: erstens, dass die Organisation des Menschen der Organisation der Natur durchaus adäquat sei, so

dass — wenn ich mich so ausdrücken darf — ein blosser Wink genügt, damit wir einen ganzen Komplex von Phänomenen richtig deuten und übersehen; zweitens, dass der Menschengeist dem in der Gesamtheit der Natur sich kundthuenden Prinzip oder Gesetz, oder wie man es nennen will, nicht allein adäquat, sondern auch äquivalent sei (nicht allein gleich an Umfang, sondern auch gleich an Wert). Daher wird dieser Menschengeist ohne weiteres als Mittelpunkt angenommen, von wo aus nicht allein die gesamte Natur spielend leicht überschaut, sondern auch alle Dinge gleichsam von der Wiege bis ins Grab, nämlich von ihren ersten Ursachen her bis in ihre angebliche Zweckmässigkeit verfolgt werden. Diese Annahme ist ebenso falsch wie naiv: die Erfahrung hat es bewiesen. Unsere germanische Wissenschaft wandelte von Beginn an andere Wege. Roger Bacon, im 13. Jahrhundert, warnte (bei aller Hochschätzung) ebenso eindringlich vor Aristoteles und der ganzen durch ihn personifizierten hellenischen Methode, wie drei Jahrhunderte später Francis Bacon;[1]) die Renaissance war auf diesem Gebiete glücklicherweise bloss eine vorübergehende Krankheit, und einzig im dunkelsten Schatten der Kirche fristete seither die Theologie des Stagiriten ein überflüssiges Dasein. Um die Sache recht anschaulich zu machen, können wir einen mathematischen Vergleich gebrauchen und sagen: die Wissenschaft des Hellenen war gleichsam ein Kreis, in dessen Mitte er selber stand; die germanische Wissenschaft gleicht dagegen einer Ellipse. In einem der beiden Brennpunkte der Ellipse steht der Menschengeist, in dem anderen ein ihm gänzlich unbekanntes x. Gelingt es dem Menschengeist, in einem bestimmten Falle seinen eigenen Brennpunkt dem zweiten Brennpunkt zu nähern, so nähert sich auch seine Wissenschaft einer Kreislinie;[2]) meist ist aber die Ellipse eine recht langgezogene:

---

[1]) Das entscheidende Wort Francis Bacon‘s findet sich in der Vorrede zu seiner *Instauratio magna* und lautet: *„Scientias non per arrogantiam in humani ingenii cellulis, sed submisse in mundo majore quaerat.“*

[2]) Eine Ellipse, deren zwei Brennpunkte genau zusammenfallen, ist ein vollkommener Kreis.

an der einen Seite dringt der Verstand sehr tief in die Summe des Gewussten hinein, an der anderen liegt er fast an der Peripherie. Gar häufig steht der Mensch mit seinem Brennpunkt (seiner bescheidenen Fackel!) ganz allein; alles Tasten reicht nicht hin, um die Verbindung mit dem zweiten aufzufinden, und so entsteht eine blosse Parabel, deren Zweige sich zwar in weiter Ferne zu nähern scheinen, doch ohne sich je zu begegnen, so dass unsere Theorie keine geschlossene Kurve abgiebt, sondern nur den Ansatz zu einer möglichen, doch einstweilen unausführbaren.

Unser wissenschaftliches Verfahren ist, wie man sieht, die Verleugnung des Absoluten. Kühn und glücklich sagt Goethe: „Wer sich mit der Natur abgiebt, versucht die Quadratur des Zirkels."

Das Wesen unserer Systematik

Dass ein mathematisches Verfahren auf andere Gegenstände, namentlich auf die Beobachtungswissenschaften nicht unmittelbar übertragbar ist, versteht sich von selbst; ich halte es kaum für nötig, mich oder Andere hier gegen ein derartiges Missverständnis in Schutz zu nehmen. Weiss man aber, wie wir in der Mathematik vorgegangen sind, so weiss man auch, wessen man sich bei uns anderwärts zu gewärtigen hat; denn der selbe Geist wird, wenn nicht identisch, da der Gegenstand dies unmöglich macht, doch analog verfahren. Unbedingten Respekt vor der Natur (d. h. vor der Beobachtung) und kühne Unbefangenheit in der Anwendung der Mittel, welche uns der Menschengeist zur Deutung und Bearbeitung an die Hand giebt: diese Grundsätze finden wir überall wieder. Man besuche ein Kolleg über Pflanzensystematik: der Neophyt wird erstaunt sein, von Blumen reden zu hören, die gar nicht existieren, und ihre „Diagramme" aufs schwarze Brett zeichnen zu sehen; das sind sogenannte Typen, rein „imaginäre Grössen", durch deren Annahme die Struktur der wirklich vorhandenen Blüten erläutert, sowie der Zusammenhang des in dem besonderen Falle zu Grunde liegenden strukturellen (von uns Menschen mechanisch gedachten) Planes mit anderen verwandten oder abweichenden Plänen dargethan wird. Das rein Menschliche an einem solchen Verfahren muss jedem

noch so wenig wissenschaftlich Gebildeten sofort auffallen. Doch man glaube beileibe nicht, dass, was hier vorgetragen wird, ein durchaus künstliches, willkürliches System sei; ganz im Gegenteil. Künstlich war der Mensch verfahren und hatte sich dadurch jede Möglichkeit abgeschnitten, neues Wissen anzusammeln, so lange er mit Aristoteles die Pflanzen nach dem wesenlosen abstrakten Grundsatz einer relativen (angeblichen) „Vollkommenheit“ sichtete, oder auch nach der lediglich der menschlichen Praxis entnommenen Scheidung in Bäume, Sträucher, Gräser und dergleichen mehr. Unsere heutigen Diagramme dagegen, unsere imaginären Blüten, unsere ganzen pflanzensystematischen Grundsätze dienen dazu, wahre Verhältnisse der Natur, aus abertausend treuen Beobachtungen nach und nach entnommen, dem menschlichen Verstande nahe zu bringen und klar zu machen. Das Künstliche ist bei uns ein bewusst Künstliches; es handelt sich wie bei der Mathematik um „imaginäre Grössen“, mit Hilfe deren wir aber der Naturwahrheit immer näher und näher kommen und ungezählte wirkliche Thatsachen in unserem Geiste koordinieren; dies eben ist das Amt der Wissenschaft. Dort dagegen, bei den Hellenen, war die Grundlage selbst eine durch und durch künstliche, anthropomorphistische, und gerade sie wurde mit naiver Unbewusstheit für „Natur“ angesehen. Die Entstehung der modernen Pflanzensystematik liefert übrigens ein so vortreffliches und leicht verständliches Beispiel unserer germanischen Art, wissenschaftlich zu arbeiten, dass ich dem Leser einige Anhaltspunkte zum weiteren Nachdenken darüber geben will.

Julius Sachs, der berühmte Botaniker, berichtet über die Anfange unserer Pflanzenkunde in der Zeit zwischen dem 14. und dem 17. Jahrhundert, dass sie, solange der Einfluss des Aristoteles vorwaltete, nicht einen Schritt weiter zu bringen war; einzig den ungelehrten Kräutersammlern verdanken wir das Erwachen echter Wissenschaft. Wer gelehrt genug war, um Aristoteles zu verstehen, „richtete in der Naturgeschichte der Pflanzen nur Unheil an“. Dagegen kümmerten sich die ersten Verfasser der Kräuterbücher darum nicht weiter, sondern sie häuften Hunderte und Tausende möglichst genauer Einzelbeschreibungen von Pflan-

zen an. Die Geschichte zeigt, dass auf diesem Wege im Laufe weniger Jahrhunderte eine neue Wissenschaft entstanden ist, während die philosophische Botanik des Aristoteles und Theophrast zu keinem nennenswerten Ergebnis geführt hat.[1]) Der erste gelehrte Systematiker von Bedeutung unter uns, Caspar Bauhin (Basel, zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts), der an manchen Orten ein lebhaftes Gefühl für natürliche, d. h. strukturelle Verwandtschaft zeigt, wirft alles wieder durcheinander, weil er (durch Aristoteles beeinflusst) glaubt, „von dem Unvollkommensten zu dem immer Vollkommeneren“ fortschreiten zu müssen — als ob der Mensch ein Organ besässe, um relative „Vollkommenheit“ zu bemessen! — und nun natürlich (nach Aristoteles' Vorgang) die grossen Bäume für das Vollkommenste, die kleinen Gräser für das Unvollkommenste hält, und derlei menschliche Narrheiten mehr.[2]) Doch ging das treue Ansammeln des thatsächlich Beobachteten immer weiter, sowie das Bestreben, das enorm anwachsende Material derartig zusammenzufassen, dass das System (d. h. auf deutsch „Zusammenstellung“) den Bedürfnissen des Menschengeistes entspräche und zugleich den Thatsachen der Natur möglichst genau sich anschmiegte. Dies ist der springende Punkt; so entsteht die uns eigentümliche Ellipse. Das logisch Systematische kommt zuletzt, nicht zuerst, und wir sind jeden Augenblick bereit, unsere Systematik, wie früher unsere Götter, über Bord zu werfen, denn im Grunde genommen bedeutet sie für uns immer nur ein Provisorisches, einen Notbehelf. Die ungelehrten Kräutersammler und -beschreiber hatten die natürlichen Verwandtschaften der Pflanzen durch Übung des Auges herausgefunden, lange ehe die Gelehrten an die Errichtung von Systemen gingen. Und aus diesem Grunde: weil nicht das Logische (immer ein beschränkt Menschliches), sondern das Intuitive (d. h. das Geschaute und gleichsam durch Verwandtschaft mit der Natur vom Menschen Erratene) bei uns das Grundlegende ist, darum besitzen nachher unsere wissenschaftlichen Systeme einen

[1]) *Geschichte der Botanik,* 1875, S. 18.
[2]) Sachs: a. a. O., S. 38.

so grossen Teil Naturwahrheit. Der Hellene hat nur an die Bedürfnisse des Menschengeistes gedacht; wir aber wollten der Natur beikommen und ahnten, dass wir ihr Geheimnis niemals durchdringen, dass wir ihr eigenes „System“ nie würden darstellen können. Trotzdem waren wir entschlossen, ihr möglichst nahe zu kommen, und zwar auf einem Wege, der uns auch weiterhin immer grössere Annäherung gestatten würde. Darum warfen wir jedes rein künstliche System, wie das des Linnäus, von uns; es enthält viel Richtiges, führt aber nicht weiter. Inzwischen hatten Männer wie Tournefort, John Ray, Bernard de Jussieu, Antoine Laurent de Jussieu gelebt,[1]) sowie Andere, die hier nicht zu nennen sind, und aus ihren Arbeiten hatte sich die Thatsache ergeben, dass es absolut unmöglich ist, die der Natur abgeschaute Klassifikation der Pflanzen auf nur e i n e m anatomischen Charakter aufzubauen, wie das die menschliche Vereinfachungssucht und logische Manie durchsetzen wollten und wofür das System des Linnaeus das bekannteste und auch gelungenste Beispiel bildet. Vielmehr stellte es sich heraus, dass man für verschiedengradige Unterordnungen verschiedene und für besondere Pflanzengruppen besondere Merkmale wählen muss. Ausserdem entdeckte man eine merkwürdige und für die weitere Entwickelung der Wissenschaft ausserordentlich bedeutungsvolle Thatsache: dass nämlich, um die durch geschärfte Anschauung bereits erkannte natürliche Verwandtschaft der Pflanzen auf irgend ein einfaches, logisches, systematisches Prinzip zurückzuführen, der allgemeine äussere Habitus — für den Kenner ein so sicheres Indicium — gar nicht zu gebrauchen ist, sondern lediglich Merkmale aus dem verborgensten Innern der Struktur dienen können, und zwar zum grössten Teil solche, welche dem unbewaffneten Auge gar nicht sichtbar sind. Bei den blühenden Pflanzen kommen hauptsächlich Verhältnisse des Embryos, des Weiteren dann Verhältnisse der Fortpflanzungsorgane, Beziehungen der Blütenteile u. s. w. in Betracht, bei den nicht-

---

[1]) Das grundlegende Werk des Letzteren, *Genera plantarum secundum ordines naturales disposita,* erschien an der Grenze des 19. Jahrhunderts, 1774.

blühenden die allerunsichtbarsten und scheinbar gleichgültigsten Dinge, wie die Ringe an den Farnsporangien, die Zähne um die Sporenbehälter der Moose u. s. w. Hiermit hatte uns die Natur einen Ariadnefaden in die Hand gegeben, an dem wir tief in ihr Geheimnis eindringen sollten.

Was sich hier ereignete, verdient genaue Beachtung, denn es lehrt uns viel über den geschichtlichen Gang aller unserer Wissenschaften. Selbst auf die Gefahr hin, mich zu wiederholen, muss ich darum die Aufmerksamkeit des Lesers in noch eindringlicherer Weise auf das, was bei der Pflanzensystematik vorgegangen war, richten. Durch treues Sichversenken in ein sehr grosses Material hatte sich das Auge des Beobachters geschärft, und er war dahin gelangt, Zusammenhänge zu ahnen, sie gewissermassen mit Augen zu sehen, ohne sich jedoch genaue Rechenschaft darüber geben zu können, und namentlich ohne dass er ein einfaches, sozusagen „mechanisches“, sichtbares und nachweisbares Merkmal gefunden hätte, woran er das Beobachtete endgültig überzeugend hätte nachweisen können. So z. B. kann jedes Kind — einmal aufmerksam gemacht — Monokotyledonen und Dikotyledonen unterscheiden; es kann aber keinen Grund dafür angeben, kein bestimmtes, sicheres Kennzeichen. Intuition liegt also hier (wie überall) offenbar zu Grunde. Über John Ray, den eigentlichen Urheber der neueren Pflanzensystematik, berichtet sein Zeitgenosse Antoine de Jussieu ausdrücklich, er habe sich immer in den äusseren Habitus — *plantae facies exterior* — versenkt;[1]) der selbe John Ray war es nun, der die Bedeutung der Kotyledonen (Samenlappen) für eine natürliche Systematik der blühenden Pflanzen entdeckte, zugleich das einfache und unfehlbare anatomische Merkmal, um die Monokotyledonen von den Dikotyledonen zu unterscheiden. Hiermit war ein verborgenes, meistens mikroskopisch winziges anatomisches Merkmal als massgebend, um die Bedürfnisse des Menschengeistes in Einklang mit den Thatsachen der Natur zu bringen, nachgewiesen. Dies führte nun zu weiteren

---

[1]) Nach dem Citat in Hooker‘s Anhang zu der englischen Ausgabe von Le Maout und Decaisne: *System of Botany,* 1873, p. 987.

Studien bezüglich der Anwesenheit oder Abwesenheit des Eiweisses im Samen, bezüglich der Lage des Keimchens im Eiweiss u. s. w. Alles systematische Charaktere von grundlegender Bedeutung. Also, aus Beobachtung, gepaart mit Intuition, hatte sich zuerst eine Ahnung des Richtigen ergeben; der Mensch hatte aber lange getastet, ohne seine „Ellipse“ ziehen zu können; denn der andere Brennpunkt, das x, fehlte ihm gänzlich. Zuletzt wurde es gefunden (d. h. annähernd gefunden), doch nicht dort, wo die menschliche Vernunft es gesucht hätte, und ebensowenig an einem Orte, wo blosse Intuition jemals hingelangt wäre: erst nach langem Suchen, nach unermüdlichem Vergleichen verfiel endlich der Mensch auf die Reihe von anatomischen Charakteren, die für eine naturgemässe Systematisierung massgebend sind. Nun aber merke man wohl, was des Weiteren aus dieser Entdeckung erfolgte, denn jetzt erst kommt das, was den Ausschlag giebt und den unvergleichlichen Wert unserer wissenschaftlichen Methode zeigt. Nunmehr, wo der Mensch sozusagen der Natur auf die Spur gekommen war, wo er mit ihrer Hilfe eine annähernd richtige Ellipse gezogen hatte, entdeckte er Hunderte und Tausende von neuen Thatsachen, die alle „unwissenschaftliche“ Beobachtung und alle Intuition der Welt ihm niemals verraten hätte. Falsche Analogien wurden als solche aufgedeckt; ungeahnte Zusammenhänge zwischen durchaus ungleichartig scheinenden Wesen wurden unwiderleglich dargethan. Jetzt hatte der Mensch eben wirklich Ordnung geschaffen. Zwar war auch diese Ordnung eine künstliche, wenigstens enthielt sie ein künstliches Element, denn Mensch und Natur sind nicht synonym; hätten wir die rein „natürliche“ Ordnung vor Augen, wir wüssten nichts damit anzufangen, und Goethe‘s berühmtes Wort: „n a t ü r l i c h e s S y s t e m ist ein widersprechender Ausdruck“ fasst alle hier zu machenden Einwürfe wie in einer Nusschale zusammen; doch war diese menschlich-künstliche Ordnung, im Gegensatz zu der des Aristoteles, eine solche, in welcher der Mensch sich möglichst klein gemacht und in die Ecke gedrückt hatte, während er bestrebt gewesen war, die Natur, soweit der menschliche Verstand ihre Stimme irgend verstehen kann, zu Worte kommen zu lassen. Und

dieser Grundsatz ist ein Fortschritt verbürgender Grundsatz; denn auf diesem Wege lernt man die Sprache der Natur nach und nach immer besser verstehen. Jede rein logisch-systematische, sowie auch jede philosophisch-dogmatische Theorie bildet für die Wissenschaft ein unübersteigliches Hindernis, wogegen jede der Natur möglichst genau abgelauschte und dennoch nur als Provisorium aufgefasste Theorie Wissen und Wissenschaft fördert.

Dieses eine Beispiel der Pflanzensystematik muss für viele stehen. Bekanntlich dehnt sich Systematik, als ein notwendiges Organ zur Gestaltung des Wissens, über alle Gebiete aus; selbst die Religionen werden jetzt zu Ordnungen, Gattungen und Arten zusammengefasst. Das Durchdringen der an der Botanik exemplifizierten Methode bildet überall das Rückgrat unserer geschichtlichen Entwickelung im Wissenschaftlichen zwischen 1200 und 1800. In Physik, Chemie und Physiologie, sowie in allen verwandten Zweigen, gestalten die selben Prinzipien. Schliesslich muss alles Wissen systematisiert werden, um Wissenschaft zu werden; wir treffen also immer und überall Systematik an. Bichat‘s Gewebelehre — welche einen Erfolg anatomischer Entdeckungen und zugleich die Quelle zu neuen Entdeckungen bedeutet — ist ein Beispiel, dessen genaue Analogie mit John Ray‘s Begründung des sogenannten natürlichen Pflanzensystems und der weiteren Geschichte dieser Disciplin sofort in die Augen fällt. Überall sehen wir peinlich genaues Beobachten, gefolgt von kühnem, schöpferischem, doch nicht dogmatischem Theoretisieren.

Idee und Theorie

Ehe ich diesen Abschnitt schliesse, möchte ich aber noch einen Schritt weiter gehen, sonst fehlt eine sehr wichtige Einsicht unter denen, die als leitende für das Verständnis der Geschichte unserer Wissenschaft, sowie für das Verständnis der Wissenschaft des 19. Jahrhunderts dienen müssen. Wir müssen noch etwas tiefer in Wesen und Wert des wissenschaftlichen Theoretisierens eindringen, und zwar wird das am besten durch Anknüpfung an jene unvergleichliche Waffe germanischer Wissenschaft — das E x p e r i m e n t — geschehen. Doch handelt es sich lediglich um eine Anknüpfung, denn das Experiment ist nur einigen Disciplinen eigen, während ich hier tiefer greifen muss,

um gewisse leitende Grundsätze aller neueren Wissenschaften aufzudecken.

Das Experiment ist zunächst einfach „methodisches" Beobachten. Es ist aber zugleich theoretisches Beobachten.[1]) Daher erfordert seine richtige Anwendung philosophische Überlegung; sonst wird leicht aus dem Experiment weniger die Natur als der Experimentator reden. „Ein Experiment, dem nicht eine Theorie, d. h. eine Idee vorhergeht, verhält sich zur Naturforschung wie das Rasseln mit einer Kinderklapper zur Musik", sagt Liebig, und in höchst geistreicher Weise vergleicht er den Versuch mit der Rechnung: in beiden Fällen müssen Gedanken vorausgehen. Doch, welche Vorsicht ist hier nicht nötig! Aristoteles hatte über den Fall der Körper experimentiert; an Scharfsinn fehlte es ihm wahrlich nicht; doch die „vorhergehende Theorie" machte, dass er falsch beobachtete, total falsch. Und nehmen wir nun Galilei's *Discorsi* zur Hand, so werden wir aus dem fingierten Gespräch zwischen Simplicio, Sagredo und Salviati die Überzeugung gewinnen, dass an der Entdeckung des wahren Fallgesetzes die gewissenhafte, möglichst voraussetzungslose Beobachtung den Löwenanteil gehabt hat und die eigentlichen Theorien viel eher hinterdreingekommen als „vorhergegangen" sind. Hier liegt, meine ich, eine Konfusion seitens Liebig's vor, und wo ein so bedeutender, auch um die Geschichte der Wissenschaft verdienter Mann irrt, werden wir voraussetzen dürfen, dass nur aus der feinsten Analyse wahres Verständnis hervorgehen kann. Und zwar ist dieses Verständnis um so unentbehrlicher, als wir erst aus ihm die Bedeutung des G e n i a l e n für die Wissenschaft und ihre Geschichte erkennen lernen. Das soll hier versucht werden.

Liebig schreibt: „eine Theorie, d. h. eine Idee"; er setzt also, wie man sieht, „Theorie" gleich „Idee", was eine erste Quelle

---

[1]) Kant sagt über das Experiment: „die Vernunft sieht nur das ein, was sie selbst nach ihrem Entwurfe hervorbringt, sie muss mit Prinzipien ihrer Urteile nach beständigen Gesetzen vorangehen und die Natur nötigen, auf ihre Fragen zu antworten." (Vorrede zur zweiten Ausgabe der *Kritik der reinen Vernunft.*)

des Irrtums ist. Das griechische Wort Idee — welches in eine moderne Sprache lebendig zu übertragen allerdings nie gelungen ist — bedeutet ausschliesslich ein mit den Augen Geschautes, eine Erscheinung, eine Gestalt; auch Plato versteht unter Idee so sehr die Quintessenz des Sichtbaren, dass ihm das einzelne Individuum zu blass erscheint, um für mehr als den Schatten einer wahren Idee gehalten zu werden.[1]) Theorie dagegen hiess schon im Anfang nicht das Anschauen, sondern das Zuschauen — ein gewaltiger Unterschied, der in der Folge immer zunahm, bis die Bedeutung einer willkürlichen, subjektiven Auffassung, eines künstlichen Zurechtlegens dem Wort „Theorie“ zu eigen geworden war. Theorie und Idee sind also nicht synonym. Als John Ray durch vieles Beobachten ein so klares Bild der Gesamtheit der blühenden Pflanzen erlangt hatte, dass er deutlich wahrnahm, sie bildeten zwei grosse Gruppen, hatte er eine Idee; dagegen als er seinen *Methodus plantarum* (1703) veröffentlichte, stellte er eine Theorie auf, und zwar eine Theorie, die weit hinter seiner Idee zurückblieb; denn hatte er auch die Bedeutung der Samenlappen als Wegweiser für die Systematik entdeckt, manches Andere (z. B. die Bedeutung der Blütenteile) war ihm entgangen, so dass der Mann, der die Gestaltung des Pflanzenreiches in ihren Hauptzügen bereits vollkommen richtig übersah, dennoch ein unhaltbares System entwarf: unsere Kenntnisse waren damals eben noch nicht eingehend genug, damit Ray‘s „Idee“ in einer „Theorie“ entsprechende Ausgestaltung hätte finden können. Bei der „Idee“ ist, wie man sieht, der Mensch selber noch ein Stück Natur; es spricht hier — wenn ich den Vergleich wagen darf — jene „Stimme des Blutes“, welche das Hauptthema der Erzählungen des Cervantes ausmacht; der Mensch erblickt Verhältnisse, über die er keine Rechenschaft geben kann, er ahnt Dinge, die er nicht im Stande wäre zu be-

---

[1]) Man glaubt, Plato‘s Ideen seien Abstraktionen; ganz im Gegenteil, für ihn sind sie allein das Konkrete, aus dem die Erscheinungen der empirischen Welt abstrahiert sind. Es ist das Paradoxon eines nach intensivster Anschauung sich sehnenden Geistes.

weisen.[1]) Das ist kein eigentliches Wissen; es ist der Widerschein eines transscendenten Zusammenhangs und ist darum auch eine unmittelbare, nicht eine dialektische Erfahrung. Die Deutung solcher Ahnungen wird immer sehr unsicher sein; auf objektive Gültigkeit können weder die Ahnungen noch ihre Deutungen Anspruch machen, sondern ihr Wert bleibt auf das Individuum beschränkt und hängt durchaus von dessen individueller Bedeutung ab. Hier ist es, wo das Geniale schöpferisch auftritt. Und ist unsere ganze germanische Wissenschaft eine Wissenschaft der treuen, peinlich genauen, durch und durch nüchternen Beobachtung, so ist sie zugleich eine Wissenschaft des Genialen. Überall „gehen die Ideen vorher“, da hat Liebig vollkommen Recht; wir sehen es ebenso deutlich bei Galilei wie bei Ray,[2]) bei Bichat wie bei Winckelmann, bei Colebrooke wie bei Immanuel Kant; nur muss man sich hüten, Idee und Theorie zu verwechseln; denn diese genialen Ideen sind durchaus keine Theorien. Die Theorie ist der Versuch, eine gewisse Erfahrungsmenge — oft, vielleicht immer mit Hilfe einer Idee gesammelt — so zu organisieren, dass dieser künstliche Organismus den Bedürfnissen des spezifischen Menschengeistes diene, ohne dass er den bekannten Thatsachen widerspreche oder Gewalt anthue. Man sieht sofort ein: der relative Wert einer Theorie wird stets in unmittelbarem Verhältnis zu der Anzahl der bekannten Thatsachen stehen, — was von der Idee durchaus nicht gilt, deren Wert vielmehr allein von der Bedeutung der einen Persönlichkeit abhängt. Leonardo da Vinci hat z. B. in Anlehnung an sehr wenige Thatsachen die Grundprinzipien der Geologie so genau richtig erfasst, dass erst das 19. Jahrhundert die nötige Erfahrung besass, um die Richtigkeit

---

[1]) Kant hat dafür einen prächtigen Ausdruck gefunden und nennt die Idee in dem Sinne, wie ich hier das Wort nehme, „eine inexponible Vorstellung der Einbildungskraft“ (*Kritik der Urteilskraft,* § 57, Anm. 1).

[2]) Dass bei Ray, dem Urheber rationeller Pflanzensystematik, das echt Geniale vorwog, beweist schon der eine Umstand, dass er auf dem weit entfernten und bis zu ihm gänzlich verwahrlosten Gebiet der Ichthyologie genau das selbe leistete. Hier ist Anschauungskraft die Göttergabe.

seiner Intuition wissenschaftlich (und das heisst theoretisch) darzuthun; er hat ebenfalls den Kreislauf des Blutes — nicht dargethan, im Einzelnen auch gewiss sich nicht richtig vorgestellt noch mechanisch begriffen — doch erraten, d. h. also, er hatte die Idee der Zirkulation, nicht die Theorie.

Auf die unvergleichliche Bedeutung des Genies für unsere ganze Kultur komme ich später in anderem Zusammenhang zurück; zu erklären giebt es da nichts; es genügt darauf hingewiesen zu haben.[1]) Hier aber, für das Verständnis unserer Wissenschaft, bleibt noch die eine Hauptfrage zu beantworten: wie entstehen Theorien? Und auch hier wieder hoffe ich, durch die Kritik eines bekannten Ausspruches Liebig's (in welchem eine weit verbreitete Ansicht zu Worte kommt) den richtigen Weg weisen zu können; wobei es sich herausstellen wird, dass unsere grossen wissenschaftlichen Theorien weder ohne das Genie denkbar sind, noch dem Genie allein ihre Ausgestaltung verdanken.

Der berühmte Chemiker schreibt: „Die künstlerischen Ideen wurzeln in der Phantasie, die wissenschaftlichen im Verstande.“[2]) Dieser kurze Satz wimmelt, wenn ich nicht irre, von psychologischen Ungenauigkeiten, doch hat für uns hier nur das Eine be-

---

[1]) Ich will nur den in philosophischen Dingen minder Bewanderten schon hier darauf aufmerksam machen, dass am Schlusse der Epoche, die uns in diesem Kapitel beschäftigt, diese Bedeutung des Genies erkannt und mit unvergleichlichem Tiefsinn analysiert ward: der grosse Kant hat nämlich als das spezifisch Unterscheidende des Genies das relative Vorwalten der „Natur“ (also gewissermassen des Ausser- und Übermenschlichen) im Gegensatz zu der „Überlegung“ (d. h. also zum beschränkt Logisch-Menschlichen) bestimmt (siehe namentlich die *Kritik der Urteilskraft*). Damit soll natürlich nicht gesagt sein, das geniale Individuum besitze weniger „Überlegung“, sondern vielmehr, dass bei ihm zu einem Maximum an logischer Denkkraft noch ein Anderes hinzukomme; dieses Andere ist gerade die Hefe, die den Teig des Wissens in die Höhe treibt.

[2]) Gleich dem früheren Citat aus der Rede über Francis Bacon vom Jahre 1863. Damit er Liebig nicht ungerecht beurteile, bitte ich den Leser, seinen ganz anders lautenden Ausspruch auf S. 732 wieder zu lesen. Den *lapsus calami* des grossen Naturforschers benutze ich hier nicht, weil ich ihn zurechtweisen will, sondern weil diese Polemik meiner eigenen These zu voller Deutlichkeit verhilft.

sonderes Interesse: die Phantasie soll angeblich der Kunst allein dienen, Wissenschaft käme also ohne Phantasie zu Stande; woraus dann die weitere — wirklich ungeheuerliche — Behauptung entsteht: „Kunst erfindet Thatsachen, Wissenschaft erklärt Thatsachen.“ Nie und nimmer e r k l ä r t Wissenschaft irgend etwas! Das Wort „erklären“ hat für sie keine Bedeutung, es wäre denn, man verstünde darunter ein blosses „klarer sichtbar machen“. Entschlüpft mir der Federhalter aus den Fingern, so fällt er zu Boden: das Gesetz der Gravitation ist eine Theorie, welche alle hierbei in Betracht kommenden Verhältnisse unübertrefflich schematisiert; doch was erklärt es? Hypostasiere ich die Anziehungskraft, so bin ich gerade so weit wie im ersten Buche Mosis,. Kap. I, Vers 1, d. h. ich stelle eine vollkommen undenkbare, unerklärbare Wesenheit als Erklärung hin. Sauerstoff und Wasserstoff verbinden sich zu Wasser; gut: welche Thatsache ist hier, die erklärende, welche die erklärte? Erklären Hydrogen und Oxygen Wasser? Oder werden sie durch Wasser erklärt? Man sieht, dieses Wort hat gerade in der Wissenschaft nicht den Schatten eines Sinnes. Bei verwickelteren Phänomenen leuchtet dies freilich nicht sofort ein, doch je tiefer die Analyse eindringt, um so mehr schwindet der Wahn, dass mit dem Erklären eine wirkliche Zunahme nicht bloss an Wissen, sondern auch an Erkenntnis stattgefunden habe. Sagt mir z. B. der Gärtner: „diese Pflanze sucht die Sonne“, so glaube ich zunächst, ebenso wie der Gärtner es glaubt, eine vollgültige „Erklärung“ zu besitzen. Meldet aber der Physiolog: starkes Licht hemmt das Wachstum, darum wächst die Pflanze schneller auf der Schattenseite und wendet sich in Folge dessen zur Sonne, zeigt er mir den Einfluss der Streckungsfähigkeit des betreffenden Pflanzenteils, der verschieden gebrochenen Strahlen u. s. w., kurz, deckt er den Mechanismus des Vorganges auf, und fasst er alle bekannten Thatsachen zu einer Theorie des „Heliotropismus“ zusammen, so empfinde ich, dass ich zwar enorm viel dazu gelernt habe, doch dass der Wahn einer „Erklärung“ bedeutend verblasst ist. Je deutlicher das Wie, um so verschwommener das Warum. Dass die Pflanze „die Sonne sucht“, hatte den Eindruck einer voll-

gültigen Erklärung gemacht, denn ich selber, ich Mensch, suche die Sonne; doch dass starke Beleuchtung die Zellteilung und damit die Verlängerung des Stengels auf der einen Seite hemmt und dadurch Biegung verursacht, ist eine neue Thatsache, die wieder treibt, Erläuterung aus ferneren Ursachen zu suchen, und meinen ursprünglichen naiven Anthropomorphismus so gründlich verscheucht, dass ich mich zu fragen beginne, durch welche mechanische Verkettung ich veranlasst werde, mich selber so gern zu sonnen. Auch hier wieder hat Goethe Recht: „Jede Lösung eines Problems ist ein neues Prohlem.“[1]) Und sind wir einst so weit, dass der Physiko-Chemiker das Problem des Heliotropismus in die Hand nimmt und das Ganze eine Berechnung und zuletzt eine algebraische Formel wird, dann wird diese Frage in das selbe Stadium getreten sein, wie schon heute die Gravitation, und Jeder wird auch hier erkennen, dass Wissenschaft nicht Thatsachen erklärt, sondern sie entdecken hilft und sie — möglichst naturgemäss, möglichst menschengerecht — schematisiert. Sollte dies Letztere, also das eigentliche Werk der Wissenschaft, wirklich (wie Liebig will) ohne die Mitwirkung der Phantasie möglich sein? Sollte das Schöpferische — und das ist, was wir Genie nennen — keinen notwendigen Anteil an dem Aufbau unserer Wissenschaft nehmen? Auf eine theoretische Diskussion brauchen wir uns gar nicht einzulassen, denn die Geschichte beweist das Gegenteil. Je exakter die Wissenschaft, um so mehr bedarf sie der Phantasie, und ganz ohne sie kommt keine fort. Wo findet man kühnere Gebilde der Phantasie als jene Atome und Moleküle, ohne die es keine Physik und keine Chemie gäbe? oder als jenen „physikalischen Scherwenzel und Hirngespinst“, wie Lichtenberg ihn nennt, den Äther, der zwar Materie ist (sonst nützte er für unsere Hypothesen nichts), dem aber die wesentlichsten Prädikate der Materie, wie da sind Ausdehnung und Undurchdringlichkeit, abgesprochen werden müssen (sonst nützte er ebenfalls nichts), eine wahre *„Wurzel aus minus eins!“* Ich möchte wirklich wissen, wo es eine Kunst giebt, die dermassen

---

[1]) Gespräch mit Kanzler von Müller, 8. Juni 1821.

„in der Phantasie wurzelt?“ Liebig sagt: die Kunst „erfindet Thatsachen“. Niemals thut sie das! Sie hat es gar nicht nötig; ausserdem würde man sie, wenn sie es thäte, nicht verstehen. Freilich verdichtet sie das Auseinanderliegende, fügt zusammen, was wir nur getrennt kennen, und scheidet aus, was an dem Wirklichen ihr im Wege ist; hierdurch gestaltet sie das Unübersichtliche und teilt sie Licht und Schatten nach Gutdünken aus, doch überschreitet sie nie die Grenze des der Vorstellung Vertrauten und des denkbar Möglichen; denn Kunst ist — im genauen Gegensatz zur Wissenschaft — eine Thätigkeit des Geistes, welche sich lediglich auf das rein Menschliche beschränkt: vom Menschen stammt sie, an Menschen wendet sie sich, das Menschliche allein ist ihr Feld.[1]) Ganz anders, wie wir gesehen haben, die Wissenschaft: diese geht darauf aus, die Natur zu erforschen, und die Natur ist nicht menschlich. Ja, wäre sie es, wie die Hellenen vorausgesetzt hatten! Doch die Erfahrung hat diese Voraussetzung Lügen gestraft. In der Wissenschaft wagt sich somit der Mensch an etwas heran, was zwar nicht unmenschlich ist, da er selber dazu gehört, doch aber zum grossen Teil ausser- und übermenschlich. Sobald er also ernstlich Natur erkennen und sich nicht mit dem Dogmatisieren *in usum Delphini* begnügen will, ist der Mensch gerade in der Wissenschaft, und vor allem in der Naturwissenschaft im engeren Sinne des Wortes, zu einer höchsten Anspannung seiner Phantasie genötigt, die unendlich erfindungsreich und biegsam und elastisch sein muss. Ich weiss es, die Behauptung widerspricht der allgemeinen Annahme: mich dünkt es aber eine sichere und beweisbare Thatsache, dass Philosophie und Wissenschaft höhere Ansprüche an die Phantasie stellen, als Poesie. Das rein schöpferische Element ist bei

---

[1]) Offenbar ist z. B. Landschafts- oder Tiermalerei niemals etwas Anderes als eine Darstellung von Landschaften oder Tieren, wie sie dem Menschen erscheinen; die kühnste Willkür eines Turner oder irgend eines allerneuesten Symbolisten kann nie etwas anderes sein als eine extravagante Behauptung menschlicher Autonomie. „Wenn Künstler von Natur sprechen, subintelligieren sie immer die Idee, ohne sich‘s deutlich bewusst zu sein“ (Goethe).

Männern wie Demokrit und Kant grösser als bei Homer und Shakespeare. Gerade deswegen bleibt ihr Werk nur äusserst Wenigen zugänglich. Freilich wurzelt diese wissenschaftliche Phantasie in den Thatsachen, das thut aber notgedrungen alle Phantasie;[1]) und die wissenschaftliche Phantasie ist gerade darum besonders reich, weil ihr ungeheuer viele Thatsachen zu Gebote stehen und weil ihr Repertorium von Thatsachen durch neue Entdeckungen unaufhörlich bereichert wird. Ich habe schon früher (S. 773) auf die Bedeutung neuer Entdeckungen als Nahrung und Anregung für die Phantasie kurz hingewiesen; diese Bedeutung reicht hinauf bis in die höchsten Regionen der Kultur, offenbart sich aber zunächst und vor allem in der Wissenschaft. Das wunderbare Aufblühen der Wissenschaft im 16. Jahrhundert — von dem Goethe geschrieben hat: „die Welt erlebt nicht leicht wieder eine solche Erscheinung“[2]) — leitet sich durchaus nicht aus der Erneuerung verfehlter hellenischer Dogmatik her, wie man uns das einreden möchte — vielmehr hat diese uns, wie in der Pflanzensystematik, so auch überall, nur irregeführt — sondern dieses plötzliche Aufblühen wird direkt durch die Entdeckungen angeregt, über die ich im vorigen Abschnitte sprach: Entdeckungen auf Erden, Entdeckungen am Himmel. Man lese nur die Briefe, in denen Galilei, zitternd vor Aufregung, über seine Entdeckung der Monde des Jupiter und des Ringes um Saturn berichtet, Gott dankend, dass er ihm „solche nie geahnte Wunder“ geoffenbart habe, und man wird sich eine Vorstellung machen, welche mächtige Wirkung das Neue auf die Phantasie ausübte und wie es zugleich antrieb, weiter zu suchen und das Gesuchte dem Verständnis näher zu führen. Zu welchen herrlichen Tollkühnheiten sich der Menschengeist in dieser berauschenden Atmosphäre einer neu entdeckten übermenschlichen Natur hinreissen liess, sahen

---

[1]) Siehe S. 192, 404 und 762.

[2]) *Geschichte der Farbenlehre,* Schluss der dritten Abteilung. Eine Behauptung, die Liebig gegenzeichnet: „nach diesem 16. Jahrhundert giebt es gar keines, welches reicher war an Männern von gleichem schöpferischen Geiste“ (*Augsburger Allg. Zeitung,* 1863, in den *Reden und Abhandlungen,* S. 272).

wir bei Besprechung der Mathematik. Ohne jene der Phantasie — doch wahrhaftig nicht der Beobachtung, nicht, wie Liebig will, den Thatsachen — entkeimten, absolut g e n i a l e n Einfälle wäre höhere Mathematik (damit zugleich die Physik des Himmels, des Lichtes, der Elektrizität, u. s. w.) unmöglich gewesen. Ähnlich aber überall, und zwar aus dem vorhin genannten einfachen Grunde, weil sonst diesem Aussermenschlichen gar nicht beizukommen wäre. Die Geschichte unserer Wissenschaften zwischen 1200 und 1800 ist eine ununterbrochene Reihe solcher grossartigen Einfälle der Phantasie. Das bedeutet das Walten des schöpferisch Genialen.

Ein Beispiel.

Wissenschaftliche Chemie war unmöglich (wie wir heute zurückblickend einsehen), solange der S a u e r s t o f f als Element nicht entdeckt war; denn es ist dies der wichtigste Körper unseres Planeten, derjenige, von dem sowohl die organischen wie die unorganischen Phänomene der tellurischen Natur ihre besondere Farbe erhalten. In Wasser, Luft und Felsen, in allem Verbrennen (vom einfachen, langsamen Oxydieren an bis zum flammenspeienden Feuer), in der Atmung aller lebenden Wesen. . . . . kurz, überall ist dieses Element am Werke. Gerade darum entzog es sich der unmittelbaren Beobachtung; denn die hervorstechende Eigenschaft des Sauerstoffes ist die Energie, mit der er sich mit anderen Elementen verbindet, mit anderen Worten, sich der Beobachtung als selbständiger Körper entzieht; auch wo er nicht an andere Stoffe chemisch gebunden, sondern frei vorkommt, wie z. B. in der Luft, wo er nur ein mechanisches Gemenge mit Stickstoff eingeht, ist es dem Unwissenden unmöglich, den Sauerstoff zu gewahren; denn nicht nur ist dieses Element (bei unseren Temperatur- und Druckverhältnissen) ein Gas, sondern es ist ein farbloses, geruchloses, geschmackloses Gas. Durch die blossen Sinne konnte dieser Körper also nicht gefunden werden. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts lebte nun in England einer jener dem Gilbert (S. 759) ähnlichen, echten Entdecker, Robert Boyle, der durch eine Schrift, betitelt *Chemista scepticus,* dem aristotelischen Vernünfteln und dem alchemisti-

schen Firlefanz auf dem Gebiete der Chemie den Garaus machte und zugleich ein doppeltes Beispiel gab: das nämlich der strengen Beobachtung und das der Gliederung und Sichtung des schon stark angewachsenen Beobachtungsstoffes durch die Einführung einer schöpferischen I d e e. Als Angebinde schenkte Boyle der jetzt erst entstehenden echten Chemie die neue Vorstellung der Elemente, eine weit kühnere als die alte empedokleische, eine mehr aus dem Geist des grossen Demokrit geborene. Diese Idee stützte sich damals auf keine Beobachtung; sie entsprang der Phantasie, wurde aber nunmehr die Quelle zahlloser Entdeckungen, die noch heute ihren Gang lange nicht beendet haben. Man sieht, welche Wege unsere Wissenschaft stets wandelt.[1]) Nun aber kommt erst das Beispiel, das ich im Sinne habe. Boyle‘s Idee hatte eine schnelle Vermehrung des Wissens bewirkt, Entdeckung hatte sich an Entdeckung gereiht, doch je mehr sich die Thatsachen häuften, um so konfuser wurde das Gesamtergebnis; wer wissen will, wie unmöglich Wissenschaft ist ohne Theorie, vertiefe sich in den Zustand der Chemie zu Beginn des 18. Jahrhunderts; er wird ein chinesisches Chaos finden. Wenn nun, wie Liebig meint, Wissenschaft es ohne Weiteres vermag, Thatsachen zu „erklären“, wenn der phantasielose „Verstand“ hierzu ausreicht, warum geschah das damals nicht? Waren Boyle selber und Hooke und Becher und die vielen anderen tüchtigen Thatsachensammler jener Zeit unverständige Leute? Gewiss nicht; doch Verstand und Beobachtung reichen allein nicht aus, und „Erklären“-Wollen ist ein Wahn; was wir Verständnis nennen, setzt immer einen schöpferischen Beitrag des Menschen voraus. Es kam also jetzt darauf an, aus Boyle‘s genialer Idee die theoretischen Konsequenzen zu ziehen, und das geschah durch einen fränkischen Arzt, einen Mann „von transscendental-spekulativer Denkweise“,[2]) durch

---

[1]) Es verdient Erwähnung, dass Boyle‘s ausserordentliche Beanlagung zu phantastischen Erfindungen in theologischen Schriften aus seiner Feder Ausdruck fand und auch sonst im täglichen Leben auffiel.

[2]) Diese Worte entnehme ich Hirschel‘s *Geschichte der Medizin,* 2. Ausg., S. 260; ich besitze eine Anzahl chemischer Bücher,

den ewig denkwürdigen Georg Ernst Stahl. Er war nicht Chemiker von Fach, er sah aber, was fehlte: ein Element! Konnte dessen Existenz nachgewiesen werden? Nein, damals nicht. Sollte ein kühner germanischer Geist deswegen zurückschrecken? Gottlob, nein! Also erfand Stahl aus eigener Machtvollkommenheit ein imaginäres Element und nannte es P h l o g i s t o n. Und jetzt war auf einmal Licht im Chaos; jetzt hatte der Germane den Zauberaberglauben in einer seiner letzten Vesten zerstört und die Salamander auf immer erdrosselt. Durch die Aufstellung eines rein mechanischen Gedankens waren nunmehr die Menschen befähigt, den Vorgang der Verbrennung sich richtig vorzustellen, d. h. jenes zweite x, den zweiten Brennpunkt zu finden, oder ihm mindestens nahe zu kommen, so dass sie beginnen konnten, die menschlich begreifliche Ellipse zu ziehen. „Die Phlogistontheorie gab der Entwickelung der wissenschaftlichen Chemie einen mächtigen Antrieb, denn nie zuvor war eine solche Anzahl chemischer Thatsachen als analoge Vorgänge zusammengefasst und in so klarer und einfacher Weise miteinander verknüpft worden.“[1]) Wenn das nicht ein Werk der Phantasie ist, haben Worte keinen Sinn mehr. Doch muss man zugleich beachten, dass hier mehr der theoretisierende Verstand als die Anschauung am Werke gewesen war. Boyle war ein geradezu fabelhaft feiner Beobachter gewesen; Stahl dagegen war zwar ein eminent scharfer erfindungsreicher Kopf, doch ein schlechter Beobachter. Der angedeutete Unterschied erhellt hier mit besonderer Deutlichkeit; denn diesem Einfall des Phlogistons — der das ganze 18. Jahrhundert beherrschte, der seinem Verkünder den Ehrentitel eines Begründers der wissenschaftlichen Chemie eintrug und in dessen Licht thatsächlich alle Fundamente zu unserer späteren, der Natur besser entsprechenden Theorie gelegt wurden — diesem Einfall lagen (neben der theoretischen Verwertung von Boyle‘s Idee) flagrant falsche Beobachtungen zu Grunde! Stahl meinte,

---

doch berichtet keines über Stahl‘s geistige Anlagen, dazu sind ihre Verfasser viel zu nüchterne Handwerker.

[1]) Roscoe und Schorlemmer: *Ausführliches Lehrbuch der Chemie,* 1877, I, 10.

die Verbrennung sei ein Zersetzungsvorgang; statt dessen ist sie ein Vereinigungsprozess. Dass bei Verbrennung eine Gewichtszunahme stattfindet, war aus verschiedenen Versuchen zu seiner Zeit schon bekannt; trotzdem nahm Stahl (der, wie gesagt, ein sehr unzuverlässiger Beobachter war und den besonderen Eigensinn des theoretisierenden Verstandesmenschen in hohem Grade besass) an, das Brennen bestehe in dem Entweichen des Phlogistons u. s. w. Als darum Priestley und Scheele den Sauerstoff aus gewissen Verbindungen endlich herausgelöst hatten, glaubten sie fest, das berühmte Phlogiston, auf das man seit Stahl‘s Zeit fahndete, in Händen zu halten. Doch bald zeigte Lavoisier, dass das gefundene Element, weit entfernt, die Eigenschaften des hypothetischen Phlogistons zu besitzen, genau entgegengesetzte aufweise! Der nunmehr entdeckte, der Beobachtung zugänglich gewordene Sauerstoff war eben etwas gänzlich Anderes, als was sich die menschliche Phantasie in ihrer Not vorgestellt hatte. Ohne die Phantasie kann der Mensch keine Verbindung zwischen den Phänomenen, keine Theorie, keine Wissenschaft herstellen, jedoch immer wieder erweist sich die menschliche Phantasie der Natur gegenüber als unzulänglich und andersgeartet, der Korrektur durch empirische Beobachtung bedürftig. Darum ist auch alle Theorie ein ewiges Provisorium, und Wissenschaft hört auf, sobald Dogmatik die Führung übernimmt.

Die Geschichte unserer Wissenschaft ist die Geschichte solcher Phlogistons. Die Philologie hat ihre „Arier“, ohne welche ihre grossartigen Leistungen im 19. Jahrhundert undenkbar gewesen wären.[1]) Goethe‘s Lehren von der Metamorphose im Pflanzenreiche und von den Homologien zwischen den Schädel- und den Wirbelknochen haben einen ungeheuer fördernden Einfluss auf die Vermehrung und auf die Ordnung des Wissens ausgeübt, doch hatte Schiller vollkommen Recht, als er den Kopf schüttelte und sagte: „Das ist keine Erfahrung (und er hätte hinzufügen können, auch keine Theorie), das ist eine Idee!“[2]) Und ebenso Recht hatte Schiller, als er hinzufügte: „Ihr Geist wirkt in einem ausserordentlichen Grade intuitiv, und alle ihre denkenden Kräfte

---

[1]) Vergl. S. 268 u. s. w.

[2]) Goethe: *Glückliches Ereignis,* bisweilen abgedruckt *Annalen,*

scheinen auf die Imagination, als ihre gemeinschaftliche Repräsentantin, gleichsam kompromittiert zu haben.“[1]) „Die mathematische Analyse“, sagt Carnot, „ist voller enigmatischer Annahmen, und aus diesen Enigmen schöpft sie ihre Kraft.“[2]) Von unserer Physik sagt ein Berufener, John Tyndall: „das mächtigste ihrer Werkzeuge ist die Phantasie.“[3]) In den Wissenschaften des Lebens schreiten heute eben so wie gestern, überall, wo wir bestrebt sind, neue Gebiete dem Verständnis aufzuschliessen und ungeordnete Thatsachen zu Wissen zu gestalten, phantasiebegabte, schöpferische Männer voran: Haeckel‘s Plastidüle, Wiesner‘s Plasomen, Weismann‘s Biophoren u. s. w. entspringen dem selben Bedürfnis wie Stahl‘s meisterliche Erfindung. Zwar ist die Phantasie dieser Männer durch die Fülle exakter Beobachtungen genährt und angeregt; reine Phantasie, für welche die Theorie der „Signaturen“ als Beispiel dienen kann, hat für die Wissenschaft die selbe Bedeutung wie für die Kunst das Gemälde eines Mannes, der die Technik des Malens nicht kennt; doch sind ihre hypothetischen Annahmen nicht Beobachtungen, also nicht Thatsachen, sondern Versuche, Thatsachen zu ordnen und neue Beobachtungen hervorzurufen. Das eklatanteste Phlogiston des 19. Jahrhunderts war ja nichts geringeres als Darwin‘s Theorie der natürlichen Zuchtwahl.

Vielleicht darf ich, um diese Ausführung zusammenfassend zu beschliessen, mich selbst citieren. Ich hatte einmal Gelegenheit, einen bestimmten naturwissenschaftlichen Gegenstand eingehend zu studieren, nämlich den aufsteigenden Saft der Pflanzen. Mit Interesse — untersuchte ich bei dieser Gelegenheit die geschichtliche Entwickelung unserer hierauf bezüglichen Kenntnisse und fand, dass nur drei

---

1794. Übrigens hat Goethe das selber später anerkannt und ist für die Schattenseiten seiner „Idee“ nicht blind geblieben. In dem „supplementaren Teil“ der *Nachträge zur Farbenlehre,* unter der Rubrik *Probleme,* findet man folgenden Ausspruch: „Die Idee der Metamorphose ist eine höchst ehrwürdige, aber zugleich höchst gefährliche Gabe von oben. Sie führt ins Formlose, zerstört das Wissen, löst es auf.“

[1]) *Brief an Goethe* vom 31. August 1794. Schiller setzt hinzu: „Im Grund ist dies das Höchste, was der Mensch aus sich machen kann, sobald es ihm gelingt, seine Anschauung zu generalisieren und seine Empfindung gesetzgebend zu machen.“

[2]) A. a. O., S. 27.

[3]) *On the scientific use of the imagination,* 1870.

Männer — Hales (1727), Dutrochet (1826) und Hofmeister (1857) — unsere Kenntnisse in Bezug auf diese Frage wirklich um je einen Schritt weiter gebracht haben, und zwar trotzdem es an fleissigen Arbeitern nicht gefehlt hat. Bei den drei seltenen Männern, sonst durchaus verschieden von einander, ist die Übereinstimmung folgender Charakteristika sehr auffallend: alle sind vortreffliche Beobachter, alle sind Männer von weitem Gesichtskreis und von hervorragend lebhafter, kühner Phantasie, alle sind als Theoretiker etwas einseitig und flüchtig. Mit Imagination hochbegabt, waren sie eben, wie Goethe, geneigt, ihren schöpferischen Ideen eine zu weit gehende Bedeutung zuzuschreiben, so Hales der Kapillarität, Dutrochet der Osmose, Hofmeister der Gewebespannung; die selbe Kraft der Phantasie, welche diese bedeutenden Männer befähigte, uns zu bereichern, hat sie also selber in einem gewissen Sinne eingeschränkt, so dass sie von Geistern, die ihnen durchaus untergeordnet waren, sich haben in dieser Beziehung zurechtweisen lassen müssen. „Solchen Männern“, schrieb ich, „verdanken wir alle wirklichen Fortschritte der Wissenschaft; denn, was man auch über ihre Theorien denken mag, sie haben nicht allein unsere Kenntnisse durch die Auffindung zahlreicher Thatsachen, sondern ebenfalls unsere Phantasie durch die Aufstellung neuer Ideen bereichert; die Theorien kommen und gehen, doch was die Phantasie einmal besitzt, ist unvergänglich.“ Es ergab sich aber für mich aus dieser Untersuchung ein zweites Ergebnis, grundsätzlich von noch grösserer Bedeutung: unsere Phantasie ist sehr beschränkt. Wenn man die Wissenschaften bis ins Altertum zurückverfolgt, fällt es auf, wie wenige neue Vorstellungen zu den nicht sehr zahlreichen alten im Laufe der Zeiten hinzugekommen sind; dabei lernt man einsehen, dass einzig und allein die Beobachtungder Natur unsere Phantasie bereichert, wogegen alles Denken der Welt kein Samenkörnchen hinzusteuert.[1])

Das Ziel unserer Wissenschaft

Noch ein letztes Wort.

---

[1]) Houston Stewart Chamberlain: *Recherches sur la Sève ascendante,* Neuchâtel, 1897, p. 11. Dass die Armut an „Ideen“ (wie auch er sie nennt) eine Hauptursache der Beschränktheit unseres Wissens sei, hebt schon Locke hervor (*Human Understanding,* Buch 4, Kap. 3, § 23).

Die Mathematiker — nie verlegene Leute, wie wir gesehen haben — belieben zu sagen: der Kreis ist eine Ellipse, in der beide Brennpunkte zusammenlaufen. Wird dieses Zusammenlaufen der Brennpunkte in unseren Wissenschaften jemals stattfinden? Ist es anzunehmen, dass menschliche Anschauung und Natur sich jemals genau decken werden, dass also unser Erkennen der Dinge absolute Erkenntnis sein wird? Was vorhergeht, zeigt, wie wahnwitzig eine derartige Voraussetzung ist; ich darf auch, dessen bin ich überzeugt, behaupten, kein einziger ernster Naturforscher unserer Tage hege sie, gewiss kein germanischer.[2]) Selbst dort, wo (wie das heute leider so häufig der Fall ist) die philosophische Ausbildung des Geistes zurückgeblieben ist, finden wir diese Einsicht, und vielleicht gewinnt sie gerade dadurch an Gewicht, dass sie ganz naiv zu Worte kommt. So z. B. machte einer der anerkannt bedeutendsten Naturforscher des 19. Jahrhunderts, Lord Kelvin, als er 1896 sein fünfzigjähriges Professorenjubiläum feierte, das denkwürdige Geständnis: „Ein einziges Wort fasst das Ergebnis alles dessen zusammen, was ich während 55 Jahre gethan habe, um die Wissenschaft zu fördern: dieses Wort ist Misserfolg. Ich weiss heutigen Tages nicht ein Jota mehr, was elektrische oder magnetische Kraft ist, wie Äther, Elektricität und wägbare Materie in ihrem Verhältnis zu einander zu denken sind, oder was wir uns unter chemischer Verwandtschaft vorstellen sollen, als dazumal, wo ich meinen ersten Vortrag hielt.“ Das ist das Wort eines ehrlichen, wahrheitsliebenden, echt germanischen Mannes, des selben Mannes, der uns die hypothetischen, undenkbaren Atome so nahe gebracht zu haben schien, indem er in einer gutgelaunten Stunde es unternommen hatte, sie der Länge und der Breite nach genau zu messen. Wäre er dazu ein klein bisschen Philosoph gewesen, so hätte er freilich nicht nötig gehabt, in so

---

[1]) Houston Stewart Chamberlain: *Recherches sur la Sève ascendante,* Neuchâtel, 1897, p. 11. Dass die Armut an „Ideen“ (wie auch er sie nennt) eine Hauptursache der Beschränktheit unseres Wissens sei, hebt schon Locke hervor (*Human Understanding,* Buch 4, Kap. 3, § 23).

[2]) Bei unseren vielen vortrefflichen jüdischen Gelehrten mag die Sache freilich anders liegen; denn wenn ein Volk während Jahrtausende, ohne jemals etwas gelernt zu haben, alles gewusst hat, ist es bitter, nunmehr mühsame und glänzende Studien zu machen, um schliesslich zugeben zu müssen, unser Wissen sei durch die menschliche Natur ewig und eng beschränkt. Nachsicht ist hier am Platze.

melancholischer Weise von Misserfolg zu sprechen; denn dann hätte er der Wissenschaft nicht ein gänzlich unerreichbares Ziel gesteckt, nämlich die ihr ewig verschlossene absolute Erkenntnis, welche im innersten Herzen wohl keimen mag, nie aber in Gestalt eines thatsächlichen, empirischen „Wissens“ wird in der Hand gehalten werden können; und so hätte er sich denn ohne Rückhalt über jene glänzende, freie Gestaltungskraft freuen können, die sich zu bethätigen begann im Augenblick, wo der Germane sich gegen die bleierne Gewalt des Völkerchaos auflehnte, die seither so reichen civilisatorischen Segen gebracht hat und die zu noch weit höheren Geschicken bestimmt ist.[1])

---

[1]) In diesem Zusammenhang möchte ich die besondere Aufmerksamkeit des Lesers auf den Umschwung der Anschauungen in Bezug auf das Wesen des Lebens lenken. Am Anfang des 19. Jahrhunderts hatte man die Kluft zwischen dem Organischen und dem Unorganischen, wenn nicht schon für ausgefüllt, so doch fast für überbrückt gehalten (S. 78); am Schlusse des Jahrhunderts gähnt sie — für alle Kundigen — weiter als jemals zuvor. Weit entfernt, dass wir im Stande wären, *Homunculi* auf chemischem Wege in unseren Laboratorien herzustellen, erfuhren wir zuerst (durch die Arbeiten der Pasteur, Tyndall u. s. w.), dass es nirgendswo *generatio spontanea* giebt, sondern alles Leben einzig durch Leben erzeugt wird; dann lehrte uns die feinere Anatomie (Virchow), dass jede Zelle eines Körpers nur aus einer schon vorhandenen Zelle entstehen kann; jetzt wissen wir (Wiesner), dass selbst die einfachsten organischen Gebilde der Zelle nicht durch die chemische Thätigkeit des Zelleninhaltes, sondern nur aus den gleichen organisierten Gebilden entstehen, z. B. ein Chlorohpyllkorn nur aus einem schon vorhandenen Chlorophyllkorn. Die G e s t a l t, nicht der Stoff ist das Grundprinzip alles Lebens. Und so musste denn der früher so kühne Herbert Spencer vor Kurzem als ehrlicher Forscher gestehen: „Die Theorie einer besonderen

Mit den Auseinandersetzungen dieses Abschnittes hoffe ich etwas Nützliches zum Verständnis der Geschichte unserer germanischen Wissenschaften und zu der genauen Beurteilung ihrer Erscheinungen im 19. Jahrhundert beigetragen zu haben. Wir sahen, dass Wissenschaft — nach unserer durchaus neuen und individuellen Auffassung — die menschliche Gestaltung eines Aussermenschlichen ist; wir stellten in einigen Hauptzügen und an der Hand einzelner Beispiele fest, wie diese Gestaltung bisher bei uns stattgefunden hat. Mehr kann man von einer „Notbrücke" nicht fordern.

3. Industrie (von der Einführung des Papieres bis zu Watt's Dampfmaschine).

Vergänglichkeit aller Civilisation

Wir betreten jetzt das Gebiet der Civilisation; hier kann ich und werde ich mich äusserst kurz fassen, denn das Verhältnis der Gegenwart zur Vergangenheit ist hier ein gänzlich anderes

---

Lebenskraft ist unzulässig, die physikalisch-chemische Theorie hat sich aber ebenfalls als unhaltbar erwiesen, woraus sich die Folgerung mit Notwendigkeit ergiebt, dass das Wesen des Lebens überhaupt unerforschlich ist" (Brief vom 12. Oktober 1898 in der Zeitschrift *Nature,* Bd. 58, S. 593). Auch hier hätte ein bisschen metaphysisches Denken den schmerzlichen Rückzug erspart. In dem Sinne, wie Spencer es hier meint, ist überhaupt die gesamte empirische Welt unerforschlich. Das Mysterium erscheint nur darum beim Leben in so besonders schlagender Gestalt, weil gerade das L e b e n das einzige ist, was wir aus unmittelbarer Erfahrung selber wissen. Kraft des Lebens treten wir an das Problem des Lebens heran und müssen nun bekennen, dass die Katze sich zwar in die Spitze des Schwanzes beissen kann (falls dieser lang genug ist), aber mehr nicht; sie kann sich nicht selber aufessen und verdauen. Welchen stolzen Flug wird unsere Wissenschaft an dem Tage nehmen, wo der letzte Rest semitischen Erkenntniswahnes von ihr abgestreift sein wird, und sie zur reinen, intensiven Anschauung, verbunden mit der freien, bewusstmenschlichen Gestaltung übergeht. Dann wahrlich „wird der Mensch durch den Menschen in das Tageslicht des Lebens eingetreten sein"! (Vgl. mein *Immanuel Kant,* 5. Vortrag, „Plato".)

als bei Wissen und Kultur. Bei der Besprechung des Wissens habe ich Boden aufbrechen und Grundlagen im Interesse des Verständnisses des 19. Jahrhunderts vorbereiten müssen; denn unser heutiges Wissen hängt mit der Arbeit der vorangegangenen sechs Jahrhunderte so eng zusammen, entwächst ihr so genau bedingt, dass sich die Gegenwart nur im Zusammenhang mit der Vergangenheit dem Urteil erschliesst; ausserdem waltet dort ein Genius der Ewigkeit: der Wissensstoff wird niemals „überwunden“, nie können Entdeckungen rückgängig gemacht werden, ein Columbus steht dem Bewusstsein unseres Jahrhunderts näher als dem seines eigenen, und auch die Wissenschaft enthält, wie wir gesehen haben, Elemente, die an Unsterblichkeit mit den vollendetsten Gebilden der Kunst wetteifern; dort l e b t also das Vergangene als Gegenwärtiges weiter. Von der Civilisation kann man das selbe nicht behaupten. Natürlich schliesst sich auch hier Glied an Glied, doch tragen die früheren Zeiten die jetzige nur mechanisch, gleichwie bei den Korallenpolypen die abgestorbenen verkalkten Geschlechter den neuen als Unterlage dienen. Zwar ist auch hier das Verhältnis der Vergangenheit zur Gegenwart akademisch von höchstem Interesse, auch kann dessen Erforschung belehrend wirken; doch bleibt in der Praxis das öffentliche Leben stets eine ausschliesslich „gegenwärtige“ Erscheinung: die Lehren der Vergangenheit sind dunkel, widerspruchsvoll, unanwendbar; der Zukunft wird ebenfalls wenig gedacht. Eine neue Maschine vertilgt die früheren, ein neues Gesetz hebt das bisherige auf; hier gebietet der Augenblick mit seiner Not und die Hast des kurzlebenden Einzelnen. So z. B. in der Politik. In der Betrachtung über „den Kampf im Staate“ entdeckten wir gewisse grosse Unterströmungen, die heute wie vor tausend Jahren am Werke sind; darin bethätigen sich allgemeine Rassenverhältnisse, physische Grundthatsachen, welche in dem Wellenkampf des Lebens das Licht vielfältig brechen und darum vielfarbig in die Erscheinung treten, nichtsdestoweniger aber aufmerksamen Beobachtern in ihrer dauernden, organischen Einheit erkennbar sind; nehmen wir aber die eigentliche P o l i t i k, so finden wir ein Chaos von sich durchkreuzen-

den und durchquerenden Ereignissen, in denen der Zufall, das Unberechnete, das Unvorhergesehene, das Inkonsequente massgebend sind, in denen der Rückprall aus einer geographischen Entdeckung, die Erfindung eines Webstuhles, das Aufdecken eines Steinkohlenlagers, die Waffenthat eines genialen Feldherrn, die Dazwischenkunft eines mächtigen Staatsmannes, die Geburt eines schwachen oder starken Monarchen alles in Jahrhunderten Errungene zerstört oder aber alles an Andere Verlorene in einem einzigen Tage zurückerobert. Weil die Byzantiner sich schlecht gegen die Türken verteidigen, geht die mächtige Handelsrepublik Venedig zu Grunde; weil der Papst die Portugiesen von den westlichen Meeren ausgeschlossen, entdecken sie die Ostroute, und in Folge dessen blüht Lissabon plötzlich auf; Österreich geht dem Deutschtum verloren, Böhmen büsst auf immer seine Nationalbedeutung ein, weil eine geistige und moralische Nullität, Ferdinand II., von Kindheit auf in den Händen einiger ausländischer Jesuiten steht; Karl XII. schiesst wie ein Komet durch die Geschichte, stirbt mit 35 Jahren, und doch hat sein unverhofftes Auftreten eingreifend auf die Karte Europa's und die Geschichte des Protestantismus gewirkt; was die Gottesgeissel Napoleon Bonaparte geträumt hatte — die Welt umzugestalten — vollbringt in weit gründlicherer Weise der einfache, ehrliche James Watt, der das Patent auf seine Dampfmaschine in dem selben Jahre nimmt (1769), in welchem jener Condottiere das Licht der Welt erblickte. . . . . . Und inzwischen besteht die eigentliche Politik aus einem ewigen Anpassen, aus einem ewigen Ausklügeln von Kompromissen zwischen dem Notwendigen und dem Zufälligen, zwischen dem was gestern war und dem was morgen wird sein müssen. „Demütigend für die Politik ist alle Geschichte; denn das Grösste führen die Umstände herbei“, bezeugt der verehrungswürdige Historiker Johannes von Müller.[1]) Sie hindert das Neue, so lange es geht, und fördert es, sobald der Strom ihren eigenen Widerstand gebrochen hat; sie feilscht um

---

[1]) *Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichte,* Buch 14, Kap. 21.

Vorteile mit dem Nachbarn, beraubt ihn, wenn er schwach wird, kriecht vor ihm, wenn er erstarkt. Von ihr beraten, belehnt der mächtige Fürst die Grossen, auf dass sie ihn zum König oder Kaiser erwählen, und fördert nachher die Bürger, damit diese ihm gegen den Adel, der ihm auf den Thron half, beistehen; die Bürger sind königstreu, weil sie hierdurch aus der Tyrannei eines einzig auf Ausbeutung bedachten Adels erlöst werden, doch wird der Monarch Tyrann, sobald keine mächtigen Geschlechter mehr da sind, um ihn im Zaume zu halten, und das Volk erwacht unfreier als ehedem; darum empört es sich, enthauptet seinen König und vertreibt dessen Angehörige; allein jetzt regt sich vertausendfacht der Ehrgeiz zu herrschen, und mit bleierner Unduldsamkeit erhebt die dumme „Mehrzahl“ ihren Willen zum Gesetz. Überall die Herrschaft des Augenblicks, d. h. der augenblicklichen Not, des augenblicklichen Interesses, der augenblicklichen Möglichkeit, und in Folge dessen ein reiches Nacheinander ganz verschiedener Zustände, die zwar genetisch zu einander gehören und vom Historiker in ihrer Reihenfolge vor unseren Augen aufgerollt werden können, doch so, dass die eine Gegenwart die andere vernichtet, wie die Raupe das Ei, die Puppe die Raupe, der Schmetterling die Puppe; der Schmetterling wiederum stirbt, indem er Eier legt, so dass die Geschichte von Neuem anheben kann.

> O weh! hinweg! und lasst mir jene Streite
> Von Tyrannei und Sklaverei bei Seite!
> Mich langeweilt‘s: denn kaum ist‘s abgethan,
> So fangen sie von vorne wieder an.

Und was hier von der Politik gezeigt wird, gilt genau im selben Masse von dem gesamten gewerblichen und wirtschaftlichen Leben. Einer der fleissigsten heutigen Bearbeiter dieses weiten Gebietes, Dr. Cunningham, macht wiederholt darauf aufmerksam, wie schwer es für uns sei — er nennt es an einer Stelle „hoffnungslos“[1]) — die ökonomischen Zustände vergangener Jahr-

---

[1]) *The growth of English industry and commerce during the early and middle Ages,* 3d ed., p. 97.

hunderte und namentlich die darauf bezüglichen Vorstellungen, wie sie unseren Ahnen vorschwebten und ihre Handlungen und gesetzlichen Massregeln bestimmten, wirklich zu verstehen. Civilisation, das blosse Gewand des Menschen, ist eben ein so durchaus vergängliches Ding, dass es spurlos dahin schwindet; wenn auch die Töpfe und Ohrgehänge und dergleichen mehr als Zierde unserer Museen und allerhand Kontrakte und Wechselbriefe und Diplome in dem Staube unserer Archive aufbewahrt bleiben, das Lebendige daran ist dahin und kehrt nicht wieder. Wer sich mit dem Studium dieser Verhältnisse nie abgegeben hat, ahnt auch nicht, wie schnell ein Zustand den andern verdrängt. Wir hören von einem Mittelalter reden und glauben, das sei eine grosse einheitliche tausendjährige Epoche, zwar durch Kriege in ewiger Gährung gehalten, doch ziemlich stabil, was Ideen und soziale Zustände betrifft; dann sei die Renaissance gekommen, und daraus habe sich nach und nach der heutige Tag entwickelt: dagegen hat es in Wirklichkeit seit dem Augenblick, wo der Germane die Weltbühne betrat, und namentlich seit jenem, wo er in Europa der massgebende Faktor geworden war, nie einen Moment Ruhe auf wirtschaftlichem Gebiete gegeben; jedes Jahrhundert zeigt ein eigenes Gesicht und es kommt manchmal vor — z. B. zwischen dem 13. und dem 14. Jahrhundert — dass ein einziges Säculum noch tiefer greifende Umwälzungen der ökonomischen Zustände aufweist, als diejenigen, welche das Ende des 19. vom Ende des 18. Jahrhunderts wie durch eine gähnende Kluft scheiden. Ich hatte einmal Gelegenheit, mich mit dem Leben in jenem herrlichen 14. Jahrhundert eingehend zu beschäftigen; es geschah nicht vom Standpunkte des pragmatisierenden Historikers aus, sondern lediglich, um ein recht lebhaftes Bild jener energischen Zeit, in welcher Bürgertum und Freiheit so prächtig aufblühten, zu erlangen; dabei fiel mir das eine sehr auf: dass die grossen Männer dieses stürmisch vorwärts drängenden Jahrhunderts, des Jahrhunderts „des kühn-verwegenen Fortschrittes“[1]) — ein Jacob von Artevelde, ein Cola Rienzi, ein John

---

[1]) Lamprecht: *Deutsches Städteleben am Schluss des Mittelalters,* 1884, S. 36.

Wyclif, ein Etienne Marcel — von ihren in den ererbten Vorstellungen des 13. Jahrhunderts erzogenen Zeitgenossen nicht verstanden wurden und daran zu Grunde gingen; sie hatten ihre Gedanken zu schnell in eine neue Form gekleidet. Ich glaube fast, die Hastigkeit, die uns als Kennzeichen des heutigen Tages so auffällt, war uns immer zu eigen; wir haben uns nie Zeit gelassen, uns auszuleben: die Verteilung des Vermögens, das Verhältnis der Klassen zu einander, sowie überhaupt alles, was das öffentliche Leben der Gesellschaft ausmacht, bleibt bei uns in einem beständigen Hin- und Herschaukeln befangen. Im Verhältnis zur Wirtschaft ist sogar die Politik noch dauerhaft; denn die grossen dynastischen Interessen, später die Interessen der Völker bilden doch einen gewichtigen Ballast, während Handel, Städteleben, der relative Wert des Landbaues, das Auftreten und Verschwinden des Proletariats, die Concentrierung und die Verteilung der vorhandenen Kapitalien u. s. w. fast lediglich der Wirkung der in meiner Allgemeinen Einleitung genannten „anonymen Mächte“ unterliegen. Aus allen diesen Erwägungen erhellt, dass vergangene Civilisation kaum in irgend einer Beziehung als eine noch lebende „Grundlage“ der Gegenwart zu betrachten ist.

Autonomie unserer neuen Industrie

Was nun speziell die Industrie anbelangt, so ist es klar, dass sie nicht allein in ihren Existenzbedingungen von den Launen der proteusartigen Wirtschaft und der flatterhaften Politik betroffen, sondern dass ihre Möglichkeit und besondere Art in erster Reihe von dem Zustand unseres Wissens bedingt wird. Hier enthält also die Gleichung — wie der Mathematiker sagen würde — zwei veränderliche Faktoren, von denen der eine (die Wirtschaft) nach jeder Richtung schwankt, der andere (das Wissen) zwar nur in einer bestimmten Richtung, doch mit wechselnder Geschwindigkeit wächst. Man sieht, es handelt sich bei der Industrie um ein gar bewegliches Ding, dem oft — wie heute — ein verzehrendes, doch stets ein unsicheres, unbeständiges Leben innewohnt. Zwar kann es sich ereignen, dass die Industrie mit grosser Gewalt auf Leben und Politik einwirkt — man denke nur an Dampf und Elektricität — trotzdem ist sie keine eigentlich selbständige, sondern nur eine abgeleitete Erscheinung, welche aus den Bedürf-

nissen der Gesellschaft einerseits, aus den Fähigkeiten der Wissenschaft andrerseits hervorwächst. Darum sind ihre verschiedenen Etappen kaum oder gar nicht organisch miteinander verbunden, denn eine neue Industrie entwächst nur selten einer alten, sondern sie wird durch neue Bedürfnisse und durch neue Entdeckungen ins Leben gerufen. Vollends im 19. Jahrhundert waltete eine ganz und gar neue Industrie, die, als eine der grossen, neuen „Kräfte“ (siehe S. 21), der Civilisation dieses Jahrhunderts ihr besonderes, individuelles Gepräge verlieh und auf weite Gebiete des Lebens — wie vielleicht keine frühere Industrie — von Grund aus umgestaltend einwirkte. Diese Industrie wird im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts ersonnen und tritt erst im 19. Säculum ins Leben ein; was früher bestand, schwindet wie vor einem Zauberstabe und hat also für uns — ich wiederhole es — nur akademisches Interesse. Allerdings wird der Wissbegierige die Idee der Dampfmaschine auch in früheren Zeiten auffinden, wobei er nicht wie üblich allein auf den hundert Jahre vor Watt lebenden Papin und auf den genau zweitausend Jahre vor Papin lebenden Hero von Alexandrien den Blick richten wird, sondern namentlich auf jenen unbegreiflichen Wundermann Leonardo da Vinci, der hier wie anderwärts seiner tief in Kirchenkonzilien und Inquisitionsgerichten steckenden Zeit mit Riesenschritten vorausgeeilt war: Leonardo hat uns die genaue Zeichnung einer durch Dampfkraft getriebenen mächtigen Kanone hinterlassen, und er hat sich ausserdem namentlich noch mit zwei Problemen beschäftigt: wie man Dampfkraft zur Fortbewegung der Schiffe und wie man sie zum Pumpen des Wassers verwenden könnte — gerade die zwei Gegenstände, bei denen die Lösung drei Jahrhunderte später, als erste Anwendung der Dampfkraft, gelang. Doch waren weder seine Zeit und ihre Bedürfnisse und politischen Zustände, noch die damalige Wissenschaft und ihre Mittel genügend entwickelt, um diese genialen Eingebungen in die Praxis überführen zu können. Als der günstige Augenblick kam, waren Leonardo‘s Gedanken und Versuche inzwischen längst der Vergessenheit anheimgefallen und sind erst vor wenigen Jahren von Neuem ans Tageslicht gebracht worden. Die Anwendung des

Dampfes, wie wir sie heute erleben, ist ein ganz Neues, dessen Besprechung zum 19. Jahrhundert gehört, da wir uns hier ebenso wie im bisherigen Verlauf dieses ganzen Buches hüten wollen, unser Denken und Urteilen durch künstliche Zeiteinteilungen befangen zu lassen. Das Gesagte gilt aber nicht allein von der durch den Dampf bewirkten Umgestaltung — sowie natürlich in noch höherem Grade von der Elektricität, zu deren industrieller Verwertung es vor hundert Jahren nicht einmal Ansätze gab — sondern ebenfalls von dem Gebiete jener grossen, ausschlaggebenden Industrien, welche die Bekleidung der Menschen besorgen und in Folge dessen auf diesem Felde etwa das bedeuten, was in der Agrikultur der Bau des Kornes. Die Methoden des Spinnens, des Webens und des Nähens haben eine völlige Umwandlung erlitten, deren entscheidende Schritte ebenfalls erst am Schluss des 18. Jahrhunderts beginnen. Hargreaves patentiert seine Spinnmaschine 1770, Arkwright die seinige fast im selben Augenblicke, der grosse Idealist Samuel Crompton schenkte der Welt die vollkommene Spinnmaschine (die sogenannte *Mule*) etwa zehn Jahre später; Jacquard‘s Webstuhl ward erst 1801 fertiggestellt; die erste praktisch brauchbare Nähmaschine (diejenige Thimonnier‘s) liess — trotz Versuchen, die am Schlusse des 18. Jahrhunderts begannen — noch volle dreissig Jahre länger auf sich warten.[1]) Auch hier fehlt es natürlich nicht an vorangegangenen Ideen und Versuchen, und zwar treffen wir wieder in erster Reihe auf den grossen Leonardo, der eine Spinnmaschine erfand, welche die ruhmreichsten Einfälle der späteren Zeit schon alle enthielt, so dass sie „unseren heutigen Spindelkonstruktionen vollkommen ebenbürtig gegenübersteht“, und der sich ausserdem mit der Konstruktion von Webstühlen,

---

[1]) Eine wirklich praktische, umfassende Geschichte der Industrie habe ich in keiner Sprache ausfindig machen können; man muss aus fünfzig verschiedenen Specialschriften die Daten mühsam zusammensuchen und kann froh sein, wenn man überhaupt etwas findet, denn die Industriellen leben ganz in der Gegenwart und kümmern sich blutwenig um Geschichte. Für den zuletzt erwähnten Gegenstand vergleiche man jedoch Hermann Grothe: *Bilder und Studien zur Geschichte vom Spinnen, Weben, Nähen* (1875).

Tuchschermaschinen u. s. w. abgab.[1]) Doch blieb dies alles auf unsere Zeit einflusslos und gehört folglich nicht hierher. Und noch eine Thatsache darf nicht unbeachtet bleiben: dass nämlich noch heute auf einem überwiegend grossen Teil der Welt gesponnen und gewoben wird, wie vor Jahrhunderten; gerade in diesen Dingen ist der Mensch zäh konservativ;[2]) nimmt er aber das Neue an, so geschieht es — wie dessen Erfindung — auf einen Sprung.

Das Papier

Innerhalb des Rahmens dieses ersten Buches bleibt also wenig über Industrie zu sagen. Doch ist dieses Wenige nicht bedeutungslos. Genau so, wie unsere Wissenschaft eine „mathematische“ genannt werden kann, so besitzt auch unsere Civilisation von Anfang an einen bestimmten Charakter, oder, wenn man will, eine bestimmte Physiognomie; und zwar ist es eine Industrie, was an jenem entscheidenden Wendepunkt des 12. bis 13. Jahrhunderts unserer Civilisation dieses besondere Gepräge verlieh, das in der Folge dann immer weitere Ausbildung erfuhr: unsere Civilisation ist eine p a p i e r n e.

Es ist falsch und darum für das historische Urteil irreführend, wenn man, wie das gewöhnlich geschieht, die Erfindung des Buchdruckes als den Beginn eines neuen Zeitalters hinstellt. Zunächst muss gegen eine derartige Behauptung erinnert werden, dass der lebendige Quell eines neuen Zeitalters nicht aus dieser oder jener Erfindung, sondern in den Herzen bestimmter Menschen fliesst; sobald der Germane begann, selbständige Staaten zu gründen und das Joch des römisch-theokratischen Imperiums abzuschütteln, da begann auch ein neues Zeitalter; ich habe das ausführlich gezeigt und brauche nicht darauf zurückzukommen. Wer mit Janssen meint, es sei der Buchdruck, der „den Geist beflügelt habe“, erkläre doch gefälligst, warum dem Chinesen noch keine Flügel angewachsen sind? Und wer mit Janssen die kühne These ver-

---

[1]) Grothe: a. a. O., S. 21 und für Ausführlicheres, Grothe: *Leonardo da Vinci als Ingenieur,* 1874, S. 80 fg. Leonardo war überhaupt unerschöpflich in der Erfindung von Mechanismen, wovon man sich in dem zuletzt genannten Werke überzeugen kann.

[2]) Grothe: *Bilder und Studien,* S. 27.

ficht, diese „den Geist beflügelnde“ Erfindung, sowie überhaupt die „Entfaltung des geistigen Lebens“ vom 14. Jahrhundert ab, sei einzig und allein der römisch-katholischen Lehre von der Verdienstlichkeit der guten Werke zuzuschreiben, der sei doch so gut zu erklären, warum der Hellene, der weder Buchdruck noch Werkheiligkeit kannte, es dennoch vermochte, auf Flügeln des Gesanges und der gestaltenden Weltanschauung so hoch sich hinaufzuschwingen, dass es uns erst mühsam und spät (und erst nach Abwerfung der römischen Fesseln) gelang, eine vergleichbare Höhe zu erreichen.[1]) Lassen wir also diese dummen Phrasen. Doch auch auf dem Gebiet einer konkreten und wahrhaftigen Geschichtsbetrachtung wird die Einsicht in den historischen Gang unserer Civilisation durch die einseitige Betonung der Erfindung des Druckes verdunkelt. Die Idee des Druckes ist eine uralte; jeder Stempel, jede Münze geht aus ihr hervor; das älteste Exemplar der gotischen Bibelübersetzung, der sogenannte *Codex argenteus,* ist mit Hilfe glühender Metalltypen auf Pergament „gedruckt“; entscheidend — weil unterscheidend — ist nur die Art und Weise, wie die Germanen dazu kamen, gegossene, zusammenstellbare Lettern und damit den praktischen Buchdruck zu erfinden, und dies hängt wiederum mit ihrer Wertschätzung des Papiers zusammen. Denn der Buchdruck entsteht als Verwendung des Papiers. Sobald das Papier — d. h. also ein brauchbarer, billiger Stoff zur Vervielfältigung — da ist, fangen an hundert Orten (in den Niederlanden, in Deutschland, in Italien, in Frankreich) die fleissigen, findigen Germanen an, nach einer praktischen Lösung des alten Problems, wie man Bücher mechanisch drucken könne, zu fahnden. Es verlohnt sich, das, was hier

---

[1]) Vergl. Janssen: *Geschichte des deutschen Volkes,* 16. Aufl., I, 3 und 8. Diese fleissige und darum nützliche Zusammenstellung wird wirklich übermässig gepriesen; im Grunde genommen ist sie ein sechsbändiges Tendenzpamphlet, welches weder durch Treue noch durch Tiefe es verdient hätte, ein Hausbuch zu werden. Der deutsche Katholik hat ebensowenig wie irgend ein anderer Deutscher Grund, die Wahrheit zu fürchten; Janssen‘s Methode ist aber die systematische Entstellung der Wahrheit und die planmässige Besudelung der besten Regungen des deutschen Geistes.

vorging, genauer in Augenschein zu nehmen, namentlich da Kompendien und Lexika über die früheste Geschichte unseres Papiers noch sehr schlecht informiert sind. Erst durch die Arbeiten von Josef Karabacek und Julius Wiesner ist nämlich volle Klarheit in diese Sache gekommen, und zwar mit dem Ergebnis, dass hier eines der interessantesten Kapitel zu der Erkenntnis germanischer Eigenart vorliegt.[1])

Auf die Idee, eine billige, handliche, allgemein verwendbare Unterlage für die Schrift herzustellen (an Stelle des kostspieligen Pergamentes, der noch kostspieligeren Seide, des verhältnismässig seltenen Papyrus, der assyrischen Schreibziegel u. s. w.) scheinen jene emsigen Utilitarier, die Chinesen, zuerst verfallen zu sein; doch entspricht die Behauptung. sie hätten „das Papier erfunden“, nur teilweise den Thatsachen. Die Chinesen, die selber einen dem unsrigen durchaus ähnlichen Papyrus benutzten,[2]) und seine Nachteile kannten, verfielen darauf, aus geeigneten Pflanzenfasern auf künstlichem Wege ein dem Papier analoges Schreibmaterial herzustellen: das ist ihr Beitrag zur Erfindung des

---

[1]) Vergl. Karabacek: *Das Arabische Papier, eine historisch-antiquarische Untersuchung,* Wien 1887 und Wiesner: *Die mikroskopische Untersuchung des Papiers mit besonderer Berücksichtigung der ältesten orientalischen und europäischen Papiere,* Wien 1887. Die beiden Gelehrten haben zusammen, jeder in seinem Fache, diese Untersuchung geführt, so dass ihre Arbeiten, wenn auch getrennt erschienen, sich gegenseitig ergänzen und zusammen ein Ganzes bilden. Von entscheidender Wichtigkeit ist die Feststellung, dass Papier aus B a u m w o l l e nirgends vorkommt, sondern die ältesten Stücke arabischer Manufaktur aus Hadern (von Lein oder Hanf) gemacht sind, so dass dem Germanen (im Gegensatz zur bisherigen Annahme) nicht einmal der bescheidene Einfall, Leinen an Stelle von Baumwolle zu gebrauchen, zu eigen bleibt. Die Einzelheiten in meinen folgenden Ausführungen sind zum grossen Teil diesen zwei Schriften entnommen.

[2]) Der Papyrus der Chinesen ist das dünngeschnittene Markgewebe einer *Aralia,* wie der Papyrus der Alten das dünngeschnittene Markgewebe des *Cyperus Papyrus* war. Der Gebrauch davon hat sich in China für das Malen mit Wasserfarben u. s. w. noch bis heute erhalten. Für Einzelheiten vergleiche man Wiesner: *Die Rohstoffe des Pflanzenreiches,* 1873, S. 458 fg. (Neue erweiterte Ausgabe, 1902, II, 429—463.)

Papieres. Chinesische Kriegsgefangene brachten nun (etwa im 7. Jahrhundert?) diese Industrie nach Samarkand, einer Stadt, die dem arabischen Khalifat unterstand und meist von fast unabhängigen türkischen Fürsten regiert wurde, deren Einwohnerschaft aber damals zum überwiegenden Teil aus persischen Iraniern bestand. Die Iranier — unsere indoeuropäischen Vettern — fassten die unbeholfenen chinesischen Versuche mit dem höheren Verständnis einer ungleich reicheren und phantasievolleren Begabung auf und verwandelten sie gänzlich, indem sie „fast sofort“ die Bereitung des Papieres aus Hadern oder Lumpen erfanden — ein so auffallender Vorgang (namentlich wenn man bedenkt, dass die Chinesen bis zum heutigen Tage nicht weiter gekommen sind!), dass Prof. Karabacek wohl berechtigt ist auszurufen: „ein Sieg des fremden Ingeniums über die Erfindungsgabe der Chinesen!“ Das ist also die erste Etappe: ein indoeuropäisches Volk, angeregt durch das praktische, doch sehr beschränkte Geschick der Chinesen, erfindet „fast sofort“ das Papier; Samarkand wird auf längere Zeit die Metropole der Papierfabrikation. — Nun folgt die zweite und ebenso lehrreiche Etappe. Im Jahre 795 liess Harûn-al-Raschîd (der Zeitgenosse Karl‘s des Grossen) Arbeiter aus Samarkand kommen und eine Papierfabrik in Bagdad errichten. Die Zubereitung wurde als Staatsgeheimnis bewahrt; doch überall, wohin Araber kamen, begleitete sie das Papier, namentlich auch nach dem maurischen Spanien, jenem Lande, wo die Juden so lange das grosse Wort führten und wo nachgewiesenermassen Papier seit Anfang des 10. Jahrhunderts im Gebrauch stand. Dagegen gelangte fast gar kein Papier nach dem germanischen Europa, und wenn auch, dann nur als geheimnisvoller Stoff unbekannter Herkunft. Das dauerte bis in das 13. Jahrhundert. Fast ein halbes Jahrtausend haben also die Semiten und Halbsemiten das Monopol des Papieres gehabt, Zeit genug, wenn sie ein Fünkchen Erfindungskraft besessen, wenn sie nur die geringste Sehnsucht nach geistigen Thaten gekannt hätten, um diese herrliche Waffe des Geistes zu einer Macht auszubilden. Und was haben sie in diesem Zeitraum — der eine grössere Frist umspannt als von Gutenberg bis heute — damit geleistet? Nichts,

rein gar nichts. Nur Schuldscheine haben sie darauf anzubringen gewusst, und ausserdem etliche hundert öde, langweilige, geisttötende Bücher: die Erfindung des Iraniers zur Verballhornung der Gedanken des Hellenen in erlogener Gelehrsamkeit dienend!. — Doch nun folgte die dritte Etappe. Im Verlauf der Kreuzzüge wurde das mit so viel Geistesarmut gehütete Manufakturgeheimnis gelüftet; was der arme Iranier, zwischen Semiten, Tataren und Chinesen eingekeilt, erfunden, das übernahm jetzt der freie Germane. In den letzten Jahren des 12. Jahrhunderts gelangte die genaue Kunde, wie Papier zu bereiten sei, nach Europa; wie ein Lauffeuer verbreitete sich das neue Gewerbe durch alle Länder; in wenigen Jahren genügten schon die einfachen Geräte des Orients nicht mehr; eine Verbesserung folgte der anderen; im Jahre 1290 stand schon die erste regelrechte Papiermühle (in Ravensburg); kaum hundert Jahre dauerte es, bis der Holzdruck (auch ganzer Bücher) sich eingebürgert hatte, und in weiteren fünfzig Jahren war der Buchdruck mit beweglichen Typen schon im Gang. Und glaubt man wirklich, dieser Buchdruck habe erst unseren Geist „beflügelt"? Welcher Hohn auf die Thatsachen der Geschichte! Welche Verkennung des hohen Wertes germanischer Eigenart! Wir sehen doch, dass ganz im Gegenteil der beflügelte Geist es war, der die Erfindung des Buchdruckes geradezu erzwungen hat. Während die Chinesen es niemals über den schwerfälligen Holztafeldruck hinausbrachten (und dies erst nach vielleicht tausendjährigem Herumtappen), während die semitischen Völker das Papier so gut wie unbenutzt hatten liegen lassen, war im ganzen germanischen Europa und namentlich in seinem Mittelpunkt, Deutschland, „die Massenherstellung wohlfeiler Papierhandschriften" sofort ein Gewerbe geworden.[1]) Selbst Janssen meldet, dass man in Deutschland, lange ehe der Druck mit gegossenen Lettern begonnen hatte, zu billigen Preisen die bedeutendsten Erzeugnisse mittelhochdeutscher Poesie, Volksbücher, Sagen, volkstümlich-medizinische Schriften

---

[1]) Vogt und Koch: *Geschichte der deutschen Litteratur,* 1897, S. 218. Eingehenderes in jedem grösseren Geschichtswerke.

u. s. w. feilgeboten habe.[1]) Und was Janssen verschweigt, ist, dass schon vom 13. Jahrhundert ab das Papier die Bibel, namentlich das Neue Testament, durch viele Teile von Europa, übersetzt in die Volkssprachen, verbreitet hatte, so dass die Sendlinge der Inquisition, die selber nur zugestutzte Brocken aus der heiligen Schrift kannten, erstaunt waren, Bauern zu begegnen, welche die vier Evangelien von Anfang bis zu Ende auswendig hersagten.[2]) Zugleich verbreitete das Papier, wie wir sahen (S. 763), solche Werke wie die des Scotus Erigena befreiend unter die vielen tausend Menschen, die so viel Bildung besassen, um lateinisch lesen zu können. Sobald das Papier da war, erfolgte durch alle Länder Europa‘s die mehr oder weniger ausgesprochene Empörung gegen Rom, und sofort, als Reaktion darauf, das Verbot des Bibellesens und die Einführung der Inquisition (S. 643). Doch die Sehnsucht nach geistiger Befreiung, der Instinkt des zum Herrschen geborenen Stammes, die gewaltige Gährung jenes Geistes, den wir heute an seinen seither vollbrachten Thaten erkennen, liessen sich nicht bemeistern und eindämmen. Das Verlangen nach Lesen und Wissen wuchs mit jedem Tage; noch gab es keine Bücher (in unserem Sinne), und schon gab es Buchhändler, die von Messe zu Messe reisten und massenhaften Absatz ihrer sauberen, billigen Abschriften auf Papier erzielten; die Erfindung des Buchdruckes wurde geradezu e r z w u n g e n. Darum auch die eigentümliche Geschichte dieser Erfindung. Sonst müssen neue Ideen viel kämpfen, ehe sie Anerkennung finden: man denke nur an die Dampfmaschine, an die Nähmaschine u. s. w.; auf den Druck harrte man dagegen schon allerorten mit solcher Ungeduld, dass es heute kaum möglich ist, dem Fortgang seiner Verbreitung zu folgen. In dem selben Augenblick, als Gutenberg das Giessen der Lettern in Mainz probiert, versuchen es andere in Bamberg, in Haarlem, in Avignon, in Venedig. Und als der grosse Deutsche das Rätsel endlich gelöst, versteht man seine Erfindung sofort überall zu schätzen und nachzuahmen, zu

---

[1]) A. a. O., I. 17.
[2]) Vergl. S. 643, Anm. 1.

verbessern und auszubilden, weil sie einem allgemeinen dringenden Bedürfnis entspricht. 1450 begann Gutenberg's Druckerei ihren Betrieb, und 25 Jahre später blühte der Buchdruck in fast allen Städten Europa's. Ja, in einzelnen Städten Deutschland's, z. B. in Augsburg, Nürnberg, Mainz, gab es bald zwanzig und mehr Druckereien. Mit welchem Heisshunger greift der unter dem schweren Drucke Rom's schmachtende Germane nach jeder Äusserung freien Menschentums! Es gleicht fast der Raserei eines Verzweifelten. Man schätzt die Zahl der zwischen 1470 und 1500 in Druck gelegten verschiedenen Werke auf zehntausend; sämtliche damals bekannte lateinische Autoren lagen noch vor Ende des Jahrhunderts gedruckt vor; in weiteren zwanzig Jahren folgten alle irgend zugänglichen griechischen Denker und Dichter.[1]) Doch man verharrte nicht allein bei Vergangenem; sofort griff der Germane die Erforschung der Natur auf und zwar am rechten Ende, bei der Mathematik: Johannes Müller aus Königsberg in Franken, genannt Regiomontanus, begründete zwischen 1470 und 1475 eine besondere Druckerei zur Herausgabe mathematischer Schriften in Nürnberg;[2]) zahlreiche deutsche, französische und italienische Mathematiker wurden dadurch zur Bearbeitung der Mechanik und Astronomie angeregt; 1525 gab der grosse Nürnberger Albrecht Dürer die erste darstellende Geometrie in deutscher Sprache heraus, und in dem selben Nürnberg erschien bald darauf das *De revolutionibus* des Kopernikus. Auch auf den anderen Gebieten der Entdeckung war man inzwischen nicht müssig gewesen, und die erste Zeitung, die im Jahre 1505 erschien, „bringt schon Nachrichten aus Brasilien".[3])

Ich wüsste nichts, was so geeignet wäre wie diese Geschichte des Papiers, uns die hohe Bedeutung vor Augen zu führen, welche eine Industrie für alle Lebenszweige gewinnen kann; zugleich sehen wir, wie alles darauf ankommt, in wessen Hände eine Erfindung gelangt. Der Germane hat das Papier nicht erfunden;

---

[1]) Green: *History of the English people,* III, 195.
[2]) Gerhardt: *Geschichte der Mathematik in Deutschland,* 1877, S. 15.
[3]) Lamprecht: Deutsche Geschichte, V., 122.

was aber bei Semiten und Juden ein belangloser Wisch gewesen war, wurde, dank seinen unvergleichlichen und durchaus individuell eigenartigen Gaben, das Panier einer neuen Welt. Man sieht, wie Recht Goethe hat, zu schreiben: „Das erste und letzte am Menschen ist Thätigkeit, und man kann nichts thun, ohne die Anlage dazu zu haben, ohne den Instinkt, der uns dazu treibt. . . . . Wenn man es genau betrachtet, wird jede, auch nur die geringste Fähigkeit uns a n g e b o r e n, und es giebt keine unbestimmte Fähigkeit“.[1]) Wer die Geschichte des Papiers kennt und da noch von der Gleichartigkeit der Menschenrassen schwärmt, dem ist nicht zu helfen.

Die Einführung des Papiers ist ohne jede Frage das folgenschwerste Ereignis unserer gesamten industriellen Geschichte. Alles Übrige ist im Verhältnis von sehr geringer Bedeutung. Erst der zu Beginn dieses Abschnittes genannte Umschwung in der Textilindustrie und in noch weit höherem Masse die Erfindung der Dampfmaschine, des Dampfschiffes und der Lokomotive haben ähnlich eingreifend auf das Leben wie das Papier gewirkt; doch auch sie in bedeutend geringerem Grade, da selbst die Ausgestaltung der Lokomotiven — durch welche die Welt (wie früher durch den Buchdruck die Gedanken) einem Jeden zugänglich gemacht worden ist — nicht direkt, sondern nur indirekt zur Vermehrung des geistigen Besitzes beiträgt. Doch bin ich überzeugt, dass der aufmerksame Beobachter überall jene selben Anlagen am Werke finden wird, die uns hier, bei der Geschichte des Papiers, so glänzend entgegentraten. Und so mag es denn genügen, wenn an diesem einen Beispiel nicht allein die wichtigste Errungenschaft, sondern zugleich die entscheidenden individuellen Eigenschaften der Industrie in unserer neuen Welt hervorgehoben worden sind.

---

[1]) *Lehrjahre,* 8. Buch, Kap. 3.

4. Wirtschaft (vom Lombardischen Städtebund bis zu Robert Owen, dem Begründer der Kooperation).

Kooperation und Monopol

Vor wenigen Seiten citierte ich den Ausspruch eines namhaften Sozialökonomen, wonach es „fast hoffnungslos“ sein soll, die wirtschaftlichen Zustände vergangener Jahrhunderte verstehen zu wollen. Das dort Ausgeführte brauche ich nicht zu wiederholen. Doch hat gerade das Gefühl von der kaleidoskopartigen Mannigfaltigkeit, von der vergänglichen Beschaffenheit dieser Verhältnisse mir die Frage aufgedrängt, ob trotz alledem sich nicht ein einheitliches Lebenselement auffinden liesse, ich meine irgend ein in den verschiedensten Formen sich stets gleichbleibendes Lebensprinzip unserer ewig veränderlichen wirtschaftlichen Verhältnisse. In den Schriften eines Adam Smith, eines Proudhon, eines Karl Marx, eines John Stuart Mill, eines Carey, eines Stanley Jevons, eines Böhm-Bawerk und Anderer habe ich es nicht gefunden; denn diese Gelehrten reden (und zwar von ihrem Standpunkte aus mit Recht) von Kapital und Arbeit, Wert, Nachfrage u. s. w. in ähnlicher Weise wie früher die Juristen von Naturrecht und göttlichem Recht, als ob das für sich seiende, übermenschliche Wesenheiten wären, die über uns allen thronen, während es mir im Gegenteil sehr wesentlich darauf anzukommen scheint, „wer“ das Kapital besitzt, und „wer“ die Arbeit leistet, und „wer“ einen Wert zu schätzen hat. Luther lehrt: nicht die Werke machen den Menschen, sondern der Mensch macht die Werke; hat er Recht, so werden wir auch innerhalb des bunt wechselnden wirtschaftlichen Lebens am meisten zur Aufhellung von Vergangenheit und Gegenwart beitragen, wenn es uns gelingt, einen in dieser Beziehung grundlegenden Charakterzug des germanischen Menschen nachzuweisen; denn die Werke wechseln ja nach den Umständen, der Mensch aber bleibt der selbe, und die Geschichte einer Menschenart wirkt aufklärend, nicht durch die Gliederung in angebliche Zeitalter, die immer das Äussere betreffen, sondern durch den Nachweis der strengen Kontinuität. Sobald mir die Wesensgleichheit mit meinen Ahnen vor

Augen geführt wird, verstehe ich ihre Handlungen aus den meinen, und die meinen erhalten wiederum durch jene eine ganz neue Färbung, denn sie verlieren den beängstigenden Schein eines willkürlichen Entschlüssen unterworfenen Nochniedagewesenen und können nunmehr mit philosophischer Ruhe als altbekannte, stets wiederkehrende Phänomene untersucht werden. Hier erst fassen wir Fuss auf einem wirklich wissenschaftlichen Standpunkt: moralisch wird die Autonomie der Individualität im Gegensatz zum allgemeinen Menschheitswahn betont, geschichtlich tritt die Notwendigkeit (d. h. die notwendige Handlungsweise bestimmter Menschen) in ihre Rechte als gesetzgebende Naturmacht.

Betrachten wir nun die Germanen vom Beginn an, so finden wir in ihnen zwei gegensätzliche und sich ergänzende Züge stark ausgesprochen: zunächst den heftigen Trieb des Individuums, sich herrisch auf sich selbst zu stellen, sodann seinen Hang, durch treue Vereinigung mit Anderen sich den Weg zu Unternehmungen zu bahnen, die nur durch gemeinsames Wirken bewältigt werden können. In unserem gegenwärtigen Leben umringt uns diese Doppelerscheinung auf allen Seiten, und die Fäden, die hüben und drüben gesponnen werden, bilden ein wunderlich kunstvolles, fest geschlungenes Gewebe. Monopol und Kooperation: das sind unstreitig die beiden Gegenpole unserer heutigen wirtschaftlichen Lage, und Niemand wird leugnen, dass sie das ganze 19. Jahrhundert beherrscht haben. Was ich nun behaupte, ist, dass dieses Verhältnis, diese bestimmte Polarität,[1]) von Anfang an unsere wirtschaftlichen Zustände und ihre Entwickelung beherrscht hat, so dass wir, trotz der Aufeinanderfolge nie wiederkehrender Lebensformen, dank dieser Einsicht doch ein tiefes Verständnis für die Vergangenheit und dadurch auch für die Gegenwart gewinnen; allerdings kein wissenschaftlich nationalökonomisches (das müssen wir den Fachgelehrten überlassen), doch ein solches, wie es der gewöhnliche Mensch für die richtige Auffassung seiner Zeit gebrauchen kann.

---

[1]) So hätte Goethe sie genannt; siehe die *Erläuterung zu dem aphoristischen Aufsatz, die Natur.*

Zu Grunde liegt eine einfache, unwandelbar sich gleichbleibende, konkrete Thatsache: die wechselnde Form, welche wirtschaftliche Verhältnisse bei bestimmten Menschen annehmen, ist ein direkter Ausfluss ihres Charakters, und der Charakter der Germanen, dessen allgemeinste Grundzüge ich im sechsten Kapitel gezeichnet habe, führt notwendiger Weise zu bestimmten, wenn auch wechselnden Gestaltungen des wirtschaftlichen Lebens und zu ewig in ähnlicher Weise sich wiederholenden Konflikten und Entwickelungsphasen. Man glaube nur ja nicht, dass hier etwas allgemein Menschliches vorliege; die Geschichte bietet uns im Gegenteil nichts Ähnliches, oder wenigstens nur oberflächliche Ähnlichkeiten. Denn das, was uns auszeichnet und unterscheidet, ist das gleichzeitige Vorwalten der b e i d e n Triebe — zur Absonderung und zur Vereinigung. Als Cato fragt, was Dante auf seinem beschwerlichen Wege suche, erhält er zur Antwort:

Libertà va cercando!

Dieses Suchen nach Freiheit liegt jenen beiden Äusserungen unseres Charakters gleichmässig zu Grunde. Um wirtschaftlich frei zu sein, verbinden wir uns mit Anderen; um wirtschaftlich frei zu sein, scheiden wir aus dem Verband und setzen das eigene Haupt gegen die Welt aufs Spiel. Daraus ergiebt sich für die Indoeuropäer ein so ganz anderes wirtschaftliches Leben, als für die semitischen Völker,[1]) die Chinesen u. s. w. Doch, wie ich S. 504 fg. zeigte, weicht der germanische Charakter und namentlich sein Freiheitsbegriff nicht unwesentlich auch von dem seiner nächsten indoeuropäischen Verwandten ab. Wir sahen in Rom die grosse „kooperative“ Volkskraft zermalmend auf jeglicher autonomen Entwickelung der geistigen und moralischen Persönlichkeit lasten; als dann später die ungeheuren Reichtümer einzelner Individuen das System des Monopols einführten, diente dies nur dazu, den Staat zu Grunde zu richten, so dass nichts übrig blieb als physiognomieloses Menschenchaos; denn die Römer waren so beanlagt, dass sie einzig im Verband Grosses

---

[1]) Siehe z. B. Mommsen über Karthago, oben, S. 141 fg.

leisteten, dagegen aus dem Monopol kein wirtschaftliches Leben zu entwickeln vermochten. In Griechenland finden wir allerdings eine grössere Harmonie der Anlagen, doch hier mangelt (im Gegensatz zu den Römern) die Bindekraft in einem bedauerlichen Masse: die hervorragend energischen Individuen erblicken nur sich und begreifen nicht, dass ein aus verwandtschaftlicher Umgebung losgerissener Mensch kein Mensch mehr ist; sie verraten den angestammten Verband und richten dadurch sich und ihr Vaterland zu Grunde. Im Handel mangelt aus den angegebenen Gründen dem Römer die Initiative, jene voranleuchtende Fackel des bahnbrechenden Einzelnen, dem Hellenen die Redlichkeit, d. h. jenes öffentliche, Alle verbindende und für Alle verbindliche Gewissen, welches später in dem „rechten Kaufmannsgut“ des aufblühenden deutschen Gewerbes einen ewig verehrungswürdigen Ausdruck fand. Hier übrigens, in dem „rechten Kaufmannsgut“, halten wir schon ein treffliches Beispiel der Wechselwirkungen germanischen Charakters auf wirtschaftliche Gestaltungen.

Innungen und Kapitalisten

In hundert Büchern wird der Leser das Leben und Wirken der Innungen zwischen dem 13. und dem 17. Jahrhundert (etwa) geschildert finden; es ist das prächtigste Muster geeinten Wirkens: Einer für Alle, Alle für Einen. Sehen wir nun, wie in diesen Verbänden Alles genau bestimmt und von dem Vorstand der Innung, sowie auch von besonderen dazu eingesetzten Kontrollbehörden, vom Stadtmagistrat u. s. w. beaufsichtigt wird, sodass nicht allein die Art und die Ausführung einer jeglichen Arbeit in allen Einzelheiten, sondern auch die Maximalmenge der Tagesleistung festgestellt ist und nicht überschritten werden darf, weil man nämlich fürchtete, der Arbeiter möchte aus Geldgier zu schnell und darum schlecht arbeiten, so sind wir geneigt, mit den meisten Autoren entsetzt auszurufen: dem Einzelnen blieb ja keine Spur Initiative, keine Spur Freiheit! Und doch ist dieses Urteil einseitig bis zur direkten Verkennung der historischen Wahrheit. Denn gerade durch Zusammentreten vieler Einzelnen zu einer festgefügten, einheitlichen Vielheit hat der Germane die durch die Berührung mit dem römischen Imperium eingebüsste bürgerliche Freiheit wiedererworben. Ohne den angeborenen Instinkt zur Kooperation

wären die Germanen ebensolche Sklaven geblieben wie die Ägypter, die Karthager, die Byzantiner, oder wie die Bewohner des Khalifats. Das vereinzelte Individuum ist einem chemischen Atom mit geringer Bindekraft zu vergleichen; es wird aufgesogen, vernichtet. Dadurch, dass der Einzelne freiwillig ein Gesetz annahm und sich ihm unbedingt fügte, erwarb er sich ein sicheres und anständiges Leben, ja, ein anständigeres Leben als das unserer heutigen Arbeiter, und hiermit zugleich die grundlegende Möglichkeit zu aller geistigen Freiheit, was sich auch bald vielerorten bewährte.[1]) Das ist die eine Seite der Sache. Der Unternehmungsgeist des Einzelnen ist aber bei uns zu stark, als dass er sich durch noch so strenge Verordnungen bändigen liesse, und so sehen wir auch damals, trotz der Herrschaft der Innungen, einzelne energische Männer ein ungeheures Vermögen erwerben. Im Jahre 1367 wandert z. B. ein armer Leinwebergeselle, Hans Fugger, nach Augsburg ein; hundert Jahre später sind seine Erben in der Lage, dem Erzherzog Siegmund von Tirol 150 000 Gulden vorzuschiessen. Allerdings hatte Fugger neben seinem Gewerbe auch Handel getrieben und zwar mit so viel Glück, dass sein Sohn Bergwerksbesitzer geworden war; doch wie war es möglich, da die Innungsgesetze dem einen Gesellen verboten, mehr als die andern zu arbeiten, dass Fugger zu so viel Geld kam, um in diesem Masse Handel treiben zu können? Ich weiss es nicht; Niemand weiss es; aus jenem Anfang der Familie Fugger giebt es keine genauen Nachrichten.[2]) Jedenfalls sieht man, dass es möglich war. Und bildet auch die Familie Fugger durch den enormen

---

[1]) Dass es dem Arbeiter im 13., 14. und 15. Jahrhundert durchschnittlich so viel besser als heute ging, erklärt Leber in seinem *Essai sur l'appréciation de la fortune privée au moyen-âge,* 1847, durch den Nachweis, dass „das Geld des Armen damals verhältnismässig mehr wert war als das des Reichen, da nämlich Luxusgegenstände exorbitant hohe Preise erreichten, unerschwinglich für solche, die nicht ein sehr grosses Vermögen besassen, wogegen alles Unentbehrliche, wie einfache Nahrungsmittel, Wohnung, Kleider u. s. w., äusserst billig war“ (citiert nach Van der Kindere: *Le siècle des Artevelde,* Bruxelles, 1879, S. 132).

[2]) Aloys Geiger: *Jakob Fugger,* Regensburg 1895.

Reichtum, den sie bald erwarb und durch die Rolle, welche sie dadurch in der Geschichte Europa‘s spielte, ein Unikum, so fehlte es an reichen Bürgern in keiner Stadt, und man braucht nur Ehrenberg‘s *Zeitalter der Fugger* (Jena 1896) oder Van der Kindere: *Le siècle des Artevelde* (Brüssel 1879) zur Hand zu nehmen, um zu sehen, wie überall Männer aus dem Volke, trotz des Innungszwanges, sich zu wohlhabender Selbständigkeit hinaufarbeiteten. Ohne die Innungen, d. h. also ohne die Kooperation, wäre es überhaupt nie zu einem gewerblichen Leben bei uns gekommen — das liegt auf der Hand; die Kooperation hinderte aber den Einzelnen nicht, sondern diente ihm als Sprungbrett. Nun aber, sobald der Einzelne fest und stark auf eigenen Füssen stand, benahm er sich genau so wie unsere damaligen Könige sich Fürsten und Volk gegenüber benahmen; er kannte nur ein Ziel: Monopol. Reich sein genügt nicht, frei sein befriedigt nicht:

> Die wenigen Bäume, nicht mein eigen,
> Verderben mir den Weltbesitz!

Dass dieses germanische Hinausstreben ins Grenzenlose viel Unheil mit sich führt, dass es auf der einen Seite Verbrechen, auf der anderen Elend gebiert: wer möchte es leugnen? Niemals ist die Geschichte eines ungeheuren Privatvermögens eine Chronik makelloser Ehre. In Süddeutschland nennt man noch heute eine überschlaue, an Betrug grenzende Geschäftsgebahrung „fuggern“.[1]) Und in der That, kaum sind die Fugger durch Gold mächtig geworden, und schon sehen wir sie mit anderen reichen Handelshäusern Ringe bilden zur Beherrschung der Weltmarktpreise, ganz genau so wie wir das heute erleben, und solche Syndikate bedeuten damals wie jetzt den systematischen Diebstahl nach unten und nach oben: der Arbeiter wird in seinem Lohn beliebig gedrückt, der Käufer zahlt mehr als der Gegenstand wert ist.[2]) Fast

---

[1]) Nach Schoenhof: *A history of money and prices,* New York 1897, p. 74.

[2]) Siehe Ehrenberg, a. a. O., I, 90. Es handelte sich namentlich um die Beherrschung des Kupfermarktes; die Fugger waren aber so gierig nach alleinigem Monopol, dass das Syndikat sich bald auflösen musste.

drollig bei aller Widerwärtigkeit ist es zu erfahren, dass die Fugger an dem Ablassschacher finanziell interessiert waren. Der Erzbischof von Mainz hatte nämlich vom Papste die zu erwartenden Einnahmen des Jubelablasses für gewisse Teile von Deutschland gegen eine pränumerando Zahlung von 10 000 Dukaten gepachtet; er schuldete aber den Fuggern von früher her 20 000 Dukaten (von den 30 000, die er der Kurie für seine Ernennung zum Erzbischof hatte bezahlen müssen), und so war denn in Wahrheit der Erzbischof nur ein vorgeschobener Strohmann, und der wirkliche Pächter des Ablassjubels war die Firma Fugger! Der durch Luther unvergesslich gewordene Tetzel durfte denn nicht anders reisen und predigen, als in Begleitung des Geschäftsvertreters dieses Handelshauses, der sämtliche Einkünfte einkassierte und allein den Schlüssel zum „Ablasskasten“ besass.[1]) Ist es nun schon nicht sehr erbaulich zu sehen, auf welche Weise ein solches Vermögen erworben wird, so ist es einfach entsetzlich zu gewahren, welch schnöder Gebrauch davon gemacht wird. Losgerissen aus dem heilsamen Verbande gemeinsamer Interessen, lässt der Einzelne die ungezügelte Willkür walten. Die stumpfsinnige Vorteilsberechnung eines elenden Webersohnes bestimmt, wer Kaiser sein soll; nur dank dem Beistand der Fugger und Weiser wird Karl V. gewählt, nur durch die Unterstützung der Fugger und Weiser wird er in den Stand gesetzt, den unseligen schmalkaldischen Krieg zu führen, und in dem nun folgenden Kampf der Habsburger gegen deutsches Gewissen und deutsche Freiheit spielen wieder diese gesinnungslosen Kapitalisten eine entscheidende Rolle; und zwar bekennen sie sich zu Rom und bekämpfen sie die Reformation, nicht aus religiöser Überzeugung, sondern ganz einfach, weil sie mit der Kurie ausgedehnte Geschäfte führen und bei ihrer eventuellen Niederlage grosse Einnahmen zu verlieren fürchten.[2])

---

[1]) Ludwig Keller: *Die Anfänge der Reformation und die Ketzerschulen,* S. 15 und Ehrenberg: a. a. O., I, 99.

[2]) Alle Einzelheiten findet man ausführlich belegt durch archivarisches Material in Ehrenberg‘s Buch. Dass die Fugger, sowie die anderen katholischen Kapitalisten jener Zeit, samt und sonders

Und dennoch werden wir zugeben müssen, dass dieser rücksichtslose, vor keinem Verbrechen zurückschreckende Ehrgeiz des Einzelnen ein wichtiger und unentbehrlicher Faktor unserer gesamten civilisatorisch-ökonomischen Entwickelung gewesen ist. Ich nannte vorhin die Könige und will hier den Vergleich aus dem naheverwandten politischen Gebiete noch einmal heranziehen. Wer kann die Geschichte Europa's von dem 15. Jahrhundert bis zur französischen Revolution lesen, ohne dass sein Blut vor Empörung fast beständig kocht? Alle Freiheiten werden geraubt, alle Rechte mit Füssen getreten; schon Erasmus ruft voll Ingrimm aus: „Das Volk baut die Städte, die Fürsten zerstören sie!" Und er hatte noch lange nicht das Schlimmste erlebt. Und wozu das alles? Damit eine Handvoll Familien sich das Monopol über ganz Europa erringe. Eine schlimmere Rotte gewohnheitsmässiger Verbrecher als unsere Fürsten kennt die Geschichte nicht; juristisch betrachtet, gehörten sie fast alle ins Zuchthaus. Und doch, welcher ruhig denkende, gesund urteilende Mensch wird nicht heute in dieser Entwickelung einen Segen erblicken? Durch die Konzentrierung der politischen Gewalt um einige wenige Mittelpunkte herum haben sich grosse, starke Nationen gebildet: eine Grösse und eine Stärke, an denen jeder Einzelne teilnimmt. Und als nun diese wenigen Monarchen jede andere Gewalt geknickt hatten, da standen sie allein; nunmehr war die grosse Volksgemeinde in der Lage, ihre Rechte zu fordern, und das Ergebnis ist ein so weithin reichendes Mass von individueller Freiheit, wie es keine Vorzeit gekannt hatte. Der Einherrscher ward (wenn auch unbewusst) der Freiheit Schmied; der masslose Ehrgeiz des Einen ist Allen zu Gute gekommen; das politische Monopol hat der politischen Kooperation die Wege geebnet. Diese Entwickelung — die noch lange nicht beendet ist — erhellt in ihrer eigenartigen Bedeutung, wenn man sie dem Entwickelungsgang des imperialen Rom gegenüberhält. Wir sahen, wie dort

---

an den Habsburgern zu Grunde gingen, da diese Fürsten immer borgten und nie zurückzahlten (den Fuggern blieben sie 8 000 000 Gulden schuldig), wird mancher gemütvollen Seele einen platonischen Trost gewähren.

alle Rechte, alle Privilegien, alle Freiheiten nach und nach aus den Händen des Volkes, welches die Nation errichtet hatte, in die Hand eines einzelnen Mannes übergingen;[1]) die Germanen haben den umgekehrten Weg eingeschlagen; sie haben sich dadurch aus dem Chaos zu Nationen hinaufgearbeitet, dass sie die Summe der Macht vorläufig in einigen wenigen Händen vereinigten; nunmehr fordert die Gesamtheit das ihre zurück: Recht und Gerechtigkeit, Freiheit und grösstmögliche Ungebundenheit für jeden einzelnen Bürger. Dem Monarchen wohnt in vielen Staaten schon heute nicht viel mehr als eine geometrische Bedeutung inne: er ist ein Mittelpunkt, der dazu dienen durfte, den Kreis zu ziehen. Viel verwickelter gestalten sich freilich die Verhältnisse auf wirtschaftlichem Gebiete, und ausserdem sind sie noch lange nicht so weit herangereift wie die politischen, doch glaube ich, dass sie viel Analogie mit ihnen bieten. Es ist eben der selbe Menschencharakter hier wie dort am Werke. Bei den Phöniziern hatte der Kapitalismus zur unbedingten Sklaverei geführt, bei uns nicht; im Gegenteil: er bringt Härten, wie das Königtum auch Härten in seinem Werden brachte, ist aber überall der Vorläufer kommunistischer Regungen und Erfolge. In dem kommunistischen Staat der Chinesen herrscht tiermässige Einförmigkeit; bei uns sehen wir überall aus kräftiger Gemeinsamkeit starke Individuen hervorgehen.

Wer sich nun die Mühe giebt, die Geschichte unseres Gewerbes, unserer Manufaktur, unseres Handels zu studieren, wird überall diese beiden Mächte am Werke finden. Überall wird er die Kooperation als Grundlage entdecken, vom denkwürdigen Bunde der lombardischen Städte an (bald gefolgt von dem rheinischen Städtebund, der deutschen Hansa, der Londoner Hansa) bis zu jenem überspannten, aber genialen Robert Owen, der an der Schwelle des 19. Jahrhunderts den Samen der grossartigen Kooperationsgedanken säete, der erst jetzt langsam aufzugehen beginnt. Nicht minder jedoch wird er allerorten und zu allen Zeiten die Initiative des sich aus dem Zwange der Gemeinsam-

---

[1]) Siehe S. 148.

keit losreissenden Individuums am Werke erblicken, und zwar als das eigentlich schöpferische, bahnbrechende Element. Als Kaufleute, nicht als Gelehrte, führen die Polos ihre Entdeckungsreisen aus; auf der Suche nach Gold entdeckt Columbus Amerika; die Erschliessung Indiens ist (wie heute die Afrikas) lediglich das Werk der Kapitalisten; fast überall wird der Betrieb der Bergwerke durch die Verleihung eines Monopols an unternehmende Einzelne ermöglicht; bei den grossen gewerblichen Erfindungen am Schlusse des 18. Jahrhunderts hatte stets der Einzelne gegen die Gesamtheit sein Leben lang zu kämpfen und wäre ohne Hilfe des unabhängigen, gewinnsüchtigen Kapitals erlegen. Die Verkettung ist eine unendlich mannigfaltige, weil jene beiden Triebkräfte stets gemeinsam am Werke bleiben und sich nicht etwa bloss ablösen. So sahen wir Fugger, nachdem er sich kaum aus dem Innungszwang herausgearbeitet hatte, freiwillig neue Verbindungen mit Anderen eingehen. Immer wieder, in jedem Jahrhundert, in welchem grosse Kapitalien sich ansammeln (wie in der zweiten Hälfte des neunzehnten) sehen wir die Bildung von Syndikaten, d. h. also eine besondere Form von Kooperation; dadurch raubt aber der Kapitalist dem Kapitalisten jede individuelle Freiheit; die Macht der einzelnen Persönlichkeit erlischt, und nun bricht sie sich an einem anderen Orte durch. Andrerseits besitzt die eigentliche Kooperation nicht selten von Anfang an die Eigenschaften und die Ziele einer bestimmten Individualität: das sieht man besonders deutlich an der Hansa während ihrer Blütezeit und überall da, wo eine Nation zur Wahrung wirtschaftlicher Interessen politische Massregeln ergreift.

Ich hatte Material vorbereitet, um das hier Angedeutete näher auszuführen, doch gebricht es mir dazu an Raum, und ich begnüge mich damit, den Leser noch auf ein besonders lehrreiches Beispiel aufmerksam zu machen. Ein einziger Blick auf das hier noch nicht berührte Gebiet des Landbaues genügt nämlich, um das genannte Grundgesetz unserer wirtschaftlichen Entwickelung besonders deutlich am Werke zu zeigen.

Bauer und Grossgrundbesitzer

Im 13. Jahrhundert, als die Germanen an den Ausbau ihrer neuen Welt gingen, war der Bauer fast in ganz Europa ein freierer

Mann, mit einer gesicherteren Existenz, als heute; denn die Erbpacht war die Regel, so dass z. B. England — heute eine Heimat des Grossgrundbesitzes — sich noch im 15. Jahrhundert fast ganz in den Händen von Hunderttausenden von Bauern befand, die nicht allein juristische Besitzer ihrer Scholle waren, sondern auch weitgehende unentgeltliche Rechte an gemeinsamen Weiden und Wäldern besassen.[1]) Diese Bauern sind inzwischen alle ihres Besitzes beraubt worden; einfach beraubt. Jedes Mittel war dazu gut genug. Gab kein Krieg den Anlass, sie zu verjagen, so wurden bestehende Gesetze gefälscht und neue Gesetze von den Machthabern erlassen, welche das Gut der Kleinen zu Gunsten der Grossen einzogen. Doch nicht die Bauern allein, auch die kleinen Landwirte mussten vertilgt werden: das geschah auf einem Umwege, indem sie durch die Konkurrenz der Grossen zu Grunde gerichtet und ihre Güter aufgekauft wurden.[2]) Welche grosse Härten das mit sich führte, mag ein einziges Beispiel veranschaulichen: im Jahre 1495 verdiente der englische Landarbeiter, der auf Tagelohn ausging, genau dreimal so viel (an Kaufwert) als hundert Jahre später! Wie man sieht, mancher tüchtige Sohn hat bei allem Fleiss nur ein Drittel so viel wie sein Vater verdienen können. Ein so plötzlicher Sturz, der gerade die produ-

---

[1]) Gibbins: *Industrial History of England,* 5. ed., p. 40 fg. und 108 fg. Wir finden die Erbpacht noch heute im östlichen Europa, wo unter türkischer Herrschaft alles seit dem 15. Jahrhundert unverändert blieb; auf den grossherzoglichen Domänen in Mecklenburg-Schwerin wurde sie im Jahre 1867 wieder eingeführt.

[2]) Ein Vorgang, der besonders leicht in England zu verfolgen ist, weil die politische Entwickelung dort eine geradlinige war und das Innere des Landes vom 15. Jahrhundert ab nicht mehr durch Kriege verheert worden ist; hierzu leistet das berühmte Werk von Rogers: *Six centuries of work and wages* vorzügliche Dienste. (Ich citiere nach der wenig befriedigenden deutschen Übersetzung von Pannwitz, 1896.) Doch war der Vorgang in allen Ländern Mitteleuropa's wesentlich der selbe; die heutigen grossen Besitzungen sind samt und sonders gestohlen und erschwindelt worden, da sie den Grundherren zwar als juristisches Eigentum unterstanden, doch der thatsächliche, rechtliche B e s i t z der Erbpächter waren. (Man schlage in jedem beliebigen Rechtslehrbuch nach unter *Emphyteusis.*)

zierende Klasse des Volkes trifft, ist einfach furchtbar; man begreift nicht, dass bei einer derartigen wirtschaftlichen Katastrophe der ganze Staat nicht aus den Fugen ging. Im Laufe dieses einen Jahrhunderts waren fast alle Bauern zu Tagelöhnern herabgedrückt worden. Und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war der — wenige Jahrhunderte früher unabhängige — Bauernstand so tief gesunken, dass seine Mitglieder ohne die milden Gaben der „Herren“ oder den Zuschuss der Gemeindekasse nicht auskommen konnten, da das Maximalverdienst des ganzen Jahres nicht hinreichte, um die Minimalmenge des zum Leben Unentbehrlichen zu kaufen.[1]) Nun darf man aber in allen diesen Dingen — wie überhaupt bei jeder Betrachtung der Natur — weder dem abstrakten Theoretisieren, noch dem blossen Gefühl

---

[1]) Rogers, a. a. O., Kap. 17. Dass in der Mitte des 19. Jahrhunderts an dieser unwürdigen Stellung des Landarbeiters nichts geändert worden war (wenigstens nicht in England), findet man ausführlich belegt in Herbert Spencer: *The man versus the state,* Kap. 2. Man ersieht aus solchen Thatsachen, welche zu Hunderten vorliegen — ich will nur das Eine erwähnen, dass der Handwerkerstand noch niemals so elend gestellt war, wie um die Mitte des 19. Jahrhunderts — wie eigentümlich es um jenen Begriff eines beständigen „Fortschrittes“ bestellt ist. Für die grosse Mehrzahl der Einwohner Europa‘s war der Entwickelungsgang der letzten vier Jahrhunderte ein „Fortschritt“ zu immer grösserem Elend. Übrigens steht sich der Handwerker am Schlusse des 19. Jahrhunderts wieder besser, doch immer noch um etwa 33% schlechter als in der Mitte des 15. Jahrhunderts (nach den vergleichenden Berechnungen des Vicomte d‘Avenel in der *Revue des Deux Mondes* vom 15. Juni 1898). Der sozialistische Schriftsteller Karl Kautsky citierte vor Kurzem in der *Neuen Zeit* eine „Landesordnung“ der sächsischen Herzöge Ernst und Albert, von 1482, die den Werkleuten und Mähern befiehlt, sich zufrieden zu geben, wenn sie ausser ihrem Geldlohne täglich zweimal, mittags und abends, vier Speisen erhielten, Suppe, zwei Fleischspeisen und ein Gemüse, an Festtagen aber fünf Speisen, Suppe, zweierlei Fische und Zugemüse zu jedem. Wozu Kautsky bemerkt: „Wo gibt es einen Arbeiter, und sei es der bestgestellte Arbeiteraristokrat, der sich mittags und abends einen solchen Tisch erlauben dürfte, mit dem im 15. Jahrhundert die gewöhnlichen Tagelöhner Sachsens nicht immer zufrieden waren?“

eine Beeinflussung des Urteils einräumen. Der berühmte Sozialökonom Jevons schreibt: „Der erste Schritt zum Verständnis besteht darin, dass wir den Wahn, als gebe es in sozialen Dingen abstrakte ‚Rechte', ein für allemal verwerfen."[1]) Und was das moralische Gefühl anbelangt, so weise ich darauf hin, dass die Natur überall grausam ist. Unsere Empörung vorhin gegen die verbrecherischen Könige und jetzt gegen den gaunerhaften Adel ist nichts gegen die Empörung, welche jedes biologische Studium einflösst. Sittlichkeit ist eben eine ausschliesslich innere, d. h. eine transscendente Intuition; das „Vater vergieb ihnen" findet keinen Beleg ausserhalb des menschlichen Herzens; daher auch die Lächerlichkeit jeder empirischen, induktiven, antireligiösen Ethik. Lassen wir aber — wie es hier unsere Pflicht ist — das Moralische bei Seite, und beschränken wir uns auf die Bedeutung dieser wirtschaftlichen Entwickelung für das Leben, so genügt es, ein Fachbuch zur Hand zu nehmen, z. B. die *Geschichte der Landbauwissenschaft* von Fraas, und wir sehen bald ein, dass eine vollkommene Umgestaltung des Landbaues notwendig war. Ohne sie hätten wir längst in Europa so wenig zu essen gehabt, dass wir gezwungen gewesen wären, uns gegenseitig aufzufressen. Diese kleinen Bauern aber, die gewissermassen ein kooperatives Netz über die Länder ausbreiteten, hätten die notwendig gewordene Reform der Landwirtschaft niemals durchgeführt; hierzu war Kapital, Wissen, Initiative, Hoffnung auf grossen Gewinn nötig. Nur Männer, die nicht aus der Hand in den Mund leben, sind in der Lage, derartige Umgestaltungen vorzunehmen; es gehörte auch dazu die diktatorische Gewalt über grosse Gebiete und zahlreiche Arbeitskräfte.[2]) Diese Rolle

---

[1]) *The state in relation to labour* (nach Herbert Spencer citiert).

[2]) Dies lässt sich historisch nachweisen. Pietro Crescenzi aus Bologna veröffentlichte sein Buch über den rationellen Landbau in den ersten Jahren des 14. Jahrhunderts, bald folgten Robert Grossetête, Walter Henley u. A., welche schon eingehend die Düngung behandeln, doch zunächst fast ohne jeden Erfolg, da derartige Ausführungen bei dem Bildungsstand des Bauern diesem unzugänglich blieben. Über den geringen Ertrag des Bodens unter

masste sich nun der Landadel an und machte einen guten Gebrauch davon. Als Stachel wirkte auf ihn das schnelle Aufblühen der Kaufmannschaft, welches seine eigene soziale Stellung arg bedrohte. Mit so viel Fleiss und Erfolg verlegte er sich auf das zu vollbringende Werk, dass man den Ertrag des Kornfeldes gegen Schluss des 18. Jahrhunderts auf das Vierfache des Ertrages am Schluss des 13. schätzt! Und inzwischen war der Mastochse drei Mal so schwer geworden und das Schaf trug vier Mal so viel Wolle! Das war der Erfolg des Monopols; ein Erfolg, der notwendiger Weise über kurz oder lang der Gemeinsamkeit zu gute kommen musste. Denn wir Germanen dulden nie auf die Dauer karthaginische Ausbeutung. Und während die Grossgrundbesitzer alles einsackten, sowohl den rechtmässigen Lohn ihrer Arbeiter, wie auch den Verdienst, der früher den Familien von Tausenden und Tausenden von gebildeten Landwirten bescheidenen Wohlstand verliehen hatte, suchten sich diese Kräfte auf anderen Wegen menschenwürdig durchzuarbeiten. Die Erfinder in den Textilindustrien am Schlusse des 18. Jahrhunderts sind fast alle Bauern, welche sich mit Weben abgaben, weil sie sonst nicht genug zum Leben verdienten; andere wanderten in die Kolonien aus und bauten auf ungeheuren Flächen Korn an, das mit dem heimischen in Konkurrenz trat; wieder andere wurden Matrosen und Handelsherren. Kurz, der Wert des monopolisierten Landbesitzes sank nach und nach und sinkt noch immer — wie der Wert des Geldes[1]) — so dass offenbar die Gegenwelle jetzt diese Verhältnisse erfasst hat und wir dem Tage entgegeneilen, wo die Allgemeinheit auch hier ihre Rechte wieder geltend macht und das anvertraute Gut von den grossen Besitzern — wie die politischen Rechte vom König — zurückfordert. Das Frankreich der Revolution ging mit dem Beispiel voran; ein vernünftigeres gab vor dreissig Jahren ein hochherziger deutscher Fürst, der Grossherzog von Mecklenburg-Schwerin.

---

der primitiven Bewirtschaftung der Bauern erhält man belehrende Auskunft bei André Réville: *Les Paysans au Moyen-Age,* 1896, S. 9.

[1]) Im Jahre 1694 zahlte die englische Regierung 8½% für Geld, im Jahre 1894 kaum 2%.

Syndikatswesen und Sozialismus

Wer das mehrfach genannte Buch von Ehrenberg liest, wird erstaunen, wie ähnlich die finanziellen Zustände vor vier Jahrhunderten, trotz aller tiefgreifenden Unterschiede des gesamten wirtschaftlichen Zustandes, denen des heutigen Tages sind. Aktiengesellschaften gab es schon im 13. Jahrhundert (z. B. die Kölner Schiffsmühlen);[1]) Wechsel waren ebenfalls damals üblich und wurden von einem Ende Europa‘s auf das andere ausgestellt; Versicherungsgesellschaften gab es in Flandern schon zu Beginn des 14. Jahrhunderts;[2]) Syndikate, künstliches Aufschrauben und Herunterschrauben der Preise, Bankrott . . . . . alles blühte damals wie heute.[3]) Dass der Jude — dieser wichtige wirtschaftliche Faktor — blühte, versteht sich von selbst. Van der Kindere meldet lakonisch vom 14. Jahrhundert in Flandern: anständige Geldverleiher nahmen bis 6½%, Juden zwischen 60% und 200%;[4]) auch die so sehr breitgetretene kurze Episode des Ghettos, zwischen 1500 und 1800, hat wenig oder nichts an

---

[1]) Lamprecht: *Deutsches Städteleben,* S. 30.

[2]) Van der Kindere, a. a. O., S. 216.

[3]) Martin Luther verweist an verschiedenen Stellen auf „die mutwillige Teuerung“ des Getreides durch die Bauern, die er deswegen „Mörder und Diebe am Nächsten“ schilt (siehe seine *Tischgespräche*), und andrerseits bringt seine Schrift *Von Kaufhandlung und Wucher* eine ergötzliche Schilderung der damals schon blühenden Syndikate: „Wer ist so grob, der nicht sieht, wie die Gesellschaften nichts anders sind, denn eitel rechte *Monopolia?* . . . . Sie haben alle Ware unter ihren Händen und machen‘s damit, wie sie wollen, und treiben ohne Scheu die obberührten Stücke, dass sie steigern oder niedrigen nach ihrem Gefallen und drücken und verderben alle geringen Kaufleute, gleichwie der Hecht die kleinen Fische im Wasser, gerade als wären sie Herren über Gottes Kreaturen, und frei von allen Gesetzen des Glaubens und der Liebe . . . . . Darüber muss gleichwohl alle Welt ganz ausgesogen werden und alles Geld in ihren Schlauch sinken und schwemmen . . . . Alle Welt muss in Gefahr und Verlust handeln, heuer gewinnen, über ein Jahr verlieren, aber sie (die Kapitalisten) gewinnen immer und ewiglich und büssen ihren Verlust mit ersteigertem Gewinn, und so ist‘s nicht Wunder, dass sie bald aller Welt Gut zu sich reissen.“ Diese Worte sind im Jahre 1524 geschrieben; wie man sieht, könnten sie von heute sein.

[4]) A. a. O., S. 222—23.

der Wohlhabenheit und an den Geschäftspraktiken dieses klugen Volkes geändert.

Diese doppelte Einsicht: einerseits in das Vorwalten grundlegender, unveränderlicher Charaktereigenschaften, andrerseits in die relative Beständigkeit unserer wirtschaftlichen Zustände (trotz allem schmerzlichen Hin- und Herpendeln) wird sich, glaube ich, für die Beurteilung des 19. Jahrhunderts sehr förderlich erweisen, weil sie lehrt, Erscheinungen mit grösserer Gelassenheit ins Auge zu fassen, die uns heute als etwas unerhört Neues entgegentreten und doch in Wahrheit nur Uraltes in neuer Kleidung, nichts weiter als natürliche, notwendige Erzeugnisse unseres Charakters sind. Die Einen weisen heute auf die grossen Syndikatsbildungen, die Anderen im Gegenteil auf den Sozialismus hin und glauben, das Weltende herannahen zu sehen: gewiss bringen beide Bewegungen Gefahren, sobald antigermanische Mächte darin die Oberhand gewinnen,[1]) doch an und für sich sind es durchaus normale Erscheinungen, in denen der Pulsschlag unseres wirtschaftlichen Lebens sich kundthut. Selbst ehe die sogenannte Naturalwirtschaft durch die Geldwirtschaft abgelöst worden war, sieht man ähnliche wirtschaftliche Strömungen am Werke: so bedeutet z. B. die Periode der Leibeigenschaft und der Hörigkeit den notwendigen Übergang aus der antiken Sklavenwirtschaft zu allgemeiner Freiheit — zweifelsohne eine der grössten Errungenschaften germanischer Civilisation; hier wie anderwärts bei uns hat das egoistische Interesse Einzelner, beziehungsweise einzelner Klassen, das Wohl Aller bereitet, mit anderen Worten, der Kooperation hat das Monopol vorgearbeitet.[2]) Sobald aber die Geldwirtschaft eingeführt ist (was im 10. Jahrhundert beginnt, bei uns im Norden im 13. schon grosse Fortschritte gemacht hat und im 15. Jahrhundert vollständig durchgeführt ist), laufen die wirtschaftlichen Verhältnisse wesentlich den heutigen parallel,[3])

---

[1]) Siehe S. 681 und 682.

[2]) Dies erhellt besonders deutlich aus den Ausführungen bei Michael: Kulturzustände des deutschen Volkes während des 13. Jahrhunderts, 1897, I, der ganze Abschnitt „Landwirtschaft und Bauern“.

[3]) Dem unter Ungelehrten verbreiteten Glauben, das Papier-

nur dass natürlich neue politische Kombinationen und neue industrielle Errungenschaften den alten Adam neu aufgeputzt zeigen, sowie auch, dass die Energie, mit welcher die Gegensätze auf einander stossen, das, was man in der Physik „die Amplitude der Schwingungen“ nennt, abwechselnd zu- und abnimmt. Nach Schmoller z. B. war diese „Amplitude“ im 13. Jahrhundert mindestens ebenso gross wie im 19., dagegen im 16. bedeutend geringer.[1]) Den Kapitalismus haben wir schon an dem Beispiel der Fugger am Werke gesehen; der Sozialismus war aber viel früher ein wichtiger Bestandteil des Lebens gewesen; fast fünf Jahrhunderte lang spielt er in der Politik Europa‘s eine bedeutende Rolle, von der Empörung der lombardischen Städte gegen ihre Grafen und Könige an bis zu den vielen Bauernorganisationen und -Aufständen in allen Ländern Europa‘s. Wie Lamprecht an einer Stelle aufmerksam macht: die Organisation der Landwirtschaft war bei uns von Hause aus „kommunistisch-sozialistisch“. Echter Kommunismus wird auch immer im Landbau wurzeln müssen, denn hier erst, bei der Produktion der unentbehrlichen Nahrungsmittel, erhält Kooperation umfassende und womöglich staatsgestaltende Bedeutung. Darum waren die Jahrhunderte bis zum 16. sozialistischer als das 19., trotz des vielen sozialistischen Geredes und Theoretisierens, das wir haben erleben müssen. Doch auch dieses Theoretisieren ist nichts weniger als neu: um nur ein einziges älteres Beispiel zu nennen, gleich der *Roman de la Rose,* aus dem Jahrhundert des Erwachens (dem 13.) und lange Zeit hindurch das am weitesten verbreitete Buch von Europa, greift alles Privateigentum an; und schon in den allerersten Jahren des 16. Jahrhunderts (1516) erhielt der theoretische Sozialismus in Sir Thomas More‘s *Utopia* einen so wohldurchdachten Ausdruck, dass alles, was seither hinzugekommen ist, gewisser-

---

geld sei eine der stolzen „Errungenschaften der Neuzeit“, ist entgegenzuhalten, dass diese Einrichtung kein germanischer Gedanke ist, sondern schon im alten Karthago und im spätrömischen Imperium üblich gewesen war, wenn auch nicht genau in dieser Form (da es kein Papier gab).

[1]) Siehe *Strassburg‘s Blüte,* von Michael a. a. O. citiert.

massen nur das theoretische Anbauen und Ausbauen des von More deutlich abgesteckten Gebietes ist.[1]) Und zwar begann

[1]) Dies giebt sogar der sozialistische Führer Kautsky zu (*Die Geschichte des Sozialismus,* 1895, I, 468) indem er meint, More's Auffassung sei bis zum Jahre 1847, mit anderen Worten, bis zu Marx, für den Sozialismus massgebend gewesen. Nun ist es aber klar, dass es wenig Gemeinsames geben kann zwischen den Gedanken des genannten hochbegabten Juden, welcher manche der besten Ideen seines Volkes aus Asien nach Europa herüberzupflanzen und modernen Lebensbedingungen anzupassen versuchte, und denen eines der exquisitesten Gelehrten, welche Nordgermanien jemals hervorbrachte, einer durch und durch aristokratischen, unendlich feinfühligen Natur, eines Geistes, dessen unerschöpflicher Humor seinen Busenfreund Erasmus zum „Lob der Narrheit" anregte, eines Mannes, der in öffentlichen Ämtern — zuletzt als *speaker* des Parlamentes und als Schatzkanzler — grosse Welterfahrung gesammelt hatte und nunmehr freimütig und ironisch (und mit vollem Recht) die Gesellschaft seiner Zeit als „eine Verschwörung der Reichen gegen die Armen" geisselt und einem anderen, auf echt germanischen und echt christlichen Grundlagen zu errichtenden Staat entgegensieht. Wenn More das Wort Utopia, d. h. „Nirgendswo", für seinen Zukunftsstaat erfand, so war das auch wieder ein humoristischer Zug; denn in Wirklichkeit fasst er das gesellschaftliche Problem durchaus praktisch an, weit praktischer als manche sozialistische Doktrinäre des heutigen Tages. Er fordert: rationelle Bewirtschaftung des Bodens, Hygiene des Körpers und der Wohnung, Reform des Strafsystems, Verminderung der Arbeitsstunden, Bildung und edle Zerstreuung einem Jeden zugänglich gemacht — — — Manches ist inzwischen bei uns eingeführt worden; in den übrigen Punkten hat More, als Blut von unserem Blut, so genau gewusst, was wir brauchen, dass sein Buch, 400 Jahre alt, doch nicht veraltet ist, sondern seine Geltung behält. Gegen den damals erst in der Ausbildung begriffenen monarchischen Absolutismus wendet sich More mit der ganzen Wucht altgermanischer Überzeugung: dennoch ist er kein Republikaner, einen König soll Utopia haben. Unbeschränkte religiöse Gewissensfreiheit soll in seinem Idealstaate Gesetz sein: doch ist er nicht deswegen, wie unsere heutigen pseudomosaischen Sozialisten, ein antireligiöser, ethischer Doktrinär, im Gegenteil, wer den Gott im Busen nicht empfindet, bleibt in Utopia von allen Ämtern ausgeschlossen. Was also More von Marx und Genossen trennt, ist nicht ein Fortschritt der Zeit, sondern der Gegensatz zwischen Germanentum und Judentum. Die englische Arbeiterschaft des heutigen Tages, und namentlich solche führende Männer wie

dieses Ausbauen sofort. Nicht allein besitzen wir vor dem Jahre 1800 eine lange Reihe von Sozialtheoretikern, unter denen der berühmte Philosoph Locke mit seinen klaren und sehr sozialistisch gearteten Auseinandersetzungen über Arbeit und Eigentum hervorragt,[1]) sondern das 16., das 17. und das 18. Jahrhundert brachten eine vielleicht ebenso grosse Anzahl Versuche über ideale kommunistische Staatsumbildungen wie das 19. Der Holländer Peter Cornelius z. B. schlägt schon im 17. Jahrhundert die Abschaffung aller Nationalitäten und die Bildung einer „Centralmagistratur" vor, welche die Verwaltung der gemeinsamen Geschäfte der in zahlreiche „Aktiengesellschaften" (*sic*) vereinigten Menschengruppen besorgen soll,[2]) und Winstanley entwickelt in seinem *Gesetz der Freiheit* (1651) ein so vollendetes kommunistisches System mit Abschaffung alles persönlichen Eigentums, Abschaffung (bei Todesstrafe) alles Kaufens und Verkaufens, Abschaffung aller spiritualistischen Religion, mit alljährlicher Neuwahl sämtlicher Beamten durch das Volk u. s. w., dass er wirklich für Nachfolger wenig übrig liess.[3])

Die Maschine

Ich glaube, dass diese Betrachtungen — natürlich weiter

William Morris, stehen More offenbar viel näher als Marx; das selbe wird sich bei den deutschen Sozialisten zeigen, sobald sie mit freundlicher Bestimmtheit ihre jüdischen Führer gebeten haben werden, sich der Angelegenheiten ihres eigenen Volkes anzunehmen.

[1]) Siehe namentlich den *Second Essay on Civil Government,* § 27.

[2]) Vergl. Gooch: *The history of English democratic ideas,* 1898, p. 209 fg.

[3]) Ziemlich Ausführliches über Winstanley in der *Geschichte des Sozialismus in Einzeldarstellungen,* I, 594 fg. E. Bernstein, der Verfasser dieses Abschnittes, ist überhaupt der Wiederentdecker Winstanley's; doch hält sich Bernstein an eine einzige Schrift und hat ausserdem so gar kein Verständnis für einen germanischen Charakter, dass man über Winstanley's Persönlichkeit in dem kleinen Werk von Gooch, p. 214 fg., 224 fg., viel mehr erfahren wird. — Die schärfste Abweisung aller kommunistischen Ideen zu jener Zeit finden wir wohl bei Oliver Cromwell, der — obwohl er selber ein Volksmann war — den Vorschlag, das allgemeine Wahlrecht für das Parlament einzuführen, energisch verwarf, als eine Einrichtung, die „notwendig zur Anarchie führe".

ausgeführt und durchdacht — Manchem für ein besseres Verständnis unserer Zeit von Nutzen sein werden. Allerdings ist im 19. Jahrhundert ein neues Element gewaltig umgestaltend hinzugetreten: die M a s c h i n e, jene Maschine, von welcher der soeben genannte gute und gedankenreiche Sozialist William Morris sagt: „Wir sind die Sklaven der Ungeheuer geworden, die unsere eigene Schöpferkraft geboren hat.“[1]) Die Menge des Elends, das die Maschine im 19. Jahrhundert verursacht hat, lässt sich durch keine Ziffern darstellen, sie übersteigt jede Fassungskraft. Es scheint mir wahrscheinlich, dass das 19. Jahrhundert das „schmerzensreichste“ aller bekannten Zeiten war, und zwar hauptsächlich in Folge des plötzlichen Aufschwunges der Maschine. Im Jahre 1835, kurz nach der Einführung des Maschinenbetriebes in Indien, berichtete der Vicekönig: „Das Elend findet kaum eine Parallele in der Geschichte des Handels. Die Knochen der Baumwollweber bleichen die Ebenen Indiens.“[2]) Das war in grösserem Massstabe die Wiederholung des selben namenlosen Elends, das die Einführung der Maschine überall heraufbeschworen hat. Schlimmer noch — denn jener Hungertod trifft nur die eine Generation — ist die Herabdrückung Tausender und Millionen von Menschen aus relativem Wohlstand und aus Unabhängigkeit zu andauernder Sklaverei und ihre Vertreibung aus gesundem Landleben in das jämmerliche licht- und luftlose Dasein der grossen Städte.[3]) Und doch darf man bezweifeln, ob

---

[1]) *Signs of Change,* p. 33.

[2]) Citiert nach May: *Wirtschafts- und handelspolitische Rundschau für das Jahr 1897,* S. 13. — Harriett Martineau meldet mit bestrickender Naivetät in ihrem vielgelesenen *British rule in India,* p. 297, die armen englischen Beamten hätten ihre übliche allabendliche Lustfahrt einstellen müssen wegen des fürchterlichen Gestankes der Leichen.

[3]) Die Arbeiter der Textilindustrie lebten z. B. bis gegen Schluss des 18. Jahrhunderts fast alle auf dem Lande und gaben sich zugleich mit Feldarbeiten ab. Dabei waren sie unvergleichlich besser gestellt als heute (siehe Gibbins: a. a. O., S. 154, und man lese auch das achte Kapitel des ersten Buches von Adam Smith‘s: *Wealth of nations*). Um den heutigen Zustand der Arbeiter vieler Industriezweige in demjenigen Lande Europa‘s, wel-

diese Umwälzung (abgesehen davon, dass sie eine viel zahlreichere Bevölkerung traf) grössere Härten und eine intensivere allgemeine Krisis verursacht hat als der Übergang des Handels von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft, oder des Landbaues von der Naturwirtschaft zur Kunstwirtschaft. Gerade die ungeheure Schnelligkeit, mit welcher das Fabrikwesen sich ausgedehnt hat, dazu die gleichzeitig fast ins Unbeschränkte erweiterte Möglichkeit der Auswanderung, hat die unumgängliche Grausamkeit dieser Entwickelung einigermassen gemildert.

Wir haben gesehen, wie genau dieser wirtschaftliche Umschwung durch den individuellen Charakter des Germanen vorausbedingt war. Sobald die leidige Politik nur einen Augenblick ruhig Atem schöpfen liess, sahen wir im 13. Jahrhundert Roger Bacon, im 15. Leonardo da Vinci das Werk der Erfindung vorwegnehmen, dessen Verwirklichung Jahrhunderte hindurch nur äusserlich verhindert werden sollte. Und ebensowenig wie Teleskop und Lokomotive ein schlechterdings Neues, etwa die Frucht einer geistigen Entwickelung sind, ebensowenig ist irgend etwas in unserem heutigen wirtschaftlichen Zustand grundsätzlich neu, und sei es als Erscheinung noch so verschieden von früheren Zuständen. Wir werden die wirtschaftliche Lage der Gegenwart erst dann richtig beurteilen, wenn wir gelernt haben, die Grundzüge unseres Charakters in den vergangenen Jahrhunderten überall am Werke zu erkennen: der selbe Charakter ist auch heute am Werke.

---

ches die besten Löhne zahlt, nämlich England, kennen zu lernen, empfehle ich R. H. Sherard: *The white slaves of England* (Die weissen Sklaven Englands), 1897.

5. Politik und Kirche (von der Einführung des Beichtzwanges, 1215, bis zur französischen Revolution).

Die Kirche

Inwiefern ich bei diesem Überblick Politik und Kirche als zusammengehörig betrachte, habe ich S. 735 auseinandergesetzt; die tieferen Gründe dieser Zusammengehörigkeit sind in der Einleitung zum Abschnitt „Der Kampf" berührt.[1]) Ausserdem wird wohl Niemand leugnen, dass in der Entwickelung Europa's seit dem 13. Jahrhundert die thatsächlich bestehenden Beziehungen zwischen Kirche und Politik in manchen wichtigsten Dingen von ausschlaggebender Bedeutung waren, und praktische Politiker behaupten einstimmig, eine vollkommene Trennung der Kirche vom politischen Staate — d. h. also die Indifferenz des Staates in Bezug auf kirchliche Dinge — sei auch heute noch undurchführbar. Prüft man die darauf bezüglichen Argumente der konservativsten Staatsmänner, so wird man sie stichhaltiger finden als die ihrer doktrinären Gegner. Man schlage z. B. das Buch *Streitfragen der Gegenwart* von Constantin Pobedonoszew auf. Dieser bekannte russische Staatsminister und Oberprocureur des heiligen Synods kann als vollendeter Typus eines Reaktionärs gelten; ein freidenkender Mann wird nicht häufig in der Lage sein, in politischen Dingen mit ihm übereinzustimmen; ausserdem ist er ein orthodox kirchlicher Christ. Er meint nun, die Kirche k ö n n e vom Staat nicht getrennt werden, nicht auf die Dauer wenigstens, und zwar weil sie dann unfehlbar „bald das Übergewicht über den Staat gewinnen" und zu einem Umsturz im theokratischen Sinne führen würde! Diese Behauptung seitens eines Mannes, der in kirchliche Dinge so genau eingeweiht ist und der Kirche die grösste Sympathie entgegenbringt, scheint mir höchst beachtenswert. Er fürchtet ebenfalls, dass, sobald der Staat die Indifferenz gegen die Kirche als Prinzip einführt, „der Priester sich in die Familie hineindrängen wird, an die Stelle des

---

[1]) Siehe auch *Allgemeine Einleitung,* S. 19.

Vaters“.[1]) Pobedonoszew schreibt also der Kirche eine so enorme politische Bedeutung zu, dass er als erfahrener Staatsmann für den Staat und als gläubiger Christ für die Religion fürchtet, sobald man ihr die Zügel schiessen liesse. Das mag manchem Liberalen zu denken geben! Mir dient es einstweilen als Rechtfertigung meines Standpunktes, wenn ich auch von ganz anderen Voraussetzungen ausgehe und auf ganz andere Ziele hinsteuere als der Ratgeber des Autokraten aller Reussen.

Ich beabsichtige nämlich, da dieser Abschnitt wie die übrigen notgedrungen sehr kurz gehalten sein muss, mein Augenmerk fast lediglich auf die Rolle der Kirche in der Politik der letzten sechshundert Jahre zu richten, denn gerade hiermit glaube ich dasjenige zu treffen, was als verhängnisvolles Erbe früherer Zeiten noch heute lebt. Schon Gesagtes braucht nicht wiederholt zu werden, und ebenso überflüssig wäre es, das, was Jeder seit der Schule weiss, hier noch einmal zusammenzufassen.[2]) Hier dagegen winkt uns Neues und der Lohn eines tiefen Einblickes in die innerste Werkstatt weltgestaltender Politik. Sonst ist ja Politik meist nur ein Anpassen, ein Anbequemen, das Gestern hat für das Heute wenig Interesse; hier aber erblicken wir die bleibenden Motive und lernen einsehen, warum nur bestimmte Anpassungen glückten, nicht andere.

Martin Luther

Die Reformation ist der Mittelpunkt der politischen Entwickelung Europa‘s von 1200 bis 1800; sie hat für die Politik eine ähnliche Bedeutung wie sie die Einführung des Beichtzwanges durch die Synode des Jahres 1215 für die Religion gehabt hat. Durch die Beichte (nicht allein der grossen, öffentlich bekannten und gebüssten Sünden, wie früher, sondern der täglichen, dem Priester im Geheimen anvertrauten Vergehen) war der römischen Religion eine doppelte — sie vom Evangelium Christi immer

---

[1]) Deutsche Übersetzung von Borchardt und Kelchner, 3. Aufl., S. 10 fg., 24 fg.

[2]) Siehe im vorigen Abschnitt, S. 827, die Andeutung über den monarchischen Absolutismus als ein Mittel zur Erlangung der nationalen Unabhängigkeit und zur Wiedereroberung der Freiheit; ausserdem die Bemerkungen S. 809 fg. und das ganze achte Kapitel.

weiter entfernende — Richtung unabweisbar aufgezwungen: einerseits zur immer unbedingteren Priesterherrschaft, andrerseits zur immer grösseren Abschwächung des inneren religiösen Momentes; kaum fünfzig Jahre nach dieser vatikanischen Synode, und schon wurde gelehrt: zum Sakramente der Busse bedürfe es nicht der Herzensreue *(contritio),* es genüge die Furcht vor der Hölle *(attritio).* Die Religion war nunmehr vollkommen veräusserlicht, der Einzelne dem Priester bedingungslos ausgeliefert. Der Beichtzwang bedeutet das vollkommene Opfer der Person. Hiergegen regten sich die Gewissen ernster Menschen in ganz Europa. Doch erst die Reformationsthätigkeit Luther‘s hat jene religiöse Gährung, die schon Jahrhunderte die Christenheit durchdrang,[1]) zu einer politischen Macht umgestaltet, und zwar dadurch, dass sie die vielen religiösen Fragen zu einer kirchlichen Frage umwandelte. Hierdurch erst ward es möglich, einen entscheidenden Schritt zur Befreiung zu thun. Luther ist vor Allem ein p o l i t i s c h e r Held; um ihn gerecht zu beurteilen, um seine überragende Stellung in der Geschichte Europa‘s zu begreifen, muss man das wissen. Darum jene merkwürdigen, vielbedeutenden Worte: „Nun, meine lieben Fürsten und Herren, ihr eilet fast mit mir armen einigen Menschen zum Tode; und wenn das geschehen ist, so werdet ihr gewonnen haben. Wenn ihr aber Ohren hättet, die da höreten, ich wollte euch etwas Seltsames sagen. Wie, wenn des Luther‘s Leben so viel vor Gott gülte, dass, w o e r n i c h t l e b e t e, e u e r K e i n e r s e i n e s L e b e n s o d e r H e r r s c h a f t s i c h e r w ä r e, und dass sein Tod euer Aller Unglück sein würde?“ Welch ein politischer Scharfblick! Denn dass die Fürsten, die sich nicht unbedingt Rom unterwarfen, ihres Lebens nicht sicher waren, hat die Folge häufig bestätigt; dass die anderen aber eine unabhängige Herrschaft nach römischer Lehre nicht besassen, noch jemals besitzen konnten, ist im achten Kapitel an der Hand nicht allein zahlreicher päpstlicher Bullen, sondern der unausbleiblichen Folgerungen aus den imperial-theokratischen Voraussetzungen un-

---

[1]) Siehe S. 613 fg.

widerleglich gezeigt worden.[1]) Ergänzt man nun die angeführte Stelle durch jene vielen anderen, wo Luther die Unabhängigkeit des „weltlichen Regiments“ betont und sie aus der Hierarchie eines göttlich Eingesetzten vollkommen losreisst, wo er „das geistliche Recht von dem ersten Buchstaben bis an den letzten zu Grund ausgetilgt“ wissen will, so liegt die wesentlich politisch-nationale Natur seiner Reformation klar vor Aller Augen. So spricht er z. B. an einer Stelle: „Christus machet nicht Fürsten oder Herren, Bürgermeister oder Richter, sondern dasselbige be-

[1]) Ich kenne kein packenderes Dokument über den von Rom aus betriebenen Fürstenmord als die Klage Francis Bacon‘s (im Jahre 1613 oder 1614?) gegen William Talbot, einen irischen Rechtsanwalt, der zwar den Treueid zu leisten bereit gewesen war, jedoch, was eine eventuelle Verpflichtung, den exkommunizierten König zu ermorden anbetreffe, erklärt hatte, er unterwerfe sich hierin wie in allen anderen „Glaubensdingen“ den Beschlüssen der römischen Kirche. Lord Bacon giebt bei dieser Gelegenheit eine gedrängte Darstellung der Ermordung Heinrich‘s III. und Heinrich‘s IV. von Frankreich und der verschiedenen Attentate von der selben Seite auf das Leben der Königin Elisabeth und König Jakob‘s I. Aus diesem knappen zeitgenössischen Bericht weht einem jene Atmosphäre des Meuchelmordes entgegen, die drei Jahrhunderte lang, vom Thron bis zur Bauernhütte, die aufstrebende Welt der Germanen umgeben sollte. Hätte Bacon später gelebt, er hätte viel Gelegenheit zur Ergänzung gehabt; namentlich Cromwell, der sich zum Vertreter des Protestantismus in ganz Europa aufgeworfen hatte, schwebte in täglicher, stündlicher Gefahr. Wenn heute ein irregeleiteter Proletarier einen Anschlag auf das Leben eines Monarchen unternimmt, schreit die ganze gesittete Welt voll Empörung laut auf, und regelmässig wird verkündet, das seien die Folgen des Abfalles von der Kirche; doch früher lautete das Lied ganz anders, da waren die Mönche die Königsmörder, und Gott hatte ihnen die Hand geführt. So rief z. B. Papst Sixtus V. jubelnd im Konsistorium aus, als er die Mordthat des Dominikaners Clément erfuhr: *„che‘l successo della morte del re di Francia si ha da conoscer dal voler espresso del signor Dio, e che perciò si doveva confidar che continuarebbe al haver quel regno nella sua prottetione“* (Ranke: *Päpste,* 9. Aufl., II, 113). Dass Thomas von Aquin den Tyrannenmord zu den „gottlosen Mitteln“ gerechnet hatte, fand hier natürlich keine Anwendung, denn es handelte sich nicht um Tyrannen, sondern um Häretiker (und diese sind vogelfrei, siehe S. 679), oder um allzu freiheitlich gesinnte Katholiken, wie Heinrich IV.

fiehlet er der Vernunft; diese handelt von äusserlichen Sachen, da müssen Obrigkeit sein.“[1]) Das ist doch der genaueste Gegensatz zu der römischen Lehre, nach welcher jede weltliche Stellung — ob Fürst oder Knecht — jeder Beruf — ob Lehrer oder Doktor — als ein kirchliches Amt aufzufassen ist (siehe S. 672), und wo vor Allem der Monarch in Gottes — nicht in der Vernunft — Auftrag regiert. Da mag man wohl mit Shakespeare ausrufen: „Politik, o du Häretiker!“ Vollendet wird dieses politische Gebäude durch die stete Betonung der deutschen Nation im Gegensatz zu den „Papisten“. An den „Adel deutscher Nation“ wendet sich der deutsche Bauernsohn, und zwar, um ihn aufzurufen gegen den Fremden, nicht aber dieses oder jenes subtilen Dogmas wegen, sondern im Interesse der nationalen Unabhängigkeit und der Freiheit der Person. „Der Papst und die Seinen mögen sich nicht rühmen, dass sie deutscher Nation gross gut gethan haben mit Verleihung dieses römischen Reiches. Zum ersten darum, dass sie nichts Gutes uns darinnen gegönnt, sondern unsere Einfältigkeit dabei gemissbraucht haben, zum anderen, weil der Papst dadurch nicht uns, sondern sich selbst das Kaisertum zu eignen gesucht hat, um sich alle unsere Gewalt, Freiheit, Gut, Leib und Seele zu unterwerfen, und durch uns (wo es Gott nicht gewehrt hätte) alle Welt.“[2]) Luther ist der erste Mann, der sich der Bedeutung des Kampfes zwischen Imperialismus und Nationalismus vollkommen bewusst ist; Andere hatten sie nur geahnt und sich entweder, wie die gebildeten Bürger der meisten deutschen Städte, auf das religiöse Thema beschränkt, hier deutsch gefühlt und gehandelt, doch ohne die Notwendigkeit einer kirchlich-politischen Empörung einzusehen, oder aber sie führten hochfliegende, kühne Pläne im Schilde, wie Sickingen und Hutten, von denen Letzterer als sein klares Ziel erkannte, „die römische Tyrannei

---

[1]) *Von weltlicher Obrigkeit.*

[2]) *Sendschreiben an den christlichen Adel deutscher Nation.* Eine Behauptung, die ein unverdächtiger Zeuge, Montesquieu, später bestätigt: *„Si les Jésuites étaient venus avant Luther et Calvin, ils auraient été les maîtres du monde“ (Pensées diverses).*

brechen und der wälschen Krankheit ein Ziel setzen“; es fehlte ihnen aber das Verständnis für die breiten Grundlagen, welche gelegt werden mussten, sollte man einer so starken Festung wie Rom den Krieg mit Aussicht auf Erfolg erklären können.[1]) Dagegen Luther, während er Fürsten, Adel, Bürgertum, Volk zum Kampf aufruft, es durchaus nicht bei diesem negativen Werke der Auflehnung gegen Rom bewenden lässt, sondern im selben Augenblicke den Deutschen eine ihnen allen gemeinsame, sie alle verbindende Sprache schenkt und die eigentliche politische Organisation an den zwei Punkten anfasst, die für die Zukunft des Nationalismus entscheidend waren: Kirche und Schule.

Wie unmöglich es ist, eine Kirche halb-national, also unabhängig von Rom zu halten, ohne sie aus der römischen Gemeinschaft entschlossen auszuscheiden, hat die fernere Geschichte gezeigt. Sowohl Frankreich wie Spanien und Österreich haben sich geweigert, die Beschlüsse des Konzils von Trient zu unterschreiben, und namentlich Frankreich hat, so lange es Könige

---

[1]) Um einzusehen, wie allgemein die religiöse Empörung gegen Rom in ganz Deutschland geraume Zeit vor Luther war, sind die verschiedenen Schriften Ludwig Keller‘s zu empfehlen und zwar von den mir bekannten besonders die kleinste, betitelt: *Die Anfänge der Reformation und die Ketzerschulen* (in den von der Comenius-Gesellschaft herausgegebenen Schriften erschienen). Ein unverdächtiger Zeuge der Stimmung, welche durch ganz Deutschland zu Zeiten Luther‘s wehte, ist der berühmte Nuntius Aleander, der von Worms aus (am 8. Februar 1521) dem Papst berichtet, neun Zehntel der Deutschen seien für Luther, und das übrige Zehntel, wenn auch nicht gerade für Luther eingenommen, rufe dennoch: Tod dem römischen Hofe! Dass fast der gesamte deutsche Klerus im Herzen gegen Rom und für die Reformation sei, betont Aleander öfters. (Siehe die von Kalkoff herausgegebenen *Depeschen vom Wormser Reichstage,* 1521.) Luther‘s Rolle in dieser allgemeinen Erhebung der Geister hat Zwingli genau bezeichnet, indem er ihm schrieb: „Nicht wenige Männer hat es früher gegeben, die die Summa und das Wesen der evangelischen Religion eben so gut erkannt hatten als Du. Aber aus dem ganzen Israel wagte es Niemand, zum Kampfe hervorzutreten, denn sie fürchteten jenen mächtigen Goliath, der mit dem furchtbaren Gewicht seiner Waffen und Kräfte in drohender Haltung dastand.“

besass, wacker für die Sonderrechte seiner gallikanischen Kirche und Priesterschaft gestritten; doch nach und nach gewann die starreste römische Doktrin immer mehr Boden, und heute wären diese drei Länder froh, wenn sie den längst überholten, verhältnismässig freiheitlichen Standpunkt der Tridentiner Tage als Gnadengeschenk erhielten. Und was Luther‘s Schulreformen betrifft — von ihm mit all der Macht angestrebt, über die ein vereinzelt stehender Riese verfügen kann — so ist der beste Beweis seines politischen Scharfblickes daraus zu entnehmen, dass die Jesuiten sofort in seine Fusstapfen traten, Schulen gründeten und Lehrbücher verfassten mit genau den selben Titeln und der selben Anordnung wie die Luther‘s.[1]) Gewissensfreiheit ist eine schöne Errungenschaft, insofern sie eine Grundlage für echte Religiosität abgiebt; doch ist die moderne Voraussetzung, jede Kirche vertrage sich mit jeder Politik, eine Tollheit. In der künstlichen Organisation der Gesellschaft bildet die Kirche das innerste Rad, d. h. einen wesentlichen Teil des politischen Uhrwerkes. Freilich kann diesem Rade in dem Gesamtmechanismus eine grössere oder geringere Wichtigkeit zukommen, doch ist es unmöglich, dass seine Struktur und Thätigkeit ohne Einfluss auf das Ganze bleibe. Wer kann denn die Geschichte der europäischen Staaten vom Jahre 1500 bis zum Jahre 1900 betrachten, ohne zugeben zu müssen, dass die römische Kirche sichtbar einen gewaltigen Ein-

---

[1]) Nie fühlt man den warmen Herzschlag des prächtigen Germanen mehr, als jedesmal wenn Luther auf Erziehung zu sprechen kommt. Dem Adel hält er vor, wenn er mit Ernst nach einer Reformation trachte, so solle er vor Allem „eine gute Reformation der Universitäten“ durchsetzen. In seinem *Sendschreiben an die Bürgermeister und Ratsherren aller Städte in deutschen Landen* ruft er in Bezug auf die Schulen aus: „Hier wäre billig, dass, wo man einen Gulden gäbe, wider die Türken zu streiten, wenn sie uns gleich auf dem Halse lägen, hier hundert Gulden gegeben würden, ob man gleich nur einen Knaben könnte damit aufziehen — — —“, und er ermahnt jeden einzelnen Bürger, das viele Geld, das er bisher auf Messen, Vigilien, Jahrtage, Bettelmönche, Wallfahrten „und was des Geschwürms mehr ist“ verloren habe, nunmehr „zur Schule zu geben, die armen Kinder aufzuziehen, das so herzlich wohl angelegt ist“.

fluss auf die politische Geschichte der Nationen ausübe? Man blicke auf die (der überwiegenden und massgebenden Mehrzahl nach) der römisch-katholischen Kirche angehörigen Nationen, und man blicke auf die sogenannten „protestantischen“, d. h. nichtrömischen Nationen! Das Urteil wird möglicher Weise verschieden ausfallen; doch wer wird den Einfluss der Kirche in Abrede stellen? Mancher wird vielleicht hier einwerfen, es handle sich um Rassenunterschiede, und ich habe selber so grosses Gewicht auf die physische Gestaltung als Grundlage der sittlichen Persönlichkeit gelegt, dass ich der Letzte wäre, die Berechtigung dieser Ansicht zu bestreiten;[1]) doch ist nichts gefährlicher als Geschichte aus einem einzigen Prinzipe herauskonstruieren zu wollen; die Natur ist unendlich verwickelt; was wir als Rasse bezeichnen, ist innerhalb gewisser Grenzen ein plastisches Phänomen, und wie das Physische auf das Intellektuelle, so kann auch das Intellektuelle auf das Physische zurückwirken. Man nehme z. B. an, die religiöse Reform, welche im spanischen Adel gotischer Abkunft eine Zeit lang so hohe Wellen schlug, hätte in einem feurigen, verwegenen Fürsten den Mann gefunden, fähig die Nation — und wäre es auch mit Feuer und Schwert gewesen — von Rom loszureissen (ob er den Lutheranern, Zwinglianern, Calvinisten oder irgend einer anderen Sekte angehört hätte, ist erwiesenermassen durchaus nebensächlich, entscheidend ist allein die vollkommene Trennung von Rom): glaubt irgend Jemand, dass Spanien, und sei seine Bevölkerung noch so sehr mit iberischen und völkerchaotischen Elementen durchsetzt, heute da stünde, wo es steht? Gewiss glaubt das Niemand, Niemand wenigstens, der, wie ich, diese edlen, tapferen Männer, diese schönen, feurigen Frauen gesehen hat und aus eigener Anschauung weiss, wie diese arme Nation von ihrer Kirche geknechtet und geknebelt und (wie der Engländer sagt) „geritten“ wird, wie dort der Klerus jede individuelle Spontaneität in der Knospe knickt, wie er die krasse Ignoranz begünstigt und den kindischen, entwürdigenden Aberglauben und Götzendienst

---

[1]) Siehe S. 313, 575, etc.

systematisch grosszieht. Und dass es nicht der Glaube an und für sich ist, ich meine, dass es nicht das Fürwahrhalten dieses oder jenes Dogmas ist, sondern die Kirche als politische Organisation, was diese Wirkung ausübt, ersieht man daraus, dass dort, wo die römische Kirche in freieren Ländern ihr Existenzrecht im Kampfe mit anderen Kirchen behaupten muss, sie auch andere Formen annimmt, geeignet, Männer zu befriedigen, die auf der höchsten Kulturstufe stehen. Man ersieht es noch besser daraus, dass dem lutherischen wie auch den übrigen protestantischen Dogmengebäuden — rein als solchen — keine sehr hohe Bedeutung zukommt. Der schwache Punkt war bei Luther seine Theologie;[1]) wäre sie seine Stärke gewesen, er hätte zu seinem politischen Werke nicht getaugt, seine Kirche auch nicht. Rom ist ein politisches System; ihm musste ein anderes politisches System entgegengestellt werden; sonst blieb es ja bei dem alten Kampf, der schon anderthalb Jahrtausende gewährt hatte, zwischen Rechtgläubigkeit und Irrgläubigkeit. Wohl mag Heinrich von Treitschke den Calvinismus „den besten Protestantismus“ nennen, wenn es ihm beliebt;[2]) Calvin war ja in der That der eigentliche rein religiöse Kirchenreformator und der Mann der unerbittlichen Logik; denn nichts folgt klarer aus der konsequent durchgeführten Lehre von der Prädestination als die Geringfügigkeit kirchlicher Handlungen und die Nichtigkeit priesterlicher Ansprüche; doch sehen wir, dass diese Lehre Calvin‘s viel zu rein theologisch war, um die römische Welt aus den Angeln zu heben; dazu war sie ausserdem zu ausschliesslich rationalistisch. Anders ging Luther, der deutschpatriotische Politiker, zu Werke. Nicht dogmatische Tüfteleien füllten sein Denken aus; vielmehr kamen diese erst in zweiter Reihe; voran ging die Nation: „Für meine Deutschen bin ich geboren, ihnen will ich dienen!“ — so rief der prächtige Mann. Die Vaterlandsliebe war in ihm das Unbe-

---

[1]) Harnack: *Dogmengeschichte,* Grundriss, 2. Aufl. S. 376, schreibt: „Luther beschenkte seine Kirche mit einer Christologie, die an scholastischem Widersinn die thomistische weit hinter sich liess.“

[2]) *Historische und politische Aufsätze,* 5. Aufl., II, 410.

dingte, die Gottesgelahrtheit das Bedingte, in welchem er die Mönchskutte niemals völlig abwarf. Einer der namhaften protestantischen Theologen des 19. Jahrhunderts, Paul de Lagarde, sagt von Luther's Theologie: „In der lutherischen Dogmatik sehen wir das katholisch-scholastische Gebäude unangetastet vor uns stehen bis auf einzelne *loci,* die weggebrochen und durch einen neuen, mit der alten Architektur nicht durch den Stil, sondern nur durch Mörtel in Verbindung gebrachten Anbau ersetzt sind";[1]) und der berühmte Dogmatiker Adolf Harnack, ebenfalls kein Katholik, bestätigt dieses Urteil, indem er die lutherische Kirchenlehre (wenigstens in ihrer weiteren Ausbildung) „eine kümmerliche Doublette zur katholischen Kirche" nennt.[2]) Dies ist von den genannten protestantischen Gelehrten als Tadel gemeint; wir aber, vom rein politischen Standpunkt aus die Sache betrachtend, werden unmöglich tadeln können; denn wir sehen, dass diese Beschaffenheit der lutherischen Reform eine Bedingung für den politischen Erfolg war. Ohne die Fürsten war nichts zu machen. Wer wird im Ernste behaupten wollen, die reformfreundlichen Fürsten hätten in und aus religiöser Begeisterung gehandelt? Die Finger einer einzigen Hand wären schon viel zu zahlreich für diejenigen unter ihnen, auf welche eine derartige Behauptung allenfalls Anwendung fände. Politisches Interesse und politischer Ehrgeiz, gestützt auf ein Erwachen des Nationalitätsbewusstseins, waren massgebend. Doch waren alle diese Männer, sowie die Nationen alle, in der römischen Kirche aufgewachsen, deren starker Zauber noch auf ihren Geistern lag. Indem ihnen Luther nun eine „Doublette" der römischen Kirche bot, spitzte er die vorhandene Erregung auf ihren politischen Inhalt zu, ohne die Gewissen mehr als nötig zu beunruhigen. Das Lied, das mit den Worten:

> Ein' feste Burg ist unser Gott

beginnt, endet

> Das Reich muss uns doch bleiben.

---

[1]) *Über das Verhältnis des deutschen Staates zu Theologie, Kirche und Religion.*

[2]) *Dogmengeschichte,* § 81.

Das war die rechte Tonart. Und es ist vollkommen falsch, wenn Lagarde behauptet, „es blieb alles beim Alten.“ Die Trennung von Rom, die Luther sein Leben lang mit so leidenschaftlichem Ungestüm verfocht, war die gewaltigste politische Umwälzung, welche überhaupt stattfinden konnte. Durch sie ist dieser Mann der Angelpunkt der Weltgeschichte geworden. Denn wie jämmerlich auch der weitere Verlauf der Reformation sich in mancher Beziehung gestalten sollte — wo habgierige, bigotte und (um mit Treitschke zu reden) „beispiellos unfähige“ Fürsten das endlich erwachte Germanien, so weit sie es vermochten, mit Feuer und Schwert wieder entgermanisierten und der Pflege der Basken und ihrer Kinder anvertrauten — Luther‘s That ging doch nicht unter, und zwar deswegen nicht, weil sie auf fester politischer Grundlage ruhte. Es ist lächerlich, die sogenannten „Lutheraner“ zu zählen und danach Luther‘s Wirken zu ermessen; denn dieser Held hat die ganze Welt emanzipiert, und der heutige Katholik verdankt es ihm ebenso sehr wie jeder Andere, wenn er ein freier Mann ist.[1])

Dass Luther mehr ein Politiker als ein Theolog war, schliesst natürlich nicht aus, dass die lebendige Kraft zu seinem Thun aus einem tiefinneren Quell floss: aus seiner Religion, die wir mit seiner Kirche nicht verwechseln wollen. Doch gehört das nicht in diesen Abschnitt; hier genügt es, das Eine zu sagen, dass Luther‘s inbrünstige Vaterlandsliebe ein Teil seiner Religion war. Aber auch ein Weiteres ist bemerkenswert, dass nämlich, sobald die Reformation als Schilderhebung gegen Rom aufgetreten war,

---

[1]) Über Luther‘s befreiende That, welche der ganzen Welt, auch den stockkatholischen Staaten zugute gekommen ist, sagt Treitschke (*Politik* I, 333): Seit Martin Luther‘s grosser befreienden That ist mit der alten Lehre (der Überlegenheit der Kirche über den Staat) ganz und für immer nicht bloss in den evangelischen Ländern gebrochen worden. Man wird es einem Spanier allerdings nicht begreiflich machen, dass Spanien Martin Luther die Selbständigkeit seiner Krone verdankt. Luther sprach den grossen Gedanken aus, dass der Staat an sich eine sittliche Ordnung sei, ohne dass er der Kirche seinen schützenden Arm zu leihen brauche; hiebei liegt sein grösstes politisches Verdienst.“

die religiöse Gährung, welche schon seit Jahrhunderten die Gemüter wie in einem beständigen Fieber erhalten hatte, fast plötzlich aufhörte. Religionskriege finden freilich statt, in denen aber ganz ruhig Katholiken (wie Richelieu) sich mit Protestanten gegen andere Katholiken verbinden. Hugenotten ringen zwar mit Gallikanern um die Vorherrschaft, und Papisten und Anglikaner köpfen sich gegenseitig fleissig; überall steht jedoch das politische Moment im Vordergrunde. Der Protestant sagt nicht mehr das ganze Evangelium auswendig her, neue Interessen nehmen jetzt sein Denken in Anspruch; nicht einmal der fromme Herder kann im kirchlichen Sinne des Wortes gläubig genannt werden, er hat zu wahrhaftig auf die Stimme der Völker und auf die Stimme der Natur gelauscht; und der Jesuit, als Beichtvater der Monarchen und als Bekehrer der Völker, drückt beide Augen vor allen dogmatischen Verirrungen zu, wenn nur die Macht Rom‘s gefördert wird. Man sieht, wie der mächtige Impuls, der von Luther ausgeht, die Menschen hinwegtreibt von den kirchlich-religiösen Dingen; gewiss, sie gehen nicht alle in einer Richtung, sondern stieben auseinander, doch ist die Tendenz — die wir auch im 19. Jahrhundert bemerken können — eine zunehmende Gleichgültigkeit, und zwar eine Gleichgültigkeit, welche die nichtrömischen Kirchen, als die schwächsten, zuerst trifft. Auch dies ist ein politisch-kirchliches Moment von höchster Wichtigkeit für das Verständnis des 17., 18. und 19. Jahrhunderts, denn es gehört zu den wenigen Dingen, die nicht (wie Mephistopheles von der Politik behauptet) immer wieder von vorne anfangen, sondern einen bestimmten Gang gehen. Man sagt und man klagt und Einige frohlocken, dies bedeute ein Abfallen von der Religion. Mit nichten glaube ich das. Denn es träfe nur zu, wenn die uns überlieferte christliche Kirche der Inbegriff der Religion wäre, und dass das nicht der Fall ist, hoffe ich klar und unwiderleglich dargethan zu haben.[1]) Damit jene Behauptung zuträfe, müsste man sich ausserdem zu der Annahme erdreisten, ein Shakespeare, ein Leonardo da Vinci, ein Goethe hätten keine Religion gehabt,

[1]) Siehe Kap. 7.

worüber später ein Mehreres. Nichtsdestoweniger bedeutet dieser Vorgang ohne Zweifel eine Abnahme des kirchlichen Anteils an der allgemeinen politischen Verfassung der Gesellschaft; diese Tendenz zeigt sich schon im 16. Jahrhundert (z. B. in Männern wie Erasmus und More) und wächst seitdem von Jahr zu Jahr. Sie ist einer der äusserst charakteristischen Züge in der Physiognomie der im Entstehen begriffenen neuen Welt, zugleich ein echt germanischer und überhaupt alt-indoeuropäischer Zug.

So wenig es mir einfallen konnte, eine politische Geschichte von sechs Jahrhunderten auf zwanzig Druckseiten auch nur zu skizzieren, so notwendig war es, gerade diesen einen Punkt ins volle Licht zu setzen: dass die Reformation eine politische That ist und zwar die entscheidende unter allen. Sie erst hat den Germanen sich selbst wiedergegeben. Es bedarf, glaube ich, keines Kommentars, damit die Wichtigkeit dieser Einsicht für das Verständnis von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in die Augen springe. Doch möchte ich ein Ereignis in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt lassen: die französische Revolution.

Die französische Revolution

Es gehört zu den erstaunlichsten Verirrungen des Menschenurteils, diese Katastrophe als den Morgen eines neuen Tages, als einen Grenzpfahl der Geschichte zu betrachten. Lediglich dadurch, dass die Reformation in Frankreich nicht zum Durchbruch hatte kommen können, wurde die Revolution unumgänglich. Frankreich war noch zu reich an unverfälscht germanischem Blute, um wie Spanien schweigend zu verrotten, zu arm daran, um sich aus der verhängnisvollen Umarmung der theokratischen Weltmacht vollends loszuringen. Die Hugenottenkriege haben von Anfang an das Missliche, dass die Protestanten nicht allein gegen Rom, sondern zugleich gegen das Königtum und dessen Bestrebungen, eine nationale Einheit herzustellen, ankämpfen, so dass wir das paradoxe Schauspiel erleben, die Hugenotten im Bunde mit den ultramontanen Spaniern, und ihren Gegner, den Kardinal Richelieu, im Bunde mit dem Protagonisten des Protestantismus, Gustav Adolf, zu sehen. Nun ist aber erfahrungsgemäss ein starkes Königtum überall, auch in katholischen Ländern, das mächtigste Bollwerk gegen römische Politik: ausserdem bedeutet

es (wie wir im vorigen Abschnitt gesehen haben) den sichersten Weg zur Erlangung weitgehender individueller Freiheit auf Grundlage festgeordneter Verhältnisse. So stand denn diese Sache auf schlechten Füssen. Noch schlimmer aber erging es ihr, als die Hugenotten sich endgültig unterworfen hatten und — jede politische Hoffnung aufgebend — lediglich als religiöse Sekte zurückgeblieben waren; denn nun wurden sie hingeschlachtet und vertrieben. Die Zahl der Ausgewanderten (der Ermordeten gar nicht zu gedenken) wird auf über eine Million geschätzt. Man denke nur, was aus einer Million Menschen heute — in einer Zwischenzeit von zweihundert Jahren — für eine Macht herangewachsen wäre! Und es waren die Besten des Landes. Überall, wohin sie kamen, haben sie Fleiss, Bildung, Reichtum, sittliche Kraft, Hochthaten des Geistes gebracht. Frankreich hat den Verlust dieses Kernes seiner Bevölkerung seither nie verwunden. Nunmehr war es dem Völkerchaos und (bald darauf) dem Judentum ausgeliefert. Heute weiss man ganz genau, dass die Vernichtung und Vertreibung der Protestanten das Werk nicht des Königs, sondern der Jesuiten war; La Chaise ist der wirkliche Urheber und Durchführer der Hugenottenausrottung. Die Franzosen besassen früher ebensowenig wie andere Germanen eine Neigung zur Unduldsamkeit; ihr grosser Rechtslehrer Jean Bodin, einer der Begründer des modernen Staates, hatte im 16. Jahrhundert, obwohl selber Katholik, die unbeschränkte religiöse Toleranz und die Abweisung aller römischen Einmischung gefordert. Inzwischen hatte sich aber der nationalitätslose Jesuit — die „Leiche" in der Hand seiner Oberen (S. 528) — bis an den Thron hinaufgeschlichen; mit der Grausamkeit und Sicherheit und Dummheit einer Bestie vertilgte er das Edelste im Lande. Und nachdem La Chaise gestorben und die Hugenotten ausgetilgt waren, kam ein anderer Jesuit, Le Tellier, daran und wusste den wollüstigen, von seinen jesuitischen Lehrern in krassester Ignoranz erzogenen König durch die Furcht vor der Hölle so ganz in seine Hände zu bekommen, dass sein Orden nunmehr zu dem nächsten Kampf im Interesse Rom's, nämlich zur Vernichtung jeder wahrhaften, auch k a t h o l i s c h e n, Religiosität schreiten konnte; es war dies

der Kampf gegen den gläubigen, doch unabhängigen katholischen Klerus Frankreich's. Hier galt es, die von den frömmsten Königen der Vorzeit behauptete nationale Unabhängigkeit der gallikanischen Kirche zu vernichten und zugleich die letzten Spuren des tief innerlichen, mystischen Glaubens von Grund aus zu vertilgen, der stets gerade in der katholischen Kirche so starke Wurzeln geschlagen hatte und nunmehr in Jansen und seinen Nachfolgern zu einer weitreichenden moralischen Kraft heranzuwachsen drohte. Auch dies gelang. Wer sich über die wahren *origines de la France contemporaine* unterrichten will, kann es auch, ohne Taine's umfangreiches Werk zu lesen; er braucht nur die berühmte Bulle *Unigenitus* (1713) aufmerksam zu studieren, in welcher nicht allein zahlreiche Sätze des Augustinus, sondern die grundlegenden Lehren des Apostel Paulus als „häretisch" verdammt werden; sodann nehme er ein beliebiges Geschichtswerk zur Hand und sehe, auf welche Weise die Annahme dieser speziell auf Frankreich gemünzten Bulle durchgesetzt wurde. Es ist ein Kampf des geistig beschränkten Fanatismus im Bunde mit dem absolut gewissenlosen politischen Ehrgeiz gegen alles, was die französische katholische Kirche noch an Gelehrsamkeit und Tugend enthielt. Die würdigsten Prälaten wurden abgesetzt und somit ins Elend gestürzt; andere, sowie viele Theologen der Sorbonne, wurden einfach in die Bastille geworfen, mithin ihre Stimme zum Schweigen gebracht; andere wiederum waren schwach, sie gaben der politischen Pression und den Drohungen nach oder liessen sich mit Geld und Pfründen kaufen.[1]) Trotzdem währte der Kampf lange. In einem ergreifenden Protest forderten die mutigen unter den Bischöfen Frankreich's ein allgemeines Konzil gegen eine Bulle, welche, so sagten sie, „die

---

[1]) Von jeher war das Kaufen die beliebteste Taktik Rom's. Über die an Luther geübten Bestechungsversuche findet man den authentischen Bericht in Aleander's Brief an die Kurie vom 27. April 1521. Wie bei Eck und den Übrigen durch Geldgeschenke, Pfründen u. s. w. der Eifer für die heilige Sache warm gehalten wurde, kann man am selben Orte sehen, zugleich die Vorsicht, mit welcher den Beschenkten „unbedingtes Stillschweigen" auferlegt wird (15. Mai 1521).

festesten Grundlagen der christlichen Sittenlehre, ja das erste und grösste Gebot der Liebe Gottes zerstöre“; desgleichen that der Cardinal de Noailles, desgleichen die Pariser Universität und die Sorbonne — kurz, alles was in Frankreich denkfähig gebildet und ernst religiös gesinnt war.[1]) Docn es geschah damals, was wir im 19. Jahrhundert nach dem Vatikanischen Konzil wieder erlebten: die erdrückende Macht des Universalismus siegte; einer nach dem andern brachten selbst die Edelsten das Opfer ihrer Persönlichkeit, ihrer Wahrhaftigkeit auf seinem Altare dar. Der echte Katholicismus wurde ebenso ausgerottet wie der Protestantismus ausgerottet worden war. Damit waren die Zeiten für die Revolution reif; denn sonst gab es für Frankreich nur noch — wie vorhin angedeutet — spanisches Verrotten. Dazu besass aber dies begabte Volk doch noch zuviel Lebenskraft, und so erhob es sich mit der sprichwörtlichen Wut des lange geduldigen Germanen, doch bar jedes moralischen Hintergrundes und ohne einen einzigen wirklich grossen Mann. „Nie wurde ein grosses Werk von so kleinen Menschen vollbracht,“ ruft Carlyle in Bezug auf die französische Revolution aus.[2]) Und man werfe nur nicht ein, dass ich die wirtschaftliche Lage unbeachtet lasse; sie ist ja allbekannt, und auch ich schätze ihren Einfluss nicht gering; doch bietet die Geschichte kein einziges Beispiel einer mächtigen Empörung, welche einzig durch wirtschaftliche Zustände bedingt gewesen wäre; der Mensch kann fast jeden Grad des Elendes ertragen, und je elender er ist, um so schwächer ist er; darum haben die grossen wirtschaftlichen Umwälzungen mit ihren bitteren Härten (siehe S. 830) trotz einzelner Aufstände immer einen verhältnismässig ruhigen Gang genommen, indem sich die Einen nach und nach an neue, ungünstigere Verhältnisse, die Anderen sich an neue Ansprüche gewöhnten. Die Geschichte bezeugt es ja auch: nicht der arme,

---

[1]) Man vergl. Döllinger u. Reusch: *Geschichte der Moralstreitigkeiten in der römisch-katholischen Kirche* I., Abt. 1., Kap. 5., Abschn. 7. Cardinal de Noailles nennt die Jesuiten immer kurzweg „die Vertreter der verderbten Moral“.

[2]) *Critical Essays* (Mirabeau).

bedrückte Bauer hat die französische Revolution gemacht, auch nicht der Pöbel, sondern die Bürgerschaft, ein Teil des Adels und ein bedeutender Bruchteil der noch immer national gesinnten Priesterschaft, und zwar diese alle aufgeweckt und angestachelt von der geistigen Elite der Nation. Der Sprengstoff in der französischen Revolution war „graue Hirnsubstanz". Und da ist es für ein richtiges Verständnis vor Allem nötig, jenes innerste Rad der politischen Maschine genau im Auge zu behalten, jenes Rad, bestimmt, das innerste Wesen des einzelnen Menschen mit der Allgemeinheit in Verbindung zu setzen. In einem entscheidenden Augenblick hängt hiervon alles ab. Ob man Protestant oder Katholik oder sonst was sich nenne, mag gleichgültig sein; es ist aber nicht gleichgültig, ob man am Morgen vor der Schlacht „Ein' feste Burg ist unser Gott" singt, oder lascive Operettenlieder: das sahen wir im Jahre 1870. Dem Franzosen war nun, als die Revolution ausbrach, die Religion geraubt worden, und er fühlte so klar, was ihm fehlte, dass er sie von allen Seiten mit rührender Hast und Unerfahrenheit aufzubauen suchte. Die *assemblée nationale* hält ihre Sitzungen *sous les auspices de l'Être suprême ab;* die Göttin der Vernunft wird in Fleisch und Blut — nebenbei gesagt, ein echt jesuitischer Einfall — auf den Altar gehoben; die *déclaration des droits de l'homme* ist ein religiöses Bekenntnis: wehe Dem, der es nicht nachbetet! Noch deutlicher erblicken wir den religiösen Bestandteil dieser Bestrebungen in dem schwärmerischten und einflussreichsten Geist unter denen, die der Revolution vorgearbeitet haben, in Jean Jacques Rousseau, dem Idol Robespierre's, einem Manne, dessen Gemüt von der einen Sehnsucht nach Religion erfüllt gewesen war.[1]) Doch in allen diesen Dingen zeigt sich eine derartige Unkenntnis der Menschennatur, eine solche Seichtigkeit des Denkens, dass man Kinder oder Tollhäusler am Werke zu sehen

---

[1]) Schön und besonders anwendbar auf die Franzosen jener Zeit sind die Worte, die er seiner Héloise in den Mund legt: *„peut-être vaudrait-il mieux n'avoir point de religion du tout que d'en avoir une extérieure et maniérée, qui sans toucher le coeur rassure la conscience"* (*part.* 3, *lettre* 18).

glaubt. Durch welche Verirrung des historischen Urteilsvermögens konnte das ganze 19. Jahrhundert unter dem Wahne stehen — und sich davon tief beeinflussen lassen — die Franzosen hätten mit ihrer „grossen Revolution“ der Menschheit eine Fackel angezündet? Die Revolution ist der Ausgang einer Tragödie, die zwei Jahrhunderte gewährt hatte, deren erster Akt mit der Ermordung Heinrich‘s IV. schliesst, der zweite mit der Aufhebung des Edikts von Nantes, während der dritte mit der Bulle *Unigenitus* beginnt und mit der unausbleiblichen Katastrophe endet. Die Revolution ist nicht der Anfang eines neuen Tages, sondern der Anfang des Endes. Und wenn auch Manches und Grosses geleistet wurde, so darf man nicht übersehen, dass das nicht zum geringen Teil das Werk der *Constituante* war, in welcher der Marquis de Lafayette, der Comte de Mirabeau, der Abbé Graf Sieyès, der gelehrte Astronom Bailly . . . . . lauter Männer, bedeutend durch Bildung und gesellschaftliche Stellung, die Führung inne hatten; zum anderen Teil war es aber das Werk Napoleon‘s. Dank der Revolution fand dieser merkwürdige Mann das Werk der *Constituante,* sowie die staatsmännischen Pläne der Männer vom Schlage Mirabeau‘s und Lafayette‘s vor, sonst aber *tabula rasa;* diese Lage nutzte er aus wie nur ein genialer, gänzlich prinzipienloser und (wenn die Wahrheit gesagt werden darf) wenig tiefblickender Despot das konnte.[1]) Die eigentliche Revolution — *le peuple souverain* — hat absolut gar nichts gethan als Zerstören. Doch schon die *Constituante* stand unter

---

[1]) Wenn man von Napoleon‘s staatsmännischem Genie spricht, so vergesse man doch nicht (unter vielem andern), dass er es war, der die gallikanische Kirche endgültig zertrümmerte, somit die ungeheuere Mehrzahl der Franzosen rettungslos Rom ausliefernd und jede Möglichkeit einer echten Nationalkirche zerstörend, und dass er es war, der die Juden endgültig inthronisierte. Dieser Mann — bar jeglichen Verständnisses für geschichtliche Wahrheit und Notwendigkeit, die Verkörperung der frevelhaften Willkür — ist ein Zermalmer, nicht ein Schöpfer, im besten Falle ein Kodificierer, nicht ein Erfinder; er ist ein Sendling des Chaos, die rechte Ergänzung des Ignatius von Loyola, eine neue Personifikation des Antigermanentums.

der Herrschaft des neuen Gottes, mit dem Frankreich die Welt beschenken sollte, des Gottes der Phrase. Man nehme nur jene vielgenannten *droits de l'homme* zur Hand — gegen die der grosse Mirabeau vergeblich geeifert hatte, indem er zuletzt rief: „Nennt es wenigstens nicht Rechte; sagt einfach: im allgemeinen Interesse ist bestimmt worden . . . . ." — die aber noch heute bei ernsten französischen Politikern als die Morgenröte der Freiheit gelten. Im Eingang steht: *l'oubli ou le mépris des droits de l'homme sont l'unique cause des malheurs publics.* Man kann unmöglich oberflächlicher denken und falscher urteilen. Nicht, dass die Franzosen die Menschen rechte, sondern dass sie die Menschen pflichten vergassen oder verachteten, hatte das öffentliche Unglück herbeigeführt. Das erhellt aus meiner obigen Skizze zur Genüge und wird im weiteren Verlauf der Revolution auf Schritt und Tritt bestätigt. Diese feierliche Erklärung stützt sich also gleich anfangs auf eine Unwahrheit. Man kennt das Wort, das Graf Sieyès in die Versammlung hineinwarf: „Freiheit wollt ihr besitzen, und ihr versteht es noch nicht einmal, gerecht zu sein!" Das Weitere jener Erklärung besteht dann im Wesentlichen aus einer von Lafayette besorgten Abschrift aus der Unabhängigkeitserklärung der in Amerika angesiedelten Angelsachsen, und diese *Declaration* selbst ist kaum mehr als ein wörtlicher Abklatsch des englischen *Agreement of the People* des Jahres 1647. Man begreift, dass ein so gescheiter Mann wie Adolphe Thiers in seiner *Geschichte der Revolution* möglichst schnell über diese Erklärung der Menschheitsrechte hinwegzugleiten sucht, indem er meint, es sei „nur schade um die Zeit, die man auf solche pseudophilosophische Gemeinplätze verschwendet habe".[1]) Die Sache darf aber nicht so leicht genommen werden, denn das traurige Vorwalten von abstrakter, allgemein „menschheitlicher" Prinzipienreiterei an Stelle der staatsmännischen Einsicht in die Bedürfnisse und die Möglichkeiten eines bestimmten Volkes in einem bestimmten Augenblick wirkte fortan wie alles Schlechte ansteckend. Hoffentlich

---

[1]) Kap. 3.

kommt der Tag, wo jeder vernünftige Mensch weiss, wo solche Dinge wie die *Déclaration* hingehören: nämlich in den Papierkorb.

Rom, Reformation, Revolution: das sind drei Elemente der Politik, die in der Gegenwart noch immer weiter wirken und darum hier zu besprechen waren. Die Völker, wie die Individuen, gelangen bisweilen an Wegscheiden, wo sie sich entschliessen müssen: rechts oder links. Das war im 16. Jahrhundert der Fall für alle europäischen Nationen (mit Ausnahme Russland‘s und der unter türkische Herrschaft gefallenen Slaven); das seitherige Schicksal dieser Nationen wird, bis herab zum heutigen und morgigen Tage, durch die damals erfolgte Wahl in den wesentlichsten Dingen bestimmt. Frankreich hat später gewaltsam Kehrt machen wollen, doch kommt ihm die Revolution teurer zu stehen als den Deutschen ihr furchtbarer Dreissigjähriger Krieg, und nimmermehr kann sie ihm das geben, was es sich bei der Reformation entgehen liess. Die Germanen im engeren Sinne des Wortes — die Deutschen, die Angelsachsen, die Holländer, die Skandinavier — in deren Adern noch ein bedeutend reineres Blut fliesst, sehen wir seit jenem Wendepunkt immer weiter erstarken, woraus wir entnehmen dürfen, dass die Politik Luther‘s die richtige Politik war.[1])

Die Angelsachsen

In dieser Beziehung wäre nun vor Allem die Ausbreitung der Angelsachsen über die Welt als die vielleicht folgenschwerste politische Erscheinung der neueren Zeit der besonderen Beachtung wert; doch hat diese Erscheinung erst im Laufe des 19. Jahrhunderts ihre fast unermessliche Bedeutung zu entfalten begonnen, so dass hier einige Andeutungen genügen mögen, während das Übrige zur Besprechung von Gegenwart und Zukunft gehört. Eines fällt hier sofort in die Augen: dass diese ungeheuere Aus-

---

[1]) Wie wenig eine derartige Einsicht durch konfessionelle Engherzigkeit getrübt zu werden braucht, beweist die Thatsache, dass Bayern — heute noch zugleich katholisch und freiheitlich gesinnt — auf dem Kurfürstentag des Jahres 1640 in allerhand wichtigen Fragen nicht allein mit den Protestanten ging, sondern als diese, durch charakterlose Fürsten vertreten, ihre Ansprüche fallen liessen, sie wieder aufnahm und sie gegen die meineidigen Habsburger und die schlauen Prälaten verfocht. (Vergl. Heinrich Brockhaus: *Der Kurfürstentag zu Nürnberg,* 1883, S. 264 fg., 243, 121 fg.)

dehnung des kleinen, aber kräftigen Volkes ebenfalls in der Reformation wurzelt. Nirgends tritt die politische Natur der Reformation so deutlich zu Tage wie in England; dogmatische Streitigkeiten hat es dort gar keine gegeben; schon seit dem 13. Jahrhundert wusste das ganze Volk, dass es nicht zu Rom gehören wollte;[1]) es genügte, dass der König — durch recht weltliche Erwägungen dazu bewogen — die Verbindung durchschnitt, und sofort war die Trennung ohne weiteres vollbracht. Später erst erfolgte die ausdrückliche Abschaffung einiger Dogmen, die der Engländer nie im Herzen angenommen hatte, sowie die Abschaffung etlicher Ceremonien (namentlich des Marienkultus), welche zu allen Zeiten seinem Widerwillen begegnet waren. Es blieb also nach der Reformation alles beim Alten: und doch war alles von Grund aus neu. Sofort begann jetzt jene gewaltige Ausdehnungskraft des lange durch Rom gehemmten Volkes sich zu bethätigen, und damit Hand in Hand — und zwar mit schnelleren Schritten, da es die Grundlage zu jener ferneren Entwickelung abgeben musste — der Aufbau einer kräftigen, freiheitlichen Verfassung. Das grosse Werk wurde von allen Seiten zugleich in Angriff genommen, doch galt das 16. Jahrhundert in der Hauptsache der Durchführung der Reformation (wobei die Bildung der mächtigen Nonkonformisten-Sekten eine Hauptrolle spielte), das 17. dem hartnäckigen Kampf um die Freiheit, das 18. der Ausdehnung des Kolonialbesitzes. Shakespeare hat den ganzen Vorgang im richtigen Zusammenhang in der letzten Scene seines Heinrich VIII. vorherverkündet: zuerst kommt eine wahrhafte Erkenntnis Gottes (die Reformation); dann wird Grösse nicht mehr durch die Abstammung bestimmt sein, sondern dadurch, dass Einer die Wege reiner Ehre wandelt (Freiheit aus strenger Pflichterfüllung); diese also gestärkten Menschen sollen dann ausziehen, „neue Nationen“ zu gründen. Der grosse Dichter hatte das Aufblühen der ersten Kolonie, Virginia, noch erlebt

---

[1]) Im Jahre 1231 wurden Aufrufe durch das ganze Land verbreitet, an die Mauern angeschlagen, von Haus zu Haus getragen: „Lieber sterben, als durch Rom zu Grunde gerichtet werden!“ Welche angeborene politische Weisheit!

und in seinem *Sturm* die Wunder der westindischen Inseln verherrlicht — die neue Welt, die sich dem Menschenblick zu eröffnen begann, mit nie gesehenen Pflanzen und nie geträumten Tiergestalten. Schon vier Jahre nach seinem Tode ward das Kolonisationswerk von den herrlichen Puritanern mit grösserer Energie in die Hand genommen; unter unsäglichen Mühsalen gründeten sie — wie ihre feierliche Erklärung es bezeugt — „aus Liebe zu Gott“ (nicht zum Gold) und weil sie „einen würdigen, von keinerlei Papismus gefärbten Gottesdienst“ wollten, N e u - E n g l a n d! Innerhalb fünfzehn Jahre hatten sich schon zwanzigtausend Engländer, meist aus den bürgerlichen Ständen, dort niedergelassen. Bald darauf trat Cromwell auf, der eigentliche Urheber der englischen Marine und damit auch der englischen Weltmacht.[1]) Mit kühner Erkenntnis des Notwendigen griff er ungescheut den spanischen Koloss an, entriss ihm Jamaika und schickte sich an, Brasilien gleichfalls zu erobern, als der Tod ihn seinem Vaterlande raubte. Dann stockte eine Zeit lang die Bewegung: der Kampf gegen die Reaktionsgelüste katholisch gesinnter Fürsten forderte wieder alle Kräfte; in England wie anderswo waren die Jesuiten am Werke; von ihnen wurde Karl II. mit Maitressen und Geld versorgt; Coleman, die Seele dieser Verschwörung gegen die englische Nation, schrieb damals: „durch die gänzliche Ausrottung des pestilentialischen Irrglaubens in England . . . . . werden wir der protestantischen Religion in ganz Europa den Todesschlag versetzen“.[2]) Erst gegen das Jahr 1700, als Wilhelm von Oranien die verräterischen Stuarts verjagt hatte und die Grundlagen des konstitutionellen Staates endgültig festgestellt waren, sowie das Gesetz, dass in Zukunft nie ein römischer Katholik den englischen Thron besteigen dürfe (auch nicht als Gemahl oder Gemahlin), erst dann begann das angelsächsische Werk der Ausbreitung von Neuem,

---

[1]) Seeley: *The expansion of England,* 1895, S. 146.

[2]) Vergl. Green: *History of the English people,* VI, 293. Man hat Kapital daraus zu schlagen gesucht, dass einige Fälscher und Meineidige das ganze Land durch die Aufdeckung eines angeblichen, erlogenen Komplotts der Jesuiten irreführten, doch wird hierdurch nichts gegen das Bestehen einer grossen internationalen Verschwörung bewiesen, welche von Paris aus geleitet wurde und durch zahlreiche diplomatische Aktenstücke, sowie durch authentische Korrespondenz der Jesuiten ausser allem Zweifel steht.

unterstützt durch zahlreiche deutsche Lutheraner und Reformierte, welche vor Verfolgungen flohen, sowie durch mährische Brüder. Bald (nämlich gegen 1730) lebte in den aufblühenden Kolonien England's über eine Million Menschen, fast alle Protestanten und echte Germanen, unter denen der sehr harte Kampf ums Dasein strenge Zuchtwahl übte. Auf diese Art entstand eine neue grosse Nation, welche sich am Schluss des Jahrhunderts vom Mutterlande gewaltsam trennte, eine neue antirömische Macht ersten Ranges.[1]) Doch diese Abtrennung schwächte in nichts die Expansionskraft der Angelsachsen, denen sich nach wie vor Deutsche und Skandinavier stets in grosser Zahl anschlossen. Kaum hatten sich die Vereinigten Staaten losgesagt, als (1788) die ersten Kolonisten in Australien landeten und Südafrika den zwar rüstigen, doch nicht sehr regen Händen der Holländer entrissen wurde. Es waren dies die Anfänge eines im 19. Jahrhundert enorm angewachsenen Weltreiches. Und zwar hat sich sowohl bei der Beherrschung fremder Völker (Indien), wie bei der weit wichtigeren Begründung solcher „neuen Nationen", wie sie Shakespeare vorschwebten, bisher die eine Thatsache ausnahmslos bewährt: dass es nur Germanen und nur Protestanten auf die Dauer und mit vollem glänzenden Erfolg gelingen wollte. Der enorme südamerikanische Kontinent bleibt gänzlich ausserhalb unserer Politik und unserer Kultur; nirgends haben die Conquistadores eine neue Nation ins Leben gerufen; die letzten spanischen Kolonien retten sich heute zu anderen Nationen, um nicht vollends zu Grunde zu gehen. Frankreich ist es niemals gelungen, eine Kolonie zu begründen, ausser in Canada, das aber nur Dank der Dazwischenkunft England's aufgeblüht

---

[1]) Am 3. September 1783 wurde der Vertrag unterschrieben, durch den Alt-England seine Ansprüche auf Neu-England aufgab. Wie sehr auch in diesem Falle „etliche wenige Helden und fürtreffliche Leute" (S. 41) Herz und Sinn des Unternehmens waren, ist bekannt; gab sich auch die neue Nation vorderhand keinen König, so ehrte sie doch die Persönlichkeit ihres Gründers, indem sie das alte, von englischen Königen verliehene Wappen der Washingtons, die Sterne und Streifen, als Nationalfahne annahm. (Dieses Wappen kann man auf den Grabsteinen der Washingtons in der Kirche *Little Trinity* in London noch heute sehen.)

ist.[1]) Eine wirkliche Expansionskraft existiert überhaupt nur bei Angelsachsen, Deutschen und Skandinaviern; selbst die stammverwandten Holländer haben in Südafrika mehr Beharrungs- als Ausdehnungsvermögen bewiesen; die russische Ausdehnung ist eine rein politische, die französische eine rein geschäftliche, andere Länder zeigen (mit Ausnahme einzelner Teile Italiens) überhaupt keine.

Verlören sich die Menschen nicht so sehr in die Beachtung der unübersehbaren Einzelheiten der Geschichte, sie würden schon längst über die entscheidende Wichtigkeit zweier Dinge für die Politik im Klaren sein: der Rasse nämlich und der Religion. Sie würden auch wissen, dass die politische Gestaltung der Gesellschaft — namentlich die Gestaltung jenes innersten Rades, der Kirche — alle geheimsten Kräfte einer Rasse und ihrer Religion aus Tageslicht bringen und somit die erfolgreichste Förderin der Civilisation und Kultur werden, oder aber, dass sie ein Volk nach und nach völlig zu Grunde richten kann, indem sie die Entwickelung seiner Fähigkeiten hemmt und die Ausbildung seiner bedenklichsten Anlagen begünstigt. Das erkannt zu haben, bezeugt die überragende Grösse Luther‘s und erklärt seine Bedeutung für die politische Gestaltung der Welt. „Das römische Reich zu brechen und eine neue Welt zu ordnen“, betrachtete Goethe als die erste historische Hauptaufgabe der Deutschen;[2]) ohne die Wittenberger Nachtigall wäre ihre Durchführung schwer gelungen. Wahrlich, wenn Diejenigen, die sich zu Luther‘s Politik bekennen (und gleichviel, was sie über seine Theologie denken), heute die Weltkarte betrachten, haben sie allen Grund, mit ihm zu singen:

---

[1]) Wie es ohne diese Dazwischenkunft gegangen wäre, kann man der einen Thatsache entnehmen, dass die katholischen Priester dort bereits das V e r b o t d e s B u c h d r u c k e s durchgesetzt hatten, und dass einem „Ketzer“ der Aufenthalt im ganzen Lande streng verwehrt war!

[2]) November 1813, Gespräch mit Luden.

Nehmen sie den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib:
Lass fahren dahin,
Sie haben‘s kein Gewinn;
Das Reich muss uns doch bleiben!

6. Weltanschauung und Religion (von Franz von Assisi bis zu Immanuel Kant).

Die zwei Wege

Eine Definition von Weltanschauung habe ich schon oben (S. 736 fg.) gegeben, und über Religion habe ich mich in diesem Buche häufig ausgesprochen;[1]) auch auf die untrennbare Zusammengehörigkeit der beiden Begriffe machte ich S. 738 aufmerksam. Ich verfechte keineswegs die Identität von Weltanschauung mit Religion, denn das wäre ein rein logisch-formalistisches Unternehmen, welches mir durchaus ferne liegt, ich sehe aber in unserer Geschichte die philosophische Spekulation überall in der Religion fussen und in ihrer vollen Entwickelung wiederum auf Religion hinzielen, und wenn ich einerseits die Volksindividualitäten sinnend betrachte, andrerseits hervorragende Männer an meinem Auge vorüberziehen lasse, so entdecke ich eine ganze Reihe von Beziehungen zwischen Weltanschauung und Religion, welche sie mir als innig organisch verbunden zeigen: wo die eine fehlt, fehlt die andere, wo die eine kräftig blüht, blüht die andere; ein tiefreligiöser Mann ist ein wahrer Philosoph (im lebendigen, volksmässigen Sinne des Wortes), und die auserlesenen Geister, die sich zu umfassenden, klaren Weltanschauungen erheben — ein Roger Bacon, ein Leonardo, ein Bruno, ein Kant, ein Goethe — sind freilich selten kirchlich fromm, doch immer auffallend „religiöse“ Naturen. Wir sehen also, dass sich Weltanschauung und Religion einerseits fördern, andrerseits sich gegenseitig ersetzen oder ergänzen. Ich schrieb oben (S. 750): In dem Mangel einer wahrhaftigen, unserer eigenen Art ent-

[1]) Siehe namentlich S. 220 fg., 391 fg., 441.

sprossenen und entsprechenden Religion erblicke ich die grösste Gefahr für die Zukunft des Germanen, das ist seine Achillesferse; wer ihn dort trifft, wird ihn fällen. Bei näherer Betrachtung werden wir nun sehen, dass die Unzulänglichkeit unserer kirchlichen Religion sich zunächst an der Unhaltbarkeit der durch sie vorausgesetzten Weltanschauung fühlbar machte; unsere frühesten Philosophen sind alle Theologen und zumeist ehrliche Theologen, die einen inneren Kampf um die Wahrheit kämpfen, und Wahrheit heisst immer die Wahrhaftigkeit der durch die besondere Natur des Individuums bedingten Anschauung. Aus diesem Kampf heraus erwuchs nach und nach unsere durchaus neue germanische Weltanschauung. Diese Entwickelung fand nicht in einer einzigen geraden Linie statt; vielmehr wurde an den verschiedensten Seiten zugleich daran gearbeitet, wie wenn an einem im Bau begriffenen Hause Maurer und Tischler und Schlosser und Maler, ein jeder sein Werk verrichtet, ohne sich mehr als gerade nötig um die Anderen zu bekümmern. Was die durchaus verschiedenartigen Bemühungen zu einem Ganzen eint, ist der Wille des Architekten; in diesem Falle ist der Architekt der Rasseninstinkt; der *Homo europaeus* kann nur bestimmte Wege wandeln, und sie zwingt er, als Herr, nach Möglichkeit auch Denen auf, die nicht zu ihm gehören. Dass das Gebäude fertig sei, glaube ich nicht; ich verpflichte mich zu keiner Schule, sondern freue mich an dem Wachsen und Werden des germanischen Werkes und thue, was ich vermag, um es ehrerbietig mir anzueignen. Dieses Wachsen und Werden in seinen allgemeinsten Linien aufzuzeigen, wäre die Aufgabe dieses Abschnittes. Und zwar tritt hier das Historische wieder in seine Rechte ein; denn während Civilisation an Vergangenes nur anknüpft, um es zu vertilgen und durch Neues zu ersetzen, und Wissen gleichsam ein Zeitloses ist, lebt unsere ganze siebenhundertjährige philosophische und religiöse Entwickelung noch gegenwärtig fort, und es ist eigentlich unmöglich, über das Heute zu reden, ohne das Gestern zu Grunde zu legen. Hier ist Alles noch im Werden; unsere Weltanschauung — sowie namentlich unsere Religion — ist das Unfertigste an uns. Hier also ist die geschichtliche Methode geboten; nur durch sie kann

es gelingen, die verschiedenen Fäden so aufzufangen und zu verfolgen, dass die Struktur des Gewebes, wie es das Jahr 1800 uns übermachte, deutlich erblickt und überblickt werde.[1])

Das kirchliche Christentum, rein als Religion, besteht — wie ich das im siebenten Kapitel auseinanderzusetzen bestrebt war — aus unausgeglichenen Elementen, so dass wir Paulus und Augustinus in die schlimmsten Widersprüche verwickelt fanden. Es handelt sich eben bei diesem Christentum nicht um eine normale religiöse Weltanschauung, sondern um eine künstliche, gewaltsam zusammengeschmiedete. Sobald nun echt philosophische Regungen erwachten — was beim Römer zu keiner Zeit der Fall gewesen war, beim Germanen dagegen nicht ausbleiben konnte — da musste die widerspruchsvolle Natur dieses Glaubens sich

[1]) Ich werde nicht aus den Lehrbüchern der Geschichte der Philosophie abschreiben, schon deswegen nicht, weil es kein einziges giebt, welches meinem Zweck an diesem Orte entspräche. Doch verweise ich hier ein für allemal auf die bekannten, vortrefflichen Handbücher, denen ich im Folgenden vieles verdanke. Hoffentlich wird in nicht allzu ferner Zeit Paul Deussen‘s *Allgemeine Geschichte der Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Religion* so weit gefördert sein, dass sie die von mir bei der Abfassung dieses Abschnittes so schmerzlich empfundene Lücke wenigstens zum Teil ausfüllt. Schon die blosse Thatsache, dass er die Religion hinzuzieht, beweist Deussen‘s Befähigung, die neue Aufgabe zu lösen, und seine lange Beschäftigung mit indischem Denken ist eine fernere Bürgschaft. Inzwischen empfehle ich dem weniger bewanderten Leser die kurze *Skizze einer Geschichte der Lehre vom Idealen und Realen,* die den ersten Band von Schopenhauer‘s Parerga und Paralipomena eröffnet; auf wenigen Seiten bietet sie einen leuchtend klaren Überblick des germanischen Denkens auf seinen höchsten Höhen, von Descartes bis Kant und Schopenhauer. Die beste Einführung in allgemeine Philosophie, die es überhaupt gibt, ist nach meinem Dafürhalten (und so weit meine beschränkten Litteraturkenntnisse reichen) Friedrich Albert Lange‘s: *Geschichte des Materialismus.* Indem dieser Verfasser sich auf einen besonderen Standpunkt stellt, belebt sich das gesamte Bild des europäischen Denkens von Demokrit bis zu Hartmann, und in der gesunden Atmosphäre einer eingestandenen, zu Widerspruch reizenden Einseitigkeit atmet man wie erlöst auf aus der erlogenen Unparteilichkeit der in Masken verhüllten Akademiker.

mit Gewalt fühlbar machen; und in der That, es gewährt einen geradezu tragischen Anblick, edle Männer wie Scotus Erigena im 9. und Abälard im 12. Jahrhundert sich hin- und herwinden zu sehen in dem hoffnungslosen Bestreben, den ihnen aufgedrungenen Glaubenskomplex mit sich selbst und, ausserdem mit den Forderungen einer ehrlichen Vernunft in Einklang zu bringen. Da nun die kirchlichen Dogmen für unanfechtbar galten, gab es für die Philosophie zunächst zwei Wege: sie konnte die Inkompatibilität zwischen ihr und der Theologie offen eingestehen — das war der Weg der Wahrhaftigkeit; oder aber, sie konnte die handgreifliche Evidenz leugnen, sich selbst und andere betrügen, und das Unvereinbare durch tausend Kniffe und Schliche zwingen, sich doch zu vereinigen — dies war der Weg der Unwahrhaftigkeit.

Der Weg der Wahrhaftigkeit

Der Weg der Wahrhaftigkeit verzweigt sich gleich anfangs nach verschiedenen Richtungen hin. Er konnte zu einer kühnen, echt paulinischen, antirationalistischen T h e o l o g i e führen, wie Duns Scotus (1274—1308) und Occam († 1343) zeigen. Er konnte zu einer grundsätzlichen Unterordnung der Logik unter das intuitive Gefühl Veranlassung geben, woraus die reiche Skala der m y s t i s c h e n Weltauffassungen hervorging, die, von Franz von Assisi (1182—1226) und Eckhart (1260—1328) ihren Anfang nehmend, zu so weit auseinander weichenden Geistern wie Thomas von Kempen, dem Verfasser der *Imitatio Christi* (1380 bis 1471), und Paracelsus, dem Begründer einer wissenschaftlichen Medizin (1493—1541), oder Stahl, dem Urheber der neueren Chemie (1660—1734)[1]), führen sollte. Oder wiederum, es konnte diese rücksichtslose Wahrhaftigkeit ein Wegwenden von jeder speziellen Beschäftigung mit christlicher Theologie und den Erwerb einer umfassenden, freien Weltbildung veranlassen, wie wir das schon bei dem encyklopädischen Albertus Magnus (1193 bis 1280) angedeutet, weiter ausgebildet dann bei den H u m a n i s t e n finden, z. B. bei Picus von Mirandola (1463—94), der die Wissenschaft der Hellenen für eine ebenso göttliche Offen-

---

[1]) Siehe S. 803.

barung wie die Bücher der Juden hält und sie darum mit religiösem Feuereifer studiert. Schliesslich aber konnte dieser Weg die in Bezug auf Weltanschauung am tiefsten angelegten Geister dahinführen, die Grundlagen der damals als autoritativ geltenden theoretischen Philosophie kritisch zu prüfen und zu verwerfen, um dann als freie, verantwortliche Männer zum Aufbau einer neuen, unserem Geiste und unseren Kenntnissen entsprechenden zu schreiten; diese Bewegung — die eigentlich „philosophische" — geht bei uns überall von der Erforschung der Natur aus, ihre Vertreter sind naturforschende Philosophen oder philosophische Naturforscher; sie hebt mit Roger Bacon (1214—1294) an, schlummert dann lange Zeit, von der Kirche gewaltsam unterdrückt, erhebt jedoch nach der Erstarkung der Naturwissenschaften von Neuem das Haupt und legt eine stolze Bahn zurück, von Campanella (vielleicht dem ersten bewusst-wissenschaftlichen Erkenntnistheoretiker, 1568—1639) und Francis Bacon (1561 bis 1626) an bis zu Immanuel Kant (1724—1804) an der Grenze des 19. Jahrhunderts. So mannigfaltig waren die dem Menschengeiste durch treue Befolgung seiner wahren Natur eröffneten Richtungen! Und zwar ward uns auf jedem der genannten Pfade eine reiche Ernte zu teil. Aus paulinischer Theologie entsprang Kirchenreform und politische Freiheit, aus Mystik religiöse Vertiefung und Reform und zugleich geniale Naturwissenschaft, aus dem erwachten humanistischen Wissensdrange echte, freiheitliche, kulturelle Bildung, aus dem Neuaufbau der speziellen Philosophie auf Grundlage exakter Beobachtung und kritischen, freien Denkens eine gewaltige Erweiterung des Gesichtskreises, die Vertiefung aller wissenschaftlichen Erkenntnisse und die Grundlage einer vollkommenen Umgestaltung der religiösen Vorstellungen im germanischen Sinne.

Der Weg der Unwahrhaftigkeit

Der andere Weg dagegen, den ich als den der Unwahrhaftigkeit bezeichnete, blieb vollkommen unfruchtbar; denn hier herrschte gewaltsame Willkür und willkürliche Gewalt. Schon das blosse Vorhaben, die Religion restlos zu rationalisieren, d. h. der Vernunft anzupassen, und zugleich das Denken unter das Joch des Glaubens gefesselt einspannen zu wollen, bedeutet ein

zwiefaches Verbrechen an der Menschennatur. Nur durch den bis zur Raserei gesteigerten dogmatischen Wahn konnte es gelingen. Eine aus den verschiedensten fremden Elementen zusammengeflickte, in den wesentlichsten Punkten sich selbst widersprechende Kirchenlehre musste als ewige, göttliche Wahrheit, eine nur aus schlechten Übersetzungen von Bruchstücken gekannte, vielfach total missverstandene, von Hause aus rein individuelle, vorchristliche Philosophie musste für unfehlbar erklärt werden: denn ohne diese ungeheueren Annahmen wäre das Kunststück unmöglich geblieben. Und nun wurden diese Theologie und diese Philosophie — die sich ausserdem gegenseitig nichts angingen — zu einer Zwangsehe genötigt und diese Monstrosität der Menschheit als absolutes, allumfassendes System zur bedingungslosen Annahme aufgezwungen.[1]) Auf diesem Wege war die Entwickelung geradlinig und kurz; denn, ist die göttliche Wahrheit so mannigfaltig wie die Wesen, in denen sie sich widerspiegelt, so gelangt dagegen die frevelhafte Willkür eines die „Wahrheit“ dekretierenden und mit Feuer und Schwert durchsetzenden Menschensystems bald ans Ziel, und jeder Schritt weiter wäre seine eigene Verleugnung. Anselm, der im Jahre 1109 starb, kann als der Urheber dieser Methode, das Denken und Fühlen zu knebeln, gelten; kaum 150 Jahre nach seinem Tode hatten Thomas von Aquin (1227—1274) und Ramon Lull (1234 bis 1315) das System bereits bis zur höchsten Vollendung ausgebildet. Ein Fortschritt war hier unmöglich. Weder enthielt eine derartige absolute theologische Philosophie in sich den Keim zu irgend einer möglichen Entwickelung, noch konnte sie auf irgend einen Zweig menschlicher Geistesthätigkeit anregend wirken; im Gegenteil, sie bedeutete notwendiger Weise ein Ende.[2]) Wie unanfechtbar diese Behauptung ist, hat uns die schon mehrfach citierte Bulle *Aeterni patris* vom 4. August 1879 gezeigt, welche Thomas von Aquin als den unübertroffenen, einzig autoritativen

---

[1]) Siehe S. 683.

[2]) Siehe die Bemerkungen über das Nichtwissen als Quelle aller Zunahme der Erfahrung, S. 761, und über den Universalismus in seiner sterilisierenden Wirksamkeit, S. 765 fg.

Philosophen der römischen Weltauffassung auch für den heutigen Tag hinstellt; und damit nichts fehle, haben gewisse Liebhaber des Absoluten in letzter Zeit den Ramon Lull mit seiner *Ars magna* noch über Thomas gestellt. Denn in der That, Thomas, der ein durchaus ehrlicher germanischer Mann war, von genialer Geistesanlage, und der Alles, was er wirklich wusste, zu den Füssen des grossen Schwaben Albert von Bollstädt gelernt hatte, bezeichnet ausdrücklich einige wenige der höchsten Mysterien — z. B. die Dreieinigkeit und die Menschwerdung Gottes — als für die Vernunft unfassbar. Freilich deutet er diese Unfassbarkeit ebenfalls rationalistisch, indem er lehrt, Gott habe sie absichtlich so gestaltet, damit dem Glauben ein Verdienst zukomme. Doch räumt er die Unbegreiflichkeit wenigstens ein. Das giebt nun Ramon nicht zu, denn dieser Spanier war in einer anderen Schule gewesen, nämlich bei den Mohammedanern, und hatte dort die Grundlehre semitischer Religion eingesogen, nichts dürfe unbegreiflich sein, und so macht er sich anheischig, alles, was man will, durch Vernunftgründe zu beweisen.[1]) Er rühmt sich auch, aus seiner Methode (der drehbaren, verschiedenfarbigen Scheiben mit Buchstaben für die Hauptbegriffe u. s. w.) könne man alle Wissenschaften ableiten, auch ohne sie studiert zu haben. So erlebt denn der Absolutismus im selben Augenblick seine doppelte Vollendung: einerseits in dem ernsten, sittlich hochstrebenden System des Thomas, andrerseits in der lückenlos folgerichtigen und darum absurden Lehre Ramon‘s. Wie Roger Bacon, der gewaltige Zeitgenosse dieser beiden irregeführten Geister, über Thomas von Aquin urteilt, habe ich schon früher berichtet (S. 765); ähnlich und ebenso treffend meinte später der Arzt, Mathematiker und Philosoph Cardanus, der viel Zeit mit Ramon Lull verloren

[1]) Vergl. S. 393. Sehr wichtig ist übrigens die Bemerkung, dass auch Thomas von Aquin seine Zuflucht zu den Semiten nehmen muss und vielerorten ausdrücklich bei den jüdischen Philosophen — Maimonides u. A. — anknüpft, worüber Näheres bei Dr. J. Guttmann: *Das Verhältnis des Thomas von Aquino zum Judentum und zur jüdischen Litteratur* (Göttingen 1891).

hatte: ein wunderlicher Meister! er lehrt alle Wissenschaften, ohne selber eine einzige zu kennen.[1])

Es verlohnt sich nicht, bei diesen Wahngebilden zu verweilen, wenngleich die Thatsache, dass wir noch am Schlusse des 19. Jahrhunderts feierlich aufgefordert wurden, umzukehren und den Weg der Unwahrhaftigkeit zu wandeln, ihnen ein trauriggegenwärtiges Interesse verleiht. Lieber wenden wir uns zu jener in reichster Mannigfaltigkeit prangenden Erscheinung der vielen Männer zurück, die ihrer inneren Natur keinen Zwang anthaten, sondern in schlichter Wahrhaftigkeit und Würde Gott und die Welt zu erkennen suchten. Doch muss ich eine methodologische Bemerkung vorausschicken.

Die Scholastik

Bei der Gruppierung, die ich oben skizziert habe (in Theologen, Mystiker, Humanisten und Naturforscher), ist der übliche Begriff einer „scholastischen Periode" ganz ausgefallen. In der That, ich glaube, dass er an dieser Stelle und überhaupt für eine lebendige Auffassung der philosophisch-religiösen Entwickelung der germanischen Welt entbehrlich, wenn nicht gar direkt schädlich ist; dem Goethe'schen Motto zu diesem „Geschichtlichen Überblick" handelt er zuwider, indem er verbindet, was nicht zusammengehört, und zugleich die Glieder einer einzigen Kette auseinander reisst. Buchstäblich genommen, heisst Scholastiker einfach Schulmann; der Name müsste also auf Männer beschränkt bleiben, welche ihr Wissen lediglich aus Büchern schöpfen; das ist auch in der That der Beigeschmack, den der Ausdruck in der Umgangssprache erhalten hat. Genauer ist aber Folgendes. Ein Vorwiegen dialektischer Haarspalterei zu Ungunsten der Beobachtung, ein Vorwiegen des Theoretischen zum Nachteil des Praktischen nennen wir „scholastisch"; jede abstrakt-geistige, rein logische Konstruktion dünkt uns „Scholastik", und jeder Mann, der solche Systeme aus seinem Gehirn — oder, wie das respektlose Volk sagt, aus dem kleinen Finger — zieht, ein Scholastiker. Doch

---

[1]) Man denkt hierbei an Rousseau's: *„Quel plus sûr moyen de courir d'erreurs en erreurs que la fureur de savoir tout!"* (Brief an Voltaire vom 10. 9. 1755).

in dieser Auffassung hat das Wort keinen historischen Wert; derartige Scholastiker hat es zu allen Zeiten gegeben und giebt es noch heute in herrlichster Blüte. Historisch versteht man nun gewöhnlich unter diesem Namen eine Gruppe von Theologen, welche während etlicher Jahrhunderte bestrebt waren, die Beziehungen zwischen dem Denken und der schon fast fertig ausgebildeten und erstarrten Kirchenlehre festzustellen. Kirchengeschichtlich mag eine derartige Zusammenstellung ganz brauchbar sein: erst hatten die „Väter" in einem erbitterten tausendjährigen Kampf die Dogmen festgestellt; nun lagen sich während 500 Jahre die Doktoren der Theologie — die „Scholastiker" — in den Haaren und stritten darüber, wie diese Kirchenlehre mit der umgebenden Welt und namentlich mit der Natur des Menschen (so weit diese aus Aristoteles zu erschliessen war) könne in Einklang gesetzt werden, bis zuletzt der unterirdisch laufende Strom der wahren Menschheit den Sanktpeterfelsen immer bedrohlicher untergraben hatte und die Donnerstimme Martin Luther's die Theoretiker verscheuchte, wodurch hüben und drüben eine dritte Periode, die der praktischen Bewährung der Grundsätze, eingeführt wurde. Wie gesagt, kirchengeschichtlich mag sich aus einer derartigen Gliederung ein brauchbarer Begriff des Scholasticismus ergeben, doch philosophisch finde ich sie in hohem Grade irreleitend, und für die Geschichte unserer germanischen Kultur ist sie vollends unbrauchbar. Was soll das z. B. heissen, wenn uns in allen Lehrbüchern Scotus Erigena als Urheber der scholastischen Philosophie vorgeführt wird? Erigena! einer der grössten Mystiker aller Zeiten, der die Bibel Vers für Vers allegorisch deutet, der unmittelbar an die griechische Gnosis anknüpft[1]) und, genau wie Origenes, lehrt: die Hölle seien die Qualen des eigenen Gewissens, der Himmel dessen Freuden (*De divisione naturae,* V, 36), jeder Mensch werde zuletzt erlöst werden, „möge er in diesem Leben gut oder schlecht gelebt haben" (V, 39), die Ewigkeit sei daraus zu verstehen, dass „Raum und Zeit eine falsche Meinung sei" (III, 9) u. s. w. Welches Band knüpft diesen

[1]) Vergl. S. 640.

kühnen Germanen[1]) an Anselm und Thomas? Und selbst wenn wir einen Abälard ins Auge fassen, der als Schüler Anselm‘s und unvergleichlicher Dialektiker den genannten Doktoren viel näher steht, wer sieht nicht ein, dass, wenn hier der Zweck der selbe war — nämlich Vernunft und Theologie in Einklang zu bringen — Methode und Ergebnisse so weit auseinandergehen, dass es geradezu lächerlich ist, derartige Gegensätze, der äusseren Berührungspunkte wegen, zusammen zu stellen?[2]) Und was heisst das, wenn man die geschworenen Gegner, die diametralen Gegensätze des Thomas, Duns Scotus und Occam, ganz eng mit dem *doctor angelicus* paart? wenn man uns einreden will, es handle sich lediglich um feine metaphysische Differenzen zwischen Realismus und Nominalismus? Im Gegenteil, gerade diese metaphysischen Tüfteleien sind die bloss äussere Schale, der wahre Unterschied ist die tiefe Kluft, welche eine Geistesrichtung von der anderen trennt, ist die Thatsache, dass verschiedene Charaktere aus dem selben Metall sich ganz verschiedene Waffen schmieden. Pflicht des Historikers ist es, dasjenige hervorzuheben, was nicht ein Jeder sofort einsieht, das zu unterscheiden, was zunächst einförmig dünkt, während es in Wirklichkeit tief innerlich auseinanderstrebt, und dagegen das zu vereinen, was, wie z. B. Duns Scotus und Eckhart, anscheinend sich widerspricht, doch im tiefsten Wesen übereinstimmt. Martin Luther hatte den Unterschied zwischen diesen verschiedenen Doktoren recht wohl und tief empfunden; in einem Tischgespräch sagt er: „Duns Scotus hat sehr wohl geschrieben. . . . . und hat sich beflissen, fein ordentlich und richtig von den Sachen zu lehren. Occam ist ein verständiger und sinnreicher Mann gewesen. . . . . Thomas Aquinas ist ein Wäscher und Schwätzer.“[3]) Und ist es nicht vollendet

---

[1]) Vergl. S. 317.

[2]) Da ich mich nicht wiederholen will, verweise ich für Abälard auf S. 469 fg. und 246 Anm.

[3]) Ich citiere nach der Ausgabe Jena 1591, Fol. 329; in den verbreiteten neuen Auswahlen findet man diese Stelle, sowie die übrigen „von den Scholasticis ingemein“, nicht, in denen Luther über seine Studienzeit seufzt: „da feine, geschickte Leute wären mit

lächerlich, wenn ein Roger Bacon, der Erfinder des Teleskops, der Begründer wissenschaftlicher Mathematik und Philologie, der Verkünder echter Naturforschung, in einen Topf geworfen wird mit den Leuten, die alles zu wissen vorgaben und darum diesem selben Roger Bacon den Mund stopften und ihn ins Gefängnis warfen? Zum Schluss frage ich noch: wenn Erigena ein Scholastiker ist und ebenfalls Amalrich, wie kommt es, dass Eckhart, der offenbar zu Beiden in unmittelbarem Lehnsverhältnis steht, keiner mehr ist, und zwar trotzdem er ein Zeitgenosse des Thomas und Duns ist? Ich weiss, es geschieht lediglich, weil man eine neue Gruppe bilden will, die der Mystiker, die bis zu Böhme und Angelus Silesius führen soll; und zu diesem Behufe wird Eckhart von Erigena, von Amalrich, von Bonaventura losgerissen! Und damit nichts fehle, was die Künstlichkeit des Systems darthue, bleibt der grosse Franz von Assisi überhaupt ausgeschlossen: der Mann, der vielleicht mehr als irgend ein anderer auf die Richtung der Geister gewirkt hat, der Mann, zu dessen Orden Duns Scotus und Occam gehören, zu dem sich der Erneuerer der Naturforschung, Roger Bacon, bekennt, und der das Wiederaufleben der Mystik, wie kein anderer, durch die Macht seiner Persönlichkeit verursacht hat! Dieser Mann, der nach jeder Richtung hin eine wahre Kulturgewalt bedeutet — da er auf die Kunst ebenso mächtig wie auf die Weltanschauung gewirkt hat — kommt überhaupt in der Geschichte der Philosophie nicht vor, wodurch die Lückenhaftigkeit des genügten Schemas und zugleich auch die Unhaltbarkeit der Vorstellung, Religion und Weltanschauung seien zwei prinzipiell verschiedene Dinge, klar hervortritt.

Rom und Anti-Rom

Ich meine nun, den Notbrückenbau, der mich augenblicklich beschäftigt, wesentlich gefördert zu haben, wenn es mir gelungen ist, an Stelle jenes künstlichen Schemas eine lebendige Einsicht zu setzen. Eine derartige Einsicht muss natürlich (hier wie überall) aus dem Leben selbst, nicht aus abgezogenen Begriffen gewonnen werden. Was wir hier an-

---

unnützen Lectionibus und Büchern zu hören und zu lesen beschwert worden, mit seltsamen, undeutschen, sophistischen Worten — — — —.“

treffen, ist der selbe Kampf, die selbe Auflehnung wie an anderen Orten: auf der einen Seite das aus dem Völkerchaos hervorgegangene römische Ideal, auf der anderen germanische Eigenart. Dass Rom in der Philosophie ebenso wie in der Religion und in der Politik sich mit nichts Geringerem als dem unbedingt Absoluten zufrieden geben kann, habe ich schon früher gezeigt. Der *sacrifizio dell‘ intelletto* ist das erste Gesetz, das es jedem denkenden Menschen auferlegt. Es ist das auch durchaus logisch und gerechtfertigt. Dass sittliche Höhe damit vereinbar ist, zeigt gerade Thomas von Aquin. Begabt mit jener eigentümlichen, verhängnisvollen Anlage des Germanen, sich in fremde Anschauungen zu vertiefen und sie nun, dank seiner ungleich höheren Begabung, gewissermassen verklärt und zu neuem Leben erweckt zu gebären, hat Thomas — der das südliche Gift von Kindheit auf eingesogen hatte — germanische Wissenschaft und Überzeugungskraft in den Dienst der antigermanischen Sache gestellt. Früher hatten die Germanen Soldaten und Imperatoren gegen ihre eigenen Völker ins Feld geschickt, jetzt stellten sie Theologen und Philosophen in den Dienst des Feindes; es geschieht heute noch wie seit 2000 Jahren. Doch empfindet jeder unbeeinflusste Beobachter, dass solche Männer wie Thomas ihrer eigenen Natur Gewalt anthun. Ich behaupte nicht, dass sie bewusst und absichtlich lügen (wenn das auch bei Männern geringeren Kalibers oft genug der Fall war und ist); fasciniert aber durch das hohe (und für ein edles bethörtes Herz geradezu heilige) Ideal des römischen Wahnes, unterliegen sie der Suggestion und stürzen sich in jene Weltauffassung hinein, die ihre Persönlichkeit und ihre Würde vernichtet, wie der beflügelte Sänger sich in den Schlangenrachen stürzt. Darum nenne ich diesen Weg den der Unwahrhaftigkeit. Denn wer ihn geht, opfert das, was er von Gott empfing, sein eigenes Selbst; und wahrlich, dies ist nichts Geringes; Meister Eckhart, ein guter und gelehrter Katholik, ein Provinzial des Dominikanerordens, belehrt uns, der Mensch solle „got ûzer sich selber nicht ensuoche“;[1]) wer seine Persönlichkeit

[1]) Ausgabe von Pfeiffer, 1857, S. 626. Das hier negativ Vor-

opfert, verliert also zugleich den Gott, den er einzig in sich selber hätte finden können. Wer dagegen bei seiner Weltanschauung seine Persönlichkeit nicht opfert, wandelt offenbar genau die entgegengesetzte Richtung, gleichviel zu welcher Art der Auffassung sein Charakter ihn auch treiben mag, und gleichviel ob er sich zur katholischen oder zu einer anderen Kirche bekennt. Ein Duns Scotus z. B. ist ein geradezu fanatischer Pfaffe, den spezifisch römischen Lehren, z. B. der Werkheiligkeit, ganz ergeben, hundertmal unduldsamer und einseitiger als Thomas von Aquin; dennoch weht uns aus jedem seiner Worte die Atmosphäre der Wahrhaftigkeit und der autonomen Persönlichkeit entgegen. Mit Verachtung und heiligem Zorn deckt dieser *doctor subtilis,* der grösste Dialektiker der Kirche, das ganze Gewebe erbärmlicher Trugschlüsse auf, aus denen Thomas sein künstliches System aufgebaut hat: es ist nicht wahr, dass die Dogmen der christlichen Kirche vor der Vernunft bestehen, viel weniger, dass sie (wie Thomas gelehrt hatte) von der Vernunft als notwendige Wahrheiten bewiesen werden können; schon die angeblichen Beweise für das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele sind elende Sophistereien (siehe die *Quaestiones subtilissimae*); nicht der Syllogismus hat Wert für die Religion, sondern einzig der Glaube; nicht der Verstand bildet den Kern der menschlichen Natur, sondern der Wille: *voluntas superior intellectu!* Mochte Duns Scotus persönlich noch so kirchlich unduldsam sein, der Weg, den er beschritt, führte zur Freiheit; und warum? Weil dieser Angelsachse unbedingt wahrhaftig ist. Er nimmt alle Lehren der römischen Kirche fraglos an, auch diejenigen, welche germanischem Wesen Gewalt anthun, doch verachtet er jeglichen Betrug. Welcher lutherische Theologe des 18. Jahrhunderts hätte es gewagt, das Dasein Gottes für philosophisch unbeweisbar zu erklären? Welche Verfolgungen hat nicht Kant gerade deswegen auszustehen gehabt? Scotus hatte es schon längst erhärtet. Und indem Scotus das Individuum ausdrücklich als „das einzig

---

gebrachte wird im 53. Spruche, von den sieben Graden des schauenden Lebens, als positive Lehre ausgesprochen: „Unde sô der Mensch alsô in sich selber gât, sô vindet er got in ime selber.“

Wirkliche“ in den Mittelpunkt seiner Philosophie stellt, rettet er die Persönlichkeit; damit ist aber alles gerettet. Dass nun Diejenigen, welche in einer und der selben Richtung — der Richtung der Wahrhaftigkeit — sich bewegen, alle eng zusammengehören, erhellt aus diesem Beispiel besonders deutlich; denn was der Theologe Scotus lehrt, das hatte der Mystiker Franz von Assisi g e l e b t das Primat des Willens, Gott eine unmittelbare Wahrnehmung, nicht eine logische Folgerung, die Persönlichkeit „höchstes Glück“; und andrerseits fand sich Occam, ein Schüler des Scotus und ein ebenso eifriger Dogmatiker wie sein Meister, veranlasst, nicht allein die Trennung des Glaubens vom Wissen noch schärfer durchzuführen und der rationalistischen Theologie durch den Nachweis, die wichtigsten Kirchendogmen seien geradezu widersinnig, den Garaus zu machen (wodurch er zugleich ein Begründer der Beobachtungswissenschaften wurde), sondern er verteidigte die Sache der Könige gegen den päpstlichen Stuhl, d. h. er kämpfte für den germanischen Nationalismus und gegen den römischen Universalismus; zugleich nahm der selbe Occam die Rechte der Kirche gegen die Übergriffe des römischen Pontifex wacker in Schutz — wofür er in den Kerker geworfen wurde. Hier knüpfen, wie man sieht, Politik, Wissenschaft und Philosophie in ihrer ferneren antirömischen Entwickelung unmittelbar an Theologie an.

Schon solche flüchtige Andeutungen werden, glaube ich, genügen, um die Überzeugung hervorzurufen, dass die von mir vorgeschlagene Gruppierung auf den Kern der Sache geht. Ein grosser Vorzug ist, dass diese Einteilung nicht auf einige Jahrhunderte beschränkt ist, sondern einen tausendjährigen Überblick gestattet, von Scotus Erigena bis Arthur Schopenhauer. Ein weiterer Vorzug, den diese aus dem Leben gegriffene Klassifikation uns für unser eigenes praktisches Leben gewährt, ist, dass sie uns unbegrenzte Toleranz gegen jede wahrhaftige, echt germanische Auffassung lehrt; wir fragen nicht nach dem Was der Weltanschauung, sondern nach dem Wie: frei oder unfrei? persönlich oder unpersönlich? Dadurch erst lernen wir, uns selber vorn Fremden scharf zu scheiden und gegen ihn sofort und zu

allen Zeiten — und gäbe er sich noch so edel und uneigennützig und triefend von Germanentum — mit allen Waffen Front zu machen. Der Feind schleicht sich ja in die eigene Seele ein. War es denn anders bei Thomas von Aquin? Und erblicken wir nicht Ähnliches bei Leibniz und bei Hegel? *Doctor invincibilis* nannte man den grossen Occam: möchten wir in dem Kampf, der unsere Kultur von allen Seiten bedroht, recht viele *doctores invincibiles* erleben!

Die vier Gruppen

Jetzt ist, hoffe ich, der Boden genügend vorbereitet, damit wir zu der methodischen Betrachtung der vier Gruppen von Männern übergehen können, welche ihre Lebenskraft in den Dienst der Wahrheit stellten, ohne dass sie gewähnt hätten, sie ganz zu besitzen, sie mit allen Organen umfassen zu können; durch ihre vereinte Arbeit hat die neue Weltanschauung nach und nach immer bestimmtere Gestalt erhalten. Es sind dies die Theologen, die Mystiker, die Humanisten und die Naturforscher (zu welch letzteren die Philosophen im engeren Sinne des Wortes gehören). Der Bequemlichkeit halber wollen wir diese vorhin aufgestellten Gruppen beibehalten, doch ohne ihnen eine weitere Bedeutung als die einer praktisch brauchbaren Handhabe beizulegen, denn sie gehen an hundert Orten ineinander über.

Die Theologen

Wäre ich im Begriff, eine künstliche These zu verfechten, so würde mir die Gruppe der Theologen viel Kopfzerbrechen machen; ausserdem würde mich das Gefühl meiner Inkompetenz martern. Doch ich begnüge mich, die Augen zu öffnen, ohne die für mich unverständlichen technischen Einzelheiten in Betracht zu ziehen, und erblicke die Theologen von der Art des Duns Scotus als die unmittelbaren Anbahner der Reformation, und nicht allein der Reformation — denn diese blieb in religiöser Beziehung ein höchst unbefriedigendes Stückwerk, oder wie Lamprecht hoffnungsfreudig sagt: „ein Ferment künftiger religiöser Haltung“ — sondern auch als die Anbahner einer weithin reichenden Bewegung von grundlegender Wichtigkeit bei dem Aufbau einer neuen Weltanschauung. Man weiss, welche Fülle metaphysischen Scharfsinns Kant in seiner *Kritik der reinen Vernunft* auf den Nachweis verwendet, „dass alle Versuche eines bloss spekulativen Ge-

brauchs der Vernunft in Ansehung der Theologie gänzlich fruchtlos und ihrer inneren Beschaffenheit nach null und nichtig sind“;[1]) für die Begründung seiner Weltanschauung war dieser Nachweis unentbehrlich; erst Kant hat das Truggebäude der römischen Theologie endgültig zertrümmert, er „der Alleszermalmer“, wie ihn Moses Mendelssohn treffend nennt. Das selbe hatten gleich die ersten Theologen, welche den Weg der Wahrhaftigkeit wandelten, zu thun unternommen. Zwar waren Duns Scotus und Occam nicht in der Lage gewesen, das kirchliche Truggebäude auf dem direkten Wege des Naturforschers zu untergraben, wie Kant, doch hatten sie für praktische Zwecke genau das selbe und mit hinreichender Überzeugungskraft durch die *reductio ad absurdum* der entgegengesetzten Behauptung dargethan. Aus dieser Einsicht ergaben sich gleich Anfangs zwei Folgerungen mit mathematischer Notwendigkeit: erstens, die Befreiung der Vernunft mit allem, was zu ihr gehört, aus dem theologischen Dienste, da sie zu diesem doch nichts taugte; zweitens, die Zurückführung des religiösen Glaubens auf einen anderen Kanon, da derjenige der Vernunft sich als unbrauchbar erwiesen hatte. Und in der That, was die Befreiung der Vernunft anbetrifft, so sehen wir schon Occam sich an seinen Ordensbruder Roger Bacon anschliessen und die empirische Beobachtung der Natur fordern; zugleich sehen wir ihn auf das Gebiet der praktischen Politik im Sinne erweiterter persönlicher und nationaler Freiheit übergreifen, was ein Gebot der befreiten Vernunft war, während die gefesselte Vernunft die universelle *civitas Dei* (zu Occam‘s Lebzeiten durch Dante‘s Mund) als eine göttliche Einrichtung nachzuweisen gesucht hatte. Und was den zweiten Punkt anbelangt, so ist es klar, dass wenn die Lehren der Religion gar keine Gewähr in den Vernunftschlüssen des Hirns finden, der Theolog mit um so grösserer Energie bestrebt sein muss, diese Gewähr an einem anderen Orte nachzuweisen, und dieser Ort konnte zu-

---

[1]) Siehe den Abschnitt *Kritik aller spekulativen Theologie* und vergl. auch den letzten Absatz der *Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik.*

nächst kein anderer sein, als die heilige Schrift. So paradox es im ersten Augenblick erscheint, Thatsache ist es doch, dass die heftige, unduldsame, engherzige Orthodoxie des Scotus, im Gegensatz zu der bisweilen fast freigeistig sich gebärdenden, mit augustinischen Widersprüchen überlegen spielenden Ruhe des Thomas, den Weg zur Befreiung von der Kirche gewiesen hat. Denn die von der römischen Kirche so stark bevorzugte Richtung des Thomas emancipierte sie eigentlich ganz und gar von der Lehre Christi. Schon hatte die Kirche sich mit ihren Kirchenvätern und Konzilien so sehr in den Vordergrund gedrängt, dass das Evangelium bedenklich an Bedeutung verloren hatte; nun wurde der Beweis geliefert, die Glaubensdogmen „müssten so sein“, die Vernunft könne dies jeden Augenblick als logische Notwendigkeit darthun. Sich da noch weiter auf die Schrift berufen, wäre ungefähr ebenso, als wenn ein Schiffskapitän, ehe er ins Meer sticht, ein paar Eimer Wasser aus dem den Ozean speisenden Fluss holen und vom Bugspriet aus hineinwerfen liesse, aus Besorgnis, er hätte sonst nicht den nötigen Tiefgang. Doch noch ehe Thomas von Aquin an die Errichtung seines babylonischen Turmes gegangen war, hatten viele gemütstiefe Geister empfunden, dass diese von der römischen Kirche in die Praxis, von Anselm in die Theorie eingeführte Richtung zum Tode jeglicher wahrhaften Religion führe; der grösste von diesen war Franz von Assisi gewesen. Gewiss gehört dieser wunderbare Mann zu der Gruppe der Mystiker, doch muss er auch hier genannt werden, denn die Ritter der echten christlichen Theologie erbten von ihm den Lebensimpuls. Auch das scheint paradox, denn kein Heiliger war weniger Theolog als Franz, doch ist es eine geschichtliche Thatsache, und das Paradoxe verschwindet, sobald man einsieht, dass hier der Hinweis auf das Evangelium und auf Jesus Christus die Verbindung bildet. Dieser Laie, der gewaltsam in die Kirche eindringt, das Sacerdotium bei Seite schiebt und allem Volke das Wort Christi verkündet, verkörpert eine heftige Reaktion der nach Religion sich sehnenden Menschen gegen den kalten, unbegreiflichen, auf dialektischen Stelzen einherschreitenden Dogmenglauben. Franz, der von Jugend auf unter

waldensischem Einfluss gestanden hatte, kannte ohne Zweifel das Evangelium gut;[1]) dass er nicht als Ketzer verbrannt wurde, müsste als Wunder gelten, wenn es nicht offenbar ein Zufall wäre; seine Religion lässt sich in die Worte Luther's zusammenfassen: „Das Gesetz Christi ist nicht Lehre, sondern Leben, nicht Wort, sondern das Wesen, nicht Zeichen, sondern die Fülle selbst."[2]) Das von Franz der Vergessenheit entrissene Evangelium ist nun der Fels, auf den die nordischen Theologen sich zurückziehen, als ihnen sowohl die Unhaltbarkeit wie die Gefährlichkeit des theologischen Rationalismus offenbar geworden ist. Und zwar thun sie es mit der Leidenschaft der kampflustigen Überzeugung und unter dem Antrieb des soeben erlebten Beispiels. Im direkten Gegensatz zu Thomas lehrt Duns, die höchste Seligkeit des Himmels werde nicht das Erkennen, sondern das Lieben sein. Wie eine solche Richtung mit der Zeit wirken musste, ist klar; wir sahen ja vorhin Luther mit grosser Anerkennung von Scotus und Occam sprechen, während er Thomas einen Schwätzer nannte. Die Zugrundelegung des biblischen Wortes, die Hervorhebung des evangelischen Lebens im Gegensatz zur dogmatischen Lehre konnte nicht ausbleiben. Selbst die mehr äusserliche Bewegung der Empörung gegen den Prunk und die Geldgier und die ganze weltliche Richtung der Kurie war eine so selbstverständliche Folgerung aus diesen Prämissen, dass wir schon Occam gegen alle diese Missbräuche ins Feld ziehen sehen, und dass Jacopone da Todi, der Verfasser des *Stabat Mater,* der geistig bedeutendste der italienischen Franziskaner des 13. Jahrhunderts, zur offenen Empörung gegen Papst Bonifaz VIII. aufruft und dafür die besten Jahre seines Lebens im unterirdischen Kerker zubringt. Und wenn auch gerade Duns Scotus die Bedeutung der Werke so hervorhebt wie kaum ein zweiter, während er in Bezug auf Gnade und Glaube nicht einmal so weit wie Thomas zu gehen bereit ist, so heisst es wirklich sehr oberflächlich urteilen, wenn man hierin etwas speziell Römisches erblicken will und nicht begreift, wie

[1]) Siehe S. 613 und vergleiche den Schluss der Anmerkung 1 auf S. 643.
[2]) *Von dem Missbrauch der Messe,* Teil 3.

notwendig gerade diese Lehre zu der Luther's führt: denn diesen Franziskanern kommt alles darauf an, den W i l l e n an Stelle der formalen Rechtgläubigkeit in dem Mittelpunkt der Religion zu inthronisieren; dadurch wird Religion zu etwas Erlebtem, Erfahrenem, Gegenwärtigem. Wie Luther sagt: „Glaube i s t grundguter Wille"; und an anderer Stelle: „es ist ein lebendig, geschäftig, thätig, mächtig Ding um den Glauben, also dass es unmöglich ist, dass er nicht ohne Unterlass sollte Gutes w i r k e n".[1]) Dieser „Wille" nun, dieses „Wirken" sind das, worauf Scotus und Occam, durch Franz belehrt, allen Nachdruck legen, und zwar im Gegensatz zu einem kalten, akademischen Fürwahrhalten. Mit den Begriffen „Glaube" und „gute Werke" wird heute von gewissen vielgelesenen Autoren ein recht frivoles Spiel getrieben; ohne mich mit Denjenigen einzulassen, welche das Lügen als ein „gutes Werk" betreiben, bitte ich jeden unvoreingenommenen Menschen, Franz von Assisi zu betrachten und zu sagen, was den Kern dieser Persönlichkeit ausmacht. Jeder wird antworten müssen: die Gewalt des Glaubens. Er ist der verkörperte Glaube: „nicht Lehre, sondern Leben, nicht Wort, sondern Wesen." Man lese nur die Geschichte seines Lebens: nicht priesterliche Ermahnung, nicht sakramentale Weihe hat ihn zu Gott geführt, sondern der Anblick des Gekreuzigten in einer verfallenen Kapelle bei Assisi und dessen Worte in dem fleissig gelesenen Evangelium.[2]) Und doch gilt uns Franz — sowie der von ihm gegründete Orden — nicht mit Unrecht als der besondere Apostel der guten Werke. Und nun betrachte man Martin Luther — den Verfechter der Erlösung durch den Glauben — und sage, ob dieser keine Werke vollbracht hat, ob dieses Leben nicht ganz und gar dem Wirken gewidmet war, und ob nicht gerade dieser Mann uns das Geheimnis der guten Werke enthüllt hat, nämlich, dass sie sein müssen: „e i t e l f r e i e W e r k e um keines Dings willen gethan, als allein Gott zu gefallen, und nicht um Frömmigkeit zu erlangen . . . . denn wo der falsche Anhang

[1]) Vergl. die *Vorrede auf die Epistel Pauli an die Römer.*

[2]) Man sehe z. B. Paul Sabatier: *Vie de S. François d'Assise,* 1896, Kap. 4.

und die verkehrte Meinung darin ist, dass durch die Werke wir fromm und selig werden wollen, sind sie schon nicht gut und ganz verdammlich, denn sie sind nicht frei.“[1]) Mögen die Gelehrten darüber den Kopf schütteln so viel sie wollen, wir Laien begreifen recht gut, dass ein Franz von Assisi zu einem Duns Scotus geführt hat und dieser wiederum zu einem Martin Luther; denn die Befreiung — die Befreiung der Persönlichkeit — liegt hier überall zu Grunde. Das ganze Leben des Franz ist Empörung des Individuums: Empörung gegen seine Familie, Empörung gegen die ganze ihn umgebende Gesellschaft, Empörung gegen eine tief korrumpierte Geistlichkeit und gegen eine von apostolischer Tradition so weit abgefallene Kirche; und während das Priestertum ihm bestimmte Wege als allein zur Seligkeit führend vorschreibt, geht er unentwegt seine eigenen und verkehrt als freier Mann unmittelbar mit seinem Gotte. In das Theologisch-philosophische übertragen, musste eine solche Auffassung zur fast ausschliesslichen Betonung der Freiheit des Willens führen, was ja bei Scotus der Fall war. Wir müssen unbedingt zugeben, dass dieser mit seiner einseitigen Hervorhebung des *liberum arbitrium* weniger philosophische Tiefe verrät als sein Gegner Thomas, doch um so mehr religiöse und (wenn ich so sagen darf) politische. Denn hierdurch gelingt es dieser Theologie, den Schwerpunkt der Religion — im direkten Gegensatz zu Rom — in das Individuum zu verlegen: „Christus ist die Thüre zum Heil; an dir, Mensch, liegt es, hineinzutreten oder nicht!“ Das nun — die Hervorhebung der freien Persönlichkeit — ist das Entscheidende, das allein und nicht die Spitzfindigkeiten über Gnade und Verdienst, über Glauben und gute Werke. Auf diesem Wege schritt man notwendiger Weise einer antirömischen, antisacerdotalen Auffassung der Kirche und überhaupt einer anderen, nicht historisch-materialistischen, sondern innerlichen Religion entgegen. Das zeigte sich bald. Zwar schob gerade Luther, der politische Held, dieser natürlichen und unerlässlichen religiösen Bewegung auf lange Zeit den Riegel vor. Wie Duns Scotus hüllte

---

[1]) Von der Freiheit eines Christenmenschen 22, 25.

auch er seine gesunde, kräftige, Freiheit atmende Erkenntnis in ein Gewebe spitzfindiger Theologeme und lebte ganz noch in den historischen und darum unbedingt unduldsamen Vorstellungen eines aus dem Judentum hervorgewachsenen Glaubens; doch verlieh ihm diese Geistesverfassung zum rechten Werk die rechte Kraft: in seinem Kampf für das Vaterland und für die Würde der Germanen hat er gesiegt, wogegen seine starre mönchische Theologie wie ein irdener Topf zerbröckelte, zu klein für den Inhalt, den er selber hineingethan hatte. Erst im 19. Jahrhundert hat man bei jenen grossen Theologen wieder angeknüpft, um den Weg zur Freiheit auch auf dem Gebiete der Gottesgelehrsamkeit weiter zu wandeln.

Unterschätzen wir nicht den Wert der Theologen für die Entwickelung unserer Kultur! Wer das hier nur Angedeutete mit einem reicheren Wissen, als mir zu Gebote steht, weiter verfolgt, wird, glaube ich, bis in unsere Zeit hinein ihr Wirken vielfach reich gesegnet finden. Wenn ein gelehrter römischer Theolog, Abälard, schon im 12. Jahrhundert ausruft: *si omnes patres sic, at ego non sic!*[1]) so wäre zu wünschen, dass recht viele Theologen des 19. Jahrhunderts denselben Mannesmut besässen. Ein Savonarola — der Mann, dessen Feuergeist einen Leonardo, einen Michelangelo, einen Raffael begeisterte — thut mehr für die Befreiung, wenn er von der Kanzel aus hinunterruft: „Sieh' Rom an, das Haupt der Welt, und von dort sieh' auf die Glieder! da ist von der Fussohle bis zum Scheitel nichts Gesundes mehr. Wir leben unter Christen, wir verkehren mit ihnen; aber sie sind keine Christen, die's nur sind dem Namen nach; da wäre es wirklich besser, wir wären unter Heiden!"[2]) — dieser Mönch, sage ich, wenn er zu Tausenden so spricht und seine Worte mit dem Tode auf dem Scheiterhaufen besiegelt, thut mehr für die Freiheit als eine ganze Akademie von Freigeistern; denn Freiheit wird nicht durch Ansichten, sondern durch Verhalten bewährt, sie ist „nicht

---

[1]) Citiert nach Schopenhauer: *Über den Willen in der Natur* (Abschnitt „Physische Astronomie").

[2]) *Predigt am Erscheinungsfest* 1492 (nach der Übersetzung von Langsdorff).

Wort, sondern Wesen". Im 19. Jahrhundert hat desgleichen ein frommer, innig religiöser Schleiermacher für die Gewinnung einer lebendigen religiösen Weltanschauung gewiss mehr geleistet als ein skeptischer David Strauss.

Die Mystiker

Die rechte hohe Schule der Befreiung vom hieratisch-historischen Zwange ist aber die Mystik, die *philosophia teutonica,* wie man sie nannte.[1]) Eine bis in ihre letzten Konsequenzen durchgeführte mystische Anschauung löst eine dogmatische Annahme nach der anderen als Allegorie ab; was dann übrig bleibt, ist reines Symbol, denn Religion ist dann nicht mehr ein Fürwahrhalten, eine Hoffnung, eine Überzeugung, sondern eine Erfahrung des Lebens, ein thatsächlicher Vorgang, ein unmittelbarer Zustand des Gemütes. Lagarde sagt irgendwo: „Religion ist unbedingte Gegenwart"; diese Erkenntnis ist mystisch.[2]) Den vollendetsten Ausdruck der absolut mystischen Religion finden wir bei den arischen Indern; doch scheidet unsere grossen germanischen Mystiker kaum die Breite eines Haares von ihren indischen Vorgängern und Zeitgenossen; eigentlich trennt sie nur das Eine: dass die indische Religion eine unverfälscht Indogermanische ist, in welcher die Mystik ihren natürlichen, allseitig anerkannten Platz findet, während für Mystik in einem solchen Bunde semitischer Historie mit pseudoägyptischer Magie kein Platz ist, weswegen sie von unseren verschiedenen Konfessionen im besten Falle nur geduldet, meistens aber verfolgt wurde und wird. Von ihrem Standpunkte aus haben

---

[1]) Lamprecht bezeugt vom deutschen Volk im Allgemeinen, dass „die Grundlage seines Verhaltens zum Christentum eine mystische war" (*Deutsche Geschichte,* 2. Aufl., 2. Bd., S. 197); dies galt uneingeschränkt bis zur Einführung des obligatorischen Rationalismus durch Thomas von Aquin, später ergänzt durch den Materialismus der Jesuiten.

[2]) Der Theologe Adalbert Merx sagt in seiner Schrift *Idee und Grundlinien einer allgemeinen Geschichte der Mystik,* 1893, S. 46: „Eines steht für die Mystik fest, dass sie die Erfahrungsthatsache der Religion, die Religion als Phänomenon . . . so vollkommen besitzt, zeigt und darstellt . . . dass ohne historische Kenntnis der Mystik von einer wirklichen Religionsphilosophie nicht die Rede sein kann."

die christlichen Kirchen Recht. Man höre nur den 54. Spruch des Meisters Eckhart; er lautet: „Ir sunt wizzen, daz alle unser vollekomenheit und alle unser sêlikeit lît dar an, daz der mensche durchgange und übergange alle geschaffenheit und alle zîtlichkeit und allez wesen und gange in den grunt, der gruntlôs ist.“ Das ist vollkommen indisch und könnte ein Citat aus der Brihadâranyaka-Upanishad sein, wogegen es keiner Sophisterei gelingen dürfte, einen Zusammenhang zwischen dieser Religion und abrahamitischen Verheissungen herzustellen, ebensowenig wie irgend ein ehrlicher Mensch leugnen wird, dass in einer Weltanschauung, welche sich über „Geschaffenheit“ und „Zeitlichkeit“ erhebt, Sündenfall und Erlösung lediglich Symbole für eine sonst unausdrückbare Wahrheit der inneren Erfahrung sein müssen. Folgende Stelle aus der 49. Predigt von Eckhart gehört ebenfalls hierher: „So lange ich dies und das bin oder dies und das habe, so bin ich nicht alle Dinge noch habe ich alle Dinge; sobald du aber entscheidest, dass du weder dies noch das seiest noch habest, so bist du allenthalben; sobald folglich du weder dies noch das bist, bist du alle Dinge.“[1]) Das ist die Lehre des Âtman, der gegenüber die Theologie des Duns Scotus eben so irrelevant ist wie die des Thomas von Aquin. Und noch Eines muss gleich hier vorausgeschickt werden: eine derartige mystische Religion war die Religion Jesu Christi; sie spricht aus seinen Thaten und aus seinen Worten. Dass das Himmelreich „inwendig in uns“ sei,[2]) lässt keinerlei empirische oder historische Deutung zu.

Natürlich kann ich mich hier nicht näher auf das Wesen der Mystik einlassen, das hiesse die Menschennatur dort, wo sie „gruntlôs“ ist, in einigen wenigen Zeilen ergründen wollen; ich musste bloss den Gegenstand klar hinstellen, und zwar in einer Weise, dass auch der wenigst Eingeweihte sofort einsieht, inwiefern es die notwendige Tendenz der Mystik ist, von Kirchen-

---

[1]) Ausg. Pfeiffer, S. 162. Diese zweite Stelle habe ich übertragen, da sie für den Ungeübten im mittelhochdeutschen Original nicht so leicht verständlich ist.

[2]) Siehe S. 199.

satzungen zu befreien. Zum Glück — kann man wohl sagen — liegt es nicht in unserer germanischen Natur, unsere Gedanken bis in ihre letzten Konsequenzen zu verfolgen, mit anderen Worten, uns von ihnen tyrannisieren zu lassen, und so sehen wir Eckhart trotz seiner Âtmanlehre einen guten Dominikaner bleiben, der zwar mit knapper Not der Inquisition entgeht,[1]) doch alle gewünschte orthodoxe Glaubensbekenntnisse unterschreibt, und wir erleben es nicht — trotz aller Empfehlungen des Friedensschlafes *(sopor pacis)* durch Bonaventura (1221—74) und Andere — dass jemals der Quietismus uns wie den Indern die Lebensader unterbindet. Ich beschränke mich also innerhalb des engen Rahmens dieses Kapitels und will nur durch einige wenige Andeutungen zeigen, wie das Heer der Mystiker zugleich zerstörend gegen die uns überlieferte fremde Religion und als kräftig-schöpferische Förderer einer unserer Eigenart entsprechenden neuen Weltanschauung wirkten. Die Verdienste dieser Männer nach beiden Richtungen hin werden in der Regel zu wenig anerkannt.

Sehr auffallend ist zunächst die Abneigung gegen die jüdischen Religionslehren; jeder Mystiker ist (ob er‘s will oder nicht) ein geborener Antisemit. Zunächst helfen sich die frommen Gemüter, wie Bonaventura, indem sie das ganze Alte Testament allegorisch und seine erborgten mythischen Bestandteile symbolisch deuten — eine Tendenz, die wir schon fünfhundert Jahre früher bei Scotus Erigena vollkommen ausgebildet fanden, und die wir übrigens viel weiter zurückverfolgen können, bis auf Marcion und Origenes.[2]) Doch damit beruhigen sich die nach wahrer Religion dürstenden Seelen nicht. Der strenggläubige Thomas von Kempen betet mit rührender Naivetät zu Gott: „Lass es nicht Moses sein oder die Propheten, die zu mir reden, sondern rede du selber . . . . . von jenen vernehme ich wohl Worte, doch fehlt der Geist; was sie sagen, ist zwar schön, doch

[1]) Erst nach seinem Tode wurden seine Lehren als häretisch verdammt und seine Schriften so fleissig von der Inquisition vertilgt, dass die meisten verloren sind.

[2]) Siehe S. 570 und 608.

erwärmt es das Herz nicht.“[1]) Diesem Gefühle begegnen wir bei fast allen Mystikern; nirgendswo in anmutigerer Gestalt als bei dem grossen Jakob Böhme (1575 bis 1624), der sich an vielen Stellen der Bibel, nachdem er alles mögliche allegorisch und symbolisch weggedeutet hat (so z. B. die gesamte Schöpfungsgeschichte) und sieht, es geht nicht weiter, mit der Auskunft hilft: „Allhie lieget dem Mosi der Deckel vor den Augen“, und nunmehr die Sache nach seiner Art frei darstellt![2]) Ernster wird der Widerspruch, wo er die Vorstellungen des Himmels und der Hölle und namentlich die der letzteren betrifft. Die Vorstellung der Hölle ist ja ohne Frage, wenn wir aufrichtig sprechen wollen, der eigentliche Schandfleck der kirchlichen Lehre. Geboren im kleinasiatischen Abschaum der rassenlosen Sklaven, grossgezogen in den unrettbar chaotischen, ignoranten, bestialischen Jahrhunderten des untergehenden und untergegangenen römischen Imperiums, war sie edlen Geistern stets zuwider, wenn auch nur wenige es vermochten, sie so vollkommen zu überwinden, wie Origenes und wie jener unbegreiflich hohe Geist, Scotus Erigena.[3]) Dass Wenige es vermochten, ist leicht zu verstehen, denn das kirchliche Christentum hatte sich nach und nach zu einer Religion von Himmel und Hölle gestaltet; alles Übrige war nebensächlich. Man greife nur zu welchen alten Chroniken man will, die Furcht vor der Hölle wird man als die wirksamste, meistens als die einzige religiöse Triebfeder am Werke sehen. Die immensen Latifundien der Kirche, ihre unberechenbaren Einnahmen aus Ablässen und dergleichen entstammen fast alle der Furcht vor der Hölle. Indem später die Jesuiten diese Furcht vor der Hölle ohne Um-

---

[1]) *De imitatione Christi,* Buch 3., Kap. 2.

[2]) Siehe z. B. *Mysterium magnum, oder Erklärung über das erste Buch Mosis,* Kap. 19, § 1.

[3]) S. 573 und 640. Die enorme Verbreitung von Erigena‘s *Einteilung der Natur* im 13. Jahrhundert (S. 763, 819) zeigt, wie allgemein die Sehnsucht war, diese grauenhafte Ausgeburt orientalischer Phantasie loszuwerden. Luther ist trotz aller Rechtgläubigkeit oft geneigt, sich direkt an Erigena anzuschliessen, auch er schreibt: „Der Mensch hat die Hölle in sich selbst“ (*Vierzehn Trostmittel,* I, 1).

schweife zum Angelpunkte aller Religion machten,[1]) handelten sie insofern ganz logisch, und bald ernteten sie den Lohn der konsequenten Aufrichtigkeit; denn Himmel und Hölle, Lohn und Strafe bilden heute mehr als je die eigentliche oder mindestens die wirksame Unterlage unserer kirchlichen Sittenlehre.[2]) *„Ôtez la crainte da l'enfer à un chrétien, et vous lui ôterez sa croyance"*, urteilt nicht ganz mit Unrecht Diderot.[3]) Bedenkt man das alles, so wird man begreifen, welche grosse Bedeutung es hatte, wenn ein Eckhart die schöne Lehre entwickelte: „Wäre weder Hölle noch Himmelreich, noch dann wollte ich Gott minnen, dich süssen Vater, und deine hohe Natur", und wenn er hinzufügt: „das rechte, vollendete Wesen des Geistes ist, dass er Gott seiner eigenen Güte wegen liebt, und gäbe es auch weder Himmel noch hölle."[4]) Etwa fünfzig Jahre später spricht der unbekannte Verfasser der *Theologia deutsch,* jenes herrlichen Monumentes deutscher Mystik in katholischem Gewande, sich viel bestimmter aus, denn er betitelt sein zehntes Kapitel: „Wie die volkomen menschen verloren haben forcht der helle und begerung des himelriches", und er führt dann aus, dass eben in der Befreiung von diesen Vorstellungen sich die Vollkommenheit zeige: „es stehen diese Menschen in e i n e r F r e i h e i t, also dass sie verloren haben Furcht der Pein oder der Hölle und Hoffnung des Lohnes oder des Himmelreiches, vielmehr sie leben in lauterer Unterthänigkeit und Gehorsam der ewigen Güte, in g a n z e r F r e i h e i t inbrünstiger Liebe." Es ist wohl kaum nötig auszuführen, dass zwischen dieser Freiheit und der „schlotternden Angst",

---

[1]) Siehe S. 626 u. s. w.

[2]) Die Jesuiten sind nur konsequenter als die anderen. Ich erinnere mich, ein zwölfjähriges deutsches Mädchen nach einer Religionsstunde in Weinkrämpfen liegen gesehen zu haben, eine solche Furcht hatte der lutherische Duodecimopapst dem unschuldigen Kinde vor der Hölle eingeflösst. Ein derartiger Unterricht gehört vor das Forum der Sittenpolizei.

[3]) *Pensées philosophiques,* XVII.

[4]) Vergl. den 12. Traktat und die Glosse dazu. Auch Franz von Assisi legte fast gar kein Gewicht auf die Hölle und nicht viel mehr auf den Himmel (Sabatier a. a. O., S. 308).

welche Loyola als die Seele der Religion lehrt,[1]) eine Kluft besteht, tiefer als jene, welche einen Planeten vom anderen trennt. Es reden da zwei radikal verschiedene Seelen: eine germanische und eine ungermanische.[2]) Im folgenden Kapitel setzt nun dieser sogenannte „Frankforter" noch weiter auseinander, es existiere überhaupt keine Hölle in der gewöhnlichen, volkstümlichen Auffassung des Begriffes als zukünftige Strafanstalt, sondern die Hölle sei eine Erscheinung unseres gegenwärtigen Lebens. Man sieht, dieser Priester schliesst sich genau an Origenes und Erigena an und kommt zu dem Schlusse: „die Hölle vergeht und das Himmelreich besteht." Und noch eine Bemerkung zeichnet seine Auffassung besonders drastisch. Er nennt Himmel und Hölle „zwei gute sichere Wege für den Menschen in dieser Zeit"; er giebt dem einen dieser „Wege" keinen grossen Vorzug vor dem anderen und meint, dem Menschen könne auch in der Hölle „gar recht und so sicher sein als in dem Himmelreich!" Diese Auffassung — die man so oder ähnlich bei anderen Mystikern, z. B. bei Eckhart's Schülern Tauler und Seuse wiederfindet — erhält bei Jakob Böhme besonders häufigen und deutlichen Ausdruck, den Ausdruck eines Denkens, welches den Gedanken weiter verfolgt hat und im Begriffe ist, vom Negativen zum Positiven überzugehen. So antwortet er z. B. auf die Frage: „Wo fährt die Seele denn hin, wann der Leib stirbt, sie sei selig oder verdammt?" „Sie bedarf keines Ausfahrens, sondern das äusserliche tödliche Leben samt dem Leibe scheiden sich nur von ihr. Sie hat Himmel und Hölle zuvor in sich . . . . . denn Himmel und Hölle ist überall gegenwärtig. Es ist nur eine Einwendung des Willens, entweder in Gottes Liebe oder in Gottes Zorn, und

---

[1]) Siehe S. 525 fg.

[2]) Ich erinnere daran, dass Wulfila die Begriffe Hölle und Teufel gar nicht ins Gotische zu übersetzen vermochte, da diese glückliche Sprache keine derartige Vorstellung kannte (S. 626). H e l l war der Name der freundlichen Göttin des Todes, sowie auch ihres Reiches, und deutet etymologisch auf „bergen", „verhüllen", durchaus nicht auf Infernum (Heyne); T e u f e l ist aus dem lateinischen *Diabolus* gebildet.

solches geschieht b e i Z e i t d e s L e i b e s.“[1]) Hier ist nichts mehr undeutlich; denn, wie ein Jeder sieht, wir stehen bereits mit beiden Füssen auf dem Boden einer neuen Religion; insofern allerdings nicht neu, als Böhme sich gerade hier auf die Worte Christi „das Reich Gottes kommt nicht mit äusserlichen Gebärden“ berufen kann und auch thatsächlich beruft — „die englische Welt ist im Loco oder Ort d i e s e r Welt innerlich“[2]) — neu aber im Gegensatz zu allen christlichen Kirchen. „Der rechte heilige Mensch, so in dem monstrosischen verborgen ist, ist sowohl im Himmel als Gott, und der Himmel ist in ihm.“[3]) Und Böhme geht furchtlos weiter und leugnet den absoluten Unterschied zwischen Gutem und Bösem; der innere Grund der Seele, sagt er, ist weder gut noch böse, Gott selber ist beides: „Er ist selber alles Wesen, er ist Böses und Gutes, Himmel und Hölle, Licht und Finsternis;[4]) erst der Wille „scheidet“ in der Masse der indifferenten Handlungen, erst durch den Willen des Vollbringers wird eine That gut oder böse. Das ist die reine indische Lehre; dass sie der Lehre der christlichen Kirche „schlechthin widerstreite“, haben die Theologen längst und ohne Mühe gezeigt.[5])

Während nun die genannten Mystiker und die unübersehbare Schar derjenigen, die ähnlich dachten, gleichviel ob Protestanten oder Katholiken, innerhalb der Kirche verblieben, ohne zu ahnen, wie gründlich sie das mühsam errichtete Gebäude untergruben, gab es grosse Gruppen von Mystikern, die vielleicht in der inneren Auffassung des Wesens der Religion weniger weit gingen als die *Theologia deutsch* und Jakob Böhme, oder als jene heilige Frau

---

[1]) *Der Weg zu Christo,* Buch 6, § 36, 37. Eine Vorstellung, die indogermanisches Erbgut ist und die Rasse des Verfassers unzweifelhaft bezeugt. Als der Perser Omar Khayyám seine Seele auf Kundschaft ausgeschickt hat, kehrt sie mit der Kunde zurück: „Ich selbst bin Himmel und Hölle“ *(Rubáiyát).*

[2]) *Mysterium magnum* 8, 18.

[3]) Sendbrief vom 18. 1. 1618, § 10.

[4]) *Mysterium magnum* 8, 24.

[5]) Vergl. z. B. die kleine Schrift von Dr. Albert Peip: *Jakob Böhme* 1860, S. 16 fg.

Antoinette Bourignon (1616—80), die alle Sekten durch Aufhebung der Schriftlehren und einzige Betonung der Sehnsucht nach Gott vereinigen wollte, Männer aber, die direkt gegen alles Kirchentum und Priestertum, gegen Dogmen, Schrift und Sakrament ins Feld zogen. So verwarf z. B. Amalrich von Chartres (gest. 1209), Professor der Theologie in Paris, das gesamte Alte Testament und alle Sakramente, indem er einzig die unmittelbare Offenbarung Gottes im Herzen jedes Individuums gelten liess. Hieraus entstand der Bund der „Brüder des freien Geistes", eine, wie es scheint, ziemlich lascive und gewaltthätige Vereinigung. Andere wiederum, wie Johannes Wessel (1419—89), errangen durch grössere Mässigung grössere Erfolge; Wessel steht durchaus auf dem mystischen Standpunkt der Religion als eines inneren, gegenwärtigen Erlebnisses, doch erblickt er in der Gestalt Christi die göttlich treibende Kraft dieses Erlebnisses und, weit entfernt, die Kirche, welche dies kostbare Vermächtnis übermittelt hat, vernichten zu wollen, will er sie durch Vernichtung der römischen Ausgeburten reinigen. Sehr ähnlich Staupitz, der Beschützer Luther's. Solche Männer, die unmerklich in die Klasse der Theologen von der Art wie Wyclif und Hus übergehen, sind werkthätige Vorläufer der Reformation. An der Reformation selbst war die Mystik insofern stark beteiligt, als Martin Luther im tiefsten Grund seines Herzens ihr angehörte: er liebte Eckhart und veranstaltete selber die erste Druckausgabe der *Theologia deutsch;* vor allem ist seine mittlere Lehre von der gegenwärtigen Umwandlung durch den Glauben ohne Mystik gar nicht zu verstehen. Doch andrerseits machten ihm die „Schwarmgeister" viel Verdruss und hätten bald sein Lebenswerk verpfuscht. Mystiker nach Art des Thomas Münzer (1490—1525), die erst über die „leisetretenden Reformatoren" schimpften und später gegen alle weltliche Obrigkeit sich offen empörten, haben mehr als irgend etwas anderes der grossen politischen Kirchenreform geschadet. Und selbst solche edle Männer wie Kaspar Schwenkfeld (1490—1561) haben dadurch, dass sie aus der kontemplativen Mystik zur praktischen Kirchenreform übergingen, lediglich Kräfte zersplittert und böse Leidenschaften geweckt.

Ein Jakob Böhme, der ruhig in seiner Kirche bleibt, aber lehrt, die Sakramente (Taufe und Abendmahl) seien „nicht das Wesentliche“ am Christentum, richtet mehr aus.[1]) Der Wirkungskreis des echten Mystikers ist im Innern, nicht im Äussern. Und so sehen wir denn z. B. im 16. Jahrhundert den gut protestantischen Kesselflicker Bunyan und den fromm katholischen Priester Molinos mehr und Dauerhafteres für die Befreiung aus engkirchlichen, kalt-historischen Auffassungen der Religion leisten als ganze Rotten von Freigeistern. Bunyan, der nie einer Seele etwas zu Leide gethan, brachte den grössten Teil seines Lebens im Gefängnis zu, ein Opfer protestantischer Unduldsamkeit; der sanfte Molinos, von den Jesuiten wie ein toller Hund verfolgt, unterwarf sich wortlos den von der Inquisition über ihn verhängten Bussübungen, und zwar so harten, dass er daran starb. Beide wirken fort und fort, um innerhalb der Kirchen die Geister der religiös Beanlagten auf ein höheres Niveau zu heben; damit wird der Abfall sicher vorbereitet.

Habe ich nun angedeutet, wie die Mystik an hundert Orten auf die uns aufgezwungenen ungermanischen Vorstellungen zerstörend wirkte, so erübrigt es noch anzudeuten, wie unendlich reich und anregend sie sich zu jeder Zeit für den Aufbau unserer neuen Welt und unserer neuen Weltanschauung erwiesen hat.

Hier könnte man geneigt sein, mit Kant — der, gleich Luther, obwohl er mit den Mystikern intim verwachsen war, doch nicht viel von ihnen wissen mochte — zwischen „Träumern der Ver-

---

[1]) Vergl. *Der Weg zu Christo,* 5. Buch, 8. Kap., und die Schrift *Von Christi Testament des heiligen Abendmahles,* Kap. 4, § 24. „Ein rechter Christ bringt seine heilige Kirche mit in die Gemeine. Sein Herz ist die wahre Kirche, da man soll Gottesdienst pflegen. Wenn ich tausend Jahre in die Kirche gehe, auch alle Wochen zum Sakrament, lasse mich auch gleich alle Tage absolvieren: habe ich Christum nicht in mir, so ist alles falsch und ein unnützer Tand, ein Schnitzwerk in Babel, und ist keine Vergebung der Sünden“ (*Der Weg zu Christo,* Buch 5., Kap. 6, § 16). Und von dem Predigtamt meint Böhme: „Der heilige Geist predigt dem heiligen Hörer aus allen Kreaturen; Alles was er ansiehet, da siehet er einen Prediger Gottes“ (daselbst § 14).

nunft“ und „Träumern der Empfindung“ zu unterscheiden.[1]) Denn in der That, es kommen zwei Hauptrichtungen vor, die eine mit dem Augenmerk mehr auf das Sittlich-religiöse, die andere mehr auf das Metaphysische. Doch wäre die Unterscheidung schwer durchzuführen, denn Metaphysik und Religion lassen sich im Geiste des Germanen nie völlig trennen. Wie wichtig z. B. ist die Verlegung von Gut und Böse ganz und gar in den Willen, wie wir schon (für Scharfblickende) in Duns Scotus angedeutet, in Eckhart und Jakob Böhme klar ausgesprochen fanden. Hierzu muss der Wille frei sein. Nun ist aber jeder Mystik das Gefühl der Notwendigkeit eigen, und zwar weil die Mystik eng mit der Natur verwachsen ist, wo überall Notwendigkeit am Werke erblickt wird.[2]) Darum nennt auch Böhme die Natur ohne Weiteres „ewig“ und leugnet ihre Erschaffung aus nichts: was durchaus philosophisch gedacht ist. Wie nun die Freiheit retten? Man sieht, hier umklammern sich ein sittliches und ein metaphysisches Problem, wie zwei Ertrinkende; und in der That, es stand schlimm darum, bis der grosse Kant, in dessen Händen die verschiedenen Fäden, die wir hier verfolgen — Theologie, Mystik, Humanismus und Naturforschung — zusammenliefen, zu Hilfe kam. Einzig durch die Erkenntnis der transscendentalen Idealität von Zeit und Raum kann die Freiheit gerettet werden, ohne dass der Vernunft Zwang angethan werde, d. h. also durch die Einsicht, dass unser eigenes Wesen durch die Welt der Erscheinung (mitsamt unserm Leibe) nicht völlig erschöpft wird, dass vielmehr ein direkter Antagonismus besteht zwischen der Welt, die wir mit den Sinnen erfassen und mit dem Hirn denken, und den unzweifelhaftesten Erfahrungen unseres Lebens. So z. B. die Freiheit: Kant hat ein für allemal dargethan, dass „keine Vernunft die Möglichkeit der Freiheit erklären könne;[3]) denn Natur und Freiheit sind Gegensätze; wer als eingefleischter Realist dies leugnet, wird, sobald er der Frage bis in ihre letzten Konsequenzen nachgeht, finden,

---

[1]) *Träume eines Geistersehers u. s. w.,* Teil 1, Hauptstück 3.
[2]) Man vergl. die Ausführungen auf S. 242 fg.
[3]) *Über die Fortschritte der Metaphysik* III.

dass ihm „weder Natur noch Freiheit übrig bleibt“.[1]) Der Natur gegenüber ist die Freiheit einfach ein schlechthin Undenkbares. „Was Freiheit in praktischer Beziehung sei, verstehen wir gar wohl, in theoretischer Absicht aber, was ihre Natur betrifft, können wir ohne Widerspruch nicht einmal daran denken, sie verstehen zu wollen;“[2]) denn: „dass mein Wille meinen Arm bewegt, ist mir nicht verständlicher, als wenn Jemand sagte, dass derselbe auch den Mond in seinem Kreise zurückhalten könnte; der Unterschied ist nur dieser, dass ich jenes erfahre, dieses aber niemals in meine Sinne gekommen ist.“[3]) Jenes aber — die Freiheit des Willens, meinen Arm zu bewegen — erfahre ich, und daher kommt Kant an andrem Orte zu dem unwiderlegbaren Schluss: „Ich sage nun: ein jedes Wesen, das nicht anders, als unter der Idee der Freiheit handeln kann, ist eben darum in praktischer Rücksicht wirklich frei.“[4]) Natürlich muss ich in einem Buche wie das vorliegende jeder näheren metaphysischen Erörterung (wodurch allerdings erst die Sache wirklich klar und überzeugend wird) ausweichen, doch hoffe ich genug gesagt zu haben, damit Jeder einsehe, wie eng hier Weltanschauung und Religion zusammenhängen. Ein derartiges Problem konnte den Juden nie in den Sinn kommen, da sie weder die Natur noch ihr inneres Selbst weiter als hauttief beobachteten und auf dem kindlichen Standpunkt einer nach beiden Seiten hin mit Scheuklappen versehenen Empirie stehen blieben; von dem afrikanischen, ägyptischen und sonstigen Menschenauswurf, der die christliche Kirche aufbauen half, braucht man nicht erst zu reden. Hier also — wo es galt, die tiefsten Geheimnisse des Menschengeistes zu erschliessen — musste ein positiver Aufbau von Grund auf unternommen werden; denn die Hellenen hatten hierfür wenig ge-

---

[1]) *Kritik der reinen Vernunft* (Erläuterung der kosmologischen Idee der Freiheit).

[2]) *Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft,* 3. Stück, 2. Abt., Punkt 3 der Allgem. Anmerkung.

[3]) *Träume eines Geistersehers,* Teil 2, Hauptstück 3.

[4]) *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten,* 3. Abschnitt.

leistet,[1]) und die Inder waren noch ganz unbekannt. Augustinus — seiner wahren unverfälschten Anlage nach ein echter Mystiker — hatte mit seinen Betrachtungen über das Wesen der Zeit die Richtung gewiesen (S. 599), und ebenso Abälard bezüglich des Raumes (S. 469), doch erst die echten Mystiker gingen der Sache auf den Grund. Die Idealität von Zeit und Raum werden sie nie müde zu betonen. „In dem Nû ist alle Zeit beschlossen", sagt Eckhart mehr als einmal. Oder wiederum: „Alles was in Gott ist, das ist ein gegenwärtig Nû, ohne Erneuerung noch Werden."[2]) Besonders schlagend ist aber hier, wie so oft, der schlesische Schuhmachermeister, denn bei ihm verlieren solche Erkenntnisse fast allen abstrakten Beigeschmack und reden unmittelbar aus dem Gemüte zu dem Gemüte. ist die Zeit nur eine bedingte Form der Erfahrung, ist Gott „keiner Räumlichkeit unterworfen",[3]) dann ist Ewigkeit auch nichts Zukünftiges, sondern wir fassen sie schon gegenwärtig ganz, und so schreibt Böhme seine berühmten Verse

> Weme ist Zeit wie Ewigkeit
> Und Ewigkeit wie diese Zeit,
> Der ist befreit von allem Streit.

Das andere, eng hiermit verkettete Problem der gleichzeitigen Herrschaft von Freiheit und Notwendigkeit war den Mystikern ebenfalls stets gegenwärtig; sie reden viel von dem „eigenen" veränderlichen Willen im Gegensatz zu dem „ewigen" unveränderlichen Willen (der Notwendigkeit) und dergleichen mehr; und fand auch Kant erst des Rätsels Lösung, so war doch ein Zeitgenosse Jakob Böhme's, des grossen „Träumers der Empfindung", recht nahe daran gekommen. Giordano Bruno, 1548—1600, einer der bedeutendsten „Träumer der Vernunft" aller Zeiten, stellt nämlich das Paradoxon auf: Freiheit und Notwendigkeit seien s y n o n y m! Eine kühne That echt mystischen Denkens, welches sich nicht durch die Halfter einer rein formalen

---

[1]) Siehe S. 110 fg.

[2]) Predigt 95. der Pfeiffer'schen Ausgabe.

[3]) Beschreibung der drei Prinzipien göttlichen Wesens, Kap. 14, § 85.

Logik in seinem freien Laufe hindern lässt, sondern mit dem Auge des echten Forschers nach aussen schaut und bekennt: das Gesetz der Natur ist Notwendigkeit; dann aber das eigene Innere prüft und gesteht: mein Gesetz ist Freiheit.[1]) Soviel über den Beitrag der Mystiker zum positiven Aufbau einer neuen Metaphysik.

Wichtiger noch ist natürlich ihr Wirken für die Gewinnung einer reinen Sittenlehre. Das Wesentlichste hierbei ist schon oben angegeben: die Verlegung des sittlichen Wertes in den Willen, rein als solchen; die Religion ist nicht ein Handeln mit Rücksicht auf zukünftigen Lohn und zukünftige Strafe, sondern eine gegenwärtige That, eine Erfassung der Ewigkeit im gegenwärtigen Augenblick. Hierdurch entsteht offenbar ein ganz anderer Begriff der Sünde und folglich auch der Tugend als derjenige, den die christliche Kirche vom Judentum geerbt hat. So führt z. B. Eckhart aus: nicht der Mann könne tugendhaft geheissen werden, der die Werke vollbringe wie sie die Tugend gebiete, sondern der allein sei tugendhaft, der diese Werke „aus Tugend“ wirke; und nicht durch Gebet könne ein Herz rein werden, sondern aus einem reinen Herzen entfliesse das reine Gebet.[2]) Diesem Gedanken begegnen wir bei allen Mystikern als dem Mittelpunkt ihres Glaubens an tausend Orten; er bildet den Kern von Luther‘s Religion;[3]) den vollkommensten Ausdruck

---

[1]) Man vergl. *De immenso et innumerabilibus* I, II und *Del infinito, universo e mondi,* gegen Schluss des ersten Dialogs. Hier wird durch geniale Intuition genau das selbe entdeckt, was Kant zweihundert Jahre später durch geniale Kritik feststellte: „Natur und Freiheit können ohne Widerspruch ebendemselben Dinge, aber in verschiedener Beziehung, einmal als Erscheinung, das andere Mal als einem Ding an sich selbst beigelegt werden“ (Prolegomena § 53).

[2]) Spruch 43. Man vergl. auch Predigt 13, wo es heisst, alle Werke sollen „sunder warumbe“ gethan werden. „Ich spreche wahrlich: all dieweil du deine Werke wirkest um des Himmelreiches oder um Gottes oder um deine ewige Seligkeit wegen von aussen zu, so ist dir wahrlich unrecht.“

[3]) Vergl. die ganze Schrift über die *Freiheit eines Christenmenschen.* Wie neu und direkt antirömisch dieser Gedanke erschien, erhellt sehr klar aus Hans Sachsens *Disputation zwischen einem*

fand er durch Kant: „Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch ausser derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein g u t e r W i l l e. Der gute Wille ist nicht durch das, was er bewirkt oder ausrichtet, nicht durch seine Tauglichkeit zur Erreichung irgend eines vorgesetzten Zweckes, sondern allein durch das Wollen, das ist, an sich gut . . . . . Wenngleich durch eine besondere Ungunst des Schicksals, oder durch kärgliche Ausstattung einer stiefmütterlichen Natur es diesem Wollen gänzlich an Vermögen fehlte, seine Absicht durchzusetzen, wenn bei seiner grössten Bestrebung dennoch nichts von ihm ausgerichtet würde und nur der gute Wille übrig bliebe: so würde er wie ein Juwel doch für sich selbst glänzen, als etwas, das seinen vollen Wert in sich selbst hat. Die Nützlichkeit oder Fruchtlosigkeit kann diesem Werte weder etwas zusetzen, noch abnehmen.“[1]) Leider muss ich mich hier auf diesen Mittelpunkt der germanischen Sittenlehre beschränken; alles Übrige ergiebt sich daraus.

Noch eines muss ich jedoch erwähnen, ehe ich von den Mystikern Abschied nehme: ihren Einfluss auf die Naturforschung. Die inbrünstige Liebe zur Natur ist bei den meisten Mystikern ein stark ausgeprägter Charakterzug, daher bemerken wir bei ihnen eine seltene Kraft der Intuition. Häufig identifizieren sie die Natur mit Gott, manchmal stellen sie sie Ihm als ein Ewiges gegenüber, fast nie verfallen sie in jenen Erbfehler der christlichen Kirche: Geringschätzung und Hass gegen sie zu lehren. Allerdings steht noch Erigena so sehr unter dem Einfluss der

---

Chorherren und Schuchmacher (1524), in welcher die Lehre, dass „gute Werke geschehen nicht den Himmel zu verdienen, auch nicht aus Furcht der Hölle“ ganz speziell als „Luther‘s Frucht“ von dem Schuster gegen den Priester verteidigt wird.

[1]) *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten,* Abschn. 1. Man vergleiche ebenfalls den Schlussabsatz der *Träume eines Geistersehers,* und namentlich die schöne Deutung der Stelle *Matthäus* XXV, 35—40 als Beweis, dass vor Gott nur diejenigen Handlungen Wert besitzen, die man, ohne an die Möglichkeit einer Belohnung zu denken, ausführt (in *Religion innerhalb der Grenzen u. s. w.,* 4. Stück, I. Teil, Schluss des 1. Abschn.).

Kirchenväter, dass er die Bewunderung der Natur für eine dem Ehebruch vergleichbare Sünde hält,[1]) doch wie anders schon Franz von Assisi! Man lese dessen berühmte Hymne an die Sonne, die er kurz vor seinem Tode als letzten und vollkommensten Ausdruck seiner Gefühle aufschrieb und bis zu seinem Verscheiden Tag und Nacht sang, und zwar zu einer so sonnigheiteren Weise, dass kirchlich-fromme Seelen empört waren, sie von einem Sterbebett aus zu vernehmen.[2]) Hier ist von der „Mutter“ Erde, von den „Brüdern“ Sonne, Wind und Feuer, von den „Schwestern“ Mond, Sterne und Wasser, von den tausendfarbigen Blumen und Früchten, zuletzt von der lieben „Schwester“, der *morte corporale,* die Rede, und das Ganze schliesst mit Lob, Segen und Dank dem *altissimu, bon signore.*[3]) In diesem letzten, innigsten Lobesgesang des heiligen Mannes wird nicht ein einziger Glaubenssatz der Kirche berührt. Wenige Dinge sind lehrreicher als ein Vergleich zwischen diesem Herzenserguss des Mannes, der ganz Religion geworden war, und nun seine letzten Kräfte zusammennimmt, um der gesamten Natur ein überschwängliches, aus allem Kirchentum befreites *tat-tvam-asi* zuzujubeln, und dem orthodoxen, seelenlosen, kalten Glaubensbekenntnis des hochgelehrten, in Staatskunst und Theologie erfahrenen Dante im 24. Gesang seines Paradiso.[4]) Dante beschloss damit eine alte, tote Zeit, Franz eröffnete eine neue. Jakob Böhme stellt die Natur höher als die heilige Schrift: „Du wirst kein Buch finden, da du die göttliche Weisheit könntest mehr inne

---

[1]) *De div. naturae,* Buch 5, Kap. 36.

[2]) Sabatier I. c., p. 382.

[3]) Durch dieses Lied bewährt sich Franz als rassenechter Indogermane im schroffen Gegensatz zu Rom. Wir finden bei den arischen Indern Abschiedslieder heiliger Männer, die fast Wort für Wort der Hymne des Franz entsprechen, z. B. das von Herder in seinen *Gedanken einiger Brahmanen* verdeutschte:

> Erde, du meine Mutter, und du mein Vater, der Lufthauch,
> Und du Feuer, mein Freund, du mein Verwandter, der Strom,
> Und mein Bruder, der Himmel, ich sag‘ euch allen mit Ehrfurcht
> Freundlichen Dank u. s. w.

[4]) Vergl. auch S. 622, Anm. 2.

finden zu forschen, als wenn du auf eine grünende und blühende Wiese gehest: da wirst du die wunderliche Kraft Gottes sehen, riechen und schmecken, wiewohl es nur ein Gleichnis ist . . . . : aber dem Suchenden ist's ein lieber Lehrmeister, er findet gar viel allda."[1]) Diese Gesinnung ist für unsere Naturforschung von bahnbrechendem Einfluss gewesen. Ich brauche nur auf Paracelsus zu verweisen, dessen grosse Bedeutung für fast das gesamte Gebiet der Naturwissenschaften täglich mehr anerkannt wird. Das Grosse und Bleibende an dem Wirken dieses merkwürdigen Mannes ist nicht die Entdeckung von Thatsachen — im Gegenteil, durch seine unselige Verbindung mit Magie und Astrologie hat er viel Absurdes in Umlauf gesetzt — sondern der Geist, den er der Naturforschung einflösste. Virchow, ein für Mystik gewiss nicht voreingenommener Zeuge, der den traurigen Mut hat, Paracelsus einen „Charlatan" zu nennen, erklärt dennoch ausdrücklich, er sei es, der der alten Medizin den Todesstoss versetzt und der Wissenschaft „die Idee des Lebens" geschenkt habe.[2]) Paracelsus ist der Schöpfer der eigentlichen Physiologie; weder mehr noch weniger; und das ist ein so hoher Ruhmestitel, dass sogar ein nüchtern- wissenschaftlicher Geschichtsschreiber der Medizin von „der erhabenen Lichtgestalt dieses Heros" spricht.[3]) Paracelsus war ein fanatischer Mystiker; er meinte: „das innere Licht steht hoch über der viehischen Vernunft"; daher grosse Einseitigkeit. So wollte er z. B. von Anatomie wenig wissen; sie dünkte ihm „tot", und er meinte, die Hauptsache sei: „der Schluss von der grossen Natur — dem äusseren Menschen — auf die kleine Natur des Individuums." Doch um diesem äusseren Menschen beizukommen, stellt er zwei Prinzipien auf, die für alle Naturwissenschaft grundlegend wurden: Beobachtung und Experiment. Hierdurch gelang es ihm, als Erster eine rationelle Pathologie zu begründen: „Fieber sind Stürme, die sich selbst heilen," u. s. w.; ebenfalls eine rationelle

---

[1]) *Die drei Principien göttlichen Wesens,* Kap. 8, § 12.

[2]) Vortrag *(Croonian Lecture)* gehalten in London am 16. März 1893.

[3]) Hirschel: *Geschichte der Medicin,* 2. Aufl., S. 208. Hier findet man eine ausführliche kritische Würdigung des Paracelsus, aus welcher ein Teil der folgenden Angaben entnommen ist.

Therapie: Ziel der Medizin soll sein, das Heilbestreben der Natur zu unterstützen. Und wie schön ist nicht seine Mahnung an die jungen Ärzte: „Der höchste Grund der Arznei ist die Liebe — — die Liebe ist es, die die Kunst lehrt und ausser derselbigen wird kein Arzt geboren.“[1]) Und noch ein Verdienst dieses abenteuerlichen Mystikers bleibe nicht unerwähnt: er war der Erste, welcher die deutsche Sprache in die Universität einführte! Wahrheit und Freiheit waren eben der Leitspruch aller echten Mystik; darum verbannte ihr Apostel die Sprache der privilegierten erlogenen Gelehrsamkeit aus den Hörsälen und weigerte sich ebenfalls standhaft, die rote Livrée der Fakultät anzuziehen: „die hohen Schulen geben allein den roten Rock, Barett und weiter einen vierecketen Narren“.[2]) Noch Vieles hat die Mystik, ganz besonders auf dem Felde der Medizin und der Chemie, geleistet. So erfand z. B. der Mystiker van Helmont, 1577—1644, das schmerzstillende Laudanum und entdeckte die Kohlensäure; er war der Erste, der die wahre Natur der Hysterie, der Katarrhe etc. erkannte. Glisson, 1597—1677, der durch seine Entdeckung der Irritabilität der belebten Faser unsere Kenntnis des tierischen Organismus um einen Riesenschritt förderte, war ein ausgesprochener Mystiker, bei dem, nach eigenem Geständnis, das „innere Sinnen“ das Skalpell führte.[3]) Diese Liste könnte man leicht verlängern; doch genügt es, die Thatsache hervorgehoben zu haben. Der Mystiker hat — wir sehen es an Stahl mit seinem Phlogiston[4])

---

[1]) Vergl. Kahlbaum: *Theophrastus Paracelsus,* Basel 1894, S. 63. In diesem Vortrag wird viel neues Material ans Licht gebracht, welches die Lügenhaftigkeit der Anklagen gegen den grossen Mann — Trunksucht, wüstes Leben u. s. w. — darthut. Auch die Märe, dass er Latein nicht fliessend gesprochen und geschrieben habe, wird widerlegt.

[2]) Bemerkenswert ist es, dass der Begriff und das Wort „E r f a h r u n g“ von Paracelsus, dem Mystiker, in das deutsche Gedankenleben und in die deutsche Sprache eingeführt wurden (vergl. Eucken: *Terminologie,* S. 125).

[3]) Dass die Lehre der Erregbarkeit von Glisson und nicht von Haller herrührt, führt Virchow in dem obengenannten Vortrag aus.

[4]) S. 803 fg.

und an dem grossen Astronomen Kepler, einem ebenso eifrigen Mystiker als Protestanten — viele Genieblitze auf den Weg der Naturwissenschaft und der auf Naturforschung gegründeten Philosophie geworfen. Zwar war er kein zuverlässiger Führer und kein zuverlässiger Arbeiter; man lasse ihm aber seine Verdienste auch auf diesem Gebiete. Nicht allein entdeckt er Vieles, wie wir soeben gesehen haben, nicht allein füllt er mit seinem Ideenreichtum das häufig recht leere Arsenal der sogenannten Empiriker (so schreibt z. B. Francis Bacon kapitelweise aus Paracelsus ab, ohne ihn zu citieren), sondern es ist ihm ein gewisser Instinkt zu eigen, der durch nichts auf der Welt ersetzt werden kann und den besonnenere Männer verstehen müssen, sich zu Nutz zu machen. „Die undeutliche Erkenntnis trägt Keime der deutlichen Erkenntnis in sich," begriff schon im vorigen Jahrhundert der Philosoph Baumgarten.[1]) Darüber hat Kant ein tiefes Wort. Man weiss, dass gerade dieser Philosoph keine andere Deutung der empirischen Phänomene als die mechanische anerkennt, und zwar, wie er überzeugend ausführt, „weil einzig und allein diejenigen Gründe der Welterscheinungen, welche auf den Bewegungsgesetzen der blossen Materie beruhen, der Begreiflichkeit fähig sind"; das verhindert ihn aber nicht, über die in unseren Tagen so sehr verhöhnte L e b e n s k r a f t des oben erwähnten Stahl die beherzigenswerte Äusserung zu thun: „Gleichwohl bin ich überzeugt, dass Stahl, welcher die tierischen Veränderungen gerne organisch erklärt, oftmals der Wahrheit näher sei, als Hofmann, Boerhaave und Andere mehr, welche die immateriellen Kräfte aus dem Zusammenhange lassen und sich an die mechanischen Gründe halten."[2]) Und ich meine nun, diese Männer, welche „der Wahrheit näher" stehen, haben sich bei dem Aufbau unserer neuen Wissenschaft und Weltanschauung ein bedeutendes Verdienst erworben, und wir können sie auch in Gegenwart und Zukunft nicht entbehren.

---

[1]) Citiert nach Heinrich von Stein: *Entstehung der neueren Ästhetik,* 1886, S. 353 fg.

[2]) *Träume eines Geistersehers,* Teil 1, Hauptst. 2.

Hier führt ein schmaler Steg auf höchsten Höhen — nur auserlesenen Geistern zugänglich — hinüber zu jener der mystischen nahe verwandten künstlerischen Anschauung, deren Bedeutung Goethe noch vor Schluss des 18. Jahrhunderts uns erschloss. Seine Entdeckung des Zwischenknochens des Oberkiefers fand im Jahre 1784 statt, die Metamorphose der Pflanzen erschien 1790, die Einleitung in die vergleichende Anatomie 1795. Hier war das „Schwärmen“, das Luther‘s Zorn geweckt, und das „Rasen mit Vernunft und Empfindung“, das den milden Kant so ausser Rand und Band gebracht hatte, zu einem S c h a u e n geklärt; auf eine von Irrlichtern beleuchtete Nacht folgte die Dämmerung eines neuen Tages, und der Genius der neuen germanischen Weltanschauung durfte seiner vergleichenden Anatomie das herrliche Gedicht beidrucken, das mit den Worten beginnt:

> Wagt ihr, also bereitet, die letzte Stufe zu steigen
> Dieses Gipfels, so reicht mir die Hand und öffnet den freien
> Blick ins weite Feld der Natur . . . .

und mit den Worten schliesst:

> Freue dich, höchstes Geschöpf der Natur; du fühlest dich fähig,
> Ihr den höchsten Gedanken, zu dem sie schaffend sich aufschwang,
> Nachzudenken.
> Hier stehe nun still und wende die Blicke
> Rückwärts, prüfe, vergleiche, und nimm vom Munde der Muse,
> Dass du schauest, nicht schwärmst, die liebliche, volle Gewissheit.

Die Humanisten

Dass die Humanisten in einem gewissen Sinne den direkten Gegensatz zu den Mystikern bilden, sticht in die Augen; doch besteht hier kein eigentlicher Widerspruch. So stellt z. B. Böhme, trotzdem er kein gelehrter Mann war, die Heiden, insofern sie „Kinder des freien Willens“ seien, sehr hoch und meint, „in ihnen hat der G e i s t d e r F r e i h e i t grosse Wunder eröffnet, als es an ihrer hinterlassenen Weisheit zu ersehen ist“;[1]) ja, er behauptet kühn: „in diesen hochverständigen Heiden spiegelieret

[1]) Mysterium pansophicum, 8. Text, § 9.

sich das innere heilige Reich".[1]) Und andrerseits geben sich die echten Humanisten (wo sie es wagen) fast alle mit der vorhin besprochenen Kernfrage aller Sittlichkeitslehre viel ab und kommen ganz allgemein mit Pomponazzi (1462—1525) zu dem Schlusse: eine Tugend, die auf Lohn ausgehe, sei keine Tugend; Furcht und Hoffnung als sittliche Triebfedern zu betrachten, sei ein kindischer Standpunkt, nur des rohen Volkes würdig, der Gedanke an Unsterblichkeit sei rein philosophisch zu untersuchen und komme für die Sittenlehre gar nicht in Betracht u. s. w.[2])

Die Humanisten sind ebenso eifrig wie die Mystiker beschäftigt, die von Rom aufgedrungene religiöse Weltanschauung niederzureissen und eine andere an ihrer Stelle zu errichten, nur liegt der Schwerpunkt ihrer Leistungen an einem anderen Ort. Ihre Zerstörungswaffe ist die Skepsis; hingegen war die der Mystiker der Glaube. Selbst wo der Humanismus nicht bis zur ausgesprochenen Skepsis führte, gab er immer die Grundlage für ein sehr unabhängiges Urteilen.[3]) Hier wäre gleich Dante zu nennen, für den Virgil mehr gilt als irgend ein Kirchenvater und der, weit entfernt Weltflucht und Askese zu predigen, „des Menschen Glück in die Bethätigung der eigenen individuellen Kraft setzt".[4]) Petrarca, der gewöhnlich als erster eigentlicher Humanist genannt wird, folgt dem Beispiel seines grossen Vorgängers: Rom nennt er eine *„empia Babilonia"*, die Kirche „eine freche Dirne":

> Fondata in casta et humil povertate,
> Contra i tuoi fondatori alzi le corna,
> Putta sfacciata!

Und ähnlich wie Dante fällt Petrarca über Konstantin her, der durch sein verhängnisvolles Geschenk, die *„mal nate ricchezze"*, die ehedem keusche, demütig arme Braut Christi zu einer scham-

---

[1]) *Mysterium magnum,* Kap. 35, § 24.

[2]) *Tractatus de immortalitate animae* (ich referiere nach F. A. Lange).

[3]) Vergl. namentlich Paulsen: *Geschichte des gelehrten Unterrichts,* 2. Aufl. I, 73 fg.

4) *De Monarchia* III, 15.

losen Ehebrecherin umgewandelt habe.[1]) Bald war aber thatsächliche Skepsis das so unumgängliche Ergebnis humanistischer Bildung, dass sie das Kardinalskollegium bevölkerte und sich auf den päpstlichen Thron setzte; erst die Reformation, im Bunde mit dem beschränkten Baskenhirne, erzwang eine pietistische Reaktion. Schon zu Beginn des 16. Jahrhunderts stellen die italienischen Humanisten das Prinzip auf: *intus ut libet, foris ut moris est* und veröffentlicht Erasmus sein unsterbliches *Lob der Narrheit,* in welchem Kirchen, Priestertum, Dogmen, Sittenlehre, kurz, das ganze römische Gebäude, das ganze „stinkende Kraut der Theologie“, wie er es nennt, dermassen heruntergerissen wird, dass Manche gemeint haben, dieses eine Werk habe mehr als alles andere zur Reformation angeregt.[2]) Gleiche Methode und Begabung kommen im 18. Jahrhundert durch Voltaire zu gleich kräftigem Ausdruck.

---

[1]) *Sonetti e canzoni* (im dritten Teile). Die Ersten, welche die Unechtheit der angeblichen Konstantinischen Schenkung nachwiesen, waren der berühmte Humanist Lorenzo Valla und der rechtsgelehrte Theologe Krebs (siehe S. 519). Valla erhob sich zugleich gegen jegliche weltliche Macht des Papstes, denn dieser sei *„vicarius Christi et non etiam Caesaris“* (siehe Döllinger: *Papstfabeln,* 2. Ausg. S. 118).

[2]) Alle die ersten grossen Humanisten Deutschlands sind antischolastisch (Lamprecht, a. a. O., IV, S. 69). Dass man Männern wie Erasmus, Coornhert, Thomas More u. A. einen Vorwurf daraus macht, weil sie sich später der Reformation nicht angeschlossen haben, ist ungerechtfertigt. Denn solche Männer waren infolge ihrer humanistischen Studien intellektuell ihrer Zeit viel zu weit vorangeeilt, als dass sie eine lutherische oder calvinistische Dogmatik einer römischen hätten vorziehen können. Sie fühlten richtig voraus, die Skepsis werde sich immer leichter mit einer Religion der guten Werke als mit einer des Glaubens abfinden; sie witterten — was auch wirklich eintraf — eine neue Ära allseitiger Unduldsamkeit und meinten, es würde viel eher angehen, eine einzige bis ins Mark verrottete Kirche von innen aus zu zertrümmern, als mehrere vom humanistischen Standpunkt aus ebenso unhaltbare, doch nunmehr im Kampf gegeneinander gestählte. Von dieser hohen Warte aus bedeutete die Reformation eine dem kirchlichen Irrtum gewährte neue Lebensfrist.

Der wichtigste Beitrag der Humanisten zum positiven Aufbau einer germanischen Weltanschauung ist die Wiederanknüpfung unseres geistigen Lebens an die uns verwandten Indoeuropäer, zunächst also an die Hellenen,[1]) und sodann, in Anlehnung hieran, die allmähliche Ausarbeitung der Vorstellung „Mensch" überhaupt. Der Mystiker hatte die Zeit und damit auch die Geschichte vernichtet — eine durchaus berechtigte Reaktion gegen den Missbrauch der Geschichte durch die Kirche; Aufgabe des Humanisten war es, wahre Geschichte von Neuem aufzubauen und dadurch dem durch das Völkerchaos heraufbeschworenen bösen Traum ein Ende zu machen. Von Picus von Mirandola an, der Gottes Führung in den Geistesthaten der Hellenen erkennt, bis zu jenem grossen Humanisten Johann Gottfried Herder, der sich fragt, „ob nicht Gott sollte in der Bestimmung und Einrichtung unseres Geschlechtes im Ganzen einen Plan haben", und der die „Stimmen" aller Völker sammelt, sehen wir diesen geschichtlichen Rahmen sich erweitern, sehen wir dieses von der Berührung mit den Hellenen angeregte Bestreben, alle Erfahrungen zu ordnen und dadurch zu gestalten, immer bestimmter auftreten. Und während nun bei diesem Gang nach aussen der Mensch seine Fähigkeiten gewiss mindestens ebenso überschätzte wie bei dem Gang der Mystiker nach innen, ergab sich nichtsdestoweniger, genau so wie bei Diesen, manche unvergängliche Errungenschaft. Wir sahen bei den Mystikern die Introspektion zur Entdeckung der äusseren Natur führen, ein unerwarteter, paradoxer Erfolg; ein ähnlicher, aber in umgekehrter Richtung, entblühte dem Humanismus; denn das Studium der umgebenden Menschheit war es, was zur Abgrenzung der nationalen Eigenart und zur entscheidenden Betonung des unermesslichen Wertes der einzelnen Persönlichkeit führte. Philologen, nicht Anatomen, haben zuerst die Begriffe der grundverschiedenen Menschenrassen aufgestellt, und mag auch heute eine Reaktion eingetreten sein, weil die Sprachforscher geneigt waren, zu viel Gewicht auf die Sprache

---

[1]) Der eigentliche Humanist des 19. Jahrhunderts war der Indolog. Hierüber vergl. man meine kleine Schrift *Arische Weltanschauung,* 1905.

allein zu legen,[1]) so bleiben trotzdem die humanistischen Unterscheidungen für alle Zeiten bestehen; denn sie sind Thatsachen der Natur, und zwar solche, die weit sicherer aus dem Studium der geistigen Leistungen der Völker zu erschliessen sind, als aus der Katalogisierung ihrer Schädelweiten. In analoger Weise ergab sich aus dem Studium der toten Sprachen die bessere Kenntnis der lebenden. Wir sahen in Indien die wissenschaftliche Philologie geboren werden aus dem heissen Sehnen, ein halbvergessenes Idiom richtig zu verstehen (S. 408); ähnlich erging es bei uns. Auf die genaue Kenntnis fremder, doch verwandter Sprachen erfolgte die zunehmend genaue Kenntnis und Ausbildung der unseren. Dass gerade dieser Vorgang eine in sprachlicher Beziehung trübe Übergangszeit verursachte, kann nicht geleugnet werden; der urwüchsige Volksinstinkt wurde geschwächt und schale Gelehrsamkeit verübte — wie gewöhnlich — wahre Bubenstücke an dem heiligsten Erbe; trotzdem gingen unsere Sprachen geklärt aus dem klassischen Glühofen hervor, weniger gewaltig vielleicht als ehedem, doch biegsamer, lenksamer und dadurch vollkommenere Werkzeuge für das Denken einer weiter entwickelten Kultur. Die römische Kirche war die Feindin unserer Sprachen, nicht aber waren es (wie so häufig der Unverstand behauptet) die Humanisten; im Gegenteil, diese — im Bunde mit den Mystikern — sind es, welche die einheimischen Sprachen in die Litteratur und in die Wissenschaft einführten: von Petrarca, dem Vollender der italienischen poetischen Sprache, und Boccaccio (einem der verdientesten unter den frühen Humanisten), dem Begründer der italienischen Prosa, bis zu Boileau und Herder bemerken wir dies überall, und an den Universitäten sind es neben Mystikern, wie Paracelsus, hervorragende Humanisten, wie Christian Thomasius, welche gewaltsam den Gebrauch der Muttersprachen erzwingen und sie somit auch innerhalb des Kreises der speziellen Gelehrsamkeit aus der Verachtung erretten, in die sie durch den langanhaltenden Einfluss Rom's verfallen waren. Was hierdurch für die Ausbildung unserer Weltanschau-

---

[1]) Vergl. S. 268.

ung gewonnen ward, ist einfach unermesslich. Die lateinische Sprache ist wie ein hoher Damm, der das geistige Gebiet trockenlegt und das Element der Metaphysik ausschliesst; ihr ist die Ahnung des Geheimnisvollen, das Wandeln auf der Grenze der beiden Reiche des Erforschlichen und des Unerforschlichen nicht gegeben; sie ist eine juristische, unreligiöse Sprache. Wir dürfen mit aller Bestimmtheit behaupten, dass es uns ohne das Vehikel unserer eigenen germanischen Sprachen niemals hätte gelingen können, unsere Weltanschauung zu gestalten.[1])

Doch wie gross dieses Verdienst auch sei, es erschöpft noch nicht den Beitrag der Humanisten zu unserem Kulturwerke. Dieses Hervorheben und — wenn ich so sagen darf — Herausmeisseln des Unterschiedlichen, diese Betonung der Berechtigung, ja, der Heiligkeit des individuellen führte zum erstenmal zur bewussten Anerkennung des Wertes der einzelnen Persönlichkeit. Zwar

---

[1]) Eine Betrachtung, die leider hier keinen Platz finden kann, doch an aufklärenden Ergebnissen reiche Beute verspräche, wäre die über den unausbleiblichen Einfluss unserer verschiedenen modernen Sprachen auf die Philosophie, die in ihnen Ausdruck findet. Die englische Sprache z. B., so reich wie keine zweite an poetischer Suggestionskraft, entbehrt der Fähigkeit, einem subtilen Gedanken bis in seine geheimsten Windungen zu folgen; an einem bestimmten Punkt versagt sie, und es zeigt sich, dass sie nur für das nüchtern Praktisch-Empirische, oder aber für das Schwärmerisch-Poetische ausreicht; sie bleibt gleichsam auf beiden Seiten der scheidenden Grenzlinie zwischen den zwei Reichen zu fern von dieser Linie selbst, als dass ein Übergang, ein Hinüber- und Herüberschweben, möglich wäre. Die deutsche Sprache, zugleich weniger poetisch und weniger kompakt, ist ein unvergleichlich besseres Werkzeug für die Philosophie: in ihrem Aufbau wiegt das logische Prinzip mehr vor, ausserdem erlaubt ihre reiche Skala von Ausdrucksnüancen die feinsten Unterschiede aufzustellen, und dadurch ist sie zugleich für die genaueste Analyse geeignet und auch für die Andeutung nicht analysierbarer Erkenntnisse. Die schottischen Denker haben es trotz ihrer ausserordentlichen Begabung nie über die verneinende Kritik Hume‘s hinausbringen können; Immanuel Kant, dem selben schottischen Stamme entsprossen, erhielt vom Schicksal die deutsche Sprache geschenkt und war dadurch in der Lage, ein Gedankenwerk zu vollbringen, welches durch keine Übersetzungskunst ins Englische übertragen werden kann. (Vergl. S. 295.)

lag diese Erkenntnis schon in der Gedankenrichtung eines Duns Scotus implicite eingeschlossen (S. 874); doch erst durch die Arbeiten der Humanisten wurde sie Gemeingut. Die Vorstellung des G e n i e s — d. h. der Persönlichkeit in ihrer höchsten Potenz — ist hier das Entscheidende. Die Männer, deren Kenntnisse ein ausgedehntes Gebiet umfassten, bemerkten nach und nach, in wie verschiedenem Masse die Persönlichkeit sich autonom und insofern durchaus original und schöpferisch kundthut. Vom Beginne der humanistischen Bewegung an kann man das Dämmern dieser unausbleiblichen Erkenntnis verfolgen, bis sie bei den Humanisten des 18. Jahrhunderts so gewaltig durchdrang, dass sie auf allen Seiten und in den verschiedensten Fassungen Ausdruck fand, von Winckelmann‘s leuchtender Anschauung, die sich an die Werke der sichtbarsten Gestaltung hielt, bis zu Hamann‘s Versuchen, in die innerste Seele der schöpferischen Geister auf dunklen Pfaden hinabzusteigen. Das Allertrefflichste schrieb Diderot in jenem Monument des Humanismus, der grossen französischen Encyklopädie: *l‘activité de l‘âme* — d. h. die höhere Wirkungskraft der Seele — ist es, was das Genie ausmacht. Was bei Anderen Erinnerung ist, ist beim Genie thatsächliche Anschauung; alles belebt sich in ihm und alles bleibt lebendig; „ist das Genie vorbeigeschritten, so ist es, als habe sich das Wesen der Dinge umgewandelt, denn sein Charakter ergiesst sich über alles, was es berührt“.[1]) Ähnlich Herder: „Die Genien des Menschengeschlechts sind des Menschengeschlechts Freunde und Retter, seine Bewahrer und Helfer. E i n e schöne That, zu der sie begeistern, wirkt unauslöschlich in die tiefste Ferne.“[2]) Mit Recht unterscheiden Diderot und Herder scharf zwischen Genie und dem bedeutendsten Talent. Ähnlich trennt auch Rousseau das Genie von Talent und Geist, doch, seiner Art gemäss, mehr subjektiv, indem er meint, wer nicht selber Genie besitze, werde nie begreifen, worin Genie bestehe. Ein tiefes Wort enthält einer

---

[1]) Siehe den Artikel „Genie“ in der *Encyclopédie;* man muss den sechs Seiten langen Aufsatz ganz lesen. Sehr Interessantes über das selbe Thema in Diderot‘s Aufsatz *De la poésie dramatique.*

[2]) *Kalligone,* 2. Teil, V, I.

seiner Briefe: „*C'est le génie qui rend le savoir utile.*“[1]) Ausserdem hat Rousseau eine ganze Schrift dem H e l d e n gewidmet, und dieser ist der Bruder des Genies, gleich ihm ein Triumph der Persönlichkeit; die Verwandtschaft zwischen beiden deutet Schiller an, indem er die Ideen des Genies als „heldenmässige“ bezeichnet. „Ohne Helden kein Volk!“ ruft Rousseau aus und verleiht dadurch germanischer Weltauffassung kräftigen Ausdruck. Und was stempelt den Mann zu einem Helden? Hervorragende Seelenkraft; nicht der tierische Mut — darauf legt er grossen Nachdruck — sondern die Gewalt der Persönlichkeit.[2]) Kant definiert Genie als „das Talent der Erfindung dessen, was nicht gelehrt oder gelernt werden kann“.[3]) Leicht wäre es, diese wenigen Anführungen auf Hunderte zu vermehren, so sehr hatte die humanistische Bildung nach und nach die Frage nach der Bedeutung der Persönlichkeit im Gegensatz zur Tyrannei angeblich überpersönlicher Offenbarungen und Gesetze in den Vordergrund des menschlichen Interesses gerückt. Erst durch die Unterscheidung zwischen den Individuen (ein der Mystik gänzlich verschlossenes Thema) trat die volle Bedeutung der überragenden Persönlichkeiten als der wahren Träger jeder echten, entwickelungsfähigen, freiheitlichen Kultur zu Tage; daher war denn auch diese Unterscheidung eine der segensreichsten Thaten aus der Entstehung und für die Entstehung unserer neuen Kultur; denn sie stellte die wahrhaft grossen Männer auf den Sockel, auf welchen sie hingehören und wo sie ein Jeder deutlich erblicken kann. Das erst ist Freiheit: die rückhaltlose Anerkennung menschlicher Grösse, diese gebe sich, wie sie wolle. Dieses „höchste Glück“, wie Goethe es nannte, haben die Humanisten uns zurückerobert; nunmehr müssen wir es mit allen Kräften uns bewahren. Wer es uns rauben will, und stiege er auch vom Himmel herab, ist unser Todfeind.

---

[1]) *Lettre à M. de Scheyb,* 15. *Juillet* 1756.

[2]) *Dictionnaire de musique* und *Discours sur la vertu la plus nécessaire aux héros.*

[3]) *Anthropologie* § 87 c.

Mehr bringe ich über die Humanisten nicht vor, denn was ich noch sagen könnte, wäre nur Wiederholung des Allbekannten; hier darf ich, was ich bei den Mystikern nicht konnte, nicht allein die Thatsachen, sondern auch ihre Bedeutung als im grossen und ganzen richtig beurteilt voraussetzen; einzig jener leuchtende Mittelpunkt — die Emanzipation des Individuellen — wird gewöhnlich übersehen und musste daher hier betont werden; nur durch die Augen des Genies kann uns eine leuchtende Weltanschauung zu Teil werden, und einzig in unseren eigenen Sprachen kann sie Gestalt gewinnen.

Die naturforschenden Philosophen

Auch die letzte Gruppe der nach einer neuen Weltanschauung Ringenden, die der naturforschenden Philosophen, ist jedem Gebildeten gut bekannt; ich kann mich also auch hier auf jene Andeutungen beschränken, welche der Zweck dieses Kapitels erheischt. Dagegen zwingt mich die Notwendigkeit, auch dem philosophisch nicht geübten Leser diesen grundlegenden Bestandteil unserer Kultur viel eindringlicher und klarer, als sonst geschieht, nahezulegen, zu einer gewissen Ausführlichkeit; diese wird, hoffe ich, das Verständnis erleichtern.

Grundlegend ist die Thatsache, dass Menschen, um die Welt zu begreifen, sich nunmehr nicht mit angeblich autoritativen, überweltlichen Ansprüchen begnügen, sondern sich wieder an die Welt selbst wenden und sie befragen; das war Jahrhunderte lang verpönt gewesen. Wohlbetrachtet ist das eine allen diesen verschiedenen Gruppen des erwachenden Germanentums gemeinsame Eigenschaft. Denn der Mystiker versenkt sich in die Welt seines eigenen Innern — also auch in die Welt — und erfasst die unmittelbare Gegenwart seines individuellen Lebens mit so viel Kraft, dass Schriftzeugnis und Glaubenslehre zu einem Nebensächlichen verblassen; seine Methode könnte man die Objektivierung des subjektiv gegebenen Weltstoffes nennen. Aufgabe des Humanisten ist es dagegen, alle verschiedenen menschlichen Zeugnisse zu sammeln und zu prüfen — wahrlich ein wichtiges Dokument der Weltgeschichte; schon das blosse Bestreben bezeugt ein objektives Interesse für die menschliche Natur überhaupt, und auf keinem anderen Wege wurde die falsche An-

massung angeblicher Autorität schneller untergraben. Und selbst innerhalb der Theologie hatte sich diese Richtung Bahn gebrochen; denn indem ein Duns Scotus Vernunft und Welt vom Glauben völlig getrennt wissen will, befreit er sie zu selbständigem Leben, und sein Ordensbruder Roger Bacon fordert denn auch das freie, durch keine theologische Rücksicht gefesselte Studium der Natur und begründet dadurch die eigentliche naturforschende Philosophie. Ich sage „naturforschende" Philosophie, nicht Naturphilosophie, denn dieser letzte Ausdruck wird für bestimmte Systeme in Anspruch genommen, während ich zunächst lediglich eine Methode hervorheben will.[1]) Diese Methode ist aber auch die Hauptsache, denn sie bildet das einigende Band und bewirkt, dass trotz der Verschiedenheit der Richtungen und der versuchten Lösungen unsere Philosophie doch als Gesamterscheinung sich folgerecht entwickelt hat und ein echtes Kulturelement geworden ist, indem sie eine neue Weltanschauung vorbereitet und bis zu einem gewissen Grade auch schon durchgeführt hat. Der Kernpunkt dieser Methode ist die Beobachtung der Natur, und zwar die gänzlich uninteressierte, einzig auf Wahrheit ausgehende Beobachtung. Diese Philosophie ist Philosophie als Wissenschaft; hierdurch unterscheidet sie sich nicht allein von Theologie und Mystik, sondern — das merke man wohl — auch von jener gefährlichen und ewig unfruchtbaren Gattung: Philosophie als Logik. Theologie findet ihre Berechtigung darin, dass sie entweder einem grossen Gedanken oder einem politischen Zwecke dient, Mystik ist eine unmittelbare Erscheinung des Lebens; die Logik aber allein zur Deutung der Welt (der äusseren und der inneren) heranziehen, sie und nicht die Anschauung, nicht die Erfahrung zum Gesetzgeber erheben, heisst einfach die Wahrheit mutwillig in

---

[1]) Man versteht unter „Naturphilosophie" einerseits den kindlichen und kindischen Materialismus, dessen Nutzen für das Gesamtwerk, als „Mist, den Boden zu düngen für die Philosophie" (Schopenhauer), nicht geleugnet werden soll, und andrerseits dessen Gegenpart, Schelling's transscendentalen Idealismus, dessen Nutzen vermutlich unter Zugrundelegung des alten ästhetischen Dogmas beurteilt werden muss, wonach ein Kunstwerk umso höher zu schätzen ist, je weniger es irgend einem denkbaren Zwecke dienen kann.

Ketten schlagen und bedeutet im Grunde genommen (wie ich das im ersten Kapitel zu zeigen gesucht habe) nichts weniger als einen neuen Ausbruch des Aberglaubens. Darum sehen wir die neue Periode der naturforschenden Philosophie mit einer allgemeinen Empörung gegen Aristoteles beginnen. Dieser Hellene hatte nicht allein die formalen Gesetze des Denkens analysiert und dadurch ihren Gebrauch sicherer gemacht, wofür er die Dankbarkeit aller kommenden Geschlechter verdiente, sondern er hatte sämtliche Probleme des noch Unerforschten und des überhaupt Unerforschlichen auf logischem Wege zu lösen unternommen; hierdurch war Wissenschaft unmöglich geworden.[1]) Denn die stillschweigende Voraussetzung der gesetzgebenden Logik ist, dass der Mensch das Mass aller Dinge sei, wogegen er in Wahrheit — als bloss logisches Wesen — nicht einmal das Mass seiner selbst ist. Telesius (1508—86), ein bedeutender Mathematiker und Naturforscher aus Neapel, ein Vorarbeiter Harvey‘s für die Entdeckung des Blutumlaufes, ist vielleicht der erste, der es sich zur besonderen Aufgabe machte, das arme Menschenhirn von diesem aristotelischen Spinngewebe zu säubern. Freilich hatte Roger Bacon schon schüchterne Anfänge dazu gemacht, und Leonardo hatte mit der Unverfrorenheit des Genies die aristotelische Seelen- und Gotteslehre eine „erlogene Wissenschaft“ genannt (S. 108); auch Luther soll schon in seiner frühesten Zeit, als er noch im Schosse der römischen Kirche weilte, ein heftiger Gegner des Aristoteles gewesen sein und vorgehabt haben, die Philosophie von seinem Einfluss zu säubern;[2]) doch jetzt erst kamen die Männer, welche die Lüge mit eigenen Händen wegzuräumen den Mut hatten, um für die Wahrheit Platz zu bekommen. Nicht allein und nicht hauptsächlich auf Aristoteles hatten sie es abgesehen, sondern auf

[1]) Man vergleiche die Ausführungen S. 113 fg. und unter „Wissenschaft“ S. 787 fg.

[2]) Diese Behauptung entnehme ich dem *Discours de la conformité de la foi avec la raison,* § 12, von Leibniz. Später meinte Luther: „Ich darf es sagen, dass ein Töpfer mehr Kunst hat von natürlichen Dingen, denn in jenen Büchern (des Aristoteles) geschrieben steht“ (*Sendschreiben an den Adel,* Punkt 25).

das ganze herrschende System, wonach die Logik, anstatt die Magd zu sein, als Königin auf dem Throne sass. Unmittelbare Schüler des Telesius waren Campanella, der Erkenntnistheoretiker, und Giordano Bruno; beide halfen wacker, das logische Idol auf den thönernen Füssen herabzustürzen. Francis Bacon, der, obzwar als Philosoph mit diesen beiden nicht zu vergleichen, dennoch einen weit grösseren Einfluss ausgeübt hat, stand in direkter Abhängigkeit, einerseits zu Telesius, andrerseits zu Paracelsus, also zu zwei geschworenen Antiaristotelikern. Mit seiner Kritik alles hellenischen Denkens schoss er freilich weit über das Ziel hinaus, doch gelang es ihm gerade dadurch, mehr oder weniger *tabula rasa* für echte Wissenschaft und wissenschaftliche Philosophie zu machen, für jene einzig richtige Methode, die er in der Vorrede zu seiner *Instauratio magna* treffend bezeichnet als: *inter empiricam et rationalem facultatem conjugium verum et legitimum.* Es dauerte nicht lange, und aus dem Schosse der römischen Kirche trat ein Gassendi (1592—1655) mit *Antiaristotelischen Übungen* hervor, „einem der schärfsten und übermütigsten Angriffe gegen die aristotelische Philosophie“, sagt Lange; hielt der junge Priester es auch für klüger, sein Buch bis auf Bruchstücke zu verbrennen, es bleibt doch ein Zeichen der Zeiten, um so mehr, als gerade dieser Gassendi ein Hauptförderer der Beobachtungswissenschaften und der streng mathematisch-mechanischen Deutung der Naturphänomene wurde. Aristoteles hatte den verhängnisvollen Schritt von Naturbetrachtung zu Theologie gethan; jetzt kommt ein Theolog, zerstört die aristotelischen Trugschlüsse und führt den Menschengeist zurück zur reinen Naturbetrachtung.

Die Beobachtung der Natur

Der Hauptpunkt in den neuen philosophischen Bestrebungen — von Roger Bacon im 13. bis zu Kant an der Schwelle des 19. Jahrhunderts — ist also die grundsätzliche Betonung der B e o b a c h t u n g als Quelle des Wissens. Die Übung in der treuen Beobachtung der Natur bildet darum fortan die Legitimation jedes ernst zu nehmenden Philosophen. Natürlich muss das Wort Natur im umfassenden Sinne genommen werden. So hat z. B. Hobbes hauptsächlich die menschliche Gesellschaft studiert, nicht Physik

oder Medizin; an diesem Stück Natur hat er aber seine Beobachtungsgabe bewährt und auch darin seine Wissenschaftlichkeit bekundet, dass er sein Denken fast ausschliesslich diesem ihm bestbekannten Gegenstande, dem Staate, widmete. Doch haben unsere epochemachenden Philosophen thatsächlich alle in der Disciplin der exakten Wissenschaften ihre Sporen verdient und besitzen ausserdem eine weitreichende Kultur, d. h. also sie verfügen über Methode und über Stoff. So ist z. B. René Descartes (1596—1650) von Hause aus Mathematiker, und das hiess in jenen Zeiten, wo die Mathematik täglich aus den Bedürfnissen der Entdecker hervorwuchs, Physiker und Astronom. Die Natur ist ihm darum in ihren Bewegungserscheinungen von Jugend auf vertraut. Ehe er zu philosophieren begann, wurde er aber noch dazu eifriger Anatom und Physiolog, so dass er nicht allein als Physiker eine Abhandlung über das Wesen des Lichtes, sondern auch als Embryolog eine solche über die Entwickelung des Foetus schreiben konnte. Ausserdem hat er mit philosophischer Absichtlichkeit „im grossen Buch der Welt fleissig gelesen“ (wie er selber berichtet); er ist Soldat, Weltmann, Hofmann gewesen; er hat die Tonkunst so erfolgreich gepflegt, dass er veranlasst wurde, einen *Grundriss der Musik* herauszugeben; das Fechten hat er so eifrig betrieben, dass er eine *Theorie der Fechtkunst* verfasste: das Alles — er sagt es ausdrücklich — um richtiger denken zu lernen, als die Gelehrten, die ihr Lebenlang im Studierzimmer eingeschlossen bleiben.[1]) Und nun erst, geübt durch die genaue Beobachtung der Natur ausser ihm, kehrte der seltene Mann den Blick nach innen und beobachtete die Natur im eigenen Selbst. Dieses Verhalten ist fortan — trotz aller Schattierungen im Einzelnen — typisch. Leibniz war allerdings in der Hauptsache auf Mathematik beschränkt, doch gerade dieser Besitz verhinderte, dass er jemals — trotz allem ihm von Jugend auf eingeimpften Scholasticismus — die mechanische Auffassung der Naturphänomene aufgab; wir haben leicht heute über die prästabilierte Har-

---

[1]) *Discours de la méthode pour bien conduire sa raison et chercher la vérité dans les sciences,* Teil 1.

monie lachen, vergessen wir aber nicht, dass diese monströse Annahme das treue Festhalten an naturwissenschaftlicher Methode und Erkenntnis bezeugt.[1]) Locke ist durch medizinische Studien auf seine philosophischen Gedanken gebracht worden; Berkeley, wenn auch ein Geistlicher, hat schon in jungen Jahren Chemie

---

[1]) Das System des Leibniz ist ein letzter, heroischer Versuch, echt wissenschaftliche Methode in den Dienst einer historischen, absoluten Gotteslehre zu stellen, welche in Wahrheit jede wissenschaftliche Naturkenntnis unbedingt aufhebt. Im Gegensatz zu Thomas von Aquin geht hier der Versuch, Glauben und Vernunft in Einklang zu bringen, von der Vernunft aus, nicht vom Glauben. Vernunft heisst aber hier nicht allein logische Ratiocination, sondern grosse mathematische Grundprinzipien wirklicher Naturerkenntnis; und darum, weil bei Leibniz ein unüberwindliches Element empirischer, nicht wegzudeutender Wahrheit vorhanden ist, während Thomas auf beiden Seiten nur mit Schattenbildern operiert, d a r u m fällt die Absurdität des von Leibniz ersonnenen Systems mehr in die Augen. Ein in Bezug auf die Natur so grundlos unwissender Mensch wie Thomas konnte sich und Andere durch sophistische Trugschlüsse irreführen; Leibniz dagegen war genötigt, die Annahme eines Doppelreiches — in dem Sinne einer Natur und einer Supranatur — in ihrer gänzlichen Unhaltbarkeit aufzudecken und zwar gerade darum, weil er in der mathematisch-mechanischen Auffassung der Naturphänomene völlig zu Hause war. Dadurch wurde sein genialer Versuch epochemachend. Dass Leibniz als Metaphysiker zu den grossen Denkern gehört, beweist schon die eine Thatsache, dass er die transscendentale Idealität des Raumes behauptete und durch tiefsinnige mathematisch-philosophische Argumente nachzuweisen suchte (worüber Näheres bei Kant: *Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft,* 2. Stück, Lehrsatz 4, Anm. 2). Wie grossartig Leibniz als rein naturwissenschaftlicher Denker war, dafür zeugt seine Theorie, dass die Summe der Kräfte in der Natur unveränderlich sei, wodurch das sogenannte Gesetz von der Erhaltung der Energie, auf welches wir uns als Errungenschaft des 19. Jahrhunderts so viel zu Gute thun, eigentlich schon ausgesprochen war. Nicht minder bedeutsam ist der extrem individualistische Charakter von Leibnizens Philosophie. Im Gegensatz zum Alleins des Spinozismus (das er perhorresciert) ist für ihn die „Individuation", die „Specifikation" die Grundlage aller Erkenntnis. „In der ganzen Welt giebt es nicht zwei Wesen, die absolut ununterscheidbar wären", sagt er. Hier sieht man den echten germanischen Denker. (Besonders gut ausgeführt in Ludwig Feuerbach's *Darstellung der Leibnizschen Philosophie,* § 3)

und Physiologie eingehend studiert, und seine geniale *Theory of vision* errät vieles intuitiv, was exakte Wissenschaft erst viel später bestätigen sollte, zeugt also für den Erfolg der richtigen naturwissenschaftlichen Methode bei grosser Beanlagung. Wolf war ungemein tüchtig, nicht allein auf dem Felde der Mathematik, sondern ebenfalls auf dem der Physik, und er beherrschte auch die übrigen Naturwissenschaften seiner Zeit. Hume hat allerdings, so viel mir bekannt, fleissiger „im Buche der Welt“ (wie Descartes es nennt) als im Buche der Natur gelesen; einerseits Geschichte, andrerseits Psychologie — nicht Physik und Physiologie — waren das Feld seiner exakten Studien; gerade dies hat auch seine philosophische Spekulation nach gewissen Richtungen hin bedrückt; wessen Auge für derlei Dinge geschärft ist, wird bald beobachten, dass Hume‘s Denken an dem Grundübel leidet, dass es gar nicht von aussen, sondern nur von innen gespeist wird, was stets ein Vorwiegen der Logik auf Kosten der aufbauenden, tastend erfindenden Phantasie bedeutet und wodurch das rein verneinende Ergebnis trotz der ungewöhnlichen Geisteskraft erklärlich wird; Hume ist als Persönlichkeit ungleich bedeutender als Locke und hat doch nicht (ich glaube mich nicht zu irren) so viele konstruktive Ideen in die Welt gesetzt. Und dennoch rechnen wir ihn zu den Naturforschern, denn innerhalb des rein menschlichen Gebietes hat er so scharf und treu beobachtet wie keiner seiner Vorgänger und ist nie von der Methode abgewichen, die er in seiner ersten Schrift aufstellte: Beobachtung und Experiment.[1]) Bei Kant schliesslich bilden umfassende Kenntnisse in allen Wissenszweigen und eingehende Beschäftigung mit der Naturwissenschaft während eines ganzen langen Lebens einen

[1]) Man darf auch nicht übersehen, dass Hume seine philosophischen Resultate ohne die Errungenschaften des ihn umgebenden philosophischen Denkens, namentlich derjenigen der französischen gleichzeitigen naturwissenschaftlichen Sensualisten kaum hätte erzielen können. In mancher Beziehung scheint mir Hume eher den italienischen humanistischen Skeptikern nach Art des Pomponazzi und des Vanini geistig verwandt, als der echten Reihe der aus Naturbetrachtung Philosophierenden.

Zug, der zu oft übersehen wird. Herder, sein Schüler, berichtet: „Menschen-, Völker-, Naturgeschichte, Naturlehre, Mathematik und Erfahrung, waren die Quellen, aus denen er seinen Vortrag und Umgang belebte; nichts Wissenswürdiges war ihm gleichgültig.“ Kant‘s schriftstellerische Thätigkeit im Dienste der Naturwissenschaft erstreckt sich von seinem 20. bis zu seinem 70. Jahre, von seinen *Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte,* die er im Jahre 1744 auszuarbeiten begann, bis zu seinem 1794 erschienenen Aufsatz *Etwas über den Einfluss des Mondes auf die Witterung.* Während dreissig Jahre waren seine besuchtesten Vorlesungen die, welche er im Winter über Anthropologie, im Sommer über physikalische Geographie hielt; und der tägliche Genosse seiner letzten Jahre, Wasianski, erzählt, dass, bis an sein Ende, Kant‘s sehr lebhafte Tischunterhaltung „grösstenteils aus der Meteorologie, Physik, Chemie, Naturgeschichte und Politik entlehnt war“.[1]) Allerdings war Kant nur ein Denker über Naturbeobachtungen, nicht (so viel ich weiss) jemals selber ein Beobachter und Experimentierender, wie dies Descartes gewesen war; doch ein wie vorzüglicher indirekter Beobachter er war, zeigen solche Schriften wie seine Beschreibung des grossen Erdbebens vom 1. November 1755, seine Betrachtungen über die Vulkane des Mondes, über die Theorie der Winde und manche andere; und ich brauche wohl kaum daran zu erinnern, dass Kant‘s philosophische Betrachtungen über die kosmische Natur zwei unsterbliche Werke hervorgebracht haben: die (Friedrich dem Grossen gewidmete) *Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels oder Versuch von der Verfassung und dem mechanischen Ursprunge des ganzen Weltgebäudes* (1755), und die *Metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft* (1786). Die der erfolgreichen Naturbeobachtung abgelauschte und durch Naturbeobachtung geübte Methode durchdringt denn auch Kant‘s ganzes Leben und Denken, so dass man ihn als Entdecker dem Kopernikus und dem Galilei

[1]) *Immanuel Kant in seinen letzten Lebensjahren,* 1804, S. 25; neue, von Alfons Hoffmann besorgte Ausgabe, 1902, S. 298.

hat vergleichen können (S. 778). In seiner *Kritik der reinen Vernunft* sagt er, seine Methode, die menschliche Vernunft zu analysieren, sei „eine dem Naturforscher nachgeahmte Methode“,[1]) und an anderem Orte führt er aus: „Die echte Methode der Metaphysik ist mit derjenigen im Grunde einerlei, die Newton in die Naturwissenschaft einführte und die daselbst von so nutzbaren Folgen war.“ Und worin besteht diese Methode? „Durch s i c h e r e E r f a h r u n g e n die Regeln aufsuchen, nach welchen gewisse Erscheinungen der Natur vorgehen“; auf dem Gebiete der Metaphysik also, „durch sichere innere Erfahrung“.[2]) Was ich hier nur in den allgemeinsten, gröbsten Zügen zu zeichnen bestrebt bin, wird jeder denkende Mensch durch nähere Betrachtung bis ins Einzelne und Zarteste hinein verfolgen können. So z. B. ist der Mittelpunkt von Kant‘s gesamtem Wirken die Frage nach dem sittlichen Kern der Individualität: um bis zu ihm zu gelangen, zerlegt er zuerst den Mechanismus des umgebenden Kosmos; nachher, durch weitere 25 Jahre ununterbrochener Arbeit, zergliedert er den inneren Organismus des Denkens; dann widmet er noch 20 Jahre der Erforschung der also blossgelegten menschlichen Persönlichkeit. Nichts zeigt nun deutlicher, wie sehr hier Beobachtung das gestaltende Prinzip ist, als Kant‘s Hochschätzung der menschlichen Individualität. Die Kirchenväter und Doktoren hatten nie Worte genug finden können für ihre Verachtung ihrer selbst und aller Menschen; es war schon ein bedeutendes Symptom gewesen, als jener Stern am Morgen des neuen Tages, Mirandola, 300 Jahre vor Kant ein Buch *Über die Würde des Menschen* schrieb; dass er eine solche besitze, hatte der arme Mensch unter der langen Herrschaft des Imperiums und des Pontifikats ganz vergessen; inzwischen war er nun mit seinen Leistungen, mit seiner zunehmenden Unabhängigkeit gewachsen, und ein Kant, der zwar im fernabgelegenen Königsberg mit nur einigen wenigen nicht sehr bedeutenden Leuten verkehrte, sonst aber in der alleinigen Gesellschaft der erhaben-

---

[1]) Anmerkung in der Vorrede zur zweiten Ausgabe.

[2]) *Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und der Moral,* 2. Betrachtung.

sten Geister der Menschheit und vor allem seiner selbst lebte, Kant bildete sich aus den unmittelbaren Wahrnehmungen an seiner eigenen Seele eine hohe Vorstellung von der Bedeutung der unerforschlichen menschlichen Persönlichkeit. Dieser Überzeugung begegnen wir überall bei ihm und schauen damit in das tiefste Herz des wunderbaren Mannes. Schon in jener *Theorie des Himmels,* welche einzig die Mechanik des Weltgebäudes darthun soll, ruft er aus: „Mit welcher Art der Ehrfurcht muss nicht die Seele sogar ihr eigen Wesen ansehen!“[1]) Später spricht er von der „Erhabenheit und Würde, welche wir uns an derjenigen Person vorstellen, die alle ihre Pflichten erfüllt“.[2]) Doch immer tiefer versenkt sich der Denker in diese Betrachtung: „im Menschen eröffnet sich eine Tiefe göttlicher Anlagen, die ihn gleichsam einen heiligen Schauer über die Grösse und Erhabenheit seiner wahren Bestimmung fühlen lässt“;[3]) und in seinem 70. Jahre schreibt der Greis: „das Gefühl des Erhabenen unserer eigenen Bestimmung reisst uns mehr hin, als alles Schöne“.[4]) Dies nur als Andeutung, bis wohin die Methode der Naturforschung führt. Sobald sie mit Kant der Vernunft eine neue, der Naturforschung entwachsene und ihr darum angemessene Weltanschauung eröffnet hatte, erschloss sie zugleich dem Herzen eine neue Religion — die Religion Christi und der Mystiker, die Religion der Erfahrung.

Doch jetzt müssen wir dieses Charakteristikum unserer neuen Weltanschauung, die rückhaltlose Hingabe an die Natur, noch von einer anderen Seite betrachten, nämlich rein theoretisch, damit wir nicht allein die Thatsache anerkennen, sondern auch ihre Bedeutung begreifen.

Das exakte Nichtwissen

Ein besonders tüchtiger und durchaus nüchterner Naturforscher unserer Tage schreibt: „Die Grenze zwischen dem Bekannten und dem Unbekannten wird niemals so deutlich wahr-

---

[1]) Teil 2., Hauptstück 7.

[2]) *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten,* Abschn. 2, T. 1.

[3]) *Über den Gemeinsprüch: das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis,* I.

[4]) *Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft,* St. 1 (Anm. zur Einl.).

genommen, wie durch eine exakte Beobachtung von Thatsachen, sei es wie sie die Natur unmittelbar darbietet, sei es im künstlich angestellten Experiment.“[1]) Diese Worte sind ohne jeden philosophischen Hintergedanken gesprochen, sie können aber zur ersten Gewinnung einer Einsicht dienen, die dann nach und nach vertieft werden mag. Ein fleissiger Mann der wissenschaftlichen Praxis hat im Laufe eines langen Lebens bemerkt, dass selbst die Naturforscher keine deutliche Vorstellung davon haben, was sie *nicht* wissen, bis in jedem einzelnen Falle exakte Forschung ihnen gezeigt hat, bis wohin ihr Wissen sich erstreckt. Das hört sich sehr einfach und *terre à terre* an, ist aber so wenig von selbst einleuchtend und so schwer in die Praxis des Denkens zu übertragen, dass ich vermute, kaum irgend Jemand, der die Schule der Naturwissenschaft nicht durchgemacht hat, wird die Bemerkung De Candolle‘s vollständig würdigen.[2]) Auf jedem anderen Gebiete nämlich ist weitgehende Selbsttäuschung bis zu völliger Verblendung möglich; die Thatsachen selber sind meist fragmentarisch oder fraglich, sie besitzen nicht Dauer und Unver-

---

[1]) Alphonse De Candolle: *Histoire des sciences et des savants depuis deus siècles,* 1885, p. 10.

[2]) In einer Gesellschaft von Hochschullehrern hörte ich vor einigen Jahren psychologisch-physiologische Themata besprechen; anknüpfend an die Lokalisation der Sprachfunktionen in der Brocaschen Stirnwindung meinte der eine Gelehrte, jedes einzelne Wort sei „in einer besonderen Zelle lokalisiert“; er verglich diese Einrichtung sinnreich mit einem Schrank, der etliche Tausend Schübchen besässe, die auf Wunsch auf- und zugeschoben werden könnten (etwa also wie die heutigen Automaten-Restaurants). Es hörte sich ganz reizend an und nicht eine Spur minder plausibel als „Tischchen deck‘ dich“. Da meine positiven Kenntnisse in Bezug auf die Histologie des Gehirnes sich auf vor Jahren gehörte Vorträge und Demonstrationen beschränkten, also äusserst gering waren, und ich aus näherer Anschauung nur die Elemente der groben Anatomie dieses Organes kannte, bat ich den betreffenden Herrn um genauere Auskunft, wobei es sich aber herausstellte, dass er in seinem Leben keinen Seciersaal betreten und überhaupt niemals ein Gehirn (ausser auf den schönen Holzschnitten einiger Lehrbücher) gesehen hatte: daher ahnte er so ganz und gar nicht die Grenze zwischen dem Bekannten und dem Unbekannten.

änderlichkeit, Wiederholung ist darum unmöglich, Experiment ausgeschlossen, Leidenschaft waltet, Betrug gehorcht ihr. Auch kann das Wissen von einem Wissen das Wissen um eine Thatsache der Natur nie ersetzen; letzteres ist ein Wissen von ganz anderer Art; denn hier steht der Mensch nicht dem Menschen, sondern einem inkommensurablen Wesen gegenüber, einem Wesen, über das er gar keine Macht besitzt, und das man im Gegensatz zum ewig kombinierenden, durcheinanderwürfelnden, anthropomorphisch zurechtlegenden Menschenhirn, als die ungeschminkte, nackte, kalte, ewige Wahrheit bezeichnen kann. Wie mannigfaltig, sowohl negativ wie positiv, der Gewinn eines derartigen Verkehrs für die Erweiterung und Ausbildung des Menschengeistes sein muss, leuchtet gewiss von selbst ein. Dass der spezielle Naturforscher auf empirischem Gebiete durch das genaue Ermessen seines Nichtwissens den ersten Schritt zur Erweiterung seines Wissens thut, wurde schon früher gezeigt;[1]) man begreift aber leicht, welchen Einfluss eine derartige Schulung auch auf philosophisches Denken ausüben muss; ein ernster Mann wird nicht mehr mit Thomas von Aquin über die Beschaffenheit der Körper in der Hölle reden, wenn er sich wird gestehen müssen, über ihre Beschaffenheit auf Erden fast nichts zu wissen. Wichtiger noch ist die positive Bereicherung — auf die ich auch schon früher hingewiesen habe (S. 752) — welche daher kommt, dass die Natur allein erfinderisch ist. „Einzig die hervorbringende Natur besitzt unzweideutiges, gewisses Genie“, sagt Goethe.[2]) Die Natur giebt uns Stoff und Idee zugleich; das bezeugt jede Gestalt. Und nimmt man nun Natur nicht in dem engen Kinderstubensinn einer Stern- und Tierkunde, sondern in dem weiten Verstand, den ich bei Besprechung der einzelnen Philosophen angedeutet habe, so wird man Goethe‘s Ausspruch überall bestätigt finden; die Natur ist das unzweideutige Genie, die eigentliche Erfinderin. Wobei aber Folgendes wohl zu beachten ist: Natur offenbart sich nicht allein im Regenbogen, auch nicht allein in dem Auge, das

---

[1]) Siehe S. 766.

[2]) *Vorträge zum Entwurf einer Einleitung in die vergleichende Anatomie,* II.

diesen wahrnimmt, sondern auch im Gemüt, das ihn bewundert, und in der Vernunft, die ihm nachsinnt. Jedoch, damit das Auge, das Gemüt, die Vernunft mit Bewusstsein das Genie der Natur erblicken und sich einverleiben, bedarf es einer besonderen Anlage und einer besonderen Schulung. Hier wie anderwärts handelt es sich also im letzten Grunde um eine Orientierung des Geistes;[1]) ist diese erst erfolgt, so fördern Zeit und Übung das Übrige mit Notwendigkeit zu Tage. Mit Schiller kann man hier sprechen: „Die Richtung ist zugleich die Vollendung und der Weg ist zurückgelegt, sobald er eingeschlagen ist.“[2]) So hätte z. B. Locke‘s philosophisches Lebenswerk, sein Versuch über den menschlichen Verstand, jederzeit innerhalb der vorangegangenen 2500 Jahre vollbracht werden können, hätte nur irgend ein Mensch die Neigung gespürt, sich an die Natur zu wenden. Gelehrsamkeit, Instrumente, mathematische oder sonstige Entdeckungen werden nicht beansprucht, sondern einzig treue Selbstbeobachtung, Befragen des Selbst in der selben Art, wie man ein anderes Naturphänomen beobachten und befragen würde. Was hat den ungleich bedeutenderen Aristoteles verhindert, das selbe zu leisten, wenn nicht die anthropomorphische Oberflächlichkeit hellenischer Naturbeobachtung, die wie ein Komet mit hyperbolischer Bahn sich jeder gegebenen Thatsache mit rasender Eile näherte, um sie bald darauf für immer aus den Augen zu verlieren? Was hat Augustin, der philosophisch so tief beanlagt war, verhindert, wenn nicht seine grundsätzliche Verachtung der Natur? Was den Thomas von Aquin, wenn nicht einzig der Wahn, dass er ohne irgend etwas zu beobachten alles wisse? Dieses Sichwenden an die Natur — diese neue Geistesorientierung, eine Grossthat der germanischen Seele — bedeutet nun, wie gesagt, eine gewaltige, ja, eine geradezu unermessliche Bereicherung des Menschengeistes: denn es versorgt ihn unerschöpflich mit neuem Stoff (d. h. Vorstellungen) und neuen Verknüpfungen (d. h. Ideen). Nunmehr trinkt der Mensch unmittelbar aus der Quelle aller Er-

---

[1]) S. 686, 765.

[2]) *Über die ästhetische Erziehung des Menschen,* Bf. 9.

findung, aller Genialität. Das ist ein wesentlicher Zug unserer neuen Welt, wohlgeeignet, uns Selbstbewusstsein und Selbstvertrauen einzuflössen. Früher glich der Mensch den Brunneneseln des südlichen Europa und musste sich den ganzen Tag im Kreise seines armseligen Selbst herumdrehen, damit er nur etwas Wasser für den Durst hinaufpumpe; nunmehr liegt er an den Brüsten der Mutter „Natur".

Etwas weiter, als bis wohin Alphonse De Candolle's Bemerkung hinzuweisen schien, sind wir schon gekommen; das Wissen von unserem Nichtwissen führte uns in die unerschöpfliche Schatzkammer der Natur ein und zeigte uns den verlorenen Weg zu dem ewig strömenden Quell aller Erfindung. Jetzt müssen wir aber den dornigen Pfad der reinen Philosophie wandeln und werden finden, dass der selbe Grundsatz einer exakten Scheidung zwischen dem Bekannten und dem Unbekannten uns auch dort grundlegende Dienste leistet.

Wenn Locke seinen Verstand beobachtend analysiert, so entäussert er sich gewissermassen seiner selbst, um sich als ein Stück Natur betrachten zu können; offenbar liegt aber hier ein unüberwindliches Hindernis im Wege. Womit soll er sich denn betrachten? Schliesslich ist es Natur, die Natur betrachtet. Die Richtigkeit und Tragweite dieser Erwägung begreift oder ahnt wenigstens ein Jeder sofort. Fruchtbar wird sie aber erst, wenn man sie durch eine zweite Erwägung ergänzt, die etwas mehr Überlegung erfordert. Hierzu ein zweites Beispiel. Wenn jener andere grundlegende Denker unter den ersten naturforschenden Philosophen, Descartes, im Gegensatz zu Locke, nicht sich selbst, sondern die umgebende Natur betrachtet — von dem kreisenden Gestirn bis zu dem schlagenden Herzen des frisch zerlegten Tieres — und überall das Gesetz des Mechanismus entdeckt, so dass er lehrt, auch den geistigen Erscheinungen müssen Bewegungen zu Grunde liegen,[1]) so wird eine geringe Überlegung über-

[1]) Dass Descartes, der sämtliche geistige Erscheinungen des tierischen Lebens „durch Prinzipien der Physik erklärt" (siehe die *Principia philosophiae,* T. 2, § 64 mit Hinzuziehung des ersten Paragraphen), dem Menschen aus Rücksichten der Rechtgläubigkeit

zeugen, dass auch hier jenes selbe Hindernis im Wege liegt, wie bei Locke, und es unmöglich macht, der Folgerung unbedingte Gültigkeit zuzuerkennen; denn der Denker Descartes steht doch nicht als losgelöster Beobachter da, sondern ist selber ein Stück Natur: hier wieder ist es also Natur, die Natur betrachtet. Wir mögen schauen wohin wir wollen, wir schauen immer nach innen. Freilich, wenn wir mit den Juden und mit den christlichen Kirchendoktoren dem Menschen einen übernatürlichen Ursprung, ein aussernatürliches Wesen zuschreiben, dann besteht das Dilemma nicht, sondern dann stehen sich Mensch und Natur wie Faust und Helena gegenüber und können sich „über des Throns aufgepolsterter Herrlichkeit“ die Hand reichen, Faust, der wirklich Lebendige, der Mensch, Helena, die scheinbar lebendige, scheinbar verständige, scheinbar redende und liebende Schattengestalt, die Natur.[1])

---

ausserdem eine „Seele“ zuschrieb, hat für seine Weltanschauung um so weniger zu bedeuten, als er die gänzliche Trennung von Leib und Seele postuliert, so dass keinerlei Verbindung zwischen beiden besteht, der Mensch also nicht minder als jede andere sinnliche Erscheinung durchwegs mechanisch muss erklärt werden können. Es wäre sehr zu wünschen, dass man uns endlich einmal mit dem langweiligen, ewigen *cogito ergo sum* in Ruhe liesse; nicht psychologische Analyse macht Descartes‘ Grösse aus; im Gegenteil, er hat hier mit der grossartigen Ungeniertheit des Genies, und zum dauernden Schrecken aller kleinen logischen Lumpen, rechts und links die Bedenklichkeiten bei Seite geschoben und so sich freie Bahn durchgehauen zu dem einen grossen Grundsatz, dass jede Naturdeutung notwendig mechanisch sein muss, um überhaupt dem Menschenhirn (wenigstens dem Hirn des *Homo europaeus*) begreiflich zu sein. (Für Näheres verweise ich auf den Vortrag „Descartes“ in meinem *Immanuel Kant.*)

[1]) Ein derartiges Schattendasein schreibt Thomas von Aquin thatsächlich den Tieren zu: „Die unvernünftigen Tiere besitzen einen von der göttlichen Vernunft ihnen eingepflanzten Instinkt, vermöge dessen sie innere und äussere v e r n u n f t ä h n l i c h e Regungen haben.“ Man sieht, welche Kluft diese Automaten des Thomas von den Automaten des Descartes trennt; denn Thomas ist bestrebt — gleich seinen heutigen Nachfolgern, dem Jesuiten Wasmann und der ganzen katholischen Naturlehre — aus den Tieren Maschinen zu machen, damit der semitische Wahngedanke einer lediglich für den Menschen erschaffenen Natur noch aufrecht er-

Das ist der springende Punkt; hier trennt sich Welt von Welt, hier scheidet sich die Wissenschaft des Relativen von der Dogmatik des Absoluten; hier auch (darüber gebe man sich keiner Selbsttäuschung hin) zweigt die Religion der Erfahrung auf immer von historischer Religion ab. Stellen wir uns nun auf den germanischen Standpunkt und begreifen wir die zwingende Notwendigkeit von Descartes‘ Einsicht — durch welche erst Naturwissenschaft als ein zusammenhängendes Ganzes möglich wird — so muss uns Folgendes auffallen: jener Locke, der den eigenen Verstand in seiner Entstehung und Verrichtung restlos analysieren will, ist doch selber ein Bestandteil der Natur und folglich insofern auch eine Maschine; er gleicht also einigermassen einer Lokomotive, die sich auseinandernehmen möchte, um ihre Funktionierung zu begreifen; dass ein derartiges Vorhaben vollständig gelingen könnte, ist nicht anzunehmen; denn, um selber nicht aufzuhören zu sein, müsste die Lokomotive in Thätigkeit bleiben, sie könnte also nur einmal hier, einmal dort einen Teil des Apparates durch Experiment prüfen, vielleicht auch einiges Nebensächliche zerlegen, alles Wichtigste aber könnte sie nie berühren; ihr Wissen wäre also eher eine Beschreibung als ein Durchdringen, und diese Beschreibung selbst (d. h. die Auffassung der Lokomotive von ihrem eigenen Wesen) wäre nicht eine erschöpfende, den Gegenstand beherrschende Darstellung, sondern sie wäre durch den Bau der Lokomotive von vornherein bestimmt und beschränkt. Ich weiss, der Vergleich hinkt stark, doch wenn er nur hilft, genügt er. Nun haben wir aber gesehen, dass jenes Hinausschauen des Descartes ebenfalls nur die Selbstbetrachtung der Natur, d. h. ein Schauen nach innen bedeutet; folglich wird der selbe Einwurf auch hier Gültigkeit besitzen. Daraus erhellt, dass wir nie entwirren können, ob die Deutung der Natur als Mechanismus lediglich ein Gesetz des Menschengeistes ist oder auch ein aussermenschliches Gesetz. Der scharfsinnige Locke hat das

---

halten werden könne, wogegen Descartes die grosse Einsicht vertritt, jegliches Geschehen müsse als mechanischer Vorgang gedeutet werden, die Lebensphänomene des Tieres und des Menschen nicht weniger als das Leben der Sonne.

auch eingesehen und gesteht ausdrücklich: „das, was unsere Gedanken erfassen können, ist im Verhältnis zu dem, was sie nicht erfassen können, kaum ein Punkt, fast Nichts.“[1]) Der Leser, der diesen Gedankengang weiter verfolgt, was ich hier leider des Raumes wegen nicht kann, wird es begreifen, glaube ich, wenn ich das Ergebnis in folgende Formel zusammenfasse: Unser Wissen von der Natur (Naturwissenschaft im umfassendsten Sinne des Wortes und einschliesslich der wissenschaftlichen Philosophie) ist die immer ausführlichere Darlegung eines Unwissbaren. Das alles bildet aber nur die eine Seite dieser Betrachtung. Unzweifelhaft dient unsere Erforschung der Natur zunächst nur einer *extensiven* Erweiterung unseres Wissens: wir sehen immer mehr und immer genauer, doch nimmt dadurch unser Wissen *intensiv* nicht zu, d. h. wir sind wohl wissender, aber nicht weiser als zuvor, und wir sind nicht um eine Handbreite weiter in das Innere des Welträtsels eingedrungen. Doch soll der wahre Gewinn unserer Naturforschung jetzt erst genannt werden: er ist ein innerer, denn er führt uns wirklich ins Innere hinein und lehrt uns das Welträtsel zwar nicht lösen, aber erfassen, und das ist viel, denn das gerade macht uns, wenn nicht wissender, so doch weiser. Die Physik ist die grosse, unmittelbare Lehrerin der Metaphysik; erst durch die Betrachtung der Natur lernt der Mensch sich selber erkennen. Doch um das mit voller Überzeugung einzusehen, müssen wir das schon Angedeutete mit kräftigeren Zügen noch einmal nachzeichnen.

Ich rufe dazu De Candolle‘s Ausspruch ins Gedächtnis zurück: erst durch exaktes Wissen wird die Grenze zwischen Bekanntem und Unbekanntem wahrgenommen. Mit anderen Worten: erst aus exaktem Wissen ergiebt sich exaktes Nichtwissen. Ich meine, das hat sich im Obigen in überraschender Weise bewahrheitet. Erst die Richtung auf exakte Forschung hat den Denkern die Unerforschlichkeit der Natur geoffenbart, eine Unerforschlichkeit, die früher kein Mensch geahnt hatte. Es schien alles so einfach,

---

[1]) *Essay concerning human Understanding,* book 4, ch. 3, § 23.

man brauchte bloss zuzugreifen. Man könnte, glaube ich, leicht Zeugnisse dafür anführen, dass die Menschen vor der Ära der grossen Entdeckungen sich förmlich schämten, zu beobachten und Versuche anzustellen: es kam ihnen kindisch vor. Wie wenig irgend ein Mysterium geahnt wurde, ersieht man aus solchen ersten naturwissenschaftlichen Versuchen wie die des Albertus Magnus und des Roger Bacon: kaum erblicken diese Männer ein Phänomen, und gleich ist die Erklärung da. Zweihundert Jahre später experimentiert und beobachtet zwar Paracelsus mit Eifer — denn er hat schon das Fieber, neue Thatsachen zu sammeln und empfindet lebhaft unsere grenzenlose Unwissenheit in Bezug auf diese — um Gründe und Erklärungen aber ist er ebenfalls nie einen Augenblick verlegen. Doch je näher wir der Natur rückten, desto ferner schwand sie zurück, und als unsere besten Philosophen sie ganz ergründen wollten, stellte es sich heraus, sie sei unergründlich. Das war der Gang von Descartes bis Kant. Schon Descartes, der tiefsinnige Mechaniker, sah sich veranlasst, der Frage, „giebt es in Wirklichkeit materielle Dinge?“ eine ganze Schrift zu widmen. Nicht, dass er im Ernste daran gezweifelt hätte; gerade aber die konsequent durchgeführte Einsicht, dass alle Wissenschaft Bewegungslehre sei, hatte ihm eine Erkenntnis aufgedrungen, die früher höchstens hier und dort als sophistische Spielerei aufgetreten war: „dass aus der körperlichen Natur gar kein einziges Argument geschöpft werden kann, welches mit Notwendigkeit auf die Existenz eines Körpers schliessen lässt.“ Und er erschrak so sehr über die unwiderlegbare Wahrheit dieses wissenschaftlichen Ergebnisses, dass er, um sich aus der Klemme zu helfen, zur Theologie greifen musste: „da Gott kein Betrüger ist, folgere ich mit Notwendigkeit, dass er mich auch in Bezug auf die körperlichen Dinge nicht betrogen hat.“[1]) Locke gelangte ein halbes Jahrhundert später auf einem anderen Wege zu einem ganz analogen Schluss. „Ein Wissen

[1]) *Méditations métaphysiques,* 6. (Der erste Satz im zweiten Absatz, der zweite im letzten.)

von den sinnlich wahrgenommenen Körpern k a n n e s n i c h t g e b e n; wie weit auch menschlicher Fleiss die nützliche und ausführliche Kenntnis der körperlichen Dinge in Zukunft wird fördern können, ein Wissen davon wird stets unerreichbar bleiben, denn selbst für das Nächstliegende fehlt uns die Fähigkeit zu adäquaten Vorstellungen zu gelangen . . . . nie werden wir in dieser Beziehung bis auf den Grund der Wahrheit kommen können.“ Und auch Locke half sich, indem er dem Problem auswich und in die Arme der Theologie flüchtete: unsere Vernunft ist die göttliche Offenbarung, durch welche Gott uns einen Teil der Wahrheit mitgeteilt hat u. s. w.[1]) Der Unterschied zwischen Descartes und Locke besteht nur darin, dass der mechanisch Denkende (Descartes) die absolute Unmöglichkeit, die Existenz der Körper überhaupt wissenschaftlich zu beweisen, lebhaft empfindet, wogegen der Psycholog (Locke) die zwingende Kraft der mechanischen Erwägungen weniger begreift, dagegen aber durch die psychologische Unmöglichkeit gefesselt wird, auf das Wesen eines Dinges aus seinen von uns wahrgenommenen Qualitäten zu schliessen. Inzwischen vertiefte sich die neue Weltanschauung immer weiter; jene Erkenntnis aber blieb unanfechtbar. Auch Kant musste bezeugen, dass jede philosophische Ergründung der mathematisch-mechanischen Körperlehre „sich mit dem Leeren und darum Unbegreiflichen endigt“.[2]) Die exakte Forschung hat uns also nicht allein in empirischer Beziehung den dankbar anzuerkennenden Dienst geleistet, dass wir hinfürder zwischen dem, was wir kennen, und dem, was wir nicht kennen, genau zu unterscheiden gelernt haben, sondern ihre philosophische

---

[1]) 1. c., Buch 4, Kap. 3, § 26 und Kap. 19, § 4. In diesen theologischen Ausflüchten der ersten Bearbeiter der neuen germanischen Weltanschauung liegt offenbar der Keim zu der späteren dogmatischen Annahme der Schelling und Hegel von der Identität des Denkens und Seins. Was jenen Bahnbrechern eine blosse Rast am Wege gewesen war und zugleich eine Rettung vor der Verfolgung seitens fanatischer Pfaffen, ward jetzt der Eckstein eines neuen Absolutismus.

[2]) *Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft,* letzter Absatz.

Vertiefung hat eine scharfe Grenze zwischen Wissen und Nichtwissen gezogen: die gesamte Körperwelt kann nicht „gewusst‘ werden.

Idealismus und Materialismus

Nebenbei, und um ähnliche Missverständnisse beim Leser zu verhüten, sei kurz auf zwei Verirrungen hingewiesen, die aus diesem ersten grossen Ergebnis der philosophischen Naturforschung der Descartes und Locke hervorsprossen: den Idealismus und den Materialismus. Die Körperwelt, weil sie nicht „gewusst“ werden kann, mit Berkeley (1685—1753) ganz wegzuleugnen, ist eine geistreiche, doch wertlose Spielerei; denn dies heisst einfach die Behauptung aufstellen: weil ich die Sinnenwelt vermittelst meiner Sinne wahrnehme und keine andere Gewähr für ihr Dasein besitze, darum existiert sie nicht; weil ich die Rose nur vermittelst meiner Nase rieche, darum giebt es zwar eine Nase (wenigstens eine Ideale) aber noch keine Rose. Ebenso wenig stichhaltig war die andere Folgerung, welche allzusehr an der Oberfläche klebende Denker zogen, und welche in Lamettrie (1709—51) und Condillac (1715—80) ihren klarsten Ausdruck fand: weil meine Sinne nur Sinnliches wahrnehmen, darum giebt es nur Sinnliches, weil mein Verstand ein Mechanismus ist, der das sinnlich Wahrgenommene nur „maschinell“ aufzufassen vermag, darum ist Mechanik erschöpfende Weltweisheit. Beides — Idealismus und Materialismus — sind offenbare Trugschlüsse, Schlüsse, welche sich auf Descartes und Locke stützen und dennoch den klarsten Ergebnissen ihrer Arbeiten widersprechen. Ausserdem lassen diese beiden Ansichten einen wesentlichen Bestandteil der Weltanschauung der Descartes und Locke gänzlich unberücksichtigt: denn Descartes hatte nicht die ganze Welt, sondern nur die Welt der Erscheinungen mechanisch gedeutet, Locke hatte nicht die ganze Welt, sondern nur die Seele analysiert, indem er meinte, eine Wissenschaft der Körper könne es nicht geben. Solchen Missverständnissen waren die grossen Genies jederzeit ausgesetzt; lassen wir sie also bei Seite, und sehen wir zu, wie unsere neue Weltanschauung auf den einzig wahren Höhen des Denkens sich weiter ausbildete.

Das erste Dilemma

Ich bemerkte vorhin, Natur sei nicht allein der Regenbogen

und das ihn wahrnehmende Auge, sondern auch das durch diesen Anblick bewegte Gemüt und der ihm nachsinnende Gedanke. Diese Erwägung liegt zu nahe, als dass sie einem Descartes und Locke nicht hätte einfallen sollen; doch hatten diese grossen Männer noch schwer zu tragen an der ererbten Vorstellung einer besonderen, unkörperlichen S e e l e; diese Last klammerte sich ihnen noch ebenso fest an, wie das zu einem Riesen herangewachsene Kind den Schultern des Christophorus, und brachte ihr Denken manchmal zum Stolpern; ausserdem waren sie dermassen mit Analysen beschäftigt, dass ihnen die Kraft der alles überblickenden Synthese abging. Doch finden wir bei ihnen, unter allerhand systematischen und systemlosen Hüllen, sehr tiefe Gedanken, die den Weg zur Metaphysik wiesen. Dass man von unseren Vorstellungen auf die Dinge nicht schliessen könne, hatten, wie gesagt, beide eingesehen: unsere Vorstellungen von den Qualitäten der Dinge gleichen den Dingen nicht mehr, als der Schmerz dem geschliffenen Dolche gleicht oder das Gefühl des Kitzelns der kitzelnden Feder.[1]) Diesen Gedanken verfolgt nun Descartes weiter und gelangt zu der Überzeugung, die menschliche Natur bestehe aus zwei völlig getrennten Teilen, wovon nur der eine dem Reiche der sonst allbeherrschenden Mechanik angehöre, der andere — den er Seele nennt — nicht. Die Gedanken und die Leidenschaften machen die Seele aus.[2]) Es ist nun ein Beweis nicht allein von Descartes‘ Tiefsinn, sondern namentlich auch von seiner echt naturwissenschaftlichen Denkart, dass er jederzeit für die unbedingte, absolute Trennung von Seele und Körper heftig eintritt; man darf nicht in einer so oft und leidenschaftlich vorgetragenen Überzeugung eine religiöse Einseitigkeit erblicken; nein, Kant hat hundert und einige Jahre später haarscharf gezeigt, warum wir in der Praxis genötigt sind, uns „die Erscheinungen im Raume als von den Handlungen des Denkens ganz unterschieden vorzustellen“ und insofern „eine

---

[1]) Descartes: (frei nach) *Traité du monde ou de la lumière,* ch. 1.

[2]) Siehe namentlich die 6. *Méditation,* und in *Les passions de l‘âme* die §§ 4, 17 u. s. w.

zwiefache Natur anzunehmen, die denkende und die körperliche“.[1]) Descartes wählte für diese Einsicht die Form, die ihm zur Verfügung stand, und förderte dadurch eine grundlegende doppelte Erkenntnis in durchaus anschaulicher Weise an den Tag: den unbedingten Mechanismus der körperlichen Natur und den unbedingten Nicht-Mechanismus der denkenden Natur. Diese Auffassung bedurfte aber einer Ergänzung. Locke, der nicht Mechaniker und Mathematiker war, konnte eher auf sie geraten. Auch er hatte eine Seele als ein besonderes, getrenntes Wesen annehmen zu müssen geglaubt; doch ist sie ihm stets im Wege, und als blosser Psycholog — als wissenschaftlicher Dilettant, wenn ich den Ausdruck ohne tadelnde Nebenbedeutung anwenden darf — empfindet er nicht die zwingende Kraft von Descartes‘ rein wissenschaftlicher und formeller Besorgnis; er ist überhaupt ein nicht entfernt so tief blickender Geist wie Descartes; darum wirft er mit der unschuldigsten Miene von der Welt die Frage auf: warum sollten nicht die Seele und der Leib identisch, die denkende Natur eine ausgedehnte, körperliche sein?[2]) Dem philosophisch nicht geschulten Leser diene Folgendes zur Erläuterung: streng wissenschaftlich genommen ist das Denken mir einzig durch persönliche innere Erfahrung gegeben; jegliche Erscheinung, auch solche, die ich aus Analogie mit grösster Sicherheit dem Denken und dem Fühlen Anderer zuschreibe, m u s s mechanisch gedeutet werden können: das festgestellt zu haben, ist gerade das unvergängliche Verdienst des Descartes. Nun kommt Locke und macht die sehr feine Bemerkung (die ich, um den Zusammenhang deutlich herzustellen, aus der etwas lockeren psychologischen Manier Locke‘s in die wissenschaftliche Denkweise des Descartes übertrage): da wir zwar jede Erscheinung — selbst solche, die der Verstandesthätigkeit zu entspriessen scheinen — auch ohne ein Denken voraussetzen zu müssen, erklären können, aber doch aus persönlicher Erfahrung wissen, dass in einigen

---

[1]) *Kritik der reinen Vernunft* (Von der Endabsicht der natürlichen Dialektik der menschlichen Vernunft).

[2]) *Essay,* Buch 2, Kap. 27, § 27, besonders aber Buch 4, Kap. 3, § 6.

Fällen der Mechanismus von Denken begleitet ist, wer beweist uns, dass nicht jeder körperlichen Erscheinung Denken innewohnen und nicht jeder mechanische Vorgang von Gedanken begleitet sein könne?[1]) Locke selbst ahnte offenbar weder, was er durch diesen Einfall zerstörte, noch wozu er den Weg eröffnete; denn er fährt dann trotzdem fort, zwei Naturen zu unterscheiden (wie hätte er als vernünftiger Mensch umhin können?), nicht jedoch eine denkende und eine körperliche, sondern eine denkende und eine nicht denkende.[2]) Damit verlässt Locke das Gebiet der Empirie, das Gebiet des echten naturforschenden Denkens. Denn sage ich von einer Erscheinung aus, sie sei „körperlich", so sage ich etwas aus, was die Erfahrung mich lehrt, sage ich aber, sie sei „nichtdenkend", so prädiziere ich etwas, was ich unmöglich je beweisen kann. Der selbe Mann, der soeben die feine Bemerkung gemacht hat, das Denken könne eine Eigenschaft des Stoffes überhaupt sein, will jetzt zwischen denkenden und nichtdenkenden Körpern unterscheiden! Kein Wunder, dass die beiden Irrgedanken des absoluten (und in Folge dessen rein materialistischen) Idealismus und des aus einer symbolischen Hypothese hervorgegangenen (also rein „idealen") Materialismus beide hier anknüpfen, wo Locke so arg gestolpert ist. Doch Locke selber war nicht wie so viele seiner Nachfolger bis zum heutigen Tage an der selben Stelle zu Boden gefallen, sondern war sofort mit der Naivetät des Genies zu einer seiner glänzendsten

---

[1]) Man darf diesen wissenschaftlich-philosophischen Gedanken (wie ihn Kant und Andere wieder aufnehmen, siehe oben S. 114) nicht mit den Schwärmereien eines Schelling über „Geist" und „Materie" identifizieren; denn das Denken ist eine bestimmte Thatsache der Erfahrung, die uns nur in Begleitung ebenso bestimmter, sinnlich wahrnehmbarer, organischer Mechanismen bekannt ist; wogegen der Geist ein so vager Begriff ist, dass man jeden beliebigen Hokuspokus damit treiben kann. Wenn Goethe am 24. März 1828 an den Kanzler von Müller (offenbar unter dem Einfluss Schelling's) schreibt: „Die Materie kann nie ohne Geist, der Geist nie ohne Materie existieren", so wird man gut thun, mit Onkel Toby ihm darauf zu antworten: *„That's more than I know, Sir!"*

[2]) *cogitative* und *incogitative,* Buch 4, Kap. 10, § 9.

Leistungen geschritten, nämlich zu dem Nachweis, dass aus nichtdenkender Materie, und sei sie noch so reich mit Bewegung ausgestattet, niemals Denken entstehen könne; das sei genau ebenso schlechthin unmöglich, meint er, wie dass aus nichts etwas werde.[1]) Hier trifft also, wie man sieht, Locke mit Descartes (und das heisst mit den Grundsätzen eines streng wissenschaftlichen Denkens) wieder vollkommen zusammen. Gerade Locke‘s besonderer, individueller Gedankengang gewann nun, bei aller Fehlerhaftigkeit,[2]) weithin reichende Bedeutung, denn er war geeignet, den letzten Rest von übernatürlichem Dogmatismus zu zerstören, und weckte den die Natur befragenden Philosophen zu voller Besinnung auf. Hier musste dieser entweder ganz verzichten, weiter zu gehen, sein Unternehmen also als gescheitert betrachten und vor den Absolutisten die Waffen strecken, oder aber er musste das Problem in seiner ganzen Tiefe erfassen, und das hiess notgedrungen metaphysischen Boden betreten.

Das metaphysische Problem

Der Begriff „Metaphysik“ hat so viel gerechtfertigten Abscheu auf sich gehäuft, dass man das Wort nicht gerne anwendet; es wirkt als Vogelscheuche. Eigentlich brauchen wir das Wort auch gar nicht — oder b r a u c h t e n es wenigstens in dem Falle nicht, wenn es ausgemacht wäre, dass die alte Metaphysik kein Existenzrecht mehr besässe, und die neue Metaphysik — die der Naturforscher — einfach „Philosophie“ wäre. Aristoteles nannte jenen Teil seines Lehrgebäudes, den man später Metaphysik getauft hat, Theologie; das war das richtige Wort, denn es war die Lehre vom *Theos* im Gegensatz zur Lehre von der *Physis,* Gott als Gegensatz zur Natur. Von ihm an bis auf Hume war Metaphysik Theologie, d. h. sie war eine Sammlung von unbewiesenen apodiktischen Sätzen, die entweder aus direkter göttlicher Offenbarung hergeleitet wurden, oder aber aus indirekter, indem man nämlich von der Voraussetzung ausging, die menschliche Vernunft selber sei übernatürlich und vermöge infolgedessen,

---

[1]) Buch 4, Kap. 10, § 10.

[2]) *C‘est le privilège du vrai génie, et surtout du génie qui ouvre une carrière, de faire impunément de grandes fautes* (Voltaire).

kraft eigener Überlegung, jede Wahrheit zu entdecken: Metaphysik gründete sich also nie unmittelbar auf Erfahrung und bezog sich auch nicht unmittelbar auf sie, sondern sie war entweder Inspiration oder Ratiocination, entweder Eingebung oder reiner Vernunftschluss. Hume nun (1711—1776), lebhaft angeregt durch Locke‘s paradoxe Ergebnisse, verlangte ausdrücklich, Metaphysik solle aufhören, Theologie zu sein und solle Wissenschaft werden.[1]) Wohl gelang es ihm selber nicht ganz, dieses Programm durchzuführen, denn er war mehr beanlagt, falsche Wissenschaft zu zerstören als wahre Wissenschaft aufzubauen; doch gab er eine so kräftige Anregung in dem bezeichneten Sinne, dass er Immanuel Kant „aus dem dogmatischen Schlummer aufweckte“. Von nun an haben wir unter dem Wort Metaphysik etwas ganz anderes zu verstehen als ehedem. Es bedeutet nicht einen Gegensatz zur Erfahrung, sondern die Besinnung über die uns durch die Erfahrung gelieferten Thatsachen und ihre Verknüpfung zu einer bestimmten Weltanschauung. Vier Worte Kant‘s enthalten die Essenz dessen, was Metaphysik jetzt bedeutet; Metaphysik ist die Antwort auf die Frage: „wie ist Erfahrung möglich“? Diese Frage ergab sich unmittelbar aus dem oben geschilderten Dilemma, zu welchem ehrliche, naturforschende Philosophie geführt hatte. Zwingt uns die Sorge um echte Wissenschaft der Körper, das Denken von der körperlichen Erscheinung völlig zu trennen, wie gelangt dann das Denken zu einer Erfahrung der körperlichen Dinge? Oder aber, fasse ich das selbe Problem als Psycholog an und lege das Denken dem Körperlichen (das mechanischen Gesetzen gehorcht) als Attribut bei, vernichte ich dann nicht durch diesen Gewaltstreich echte (das heisst mechanische) Wissenschaft ohne das Geringste zur Lösung des Problems beigetragen zu haben? Die

---

[1]) *A treatise of human nature,* Einleitung. Das Dilemma der Descartes und Locke nimmt Hume in diese selbe Einleitung als ein evidentes Ergebnis genauen Denkens auf und meint: „jede Hypothese, welche die letzten Gründe der menschlichen Natur aufzudecken vorgiebt, ist ohne Weiteres als eine Vermessenheit und Chimäre abzuweisen“. Anstatt wie Jene eine hypothetische Lösung zu versuchen, verharrt er in grundsätzlicher Skepsis bezüglich dieser „Gründe“.

Besinnung hierüber wird uns namentlich zu einer Besinnung über uns selbst führen, da diese verschiedenen Urteile in uns selber wurzeln, und die Antwort auf die Frage, „wie ist Erfahrung möglich“? wird nicht gegeben werden können, ohne zugleich die Grundlinien einer Weltanschauung hinzuzeichnen. Vielleicht wird die Frage innerhalb gewisser Grenzen eine verschiedene Beantwortung zulassen, doch der Kardinalunterschied wird fortan immer sein: ob das Problem, das aus rein naturwissenschaftlichen Erwägungen sich ergeben hat, auch wissenschaftlich beantwortet, oder nach der Methode der alten Theologen einfach zerhauen wird zu Gunsten eines beliebigen Vernunftdogmas.[1]) Erstere Methode fördert zugleich Wissenschaft und Religion, letztere vernichtet beide; erstere bereichert Kultur und Wissen, gleichviel, ob man alle Ergebnisse eines bestimmten Philosophen (z. B. eines Kant) stichhaltig findet oder nicht, letztere ist antigermanisch und legt der Wissenschaft in allen ihren Zweigen Handschellen an, gleichwie seinerzeit die Theologie des Aristoteles es gethan hatte.

Für das Verständnis unserer heranwachsenden neuen Welt und des ganzen 19. Jahrhunderts war es zunächst unumgäng-

---

[1]) Da Kant der hervorragendste Vertreter der rein wissenschaftlichen Beantwortung ist, und unwissende oder boshafte Skribenten noch immer das Publikum mit der Behauptung irreführen, die Philosophie der Fichte und Hegel stehe in einem organischen Zusammenhang mit der Kant‘s, wodurch jedes wahre Verständnis und jede ernste Vertiefung unserer Weltanschauung unmöglich wird, so mache ich den philosophisch minder gebildeten Leser darauf aufmerksam, dass Kant in einer feierlichen Erklärung des Jahres 1799 Fichte‘s Lehre als ein „gänzlich unhaltbares System“ gebrandmarkt und ausserdem kurz darauf erklärt hat, zwischen seiner „kritischen Philosophie“ (der kritischen Besinnung nämlich über die durch die wissenschaftliche Erforschung der körperlichen und der denkenden Natur gewonnenen Ergebnisse) und derartiger „Scholastik“ (so nennt er Fichte‘s Philosophie) bestehe keinerlei Verwandtschaft. Die philosophische Widerlegung dieser Neoscholastik hatte Kant lange, ehe Fichte zu schreiben begann, geliefert, denn sie atmet aus jeder Seite seiner *Kritik der reinen Vernunft;* man sehe besonders § 27 der Analytik der Begriffe, und vergleiche hierzu namentlich auch die prächtige kleine Schrift aus dem Jahre 1796: *Von einem neuerdings erhobenen vornehmen Ton in der Philosophie.*

lich notwendig, deutlich zu zeigen, wie aus einem neuen Geist und einer neuen Methode auch neue Ergebnisse entstehen und wie diese wiederum zu einem d u r c h a u s n e u e n philosophischen Problem führen mussten. Und das hat einige Umständlichkeit erfordert; denn der Menschheits- und Fortschrittswahn macht, dass die Geschichtsschreiber der Philosophie unsere Weltanschauung immer so darstellen, als ob sie nach und nach aus der hellenischen und scholastischen hervorgewachsen wäre, und das ist einfach nicht wahr, sondern ist ein pragmatisches Wahngebilde. Vielmehr ist unsere Weltanschauung in unmittelbarem Gegensatz zur hellenischen und zur christ-hellenischen Philosophie entstanden. Unsere Theologen kündigten der Kirchenphilosophie den Gehorsam; unsere Mystiker schüttelten, so viel sie irgend konnten, die historische Überlieferung ab, um in die Erfahrungen des eigenen Selbst sich zu vertiefen; unsere Humanisten leugneten das Absolute, leugneten den Fortschritt, kehrten sehnsuchtsvoll in die beschimpfte Vergangenheit zurück und lehrten uns das Individuelle in seinen verschiedenen Äusserungen unterscheiden und hochschätzen; unsere naturforschenden Denker endlich richteten ihr Sinnen auf die Ergebnisse einer früher nie geahnten, nie versuchten Wissenschaft; ein Descartes, ein Locke, sind von der Sohle bis zum Scheitel neue Erscheinungen, sie knüpfen nicht bei Aristoteles und Plato an, sondern sagen sich energisch von ihnen los, und was ihnen von der Scholastik ihrer Zeit anklebt, ist nicht das Wesentliche an ihnen, sondern das Nebensächliche. Diese Überzeugung hoffe ich dem Leser mitgeteilt zu haben, und ich meine, sie war es wert, dass man ein paar Druckseiten darauf verwendete. Nur auf diese Weise konnte es gelingen, begreiflich zu machen, dass das Dilemma, in welches sich Descartes und Locke plötzlich verwickelt fanden, nicht eine alte aufgewärmte philosophische Frage war, sondern eine durchaus neue, die sich aus dem redlichen Bestreben ergeben hatte, sich von der Erfahrung allein, von der Natur allein leiten zu lassen. Das Problem, welches jetzt auftauchte, mag wohl mit anderen Problemen, die andere Denker zu anderen Zeiten beschäftigt hatten, verwandt sein, doch nicht genetisch; und die besondere Art, wie es hier

auftrat, ist ganz neu. Hier schafft der Historiker nicht durch Verbindung, sondern durch Trennung Klarheit.

Jetzt muss ich aber noch einen letzten Augenblick die Aufmerksamkeit des Lesers beanspruchen. So gut es ohne grössere metaphysische Vertiefung gehen will, muss ich nämlich versuchen, jenes unserer spezifisch germanischen Weltanschauung zu Grunde liegende metaphysische Problem zu erläutern, so weit wenigstens, dass jeder Leser begreifen kann, wie berechtigt meine Behauptung war, die Erforschung der Natur lehre den Menschen sich selbst erkennen, sie führe ihn ins Innere ein. Hier erst wird die Verbindung mit Religion sichtbar werden, die in der That alle die Philosophen, die ich jetzt genannt habe, eingehend und leidenschaftlich beschäftigt hat. Selbst Hume, der Skeptiker, ist tief innerlich religiös. Die Wut, mit welcher er über die historischen Religionen als über „Phantastereien halbmenschlicher Affen“ herfällt,[1]) zeigt wie ernst es ihm um die Sache ist; und solche Ausführungen wie das Kapitel *Of the immateriality of the soul*[2]) lassen uns in Hume auch auf diesem Felde, wie auf dem rein philosophischen, den echten Vorläufer Kant‘s erkennen.

Wer nicht zu Aussernatürlichem seine Zuflucht nimmt, wird auf die Frage „wie ist Erfahrung möglich?“ nicht anders als mit einer Kritik des gesamten Inhalts seines Bewusstseins antworten können. Kritik kommt von *krinein,* einem Wort, welches ursprünglich „scheiden“, „unterscheiden“ heisst. Unterscheide ich aber richtig, so werde ich auch zusammenbringen, was zusammengehört, d. h. ich werde auch richtig verbinden. Wahre Kritik besteht also ebenso sehr im Verbinden wie im Unterscheiden, sie ist ebenso sehr Synthese wie Analyse. Die Besinnung über das oben genau bezeichnete Doppeldilemma zeigte nun bald, dass Descartes nicht richtig geschieden und Locke nicht richtig verbunden hatte. Denn Descartes hatte aus formellen Gründen Körper und Seele geschieden und wusste nun nicht weiter, da er sie in sich selber untrennbar verbunden fand; Locke dagegen war wie ein zweiter

---

[1]) *Dialogues concerning natural religion.*

[2]) *A treatise of human nature,* book I, part 4, section 5.

Curtius mit seinem ganzen Verstand in die gähnende Kluft hinabgesprungen, doch ist Wissenschaft kein Märchen, und die Kluft gähnte nach wie vor. Ein erster grosser Fehler ist leicht zu entdecken. Diese frühen Naturforscher der Philosophie waren noch nicht kühn genug; sie scheuten sich, die gesamte Natur unbefangen in den Kreis ihrer Forschungen einzubeziehen; etwas blieb immer draussen, etwas, was sie Gott und Seele und Religion und Metaphysik nennen. Dies gilt namentlich von der Religion: diese Philosophen lassen sie aus dem Spiele, d. h. sie reden von ihr, betrachten sie aber als eine Sache für sich, die ausserhalb der gesamten Wissenschaft zu stehen habe, als etwas für den Menschen freilich Wesentliches, für die Naturerkenntnis aber durchaus Untergeordnetes. Wer hierin bloss das Befangensein in kirchlichen Ideen erblicken wollte, würde oberflächlich urteilen; im Gegenteil, der Fehler ist viel eher eine Geringschätzung des religiösen Elementes. Denn dieses von ihnen fast gar nicht beachtete „Etwas“ umfasst den wichtigsten Teil ihrer eigenen menschlichen Persönlichkeit, nämlich das Allerunmittelbarste ihrer Erfahrungen und daher sicherlich einen bedeutsamen Bruchteil der Natur. Die tiefsten Beobachtungen schieben sie einfach bei Seite, sobald sie nicht wissen, wo sie sie in ihrem empirischen und logischen System einreihen sollen. So besitzt Locke z. B. ein so lebhaftes Verständnis für den Wert der intuitiven oder anschaulichen Erkenntnis, dass er in dieser Beziehung geradezu ein Vorläufer Schopenhauer‘s genannt werden könnte: er nennt die Intuition „den hellen Sonnenschein“ des Menschengeistes; ein Wissen, meint er, besitze nur insofern Wert, als es sich auf intuitive Anschauung (d. h. wie Locke ausdrücklich erklärt „eine Anschauung, welche ohne vermittelndes Urteil gewonnen wird“) unmittelbar oder mittelbar zurückführen lasse. Und wie wird diese „Wahrheitsquelle, welcher mehr bindende Überzeugungskraft zu eigen ist als allen Schlüssen der Vernunft“ (so spricht Locke) im Zusammenhang der Untersuchung verwertet? Gar nicht. Nicht einmal die klare Einsicht, dass die Mathematik hierher gehört, regt zu tieferen Gedanken an, und das Ganze wird schliesslich „den Engeln und den Seelen der Gerechten im zu-

künftigen Leben“ (*sic*) mit vielen Beglückwünschungen zur weiteren Untersuchung anempfohlen! Uns armen Menschen wird aber gelehrt: „allgemeine und sichere Wahrheiten findet man einzig in den Beziehungen der a b s t r a k t e n B e g r i f f e“; und das sagt ein naturforschender Philosoph![1]) Ebenso ergeht es den moralischen Erkenntnissen. Hier blitzt Locke während eines kurzen Augenblickes sogar als Vorläufer von Kant und dessen sittlicher Autonomie des Menschen auf. Er sagt: „moralische Ideen sind nicht weniger wahr und nicht weniger real, w e i l w i r s i e s e l b e r g e s c h a f f e n h a b e n“; man glaubt das grosse Kapitel der inneren Erfahrung aufschlagen zu sehen; doch nein, der Verfasser meint kurz darauf: „für unseren jetzigen Gegenstand (er handelt *von der Wahrheit ins Allgemeinen*) ist diese Erwägung ohne grosse Bedeutung; sie genannt zu haben, genügt.“[2]) Auch dort, wo metaphysische Erwägungen nahegelegen hätten, streift Locke an eine kritische Behandlung dicht heran, ohne aber sich darauf einzulassen. So meint er z. B. von dem Begriff des Raumes: „ich werde Euch sagen, was Raum ist, wenn ihr mir gesagt haben werdet, was Ausdehnung ist“, und mehr als einmal behauptet er dann, Ausdehnung sei etwas „schlechthin Unbegreifliches“.[3]) Doch wagt er es nicht, tiefer einzudringen; im Gegenteil, dieses schlechthin Undenkbare — das Ausgedehnte — wird später bei ihm zum Träger des Denkens! Durch dieses eine Beispiel glaube ich deutlich gemacht zu haben, was diesen bahnbrechenden Denkern noch fehlte: die volle philosophische Unbefangenheit. Sie standen doch noch ausserhalb der Natur, wie die Theologen, und meinten, sie könnten sie von dort aus betrachten und begreifen. Sie verstanden noch nicht:

> Natur in sich, sich in Natur zu hegen.

Hume machte den entscheidenden Schritt hierzu: er beseitigte diese künstliche Scheidung des Selbst in zwei Teile, von denen man vorgiebt, den einen ganz erklären zu wollen, während der

---

[1]) *Essay,* book 4., ch. 2, § 1 u. 7, ch. 17, § 14, ch. 12, § 7.
[2]) *Essay,* book 4., ch. 4, § 9 fg.
[3]) l. c., book 2., ch. 13, § 15, ch. 23, § 22 u. 29.

andere völlig unberücksichtigt, für Engel und Verstorbene aufgehoben bleibt. Hume stellte sich auf den Standpunkt eines konsequent die Natur — in sich und ausser sich — Befragenden; er deckte als Erster das metaphysische Problem „Wie ist Erfahrung möglich?“ auf, holte die kritischen Einwürfe alle nacheinander herbei, und gelangte zu dem paradoxen Schluss, der sich in folgende Worte zusammenfassen lässt: Erfahrung ist unmöglich. Er hatte in einem gewissen Sinne vollkommen Recht, und sein glänzendes Paradoxon ist wohl doch nur als Ironie zu fassen. Blieb man nämlich auf dem Standpunkt eines Descartes und Locke stehen und schob dennoch ihren *deus ex machina* bei Seite, dann stürzte sofort das Gebäude ein. Und zwar stürzte es um so gründlicher zusammen, als ihre Befangenheit nicht allein darin bestanden hatte, einen grossen und wichtigsten Teil ihres Erfahrungsmaterials unbenutzt liegen zu lassen, sondern — ich bitte dies ganz besonders zu beachten — auch darin, dass sie eine lückenlose, logische Erklärung des übrigen Teils ohne Weiteres als möglich voraussetzen. Das war scholastische Erbschaft. Wer sagte ihnen denn, dass die Natur würde begriffen, würde erklärt werden können? Thomas von Aquin, ja, der kann das, denn er geht von diesem Dogma aus. Doch wie kommt der Mathematiker Descartes dazu, der behauptet hat, jede überkommene Meinung aus seinem Kopf verbannen zu wollen? Wie kommt *John Locke, gentleman,* dazu, der am Eingang seiner Untersuchung erklärt hat, lediglich die Grenzen des Menschenverstandes feststellen zu wollen? Descartes antwortet: Gott ist kein Betrüger, folglich muss mein Verstand den Dingen bis auf den Grund sehen; Locke antwortet: die Vernunft ist göttliche Offenbarung, folglich ist sie unfehlbar, so weit sie reicht. Das ist nicht echte Naturforschung, sondern erst ein Anlauf dazu, daher die Lückenhaftigkeit des Ergebnisses.

Im Interesse des nicht metaphysisch gebildeten Lesers habe ich die damalige Lage unserer jungen, werdenden Weltanschauung von der negativen Seite gemalt; so wird er viel leichter verstehen, was jetzt geschehen musste, um sie zu retten und zu fördern. Zunächst musste sie gereinigt werden, gereinigt von

den letzten Spuren fremder Beimengungen; sodann musste der naturforschende Philosoph den vollen Mut seiner Überzeugung haben; er musste, wie Columbus, sich zaglos dem Meere der Natur anvertrauen, und nicht (wie dessen Matrosen) vermeinen, er sei verloren, sobald die Spitze des letzten Kirchturms unter dem Horizont verschwände. Dazu jedoch gehörte nicht allein Mut, wie der tollkühne Hume ihn besass, sondern zugleich das feierliche Bewusstsein grosser Verantwortung. Wer hat das Recht, die Menschen aus altgeheiligter Heimat hinwegzuführen? Nur wer die Kraft besitzt, sie bis zu einer neuen Heimat hinzuleiten. Darum konnte das Werk einzig von einem Immanuel Kant ausgeführt werden, einem Manne, der nicht allein phänomenale Geistesgaben besass, sondern einen mindestens ebenso hervorragenden sittlichen Charakter. Kant ist der wahre *rocher de bronze* unserer neuen Weltanschauung. Ob man im Einzelnen mit seinen philosophischen Ausführungen übereinstimmt, ist völlig nebensächlich; er allein besass die Kraft, uns loszureissen, er allein besass die moralische Berechtigung dazu, er, dessen langes Leben in fleckenloser Ehrenhaftigkeit, strenger Selbstbeherrschung, völliger Hingabe an ein für heilig erkanntes Ziel verlief. Anfangs der Zwanziger schrieb er: „Ich stehe in der Einbildung, es sei zuweilen nicht unnütz, ein gewisses edles Vertrauen in seine eigenen Kräfte zu setzen. Hierauf gründe ich mich. Ich habe mir die Bahn schon vorgezeichnet, die ich halten will. Ich werde meinen Lauf antreten, und nichts soll mich hindern, ihn fortzusetzen“.[1]) Das hat er gehalten. Dieses Vertrauen in die eigenen Kräfte war zugleich die Einsicht, dass wir uns auf dem rechten Wege befanden, und sofort begann er — ein zweiter Luther, ein zweiter Kopernikus — das uns Fremde hinwegzusäubern:

> Was euch das Inn‘re stört,
> D ü r f t ihr nicht leiden!

Nichts kann verkehrter sein als die vielverbreitete Sitte, Kant aus zwei oder drei metaphysischen Werken kennen zu wollen:

---

[1]) *Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte,* Vorrede § 7.

alle Welt führt sie im Munde, und kaum einer unter zehntausend versteht sie, und zwar nicht, weil sie unverständlich sind, sondern weil man eine derartige Erscheinung wie die Kant‘s nur aus ihrem gesamten Wirken begreifen kann. Wer das versucht, wird bald gewahr werden, dass Kant‘s Weltanschauung überall, in allen seinen Schriften steckt, und dass seine Metaphysik nur von Demjenigen mit Verständnis aufgenommen werden kann, der mit seiner Naturwissenschaft vertraut ist.[1]) Denn Kant ist immer und überall Naturforscher. Und so sehen wir ihn denn gleich am Anfang seiner Laufbahn, in seiner *Allgemeinen Naturgeschichte des Himmels,* eifrig beschäftigt, den Gott der Genesis und die uns so fest anhaftende aristotelische Theologie aus unserer Naturbetrachtung hinauszukehren. Er weist da haarscharf nach, dass die kirchliche Auffassung Gottes nötige: „die ganze Natur in Wunder zu verkehren“; in diesem Falle bleibe der seit zwei Jahrhunderten mit so glänzendem Erfolg arbeitenden Naturforschung nichts weiter übrig als einzukehren und „vor dem Richterstuhle der Religion eine feierliche Abbitte zu thun. Es wird in der That alsdann keine Natur mehr sein; es wird nur ein Gott in der Maschine die Veränderungen der Welt hervorbringen“. Kant stellt uns, wie man sieht, vor die Wahl: Gott oder Natur. An der selben Stelle zieht er dann her über „die faule Weltweisheit, die unter einer andächtigen Miene eine träge Unwissenheit zu verbergen trachte“.[2]) Soviel über das Reinigungs-

---

[1]) Siehe hierüber Kant‘s Äusserungen gegen Schlosser in dem 2. Abschnitt des *Traktats zum ewigen Frieden in der Philosophie:* „Die kritische Philosophie, die er zu kennen glaubt, ob er zwar nur die letzten, aus ihr hervorgehenden Resultate angesehen hat, und die er, weil er die *Schritte, die dahin führen,* nicht mit sorgfältigem Fleisse durchgegangen war, notwendig missverstehen musste, empörte ihn.“

[2]) In dem genannten Werke, Teil 2, Hauptstück 8. Dass Kant nicht gegen den Glauben an eine Gottheit überhaupt und gegen Religion zu Felde zieht, braucht kaum bemerkt zu werden, die genannte Schrift selbst, sowie sein ganzes späteres Wirken beweisen das Gegenteil; von dem historischen Jahve der Juden aber sagt er sich hier ein für allemal los. — Was eine historische S c h ö p f u n g anbetrifft, so hat Kant seine Meinung mit aller wünschenswerten

werk, durch welches unser Denken endlich frei wurde, frei, sich selber treu zu sein. Das war aber nicht hinreichend; es genügte nicht, das Fremde entfernt zu haben, es musste das ganze Gebiet des Eigenen in Besitz genommen werden, und dies bedingte wiederum vornehmlich zweierlei: eine gewaltige Erweiterung der Vorstellung „Natur“ und eine tiefe Versenkung in das eigene „Ich“. Beides hat das positive Lebenswerk Kant‘s ausgemacht.

Die Natur und das Ich

Die Erweiterung der Vorstellung „Natur“ führte ohne Weiteres zur Vertiefung des Begriffes „Ich“; das Eine ergab sich aus dem Anderen.

Die Erweiterung der Vorstellung „Natur“ kann man sich gar nicht zu allumfassend denken. In dem selben Augenblick, wo Kant seine *reine Vernunft* vollendete, schrieb Goethe: „Natur! wir sind von ihr umgeben und umschlungen; die Menschen sind alle in ihr, und sie in allen; auch das Unnatürlichste ist Natur, auch die plumpste Philisterei hat etwas von ihrem Genie. Wer sie nicht allenthalben sieht, sieht sie nirgendwo recht.“[1]) Aus dieser Erwägung mag man schliessen, wie mächtig gerade an diesem Punkte unsere nach verschiedenen Richtungen entfalteten Geistesanlagen zur Klärung und Vertiefung unserer neuen Weltanschauung beitragen konnten. Hier fand in der That die Vereinigung statt. Die Humanisten (in dem weiten Sinne, den ich diesem Worte oben beilegte) schlossen sich hier den Philosophen an. Was ich in einem früheren Teil dieses Abschnittes über die rein-philosophische Wirksamkeit dieser Gruppe schon andeutete, war ein wichtiger Beitrag.[2]) Dazu kamen die grossen Leistungen auf dem Gebiete der Geschichte, Philologie, Archäologie, Naturbeschreibung. Denn die Natur, die uns unmittelbar und von Jugend auf umgiebt — menschliche und aussermenschliche —

Deutlichkeit ausgesprochen: „Eine Schöpfung kann a l s B e g e b e n h e i t unter den Erscheinungen nicht zugelassen werden, indem ihre Möglichkeit allein schon die Einheit der Erfahrung aufheben würde“ (*Kritik der reinen Vernunft,* zweite Analogie der Erfahrung).

[1]) *Die Natur* (aus der Reihe *Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen*).

[2]) Siehe S. 895 fg.

werden wir zunächst als „Natur“ gar nicht gewahr. Es war die Menge des neuen Materials, die grosse Erweiterung der Vorstellungen, was die Besinnung über uns selbst und über das Verhältnis zwischen Mensch und Natur wachrief. Ein Herder mochte sich in seinen letzten Lebensjahren in ohnmächtiger Wut des Missverstandes gegen einen Kant erheben: er hatte selber doch mächtig zur Erweiterung des Begriffs Natur beigetragen; der ganze erste Teil seiner *Ideen zur Geschichte der Menschheit* ist vielleicht das Einflussreichste, was zur Verbreitung dieser antitheologischen Auffassung jemals geschah; das ganze Bestreben des edlen und genialen Mannes geht hier darauf, den Menschen mitten hinein in die Natur zu stellen, als einen organischen Bestandteil von ihr, als eines ihrer noch im vollen Werden begriffenen Geschöpfe; und wenn er auch in seinem Vorwort einen kleinen Seitenhieb auf die „metaphysischen Spekulationen“ ausführt, die „abgetrennt von Erfahrungen und Analogien der Natur eine Lustfahrt sind, die selten zum Ziele führet“, so ahnt er nicht, wie sehr er selber unter dem Einfluss der neuen, werdenden Weltanschauung steht und wie viel andrerseits seine eigenen Anschauungen an Tiefe und Treffsicherheit gewonnen hätten (vielleicht allerdings auf Kosten ihrer Popularität), wenn er die Metaphysik, wie sie aus treuer Beobachtung der Natur erschlossen worden war, eingehender studiert hätte. Dieser verehrungswürdige Mann möge als der glänzendste Vertreter einer ganzen Richtung stehen. Einer anderen Richtung begegnen wir in Männern von der Art Buffon‘s. Von diesem Naturschilderer schreibt Condorcet: *il était frappé d‘une sorte de respect religieux pour les grands phénomènes de l‘univers.* Also die Natur selber ist es, die Buffon religiöse Verehrung einflösst. Die encyklopädistischen Naturforscher seiner Art (die im 19. Jahrhundert in Humboldt eine weithin wirkende Fortsetzung erlebten) thaten ungeheuer viel, wenn nicht gerade zur Erweiterung, so doch zur Bereicherung der Vorstellung „Natur“, und dass sie religiöse Verehrung für sie empfanden und mitzuteilen verstanden, war philosophisch von Bedeutung. Diese Bewegung auf eine Erweiterung des Begriffes „Natur“ liesse sich in ähnlicher Weise auf vielen

Gebieten verfolgen. Selbst ein Leibniz, der doch theologische Dogmatik noch zu retten sucht, giebt die Natur im weitesten Umfang frei, denn durch seine prästabilierte Harmonie wird alles freilich Supranatur, doch zugleich alles ohne Ausnahme Natur. Das Wichtigste aber und Entscheidendste war die grosse Erweiterung, welche die Natur durch die restlose Einbeziehung des inneren Ich erfuhr. Warum sollte gerade dieses ausgeschlossen bleiben? Wie wollte man das rechtfertigen? Wie hätte man fortfahren sollen, mit Descartes und Locke in der oben geschilderten Weise die sichersten Thatsachen der Erfahrung unter dem Vorwand zu umgehen, sie seien nicht mechanisch, sie liessen sich nicht begreifen, sie seien folglich von jeder Betrachtung auszuschliessen? Wogegen naturwissenschaftliche Methode und Ehrlichkeit zu dem einfachen Schlusse verpflichtete: es ist nicht alles in der Natur mechanisch, es lässt sich nicht jede Erfahrung in eine logische Begriffskette hineinschmieden. Wie sollte man sich mit Herder‘s halber Massregel einverstanden erklären können: den Menschen erst vollkommen mit der Natur zu identifizieren und ihn zuletzt doch wieder hinaus zu eskamotieren — nicht freilich den ganzen Menschen, aber seinen „Geist“ — dank der Annahme aussernatürlicher Kräfte und übernatürlichen Waltens?[1]) Auch hier handelte es sich zunächst um eine einfache Orientierung des Geistes; allerdings entschied diese Orientierung über die ganze Weltanschauung. Denn so lange wir den Menschen nicht rückhaltlos zur Natur rechneten, so lange standen beide sich fremd gegenüber, und, stehen sich in Wirklichkeit Mensch und Natur fremd gegenüber, dann ist unsere ganze germanische Richtung und Methode eine Verirrung. Sie ist aber keine Verirrung, und so hatte denn die resolute Einbeziehung des Ich in die Natur sofort eine metaphysische Vertiefung zur Folge.

In dieser Beziehung ist den Mystikern ein bedeutendes Verdienst zuzuschreiben. Wenn Franz von Assisi die Sonne als *messor lo frate sole* anruft, so sagt er: die ganze Natur ist mir blutsverwandt, ihrem Schosse bin ich entwachsen, und er-

---

[1]) Siehe Kant‘s drei meisterhafte *Recensionen von Herder‘s Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.*

blicken einst meine Augen jenen hellglänzenden „Bruder“ nicht mehr, dann ist es die „Schwester“ — der Tod — die mich in den Schlaf wiegt. Was Wunder, wenn dieser Mann das Beste, was er wusste, die Kunde von dem lieben Heiland, den Vögeln im Walde predigte? Ein halbes Jahrtausend brauchten die Herren Philosophen, um auf dem selben Standpunkt anzukommen, wo jener wunderbare Mann in vollster Naivetät gestanden hatte. Jedoch, übertreiben wir nichts: die Mystik hat viele tiefe metaphysische Fragen in Bezug auf das innerste Leben des Ich aufgeworfen, auch hatte sie in dankenswertester Weise nicht allein naturwissenschaftliches Denken gefördert, sondern ebenfalls die so nötige Erweiterung des Begriffes „Natur“;[1]) jedoch, die eigentliche Vertiefung, wenigstens die philosophische Vertiefung, hatte sie nicht durchgeführt, denn dazu war ein wissenschaftlicher Geist nötig, der sich schwer mit ihr vereinbaren lässt. Im Allgemeinen vertieft mystische Anlage den Charakter, doch nicht das Denken, und selbst ein Paracelsus wird durch sein „inneres Licht“ verleitet, eine schwere Menge Unsinns für Weisheit auszugeben. Der mystischen, ahnungsvollen Begeisterung musste eine exaktere Denkweise aufgepfropft werden. Und das geschah in der That innerhalb des von Franz von Assisi beeinflussten Kreises. Zu einer Amalgamierung der sonst so sorglich voneinander geschiedenen Begriffe „Natur“ und „Ich“ hat nämlich in ihren guten Zeiten die Theologie der Franziskaner ziemlich viel vorgearbeitet — fast mehr als wünschenswert, da dadurch manches rein begriffliche Schema sich zum Nachteil eines naturforschenden Denkens festgesetzt hatte, was selbst einen Kant mehrfach hemmte. Doch verdient es erwähnt zu werden, dass schon Duns Scotus in Bezug auf unsere Wahrnehmung der umgebenden Dinge energisch gegen das Dogma protestiert hatte: jene sei ein blosses passives Empfangen, d. h. also ein blosses Aufnehmen von sinnlichen Eindrücken, von welchen dann ohne weiteres angenommen wurde, diese sinnlichen Eindrücke nebst den daraus sich ergebenden Vorstellungen entsprächen den Dingen

---

[1]) Siehe S. 883, 887.

genau — sie seien etwa, um mich äusserst populär auszudrücken, eine Photographie der thatsächlichen Wirklichkeit. Nein, sagte er, der menschliche Geist verhält sich bei der Aufnahme von Eindrücken (welche dann, verstandesgemäss verbunden u. s. w., die Erkenntnis ausmachen) nicht bloss passiv, sondern auch aktiv, d. h. er steuert das Seinige dazu bei, er färbt und gestaltet, was er von der Aussenwelt empfängt, er verarbeitet es nach seiner Weise und bildet es zu etwas Neuem um; kurz, der Menschengeist ist von Hause aus schöpferisch, und, was er als ausser sich daseiend erkennt, ist zum Teil und in der besonderen Form, wie er es erkennt, von ihm selber erschaffen. Jeder Laie muss das Eine gleich verstehen: wenn der Menschengeist bei der Aufnahme und Verarbeitung seiner Wahrnehmungen selber schöpferisch-thätig ist, so folgt mit Notwendigkeit, dass er sich selber überall in der Natur wiederfinden muss; diese Natur (wie er sie erblickt) ist ja in einem gewissen Sinne (und ohne dass ihre Wirklichkeit in Zweifel gezogen werde) sein Werk. Und so kommt denn auch Kant zu dem Schlusse: „es klingt zwar anfangs befremdlich, ist aber nichtsdestoweniger gewiss: der Verstand schöpft seine Gesetze nicht aus der Natur, sondern schreibt sie dieser vor . . . die oberste Gesetzgebung der Natur liegt in uns selbst, das heisst in unserem Verstande.“[1]) Durch diese Erkenntnis wurde das Verhältnis zwischen Natur und Mensch (dieses Verhältnis in seinem nächstliegenden, fasslichsten Sinne genommen) klar und übersichtlich. Man begriff nunmehr, warum jede Naturforschung, auch die streng mechanische, zuletzt überall auf metaphysische Fragen — d. h. auf Fragen an das Menscheninnere — zurückführt, was Descartes und Locke in eine so hilflose Bestürzung gebracht hatte. Erfahrung ist nicht ein Einfaches und kann niemals rein objektiv sein, weil es unsere eigene thätige Organisation ist, die Erfahrung erst möglich macht, indem nicht allein unsere Sinne nur bestimmte Eindrücke aufnehmen (die sie ausserdem bestimmt gestalten),[2]) sondern unser Verstand die

---

[1]) *Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik,* § 36.

[2]) Man kann den optischen Nerv reizen wie man will, der Eindruck ist immer „Licht“, und so bei den anderen Sinnen.

Eindrücke nach bestimmten Schemen sichtet und ordnet und verknüpft. Und das ist so überzeugend evident für jeden Menschen, der zugleich Naturbeobachter und Denker ist, dass selbst ein Goethe — den Niemand einer besonderen Vorliebe für derartige Spekulationen wird zeihen können — zugestehen muss: „Man kann in den Naturwissenschaften über manche Probleme nicht gehörig sprechen, wenn man die Metaphysik nicht zu Hilfe ruft.“[1]) Umgekehrt begriff man nunmehr auch, mit welchem Recht die Mystiker gemeint hatten, das Menscheninnere überall in der äusseren Natur zu erblicken: diese Natur ist in der That gleichsam das geöffnete, hellbeleuchtete Buch unseres Verstandes, nicht etwa, dass sie ein leeres Phantom dieses Verstandes sei, sie zeigt uns aber unseren Verstand a m W e r k e und belehrt uns über seine Eigenart. Wie der Mathematiker und Astronom Lichtenberg sagt: „Man kann nicht genug bedenken, dass wir nur immer uns beobachten, wenn wir die Natur und zumal unsere Ordnungen beobachten.“[2]) Schopenhauer hat der grossen Bedeutung dieser Einsicht Ausdruck verliehen: „Die möglichst vollständige Naturerkenntnis ist die berichtigte Darlegung des Problems der Metaphysik; daher soll Keiner sich an diese wagen, ohne zuvor eine, wenn auch nur allgemeine, doch gründliche, klare und zusammenhängende Kenntnis aller Zweige der Naturwissenschaft sich erworben zu haben.“[3])

Das zweite Dilemma

Wie der Leser sieht, sobald diese neue Phase des Denkens durchlaufen war, befand sich der Philosoph wieder vor einem dem früheren analogen Dilemma; es war sogar das selbe Dilemma, nur diesmal tiefer erfasst und in richtigerer Perspektive erschaut. Das Studium der Natur führt den Menschen mit Notwendigkeit auf sich selbst zurück; er selbst wiederum findet seinen Verstand nirgends anders „dargelegt“, als in der wahrgenommenen und gedachten Natur. Die gesamte Erscheinung der Natur ist eine spezifisch menschliche, durch den aktiven Menschenverstand also gestaltet, wie wir sie wahrnehmen; an-

---

[1]) *Sprüche in Prosa,* über Naturwissenschaft, 4.
[2]) Schriften ed. 1844, Bd. 9, S. 34.
[3]) *Die Welt als Wille und Vorstellung,* Bd. 2, Kap. 17.

drerseits aber wird dieser Verstand einzig und allein von aussen, d. h. durch empfangene Eindrücke genährt: als Reaktion erwacht unser Verstand, d. h. also als Rückwirkung auf Etwas, was nicht Mensch ist. Ich nannte vorhin den menschlichen Verstand schöpferisch, doch ist er es nur in bedingtem Sinne; er vermag es nicht, wie Jahve, aus nichts etwas zu schaffen, sondern nur das Gegebene umzugestalten; unser Geistesleben besteht aus Aktion und Reaktion: um geben zu können, müssen wir empfangen haben. Daher die wichtige Erkenntnis, auf die ich häufig in diesem Buche hingewiesen habe,[1]) zuletzt in Goethe's Worten: „einzig die hervorbringende Natur besitzt unzweideutiges Genie". Wie komme ich aber aus diesem Dilemma; wie beantworte ich die Frage: „wie ist Erfahrung möglich"? Das Objekt weist mich zurück auf das Subjekt, das Subjekt kennt sich selber nur im Objekt. Es giebt keinen Ausgang, keine Antwort. Wie ich vorhin sagte: unser Wissen von der Natur ist die immer ausführlichere Darlegung eines Unwissbaren; zu dieser unwissbaren Natur gehört unser eigener Verstand in erster Reihe. Doch ist dieses Ergebnis beileibe nicht als rein negatives zu betrachten; nicht allein ist auf dem Wege dahin das gegenseitige Verhältnis von Subjekt und Objekt aufgeklärt worden, sondern das Endergebnis bildet die endgültige Abwehr jedes materialistischen Dogmas. Nunmehr konnte Kant das grosse Wort sprechen: „eine dogmatische Auflösung der kosmologischen Frage ist nicht etwa ungewiss, sondern unmöglich." Was denkende Menschen zu allen Zeiten geahnt hatten — bei den Indern, bei den Hellenen, sogar hier und da unter den Kirchenvätern (S. 599) und Kirchendoktoren — was die Mystiker als selbstverständlich vorausgesetzt hatten (S. 885), und worauf die ersten naturforschenden Denker, Descartes und Locke, sofort gestossen waren, ohne es sich deuten zu können (S. 912), dass nämlich Zeit und Raum Anschauungsformen unseres tierischen Sinnenlebens sind, war jetzt durch naturwissenschaftliche Kritik erwiesen. Zeit und Raum „sind die Formen der sinnlichen Anschauung, wodurch wir aber die

[1]) Siehe namentlich S. 270, 762, 806.

Objekte nur erkennen, w i e s i e u n s (unseren Sinnen) e r s c h e i n e n können, nicht, wie sie an sich sein mögen".[1]) Des weiteren hatte die Kritik an den Tag gebracht, dass auch die Verknüpfungen des Verstandes, durch welche die Vorstellung und der Gedanke einer „Natur" entsteht und besteht (oder, wenn man mit Böhme reden will, „sich spiegelieret"), also in erster Reihe die allseitig ordnende Verknüpfung der Erscheinungen zu Ursache und Wirkung, ebenfalls auf jene von Duns Scotus geahnte aktive Bearbeitung des Erfahrungsstoffes durch den Menschengeist zurückzuführen sei. Hiermit fielen die kosmogonischen Vorstellungen der Semiten, wie sie unsere Wissenschaft und Religion so arg bedrückten und noch bedrücken, ins Wasser. Was soll mir eine historische Religion, wenn die Zeit lediglich eine Anschauungsform meines sinnlichen Mechanismus ist? Was soll mir ein Schöpfer als Welterklärung, als erste Ursache, wenn die Wissenschaft mir gezeigt hat: „Kausalität hat gar keine Bedeutung und kein Merkmal ihres Gebrauches, als nur in der Sinnenwelt",[2]) dagegen verliert dieser Begriff der Ursache und Wirkung „in bloss spekulativem Gebrauche (wie bei der Vorstellung eines Gott-Schöpfers) alle Bedeutung, deren objektive Realität sich *in concreto* begreiflich machen liesse"?[3]) Durch diese Einsicht wird ein Idol zerschmettert. Ich nannte in einem früheren Kapitel die Israeliten „abstrakte Götzenanbeter";[4]) jetzt wird man, glaube ich, mich gut verstehen. Und man wird begreifen, was Kant meint, wenn er erklärt, das System der Kritik sei gerade „z u d e n h ö c h s t e n Z w e c k e n der Menschheit unentbehrlich";[5]) auch wenn er an Mendelssohn schreibt: „Das

---

[1]) *Prolegomena,* § 10.

[2]) *Kritik der reinen Vernunft* (Von der Unmöglichkeit eines kosmologischen Beweises vom Dasein Gottes). Schon zwanzig Jahre vorher hatte Kant geschrieben: „Wie soll ich es verstehen, dass, weil Etwas ist, etwas Anderes sei? Ich lasse mich durch die Wörter Ursache und Wirkung nicht abspeisen" (*Versuch, den Begriff der negativen Grössen in die Weltweisheit einzuführen,* Abschn. 3, Allg. Anm.).

[3]) *Loc. cit.* (Kritik aller spekulativen Theologie.)

[4]) S. 243.

[5]) *Erklärung gegen Fichte* (Schlussatz).

wahre und dauerhafte Wohl des menschlichen Geschlechtes kommt auf Metaphysik an.“ Diese germanische Metaphysik befreit uns vom Götzendienst und offenbart uns dadurch das lebendige Göttliche im eigenen Busen.

Hier berühren wir nicht bloss, wie man sieht, das Hauptthema dieses Abschnittes — das Verhältnis zwischen Weltanschauung und Religion — sondern wir sind schon mitten drin; zugleich knüpft das soeben Gesagte an den Schluss des Abschnittes „Entdeckung“ an, wo ich schon angedeutet habe, dass der Sieg einer wissenschaftlichen mechanischen Naturauffassung notwendiger Weise den völligen Untergang aller materialistischen Religion herbeiführt. Zugleich hatte ich geschrieben: „der konsequente Mechanismus, wie wir Germanen ihn geschaffen haben, verträgt einzig eine rein ideale, d. h. transscendente Religion, wie sie Jesus Christus gelehrt hatte: das Reich Gottes ist inwendig in euch“. Zu dieser letzten Vertiefung müssen wir jetzt schreiten.

Wissenschaft und Religion

Goethe verkündet:

Im Innern ist ein Universum auch!

Eine der unausbleiblichen Folgen der naturwissenschaftlichen Denkart war es, dass dieses innere Universum jetzt erst ins rechte helle Licht gerückt wurde. Denn indem er die ganze menschliche Persönlichkeit rückhaltlos zur Natur einbezog, d. h. sie als Naturgegenstand betrachten lernte, gelangte der Philosoph nach und nach zu zwei Einsichten: erstens, wie wir soeben gesehen haben, dass der Mechanismus der Natur in seinem eigenen, menschlichen Verstand seinen Ursprung habe, zweitens aber, dass Mechanismus kein genügendes Erklärungsprinzip der Natur sei, da der Mensch im eigenen Innern ein Universum entdeckt, welches völlig ausserhalb aller mechanischen Vorstellungen bleibt. Descartes und Locke hatten diese Wahrnehmung, die ihnen eine Gefahr für streng wissenschaftliche Erkenntnis zu bilden schien, dadurch überwinden wollen, dass sie dieses unmechanische Universum als ein Über- und Aussernatürliches betrachteten. Auf Grund eines so lahmen und eigenmächtigen Kompromisses war

keine lebendige Weltanschauung zu gewinnen. Die wissenschaftliche Schulung, jene Gewohnheit, eine strenge Grenzscheide zwischen dem, was man weiss, und dem, was man nicht weiss, zu ziehen, gebot einfach zu erklären: aus der allerunmittelbarsten Erfahrung meines eigenen Lebens erkenne ich — ausser der mechanischen Natur — das Dasein einer unmechanischen Natur. Diese kann man vielleicht der Deutlichkeit halber die ideale Welt nennen, im Gegensatz zur realen; nicht etwa, dass sie weniger real, d. h. wirklich sei, im Gegenteil, sie ist offenbar das Allersicherte, was wir besitzen, das einzige unmittelbar Gegebene, und es sollte insofern vielmehr die äussere Welt die „ideale" genannt werden; doch nennt man jene die ideale, weil sie in Ideen, nicht in Gegenständen sich verkörpert. Erkennt nun der Mensch — nicht als Dogma sondern aus Erfahrung — eine solche ideale Welt; führt ihn das Insichschauen zu der Überzeugung, dass er selber nicht bloss und nicht einmal vorwiegend ein Mechanismus ist, entdeckt er vielmehr in sich das, was Kant die „Spontaneität der Freiheit" nennt, ein durchaus Unmechanisches und Antimechanisches, eine ganze, weite Welt, die man in einer gewissen Beziehung eine „unnatürliche" Welt nennen könnte, so sehr bildet sie einen Gegensatz zu jener mechanischen Gesetzmässigkeit, die wir aus der genauen Betrachtung der Natur kennen gelernt hatten: wie sollte er da umhin können, diese zweite Natur, die ihm mindestens ebenso offenbar und sicher ist wie die erste, nun wieder hinauszuprojizieren auf jene erste, deren innige Verknüpfung mit seinem Innern die Wissenschaft ihm gelehrt hat? Indem er das nun thut, entwächst aus der sicheren Erfahrungsthatsache der Freiheit ein neuer Begriff der Gottheit und ein neuer Gedanke einer moralischen Weltordnung, d. h. eine neue Religion. Neu freilich war es nicht, Gott nicht draussen unter den Sternen, sondern drinnen im Busen zu suchen, Gott nicht als eine objektive Notwendigkeit, sondern als ein subjektives Gebot zu glauben, Gott nicht als mechanisches *primum mobile* zu postulieren, sondern im Herzen zu erfahren — ich citierte schon Eckhart's Mahnung: Gott solle der Mensch ausser sich selber „nicht ensuoche" (S. 868), und von da bis zu Schiller's „die Gottheit trägt der

Mensch in sich“ ist sie oft genug gehört worden —, hier aber, in der kulturellen Entfaltung der germanischen Weltanschauung, war diese Erkenntnis auf einem besonderen Wege im Zusammenhang einer umfassenden und durchaus objektiven Naturerforschung gewonnen worden. Man war nicht von Gott ausgegangen, sondern war zu ihm als letztem hingelangt; Religion und Wissenschaft waren innig, untrennbar verwachsen, nicht die eine auf die andere zugestutzt und hineingedeutelt, sondern gleichsam die zwei Phasen eines einzigen Phänomens: Wissenschaft, was die Welt mir schenkt, Religion, was ich der Welt schenke.

Hier jedoch muss gleich eine tiefeinschneidende Bemerkung gemacht werden, sonst verflüchtigt sich der Erfolg der Verinnerlichung, und gerade die Wissenschaft hat die Aufgabe, das zu verhindern. Denn allerdings kann Niemand die Frage beantworten, was die Natur ausserhalb der menschlichen Vorstellung, und ebensowenig, was der Mensch ausserhalb der Natur sein mag, und daraus ergiebt sich bei schwärmerischen, ungeschulten Geistern die Neigung zu einer kritiklosen Identifizierung beider. Diese Identifizierung birgt nun Gefahren, die sich aus folgender Erwägung von selbst ergeben. Während nämlich Naturforschung zu der Erkenntnis führt, dass alles Wissen von den Körpern, trotzdem es von dem scheinbar durchaus Konkreten, Realen ausgeht, doch mit dem schlechthin Unbegreiflichen endet, ist der Fortgang auf dem Gebiet der unmechanischen Welt der umgekehrte: das Unbegreifliche (sobald man philosophisch darüber nachsinnt) liegt hier nicht am Ende der Bahn, sondern gleich am Anfang. Es ist der Begriff und die Möglichkeit der Freiheit, die Denkbarkeit der Ausserzeitlichkeit, der Ursprung des Gefühles sittlicher Verantwortlichkeit und Pflicht u. s. w., was sich beim Verständnis nicht Eingang verschaffen kann, während wir alle diese Dinge sehr gut begreifen, je weiter wir sie hinausverfolgen in das Bereich des thatsächlich jeden Augenblick Erlebten. Die Freiheit ist die sicherste aller Thatsachen der Erfahrung; das Ich steht ganz ausserhalb der Zeit und merkt deren Fortgang nur an äusseren Erscheinungen;[1]) das Gewissen, die Reue, das Pflichtgefühl

---

[1]) Das Älterwerden wird nur an dem Altern Anderer bemerkt

sind noch strengere Herren als der Hunger. Daher nun die Neigung des unmetaphysisch beanlagten Menschen, den Unterschied zwischen den beiden Welten — der Natur von aussen und der Natur von innen, wie Goethe sie nennt — zu übersehen: die Freiheit z. B. in die Welt der Erscheinung hinaus zu versetzen (als kosmischen Gott, Wunder u. s. w.), einen Anfang anzunehmen (was den Begriff der Zeit aufhebt), die Moral auf bestimmte, historisch erlassene, jederzeit widerrufliche Gebote zu begründen (wodurch das Sittengesetz hinschwindet) u. s. w. Zwar hatten die metaphysisch Beanlagten, die Arier, diesen Fehler nie begangen:[1]) Ihre Mythologien bezeugen eine wunderbare Vorausahnung metaphysischer Erkenntnis, oder aber (denn das können wir mit genau dem selben Recht sagen) unsere wissenschaftliche Metaphysik bedeutet das Wiederaufleben weithinblickender Mythologie; doch hat, wie die Geschichte zeigt, diese höhere Ahnung vor der wuchtigen Behauptung der minder begabten, nach dem blossen Sinnenschein urteilenden und blindem historischen Aberglauben huldigenden Menschen nicht Stich gehalten, und es giebt nur ein einziges Antidot, mächtig genug, uns zu retten: unsere wissenschaftliche Weltanschauung. Aus der unkritischen Identifizierung ergeben sich auch andere schale und darum schädliche Systeme, sobald nämlich im Gegensatz zu dem soeben genannten Hinausversetzen der inneren Erfahrung in die Welt der Erscheinung, diese letztere mit ihrem ganzen Mechanismus hineingetragen wird in die innere Welt. Auf letztere Weise entstehen der angeblich „wissenschaftliche“ Monismus, der Materialismus u. s. w., lauter Lehren, welche freilich nie die Weltbedeutung des Judentums gewinnen werden, da es doch für die meisten Menschen eine zu starke Zumutung ist, das wegzuleugnen, was sie am sichersten wissen, welche aber dennoch im

---

oder an dem Auftreten von Gebrechen — also äusserlich — wahrgenommen; Stunden können wie ein Augenblick verfliegen, wenige Sekunden das ausführliche Bild eines vieljährigen Lebens gemächlich entrollen.

[1]) Siehe S. 234, 413, 553 fg.

19. Jahrhundert eine arge Verwirrung der Gedanken angerichtet haben.[1])

Allem diesen gegenüber — und im Gegensatz zu allem mystischen Pantheismus und Pananthropismus — ist es geboten, die Scheidung in zwei Welten, wie sie sich aus der streng wissenschaftlich gehandhabten E r f a h r u n g ergiebt, festzuhalten und stark zu betonen. Nur muss die Grenzlinie am richtigen Ort gezogen werden: diesen Ort genau bestimmt zu haben, ist eine der grössten Errungenschaften unserer neuen Weltanschauung. Man darf sie natürlich nicht zwischen Mensch und Welt ziehen; alles

---

[1]) Eigentümlich und bemerkenswert ist es, wie sich im Leben die Verwandtschaft zwischen diesen beiden Irrtümern (des kritiklosen Hinausversetzens der inneren Erfahrung in die Welt der Erscheinung und des Hineintragens der Erscheinung in die innere Erfahrung) zeigt: aus Theisten werden im Handumdrehen Atheisten, was man besonders auffallend bei Juden beobachten kann, da sie, wenn sie gläubig sind (und auch als Christen noch) überzeugte, echte Theisten sind, während bei uns Gott stets im Hintergrund verbleibt und selbst das orthodoxe Gemüt entweder von dem Erlöser oder von der Mutter Gottes, den Heiligen und dem Sakrament erfüllt ist. Ich hatte nie geahnt, wie fest theistische Überzeugung im Gehirn haften kann, bis ich die Gelegenheit hatte, an einem Freund, einem jüdischen Gelehrten, die Genesis und hartnäckige Kraft der scheinbar entgegengesetzten, nämlich der „atheistischen“ Vorstellung zu beobachten. Es ist und bleibt absolut unmöglich, einem solchen Menschen jemals beizubringen, was wir Germanen unter Gottheit, Religion, Sittlichkeit verstehen. Hier liegt der Kern, der harte, unlösbare Kern der sogenannten „Judenfrage“. Und dies ist der Grund, warum ein unparteiischer Mann, ohne eine Spur von Missachtung für die in mancher Beziehung vortrefflichen und alles Lobes würdigen Juden, ihre Gegenwart in unserer Mitte in grosser Zahl für eine nicht zu unterschätzende Gefahr halten kann und muss. Nicht aber der Jude allein, sondern alles, was vom jüdischen Geist ausgeht, ist ein Stoff, welcher das Beste in uns zernagt und zersetzt. Und so tadelte denn Kant mit Recht an den christlichen Kirchen, dass sie zuerst alle Menschen zu Juden umwandeln, indem sie die Bedeutung Jesu Christi darin setzen, dass er der historisch-erwartete jüdische Messias gewesen sei. Würde uns das Judentum nicht auf diese Weise innerlich eingeimpft, die Juden in Fleisch und Blut würden eine weit geringere Gefahr für unsere Kultur bedeuten.

Vorangegangene zeigt, wie unmöglich dies ist; der Mensch mag sich hinwenden, wohin er will, auf Schritt und Tritt wird er Natur in sich, sich in Natur gewahren. Wollte man den Strich zwischen der Welt der Erscheinung und dem hypothetischen „Ding an sich“ ziehen (wie das ein berühmter Nachfolger Kant‘s zu thun unternahm), so wäre das ebenfalls vom rein wissenschaftlichen Standpunkt aus sehr anfechtbar, denn die Grenzlinie läuft dann jenseits aller Erfahrung. Insofern die unmechanische Welt uns lediglich durch innere, individuelle (erst durch Analogie auf andere Individuen übertragene) Erfahrung gegeben ist, darf man wohl, des einfachen Ausdruckes wegen, zwischen einer Welt i n u n s und einer Welt a u s s e r u n s unterscheiden, wobei nur sorgfältig darauf zu merken ist, dass die Welt „ausser uns“ jegliche „Erscheinung“ begreift, also auch unseren Körper, und nicht diesen allein, sondern auch den die Körperwelt wahrnehmenden und denkenden Verstand. Diesen Ausdruck „in uns“ und „ausser uns“ findet man oft bei Kant und bei Anderen. Doch, ganz einwurfslos ist auch er nicht; denn erstens werden wir — wie oben gesagt — unwillkürlich getrieben, diese innere Welt, wenn auch nicht mit den Juden zu einer äusseren Ursache umzuwandeln, so doch aller Erscheinung als ebenfalls innere Welt beizulegen, und sodann ist es nicht recht fasslich, wie wir es fertig bringen sollen, unser denkendes Hirn in zwei Stücke zu teilen; es ist ja doch dieses selbe Gehirn, welches auch die unmechanische Welt wahrnimmt und denkt. Freilich wird die unmechanische Welt dem Verstandesorgan nicht durch eine sinnliche Vorstellung von aussen, sondern lediglich durch innere Erfahrung gegeben, und darum vermag es der Verstand bei seinem gänzlichen Mangel an Erfindungskraft nicht, die Wahrnehmung bis zu einer Vorstellung zu erheben, sondern alles Reden darüber bleibt notwendig symbolisch, d. h. ein Reden durch Bilder und Zeichen: doch, sahen wir nicht, dass auch die Welt der Erscheinung uns zwar Vorstellungen, doch ebenfalls nur symbolische Vorstellungen gab? Das „in uns“ und „ausser uns“ ist also Metapher. Die Grenzlinie wird nur dann streng wissenschaftlich gezogen, wenn wir keine Spur von dem abweichen, was die Erfahrung uns giebt.

Das erstrebt Kant durch die Unterscheidung, welche er in seiner *Kritik der praktischen Vernunft* (1, 1, 1, 2) aufstellt zwischen einer Natur, „welcher der Wille unterworfen ist“, und einer Natur, „die einem Willen unterworfen ist“. Diese Definition entspricht genau der genannten Bedingung, hat aber den Nachteil geringer Anschaulichkeit. Besser ist es, wir halten uns an das Fassbarste, und da müssen wir sagen: was die Erfahrung uns giebt, ist einfach e i n e m e c h a n i s c h d e u t b a r e W e l t und e i n e m e c h a n i s c h n i c h t d e u t b a r e W e l t; zwischen diesen läuft die Grenzlinie und scheidet sie so gänzlich von einander, dass jede Überschreitung ein Attentat gegen die Erfahrung bedeutet: Vergehen gegen Erfahrungsthatsachen sind aber philosophische Lügen.

Die Religion

Im Sinne dieser Unterscheidung hat nun Kant die epochemachende Behauptung aufstellen dürfen: „Religion müssen wir in uns, nicht ausser uns suchen.“[1]) Das heisst, wenn wir es in die Ausdrucksweise unserer Definition übertragen: Religion müssen wir einzig in der mechanisch nicht deutbaren Welt suchen. Es ist nicht wahr, dass man in der mechanisch deutbaren Welt der Erscheinung irgend etwas findet, was auf Freiheit, Sittlichkeit, Gottheit deute. Wer den Begriff der Freiheit in die mechanische Natur hineinträgt, vernichtet die Natur und zerstört zugleich die wahre Bedeutung der Freiheit (siehe S. 884); von Gott gilt ein gleiches (siehe S. 924); und was Sittlichkeit anbetrifft, so zeigt jeder unbefangene Blick — trotz aller heldenhaften Versuche der Apologisten von Aristoteles an bis zu Bischof Butler‘s allzuberühmtem Buch aus dem 18. Jahrhundert über die *Analogie zwischen offenbarter Religion und den Gesetzen der Natur* — dass die Natur weder moralisch, noch vernünftig ist. Die Begriffe Güte, Mitleid, Pflicht, Tugend, Reue sind ihr ebenso fremd wie vernünftige, symmetrische, einfach zweckmässige Anordnung. Die mechanisch deutbare Natur ist schlecht, dumm und gefühllos; Tugend, Genialität und Güte sind lediglich der mechanisch nicht deutbaren Natur zu eigen. Meister Eckhart wusste das wohl

[1]) *Religion,* 4. Stück, 1. Teil, 2. Abschn.

und sprach darum die denkwürdigen Worte: „Sage ich, Gott ist gut, es ist nicht wahr, vielmehr: ich bin gut, Gott ist nicht gut. Spreche ich auch, Gott ist weise, es ist nicht wahr: ich bin weiser denn er.“[1]) Echte Naturwissenschaft konnte über die Richtigkeit dieses Urteils keinen Zweifel übrig lassen. Religion müssen wir in der mechanisch nicht deutbaren Natur suchen.

Ich werde es nicht unternehmen, Kant‘s Sitten- und Religionslehre darzustellen, das würde zu weit führen und ist ausserdem schon oft gethan worden; ich glaube, meine Hauptaufgabe gelöst zu haben, wenn es mir gelungen ist, die Genesis unserer neuen Weltanschauung in ihren allgemeinsten Linien übersichtlich darzustellen; hierdurch ist der Boden geebnet für eine zielbewusste, sichere Beurteilung der Philosophie des 18. Jahrhunderts. Kant selber dagegen ist erst gegen Schluss des 19. Jahrhunderts dem Verständnis wieder näher gerückt, und zwar charakteristischer Weise vornehmlich durch die Anregung hervorragender Naturforscher; und die Auffassung der Religion, die in ihm gewiss noch nicht einen vollendeten, vielmehr einen in mancher Beziehung sehr anfechtbaren, doch den ersten klaren Ausdruck gefunden hat, überstieg so sehr die Fassungsgabe seiner und unserer Zeitgenossen, eilte so schnell der Entfaltung germanischer Geistesanlagen voraus, dass ihre Würdigung eher in den Abschnitt über die Zukunft, als in den über die Vergangenheit gehört. Nur wenige Worte zur allgemeinen Orientierung.[2])

Wissenschaft ist die von den Germanen erfundene und durchgeführte Methode, die Welt der Erscheinung mechanisch anzuschauen; Religion ist ihr Verhalten gegenüber demjenigen Teil der Erfahrung, der nicht in die Erscheinung tritt und darum einer mechanischen Deutung unfähig ist. Was diese zwei Begriffe — Wissenschaft und Religion — bei anderen Menschen bedeuten mögen, ist an diesem Ort ohne Belang. Zusammen machen sie unsere W e l t a n s c h a u u n g aus. Bei dieser Weltanschau-

[1]) *Predigt* 99.

[2]) Zur Ergänzung verweise ich auf mein Buch: *Immanuel Kant, die Persönlichkeit als Einführung in das Werk,* bei Bruckmann, 1905.

ung, welche das Suchen nach letzten Ursachen als sinnlos perhorresciert, muss die Grundlage zur Handlungsweise des Menschen gegen sich und Andere in etwas Anderem gefunden werden als im Gehorsam gegen einen regierenden Weltmonarchen und in der Hoffnung auf eine zukünftige Belohnung. Wie ich schon früher angedeutet (S. 776) und nunmehr erwiesen habe, kann neben einer streng mechanischen Naturlehre einzig eine rein ideale Religion bestehen, eine Religion heisst das, welche sich ihrerseits streng auf die ideale Welt des Unmechanischen bescheidet. Wie schrankenlos diese Welt auch sei — deren Flügelschlag aus der Ohnmacht der Erscheinung befreit und alle Sterne überfliegt, deren Kraft dem qualvollsten Tode lächelnd zu trotzen gestattet, die in einen Kuss Ewigkeit hineinzaubert, und in einem Gedankenblitz Erlösung schenkt — ist sie dennoch auf ein bestimmtes Gebiet angewiesen: auf das eigene Innere; dessen Grenzen darf sie nie überschreiten. Hier also, im eigenen Innern, und nirgends anders, muss die Grundlage der Religion gefunden werden. „Religion zu haben ist Pflicht des Menschen gegen sich selbst“, sagt Kant.[1]) Aus Erwägungen, die ich hier nicht wiederholen kann, hält Kant, wie Jeder weiss, den Gedanken an eine Gottheit hoch, doch legt er grosses Gewicht darauf, dass der Mensch seine Pflichten nicht als Pflichten gegen Gott, was ein zu schwankes Rohr wäre, sondern als Pflichten gegen sich selbst aufzufassen habe. Was eben Wissenschaft und Religion bei uns zu einer einheitlichen Weltanschauung verbindet, ist der Grundsatz, dass stets die Erfahrung gebietet; nun ist Gott nicht eine Erfahrung, sondern ein Gedanke, und zwar ein undefinierbarer, nie fassbar zu machender Gedanke, wogegen der Mensch sich selber Erfahrung ist. Hier ist also die Quelle zu suchen, und darum ist die Autonomie des Willens (d. h. seine freie Selbständigkeit) das oberste Prinzip aller Sittlichkeit.[2]) Sittlich Ist eine

---

[1]) *Tugendlehre,* § 18.

[2]) Kant definiert: „Autonomie des Willens ist die Beschaffenheit des Willens, dadurch derselbe ihm selbst (unabhängig von aller Beschaffenheit der Gegenstände des Wollens) ein Gesetz ist“ (*Grundlegung zur Metaphysik der Sitten,* II, 2).

Handlung nur, insofern sie aus dem innersten eigenen Willen hervorquillt und einem selbstgegebenen Gesetz gehorcht; wogegen die Hoffnung auf Lohn keine Sittlichkeit erzeugen kann, noch auch jemals von ärgstem Laster und Verbrechen abgehalten hat, denn jede äusserliche Religion hat Vermittlungen und Vergebungen. Der „geborene Richter“ (nämlich der Mensch selber) weiss recht gut, ob sein Herz böse oder gut fühlt, ob sein Handeln lauter oder unlauter ist, darum „ist die Selbstprüfung, die in die schwerer zu ergründenden Tiefen oder den Abgrund des Herzens zu dringen verlangt, und die dadurch zu erhaltende Selbsterkenntnis, aller menschlichen Weisheit Anfang. . . . . Nur die Höllenfahrt der Selbsterkenntnis bahnt den Weg zur Himmelfahrt“.[1])

Betreffs dieser Autonomie des Willens und dieser Himmelfahrt bitte ich den Leser in dem Kapitel über den Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte (S. 509 fg.) die Stelle nachzusehen, wo ich Kant‘s herrlich kühnen Gedanken kurz dargelegt habe. Um den religiösen Gedanken vollkommen zu fassen, fehlt aber noch ein Glied in der Kette. Was giebt mir eine so hohe Meinung von dem, was ich bei jenem Hinabsteigen in den Abgrund des Herzens entdeckte? Es ist das Gewahrwerden der hohen Würde des Menschen. Der erste Schritt nämlich, um den wirklich sittlichen Standpunkt betreten zu können, geschieht durch die Ausrottung der Verachtung seiner selbst und des Menschengeschlechts, wie sie die christliche Kirche — im Gegensatz zu Christus (siehe S. 44) — grossgezogen hat. Das eingeborene Böse im Menschenherzen wird nicht durch Busse vertilgt, denn diese klebt wieder an der äusseren Welt der Erscheinung, sondern

---

[1]) Kant schreibt „zur Vergötterung“, was aber bei dem heute in der Umgangssprache üblichen Gebrauch des Wortes leicht zu einem Missverständnis führen könnte. Schiller sagt: „der moralische Wille erhebt den Menschen zur Gottheit“ *(Anmut und Würde),* und Voltaire: *„Si Dieu n‘est pas dans nous, il n‘exista jamais“ (Poème sur la Loi Naturelle).* Tiefsinnig ist auch Goethe‘s Wort: „Da Gott Mensch geworden ist, damit wir arme, sinnliche Kreaturen ihn möchten fassen und begreifen können, so muss man sich vor nichts mehr hüten als ihn wieder zu Gott zu machen“ *(Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ***).*

dadurch, dass das Augenmerk auf die hohen Anlagen im eigenen Innern gerichtet wird. Die Würde des Menschen wächst mit seinem Bewusstsein von ihr. Es ist von grosser Bedeutung, dass Kant hier genau mit Goethe übereinstimmt. Man kennt dessen Lehre von den drei Ehrfurchten — vor dem, was über uns ist, vor dem, was uns gleich ist und vor dem, was unter uns ist — aus denen drei Arten echter Religion entstehen; die wahre Religion aber geht aus einer vierten „obersten Ehrfurcht“ hervor: dies ist die Ehrfurcht vor sich selbst; erst auf dieser Stufe gelangt, nach Goethe, „der Mensch zum Höchsten, was er zu erreichen fähig ist.[1]) Auf dieses Thema habe ich ebenfalls an genannter Stelle hingewiesen und dabei auch Kant citiert; das damals Gesagte muss ich jetzt durch eine der wichtigsten und herrlichsten Stellen aus Kant‘s gesamten Schriften ergänzen; sie bildet den einzigen würdigen Kommentar zu Goethe‘s Religion der Ehrfurcht vor sich selbst. „Nun stelle ich den Menschen auf, wie er sich selbst fragt: was ist das in mir, welches macht, dass ich die innigsten Anlockungen meiner Triebe und alle Wünsche, die aus meiner Natur hervorgehen, einem Gesetze aufopfern kann, welches mir keinen Vorteil zum Ersatz verspricht, und keinen Verlust bei Übertretung desselben androht; ja das ich nur um desto inniglicher verehre, je strenger es gebietet und je weniger es dafür anbietet? Diese Frage regt durch das Erstaunen über die Grösse und Erhabenheit der inneren Anlage in der Menschheit, und zugleich die Undurchdringlichkeit des Geheimnisses, welches sie verhüllt (denn die Antwort: es ist die Freiheit, wäre tautologisch, weil diese eben das Geheimnis selbst ausmacht), die ganze Seele auf. Man kann nicht satt werden, sein Augenmerk darauf zu richten und in sich selbst eine Macht zu bewundern, die keiner Macht der Natur weicht. . . . Hier ist nun das, was Archimedes bedurfte, aber nicht fand: ein fester Punkt, woran die Vernunft ihren Hebel ansetzen kann, und zwar, ohne ihn weder an die gegenwärtige, noch eine künftige Welt, sondern bloss an ihre innere Idee der Freiheit, die durch das

[1]) *Wanderjahre,* Buch 2, Kap. 1.

unerschütterliche moralische Gesetz, als sichere Grundlage daliegt, anzulegen, um den menschlichen Willen, selbst beim Widerstande der ganzen Natur, durch ihre Grundsätze zu bewegen.“[1])

Man sieht, diese Religion bildet den g e n a u e n G e g e n s a t z zur Mechanik.[2]) Germanische Wissenschaft lehrt die peinlichst genaue Feststellung dessen, was da ist, und lehrt, uns damit zu begnügen, da wir die Welt der Erscheinung nicht durch Hypothesen und Zauberkünste, sondern nur durch genaue, sklavenmässige Anpassung beherrschen lernen können; germanische Religion deckt dagegen ein weites Reich auf, welches als erhabenes Ideal in unserem Innern schlummert, und lehrt uns: hier seid ihr frei, hier seid ihr selber schaffende, gesetzgebende Natur; das Reich der Ideale i s t nicht, durch euer Thun kann es aber wirklich w e r d e n; als „Erscheinung“ seid ihr zwar an das allgemeine Gesetz der lückenlosen mechanischen Notwendigkeit gebunden, doch lehrt euch die Erfahrung, dass ihr in dem inneren Reiche Autonomie und Freiheit besitzt; so benutzt sie denn! Der Nexus zwischen den beiden Welten — der sichtbaren und der unsichtbaren, der zeitlichen und der zeitlosen —, sonst unauffindbar, liegt ja euch Menschen im Busen, und durch die Gesinnung der inneren Welt wird die Bedeutung der äusseren Welt bestimmt: das lehrt euch täglich das Gewissen, das lehrt euch Kunst und Liebe und Mitleid und die ganze Geschichte der Menschen; hier seid ihr frei, sobald ihr's nur wisst und wollt; ihr könnt die sichtbare Welt verklären, selber neugeboren werden, die Zeit zur Ewigkeit umwandeln, das Reich Gottes im Acker aufpflügen — an euch denn, es zu thun! Religion soll für euch nicht mehr den Glauben an Vergangenes und die Hoffnung auf Zukünftiges bedeuten, auch nicht (wie bei den Indern) eine blosse metaphysische Erkenntnis, sondern die That der Gegenwart! Glaubt ihr nur an euch selber, so besitzt ihr die Kraft, das neue „mög-

---

[1]) Aus der Schrift: *Von einem neuerdings erhobenen vornehmen Ton in der Philosophie* (1796).

[2]) Auch natürlich zur E t h i k als „Wissenschaft“; wozu S. 587, Anm. zu vergleichen ist.

liche Reich“ wirklich zu machen; wachet auf, es nahet gen den Tag!

Christus und Kant

Wem fiele nicht sofort die Verwandtschaft zwischen dieser religiösen Weltanschauung Kant‘s — gewonnen auf dem Wege treuer, kritischer Naturbetrachtung — und dem lebendigen Kern der Lehre Christi auf? Sagte Dieser nicht, das Reich Gottes sei nicht ausser uns, sondern in uns? Die Ähnlichkeit beschränkt sich jedoch nicht auf diesen Kernpunkt. Wer Kant‘s viele Schriften über Religion und Sittengesetz durchforscht, wird sie vielerorten antreffen; so z. B. in dem Verhalten gegen die offiziell anerkannte Religionsform. Es ist das selbe ehrfurchtsvolle Sichanschliessen an die für heilig gehaltenen Formen, verbunden mit einer gänzlichen Unabhängigkeit des Geistes, der das Alte durch seinen Hauch zu einem Neuen belebt.[1]) Die Bibel z. B. verwirft Kant nicht, doch schützt er sie nicht wegen dessen, was man aus ihr „herauszieht“, sondern wegen dessen, „was man mit moralischer Denkungsart in sie hineinträgt“.[2]) Und hat er auch nichts gegen die Bildung von Kirchen, „deren es verschiedene gleich gute Formen geben kann“, so hat er doch den Mut, unumwunden auszusprechen: „Diesen statutarischen Glauben nun (die historischen Anpreisungsmittel und die Kirchendogmen) für wesentlich zum Dienste Gottes überhaupt zu halten und ihn zur obersten Bedingung des göttlichen Wohlgefallens am Menschen zu machen, ist ein R e l i g i o n s w a h n, dessen Befolgung ein A f t e r d i e n s t ist, d. i. eine solche vermeintliche Verehrung Gottes, wodurch dem wahren, von ihm selbst geforderten Dienste gerade entgegen gehandelt wird.“[3]) Kant fordert also eine Religion „im Geist und in der Wahrheit“ und den Glauben an einen Gott, „dessen Reich nicht von dieser Welt (d. h. nicht von der Welt der Erscheinung) ist“. Dieser Übereinstimmung war er sich übrigens wohl bewusst. In seiner Schrift über die Religion, die in

---

[1]) Siehe S. 227 fg.

[2]) *Der Streit der Fakultäten,* I. Abschn., Anhang.

[3]) *Die Religion u. s. w.,* 4. Stück, 2. Teil, Einführung. Erheiternd wirkt der Titel des § 3 dieses Teiles: „Vom Pfaffentum als einem Regiment im Afterdienst des guten Prinzips.“

seinem 70. Lebensjahre erschien, giebt er etwa auf vier Druckseiten eine gedrängte und schöne Darstellung der Lehre Christi, ausschliesslich nach dem Evangelium Matthäi, und schliesst: „Hier ist nun eine vollständige Religion, ... überdies an einem Beispiele anschaulich gemacht, ohne dass weder die Wahrheit jener Lehren, noch das Ansehen und die Würde des Lehrers irgend einer anderen Beglaubigung bedürfte.“[1]) Diese wenigen Worte sind für ausserordentlich wichtig zu erachten. Denn wie erhaben und erhebend alles auch sein mag, was Kant nach dieser Richtung hin geschaffen hat, es gleicht doch mehr, meine ich, der energischen, unerschrockenen Vorbereitung auf eine wahre Religion, als der Religion selbst; es ist ein Ausjäten von Aberglauben, um dem Glauben Luft und Licht zu verschaffen, ein Hinwegräumen des Afterdienstes, um den wahren Dienst zu ermöglichen. Das plastisch Sichtbare, das Gleichnis fehlt. Schon ein solcher Titel wie *Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft* lässt befürchten, dass Kant sich auf falscher Fährte befunden habe. Wie Lichtenberg warnt: „Suchet einmal in der Welt fertig zu werden mit einem Gott, den die Vernunft allein auf den Thron gesetzt hat! Ihr werdet finden, es ist unmöglich. Das Herz und das Auge wollen was haben.“[2]) Und doch hatte gerade Kant gelehrt: „Religion zu haben ist Pflicht des Menschen gegen sich selbst.“ Sobald er aber auf Christus hinweist und sagt: „seht, hier habt ihr eine vollständige Religion! hier erblickt ihr das ewige Beispiel“! — da besteht der Einwurf nicht mehr; denn dann ist Kant gleichsam ein zweiter Johannes, „der vor dem Herrn hergeht und seinen Weg bereitet“. Dahin — zu einem geläuterten Christentum — drängte die neue germanische Weltanschauung alle grössten Geister am Schlusse des 18. Jahrhunderts. Für

---

[1]) 4. Stück, 1. Teil, 1. Absch. In jener Darstellung findet man eine Auslegung, die beim „Afterdienstregiment“ wenig Erfolg ernten dürfte; Kant deutet nämlich die Worte: „die Pforte ist weit und der Weg ist breit, der zur Verdammnis abführet, und ihrer sind Viele, die darauf wandeln“, auf die Kirchen!

[2]) *Politische Bemerkungen.*

Diderot verweise ich auf S. 329, Rousseau‘s Ansichten sind bekannt, Voltaire, der angebliche Skeptiker, schreibt:

Et pour nous élever, descendons dans nous-mêmes!

Auf Wilhelm Meisters Wanderjahre verwies ich vorhin; Schiller schreibt 1795 an Goethe: „Ich finde in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten, und die verschiedenen Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir bloss deswegen so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind.“ Gestehen wir es nur aufrichtig: zwischen dem Christentum, wie es uns das Völkerchaos aufzwang, und dem innersten Seelenglauben des Germanen hat es nie wirkliche Übereinstimmung gegeben, niemals. Goethe durfte aus voller Brust singen:

Den deutschen Mannen gereicht‘s zum Ruhm,
Dass sie gehasst das Christentum!

Und heute kommt ein erfahrener Pfarrer und versichert uns — was wir längst schon ahnten — der deutsche Bauer sei überhaupt niemals zum Christentum bekehrt worden.[1]) Ein für uns annehmbares Christentum ist jetzt erst möglich geworden; nicht etwa, weil es dazu einer Philosophie bedurft hätte, es bedurfte aber der Hinwegräumung falscher Lehren und der Begründung einer grossen, allumfassenden, wahren Weltanschauung, von welcher Jeder so viel aufnehmen wird, wie er kann, und innerhalb welcher für den Geringsten wie für den Tüchtigsten das Beispiel und die Worte Christi zugänglich sein werden.

Hiermit betrachte ich den Notbrückenbau für den Abschnitt Weltanschauung (einschliesslich Religion) als beendet. Er ist

---

[1]) Paul Gerade: *Meine Beobachtungen und Erlebnisse als Dorfpastor,* 1895. In einem Aufsatz des Nineteenth Century vom Januar 1898, *The prisoners of the Gods,* von W. B. Yeats, wird ausführlich dargethan, dass im ganzen katholischen Irland der Glaube an die (sog. heidnischen) Götter noch heute lebendig ist; nur fürchten sich meistens die Bauern, das Wort „Götter“ auszusprechen; sie sagen *the others* oder einfach *they* (sie), oder auch *the royal gentry,* selten hört man den Ausdruck *the spirits.*

verhältnismässig ausführlich geworden, weil hier nur grösste Klarheit dienen und die Aufmerksamkeit wach halten konnte. Trotz der Länge ist das ganze nur eine flüchtige Skizze, bei welcher, wie man gesehen hat, einerseits Wissenschaft, andrerseits Religion alles Interesse beansprucht hat; diese zwei zusammen bilden eine lebendige Weltanschauung, und ohne eine solche besitzen wir keine Kultur; wogegen reine Philosophie, als eine Disciplin und Gymnastik der Vernunft, lediglich ein Werkzeug ist und hier keinen Platz finden konnte.

Was die starke Hervorhebung Immanuel Kant's am Schlusse anbetrifft, so hat mich hierzu vor allem die Rücksicht auf möglichste Vereinfachung und Klarheit bestimmt. Ich glaube überzeugt zu haben, dass unsere germanische Weltanschauung nicht eine individuelle Grille ist, sondern das notwendige Ergebnis der kräftigen Entfaltung unserer Stammesanlagen; nie wird ein einzelnes Individuum, und sei es noch so bedeutend, ein derartiges Gesamtwerk nach allen Seiten hin erschöpfen, nie wird eine solche anonyme, mit Naturnotwendigkeit wirkende Kraft in einer einzigen Persönlichkeit so vollendet allseitige Verkörperung finden, dass nunmehr ein Jeder in diesem einen Manne einen Paragon und Propheten anerkenne. Dieser Gedanke ist semitisch, nicht germanisch; für unser Gefühl widerspricht er sich selber, denn er setzt voraus, dass die Persönlichkeit in ihrer höchsten Potenz, im Genie, unpersönlich werde. Wer wahre Ehrfurcht vor hervorragender geistiger Grösse empfindet, wird nie ein Parteigänger sein; er lebt ja in der hohen Schule der Unabhängigkeit. Eine so riesige Lebensarbeit wie die Kant's, „die herkulische Arbeit des Selbsterkenntnisses“, wie er sie selber nennt, erforderte besondere Anlagen und nötigte zur Specialisation. Doch, was liegt daran? Der Mann muss wirklich im Besitze eines aussergewöhnlich polyedrischen Geistes sein, dem Kant's Begabung „einseitig“ vorkommt.[1]) Goethe meinte, ihm sei beim Lesen von Kant zu Mute, als träte er in ein helles Zimmer ein; aus diesem Munde

---

[1]) Gegen einen heute durch die Schriften Schopenhauer's weitverbreiteten Vorwurf einer besonders widerwärtigen Einseitigkeit möchte ich Kant hier in Schutz nehmen. Schopenhauer behauptet nämlich (*Grundlage der Moral* § 6), Kant habe das M i t l e i d ge-

wahrlich ein gewichtiges Lob! Die seltene Leuchtkraft ist eine Folge der seltenen Intensität dieses Denkens. In diesem starken Lichte Kant‘s wandelnd, ist es für uns Geisteszwerge kein Kunststück, die Grenze des noch unaufgehellten Schattens zu gewahren: doch ohne den einen unvergleichlichen Mann hielten wir noch heute den Schatten für Tageslicht. Und noch ein Grund liess mich allen Nachdruck gerade auf Kant legen. Die Entfaltung unserer germanischen Kultur, also gewissermassen das Facit unserer Arbeit von 1200 bis 1800, findet in diesem Mann einen besonders reinen, umfassenden und verehrungswürdigen Ausdruck. Gleich bedeutend als Mechaniker, Denker und Sittenlehrer — wodurch er mehrere grosse Zweige unserer Entwickelung in seiner Person zusammenfasst — ist er das erste vollendete Muster des ganz freien Germanen, der jede Spur des römischen Absolutismus und Dogmatismus und Antiindividualismus von sich hinweggesäubert hat. Und wie von Rom, so hat er uns auch — sobald wir es nur wollen — vom Judentum emanzipiert; nicht auf dem Wege der Gehässigkeit und Verfolgung, sondern indem er historischen Aberglauben, spinozistische Kabbalistik und materialistischen Dogmatismus (dogmatischer Materialismus ist nur die Umkehrung des selben Dinges) ein für alle Mal vernichtete. Kant ist der wahre Fortsetzer Luther‘s; was dieser begonnen, hat Kant weiter ausgebaut.

---

radezu verpönt und stützt sich dabei auf Stellen, die entschieden nach Kant‘s Absicht eine ganz andere Auslegung erfordern, da sie lediglich gegen verderbliche Gefühlsduselei gerichtet sind. Kant mag vielleicht das von J. J. Rousseau — und in Anlehnung an diesen von Schopenhauer — so stark betonte Prinzip des Mitleides unterschätzt haben, ganz verkannt hat er es keinesfalls. Der Prüfstein ist hier das Verhalten zu den Tieren. Und da lesen wir in der *Tugendlehre* § 17, dass Gewaltsamkeit und Grausamkeit gegen Tiere, „der Pflicht des Menschen gegen sich selbst inniglich entgegengesetzt sei, denn dadurch werde das Mitgefühl an dem Leiden der Tiere im Menschen abgestumpft“. Dieser Standpunkt des Mitleids mit dem Tier als Pflicht gegen sich selbst, sowie der an gleicher Stelle eingeschärften „Dankbarkeit“ gegen die tierischen Hausgenossen, dünkt mich ein sehr hoher zu sein. Über die Vivisektion urteilt der angeblich „lieblose, gleichgültige“ und jedenfalls streng wissenschaftliche Mann: „die martervollen physischen Versuche zum blossen Behuf der Spekulation sind zu verabscheuen“.

7. Kunst (von Giotto bis Goethe).

Der Begriff „Kunst“

Über Kunst zu reden wird Einem heutzutage recht schwer gemacht; denn einesteils hat sich, dem Beispiel aller besten deutschen Autoren zum Trotz, eine geradezu unsinnige Beschränkung des Begriffes „Kunst“ bei uns eingebürgert, andernteils hat die schematisierende Geschichtsphilosophie unsere Fähigkeit, geschichtliche Thatsachen mit offenen, Wahrheit liebenden Augen anzuschauen und mit gesundem Verstand zu beurteilen, arg lahm gelegt. Einen Abschnitt wie diesen letzten — wo man gern frei schweben möchte in den höchsten Regionen — mit Polemik verquicken zu müssen, ist freilich traurig, doch giebt es keinen Ausweg; denn in Bezug auf Kunst sind die widersinnigsten Irrtümer ebenso fest eingewurzelt, wie in Bezug auf Religion, und wir können weder den Entwickelungsgang bis zum Jahre 1800, noch die Bedeutung der Kunst im 19. Jahrhundert richtig beurteilen, wenn wir nicht gründlich mit den falschen Begriffen und der entstellenden Geschichtsschreibung aufräumen. Wenigstens werde ich bestrebt sein, wo ich herunterreisse, gleich wieder aufzubauen, und die Darlegung überkommener Irrtümer sofort zur Klarlegung des wahren Sachverhaltes zu benützen.

Eine *allgemeine Geschichte der Kunst* behandelt heute jegliche bildnerische Technik, von der Architektur bis zur Zinngiesserei; in einem derartigen Werke findet man Abbildungen von Biertopfdeckeln und Stuhllehnen, daneben Michelangelo‘s *Jüngstes Gericht* und ein Selbstbildnis von Rembrandt. Zwei Künste fehlen jedoch ganz und gar, von ihnen ist keine Rede, sie sind, wie es scheint, „keine Kunst“: es sind jene zwei, von denen Kant sagt, sie nähmen „den obersten Rang“ ein unter allen Künsten, und über die Lessing die unendlich feinsinnige Bemer-

kung gemacht hat: „die Natur hat sie nicht sowohl zur Verbindung, als vielmehr zu einer und ebenderselben Kunst bestimmt“[1]) — D i c h t k u n s t und T o n k u n s t. Diese Auffassung des Begriffes „Kunst“ seitens unserer Kunsthistoriker ist geradezu empörend; sie vernichtet das Lebenswerk der Lessing, Herder, Schiller, Goethe, welche gerade die organische Einheit alles schöpferischen Menschentums und das Primat des Dichters unter seinen Genossen klarzustellen bemüht waren. Vom *Laokoon* an bis zur *ästhetischen Erziehung* und bis zu den Gedanken über die Rolle der Kunst „als würdigste Auslegerin der Natur“[2]) zieht sich wie ein roter Faden durch alles Denken der deutschen Klassiker das eine grosse Bestreben, das W e s e n d e r K u n s t, als eines besonderen menschlichen Vermögens, deutlich und bestimmt begrenzt hinzustellen, womit zugleich die W ü r d e d e r K u n s t, als einer höchsten und heiligsten Befähigung zur Verklärung des ganzen Lebens und Denkens der Menschen gegeben ist. Und nun kommen unsere Gelehrten und greifen wieder zu Lucian‘s Auffassung der Kunst:[3]) die Kunst ist für sie eine Technik, ein Handwerk, und da die Arbeit der Hände in Dichtung und Musik nichts zu bedeuten hat, so werden diese zur Kunst nicht mitgerechnet, sondern „Kunst“ ist ausschliesslich die bildende Kunst, dafür aber jegliche bildende Thätigkeit, jede *manuum factura,* jede Herstellung von Artefakten! Der Begriff wird also nicht allein von ihnen in widersinniger Weise beschränkt, sondern auch in unsinniger Weise zu einem Synonym mit Technik erweitert. Dabei geht die Hauptsache, das einzige, worauf es bei der Kunst ankommt — der Begriff des Schöpferischen — ganz verloren.[4]) Betrachten wir mit kritischem Auge zuerst die entstellende Erweiterung, sodann die widersinnige Beschränkung.

Kant hat die kürzeste und zugleich erschöpfendste Definition

---

[1]) *Zum Laokoon,* IX.

[2]) Goethe: *Maximen und Reflexionen,* 3. Abteilung.

[3]) Siehe S. 299. Vergl. Brief von Schiller an Meyer vom 5. 2. 1795.

[4]) Man vergl. die Ausführungen über *Technik* im Gegensatz zu Kunst und Wissenschaft, S. 158.

der Kunst gegeben: „schöne Kunst ist Kunst des Genies.“[1]) Eine Geschichte der Kunst wäre also eine Geschichte der schöpferischen Genies, woran sich alles andere, wie die Fortschritte der Technik, der Einfluss der umgebenden Kunsthandwerker, der Wechsel des Geschmacks u. s. w. als blosses erläuterndes Beiwerk anreihen würde. Die Technik dagegen zur Hauptsache zu machen, ist lächerlich und wird nicht im mindesten dadurch entschuldigt, dass die grössten Meister zugleich die grössten Erfinder und Handhaber im Technischen waren; denn es kommt alles darauf an, w a r u m sie im Technischen Erfinder waren, und da lautet die Antwort: weil Originalität die erste Eigenschaft des schöpferischen Geistes ist und dieser daher sich genötigt sieht, für das Neue, das er zu sagen hat, für die eigenartige Gestaltung, die seinem persönlichen Wesen entspricht, sich auch neue Werkzeuge zu schaffen.

Gott soll mich davor behüten, dass ich mich auf den steinigen und mit lauter Dornen bewachsenen Boden der Kunstästhetik begebe! Mir ist es nicht um die Ästhetik, sondern einzig um die Kunst zu thun.[2]) Was die Hellenen aber schon wussten und was unsere Klassiker stets betonen, nämlich, dass die Poesie die Wurzel jeglicher Kunst sei, daran halte ich fest. Nehme ich nun die soeben geschilderte Auffassung des Begriffes „Kunst“ seitens unserer heutigen Kunsthistoriker hinzu, so erhalte ich einen so weiten und unbestimmten Begriff, dass er meinen Bierkrug und Homer‘s *Ilias* umfasst, und dass sich jeder Taglöhner mit dem Grabstichel als „Künstler“ einem Leonardi da Vinci zur Seite stellt. Damit schwindet Kant‘s „Kunst des Genies“ hin. Doch ist die Bedeutung der schöpferischen Kunst, wie ich sie in der Einleitung zu dem ersten Kapitel dieses Buches in Anlehnung an Schiller entwickelt und im weiteren Verlauf jenes Kapitels an den Hellenen veranschaulicht habe (S. 53 fg.), eine zu wichtige Thatsache der Kulturgeschichte, als dass wir sie auf diese Weise

---

[1]) *Kritik der Urteilskraft,* § 46.

[2]) „Durch alle Theorie der Kunst versperrt man sich den Weg zum wahren Genusse: denn ein schädlicheres N i c h t s als sie ist nicht erfunden worden“ (Goethe).

preisgeben könnten. In der Trias Weltanschauung, Religion, Kunst — welche drei zusammen die Kultur ausmachen — könnten wir die Kunst am allerwenigsten entbehren. Denn unsere germanische Weltanschauung ist eine transscendente und unsere Religion eine ideale, und darum bleiben beide unausgesprochen, unmittelbar, den meisten Augen unsichtbar, den meisten Herzen wenig überzeugend, wenn nicht die Kunst mit ihrer freischöpferischen Gestaltungskraft — d. h. die Kunst des Genies — vermittelnd dazwischen tritt. Darum hat die christliche Kirche — wie früher der Götterglaube der Hellenen — stets die Kunst zu Hilfe gerufen, und darum meint Immanuel Kant, nur vermittelst einer „göttlichen Kunst“ könne es den Menschen gelingen, die innerlich bewusste Freiheit dem mechanischen Zwange erfolgreich entgegenzusetzen. Wegen der Einsicht in diesen Zwang führt unsere Weltanschauung (rein als Philosophie) zu einer Verneinung; wogegen unsere Kunst aus dem inneren Erlebnis der Freiheit entstammt und darum ihrem ganzen Wesen nach Bejahung ist.

Diesen grossen, klaren Begriff der Kunst müssen wir uns also als ein Heiligstes, Lebendigstes wahren; und wenn Jemand kurzweg von „Kunst“ spricht — nicht von Kunsthandwerk, Kunsttechnik, Kunsttischlerei u. s. w. — so darf er mit diesem geheiligten Wort einzig Kunst des Genies bezeichnen wollen.

Sie allein — die echte Kunst — bildet das Gebiet, auf welchem jene beiden Welten, die wir soeben unterscheiden gelernt haben (S. 936) — die mechanische und die unmechanische — sich derartig begegnen, dass eine neue, dritte Welt daraus entsteht. Die Kunst *ist* diese dritte Welt. Hier bethätigt sich unmittelbar in der Welt der Erscheinung die Freiheit, die sonst nur eine Idee, eine ewig unsichtbare, innere Erfahrung bleibt. Das Gesetz, das hier herrscht, ist nicht das mechanische; vielmehr ist es in jeder Beziehung das Analogon jener „Autonomie“, welche auf sittlichem Gebiete Kant zu so staunender Bewunderung angeregt hatte (S. 941). Und was der religiöse Instinkt nur ahnt und in allerhand mythologischen Träumen sich vorführt (S. 395), das tritt durch die Kunst gewissermassen „in das Tageslicht des

Lebens ein“; denn indem die Kunst aus freier innerer Notwendigkeit (Genialität) die gegebene unfreie mechanische Notwendigkeit (die Welt der Erscheinung) umbildet, deckt sie einen Zusammenhang zwischen den beiden Welten auf, der aus der rein wissenschaftlichen Beobachtung der Natur sich nie ergeben hätte. Der Künstler tritt nunmehr in einen Bund mit dem Naturforscher: denn es findet sich, dass, indem er frei gestaltet, er zugleich die Natur „auslegt“, d. h. dass er ihr tiefer ins Herz sieht, als der messende und wägende Beobachter. Auch zum Philosophen gesellt sich der Künstler: hierdurch erst erhält das logische Skelett einen blühenden Leib und erfährt es, wozu es eigentlich auf der Welt ist; als Beleg will ich nur auf Schiller und auf Goethe verweisen, die beide den höchsten Gipfel ihres Könnens und ihrer Bedeutung für das Geschlecht der Germanen im innigen Zusammengehen mit Kant erklimmen, dadurch aber zugleich in ganz anderer Weise als Schelling und Genossen der Welt zeigen, welche unermessliche Bedeutung dem Denken des grossen Königsbergers zukommt.[1])

---

[1]) Da Goethe ohne Zweifel hie und da von Schelling beeinflusst worden ist und dies zu manchem grundfalschen Urteil geführt hat, muss es betont werden, dass er dennoch Kant stets weit über alle seine Nachfolger gestellt hat. Zur Zeit als Fichte und Schelling in hoher Blüte standen und Hegel zu schreiben begann, urteilte Goethe: „das Spekulieren über das Übermenschliche, trotz aller Warnungen Kant‘s, ist ein vergebliches Abmühen.“ Als Schelling‘s Lebenswerk schon lange vollendet vorlag (im Jahre 1817), sagte Goethe zu Victor Cousin, er habe von Neuem begonnen, Kant zu lesen, und erfreue sich an der beispiellosen Klarheit dieses Denkens; auch fügte er hinzu: *„Le système de Kant n‘est pas détruit.“* Sechs Jahre später klagte Goethe dem Kanzler von Müller, Schelling‘s „zweizüngelnde Ausdrücke“ hätten die rationelle Theologie „um ein halbes Jahrhundert zurückgebracht“. Die Persönlichkeit Schelling‘s sowie gewisse Eigenschaften seines Stils und gewisse Richtungen seines Denkens haben Goethe oft gefesselt; doch konnte ein so klarer Geist niemals in den Irrtum verfallen, Kant und Schelling als kommensurable Grössen zu betrachten. (Für die obigen Citate siehe die von Biedermann herausgegebenen *Gespräche,* I, 207, III, 290, IV, 227.)

Kunst und Religion

Und noch bleibt das Verhältnis zwischen Kunst und Religion zu nennen. Es ist dies ein so mannigfaches und inniges Verhältnis, dass es schwer fällt, es analytisch zu zergliedern. In dem Zusammenhang, der uns augenblicklich beschäftigt, wäre Folgendes zu bemerken. Religion ist bei allen Indogermanen (wie ich es an vielen Stellen dieses Buches gezeigt habe) immer schöpferisch in dem künstlerischen Sinne des Wortes und darum kunstverwandt. Unsere Religion war nie Geschichte, nie chronistische Erklärung, sondern immer eigene innere Erfahrung und Deutung dieser Erfahrung, sowie der umgebenden (und somit auch erfahrenen) Natur durch freie Neugestaltung; andrerseits ging unsere gesamte Kunst aus religiösen Mythen hervor. Da wir aber heute es nicht mehr vermögen, dem naiven Trieb der schöpferischen Mythengestaltung zu folgen, so wird unser Mythus aus dem Werk der höchsten und tiefsten Besonnenheit hervorgehen müssen. Der Stoff ist ihm gegeben. Die wahre Quelle aller Religion ist ja heute nicht eine unbestimmte Ahnung, nicht Naturdeutung, sondern die thatsächliche Erfahrung bestimmter menschlicher Gestalten;[1]) mit Buddha und mit Christus ist Religion realistisch geworden (eine Thatsache, welche von den Religionsphilosophen regelmässig übersehen wird und noch nicht ins öffentliche Bewusstsein gedrungen ist). Doch, was diese Männer erfuhren und was wir durch sie erfahren, ist nicht ein mechanisch „Reales“, sondern ein weit Realeres als dies, ein Erlebnis des innersten Wesens. Und zwar ist uns dieser Sachverhalt erst jetzt, erst im Lichte unserer eigenen neuen Weltanschauung, ganz klar geworden; jetzt erst — wo der lückenlose Mechanismus aller Erscheinung unwidersprechlich dargethan ist — vermögen wir es, die Religion auch von der letzten Spur von Materialismus zu säubern. Dadurch wird aber die Kunst immer unentbehrlicher. Denn was eine Gestalt wie Jesus Christus bedeutet, was sie offenbart, lässt sich nicht in Worten aussprechen; es ist ja das Innere, das Zeit- und Raumlose, durch keine rein logische Gedankenkette erschöpfend oder auch nur adäquat Auszudrückende; es

---

[1]) Siehe das ganze Kapitel 3, namentlich S. 195 fg.

handelt sich bei Jesus Christus lediglich um jene „Natur, die einem Willen unterworfen ist“ (wie Kant sich ausdrückte, S. 936), nicht um jene, welche den Willen sich unterwirft, d. h. also, es handelt sich um jene Natur, in welcher der Künstler zu Hause ist und von wo aus er allein es versteht, eine Brücke in die Welt der Erscheinung hinüber zu schlagen. Die Kunst des Genies zwingt das Sichtbare, dem Unsichtbaren zu dienen.[1]) Nun ist aber an Jesus Christus die leibliche Erscheinung (zu welcher auch das ganze irdische Leben gehört) das Sichtbare und insofern eine gewissermassen nur allegorische Darstellung des unsichtbaren Wesens; doch ist diese Allegorie unentbehrlich, denn die erfahrene Persönlichkeit war es ja — nicht ein Dogma, nicht ein System, beileibe nicht der Gedanke, hier ginge ein hypostasierter Logos in Fleisch und Blut herum — welche den unvergleichlichen Eindruck hervorgebracht und viele Menschen innerlich völlig umgewandelt hatte; mit dem Tode schwand die Persönlichkeit — also das einzige Wirksame — dahin; was bleibt, ist Fragment und Schema. Damit das wunderwirkende Beispiel (S. 197) weiter bestehe, damit die christliche Religion nicht ihren Charakter als thatsächliche, wirkliche Erfahrung verliere, muss die Gestalt Jesu Christi immer von neuem geboren werden; sonst bleibt eitles Dogmengewebe, und die Persönlichkeit — deren ausserordentliche Wirkung die einzige Quelle dieser Religion war — erstarrt zu einem abstrakten Gedankending. Sobald das Auge sie nicht erblickt, das Ohr sie nicht vernimmt, schwindet sie immer ferner, und an Stelle lebendiger und — wie ich vorhin sagte — r e a l i s t i s c h e r Religion, bleibt entweder stupide Idolatrie, oder im Gegenteil ein aristotelisches, aus lauter abstraktem Spinngewebe errichtetes Vernunftgerüst, wie wir das bei Dante sahen, in dessen Credo die einzige sichere Grundlage aller uns Germanen in Wahrheit möglichen Religion — die Erfahrung — voll-

---

[1]) Das ist nicht ästhetische Theorie, sondern das Erlebnis der schaffenden Künstler. So sagt z. B. Eugène Fromentin in seinem exquisiten, doch ganz fachmässigen Buche *Les Maîtres d'autrefois* (éd. 7, p. 2): *„L'art de peindre est l'art d'exprimer l'invisible par le visible.“*

ständig fehlt und der Name Christi konsequenterweise gar nicht einmal genannt wird (vergl. S. 622, 888). Nur e i n e menschliche Kraft ist fähig, die Religion aus dieser Doppelgefahr — der Idolatrie und des philosophischen Deismus[1]) — zu erretten: das ist die Kunst. Denn die Kunst allein vermag es, die ursprüngliche Gestalt, d. h. die ursprüngliche Erfahrung wieder zu gebären. Ein schlagendes Beispiel von der Art, wie die Kunst des Genies zwischen jenen beiden Klippen hindurchsteuert, haben wir an Leonardo da Vinci (vielleicht dem schöpferischesten Geist, der je gelebt); seinen Hass gegen jedes Dogma, seine Verachtung aller Idolatrie, zugleich seine Gewalt, den wahren Gehalt des Christentums, nämlich die Erscheinung Christi selber, zu gestalten, habe ich im ersten Kapitel hervorgehoben (S. 108); sie bedeuten den Morgen eines neuen Tages. Ähnliches könnte man an jedem Genie der Kunst von ihm bis zu Beethoven zeigen.

Hierzu eine Erläuterung, damit das Verhältnis zwischen Kunst und Religion nicht unklar bleibe.

Ich sagte (S. 777), eine mechanische Weltdeutung vertrage sich einzig mit einer idealen Religion; ich glaube, dies im vorigen Abschnitt deutlich und unwiderleglich dargethan zu haben. Was kennzeichnet nun eine ideale Religion? Ihre unbedingte Gegenwärtigkeit. Wir erkannten es deutlich bei den Mystikern: diese streifen die Zeit wie ein Gewand von den Gliedern ab; sie wollen weder bei der Schöpfung verweilen (in welcher die materialistischen Religionen die Gewähr für Gottes Macht finden), noch bei zukünftiger Belohnung und Strafe, ihnen ist vielmehr „diese

---

[1]) Diese zwei Richtungen treten in konkreterer Gestalt vor die Vorstellung, wenn man sie sich als Jesuitismus und Pietismus (das Korrelat des Deismus) vergegenwärtigt. Jeder hat nämlich in einem scheinbaren Gegensatz eine Ergänzung, in die er leicht umschlägt. Das Korrelat des Jesuitismus ist der Materialismus; wie Paul de Lagarde richtig bemerkt hat: „das Wasser in diesen kommunicierenden Röhren steht stets gleich hoch“ (*Deutsche Schr.,* Ausg. 1891, S. 49); alle jesuitische Naturwissenschaft ist ebenso streng dogmatisch materialistisch wie nur die irgend eines Holbach oder de Lamettrie; das Korrelat des abstrakten Deismus ist der Pietismus mit seinem Buchstabenglauben.

Zeit wie Ewigkeit“ (S. 885). Die wissenschaftliche Weltanschauung, die sich aus der geistigen Arbeit der letzten Jahrhunderte ergab, hat dieser Empfindung klaren, begrifflichen Ausdruck verliehen. Von Anfang an hat die germanische Philosophie „sich um zwei Angeln gedreht“: 1. die Idealität des Raumes und der Zeit, 2. die Realität des Freiheitsbegriffes.[1]) Dies ist zugleich — wenn ich mich so ausdrücken darf — die Formel der Kunst. Denn in ihren Schöpfungen bewährt sich die Freiheit des Willens als ein Reales und die Zeit — der inneren, unmechanischen Welt gegenüber — als eine verschwimmende, blosse Idee. Kunst ist ewige Gegenwart. Und zwar ist sie das in zwei Beziehungen. Erstens bannt sie die Zeit: was Homer gestaltet, ist so jung heute wie vor 3000 Jahren; wer vor das Grabmal des Lorenzo de' Medici tritt, fühlt sich in unmittelbarer Gegenwart Michelangelo‘s; die Kunst des Genies altert nicht. Ausserdem ist Kunst Gegenwart in dem Sinne, als nur das absolut Dauerlose wirklich Gegenwart ist. Die Zeit ist teilbar, ins Unendliche teilbar, ein Blitz ist nur relativ kürzer als ein hundertjähriges Leben, dieses nur relativ länger als jener; wogegen Gegenwart im Sinne der Dauerlosigkeit sowohl kürzer als das denkbar kürzeste, wie auch länger als alle denkbare Ewigkeit ist; dies trifft auf die Kunst zu: ihre Werke wirken schlechterdings augenblicklich und erwecken zugleich schlechthin die Empfindung der Unvergänglichkeit Goethe unterscheidet einmal wahre Kunst von Traum und Schatten, indem er sagt, sie sei „eine lebendig augenblickliche Offenbarung des Unerforschlichen“. Auch dieses so viel missbrauchte Wort „Offenbarung“ bekommt im Lichte unserer germanischen Weltanschauung einen durchaus fasslichen, aller Überschwenglichkeit baren Sinn: es heisst das Öffnen des Thores, welches uns (als mechanische Erscheinung) von der zeitlosen Welt der Freiheit

---

[1]) Vergl. Kant: *Fortschritte der Metaphysik.* Anhang. Wie man sieht: das dem Sinnenzeugnis entnommene Reale wird als eine Idee, dagegen die durch innere Erfahrung gegebene Idee als ein Reales gedeutet. Es ist ganz genau die kopernikanische Umdrehung: was man bewegt wähnte, ruht, und was man ruhend wähnte, bewegt sich.

trennt. Die Kunst ist Thorhüter. Ein Werk der Kunst — sagen wir, Michelangelo‘s *Nacht* — schlägt das Thor weit auf; wir treten unmittelbar aus der Umgebung des Zeitlichen in die Gegenwart des Zeitlosen. Wie dieser Künstler selber triumphiert: *dall‘arte è vinta la natura!* besiegt ist Natur durch Kunst; das heisst, genötigt ist das Sichtbare, dem Unsichtbaren Gestalt zu verleihen, das Notwendige, der Freiheit zu dienen; lebendige Offenbarung des Unerforschlichen beut nunmehr der Stein.

Leicht muss ein Jeder begreifen, welche mächtige Unterstützung eine auf unmittelbarer Erfahrung beruhende Religion aus einer derartigen Fähigkeit schöpft. Die Kunst vermag es, die einmalige Erfahrung immer von Neuem zu gebären; sie vermag es, in der Persönlichkeit das Überpersönliche, in der vergänglichen Erscheinung das Unvergängliche zu offenbaren; ein Leonardo schenkt uns die Gestalt, ein Johann Sebastian Bach die Stimme Jesu Christi, ewig nun gegenwärtig. Ausserdem deckt die Kunst jene „Religion“, die in dem Einen unnachahmliches, überzeugendes Dasein gefunden hatte, auch an anderem Orte auf, und eine tiefe Ergriffenheit bemächtigt sich unser, wenn wir in einem Selbstbildnis Albrecht Dürer‘s oder Rembrandt‘s Augen erblicken, welche uns in jene selbe Welt hineinführen, in der Jesus Christus „lebte und webte und Dasein fand“, und deren Schwelle die Worte und die Gedanken nicht überschreiten dürfen. Etwas hiervon hat jede erhabene Kunst, denn das ja ist es, was sie erhaben macht. Nicht allein des Menschen Antlitz, sondern alles, was ein Menschenauge erblickt, was ein Menschengedanke erfasst und nach dem Gesetz der inneren unmechanischen Freiheit neu gestaltet hat, öffnet jenes Thor der „augenblicklichen Offenbarung“; denn jedes Werk der Kunst stellt uns dem schöpferischen Künstler gegenüber, und das heisst dem Walten der selben zugleich transscendenten und realen Welt, aus der Christus spricht, wenn er sagt, in diesem Leben liege das Reich Gottes wie ein Schatz im Acker vergraben. Man betrachte eines der vielen Christusbilder Rembrandt‘s, z. B. das *Hundertguldenblatt,* und halte daneben seine *Landschaft mit den drei Bäumen:* man wird mich verstehen. Und man wird mir Recht geben, wenn

ich sage, Kunst i s t zwar nicht Religion — denn ideale Religion ist ein thatsächlicher Vorgang im innersten Herzen jedes Einzelnen, jene Umkehr und Wiedergeburt, von der Christus sprach — Kunst versetzt uns aber in die Atmosphäre der Religion, sie vermag es, die ganze Natur für uns zu erklären, und durch ihre erhabensten Offenbarungen regt sie unser innerstes Wesen so tief und unmittelbar an, dass manche Menschen nur durch die Kunst dazu gelangen zu wissen, was Religion ist. Dass das Umgekehrte ebenfalls gilt, ist ohne Weiteres einleuchtend, und man begreift, dass Goethe — dem man Frömmigkeit im Sinne unserer historischen Kirchen kaum vorwerfen wird — behaupten konnte: nur religiöse Menschen besässen schöpferische Kraft.[1])

Soviel zur Bestimmung dessen, was wir unter dem Worte „Kunst“ zu verstehen und zu verehren haben, und zur Abwehr einer Schwächung des Begriffes durch kritiklose Erweiterung. Die theoretische Definition der Kunst habe ich geglaubt durch den Hinweis auf das, was Kunst des Genies im allgemeinen Zusammenhang der Kultur leistet, ergänzen zu sollen; dadurch tritt die Bedeutung des Begriffes in konkreter Lebhaftigkeit vor den Geist. Wie man sieht, Polemik kann uns in kurzer Zeit weit fördern. Ich wende mich also zum zweiten Punkt: zu der von unseren Kunsthistorikern beliebten sinnwidrigen B e s c h r ä n k u n g des Begriffes „Kunst“.

Der tonvermählte Dichter

In keiner Kunstgeschichte des heutigen Tages ist von Dichtkunst oder Tonkunst die Rede; erstere gehört jetzt zur Litteratur (auf Deutsch „Buchstäblerei“), letztere ist eine Sache für sich, weder Fisch noch Fleisch, deren Technik zu abstrus und mühsam ist, um ausserhalb des engsten fachmännischen Kreises Interesse und Verständnis zu finden, und deren Wirkung zu unmittelbar physisch und allgemein ist, als dass sie nicht als Kunst der *misera plebs* und der oberflächlichen *dilettanti* bei den Gelehrten einer gewissen Geringschätzung anheimfallen sollte. Und doch braucht man nur die Augen zu einer umfassenden Rundschau aufzumachen, um sofort einzusehen, dass die Poesie, nicht allein

---

[1]) Vergl. das Gespräch mit Riemer vom 26. März 1814.

schon an und für sich, wie die Philosophen behaupten, den „obersten Rang“ unter allen Künsten einnimmt, sondern die unmittelbare Quelle fast jeglichen künstlerischen Schaffens und der schöpferische Herd auch derjenigen Kunstwerke ist, die sich nicht unmittelbar an sie anlehnen. Ausserdem werden wir aus jeder historischen, wie auch aus jeder kritischen Untersuchung mit Lessing die Überzeugung gewinnen, dass Poesie und Musik nicht zwei Künste sind, sondern vielmehr „eine und die selbe Kunst“. Der tonvermählte Dichter ist es, der uns überhaupt zu „Kunst“ erweckt; er ist es, der uns Auge und Ohr öffnet; bei ihm, mehr als bei irgend einem anderen Gestalter, herrscht jene gebietende F r e i h e i t, welche die Natur ihrem Willen unterwirft, und als Freiester aller Künstler ist er unbestritten der Erste. Die gesamte bildende Kunst könnte vernichtet werden, und es bliebe die Poesie — der tonvermählte Dichter — unangetastet stehen; ihr Reich wäre nicht um einen Schritt enger, sondern nur hier und dort gestaltenleer. Denn im Grunde genommen drücken wir uns sehr ungenau aus, wenn wir sagen, die Dichtkunst sei „die erste“ unter den Künsten: vielmehr ist sie die einzige. Die Poesie ist die allumfassende, welche jeder anderen Leben spendet, so dass, wo diese anderen sich emanzipieren, sie dann selber wieder — so gut es ihnen gelingen will — „dichten“ müssen. Man überlege es sich doch: wie wäre die bildende Kunst der Hellenen auch nur denkbar ohne ihre dichtende Kunst? Hat nicht Homer dem Phidias den Meissel geführt? Musste nicht der hellenische Dichter die Gestalten schaffen, ehe der hellenische Bildner sie nachschaffen konnte? Und glaubt man, der griechische Architekt hätte unnachahmlich vollendete Gotteshäuser errichtet, wenn nicht der Dichter ihm so herrliche Göttergestalten vorgezaubert hätte, dass er sich genötigt fühlte, jede Faser seines Wesens dem Erfindungswerk zu widmen, damit er nicht zu weit hinter dem zurückbliebe, was ihm und jedem seiner Zeitgenossen in der Phantasie als ein Göttliches und der Götter Würdiges vorschwebte? Bei uns ist es aber nicht anders. Unsere bildende Kunst knüpfte teils bei der hellenischen, zum noch grösseren Teil aber bei der christlich-religiösen Dichtung an. Ehe sie der

Bildner erfassen kann, müssen eben die Gestalten in der Phantasie da sein; der Gott muss geglaubt sein, ehe man ihm Häuser baut. Hier sehen wir die Religion — wie Goethe es will — als Quelle aller Produktivität. Doch muss historische Religion poetische Gestalt gewonnen haben, ehe wir sie bilden und im Bildnis begreifen können: das Evangelium, die Legende, das Gedicht geht voran und bildet den unerlässlichen Kommentar zu jedem *heiligen Abendmahl,* zu jeder *Kreuzigung,* zu jedem *Inferno.* Nun griff allerdings der germanische Künstler, seiner echten, unterscheidenden Eigenart gemäss, und sobald er das Technische in seine Gewalt bekommen hatte, viel tiefer; ihm war mit dem Inder der Zug zur Natur gemeinsam; daher jene doppelte Richtung, die uns in einem Albrecht Dürer so auffällt: h i n a u s, zur peinlich genauen Beobachtung und liebevoll gewissenhaften Wiedergabe jedes Grashalmes, jedes Käferchens, h i n e i n, in die unerforschliche innere Natur, durch das menschliche Bildnis und durch tiefsinnige Allegorien. Hier ist echteste Religion am Werke und — wie ich es vorhin zeigte — deswegen echteste Kunst. Hier spiegelt sich die Geistesrichtung der Mystiker (auf die Natur), die Geistesrichtung der Humanisten (auf die Würde des Menschen), die Geistesrichtung der naturforschenden Philosophen (auf die Unzulänglichkeit der Erscheinung) genau wieder. Ein Jeder trägt eben seinen Stein herbei zur Auferbauung der neuen Welt, und da der einheitliche Geist einer bestimmten Menschenart gebietet, fügt sich alles genau ineinander. Ich bin also weit entfernt zu leugnen, dass unsere bildende Kunst sich ungleich mehr von der Dichtkunst (d. h. von dem thatsächlich in Worten Gedichteten) emanzipiert hat als das bei den Hellenen der Fall war; ich glaube sogar, es lässt sich eine zunehmende Bewegung in diesem Sinne verfolgen, vom 13. Jahrhundert bis zum heutigen Tage. Doch wird man darum nicht verkennen wollen, dass diese Kunst ohne Berücksichtigung des allgemeinen Kulturganges nicht verstanden werden kann, und man wird einsehen müssen, dass überall die allgewaltige, freie Dichtkunst tonangebend voranging und den so vielfach gebundenen Schwestern die Wege ebnete. Ein Franz von Assisi musste die Natur an sein inbrünstiges Herz drücken

und ein Gottfried von Strassburg sie begeistert schildern, ehe uns die Augen für sie aufgingen und der Pinsel sie nachzubilden versuchte; ein gewaltiges dichterisches Werk war in allen Gauen Europas vollbracht — von Florenz bis London — ehe das Menschenantlitz vom Maler in seiner Würde erkannt ward, und ehe in dessen Werken Persönlichkeit an Stelle von Typus zu treten begann. Ehe vollends ein Rembrandt wirken konnte, musste ein Shakespeare gelebt haben. Bei der Allegorie ist das Verhältnis der bildenden Künste zur Dichtkunst so auffallend, dass es wohl Keinem entgehen kann. Hier will der Bildner selbständig dichten. Ich führte in der Einleitung (S. 4) Worte von Michelangelo an, in denen dieser den Stein und den unbeschriebenen Papierbogen einander gleichstellt, in jeden käme nur das hinein, was er w o l l e. Er dichtet also — wie mit der Feder, so auch mit Meissel und Pinsel.

the kindled marble's bust may wear
More poesy upon its speaking brow
Than aught less than the Homeric page may bear!
(Byron, *Prophecy of Dante.*)

Michelangelo's E r s c h a f f u n g d e s L i c h t e s ist seine eigene Erfindung: doch würden wir sie nicht verstehen, wenn sie sich nicht an einen allbekannten Mythus unmittelbar anlehnte. Und seine Figuren: *der Tag* und *die Nacht,* darüber Lorenzo de' Medici, was sind sie, wenn nicht Dichtungen? Es sind doch nicht bloss zwei nackte Figuren und eine bekleidete. Was also ist hinzugekommen? Etwas, was, durch die Macht, das Gemüt unmittelbar zu bewegen, der Tonkunst eben so nahe verschwistert ist, wie es sich andrerseits der Wortkunst durch die Anregung von Gedanken verwandt zeigt. Es ist ein heroischer Versuch, durch die blosse Welt der Erscheinung, ohne Anlehnung an eine bestehende poetische Fabel, also notgedrungen rein allegorisch, zu dichten. Das gewaltige Schaffen Michelangelo's kann überhaupt nur begriffen und beurteilt werden als ein Dichten (genau so wie das Rembrandt's und Beethoven's); und das viele ästhetische Gezänk darüber, sowie über die Grenzen des Aus-

druckes in den verschiedenen Künsten lässt sich durch die einfache Einsicht beilegen, dass deutliche Begriffe nur durch die Sprache vermittelt werden können, woraus folgt, dass jedes bildnerische Dichten der begrifflichen Bestimmtheit ermangeln und insofern „musikalisch“ wirken muss, um überhaupt zu wirken, andrerseits aber, dass dieses bildnerische Dichten, da es des Tones entbehrt, doch wiederum eine begriffliche Deutung erfordert und insofern „dichterisch“ aufgefasst werden muss. Die „Nacht“ ist zwar bloss ein einziges Wort, entrollt aber trotzdem, dank der magischen Gewalt der Sprache, ein ganzes dichterisches Programm. Und so sehen wir die bildende Kunst dort, wo sie ihre Selbständigkeit so weit wie nur immer möglich treibt, beide Hände nach dem tonvermählten Dichter ausstrecken: hat sie nicht den Stoff von ihm entlehnt, so muss sie die Seele von ihm empfangen, damit ihr Gebilde lebe.

Es bedarf, glaube ich, keiner weiteren Ausführung, damit Jeder zugebe, eine Geschichte der Kunst mit Umgehung der Dichtkunst sei ein genau ebenso vernünftiges Beginnen wie die berühmtberüchtigte Aufführung des Hamlet ohne Hamlet. Und doch werde ich gleich zeigen, dass die kühnsten geschichtsphilosophischen Behauptungen namhafter Gelehrter auf dieser Auffassung beruhen. Wenn Rosenkranz und Güldenstern in einer Scene die Bühne nicht betreten, da bleibt sie für unsere Kunsthistoriker leer. Doch, da ich vom „tonvermählten Dichter“ sprach, und da des Dichters Zwillingsschwester, Polyhymnia, im selben Anathema inbegriffen und ebenfalls nicht für hoffähig gehalten wird, so muss ich noch über ihre Kunst ein Wort sagen, ehe ich zu den geschichtlichen Wahnbildern übergehe.

Dass bei allen Mitgliedern der indoeuropäischen Gruppe in alter Zeit jede Wortdichtung zugleich Tondichtung war, ist heute allbekannt: die Zeugnisse über Inder, Hellenen, Germanen kann man in allen neueren Geschichtswerken finden. Von besonderem Werte für die Wiedergewinnung eines gesunden Urteils über die hohe kulturelle Bedeutung der Musik waren im 19. Jahrhundert die gelehrten Arbeiten von Fortlage, Westphal, Helmholtz, Ambros u. a. über die Musik bei den Hellenen, aus denen

hervorgeht, erstens, dass die Tonkunst von den Griechen eben so hoch geschätzt wurde wie die Dichtkunst und die bildende Kunst, zweitens, dass Musik und Poesie in der Zeit höchster Blüte griechischer Kultur so eng mit einander verknüpft und verwachsen waren, „dass die Geschichte hellenischer Musik notwendig auch in das Gebiet hellenischer Dichtkunst hinübergreifen muss und umgekehrt“.[1]) Was wir heute als hellenische Poesie bewundern, ist nur ein Torso; denn erst die organisch dazu gehörige Musik „rückte die Pindarische Ode, die Sophokleische Scene in die volle Beleuchtung des hellenischen Tages“. Nach heutigen Begriffen also, welche die Dreiteilung, Litteratur, Musik, Kunst eingebürgert und Alles, was gesungen wird, aus Litteratur und noch strenger aus Kunst verbannt haben, würde die gesamte griechische Poesie zur Musikgeschichte gehören — weder zur Litteratur, noch zur Kunst! Das giebt zu denken. Inzwischen hat die Tonkunst eine ganze grosse Entwickelung durchlaufen (auf die ich in einem anderen Zusammenhang noch zurückkommen werde), wodurch sie wahrlich nicht an Würde und Selbständigkeit verloren hat, sondern im Gegenteil, immer ausdrucksmächtiger und dadurch künstlerischer Gestaltung fähiger geworden ist. Hier liegt nicht bloss Entwickelung vor, wie unsere Musikhistoriker es sich gern zurechtkonstruieren, sondern vornehmlich der Übergang dieser Kunst aus hellenischen Händen in germanische. Der Germane — in allen Zweigen dieser Völkergruppe — ist der musikalischte Mensch auf Erden; Musik ist seine spezifisch eigene Kunst, diejenige, in welcher er unter allen Menschen der unvergleichliche Meister ist. In den ältesten Zeiten sahen wir die Germanen sogar zu Pferd die Harfe nicht aus der Hand geben und ihre tüchtigsten Könige den Gesangsunterricht persönlich leiten (S. 318); die alten Goten konnten keine andere Bezeichnung für „lesen“ erfinden, als singen, „da sie keine Art sprachlich gehobener Mitteilung kannten, die nicht gesungen worden wäre“.[2]) Und so greift denn der Germane — sobald er im 13. Jahrhundert

---

[1]) Ambros: *Geschichte der Musik,* 2. Aufl., I, 219.
[2]) Lamprecht: Deutsche Geschichte, 2. Aufl., I, 174.

zur Selbständigkeit erwacht und den geisttötenden Bann Rom‘s nur einigermassen abgeschüttelt hat — s o f o r t zu der nur ihm eigenen Harmonie und Polyphonie, und zwar geht diese Entwickelung von den kerngermanischen Niederlanden (der Heimat Beethoven‘s) aus und behält während mindestens dreier Jahrhunderte dort, sowie im übrigen Norden, ihren einzigen festen Halt und ihre schöpferische Brutstätte.[1]) Die Italiener sind erst später, und zwar als Schüler der Deutschen, Musiker von Bedeutung geworden; auch Palestrina schliesst sich den Nordländern unmittelbar an.[2]) Und was mit solcher Energie angefasst worden war, gedieh fortan ohne jegliche Unterbrechung. Bereits in Josquin de Près, einem Zeitgenossen Raffael‘s, erlebte die neue germanische Tonkunst ein vollendetes Genie. Von Josquin an bis zu Beethoven, an der Grenze des 19. Jahrhunderts, hat die Entwickelung dieser göttlichen Kunst — von der Shakespeare sagt, sie allein wandle das innerste Wesen des Menschen um — keine Unterbrechung erfahren. Die Musik, von Tausenden und Abertausenden fleissig gepflegt und gefördert, stellte jedem folgenden Genie stets vollkommenere Mittel zur Verfügung: eine reifere Technik, eine verfeinerte Aufnahmefähigkeit.[3]) Und diese

---

[1]) Die übliche ausschliessliche Betonung der Niederlande ist, wie Ambros gezeigt hat, ein geschichtlicher Irrtum; Franzosen, Deutsche, Engländer haben in grosser Zahl wacker mitgearbeitet; siehe a. a. O. III, 336, sowie den ganzen folgenden Abschnitt und das ganze zweite Buch. Interessant ist es zu erfahren, dass Milton‘s Vater Tonkünstler war. Zur Ergänzung schlage man in Riemann‘s *Geschichte der Musiktheorie* und *Illustrationen zur Musikgeschichte* nach.

[2]) Höchst bemerkenswert ist es, dass Palestrina's Lehrer, der Franzose Goudimel, ein Calvinist war, der in der Bartholomäusnacht getötet wurde; denn da Palestrina sich in Stil und Schreibart seinem Lehrer auf das Genaueste anschloss (Ambros, II, S. 11 des V.), sehen wir, dass jene Reinigung der römischen Kirchenmusik „von lasciven und schlüpfrigen Gesängen“ (wie das Tridentiner Concil in seiner 22. Sitzung sich ausdrückt), und ihre Zurückführung zu Würde und Schönheit, im letzten Grunde ein nordisches, germanisch-protestantisches Werk war.

[3]) Ich schreibe absichtlich nicht „Gehör“, denn nach manchen, jedem Musikkundigen bekannten Thatsachen zu urteilen, lässt

spezifisch germanische Kunst wurde seit Jahrhunderten als eine ebenfalls spezifisch christliche Kunst erkannt und häufig kurzweg die „göttliche Kunst", *la divina musica,* genannt, und zwar mit Recht, da es die Eigentümlichkeit dieser Kunst ist, nicht aus sinnlich gegebenen Gestalten aufzubauen, sondern mit gänzlicher Ausserachtlassung dieser, unmittelbar auf das Gemüt zu wirken. Dadurch regt sie den inneren Menschen so mächtig an. Jene tiefe Verwandtschaft zwischen Mechanik und Idealität, auf welche ich öfters hingewiesen habe (siehe namentlich S. 777 und S. 938 fg.), tritt uns hier gleichsam in einem Bilde verkörpert entgegen: die mathematische Kunst *par excellence* und insofern auch die am meisten „mechanische" ist zugleich die „idealste", von allem Körperlichen am vollkommensten losgelöste. Hiermit hängt eine Unmittelbarkeit der Wirkung zusammen, d. h. also eine unbedingte Gegenwärtigkeit, welche eine weitere Verwandtschaft mit echter Religion bedingt: und in der That, wollte man durch ein Beispiel fasslich machen, was man unter Religion als E r f a h r u n g meint, so wäre der Hinweis auf musikalische Erfahrungen, das heisst, auf den unmittelbaren, überwältigenden und unauslöschlichen Eindruck, den das Gemüt von erhabener Musik erhält, gewiss die allertrefflichste und vielleicht auch die einzig zulässige Illustration. Es giebt Choräle von Johann Sebastian Bach — und nicht Choräle allein, doch nenne ich diese, um mich an Allbekanntes zu halten — welche im schlichten, buchstäblichen

---

sich eher auf ein Ab- denn auf eine Zunahme des Gehörs innerhalb der letzten drei Jahrhunderte schliessen; so z. B. aus der Vorliebe unserer Vorfahren für vier-, acht- und womöglich noch reichere vielstimmige Kompositionen, sowie daraus, dass der Dilettant, der zur Laute sang, nicht die Oberstimme vortrug (da dies für gemein galt!), sondern eine Mittelstimme. Man hat aber schon längst festgestellt, dass Schärfe des Gehörs in keinem notwendigen, unmittelbaren Verhältnis zur Empfänglichkeit für musikalischen Ausdruck steht; zum grossen Teil ist diese Schärfe lediglich eine Sache der Übung, und man trifft Völker (z. B. die Türken), bei denen die Unterscheidung eines Vierteltons allgemein mit Sicherheit geschieht und die dennoch ohne jegliche musikalische Phantasie und Schöpferkraft sind.

Sinne des Wortes das „Christlichste“ sind, was je erklungen war, seitdem die göttliche Stimme am Kreuze verstummte.

Mehr will ich in diesem Zusammenhang nicht vorbringen; es genügt, auf die hohe kulturelle Bedeutung der Tonkunst hingewiesen und an die unvergleichlichen Grossthaten, welche die „Kunst des Genies“ gerade auf diesem Gebiete seit fünf Jahrhunderten vollbracht hat, erinnert zu haben. Jeder wird bereit sein, zuzugeben, dass Verallgemeinerungen über das Verhältnis zwischen Kunst und Kultur keinen Wert besitzen können, wenn diese beiden Künste, die Dichtkunst und die Tonkunst, welche — wie Lessing uns belehrte — in Wahrheit eine einzige, allumfassende Kunst ausmachen, von der Betrachtung ausgeschlossen bleiben.

Kunst und Wissenschaft

Nunmehr sind wir gewappnet, um der kunsthistorischen Geschichtsphilosophie, wie sie unter uns heute gäng und gäbe ist, entgegenzutreten: ein unerlässliches Beginnen, da diese Geschichtsphilosophie das Verständnis des Werdens unserer germanischen Kultur völlig unmöglich macht und dadurch zugleich das Urteil über die Kunst des 19. Jahrhunderts ein geradezu lächerlich schiefes wird.

Ein konkretes Beispiel muss gegeben werden, und da wir überall die selbe Nachblüte Hegel'schen Wahnes finden, ist es ziemlich gleichgültig, wohin wir greifen. Ich nehme ein unter Laien weitverbreitetes, vortreffliches Werk zur Hand, die *Einführung in das Studium der neueren Kunstgeschichte* von Professor Alwin Schultz, dem rühmlichst bekannten Prager Gelehrten; es liegt mir in der Ausgabe vom Jahre 1887 vor. Hier lesen wir S. 5: „Hat je zugleich die Kunst und die Wissenschaft im selben Augenblicke *(sic!)* ihre besten Früchte gezeitigt? ist Aristoteles nicht aufgetreten, als die heroische Zeit der griechischen Kunst bereits vorüber war? und welcher Gelehrter *(sic!)* hat zu Leonardo's, zu Michelangelo's, zu Raffael's Zeiten gelebt, dessen Werke denen jener Meister nur annähernd an die Seite gestellt werden könnten? Nein! Kunst und Wissenschaft sind n i e zu gleicher Zeit mit Erfolg von den Völkern gepflegt worden; vielmehr geht die Kunst der Wissenschaft voraus: die

Wissenschaft tritt erst recht in Kraft, wenn die glänzende Epoche der Kunst schon der Vergangenheit angehört, und je mehr die Wissenschaft wächst und an Bedeutung gewinnt, desto mehr wird die Kunst in den Hintergrund gedrängt. Auf beiden Gebieten gleichzeitig hat kein Volk je etwas Grosses hervorgebracht. Wir können uns deshalb recht wohl trösten, wenn wir sehen, wie in unserem Jahrhundert, das so hervorragende, die ganze Kultur fördernde Erfolge auf dem Gebiete der Wissenschaften aufzuweisen hat, die Kunst nur minder Bedeutendes zu erreichen vermochte.“ In der selben Weise geht es noch ein paar Seiten weiter. Die angeführte Stelle muss man mehrere Male hintereinander aufmerksam durchlesen; man wird immer mehr staunen über eine solche Fülle verkehrter Urteile und namentlich darüber, wie ein gewissenhafter Gelehrter zu Gunsten einer überkommenen, künstlichen, grundfalschen Geschichtskonstruktion, weithin leuchtende, jedem Gebildeten bekannte Thatsachen einfach ignorieren kann. Kein Wunder, wenn wir arme Laien die Geschichte und in Folge dessen auch unsere eigene Zeit nicht mehr verstehen. Wir w o l l e n sie aber verstehen. Schauen wir uns zu diesem Zwecke die soeben angeführte offizielle Geschichtsphilosophie etwas näher und mit kritischem Auge an.

Zunächst frage ich: gesetzt den Fall, es verhielte sich bei den Hellenen, wie Professor Schultz sagt, was würde das für uns beweisen? Dahinter steckt wieder der vermaledeite abstrakte Menschheitsbegriff. Denn es ist nicht allein von den Griechen die Rede, sondern allgemeine Gesetze werden mit „je“ und mit „nie“ aufgestellt, als ob man uns alle — Ägypter, Chinesen, Congoneger, Germanen — in einen Topf werfen könnte; wogegen wir auf jedem Gebiet des Lebens sehen, dass selbst unsere nächsten Verwandten — die Hellenen, die Römer, die Indier, die Eranier — jeder einen ganz individuellen Entwickelungsgang durchmacht. Ausserdem stimmt das angeblich beweiskräftige Beispiel keineswegs. Ja! hätten unsere Kunsthistoriker die These durchführen wollen, die ich selber im ersten Kapitel dieses Buches zu skizzieren versucht habe, dass nämlich schöpferische Kunst — die Kunst Homer‘s — die Grundlage der gesamten helle-

nischen Kultur abgegeben hat, dass wir durch sie erst „ins Tageslicht des Lebens eingetreten sind“, und dass dies das besondere Kennzeichen der einen einzigen hellenischen Geschichte ist: dann wäre ihre Stellung unanfechtbar, und wir müssten ihnen Dank wissen; doch davon ist keine Rede. Poesie und Musik gehören bei Schultz ebensowenig wie bei irgend einem seiner Kollegen zur Kunst; mit keinem Sterbenswörtchen wird ihrer auch nur gedacht; „das ganze weite Gebiet handwerklicher Produktion“ (S. 14) wird als zum Gegenstand gehörig betrachtet, also lediglich die bildende Kunst. Und da ist denn die aufgestellte Behauptung nicht allein gewagt, sondern nachweisbar falsch. Denn, erstens ist die Beschränkung der „heroischen Zeit“ der bildenden Kunst auf Phidias kaum mehr als eine bequeme Phrase. Was besitzen wir denn von ihm, um ein derartiges Urteil darauf zu gründen? Erkennt nicht die Forschung von Jahr zu Jahr mehr die Vielseitigkeit und die Bedeutung des Praxiteles[1]), und geniesst Apelles nicht den Ruf eines unvergleichlichen Malers? Beide sind Zeitgenossen des Aristoteles. Und ist man wirklich berechtigt, die herrlichen Skulpturen aus Pergamon einem vorgefassten System zuliebe als „Ware zweiter Güte“ gering zu schätzen? Pergamon aber wurde 50 Jahre nach dem Tode des Aristoteles erst gegründet. Ich selber bin in diesem Buche gezwungen, immer nur wenige, hervorragende und allbekannte Namen zu nennen; auch habe ich den stärksten Nachdruck auf die Kunst als „Kunst des Genies“ gelegt; doch ist es lächerlich, meine ich, wenn man in Fachbüchern einer derartigen Vereinfachung Raum giebt; das Genie gleicht doch nicht einem Orden, den man einem bestimmten einzelnen Menschen auf die Brust hängt, sondern es schlummert, und schlummert nicht bloss, sondern wirkt auch in Hunderten und Tausenden, ehe der Einzelne sich hervorthun kann. Wie ich S. 70 hervorhob, Persönlichkeiten können nur in einer Umgebung von Persönlichkeiten sich als solche bemerkbar machen; Kunst des Genies setzt weitverbreitete künstlerische Genialität voraus;

---

[1]) Man lese z. B. die Berichte über die neuerlichen Funde in Mantinea mit den Musenreliefs des Praxiteles.

in schöpferischen Werken der Kunst kommt, wie Richard Wagner bemerkt hat, „eine gemeinsame, in unendlich mannigfache und vielfältige Individualitäten gegliederte Kraft“ zur Erscheinung.[1]) Eine so weitverbreitete Genialität, wie sie die Griechen bis in spätere Zeiten bekundeten, eine Genialität, die lange nach Aristoteles den Gigantenfries und die Laokoongruppe hervorbrachte, kann sich neben der Wissenschaft — namentlich neben der durchaus unheroischen Wissenschaft jener späteren Periode! — recht wohl sehen lassen. Doch will ich hierauf nicht weiter bestehen, sondern den Standpunkt der Kunsthistoriker vorderhand zu dem meinigen machen und das Zeitalter des Perikles als den Höhepunkt der Kunst betrachten. Wie könnte ich mich aber der Erkenntnis verschliessen, dass dann die „heroische Zeit“ der Wissenschaft auf genau den selben Augenblick fällt? Wie man in diesem Zusammenhang auf Aristoteles kommt, ist nämlich unerfindlich. Dieser grosse Mann hat auch die Wissenschaft seiner Zeit, wie alles andere, zusammengefasst, gesichtet, geordnet, schematisiert; doch ist seine persönliche Wissenschaft nichts weniger als heroisch, eher das Gegenteil, nämlich ausgesprochen geheimrätlich, um nicht zu sagen pfäffisch. Dagegen treten schon über ein Jahrhundert vor der Geburt des Phidias alle hellenischen Denker als fachmännisch gebildete Mathematiker und Astronomen auf, und wirklich „heroisch“ wird die Wissenschaft durch den spätestens 80 Jahre vor Phidias geborenen Pythagoras. Ich verweise auf das S. 84 fg. nur Angedeutete. Wie genial die Pythagoreische Astronomie war, wie emsig und erfolgreich die Griechen bis zur alexandrinischen Zeit hinunter, und zwar ohne Unterbrechung, Mathematik und Astrophysik betrieben, wie abseits Aristoteles von dieser einzig echt naturwissenschaftlichen Bewegung stand, ist heute allbekannt: wie kann man es zu Gunsten einer Konstruktion übersehen? Von Thales, der 100 Jahre vor Phidias Sonnenfinsternisse vorausberechnet, bis zu Aristarch, dem 100 Jahre nach Aristoteles ge-

[1]) *Eine Mitteilung an meine Freunde* (Ges. Schriften, 1. Ausg., IV., 309).

borenen Vorläufer des Kopernikus — d. h. so lange griechisches Geistesleben überhaupt blühte, vom Anfang bis zum Ende — sehen wir die besondere hellenische Anlage für die Wissenschaft des Raumes am Werke. Abgesehen hiervon haben die Griechen überhaupt in Wissenschaft nur wenig von bleibender Bedeutung geleistet, denn sie waren allzu hastige, schlechte Beobachter; doch ragen zwei Namen hoch empor, so dass sie noch heute jedem Kinde bekannt sind: Hippokrates. der Begründer wissenschaftlicher Medizin, und Demokrit, der weitaus bedeutendste aller hellenischen naturforschenden Denker, der einzige, der heute noch weiterschaffend unter uns lebt;[1]) und beide sind — Zeitgenossen des Phidias!

Die Behauptung, Kunst und Wissenschaft seien nie zugleich mit Erfolg gepflegt worden, erweist sich aber als noch mehr hinfällig, sobald sie unsere aufsteigende germanische Kultur betrifft. „Welcher Gelehrte hat zu Leonardo‘s, zu Michelangelo‘s, zu Raffael‘s Zeiten gelebt, dessen Werke denen jener Meister nur annähernd an die Seite gestellt werden könnten?“ Wirklich, so ein armer Kunsthistoriker kann einem leid thun! Gleich beim ersten Namen — Leonardo — ruft man aus: aber, bester Mann,

---

[1]) Demokrit kann man nur mit Kant vergleichen: die Weltgeschichte weiss von keiner erstaunlicheren Geisteskraft zu melden. Wem das noch unbekannt, der schlage den betreffenden Abschnitt in Zeller‘s *Philosophie der Griechen* (2. Abt. des 1. Bandes) nach und ergänze das dort Gesagte durch die Darstellung in Lange‘s *Geschichte des Materialismus.* Demokrit ist der einzige Grieche, den man als echten Vorläufer germanischer Weltanschauung betrachten kann; denn bei ihm — und bei ihm allein — finden wir die rücksichtslos mathematisch-mechanische Deutung der Erscheinungswelt, verbunden mit dem Idealismus der inneren Erfahrung und mit dem resoluten Abwehren jedweden Dogmatismus. Im Gegensatz zu dem albernen „Mittelweg“ des Aristoteles lehrt er, die Wahrheit liege in der T i e f e! Eine Erkenntnis der Dinge ihrer wirklichen Beschaffenheit nach sei, sagt er, unmöglich. Seine Ethik ist ebenso bedeutend: die Sittlichkeit liegt für ihn ganz und gar im Willen, nicht im Werke; er deutet auch schon auf Goethe‘s Ehrfurcht vor sich selbst hin und weist Furcht und Hoffnung als moralische Triebfedern ab.

Leonardo selber! Wissenschaftliche Fachleute urteilen über ihn: „Leonardo da Vinci muss als der hervorragendste Vorarbeiter der galileischen Epoche der Entwickelung der induktiven Wissenschaften betrachtet werden.“[1]) Ich hatte oft in diesem Buche Gelegenheit, auf Leonardo hinzuweisen, begnüge mich also hier daran zu erinnern, dass er Mathematiker, Mechaniker, Ingenieur, Astronom, Geolog, Anatom, Physiolog war. Hat auch die kurze Spanne eines Menschenlebens nicht genügt, damit er hier überall, wie auf dem Gebiete der Kunst, Unsterbliches leiste, die zahlreichen richtigen Ahnungen des erst viel später Entdeckten besitzen um so mehr Wert, als sie nicht luftige Intuitionen sind, sondern das Ergebnis der Beobachtung und einer streng wissenschaftlichen Denkmethode. Das grosse mittlere Prinzip unserer gesamten Naturwissenschaft: Mathematik und Experiment, hat er zuerst klar aufgestellt. „Alles Wissen ist eitel“, sagt er, „welches nicht auf Erfahrungsthatsachen fusst und Schritt für Schritt bis zum wissenschaftlich angestellten Versuch verfolgt werden kann.“[2]) Ob Professor Schultz Leonardo einen „Gelehrten“ nennen würde, weiss ich allerdings nicht; jedoch zeigt die Geschichte, dass es auch in den Wissenschaften etwas grösseres

---

[1]) Hermann Grothe: *Leonardo da Vinci als Ingenieur und Philosoph,* S. 93. Dass der Verfasser in dieser selben Schrift, in welcher er ausserdem darzutun versucht hat, die wissenschaftlichen Kenntnisse seien zu Leonardo‘s Zeiten überhaupt ausgedehnter und präziser als zwei Jahrhunderte später gewesen, dennoch der kunsthistorischen Hegelei das Opfer bringt, zu schreiben: „Stets haben wir die Erscheinung beobachten können, dass eine erhabene Kunstepoche der Blüte der Wissenschaft vorangeht“ — ist wirklich ein *non plus ultra.* Nichts ist schwerer zu entwurzeln, wie es scheint, als derartige Phrasen: der selbe Mann, der soeben in einem hervorragenden Falle das Gegenteil bewiesen hat, plappert sie dennoch nach, und entschuldigt die Abweichung von der vermeintlichen Regel mit einem „stets“ — worauf man mit der Frage erwidern möchte, wo er denn überhaupt ausser bei uns Germanen auf eine wahre „Blüte der Wissenschaft“ hinweisen könne? Er würde sehr verlegen um eine Antwort sein. Und bei uns — das könnte er nicht leugnen — geht die Kunst von Giotto bis Goethe ihren Gang parallel mit der Wissenschaft von Roger Bacon bis Cuvier.

[2]) *Libro di pittura,* § 33 (ed. Ludwig).

giebt als Gelehrsamkeit, nämlich Genie; und Leonardo ist ohne Frage eines der hervorragendsten wissenschaftlichen Genies aller Zeiten. — Doch sehen wir weiter, ob es nicht einen ausschliesslich „wissenschaftlichen“ Zeitgenossen Michelangelo‘s und Raffael‘s giebt, würdig, ihnen „annähernd an die Seite gestellt zu werden“. Nichts ist schwerer, als für vergangene wissenschaftliche Grössen anerkennendes Verständnis zu wecken, und wollte ich als Beispiele von Naturforschern, deren Leben „innerhalb“ des Lebens Michelangelo‘s fällt, auf Vesalius, den unsterblichen Begründer der menschlichen Anatomie, auf Servet, den Vorentdecker des Blutumlaufes, auf Konrad Gessner, jenes erstaunlich vielseitige Muster aller späteren „Naturalisten“, und noch auf Andere hinweisen, so müsste ich zu jedem Namen einen Kommentar geben, und trotzdem würde ein ganzes Leben erfolgreicher Arbeit in der dunklen Vorstellung eines Laien immer noch wenig wiegen im Vergleich zu einem einzigen aus Anschauung ihm bekannten Kunstwerke. Doch zum Glück brauchen wir in diesem Falle nicht lange zu suchen, um einen Namen zu finden, dessen Glanz selbst bis in das unwissenschaftlichste Hirn gedrungen ist. Denn bei aller grossen Verehrung für jene unsterblichen Künstler werden wir doch zugeben müssen, dass ein Nikolaus Kopernikus einen bedeutenderen, weiter reichenden und mehr bis in die fernste Zukunft bestimmenden Einfluss auf die Kultur der gesamten Menschheit ausgeübt hat, als Michelangelo und Raffael. Georg Christoph Lichtenberg ruft aus, nachdem er die wissenschaftliche und moralische Grösse des Kopernikus dargethan hat: „Wenn dieses kein grosser Mann war, wer in der Welt kann Anspruch auf diesen Namen machen?“[1]) Und Kopernikus ist so genau der Zeitgenosse Raffael‘s und Michelangelo‘s, dass sein Leben dasjenige Raffael‘s einschliesst. Raffael ist geboren 1483, gestorben 1520, Kopernikus ist geboren 1473, gestorben 1543. Kopernikus war in Rom berühmt, als man Raffael‘s Namen dort noch nie gehört hatte, und als der Urbinat 1508 von Julius II. berufen wurde,

---

[1]) Siehe dessen *Leben des Kopernikus* in seinen *physikalischen und mathematischen Schriften,* Ausg. 1844, I. Teil, S. 51.

trug der Astronom seine Theorie des kosmischen Weltsystems schon fertig im Kopfe, wenn er gleich, als echter Naturforscher, noch über 30 Jahre daran arbeitete, ehe er sie veröffentlichte. Kopernikus ist 21 Jahre jünger als Leonardo, 2 Jahre jünger als Albrecht Dürer, 2 Jahre älter als Michelangelo, 4 Jahre älter als Tizian; alle diese Männer standen zwischen 1500 und 1520 auf der Höhe ihres Wirkens. Nicht sie allein aber, auch der bahnbrechende Naturforscher Paracelsus[1]) ist nur 10 Jahre jünger als Raffael und beschloss sein ereignisreiches und für die Wissenschaft epochemachendes Leben mehr denn 20 Jahre früher als Michelangelo. — Nun darf man aber nicht übersehen, dass Männer wie Kopernikus und Paracelsus nicht vom Himmel fallen; ist selbst die Kunst des Genies eine Kollektiverscheinung, so ist es die Wissenschaft in viel höherem Grade. Schon der erste Biograph des Kopernikus, Gassendi, wies nach, dass dieser ohne seinen Vorgänger, den unsterblichen Regiomontanus, und Regiomontanus wieder ohne seinen Lehrer Purbach nicht möglich gewesen wäre; und andrerseits erhärtet ein Fachmann, der Astronom Bailly, dass es nur noch einiger technischer Vervollkommnung seiner Werkzeuge bedurfte, damit Regiomontanus die meisten Entdeckungen Galilei's vorweggenommen hätte.[2])

Kunst und Wissenschaft dürfen überhaupt nicht in der Art zu einander in Parallele gestellt werden wie unsere Kunsthistoriker es thun; denn Kunst — Kunst des Genies — „ist stets am Ziel“, wie Schopenhauer treffend bemerkt hat; es giebt keinen Fortschritt über Homer hinaus, über Michelangelo hinaus, über Bach hinaus; wogegen Wissenschaft ihrem Wesen nach „kumulativ“ ist und jeder Forscher seinem Vorgänger auf den Schultern steht. Der bescheidene Purbach ebnet die Wege für das Wunderkind Regiomontanus, dieser macht Kopernikus möglich, auf ihm wieder fussen Kepler und Galilei (geboren im Todesjahre Michelangelo's), auf diesen Newton. Nach welchem Kriterium will man hier die „beste Frucht“ bestimmen? Eine einzige Erwägung wird

---

[1]) Vergl. S. 861, 888 fg.

[2]) Beide Angaben sind der oben angeführten Lichtenbergschen Biographie entlehnt.

zeigen, wie wenig die künstliche Bestimmung nach *a priori* Zurechtlegungen zulässig ist. Die grossen Entdeckungen des Columbus, Vasco da Gama, Magalhäes u. s. w. sind alle schon eine Frucht exakter wissenschaftlicher Arbeit. Toscanelli (geb. 1397), der Ratgeber des Columbus und vermutliche Urheber seiner Reise nach Westen, war ein sehr tüchtiger, gelehrter Astronom und Kosmograph, der die sphärische Gestalt der Erde zu beweisen unternahm und dessen Karte des Atlantischen Ozeans, die Columbus auf seiner ersten Reise benutzte, ein Wunderwerk des Wissens und der Intuition ist. Bei ihm hat der Florentiner Amerigo Vespucci noch persönlich Unterricht genommen und dadurch die Befähigung gewonnen, die ersten genauen geographischen Ortsbestimmungen der amerikanischen Küste aufzunehmen. Doch hätte das nicht genügt. Ohne die bewundernswert genauen astronomischen Ephemeriden des Regiomontanus, die dieser auf Grundlage seiner astronomischen Beobachtungen und neuen Methoden für die Zeit 1475—1506 vorausberechnet und gedruckt hatte, wäre überhaupt keine transatlantische Entdeckungsreise möglich gewesen; von Columbus an hat sie jeder Entdecker an Bord gehabt.[1]) Ich dächte, die Entdeckung der Welt, deren „heroische Zeit“ ganz genau mit der höchsten Blüte der bildenden Künste in Italien zusammenfällt, wäre schon eine „Frucht“, die der Beachtung eben so wert ist wie eine Madonna Raffael‘s; die Wissenschaft, die sie vorbereitet und ermöglicht hat, ist der Kunst nicht nachgehinkt, sondern eher vorangeeilt.

Wollten wir unserem Kunsthistoriker noch weiter Schritt für Schritt nachgehen, wir würden lange mit ihm zu thun haben; doch meine ich, jetzt, wo wir die Grundlagen seiner ferneren Behauptungen Wort für Wort als unstichhaltig befunden haben, dürfen wir schon Thür und Fenster weit aufwerfen und die dumpfe Stubenluft einer Geschichtsphilosophie, in der uns weder die Vergangenheit deutlich, noch die Gegenwart bedeutsam wird, durch den Sonnenschein der herrlichen Wirklichkeit und die

---

[1]) Für alle diese Angaben siehe Fiske: *The discovery of America.*

frische Luft des brausenden Werdens verjagen. Ich fasse also die weitere Zurückweisung kurz zusammen.

Etwa 150 Jahre nach Raffael's Tod — Kepler und Galilei waren schon längst, Harvey vor einiger Zeit gestorben, Swammerdam war beschäftigt, ungeahnte Geheimnisse der Anatomie aufzudecken, Newton hatte bereits sein System der Gravitation ausgearbeitet und John Locke unternahm soeben als vierzigjähriger Mann seine wissenschaftliche Analyse des Menschengeistes — da wurde eine Dichtung geschrieben, von der Goethe gesagt hat: „wenn die Poesie ganz von der Welt verloren ginge, so könnte man sie aus diesem Stück wieder herstellen"; das wäre, dächte ich, Kunst des Genies im superlativsten Sinne des Wortes! Der Künstler war Calderon, das Kunstwerk *Der standhafte Prinz.*[1]) So überschwengliche Worte aus dem Munde eines so urteilsfähigen und stets gemessen redenden Mannes lassen uns empfinden, dass die schöpferische Kraft der Kunst im 17. Jahrhundert nicht nachgelassen hatte. Wir werden um so weniger daran zweifeln, wenn wir bedenken, dass Newton, der Zeitgenosse Calderon's, sehr gut Rembrandt an der Staffelei hätte sehen können und vielleicht — ich weiss es nicht — gesehen hat, ebenso wie er, wäre er in Deutschland gereist, den grossen Thomaskantor hätte eine seiner Passionen aufführen hören, und ohne Zweifel Händel — der lange vor Newton's Tode nach England übergesiedelt war — gesehen und gekannt hat. Hiermit reichen wir aber bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts hinaus; in dem Jahre, als Händel starb, stand Gluck auf der Höhe seines Könnens, Mozart war geboren und Goethe hatte, wenn auch noch nicht für die Welt, so doch für seinen früh verstorbenen Bruder Jakob schon viel geschrieben und war soeben, infolge der Anwesenheit der Franzosen in Frankfurt, mit dem Theater vor und hinter den Coulissen vertraut geworden; vor Schluss des selben Jahres erblickte Schiller das Licht der Welt. Schon diese flüchtigen Andeutungen — bei denen ich des blühenden Kunstlebens Englands, von Chaucer bis Shakespeare, und von diesem bis Hogarth und

---

[1]) *Bf. an Schiller* vom 28. Januar 1804.

Byron, und der reichen Schöpfungen Frankreichs, von der Erfindung des gotischen Baustils im 12. und 13. Jahrhundert an, bis zu dem grossen Racine gar nicht gedacht habe — genügen zum Beweise, dass in keinem Jahrhundert, seit unsere neue Welt zu entstehen begann, weder ein tiefgefühltes Bedürfnis nach Kunst, noch weitverbreitete künstlerische Genialität, noch auch ihr Emporblühen zu herrlichen Gebilden in Kunst des Genies gefehlt hat. Calderon steht, wie wir soeben sahen, nicht allein da: was Goethe von seinem *standhaften Prinzen* sagte, hätte er wohl nicht minder von Shakespeare‘s *Macbeth* gesagt; und zwischen wuchs die reinste aller Künste, die erst dem germanischen Dichter das Werkzeug liefern sollte, dessen er zur vollen Ausdrucksfähigkeit bedurfte — die Musik —- nach und nach zu nie geahnter Vollkommenheit heran und gebar ein Genie nach dem andern. Damit erhellt die Nichtigkeit der Behauptung, Kunst und Wissenschaft schlössen sich gegenseitig aus: eine Behauptung, die teils auf einer durchaus willkürlichen und verwerflichen Definition des Begriffes „Kunst“ beruht, teils aber auf Unwissenheit bezüglich der geschichtlichen Thatsachen und auf anerzogener Verkehrtheit des Urteils.

Wenn es ein Jahrhundert giebt, welches die Bezeichnung „das naturwissenschaftliche“ verdient, so ist es das sechzehnte; diese Ansicht Goethe‘s fanden wir durch das autoritative Gutachten Justus Liebig‘s bestätigt (S. 800); das 16. Jahrhundert ist aber das Jahrhundert Raffael‘s, Michelangelo‘s und Tizian‘s, es erlebte noch Leonardo am Anfang und Rubens am Schlusse; das Jahrhundert der Naturwissenschaft *par excellence* war also ebenfalls ein unvergleichliches Jahrhundert der bildenden Kunst. Doch sind alle diese Einteilungen als künstlich und nichtssagend zu verwerfen.[1]) Es giebt ja gar keine Jahrhunderte ausser in unserer

[1]) Liebhaber derartiger Spielereien mache ich auf Folgendes aufmerksam: im Todesjahre Michelangelo‘s (1564) wurde Shakespeare geboren, mit Calderon's Tod (1681) fällt die Geburt Bach‘s fast genau zusammen, und die Leben Gluck‘s, Mozart‘s und Haydn‘s führen uns bis genau zu dem Schluss des 18. Säculums; so könnte man auf das bildende Jahrhundert ein poetisches und auf

Einbildung, und es giebt auch gar keine Beziehung zwischen Kunst und Wissenschaft ausser einer der gegenseitigen indirekten Förderung. Es giebt einzig eine grosse, entfesselte, auf allen Gebieten zugleich emsig thätige Kraft, die Kraft einer bestimmten Rasse. Zwar wird diese Kraft das eine Mal hier, das andere Mal dort gehemmt oder gefördert, häufig durch rein äussere, zufällige Begebenheiten, manchmal durch grosse Ideen und durch den Einfluss hervorragender Persönlichkeiten. So erwacht z. B. die italienische Malerei zur Selbständigkeit und Bedeutung unter dem unmittelbaren Einfluss des Franz von Assisi und der von seinem Orden geforderten grossen Kirchen mit Wandgemälden für die Belehrung des unwissenden Volkes; so erlischt nach und nach in Deutschland, in Folge einer fast dreihundertjährigen Epoche von Krieg und Verheerungen und inneren Zerwürfnissen, die Lust und die Fähigkeit zu bildender Kunst, weil diese wie keine andere Reichtum und Ruhe benötigt, um leben zu können; oder wiederum, die Umsegelung der Welt fördert gewaltig die astronomischen Studien (S. 773), während das Aufkommen der Jesuiten die blühende Wissenschaft Italiens gänzlich ausrottet (S. 698). Das alles kann und soll uns der wissenschaftliche Geschichtsforscher — und also auch der Kunsthistoriker — an der Hand konkreter Thatsachen zeigen, nicht aber unser Urteil durch lendenlahme Verallgemeinerungen verblöden.

Die Kunst als ein Ganzes

Und dennoch bedürfen wir der Verallgemeinerungen; ohne sie giebt es kein Wissen, und darum pendeln wir bis zur Ankunft des so sehr ersehnten kulturhistorischen Bichat zwischen falschen Gesamtanschauungen, welche jede einzelne Thatsache in eine unrichtige Perspektive rücken, und richtigen Einzelkenntnissen, welche wir unfähig sind so zu verbinden, dass daraus ein Wissen, d. h. ein alle Erscheinungen zusammenfassendes Verstehen wird. Doch hoffe ich, die gesamte vorangehende Dar-

---

dieses ein musikalisches folgen lassen. Es hat auch Menschen gegeben, die von mathematischen, astronomisch-physikalischen, anatomisch-systematischen und chemischen Jahrhunderten gesprochen haben — ein Unsinn, für welchen die heutigen Mathematiker, Physiker, Anatomen u. s. w. sich bestens bedanken werden.

stellung, vom ersten Kapitel dieses Buches an, wird uns Material genug geliefert haben, um unseren vorläufigen Notbrückenbau hier vollenden zu können. Die grundlegenden Erkenntnisse liegen jetzt so klar vor Augen und wurden von so vielen Seiten betrachtet, dass ich eine fast aphoristische Kürze nicht zu entschuldigen brauche.

Um die Geschichte und damit auch die Bedeutung unserer Kunst in der Zeitenfolge und inmitten der übrigen Lebenserscheinungen zu verstehen, ist das erste und unbedingte Erfordernis, dass wir sie als ein Ganzes betrachten, nicht dieses und jenes herausreissen — etwa gar „das Gebiet der handwerklichen Produktion“ — und nun über dieses Bruchstück philosophieren.[1]) Wo immer und wie immer freie schöpferische Neugestaltung des uns durch die Natur gegebenen inneren und äusseren Stoffes stattfindet, da ist Kunst. Da Kunst Freiheit und Schöpferkraft voraussetzt, so erfordert sie Persönlichkeit; ein Werk, welches nicht den Stempel einer besonderen, unterschiedenen Individualität trägt, ist kein Kunstwerk. Persönlichkeiten unterscheiden sich nun nicht allein der Physiognomie, sondern auch dem Grade nach; hier (wie auch sonst in der Natur) schlägt bei einem bestimmten Punkt der Gradunterschied in einen spezifischen Unterschied um, so dass wir berechtigt sind, mit Kant zu behaupten, das Genie unterscheide sich spezifisch vom gewöhnlichen Menschen.[2])

---

[1]) Nebenbei erinnere ich an Goethe‘s treffende Bemerkung: „die Technik wird zuletzt der K u n s t verderblich“ *(Sprüche in Prosa);* d. h. also der wahren, schöpferischen Kunst.

[2]) Vergl. S. 61. Wie viele ästhetische Irrlehren und nutzlose Diskussionen hätte sich das 19. Jahrhundert sparen können, wenn es das tiefe Wort Kant‘s besser erwogen hätte: „Genie ist die angeborene Gemütsanlage, durch welche die Natur der Kunst die Regel giebt — — — daher das Genie selbst nicht beschreiben oder wissenschaftlich anzeigen kann, wie es sein Produkt zu Stande bringt, und daher der Urheber eines Produktes, welches er seinem Genie verdankt, selbst nicht weiss, wie sich in ihm die Ideen dazu herbeifinden, auch es nicht in seiner Gewalt hat, dergleichen nach Belieben oder planmässig auszudenken und anderen in solchen Vorschriften mitzuteilen, die sie in Stand setzt, gleichmässige Produkte hervorzubringen“ (*Kritik der Urteilskraft,* § 46. Man vergl. ausserdem

Nirgends tritt dies so klar zu Tage wie in der Kunst, welche in den Werken der authentischen Genies gewissermassen eine zweite Natur wird, und darum, wie diese, unvergänglich, unausdenkbar, unerklärlich, unnachahmlich ist. Doch liegt Verwandtschaft zum Genie in jeder freien, d. h. zur Originalität befähigten Persönlichkeit; das zeigt sich in dem feinen Verständnis für Kunst des Genies, in der Begeisterung, die sie erweckt, in der Anregung zu schöpferischen Thaten, die sie gewährt, in ihrem Einfluss auf das Schaffen von Männern, die nicht Künstler *poprio sensu* sind. Die Kunst des Genies lebt nicht allein in einer Atmosphäre von vor-, mit- und nachschaffender künstlerischer Genialität, sondern gerade das Genie streckt seine Wurzeln aus bis in die entlegensten Gebiete, saugt Nahrung von überall ein und trägt wiederum Lebenskraft überall hin. Ich verweise auf Leonardo und auf Goethe. Hier sieht man mit Augen, wie die künstlerische Anlage, überströmend aus jedem ihr aufgenötigten engeren Behälter, ihre Zeugungskraft befruchtend über jedes vom Menschengeist bebaute Feld ergiesst. Bei genauerem Zusehen wird man nicht weniger staunen, wie diese Männer aus den verschiedensten, einander fernliegenden Quellen ihren Geist zu berieseln verstehen: Goethe‘s Nährboden reicht von der vergleichenden Knochenkunde bis zu der philologisch genauen Kritik der hebräischen Thora, Leonardo‘s von der inneren Anatomie des menschlichen Körpers bis zu der thatsächlichen Ausführung jener grossartigen Kanalbauten, von denen Goethe in seinen alten Tagen träumte. Wird man solchen Männern gerecht, wenn man ihre künstlerische Befähigung nach ihrem Schaffen innerhalb bestimmter Schablonen misst und benamst? Sollen wir es dulden, wenn geistige Pygmäen von ihrem darwinistischen Affenbaum herunterklettern, um sie in die Schranken ihres angeblichen „Kunstfaches“ zurückzu-

---

§ 57, Schluss der ersten Anmerkung). Die *italienische Reise* war damals noch nicht im Druck erschienen, sonst hätte Kant sich auf Goethe‘s Brief vom 6. September 1787 berufen können: „Die hohen Kunstwerke sind zugleich als die höchsten Naturwerke von Menschen nach wahren und natürlichen Gesetzen hervorgebracht worden.“

weisen? Gewiss nicht. „Nur als Schöpfer kann der Mensch uns ehrwürdig sein“, sagt Schiller.[1]) Die Naturbetrachtungen und die philosophischen Gedanken eines Leonardo und eines Goethe sind durch ihren schöpferischen Charakter unbedingt ehrwürdig; sie sind K u n s t. Was hier nun sich sichtbar ereignet, weil wir bei diesen ausserordentlichen Männern das Nehmen und Geben direkt an dem einen Individuum beobachten können, geschieht allerorten durch mehrfache Vermittelung und darum unbemerkt. Alles kann Quelle der künstlerischen Inspiration sein, und andrerseits stehen oft, wo der hastig Lebende es am wenigsten vermutet, Erfolge, die in letzter Instanz auf künstlerische Anregung zurückzuführen sind. Nichts ist empfänglicher als menschliche Schaffenskraft; von überall her nimmt sie Eindrücke auf, und bei ihr bedeutet ein neuer Eindruck einen Zuwachs, nicht allein an Material, sondern auch an schöpferischer Befähigung, weil eben, wie S. 192 und 762 und 806 betont wurde, die Natur allein, nicht der Menschengeist, erfinderisch und genial ist. Es besteht darum ein enger Zusammenhang zwischen Wissen und Kunst, und der grosse Künstler (wir bemerken es von Homer an bis zu Goethe) ist stets ein ungemein wissbegieriger Mensch. Aber die Kunst giebt das Empfangene mit Zinsen zurück; durch tausend oft verborgene Kanäle wirkt sie zurück auf Philosophie, Wissenschaft, Religion, Industrie, Leben, namentlich aber auf die Möglichkeit des Wissens. Wie Goethe sagt: „Die Menschen sind überhaupt der Kunst mehr gewachsen als der Wissenschaft. Jene gehört zur grossen Hälfte ihnen selbst, diese zur grossen Hälfte der Welt an; — so müssen wir uns die Wissenschaft notwendig als Kunst denken, wenn wir von ihr irgend eine Art von Ganzheit erwarten.“[2]) So ist z. B. Kant‘s *Theorie des Himmels* ein genau eben so künstlerisches Gebilde wie Goethe‘s *Metamorphose der Pflanzen,* und zwar nicht bloss nach der positiven Seite hin, als gestaltende Wohlthat, sondern auch negativ, insofern nämlich, trotz alles mathematischen Apparates, der-

---

[1]) *Über Anmut und Würde.*
[2]) *Materialien zur Geschichte der Farbenlehre,* 1. Abteilung.

artige Zusammenfassungen immer menschliche Gestaltungen — und d. h. M y t h e n — sind.

Stelle ich also als erstes Erfordernis auf, die Kunst müsse als ein Ganzes betrachtet werden, so will ich damit nichts Geringes gesagt haben. Kunsthandwerk gehört ganz und gar zur Industrie, d. h. in das Gebiet der Civilisation; es kann blühen (wie bei den Chinesen), ohne dass eine Spur von wirklicher Schöpferkraft vorhanden sei; Kunst dagegen als Kulturelement ist (in den verschiedenen Zweigen der indoeuropäischen Familie) ein pulsierendes Blutsystem des gesamten höheren geistigen Lebens. Damit unsere Kunst historisch richtig beurteilt werde, muss darum zunächst die Einheit des Impulses — die aus den innersten Regungen der Persönlichkeit hervorgeht — begriffen, sodann das reiche Wechselspiel von Nehmen und Geben bis in die feinsten Verzweigungen verfolgt werden. Wie ich S. 730 bemerkte: nur wer ein Ganzes überschaut, ist im Stande, die Unterscheidungen innerhalb des Ganzen durchzuführen; auch eine wahrhaftige Kunstgeschichte kann nicht aus der Aneinanderreihung der verschiedenen sogenannten „Kunstarten“ aufgebaut werden, vielmehr muss man e r s t die Kunst als einheitliches Ganzes ins Auge fassen und sie bis dorthin verfolgen, wo sie mit anderen Lebenserscheinungen zu einem noch grösseren Ganzen verschmilzt; dann erst wird man befähigt sein, die Bedeutung ihrer einzelnen Erscheinungen richtig zu beurteilen.

Das wäre das erste allgemeine Prinzip.

Das Primat der Poesie

Das zweite Grundprinzip zieht den unentbehrlichen engeren Kreis: jedes echt künstlerische Schaffen unterliegt dem unbedingten Primat der Poesie. In der Hauptsache kann ich mich damit begnügen, auf das S. 955 fg. Gesagte zurückzuverweisen. Weitere Bestätigung wird der Leser überall finden. So weist z. B. Springer nach, dass die ersten Regungen echter bildender Schöpfungskraft bei den Germanen (etwa im 10. Jahrhundert) nicht dort erwachten, wo sie an frühere Muster b i l d e n d e r Kunst sich anlehnten, sondern dort, wo die Phantasie durch p o e t i s c h e Schöpfungen — meistens durch die Psalmen und Legenden — zu freier Gestaltung angeregt war; sofort „offenbart

sich eine merkwürdige poetische Anschauungskraft, sie durchdringt den Gegenstand und weiss selbst abstrakte Vorstellungen in einen greifbaren Körper zu hüllen“.[1]) Man sieht, der bildende Künstler wird produktiv, indem er an Gestalten anknüpft, welche der Dichter vor die Phantasie hingezaubert hat. Allerdings wirkt auch manche gestaltentreibende Anregung unmittelbar auf den Bildner, ohne dass sie erst durch den Griffel des Dichters ihm übermittelt worden wäre; ein hervorragendes Beispiel bietet sich uns dar in dem schon genannten fast unermesslichen Einfluss des Franz von Assisi; doch darf man nicht übersehen, dass nicht bloss ein Geschriebenes Poesie ist. Die poetische Gestaltungskraft schlummert weitverbreitet; „der eigentliche Erfinder war von jeher nur das Volk; der Einzelne kann nicht erfinden, sondern sich nur der Erfindung bemächtigen.“[2]) Kaum war diese wunderbare Persönlichkeit des Franz verschwunden, und schon hatte das Volk sie zu einer bestimmten Idealgestalt umgedichtet und verklärt; an diese poetische Gestalt knüpfen Cimabue, Giotto und ihre Nachfolger an. Damit ist aber die aus diesem Beispiel zu ziehende Lehre noch nicht erschöpft. Ein Kunsthistoriker, der gerade den Einfluss des Franz auf die bildende Kunst zum Gegenstand eingehendster Studien gemacht hat und diesen Einfluss jedenfalls eher zu überschätzen als zu unterschätzen geneigt sein muss, Professor Henry Thode, macht doch darauf aufmerksam, dass dieser Einfluss nur bis zu einem gewissen Grade gestaltend gewirkt hat; eine derartige religiöse Bewegung regt die schlummernden Tiefen der Persönlichkeit auf, bietet aber an und für sich dem Auge wenig Stoff und noch weniger Form; damit die bildende Kunst Italiens zu voller Kraft erwachsen konnte, musste ein neuer Impuls gegeben werden, und das war das Werk der Dichter.[3]) Dante ist es, der die Italiener gelehrt hat, zu gestalten: im Bunde mit

---

[1]) *Handbuch der Kunstgeschichte* (1895), II, 76.

[3]) Richard Wagner: Entwürfe, Gedanken, Fragmente (1885), S 19.

[3]) *Franz von Assisi und die Anfänge der Kunst der Renaissance in Italien,* 1885, S. 524 fg.

ihm die gerade im 14. und 15. Jahrhundert wieder aufgefundene Poesie des Altertums. Man darf natürlich diese Einsicht nicht kleinlich auffassen; der Miniaturmaler des 10. Jahrhunderts mag sich — um frei erfinden zu dürfen — Vers für Vers an einen Psalm anschliessen, später wird ein derartiger Illustrator wenig geschätzt, man verlangt freiere Erfindung; auf jedem Kunstgebiet erwächst der Künstler zu immer grösserer Selbständigkeit; das Mass der Selbständigkeit wird aber durch den Entwickelungsgrad und die Kraft der allumfassenden Poesie bedingt.

Hieran reiht sich nun die sehr wichtige Einsicht Lessing's, dass Dichtkunst und Tonkunst eine einzige Kunst sind, dass sie zusammen erst eigentliche Poesie ausmachen. Das ist der springende Punkt für das Verständnis unserer germanischen Kunst — auch der bildenden; wer achtlos daran vorübergeht, wird nie ins Reine kommen. Zu dem vorhin Gesagten (S. 959 fg.) muss ich hier nur einiges Wenige als unentbehrliche Ergänzung hinzufügen.

Die germanische Tonkunst

Wo immer wir bei Indoeuropäern eine entwickelte, schöpferische Dichtkunst antreffen, da finden wir eine entwickelte Tonkunst, und zwar mit jener innig verschmolzen. Von den arischen Indern will ich nur drei Züge erwähnen. Der sagenhafte Erfinder der bei ihnen am meisten gepflegten Kunstgattung, nämlich des Dramas, Bharata, gilt zugleich als Verfasser der Grundlage des musikalischen Unterrichts, denn Musik war in Indien ein integrierender Bestandteil der dramatischen Werke; die lyrischen Dichter pflegten ihren Versen die Melodie beizugeben, wo sie aber das nicht thaten, fügten sie wenigstens hinzu, in welcher T o n a r t jedes Gedicht vorzutragen sei. Diese zwei Züge sind beredt genug, ein dritter veranschaulicht die Entwickelung der Technik. Die in ganz Europa früher übliche Bezeichnung der Skala *do, re, mi* u. s. w. stammt aus Indien, vermittelt durch Eranien. Man sieht, wie innig verwoben Tonkunst und Dichtkunst war, und welche Rolle die Kenntnis der Musik im Leben spielte.[1]) Über

---

[1]) Vergl. Schröder: *Indiens Litteratur und Kultur,* Vorlesung 3 und 50, und Ambros: *Geschichte der Musik,* I. Buch 1.

die Musik der Hellenen brauche ich nichts hinzuzufügen. Herder sagt: „Bei den Griechen waren Poesie und Musik nur ein Werk, eine Blüte des menschlichen Geistes“,[1]) und an einer anderen Stelle: „Das griechische Theater war Gesang; dazu war alles eingerichtet; und wer dies nicht vernommen hat, der hat vom griechischen Theater nichts gehört.“[2]) Dagegen, wo es keine Dichtkunst gab, wie bei den alten Römern, da fehlte es ebenfalls ganz an Musik. In später Stunde bekamen sie für beides ein Surrogat, und da erwähnt Ambros als besonders bezeichnend den Umstand, dass das Hauptinstrument der römischen Musik die Pfeife war, wogegen bei den Indern seit den ältesten vedischen Zeiten Harfen, Lauten und andere Saiteninstrumente den Grundstock bildeten: hiermit ist eigentlich schon Alles gesagt. Ambros führt aus, die Römer hätten nie mehr von der Musik verlangt, als dass „es sich gut anhören und das Ohr ergötzen sollte“ (etwa der Standpunkt der Mehrzahl unserer heutigen Litteraten und Ästhetiker des musikalisch Schönen), dagegen sie es niemals vermocht hätten, die hohe geistige Bedeutung zu begreifen, welche alle Griechen (Künstler und Philosophen) gerade dieser Kunst beimassen. Und so hatten sie als Erste den traurigen Mut, Oden (d. h. Gesänge) zu schreiben, die nicht zum Singen bestimmt waren. In der späteren Kaiserzeit erwachte dann für Musik wie für andere Dinge (S. 183) das Interesse am technischen Virtuosentum und der ziellose Dilettantismus; das ist das Werk des eindringenden Völkerchaos.[3])

Diese Thatsachen bedürfen keines Kommentars. Was aber wohl eines Kommentars bedarf, ist die vorhin flüchtig angedeutete weitere Thatsache, dass das Vorwiegen der musikalischen Begabung ein Charakteristikum des germanischen Geistes ist, denn dies bedingt mit Notwendigkeit eine andere, eigenartige Entwickelung der Poesie und somit der gesamten Kunst. Der Kontrast mit anderen indoeuropäischen Rassen wird uns hierüber

---

[1]) *Ideen zur Geschichte der Menschheit,* Buch 13, Abschn. 2.

[2]) *Nachlese zur Adrastea,* 1.

[3]) Ambros a. a. O., Schluss von Band 1.

belehren. Freilich scheinen auch die Inder musikalisch sehr begabt gewesen zu sein, doch verlor sich bei ihnen Alles ins Ungeheuerliche, Übermannigfaltige und daher Gestaltlose. So unterschieden sie z. B. 960 verschiedene Tonarten; damit war jede Möglichkeit eines technischen Ausbaues zerstört.[1]) Die Hellenen sündigten im anderen Extrem: sie besassen eine wissenschaftlich ausgebildete, doch eng einschränkende musikalische Theorie, und ihre Tonkunst entwickelte sich in so unmittelbarer, untrennbarer

---

[1]) Bekanntlich ist man heute geneigt, in den ungarischen Zigeunern einen früh abgeworfenen Zweig der indischen Arier zu erblicken, und musikalische Fachmänner haben in der unvergleichlichen und eigenartigen musikalischen Begabung dieser Leute das Analogon der echten indischen Musik zu finden geglaubt: eine Skala, die sich in Vierteltönen und manchmal noch kleineren Intervallen bewegt, daher harmonische Gebilde und Fortschreitungen aufweist, die unsere Tonkunst nicht kennt; ferner die leidenschaftliche Eindringlichkeit der Melodie, dazu die unendlich reich verzierte Begleitung, welche jeder Fixierung durch unser Notensystem Trotz bietet, das alles sind Charakterzüge, welche mit dem, was über indische Musik berichtet wird, genau übereinstimmen und durch welche manches für uns Unerklärliche in den indischen musikalischen Büchern eine Deutung gewinnt. Wer jemals sich eine ganze Nacht hindurch von einem e c h t e n ungarischen Zigeunerorchester hat vorspielen lassen, wird mir schon Recht geben, wenn ich behaupte: hier — und hier allein — sehen wir die unbedingte musikalische Genialität am Werke; denn diese Musik, wenn sie sich auch an bekannte Melodien anlehnt, ist immer Improvisation, immer die Eingebung des Augenblickes; nun ist es aber die Natur der reinen Musik, nicht monumental, sondern unmittelbare Empfindung zu sein, und es ist klar, dass eine Musik, welche in dem Moment der Aufführung als Ausdruck der augenblicklichen Empfindung erfunden wird, ganz anders zu Herzen gehen, d. h. also absolut musikalisch wirken muss, als jede gelernte und eingedrillte. Leider aber enthält eine derartige Leistung keine Elemente, woraus dauernde Kunstwerke geschmiedet werden können (man braucht nur auf jene blöden Parodien ungarischer Musik, welche unter dem Namen „Ungarische Tänze“ eine traurig grosse Popularität geniessen, hinzuweisen); es handelt sich überhaupt hier nicht um eigentliche Kunst. sondern um etwas, was tiefer liegt, um das Element, aus welchem Kunst erst entsteigt; es ist nicht die meergeborene Aphrodite, sondern das Meer selbst.

Vereinigung mit ihrer Dichtkunst — der Ton gleichsam des Wortes Leib —, dass sie nie zu irgend einer Selbständigkeit, dadurch aber auch zu keinem höheren Ausdrucksleben gelangte. Der Sprachausdruck bildete durchwegs die Grundlage der hellenischen Musik: aus ihm, nicht aus reinmusikalischen Erwägungen, erwuchsen sogar die Tonarten der Griechen; und anstatt, wie wir, das harmonische Gebilde von unten nach oben aufzubauen (was ja nicht Willkür ist, sondern durch die Thatsachen der Akustik — nämlich durch das Vorhandensein der mitklingenden Obertöne — begründet wird), baute der Grieche von oben nach unten. Oben schwebte bei ihm die Melodie der Sprache, und zwar selbständig, ungebunden durch Rücksichten auf den musikalischen Aufbau, gewissermassen als ein „gesungenes Sprechen“; an die Singstimme schloss sich nach unten zu, jeder Selbständigkeit bar, die instrumentale Begleitung. Selbst der Laie wird verstehen, dass auf solcher Grundlage das Gehör nicht ausgebildet werden und die Musik zu keiner selbständigen Kunst heranwachsen konnte; die Musik blieb unter solchen Bedingungen mehr ein unentbehrliches künstlerisches Element, als eine gestaltende Kunst.[1]) Was also bei den Indern durch eine übertriebene Verfeinerung des Gehörs vereitelt wurde, war bei den Hellenen in Folge der Zurückdrängung des musikalischen Sinnes zu Gunsten des sprachlichen Ausdrucks von vornherein ausgeschlossen. Schiller hat das entscheidende Wort gesprochen: „Musik muss Gestalt werden“: die Möglichkeit hierzu fand sich erst bei den Germanen.

---

[1]) Insofern besteht eine Analogie zwischen der indischen und der hellenischen Musik, wie verschieden sie sonst auch seien; in dem einen Fall ist es Überwucherung, in dem anderen Hintanhaltung des musikalischen Ausdruckes, wodurch der Eindruck eines noch ungestalteten Elementaren im Gegensatz zu echter, geformter Kunst hervorgebracht wird. Um tieferen Einblick in das Wesen der hellenischen Musik zu gewinnen, empfehle ich namentlich die kleine Schrift von Hausegger: *Die Anfänge der Harmonie,* 1895; aus diesen 76 Seiten lernt man mehr und Entscheidenderes, als aus ganzen Bänden.

Wie nun der Germane es vollbrachte, aus der Musik eine Kunst — s e i n e Kunst — zu machen, sie zu immer grösserer Selbständigkeit und Ausdrucksfähigkeit auszubilden, darüber muss der Leser sich durch Musikgeschichten belehren lassen. Doch, da wir hier darauf ausgehen, die Kunst als Ganzes zu betrachten, muss ich ihn auf einen grossen Übelstand aufmerksam machen. Da die Musik nämlich ihrem Wesen nach die Kundgebung des Unaussprechlichen ist, lässt sich wenig oder nichts über Musik „sprechen“; eine Musikgeschichte schrumpft darum immer in der Hauptsache zu einer Erörterung über technische Dinge zusammen. Bei den Geschichten der bildenden Künste ist dies viel weniger der Fall: Pläne, Photographien, Facsimiles geben uns eine unmittelbare Anschauung der Gegenstände; ausserdem enthalten die Handbücher der bildenden Künste nur soviel von dem Technischen, als jeder intelligente Mensch sofort verstehen kann, wogegen musikalische Technik besondere Studien erheischt. Ähnlich ungünstig für die Musik fällt der Vergleich aus, wenn man eine Geschichte der Poesie zur Hand nimmt. Da erfährt man kaum, dass es überhaupt eine Technik giebt, ihre Besprechung bleibt auf den engsten Gelehrtenkreis beschränkt; die Geschichte der Poesie lernt man unmittelbar aus den Werken der Poesie selbst kennen. So werden uns denn die verschiedenen Zweige der Kunst in einer durchaus verschiedenen geschichtlichen Perspektive vorgeführt, und das erschwert den Gesamtüberblick bedeutend. An uns liegt es also, unsere kunstgeschichtlichen Kenntnisse innerlich wieder zurechtzurücken; wozu die Erwägung nützlich sein wird, dass es gar keine Kunst giebt, bei welcher — im lebendigen Werke — die Technik so vollkommen gleichgültig ist, wie bei der Musik. Musikalische Theorie ist etwas durchaus abstraktes, musikalische Instrumentaltechnik etwas rein mechanisches; beide laufen gewissermassen neben der Kunst her, stehen aber in keinem anderen Verhältnis zu ihr als Perspektivlehre und Pinselführung zum Gemälde. Was die Instrumentaltechnik anbelangt, so besteht sie lediglich aus einer Schulung bestimmter Hand- und Arm-, beziehungsweise Gesichtsmuskeln, oder aus dem zweckmässigen Eindrillen der Stimmbänder; was ausserdem

nötig ist — intuitive Auffassung des von einem Anderen Empfundenen und Ausdruck — lässt sich nicht lehren, und das eben ist Musik. Mit der Theorie steht es nicht anders: der genialste Musiker — der ungarische Zigeuner — weiss weder, was eine Note, noch ein Intervall, noch eine Tonart ist, wogegen schon bei den Griechen die tiefsinnigsten Musiktheoretiker ebenso wenig musikalische Begabung besassen, wie der Physiker Helmholtz; es waren nicht Künstler, sondern Mathematiker.[1]) Die Tonkunst ist nämlich (als einzige unter allen Künsten) eine nicht allegorische Kunst, also die reinste, die am vollkommensten „künstlerische“ Kunst, diejenige, in welcher der Mensch einem absoluten Schöpfer am nächsten kommt; darum ist auch ihre Wirkung eine unmittelbare: sie wandelt den Zuhörer zu einem „Mitschöpfer“ um; bei der Aufnahme musikalischer Eindrücke ist jeder Mensch Genie; daher schwindet das Technische in diesem Falle vollkommen hin, es existiert gewissermassen gar nicht im Augenblick der Aufführung. Folglich hat gerade hier, wo wir am meisten von der Technik erfahren, sie am wenigsten zu bedeuten.[2])

Noch wichtiger für die historische Beurteilung der Kunst als eines Ganzen wird sich folgende Bemerkung erweisen, welche wieder auf Lessing und Herder und ihre Lehre von der Einen Kunst zurückführt: nie hat die Musik es vermocht, sich abseits von der Dichtkunst zu entwickeln. Schon bei den Hellenen fällt es auf, dass diese, trotz ihrer grossen Begabung und ihres theoretischen Hochflugs, es nicht vermochten, die Tonkunst dort, wo sie abseits von der Dichtkunst (z. B. im Tanz) gepflegt wurde, zu emanzipieren und auszubilden. Andrerseits wird man bemerken,

---

[1]) Daher die von Ambros I, 380 und an anderen Orten erwähnten Spielereien mit erträumten musikalischen Feinheiten, die weder in der Praxis ausführbar gewesen wären, noch auch im Geringsten dazu beitrugen, eine Entwickelung der griechischen Musik anzubahnen. Es hat im Gegenteil die hochentwickelte Musiktheorie die Entwickelung der griechischen Musik geradezu gehemmt.

[2]) Um verständnislosen Missdeutungen vorzubeugen, bemerke ich, dass ich weder das Interesse noch den Wert der Musiktheorie und der Instrumentaltechnik verkenne; beides ist aber nicht Kunst, sondern lediglich Werkzeug der Kunst.

dass alle indische Musik, instrumental so reich und vielgestaltig, ausschliesslich als Einrahmung und als vielgestaltige Vertiefung des Ausdruckes um den G e s a n g herum sich ausbildet. Auch der heutige Zigeuner spielt nie etwas, wobei nicht ein bestimmtes Lied zu Grunde liegt; sagt man ihm, die Melodie gefalle Einem nicht, passe nicht in die heutige Stimmung — er wird eine neue erfinden, oder die bekannte (wie der modernste Musiker seine „Motive“) in etwas seelisch anderes umwandeln; bittet man ihn aber, frei zu phantasieren, so weiss er gar nicht, was das heissen soll: und er hat Recht, denn eine Musik, der nicht eine bestimmte poetische Stimmung zu Grunde liegt, ist ein blosses Gaukeln mit Schwingungsverhältnissen. Geht man nun der Geschichte unserer germanischen Musik sorgfältig nach, so wird man etwas entdecken, was den meisten unserer Zeitgenossen gewiss unbekannt und unerwartet ist: dass sie nämlich sich von Anfang an nur in unmittelbarster Anlehnung an die Dichtkunst und mit ihr innig verschmolzen entwickelt hat. Nicht allein war alle alte germanische Poesie zugleich Wort- und Tonkunst, nicht allein waren später alle Troubadours und Minnesänger genau eben so sehr Musiker wie Dichter, sondern als vom Beginn des 11. Jahrhunderts an, mit Guido von Arezzo, unsere Musik ihren Siegeslauf zu technischer Vollendung und nie geahntem Reichtum der Ausdrucksfähigkeit antrat, geschah das durchwegs als Gesang. Die Ausbildung des Gehörs, die allmähliche Entdeckung der harmonischen Möglichkeiten, das erstaunliche Kunstgebäude des Kontrapunktes (durch das die Tonkunst sich gleichsam ein eigenes Heim erbaut, in welchem sie als Herrin schalten kann): das alles haben wir uns nicht abseits erklügelt, wie die griechischen Theoretiker, auch nicht in einem instrumentalen Rausch erfunden, wie die Schwärmer für eine angeblich „absolute“ Musik sich einbilden, sondern wir haben es uns „ersungen“. Schon jener Guido meinte, der Weg der Philosophen sei nicht für ihn, ihn interessiere nur die Förderung des Kirchengesanges und die Heranbildung der Sänger. Jahrhunderte lang hat es keine Musik gegeben, die nicht Gesang und Begleitung des Gesanges gewesen wäre. Und scheint auch dieser Gesang manchmal recht willkürlich und gewaltsam

mit dem Worte umzugehen, schwindet auch manchmal der Ausdruck zu Gunsten vielstimmiger kontrapunktischer Kunststücke — es braucht nur ein wahrhaft grosser Meister zu kommen, und sofort erfahren wir, wozu das alles gut war: nämlich, zur technischen Bewältigung des Materials zu Gunsten der Ausdrucksfähigkeit. So schreitet unsere Tonkunst von Meister zu Meister weiter: die Technik der Komposition immer vollkommener, die Sänger und Instrumentisten immer virtuoser, das musikalische Genie infolgedessen immer freier. Schon von Josquin de Près hiess es unter seinen Zeitgenossen: „Andere haben thun müssen wie die Noten wollen, aber Josquin ist ein Meister der Noten, die müssen thun, wie er will.“[1]) Und was wollte er? Wer nicht in der Lage ist, Werke dieses herrlichen Künstlers zu hören, lese bei Ambros (III, 211 fg.), wie er es verstand, nicht allein die Gesamtstimmung jedes poetischen Gebildes, eines *Miserere,* eines *Te Deum,* einer *Motette,* eines lustigen (manchmal recht frivolen) mehrstimmigen Liedes u. s. w. festzuhalten, sondern auch „dem Inhalte des Wortes seine volle Bedeutung zu geben“ und das Wort, wo es Not thut, immer wieder vorzubringen, nicht als musikalische Spielerei, sondern um den p o e t i s c h e n I n h a l t des Wortes von allen Seiten dem Gefühle vorzuführen. Man kennt das schöne Wort Herder‘s: „Deutschland wurde durch Gesänge reformiert;“[2]) wir dürfen sagen: die Musik selber wurde durch Gesänge reformiert. Wäre hier der Ort dazu, ich würde mich anheischig machen, zu beweisen, dass auch später, als eine reine Instrumentaltechnik entstanden war, echte, germanische Tonkunst sich von der Dichtkunst nie weiter hinweggewagt hat, „als sich blühend in der Hand lässt die Rose tragen“. Sobald nämlich die Musik ganz selbständig sein will, verliert sie den Lebensnerv; sie vermag es wohl, sich weiter in den einmal gewonnenen Formen zu bewegen, enthält aber selber kein schöpferisches, gestaltendes Prinzip. Darum ruft Herder — jener wahrhaft grosse Ästhetiker — mahnend aus: „Behüte uns die Muse

---

[1]) Das Wort soll, höre ich, von Luther sein.

[2]) *Kalligone,* 2. Teil, IV. Der Satz scheint ein Citat aus oder nach Leibniz zu sein?

vor einer blossen Poesie des Ohres!“ Denn eine solche, meint er, führe zu Gestaltlosigkeit und mache die Seele „unbrauchbar und stumpf“.[1]) Noch deutlicher hat der grösste Tondichter des 19. Jahrhunderts den Zusammenhang dargelegt: „Die Musik ist in ihrer unendlichsten Steigerung doch immer nur Gefühl; sie tritt im Geleite der sittlichen That, nicht aber als That selbst ein; sie kann Gefühle und Stimmungen neben einander stellen, nicht aber nach Notwendigkeit eine Stimmung aus der anderen entwickeln; — ihr fehlt der moralische Wille.“[2]) Und darum hat es, selbst während jenes Jahrhunderts, das von Haydn‘s Geburt bis zu Beethoven's Tod reicht und die schönste Blüte reiner Instrumentalmusik züchtete, niemals ein musikalisches Genie gegeben, welches nicht einen grossen Teil, meistens den grössten Teil seines künstlerischen Wirkens der Verlebendigung poetischer Werke gewidmet hätte. Das gilt von allen Komponisten vor Bach, es gilt von Bach selber im eminentesten Masse, von Händel ebenfalls, von Haydn kaum weniger, von Gluck ganz und gar, von Mozart sowohl seinen künstlerischen Thaten als seinen Worten nach, von Beethoven nur insofern scheinbar weniger, als hier die reine Instrumentalmusik einen solchen Grad der Bestimmtheit erreicht hatte, dass sie es wagte, selber zu dichten; doch näherte sich Beethoven immer mehr und mehr der Poesie, sei es durch das Programm, sei es durch Bevorzugung vokaler Kompositionen. Ich bestreite nicht die Berechtigung der reinen Instrumentalmusik — eine Unterschiebung, gegen die Lessing sich gleichfalls ausdrücklich verwahrt —, ich bin ihr glühender Bewunderer, und für mich gehört echte Kammermusik (in der Kammer, nicht im Konzertsaal gepflegt) zu den segensvollsten Bereicherungen des Seelenlebens; ich stelle aber fest, dass alle derartige Musik ihre Existenzfähigkeit von den Errungenschaften des Gesanges ableitet, und dass jede einzelne Erweiterung und Vermehrung des musikalischen Ausdruckes immer von derjenigen Musik ausgeht, welche dem „moralischen Willen“ des gestalten-

---

[1]) *Über schöne Litteratur und Kunst,* II, 33.

[2]) Richard Wagner: *Das Kunstwerk der Zukunft,* Gesammelte Schriften, 1. Ausg., III, 112.

den P o e t e n unterworfen ist — wir erlebten es ja wieder im 19. Jahrhundert. Was man nun leicht übersieht, bei der Beurteilung unserer Kunst als eines Ganzen aber keinesfalls übersehen darf, ist, dass — wie soeben gezeigt — der Dichter auch in den Werken der sogenannten absoluten Musik überall, wenn auch oft unbemerkt, neben dem Tonkünstler steht. Wäre diese Tonkunst nicht unter dem Fittig des Poeten herangewachsen, wir wären unfähig, sie zu verstehen, und auch jetzt kann sie des Poeten nicht entraten, nur wendet sie sich an den Zuhörer und bittet ihn, dieses Amt zu übernehmen, was er aber nur vermag, so lange die Musik sich aus dem Kreise des aus Analogie Bekannten nicht entfernt. Goethe bezeichnet es als ein Charakteristikum germanischer Poesie überhaupt, im Gegensatz zur hellenischen:

> Hier fordert man Euch auf zu eigenem Dichten,
> Von Euch verlangt man eine Welt zur Welt

und nirgends trifft das mehr zu, als in unserer reinen Instrumentalmusik. Eine wirklich, buchstäblich „absolute“ Musik wäre eine Monstrosität sondergleichen; denn sie wäre ein Ausdruck, der nichts ausdrückt.

Eine lebendige Vorstellung unserer gesamten Kunstentwickelung wird man nie gewinnen, wenn man sich nicht zuerst mit einem kritischen Verständnis der germanischen Musik wappnet, um sich sodann zu einer Betrachtung der Poesie in ihrem weitesten Umfange zurückzuwenden. Jetzt erst wird einem Lessing‘s Wort: „Poesie und Musik sind eine und ebendieselbe Kunst“ wirklich klar, und im Lichte dieser Erkenntnis hellt sich unsere Kunstgeschichte im weitesten Umfange auf. Zunächst sticht es in die Augen, dass wir unsere grossen Musiker als D i c h t e r betrachten müssen, wollen wir ihnen gerecht werden und dadurch unser Verständnis fördern; im Reiche germanischer Poesie nehmen sie eine Ehrenstelle ein; kein Poet der Welt ist grösser als Johann Sebastian Bach. Keine Kunst, ausser der Musik, war im Stande, die christliche Religion künstlerisch zu gestalten, denn sie allein konnte diesen Blick nach innen auffangen und zurück-

strahlen (siehe S. 961); wie arm ist in dieser Beziehung ein Dante einem Bach gegenüber! Und zwar geht dann dieser spezifisch christliche Charakter von den Werken, in denen das Evangelium thatsächlich zum Worte kommt, auf andere, rein instrumentale über (ein Beispiel des vorhin genannten analogischen Verfahrens); das *Wohltemperierte Klavier* z. B. gehört in dieser Beziehung zu den erhabensten Werken der Menschheit, und ich könnte dem Leser ein Präludium daraus nennen, in welchem die Worte: Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun — oder vielmehr nicht die Worte, doch die göttliche Gemütsverfassung, aus der sie hervorgingen — so deutlichen, ergreifenden Ausdruck gefunden haben, dass jede andere Kunst verzweifeln muss, jemals diese reine Wirkung zu erzielen. Was wir aber hier christlich nennen, ist zugleich das spezifisch germanische, und wir dürfen deswegen in einem gewissen Sinne wohl behaupten, unsere echtesten, grössten Dichter seien unsere grossen Tondichter. Dies gilt namentlich für Deutschland, wo, wie Beethoven so treffend gesagt hat, „Musik National-Bedürfnis ist“.[1]) Sodann aber entdecken wir in unserer Dichtung, auch abseits von der Musik, eine Neigung oder vielmehr einen unwiderstehlichen Trieb zur Entwickelung nach der musikalischen Seite hin, der uns jetzt erst seinen tieferen Sinn enthüllt. Die Einführung des den Alten unbekannten Reimes z. B. ist nichts Zufälliges; sie entstammt einem musikalischen Bedürfnis. Weit bedeutender ist die Thatsache des geradezu grossartigen musikalischen Sinnes, den wir bei unseren Dichtern antreffen. Man lese nur jene wundervollen zwei Seiten, in denen Carlyle zeigt, dass Dante‘s *Divina Commedia* durch und durch Musik ist: Musik im architektonischen Aufbau der drei Teile, Musik nicht allein im Rhythmus der Worte sondern, wie er sagt, „im Rhythmus der Gedanken“, Musik in der Glut und Leidenschaft der Empfindungen; „greift nur tief hinein, ihr werdet überall Musik finden“![2]) Unsere Dichter sind alle — je bedeutender, um so offenbarer — Musiker. Daher ist

---

[1]) Brief an Hofrat von Mosel (vergl. Nohl: *Briefe Beethoven‘s,* 1865, S. 159).

[2]) *Hero-Worship,* 3. Vorlesung.

Shakespeare ein Tonkünstler von unerschöpflichem Reichtum und Calderon in seiner Art nicht minder. Gerade so wie der gelehrte musikalische Philolog Westphal bei Bach und Beethoven die kompliziertesten Rhythmen hellenischen Strophenbaues nachgewiesen hat, ebenso finden wir im spanischen Drama eine Vorliebe für musikalisch verschlungene Linien, bisweilen möchte man fast sagen, für kontrapunktische Kunststücke. Von Petrarca an bis Byron beobachten wir ausserdem eine Neigung der lyrischen Poesie zur immer weiteren Ausbildung des rein musikalischen Elementes, welche gerade durch den gefühlten Mangel an Musik bedingt ist. Über Goethe'S lyrische Gedichte hat schon mehr als ein feinfühlender Tonkünstler geurteilt, sie könnten nicht komponiert werden, denn sie seien schon ganz Musik. In der That, wir befanden uns lange Zeit in einer eigentümlichen Lage. Poesie und Musik sind von der Natur zu einer und ebenderselben Kunst bestimmt, und nun waren sie gerade bei der musikalischten Rasse der Erde geschieden! Zwar wuchs der Tondichter in engster Anlehnung an Poesie immer mächtiger heran, doch verstummte der Gesang des Wortdichters nach und nach, zuletzt war sein Wort nur ein gedrucktes, das man still für sich lesen soll; und so rettete sich der Wortdichter entweder zur Didaktik und zu jenen umständlichen, unmöglichen Schilderungen von Dingen, denen einzig die Musik gerecht werden kann, oder aber er verlegte sein ganzes Bestreben darauf, ohne Musik doch Musik zu machen. Besonders bemerkbar machte sich das Missverhältnis bei der dramatischen Kunst, jenem lebendigen Mittelpunkt aller Poesie. *„Les poètes dramatiques sont les poètes par excellence“,* sagt Montesquieu;[1]) doch diese waren des gewaltigsten dramatischen Ausdrucksmittels beraubt und zwar gerade in dem Augenblick, wo es sich zu nie geahnter Macht ausbildete. Herder hat dies in ergreifend beredten Worten geschildert: „Ein Grieche, der in unser Trauerspiel träte, an die musikalische Stimmung des seinigen gewöhnt, müsste ein trauriges Spiel in ihm finden. Wie w o r t r e i c h s t u m m, würde er sagen, wie

---

[1]) *Lettres persanes,* 137

dumpf und tonlos! Bin ich in ein geschmücktes Grab getreten? Ihr schreit und seufzet und poltert! bewegt die Arme, strengt die Gesichtszüge an, räsonnieret, deklamieret! Wird denn eure Stimme und Empfindung nie Gesang? Vermisst ihr nie die Stärke dieses dämonischen Ausdruckes? Laden euch eure Sylbenmasse, ladet euer Jambus euch nie dann ein zu A c c e n t e n d e r w a h r e n G ö t t e r s p r a c h e?“[1]) Es war — und ist noch jetzt — dieser Zustand ein geradezu tragischer. Nicht etwa, als wäre eine „absolute Dichtkunst“, welche den Musiker nur „subintelligiert“ (wie Lessing sagt), nicht ebenso berechtigt wie die absolute Musik, ja, noch viel berechtigter als diese; darum handelt es sich nicht, sondern es handelt sich darum, die Einsicht zu gewinnen, dass die uns natürliche musikalische Sehnsucht, dass unser Bedürfnis nach einem Ausdruck, den nur die Musik in ihrer Gewalt hat, auch jene dichterischen Werke und jene Dichter durchdrang, die abseits von der Tonkunst standen. Dort, wo die Tonkunst ihre unvergleichlichste Blüte getrieben hatte, nämlich in Deutschland, musste dies natürlich am tiefsten empfunden werden. Mit welcher Schärfe Lessing die Lücke in der germanischen Poesie bezeichnet, mit welcher Tiefe Herder das Missverhältnis empfindet, geht aus den angeführten Stellen deutlich genug hervor. Noch wertvoller wird aber Manchem das Zeugnis ihrer grossen schöpferischen Zeitgenossen dünken. Schiller berichtet von sich: „Eine gewisse musikalische Gemütsstimmung geht vorher, und auf diese folgt bei mir erst die poetische Idee“;[2]) mehrere seiner Werke knüpfen unmittelbar an bestimmte musikalische Eindrücke an, z. B. die *Jungfrau von Orleans* an die Aufführung eines Werkes von Gluck. Das Gefühl, dass „das Drama zur Musik neige“, beschäftigt den edlen Dichter immerwährend. In seinem Brief an Goethe vom 29. Dezember 1797 geht er der Sache tief auf den Grund: „Um von einem Kunstwerk alles auszuschliessen, was seiner Gattung fremd ist, muss man notwendig alles darin einschliessen können, was der Gattung ge-

---

[1]) *Früchte aus den sogenannt goldenen Zeiten des* 18. *Jahrhunderts,* 11. *Das Drama.*

[2]) *Brief an Goethe* vom 18. März 1796.

bührt. Und eben darin fehlt es jetzt (dem tragischen Dichter). . . . . Das Empfindungsvermögen des Zuschauers und Hörers muss einmal ausgefüllt und in allen Punkten seiner Peripherie berührt werden; der Durchmesser dieses Vermögens ist das Mass für den Poeten“; und am Schlusse dieses Briefes setzt er seine Hoffnung auf die Musik und erwartet von ihr die Ausfüllung dieser im modernen Drama so schmerzhaft empfundenen Lücke. Die Musik auf der Bühne kannte er ja nur als Oper, und so erhoffte er von dieser: „dass aus ihr wie aus den Chören des alten Bacchusfestes das Trauerspiel in einer edleren Gestalt sich loswickeln werde“. Bei Goethe müsste man vor allem das Musikalische — ich meine das Musikverwandte und Musikerfüllte — in seinen Werken auf Schritt und Tritt nachweisen, und zwar nicht allein die so sehr häufige Anwendung von Musik in seinen Dramen, mit dem Vermerk „ahnend seltene Gefühle“ und mehr dergleichen versehen, sondern es wäre leicht zu zeigen, dass schon die Konzeption seiner Bühnenwerke auf Motive, Grundlagen und Ziele deutet, die zum innerlichsten Gebiete der Musik gehören. Faust ist ganz Musik; nicht bloss weil, wie Beethoven meinte, die Musik den Worten entfliesst, denn dies ist nur von einzelnen Fragmenten wahr, sondern weil fast jede einzelne Situation im vollsten Sinne des Wortes „musikalisch“ ersonnen ist, vom Studierzimmer bis zum *Chorus mysticus.* Je älter er wurde, desto höher stellte Goethe die Musik. Betreffs der Beziehungen zwischen Wort- und Tonkunst stimmte er mit Lessing und Herder vollkommen überein und drückte es in seiner unnachahmlichen Weise aus: „Poesie und Musik bedingen sich wechselweise und befreien sich sodann wechselseitig.“ Bezüglich des ethischen Wertes der Tonkunst meint er: „Die Würde der Kunst erscheint bei der Musik vielleicht am eminentesten, weil sie keinen Stoff hat, der abgerechnet werden müsste; sie ist ganz Form und Gehalt und erhöht und veredelt alles, was sie ausdrückt.“ Darum wollte er die Musik in den Mittelpunkt aller Erziehung gestellt wissen: „denn von ihr laufen gleichgebahnte Wege nach allen Seiten“.[1])

---

[1]) Siehe *Wanderjahre,* 2. Buch, Kap. 1, 9. — Weitere Ausfüh-

Das Musikalische

Hier nun — nachdem Goethe uns belehrt hat, dass von der Musik, und das heisst von tonvermählter Poesie aus gleichgebahnte Wege nach allen Seiten auslaufen — hier sind wir auf einem Gipfelpunkt angelangt, von wo aus wir einen weiten Ausblick auf das Werden unserer gesamten Kunst gewinnen. Denn wir erkannten schon früher, dass die Poesie die *alma mater* aller schöpferischen Kunst ist, gleichviel in welcher Gestaltungsform sie sich kundthut; und nun sehen wir, dass unsere germanische Poesie eine durchaus eigene, individuelle Entwickelung durchlaufen hat, welche ohne Analogon in der Geschichte steht. Die unerhört hohe Ausbildung der Musik, d. h. der Kunst des poetischen Ausdruckes, kann nicht ohne Einfluss auch auf unsere bildenden Künste geblieben sein. Denn gerade so wie es das Homerische Wort war, was die Hellenen lehrte, bestimmte Ansprüche auf Gestaltung zu erheben und ihre rohen Bildwerke zu Kunstwerken zu vervollkommnen, ebenso hat der musikalische Ton uns Germanen gelehrt, immer höhere Anforderungen an den A u s d r u c k s g e h a l t jeglicher Kunst zu stellen. In dem nunmehr, wie ich hoffe, ganz klaren, bedeutungsvollen, nicht phrasenhaften Sinne des Wortes kann man diese Richtung des Geschmackes und des Schaffens eine m u s i k a l i s c h e nennen. Sie hängt organisch mit jener Anlage unseres Wesens zusammen, welche uns auf philosophischem Gebiete zu Idealisten, auf religiösem zu Nachfolgern Jesu Christi macht, und welche als künstlerische Gestaltung ihren reinsten Ausdruck in der Musik findet. Unsere Wege sind darum andere als die der Hellenen (worauf ich zurückkommen werde, sobald eine notwendige Ergänzung geschehen ist); nicht als seien die Hellenen unmusikalisch gewesen — wir wissen das Gegenteil — ihre Musik war aber äusserst einfach, dürftig und dem Worte unterthan, unsere dagegen ist vielstimmig, mächtig und nur allzu geneigt, im Sturme der Leidenschaft jede

---

rungen über diesen Gegenstand, sowie namentlich über die organischen Beziehungen zwischen Dichtkunst und Tonkunst, findet man in meinem Buch *Richard Wagner,* 1896, S. 20 fg., 186 fg., 200 (Textausg. 1902, S. 28 fg., 271 fg., 295 fg.), sowie in meinem Vortrag über *die Klassiker der Dicht- und Tonkunst* (Bayreuther Blätter 1897); vergl. auch mein *Immanuel Kant,* S. 29.

bleibende Wortesgestalt hinwegzufegen. Ich glaube, der Vergleich wäre treffend, wenn wir von einem Stiche Dürer's oder einem mediceischen Grabmal Michelangelo's sagten, sie seien „polyphone“ Werke im Gegensatz zur strengen „Homophonie“ der Hellenen, welche *nota bene* auch dort gebietet, wo, wie auf den Friesen, zahlreiche Figuren in heftiger Bewegung stehen. Um Gefühle wirklich zum Ausdruck zu bringen, m u s s nämlich die Musik polyphon werden; denn der Gedanke ist seinem Wesen nach einfach, das Gefühl dagegen ist so vielfältig, dass es im selben Augenblick das Verschiedenartige, ja das direkt Widersprechende — wie Hoffnung und Verzweiflung — bergen kann. Theoretische Grenzlinien ziehen zu wollen, wäre lächerlich, doch kann man sich über die Verschiedenheit verwandter Anlagen klar werden, wenn man einsehen lernt: wo, wie beim Hellenen, das W o r t allein die Poesie gestaltet, da wird in den bildenden Künsten durchsichtige, homophone Klarheit bei mehr kaltem, abstrakt-allegorischem Ausdruck vorherrschen, wo dagegen die m u s i k a l i s c h e Forderung nach unmittelbarem inneren Ausdruck auf die Gestaltung grossen Einfluss gewinnt, da werden polyphone Entwürfe und verschlungene Linien auftreten, verbunden mit symbolischer, logisch nicht analysierbarer Ausdruckskraft. Nur in dieser Auffassung gewinnt jene abgedroschene Phrase einer Verwandtschaft zwischen gotischer Architektur und Musik einen lebendigen, vorstellbaren Sinn; wobei man aber dann sofort einsieht, dass die Architektur des so innig tonverwandten Michelangelo und überhaupt der Florentiner genau ebenso „musikalisch“ ist wie jene. Im Grunde genommen ist jedoch der Vergleich, trotz Goethe, wenig treffend; man muss etwas tiefer schauen, um das Musikalische in allen unseren Künsten am Werke zu erblicken. Einer der feinsten Beurteiler bildender Kunst aus den letzten Jahren, dazu ein Mann von altklassischer Bildung und Neigung, Walter Pater, kommt bei der Betrachtung unserer germanischen Kunst zu dem Schlusse: „Was unsere Künste mit einander verbindet, ist das Element der Musik. Besitzt auch jede einzelne Kunstart ein besonderes Lebensprinzip, eine unübertragbare Skala der Empfindungen, eine nur ihr eigene Art, den künst-

lerischen Verstand zu affizieren, so kann man doch von jeder Kunst sagen, daß sie beständig nach jenem Zustand strebt, der das Lebenselement der Musik ausmacht.“[1])

Der Naturalismus

Was wir hier für ein tieferes Verständnis unserer Kunst und unserer Kunstgeschichte gewonnen haben, würde jedoch durchaus einseitig und daher irreleitend bleiben, wollten wir es dabei bewenden lassen; darum müssen wir jetzt von diesem einen ragenden Gipfelpunkt auf einen anderen hinüberschreiten. Sagt man, unsere Kunst strebe nach jenem Zustand, den einzig die Musik vollkommen verwirklicht, so bezeichnet man damit gewissermassen das Innere; die Kunst hat aber auch ein Äusseres, ja, selbst die Musik wird, wie Carlyle so treffend bemerkt hat, „ganz verrückt und wie vom Delirium ergriffen, sobald sie sich ganz und gar von der Realität sinnlich greifbarer, wirklicher Dinge scheidet“.[2]) Für die Kunst gilt das selbe, was für den einzelnen Menschen gilt: man kann wohl in Gedanken ein Inneres und ein Äusseres unterscheiden, in der Praxis ist es aber undurchführbar; denn wir kennen kein Inneres, das nicht einzig und allein in einem Äusseren gegeben würde. Ja, von dem Kunstwerk können wir mit Sicherheit behaupten, es bestehe zunächst lediglich aus einem Äusseren. Ich erinnere an die S. 55 besprochenen Worte Schiller‘s: das Schöne ist zwar „Leben“, sofern es in uns Gefühle, d. h. Thaten erregt, zunächst ist es jedoch lediglich „Form“, die wir „betrachten“. Erlebe ich nun bei dem Anblick von Michelangelo‘s *Nacht* und *Abenddämmerung* eine so tief innerliche und zugleich so intensive Erregung, dass ich sie nur mit dem Eindruck berückender Musik vergleichen kann, so ist

---

[1]) *The Renaissance, studies in art and poetry,* S. 134—139. *All art constantly aspires towards the condition of music . . . . Music, then, and not poetry, as is so often supposed, is the true type or measure of perfected art. Therefore, although each art has its incommunicable element, its untranslatable order of impressions, its unique mode of reaching the „imaginative reason“, yet the arts may be represented as continually struggling after the law or principle of music, to a condition which music alone completely realises . . . .*

[2]) Aufsatz *The Opera* in den *Miscellaneous Essays.*

das, wie Schiller sagt, „meine That“; nicht jede Seele hätte so erzittert; mancher Mensch hätte Ebenmass und Aufbau bewundern können, ohne dass ein Schauer des Gefühles ihn wie Ewigkeitsahnung durchbebt hätte; er hätte eben das Werk nur „betrachtet“. Gelingt es aber dem Künstler wirklich, durch die Betrachtung Gefühle zu erregen, durch Form Leben zu spenden, wie hoch müssen wir da nicht die Bedeutung der Form anschlagen! In einem gewissen Sinne dürfen wir ohne weiteres sagen: Kunst ist Gestalt. Und nennt Goethe die Kunst „eine Vermittlerin des Unaussprechlichen“, so fügen wir als Kommentar hinzu: nur das Gesprochene vermittelt das Unaussprechliche, nur das Geschaute das Unsichtbare. Gerade dieses Gesprochene und dieses sichtbar Gestaltete — nicht das, was unaussprechbar und unsichtbar bleibt — macht Kunst aus; nicht der Ausdruck ist Kunst, sondern das, was den Ausdruck vermittelt. Woraus erhellt, dass keine Frage in Bezug auf Kunst wichtiger ist, als die nach ihrem „Äusseren“, d. h. nach dem Prinzip ihrer Gestaltung.

Hier liegt nun die Sache bedeutend einfacher als bei der vorangegangenen Betrachtung; denn jenes „Musikalische“ betrifft ein Unaussprechliches, es zielt auf den Zustand des Künstlers (wie Schiller sagen würde), auf das innerste Wesen seiner Persönlichkeit, und zeigt an, welche Eigenschaften man besitzen müsse, um sein Werk nicht allein zu betrachten, sondern auch zu erleben, und über diese Dinge ist es schwer, sich deutlich mitzuteilen; hier dagegen handelt es sich um die sichtbare Gestalt. Ich glaube, wir können uns sehr kurz fassen und dürfen die apodiktische Behauptung aufstellen: echte germanische Kunst ist naturalistisch; wo sie es nicht ist, ist sie durch äussere Einflüsse aus ihrem eigenen, geraden, in den Rassenanlagen deutlich vorgezeichneten Wege hinausgedrängt worden. Wir sahen ja oben (S. 786), dass unsere Wissenschaft „naturalistisch“ ist und sich hierdurch wesentlich von der hellenischen, anthropomorphisch-abstrakten Wissenschaft unterscheidet. Hier ist der Schluss aus Analogie durchaus statthaft, denn wir schliessen von uns auf uns, und wir haben ja die selbe Anlage unseres Geistes auf weit von einander abliegenden Gebieten wiedergefunden. Ich

verweise namentlich auf die zweite Hälfte des Abschnittes über Weltanschauung. Das einmütige Bestreben unserer grössten Denker ging darauf hinaus, die sichtbare Natur von allen jenen Schranken und Deutungen zu befreien, mit welchen menschlicher Aberglaube, menschliche Furcht und Hoffnung, menschlich blinde Logik und Systematomanie sie mehr als mannshoch eingezäunt hatten. Auf der anderen Seite fanden wir Liebe zur Natur, treues Beobachten, geduldiges Befragen; wir fanden auch die Erkenntnis,. dass einzig die Natur Denken und Träumen, Wissen und Phantasie speist und grosszieht. Wie sollte eine so ausgesprochene Anlage, die sich bei keiner Menschenrasse der Vergangenheit oder Gegenwart wiederfindet, ohne Einfluss auf die Kunst bleiben? Nein, wie sehr auch manche Erscheinung geeignet sein mag, uns irrezuführen: unsere Kunst ist von Hause aus naturalistisch, und wo auch immer wir sie in Vergangenheit oder Gegenwart sich resolut zur Natur wenden sehen, da können wir sicher sein, dass sie den rechten Weg geht.

Dass ich mit dieser Behauptung vielfachen Widerspruch erregen werde, weiss ich; der Abscheu vor dem Naturalismus in der Kunst wird uns schon von unseren Ammen eingeflösst, zugleich die Ehrfurcht vor einem angeblichen Klassizismus; doch werde ich mich nicht verteidigen, und zwar nicht allein, weil mir der Raum dazu fehlt, sondern weil die Thatsachen zu überzeugend für sich sprechen, als dass sie meiner Erläuterung bedürften. Ohne mich also auf Polemik einzulassen, will ich zum Schluss nur noch einige von diesen Thatsachen von dem besonderen Standpunkt dieses Werkes aus beleuchten und ihre Bedeutung für den Zusammenhang des Ganzen zeigen.

Wie zeitig ein herrlich gesunder, kräftiger Naturalismus in der italienischen Bildhauerei Platz griff, prägt sich uns Laien schon durch den einen Umstand ein, dass er — trotzdem gerade in Italien und gerade in diesem Zweige der Kunst die Antike lähmend auf unsere eigene Art wirken musste — bereits zu Beginn des 15. Jahrhunderts in Donatello einen mächtigen, überzeugenden Ausdruck gewann, den keine spätere, künstlich gezüchtete Richtung hat wegwischen können. Wer die Propheten und Könige

auf dem Campanile zu Florenz, wer jene unvergessliche Büste des Niccolo da Uzzano gesehen hat, weiss, was unsere Kunst wird können, und dass sie andere Wege zu wandeln hat als die hellenische.[1]) Die Malerei wendet sich (wie ich das schon S. 956 bemerkte) gleich zur Natur, sobald der Germane den orientalisch-römischen Hieratismus abgeschüttelt hat. Nichts ist rührender,

[1]) Hier wie überall in diesem Kapitel bin ich gezwungen, mich auf einzelne, allbekannte Namen zu beschränken, die uns bei der Übersicht unserer Geschichte als Leitsterne dienen können, doch zeigt gerade ein sorgfältigeres Studium der Kunstgeschichte, wie es heute mit so viel Erfolg gepflegt wird, dass kein Genie wie ein Pilz über Nacht hervorschiesst. Jene Macht Donatello‘s, die gewissermassen wie eine Elementargewalt wirkt, wurzelt in hunderten und tausenden von redlichen Gestaltungsversuchen, die zwei und drei Jahrhunderte zurückreichen und deren Herd — das beachte man wohl — sich nicht im Süden, sondern im Norden befand. Man sehe nur die Prophetenreliefs im Georgenchor des Doms zu Bamberg an: hier ist Geist von Donatello‘s Geist. Ein Gelehrter, der diese Skulpturen neuerdings eingehend studiert hat, sagt, man sehe, wie der Künstler „d e r N a t u r m i t d e m S p ü r s i n n d e s E n t d e c k e r s n a c h g e h e“. Der selbe Kunsthistoriker sucht dann herauszufinden, in welcher Schule der Bamberger Bildhauer eine so erstaunliche Kraft der individuellen Charakteristik gelernt und geübt habe, und weist überzeugend nach, dass diese bedeutenden Leistungen deutscher Künstler aus den ersten Jahren des 13. Jahrhunderts an eine lange Reihe ähnlicher Versuche ihrer in politischen und gesellschaftlichen Beziehungen glücklicheren, freieren, reicheren germanischen Brüder im Westen anknüpfen. Diese gestaltende Sehnsucht, der Natur auf die Spur zu kommen, hatte schon längst einen künstlerischen Mittelpunkt im fränkischen und normannischen Norden (Paris, Reims u. s. w.), einen anderen in jenem unausrottbaren Centrum freier häretischer gotischer Kraft, in Toulouse, gefunden (vergl. Arthur Weese: *Die Bamberger Domskulpturen,* 1897, S. 33, 59 fg.). Wie sehr ein gleiches von der Malerei gilt, liegt für den ungelehrtesten Laien auf der Hand. Die Gebrüder van Eyck, hundert Jahre vor Dürer geboren, sind schon Meister des verehrungswürdigen, echten Naturalismus, und sie selber sind schon von ihrem Vater in dieser Schule erzogen; ohne den verhängnisvollen Einfluss Italiens, der immer wieder und immer wieder, wie jene periodischen Wellen des Stillen Oceans, unseren ganzen Erwerb an Eigenart wegschwemmte, wäre die Entwickelung unserer echt germanischen Malerei eine ganz andere gewesen.

als wenn man die begabten Nordländer — in einer erlogenen Civilisation grossgezogen, von den spärlichen Resten einer grossen, aber fremden Kunst umgeben und angeregt — nunmehr liebevoll und mühsam, dem Zuge ihres Herzens folgend, der Natur nachgehen sieht: nichts ist ihnen zu gross, nichts zu gering; vom Menschenantlitz bis zum Schneckengehäuse, Alles zeichnen sie getreulich auf, und wahrlich! trotz aller technischen Gewissenhaftigkeit verstehen sie es, „das Unaussprechliche zu vermitteln“.[1]) Bald war jener grosse Mann da, dessen Auge so tief in die Natur eindrang und der stets das Vorbild aller bildenden Künstler hätte bleiben sollen, Leonardo. „Kein Maler“, sagt ein heutiger Kunsthistoriker, „hatte sich so vollständig von der antiken Überlieferung frei gemacht — — — ein einziges Mal erwähnt er in seinen vielen Schriften die *Graeci e Romani* und zwar nur in Bezug auf bestimmte Drapierungen.“[2]) In seinem berühmten *Buch von der Malerei* schärft Leonardo den Malern beständig ein, dass sie Alles nach der Natur malen, niemals sich auf das Gedächtnis verlassen sollen (76); auch wenn sie nicht an der Staffelei stehen, auf Reisen und beim Spazierengehen, immer und unaufhörlich ist es Pflicht der Künstler, die Natur zu studieren; selbst an Flecken in Mauern, an der Asche eines erloschenen Feuers, am Schlamm und Schmutz sollen sie nicht achtlos vorübergehen (66); so soll ihr Auge ein „Spiegel“ werden, eine „zweite Natur“ (58a). Albrecht Dürer, Leonardo‘s gleichgrosser Zeitgenosse, erzählte dem Melanchthon, wie er in seiner Jugend die Gemälde hauptsächlich als Gebilde der Phantasie bewundert und auch seine eigenen nach dem Grade ihrer Mannigfaltigkeit geschätzt habe; „als älterer Mann habe er begonnen, die Natur zu beobachten und d e r e n u r s p r ü n g l i c h e s A n t l i t z nachzubilden und habe erkannt, dass diese Einfachheit der Kunst

---

[1]) Man weiss (siehe S. 790), wie unsere gesamte Naturwissenschaft auf der selben Grundlage der treuen, unermüdlichen Beobachtung jeder Einzelheit beruht und kann daraus entnehmen, wie eng verschwistert unsere Wissenschaft und unsere Kunst sind, beide die Erzeugnisse des selben individuellen Geistes.

[2]) E. Muntz: *Raphaël* 1881, p. 138.

höchste Zierde sei.“[1]) Wie peinlich genau Dürer es mit dieser Naturbeobachtung nahm, ist bekannt; wer es nicht weiss, sehe sich in der Albertina die Aquarellstudie eines *jungen Hasen* (Nr. 3073) an, sowie jenes unvergleichliche Meisterstück der Kleinmalerei, den *Flügel einer Blaurake* (Nr. 4840).[2]) Wie liebevoll Dürer die Pflanzenwelt studierte, ersieht man aus dem *grossen Rasen* und dem *kleinen Rasen* in der selben Sammlung. Soll ich Rembrandt noch nennen, damit man einsehen lerne, dass alle Grössten diesen selben Weg gewiesen haben? zeigen, wie er den Naturalismus, d. h. die Naturwahrheit, sogar in der Komposition freierfundener bewegter Bilder so weit getrieben hat, dass bis heute nur Wenige die Kraft und den Mut besassen, ihm nachzuwandeln? Auch hier will ich einen Fachmann anführen; vom *barmherzigen Samariter* sagt Seidlitz: „Da ist nichts von pathetischem, an den Beschauer sich wendenden Heroentum zu gewahren; die Teilnehmer der Handlung sind ganz mit sich beschäftigt, ganz bei der Sache. In Haltung, Miene und Gebärde ist jeder von ihnen durchaus von dem erfüllt, was ihn innerlich bewegt.“[3]) Das bedeutet, wie man sieht, einen Höhepunkt des Naturalismus: Seelenwahrheit an Stelle des äusserlich formalen Aufbaues nach angeblichen Gesetzen; kein Italiener hat je diesen Gipfel erstiegen. Es giebt nämlich wirklich „ewige Gesetze“ auch ausserhalb der ästhetischen Handbücher; das erste lautet: bleib dir selber treu! (S. 508). Darum steht Rembrandt so hoch für uns Germanen und wird für lange hinaus den Markstein bilden, an dem wir erkennen, ob die bildende Kunst auf unserem echten, rechten Wege weiterschreitet oder in fremde Länder sich verirrt. Wogegen jede klassische Reaktion, wie die am Schlusse des

---

[1]) Citiert nach Janitschek: *Geschichte der deutschen Malerei,* 1890, S. 349.

[2]) Dies ist der offizielle Katalogstitel; doch ist der betreffende Vogel, glaube ich, besser bekannt unter der Bezeichnung Mandelkrähe.

[3]) *Rembrandt‘s Radierungen,* 1894, S. 31. Siehe auch Goethe‘s kleinen Aufsatz über das selbe Bild, *Rembrandt der Denker.*

18. Jahrhunderts so gewaltthätig ins Werk gesetzte, eine Verirrung ist und heillose Verwirrung schafft.

Der Kampf um die Eigenart

Wer kann, wenn er einerseits auf Goethe‘s theoretische Lehren bezüglich der bildenden Kunst, andererseits auf Goethe‘s eigenes Lebenswerk schaut, zweifeln, wo die Wahrheit ist? Nie wurde ein so unhellenisches Werk geschrieben wie *Faust;* müsste hellenische Kunst unser Ideal sein, so bliebe uns nur übrig zu bekennen: Erfindung, Ausführung, Alles ist an dieser Dichtung ein Greuel. Und man gehe nicht achtlos an der fortschreitenden Bewegung innerhalb dieses mächtigen Werkes vorbei: denn — um das berühmte schale Stichwort (nicht ohne die gebührende Verachtung) zu gebrauchen — „olympisch“ wäre der e r s t e Teil im Vergleich zum zweiten zu nennen. Faust, Helena, Euphorion — und als Seitenstück, griechischer Klassizismus! Das homerische Gelächter, das uns bei dem Vergleich erfassen muss, ist das einzige „Griechische“ an der Sache. Auch der Sümpfe-trockenlegende Held hätte allenfalls den Römern, doch nimmermehr den Hellenen gefallen. Ist aber unsere Poesie — Dante, Shakespeare, Goethe, Josquin, Bach, Beethoven — bis ins Mark der Knochen ungriechisch, was soll es denn heissen, wenn man unserer bildenden Kunst Ideale vorhält und Gesetze vorschreibt, jener uns fremden Poesie entlehnt? Ist nicht die Poesie der gebärende Mutterschoss jeglicher Kunst? Soll unsere bildende Kunst nicht uns selber angehören, sondern ewig als hinkender Bankert ungeliebt und unbeachtet sich hinschleppen? Hier liegt ein verhängnisvoller Irrtum der so vielfach verdienten Humanisten zu Grunde: sie wollten uns aus römisch-kirchlicher Beschränkung befreien und wiesen auf das freie, schöpferische Hellenentum hin; doch bald stand die Altertumswissenschaft da und wir waren aus einem Dogma in das andere gefallen. Welche eigentümliche Beschränktheit dieser verderblichen Lehre eines angeblichen Klassizismus zu Grunde liegt, sieht man an dem Beispiel des grossen Winckelmann, von dem Goethe berichtet, er habe nicht bloss kein Verständnis für die Poesie gehabt, sondern geradezu eine „Abneigung“ gegen sie, auch gegen die griechische; selbst Homer und Aeschylus waren ihm lediglich als die unent-

behrlichen Kommentatoren zu seinen geliebten Statuen von Wert.[1]) Dass umgekehrt die klassische Philologie meistens eine eigentümliche Unempfänglichkeit für bildende Kunst, wie auch für die Natur erzeugt, hat jeder von uns oft zu beobachten Gelegenheit gehabt. Über Winckelmann‘s berühmten Zeitgenossen F. A. Wolf erfahren wir z. B., dass sein Stumpfsinn der Natur gegenüber und seine absolute Verständnislosigkeit für Werke der Kunst ihn Goethe fast unerträglich machten.[2]) Wir stehen also hier — bei unserem Dogma der klassischen Kunst — vor einem pathologischen Phänomen, und wir müssen uns freuen, wenn der gesunde, herrliche Goethe, der auf der einen Seite der krankhaften klassischen Reaktion Vorschub leistet, auf der anderen unentwegt naturalistische Ratschläge giebt. So warnt er z. B. am 18. September 1823 Eckermann vor phantastischer Dichterei und belehrt ihn: „die W i r k l i c h k e i t muss die Veranlassung und den Stoff zu allen Gedichten hergeben; allgemein und poetisch wird ein spezieller Fall eben dadurch, dass ihn der Dichter behandelt . . . der Wirklichkeit fehlt es nicht an poetischem Interesse.“ Die reine Lehre der Donatello und Rembrandt! Und studieren wir nun Goethe‘s Auffassung genauer — wozu z. B. die *Einleitung in die Propyläen* gute Dienste leisten wird (aus 1798, also gerade an der Grenze unseres Gegenstandes) — so werden wir finden, dass das „Klassische“ bei ihm kaum mehr als ein faltiger Überwurf ist. Immer wieder schärft er das Studium der Natur als „vornehmste Forderung“ ein, und verlangt nicht etwa das bloss rein-künstlerische Studium, sondern exakte naturwissenschaftliche Kenntnisse (Mineralogie, Botanik, Anatomie u. s. w.): das ist entscheidend, denn das ist absolut unhellenisch und durchaus spezifisch germanisch. Und finden wir daselbst das schöne Wort: der Künstler solle „wetteifernd mit der Natur“ ein Werk hervorzubringen trachten, „z u g l e i c h n a t ü r l i c h u n d ü b e r n a t ü r l i c h,“ so werden wir ohne Zögern in diesem

[1]) *Winckelmann* (Abschnitt *Poesie*).
[2]) F. W. Riemer: *Mitteilungen über Goethe,* 1841, I, 266.

Credo einen direkten Gegensatz zum hellenischen Kunstprinzip entdecken; denn dieses letztere greift weder hinunter bis in die Wurzeltiefen der Natur, noch reicht es hinauf bis in das Übermenschliche.[1])

Diese Gegenüberstellung verdient einen besonderen Absatz.

Wem das tönende Erz ästhetischer Phrasen nicht genügt, wer die Eigenart hellenischer Kunst durch klare Erkenntnis der besonderen, nie wiederkehrenden Individualität des besonderen Menschenstammes zu erfassen wünscht, wird gut daran thun, den griechischen Künstler nicht willkürlich aus seiner geistigen Umgebung loszutrennen, sondern immer wieder die griechische Naturwissenschaft und Philosophie zum Vergleich heranzuziehen und sie kritisch zu betrachten. Dann wird er erkennen, dass jenes M a s s, welches wir an den Gebilden hellenischer Schöpferkraft bewundern, aus einer angeborenen Beschränkung — nicht Beschränktheit, aber Beschränkung — hervorgeht, nicht etwa als ein besonderes, rein künstlerisches Gesetz, sondern als ein durch die ganze Natur dieser Individualität Bedingtes. Das klare Auge des Hellenen versagt, sobald der Blick über den Kreis des im engeren Sinne des Wortes Menschlichen hinüberirrt. Seine Naturforscher sind nicht treue Beobachter, und sie entdecken trotz der grossen Begabung gar nichts — was zuerst sehr auffällt, jedoch leicht erklärlich ist, da Entdeckung immer nur durch Hingabe an die Natur, niemals durch eigene menschliche Kraft erfolgt (S. 760 fg.).[2]) Hier also finden wir eine klare, scharfe Grenze

---

[1]) Goethe schreibt auch einmal (*Dichtung und Wahrheit,* Buch 15): „Allein niemand bedachte, dass wir nicht sehen können wie die Griechen, und dass wir niemals wie sie dichten, bilden und heilen werden.“

[2]) So hatte Aristoteles z. B. bemerkt, dass in einem dichten Walde der Sonnenschein runde Lichtflecken wirft; anstatt aber sich durch kindlich einfache Beobachtung zu überzeugen, dass diese Flecken Sonnenbilder und daher rund seien, konstruierte er sofort eine haarsträubend komplizierte, tadellos logische und absurd falsche Theorie, die bis auf Kepler für unanfechtbare Wahrheit galt.

nach unten zu: nur was im Menschen selbst liegt — Mathematik und Logik — konnte sich den Hellenen als echte Wissenschaft erschliessen; hier leisteten sie denn auch Bewundernswertes. Nach oben zu ist die Grenze ebenso sichtbar. Ihre Philosophie verschliesst sich von vornherein gegen alles, was ein Goethe „übernatürlich“ nennen würde und was dieser in Faust‘s Gang zu den Müttern und in dessen Himmelfahrt poetisch dargestellt hat. Auf der einen Seite finden wir den streng logischen Rationalismus des Aristoteles, auf der anderen die pythagoreisch-platonische, poetische Mathematik. Plato‘s Ideen, wie ich schon früher bemerkt habe (S. 795), sind durchaus real, ja konkret. Der tiefe Blick nach innen, in jene andere, „übernatürliche“ Natur — der Blick in das, worüber der Inder als Âtman sann, in das, was jedem ersten besten unserer Mystiker als „das Reich der Gnade“ vertraut war, und was Kant das Reich der Freiheit nannte — der blieb den Hellenen durchaus versagt. Dies die scharfe Grenze nach oben. Was bleibt, ist der Mensch, der sinnlich wahrgenommene Mensch, und alles das, was dieser Mensch von seinem ausschliesslich und beschränkt menschlichen Standpunkt aus wahrnimmt. So war jenes Volk beschaffen, welches hellenische Kunst hervorbrachte. Dass diese Geistesverfassung eine vortreffliche war für künstlerisches Leben: wer möchte es leugnen, wo die Thatsachen so beredt sprechen? Doch sehen wir diese hellenische Kunst aus der gesamten Geistesanlage dieses einen besonderen Menschenstammes hervorwachsen; was soll es nun für einen Sinn haben, wenn man uns, deren Geistesanlage offenbar weit von jener abweicht, dennoch hellenische Kunstprinzipien als Norm und Ideal vorhält? Soll denn unsere Kunst um jeden Preis eine „künstliche“ sein, nicht eine organische? eine gemachte, nicht eine sich selbst machende, das heisst lebende? Sollen wir nicht das Recht haben, Goethe‘s Mahnung zu folgen, in der aussermenschlichen Natur zu fussen, in die übermenschliche Natur hinaufzustreben — beides den Hellenen verschlossene Gebiete? Sollen wir des selben Goethe Wort unbeachtet lassen: „Wir k ö n n e n nicht sehen wie die Griechen und werden niemals wie sie dichten und bilden?

Die Geschichte unserer Kunst ist nun zum grossen Teil ein Kampf: ein Kampf zwischen unserer eigenen, angeborenen Anlage und der uns aufgezwungenen fremden. Man wird ihm auf Schritt und Tritt begegnen — von jenem Bamberger Meister an bis zu Goethe. Bisweilen ist es eine Schule, die eine andere bekämpft; häufig wird der Kampf in der Brust eines einzelnen Künstlers ausgefochten. Er setzte sich durch das ganze 19. Jahrhundert fort.

Der innere Kampf

Doch giebt es noch einen anderen Kampf, und zwar ist dieser ein ungeteilt segensvoller, der die Entwickelung unserer Kunst begleitet und gestaltet. Um ihn zu charakterisieren, wird uns Goethe's vorhin angeführtes Wort, unsere Kunstwerke sollten „natürlich und zugleich übernatürlich" sein, gute Dienste leisten. Beides zu treffen — das Natürliche und das Übernatürliche zugleich — ist nicht Jedermanns Sache. Auch stellt sich das Problem sehr verschieden je nach der Kunstart. Um uns klar darüber zu werden, können wir jene beiden Ausdrücke, „natürlich" und „übernatürlich", die eigentlich beide zu Kunst nicht recht gut passen, durch naturalistisch und musikalisch wiedergeben. Der Gegensatz des Natürlichen ist das Künstliche, und da kommen wir nicht weiter; dagegen ist der Gegensatz des Naturalistischen das Idealistische, und das hellt gleich Alles auf. Der hellenische Künstler gestaltet nach der menschlichen I d e e der Dinge, wir verlangen dagegen das Naturgetreue, d. h. dasjenige Gestaltungsprinzip, welches die selbsteigene Individualität der Dinge erfasst. Was andrerseits das von Goethe erforderte Übernatürliche anbetrifft, so ist darauf zu bemerken, dass unter allen Künsten einzig die Musik unmittelbar — d. h. schon ihrem Stoffe nach — übernatürlich ist; das Übernatürliche an den Werken der anderen Künste darf darum (vom künstlerischen Standpunkt aus) als ein musikalisches bezeichnet werden. Diese beiden Richtungen, oder Eigenschaften, oder Instinkte, oder wie man sie nennen will — das Musikalische einerseits, das Naturalistische andrerseits — sind nun, wie meine bisherigen Ausführungen gezeigt haben, die beiden Grundkräfte unseres ganzen künstlerischen Schaffens; sie widersprechen sich nicht, wie oberflächliche Geister zu wähnen pflegen, im Gegenteil, sie ergänzen sich, und gerade aus dem Beisammen-

sein solcher gegensätzlichen und doch in engster Korrelation stehenden Triebe besteht Individualität.[1]) Der Mann, der den einen abgerissenen Mandelkrähenflügel so minutiös malt, als ginge es um sein Seelenheil, ist der selbe, der *Ritter, Tod und Teufel* ersinnt. Doch ist es ohne Weiteres klar, dass aus dieser Beschaffenheit unseres Geistes sich ein reiches inneres Leben widerstreitender oder auch in den verschiedensten Kombinationen sich vereinigender Kräfte ergeben musste. Die musikalische Befähigung trug uns wie auf Engelsschwingen in Regionen hinauf, wohin noch kein menschliches Sehnen jemals hingelangt war. Der Naturalismus war ein Rettungsanker, ohne den unsere Kunst sich bald in Phantasterei, Allegorien, Ideenkryptographie verloren hätte. Man wäre fast geneigt, auf den lebensvollen Antagonismus und die um so reichere Kraft der vereinigten Patrizier und Plebejer in Rom hinzuweisen (siehe S. 126).

Shakespeare und Beethoven

Diese Betrachtungsweise, die ich hier nicht näher ausführen kann, empfehle ich der Beachtung: sie enthält, glaube ich, die ganze Geschichte unserer echten, lebendigen Kunst.[2]) Nur an zwei Beispielen will ich den soeben genannten Kampf zwischen den beiden Prinzipien der Gestaltung in seinem Wesen und in seinen Folgen exemplifizieren. Wenn der starke naturalistische Trieb unsere Dichtkunst nicht von der Musik losgerissen hätte, hätten wir nie einen S h a k e s p e a r e erlebt. Auf hellenischem

---

[1]) Vergl. S. 724. So sehen wir z. B. die bildende Kunst der Griechen zwischen dem Typischen und dem Realistischen pendeln, während die unsere das ganze Bereich vom Phantastischen bis zum streng Naturgetreuen durchschweift.

[2]) Das „Wahre“ muss sich überall „bewähren“. Und so verweise ich denn zur Bestätigung, dass meine allgemeine, philosophische Auffassung den Ausdruck konkret vorhandener Verhältnisse enthält, mit Vorliebe auf Spezialforschungen. So kommt z. B. Kurt Moriz-Eichborn in seinem vortrefflichen Werk über den *Skulpturenscyklus in der Vorhalle des Freiburger Münsters,* 1899 (S. 164 mit den vorangehenden und nachfolgenden Abschnitten) zu dem Schlusse: germanische Kunst wurzele und gipfele in „dem *Naturalismus* und dem *Drama*“; und für das Drama verweist er auf Wagner, also auf Musik.

Boden wäre also eine der höchsten Erscheinungen schöpferischer Kraft ausgeschlossen gewesen. Schiller schreibt an Goethe: „Es ist mir aufgefallen, dass die Charaktere des griechischen Trauerspiels mehr oder weniger idealische Masken und keine eigentlichen Individuen sind, wie ich sie in Shakespeare und auch in ihren Stücken finde.“[1]) Diese Zusammenstellung von zwei Dichtern, die so weit auseinanderstehen, ist interessant: was Goethe und Shakespeare verbindet, ist Naturtreue. Shakespeare‘s Kunst ist durchaus naturalistisch, ja, bis zur Roheit — Gott Lob, bis zur Roheit. Wie Leonardo lehrt, auch den „Schmutz“ soll der Künstler liebevoll studieren. Darum wurde ein Shakespeare in dem Jahrhundert erlogener Klassizität so schmählich verkannt und konnte ein so grosser Geist wie Friedrich die Tragödien eines Voltaire denen jenes gewaltigen Poeten vorziehen. Dass nun seine Darstellungsart nicht naturgetreu im Sinne des sogenannten „Realismus“ ist, wurde neuerdings von etlichen Kritikern übel vermerkt; doch wie Goethe sagt: „Kunst heisst eben darum Kunst, weil sie nicht Natur ist.“[2]) Kunst ist Gestaltung; sie ist Sache des Künstlers und der besondern Kunstart; unbedingte Naturtreue von einem Werke fordern, ist erstens überflüssig, da die Natur selbst das leistet, zweitens ungereimt, da der Mensch nur Menschliches schaffen kann, drittens widersinnig, da der Mensch durch die Kunst die Natur zwingen will, ein „Übernatürliches“ zur Darstellung zu bringen. In jedem Kunstwerk wird es also eine eigenmächtige Gestaltung geben;[3]) naturalistisch kann Kunst nur in ihren Zielen, nicht in ihren Mitteln sein; der sogenannte „Realismus“ ist eine tiefe Ebbe künstlerischer Potenz; schon Montesquieu sagte von den realistischen Dichtern: *„Ils passent leur vie à chercher la nature, et la manquent toujours.“*

---

[1]) 4. April 1797.

[2]) *Wanderjahre,* 2, 9.

[3]) Mit besonders wohlthuender wissenschaftlicher Klarheit dargethan von Taine: *Philosophie de l‘Art,* I, ch. 5. Wogegen Seneca‘s *omnis ars imitatio est naturae* die echt römische Seichtigkeit in allen Fragen der Kunst und der Philosophie zeigt.

Von Shakespeare, dem Poeten, verlangen, seine Helden sollen keine poetische Reden halten, ist gerade so vernünftig, wie wenn Giovanni Strozzi Michelangelo's *Nacht* anruft, der Stein solle aufstehen und reden. Shakespeare selbst hat (im *Wintermärchen*) mit unendlicher Grazie das Gespinst dieser ästhetischen Sophismen zerstört:

> Yet nature is made better by no mean
> But nature makes that mean: so, o'er that art
> Which, you say, adds to nature, is an art
> That nature makes — — — this is an art
> Which does mend nature, change it rather, but:
> The art itself is nature.

Da es das Ziel von Shakespeare's Drama ist, Charaktere zu schildern, so wird der Grad seines Naturalismus an nichts anderem gemessen werden können, als an der naturgetreuen Darstellung von Charakteren. Wer vermeint, die kinematographische Wiedergabe des täglichen Lebens auf der Bühne sei naturalistische K u n s t, steht zu sehr auf dem naivsten Panoptikumsstandpunkt, als dass eine Diskussion mit ihm sich verlohnen könnte.[1]) —

---

[1]) Höchstens kann man einem solchen Manne die Wohlthat erweisen, ihn auf Schiller's lichtvolle Ausführungen über diesen Gegenstand zu verweisen, welche in den Sätzen gipfeln: „Die Natur selbst ist eine Idee des Geistes, die nie in die Sinne fällt. Unter der Decke der Erscheinung liegt sie, aber sie selbst kommt niemals zur Erscheinung. Bloss der Kunst des Ideals ist es verliehen, oder vielmehr es ist ihr aufgegeben, diesen Geist des Alls zu ergreifen und in einer körperlichen Form zu binden. Auch sie selbst kann ihn zwar nie vor die Sinne, aber doch durch ihre schaffende Gewalt vor die Einbildungskraft bringen und dadurch w a h r e r s e i n, a l s a l l e W i r k l i c h k e i t, u n d r e a l e r, a l s a l l e E r f a h r u n g. Es ergiebt sich daraus von selbst, dass der Künstler kein einziges Element aus der Wirklichkeit brauchen kann, wie er es findet, dass sein Werk i n a l l e n T e i l e n i d e e l l s e i n m u s s, w e n n e s a l s e i n G a n z e s R e a l i t ä t h a b e n u n d m i t d e r N a t u r ü b e r e i n s t i m m e n s o l l". *(Über den Gebrauch des Chors in der Tragödie.)*

Mein zweites Beispiel soll von dem anderen Extrem hergenommen werden. Die Musik hatte sich bei uns, wie man sah, zwar nicht ganz, doch fast von der Dichtkunst geschieden; es schien, als hätte sie sich von der Erde losgelöst. Sie wurde so vorwiegend, ja, fast ausschliesslich Ausdruck, dass es bisweilen den Anschein hatte, als höre sie auf Kunst zu sein, denn wir haben gesehen, Kunst ist nicht Ausdruck, sondern das, was den Ausdruck vermittelt. Und in der That, während Lessing, Herder, Goethe, Schiller in der Musik ein Höchstes verehrt und Beethoven von ihr gesagt hatte, sie sei „der einzige unverkörperte Eingang in eine höhere Welt“, fanden sich bald Leute ein, welche kühn behaupteten und alle Welt belehrten, die Musik drücke gar nichts aus, bedeute gar nichts, sondern sei lediglich eine Art Ornamentik, ein kaleidoskopisches Spiel mit Schwingungsverhältnissen! So rächt es sich, wenn eine Kunst den Boden der Wirklichkeit verlässt. Doch war in Wahrheit etwas ganz Anderes geschehen, als was diese Nusschalgehirne sich für ihre bescheidenen geistigen Bedürfnisse zurecht gelegt hatten. Unsere Tonkünstler hatten inzwischen durch eine genau halbtausendjährige Arbeit nach und nach eine immer vollkommenere Beherrschung ihres Materials erreicht, es immer geschmeidiger und gefügiger, d. h. also gestaltungsfähiger gemacht (vergl. S. 981), was in Griechenland bei dem engen, untergeordneten Anschluss an das Wort, ebensowenig jemals hätte gelingen können, wie die Geburt eines Shakespeare. Dadurch war die Musik immer mehr echte „Kunst“ geworden, da sie in zunehmendem Masse in den Stand gesetzt worden war, Ausdruck zu vermitteln. Und erst in Folge dieser Entwickelung ist auch sie — die früher mehr rein formale, wie ein faltiges Gewand den lebendigen Leib der Dichtung umgebende Kunst — nunmehr der uns Germanen eigenen, naturalistischen Gestaltungsrichtung zugänglich geworden. Nichts wirkt so unmittelbar, wie die Musik. Shakespeare konnte nur durch Vermittelung des Verstandes Charaktere malen; gewissermassen durch doppelten Spiegelreflex; denn zuerst spiegelt sich der Charakter in Handlungen wieder, die weitläufiger Bestimmung bedürfen, um verstanden zu werden, und dann spiegeln wir unser Urteil auf den

Charakter zurück. Die Musik dagegen schenkt augenblickliche Verständigung; sie giebt das Widerspruchsvolle der momentanen Stimmung, sie giebt die schnelle Folge der wechselnden Gefühle, die Erinnerung an längst Vergangenes, die Hoffnung, die Sehnsucht, die Ahnung, das Unaussprechbare; durch sie erst — und zwar mit voller Meisterschaft erst durch die an der Schwelle des 19. Jahrhunderts in Beethoven kulminierende Entwickelung — ist Seelennaturalismus möglich geworden.

Zusammenfassung

Die unserer ganzen Kunstentwickelung zu Grunde liegenden Faktoren fasse ich der Deutlichkeit wegen noch einmal zusammen: auf der einen Seite die Tiefe, Gewalt und Unmittelbarkeit des Ausdruckes (also das musikalische Genie) als unsere individuellste Kraft, auf der anderen, das grosse Geheimnis unserer Überlegenheit auf so vielen Gebieten, nämlich die uns angeborene Neigung, mit Wahrhaftigkeit und Treue der Natur nachzugehen (Naturalismus); diesen zwei gegensätzlichen, doch in allen höchsten Schöpfungen wechselseitig sich ergänzenden Trieben und Fähigkeiten gegenüber, die Überlieferung einer fremden, vergangenen, in strenger Beschränkung zu hoher Vollkommenheit gelangten Kunst, die uns lebhafte Anregung und reiche Belehrung gewährt, doch zugleich durch die Vorspiegelung eines fremden Ideals immer wieder in die Irre führt und uns namentlich verleitet, gerade das, was wir am besten können — das musikalisch Ausdrucksvolle und das naturalistisch Getreue — zu verschmähen. Wer diesen Winken folgt, wird, davon bin ich überzeugt, auf jedem Kunstgebiete sehr lebendige Vorstellungen und fruchtbare Einsichten gewinnen. Ich möchte nur noch die Mahnung hinzufügen, dass man die Dinge, wo es sich darum handelt, sie zu einem Ganzen zu verbinden, zwar genau, doch nicht von zu nahe ansehen soll. Betrachten wir unsere Zeit z. B. als das Ende der Welt, so werden wir von der so nahen Pracht der grossen Epoche Italiens fast erdrückt; gelingt es uns dagegen, bis in die weit offenen Arme einer verschwenderisch spendenden Zukunft zu flüchten, dann wird uns vielleicht jene wunderbare Blüte bildender Kunst doch nur als eine Episode in einem viel grösseren Ganzen erscheinen. Schon die blosse Existenz eines Mannes wie Michel-

angelo, neben einem Raffael, weist in zukünftige Zeiten und auf zukünftige Werke. Die Kunst ist stets am Ziel: dieses Wort Schopenhauer's habe ich mir schon früher angeeignet und bin darum in diesem Abschnitt nicht der historischen Entfaltung von Giotto und Dante bis Goethe und Beethoven nachgegangen, sondern den bleibenden Zügen der individuellen Menschenart. Einzig die Kenntnis dieser treibenden und zwingenden Züge ist es, was ein wirkliches Verständnis der Kunst der Vergangenheit und der Gegenwart ermöglicht. Von uns Germanen soll noch viel Kunst geschaffen werden, und was geschaffen wird, dürfen wir nicht an dem Massstab eines fremden Früheren messen, sondern wir müssen es mittelst einer umfassenden Kenntnis unserer gesamten Eigenart beurteilen. So nur werden wir ein Kriterium besitzen, das uns befähigt, mit Liebe und Verständnis den so weit auseinandergehenden künstlerischen Bestrebungen des 19. Jahrhunderts gerecht zu werden, und jenem giftspeienden Drachen aller Kunstbetrachtung — der geflügelten Phrase — den Garaus zu machen.

Schlusswort

Mein Notbrückenbau wäre vollendet. Nichts fanden wir für unsere germanische Kultur bezeichnender, als das Handinhandgehen des Triebes zur Entdeckung und des Triebes zur Gestaltung. Entgegen den Lehren unserer Historiker behaupten wir, nie hat Kunst und nie hat Wissenschaft bei uns gerastet; thäten sie es, so wären wir keine Germanen mehr. Ja, wir sehen, dass sich beide bei uns gewissermassen bedingen: die Quelle unserer Erfindungsgabe, aller unserer Genialität, sogar der ganzen Originalität unserer Civilisation, ist die Natur; doch gaben Philosophen und Naturforscher Goethe Recht, als er sprach: „die würdigste Auslegerin der Natur ist die Kunst.“[1])

Wie viel wäre gerade hier noch hinzuzufügen! Doch ich habe nicht allein den Schlussstein zu dem Notbrückenbau dieses

---

[1]) *Maximen und Reflexionen.*

Kapitels schon gelegt, sondern damit zugleich zu diesem ganzen Buche, welches ich auch — vom Anfang bis zum Ende — nicht anders als wie einen Notbrückenbau betrachte und betrachtet wissen will. Ich sagte gleich zu Beginn (siehe die erste Seite des Vorworts), ich wolle nicht belehren; selbst an den sehr wenigen Stellen, wo ich über mehr Kenntnisse verfügte als der durchschnittlich gebildete Mensch, der nicht in dem betreffenden Fache besonders bewandert ist, war ich bestrebt, dieses Wissen sich nicht hervordrängen zu lassen; denn mein Ziel war nicht, neue Thatsachen vorzubringen, sondern Allbekanntes zu gestalten, ich meine in der Art zu gestalten, dass es vor dem Bewusstsein ein lebendiges Ganzes bilde. Was Schiller von der Schönheit sagt — sie sei zugleich unser Zustand und unsere That — gestattet eine Anwendung auf das Wissen. Zunächst ist Wissen etwas rein Gegenständliches, es bildet keinen Bestandteil der wissenden Person; wird aber dieses Wissen „gestaltet", so tritt es in das Bewusstsein als dessen lebendiger Bestandteil ein und ist nunmehr „ein Zustand unseres Subjektes". Dieses Wissen kann ich jetzt von allen Seiten betrachten, es gewissermassen um- und umwenden. Das ist schon viel gewonnen, sehr viel. Doch es kommt noch mehr. Ein Wissen, das ein Zustand meines ich geworden ist, b e t r a c h t e ich nicht bloss, ich f ü h l e es; es ist ein Teil meines Lebens: „mit einem Wort, es ist zugleich mein Zustand und meine That". Wissen zu That umwandeln! die Vergangenheit so zusammenfassen, nicht dass man mit hohler, erborgter Gelehrsamkeit über längst verscharrte Dinge prunke, sondern dass das Wissen von dem Vergangenen eine lebendige, bestimmende Kraft der Gegenwart werde! ein Wissen, so tief ins Bewusstsein eingedrungen, dass es auch unbewusst das Urteil bestimme! Gewiss ein hohes, erstrebenswertes Ziel. Und zwar um so erstrebenswerter, je unübersichtlicher alles Wissen durch die zunehmende Anhäufung des Gewussten wird. „Um sich aus der grenzenlosen Vielfachheit wieder ins Einfache zu retten, muss man sich immer die Frage vorlegen: wie würde sich Plato benommen haben"? — so belehrt uns unser grösster Germane, Goethe. Doch möchte man bei diesem Spruche schier ver-

zweifeln, denn wer wagt es zu antworten: so hätte ein heutiger, germanischer Plato die Sache angefasst, um sie wieder ins Einfache (und das heisst ins Lebensfähige) zu retten?

Dass es mir in diesem Buche gelungen sei, die Grundlagen des 19. Jahrhunderts nach diesem Grundsatz zu gestalten, wäre ich der Letzte zu behaupten. Zwischen der Inangriffnahme und der Vollendung eines derartigen Unternehmens leiden zu viele Absichten und Hoffnungen an den engen, schroffen Grenzen des eigenen Vermögens Schiffbruch, als dass man nicht mit Demut den Schlussstrich ziehen sollte. Was daran gelungen sein mag, verdanke ich jenen Grössten unseres Stammes, auf die ich die Augen unwandelbar gerichtet hielt.

REGISTER

(Die Ziffern beziehen sich auf die in Marginalien angegebenen Seitenzahlen der grossen Ausgabe.)

(Register-Ende in Quelle)